Weltgeschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Text-Ausgabe.

Zweite, unveränderte Auflage.

Vierter Band.

Leipzig 1896, Duncker & Humblot.

Weltgeschichte

von

Leopold von Ranke.

Vierter Band.

Weltgeschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Text-Ausgabe.

Zweite, unveränderte Auflage.

Vierter Band.

Mit einem Anhang:

Aufsätze zur eigenen Lebensbeschreibung.
Tagebuchblätter.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1896.

Vorwort*.

Was vorm Jahr bei der Herausgabe des 7. Teils der Weltgeschichte Rankes nicht sicher versprochen werden konnte, hat sich bei sorgfältiger Prüfung als ausführbar erwiesen: eine Fortsetzung, so gut wie unmittelbar aus den nachgelassenen Papieren des Meisters geschöpft. Wie es sich näher damit verhält, davon geben die folgenden Zeilen Rechenschaft, deren Ablegung mir die Herren Mitarbeiter freundlich überlassen haben.

Ranke selber war nicht gesonnen, wenn ihm die eigenhändige Vollendung seines Werkes beschieden gewesen wäre, dasselbe in gleich eingehender Weise bis auf die neueste Zeit herabzuführen. Er, der eine unüberwindliche Scheu vor jeder Wiederholung in sich trug, konnte die allgemeine Geschichte der modernen Jahrhunderte, die in der Summe seiner Hauptschriften enthalten ist, nicht abermals des breiteren erzählen wollen. Wenige Wochen vor seinem Tode vernahm ich aus seinem Munde, daß er statt dessen nur einen raschen Überblick in einem groß angelegten Schlußkapitel zu geben vorhatte. Dagegen lag es ihm dringend am Herzen, seine Anschauung auch des späteren Mittelalters — ein Gegenstand, über den in der Litteratur kaum noch das Wort ergriffen — dem deutschen Leser im Zusammenhang vorgeführt zu sehen. In letztwilligen Aufzeichnungen sprach er den Wunsch aus, daß diese Absicht auch nach seinem vorzeitigen Hingang ins Werk gesetzt werde.

Die Jahrhunderte, welche jetzt noch in Betracht kommen, hat Ranke in seinen Vorlesungen öfters behandelt: das 12. und die erste Hälfte des 13. in Verbindung mit den vorhergehenden zuletzt im Winter 1869 auf 1870, die Zeit vom Ausgang der Staufer bis zum Ende des Mittelalters im darauffolgenden Sommersemester. Wie für alle seine Kollegien, wurden auch für diese ausführlich gehaltene Hefte angelegt und aufbewahrt. Die einfache Herausgabe solcher Hefte hat er selbst nun freilich nicht ins Auge gefaßt. Er dachte vielmehr an ihre Bearbeitung durch einen geistig befreundeten

* Zunächst für den 8. Teil der ersten Ausgabe geschrieben.

Fortsetzer, der, überall im engsten Anschluß an die Ideen und die Absichten des Verewigten, doch auch wieder eine eigene, auf den gegenwärtigen Stand der Forschung erhobene Darstellung darauf gründen sollte. In dem Kreise der Hinterbliebenen und Vertrauten, der darüber zu Rate ging, konnte man sich indes zu einer derartigen Auskunft nicht entschließen. Ganz abgesehen von der ungemeinen Schwierigkeit eines Verfahrens, welches in jedem Augenblick die Vereinigung von Dienst und Freiheit, Selbständigkeit und Selbstentäußerung erfordert hätte, schien auch im Falle des Gelingens das vornehmste Verlangen der Lesewelt durch eine derartige Fortsetzung nicht befriedigt. Es ist ein Beweis edler Bescheidenheit, wenn Ranke außer acht ließ, daß dem Publikum an seiner Weltgeschichte nichts so wichtig war, als daß es eben Rankes Weltgeschichte sei und nichts anderes. Aus dieser Erwägung ergab sich als Grundsatz: die schlichte Herausgabe der hinterlassenen Papiere, mit demjenigen Maße äußerer Bearbeitung, ohne welches an eine Veröffentlichung überhaupt nicht zu denken gewesen wäre.

Denn soviel lehrte der Augenschein, daß vom bloßen Abdruck des Vorhandenen nicht die Rede sein könne. Die jüngere Periode vom Jahre 1250 an lag noch allenfalls in einer Fassung vor, welche großenteils aus einem Guß, und zwar für jene letzte Wiederholung des Vortrags im Jahre 1870 gefertigt ist; doch fehlte es auch hier nicht ganz an kleinen Lücken, Einlagen älteren Ursprungs, mehrfachen Berichten über die nämlichen Begebenheiten u. s. w. Dagegen verdienten diejenigen Papiere, welche sich auf die allgemeine Geschichte vom ersten Kreuzzug bis auf den Tod Kaiser Friedrichs II. beziehen, überhaupt kaum mehr den Namen eines Kollegienheftes. Es waren höchstens die Trümmer eines solchen, das, ursprünglich in den dreißiger Jahren geschrieben, seitdem niemals im ganzen, desto häufiger jedoch — bis in die fünfziger, vielleicht die sechziger Jahre hinein — in fast allen einzelnen Abschnitten umgewandelt worden ist. Bisweilen fand sich die jüngere Version auf die ältere aufgeklebt; weit öfter liefen die verschiedenen Gestaltungen neben, wohl auch durcheinander her, so daß das Ganze einem Chaos glich, in welchem sich nur der Schöpfer leicht zurechtgefunden haben mag.

Die Familie von Ranke dachte mir die Ehre der Herausgabe zu; doch glaubte ich, dieselbe mit einem besonders dazu Berufenen teilen zu müssen. Ranke selbst hatte ausdrücklich auf Herrn Dr. Georg Winter, Kgl. Archivar in Marburg, als auf denjenigen unter all den jüngeren Gelehrten, die ihm wissenschaftlich an die Hand gegangen waren, hingewiesen, welcher seine Schriftzüge, die bei Aufzeichnungen zu eigenem Gebrauch sehr nahe an das Unleserliche streifen, am sichersten zu enträtseln verstehe. Dr. Winter übernahm auf unsere Bitte bereitwillig den schwierigsten, wichtigsten, in jeder Hinsicht grundlegenden Teil der erforderlichen Leistung: die philologische Herstellung des überlieferten Textes in seinem ganzen Umfange. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß diese, schon äußerlich betrachtet ungewöhnlich große Arbeit nur durch eine ebenso angestrengte innere Thätigkeit zu voll-

bringen war. Zur bloßen Entzifferung bedurfte es eines in den Gegenstand eindringenden Studiums, welches der Sache selbst noch weiter zu gute kam, insofern Dr. Winter nicht versäumte, die angezogenen Dokumente und Quellenaussagen im Wortlaute zu vergleichen, eine Anzahl von Versehen in Daten, Namen und sonstigen thatsächlichen Angaben zu berichtigen u. s. f. Überdies ordnete er innerhalb der von Ranke vorgenommenen Gliederung nach Kapiteln, das zersplitterte Material nach chronologischen und sachlichen Gesichtspunkten, so daß sich die Grundzüge der Komposition deutlich herausstellten. Nicht minder war er beflissen, die doppelten, mitunter drei- oder mehrfachen Fassungen der Erzählung voneinander zu sondern und ihr relatives Alter zu bestimmen. Kurzum, er entledigte sich seiner mühevollen Aufgabe in einer Weise, daß man das wesentliche Verdienst an dem Zustandekommen der vorliegenden Edition ihm beizumessen hat.

Unserer Abrede gemäß stellte mir Dr. Winter sein musterhaftes Manuskript aufs gütigste zu weiterer Verfügung. Da wir nichts drucken durften, was Ranke selbst bereits entschieden verworfen, der Vorzug der einen oder der anderen Wendung sich jedoch nicht immer direkt erkennen ließ, so blieb nichts übrig, als sich an zuverlässige Schülerhefte aus jüngster Zeit zu halten. Die Vorlesung über das nachstaufische Zeitalter habe ich selbst bei ihrer letzten Wiederholung im Sommer 1870 als Gymnasiallehrer nachgeschrieben. Für die vorhergehende Periode stand mir ein Heft zu Gebote, das wenigstens ihre vorletzte Reproduktion vom Winter 1864/65, und zwar, wie ich schon damals bewunderte, überaus genau und vollständig wiederspiegelt: es stammt von der Hand des früh verstorbenen Dr. Otto Heyne, Verfassers einer von Ranke hochgeschätzten Abhandlung über den Kurfürstentag zu Regensburg. Diese beiden Hefte gaben die Richtschnur ab für die endgültige Zusammensetzung, Ordnung und Revision des Textes vom dritten bis zum letzten Kapitel des vorliegenden Bandes. Sie erlaubten, geringe Lücken in dem Bestand der nachgelassenen Papiere mit eigenen Sätzen Rankes auszufüllen. Sie boten die Möglichkeit, hie und da einen lebensvollen Zusatz von epigrammatischer Schärfe, wie er dann und wann im freien Vortrag unwillkürlich sich einstellte, der Vergessenheit zu entreißen.

Mit den beiden ersten Kapiteln, welche zur Einleitung in die Kreuzzüge die Erzählung der orientalischen Begebenheiten vom 9. Jahrhundert an nachholen, hat es eine etwas andere Bewandtnis. Für sie lag, dürftige Spuren ausgenommen, eine Niederschrift Rankes nicht mehr vor; statt deren jedoch eine Fülle von Diktaten aus den letzten Monaten seines Lebens, verfaßt im unmittelbaren Anschluß an die zur eigenen Fortsetzung seines Buches betriebene Lektüre. Inmitten bloßer Auszüge aus fremden Werken, die doch immer die beabsichtigte Auswahl des Stoffes kundgaben, fanden sich zahlreiche Betrachtungen von durchaus originaler Bedeutung. In ihrer Masse gestaltlos, konnten diese Diktate für den 7. Teil der Weltgeschichte, der nur Abgeschlossenes bringen sollte, von dessen Herausgeber, Herrn Paul Hinneberg,

nicht wohl benutzt werden. Sie jetzt nicht zu verwerten, wäre ein unverzeihliches Versäumnis gewesen. Das fehlende Gerüst ihres Aufbaues ließ sich dem Heyneschen Heft, neben dem ich in diesem Falle noch eine Reihe älterer zu Rate zog, entnehmen. In den genannten Kapiteln hat also der Leser noch einmal Rankesche Werkstücke letzter Hand, in einer wenigstens indirekt von dem Meister herrührenden Verbindung, vor Augen. Eine kleine Anzahl aphoristischer Bemerkungen zur staufischen Epoche selbst, die sich ebenfalls in den jüngsten Diktaten verbargen, ließ sich ohne Zwang in dem Eingange zum vorliegenden Teile unterbringen, der im übrigen nach Dr. Winters Abschrift die Einleitung wiedergiebt, welche Ranke seinem Kolleg über die Zeiten vom 9. oder auch 10. Jahrhundert bis zum Interregnum vorauszuschicken pflegte.

Anmerkungen mit Quellencitaten, die weder sehr häufig waren, noch über das allgemein Bekannte hinausgingen, glaubte ich der Kürze wegen fortlassen zu dürfen; die lateinischen Anführungen im Texte wurden übersetzt. In einigen Exkursen fanden sich Urteile über die einschlagende historische Litteratur der neueren Zeit, wie Ranke sie auch in der Vorlesung mündlich abzugeben liebte. Interessant wie sie waren, konnten sie doch nicht veröffentlicht werden, da es nicht schicklich gewesen wäre, den Verstorbenen als Recensenten auftreten zu lassen. Auseinandersetzungen mit modernen Forschern über einzelne Fragen im Texte selbst sind natürlich stehen geblieben.

Ich wiederhole, daß die Herausgeber darauf verzichten mußten, Rankes Auffassung und Meinung da, wo sie mit bereits gesicherten Ergebnissen der späteren geschichtlichen Forschung in Widerspruch steht, kleinmeisterlich zu verändern. Um ein Beispiel anzuführen, so beruft er sich vom achtzehnten Kapitel an wiederholt auf Ricordano Malespini. Gerade während jenes Kollegs von 1870 erschien die Abhandlung von Scheffer-Boichorst über diesen angeblichen Autor, deren schlagende Beweisführung nicht ohne Eindruck auf Ranke blieb. Dennoch hat er sich damals noch nicht entschlossen, der früheren Ansicht von der Entwickelung der florentinischen Geschichtschreibung zu entsagen. Die Bemerkungen, die er darüber macht, sind nun teilweise hinfällig geworden; nach dem Grundsatz unseres Verfahrens konnte uns das jedoch nicht bestimmen, sie umzugestalten.

Daß dagegen diese ganzen, mehr oder minder fragmentarischen Aufzeichnungen, die nicht eigentlich für den Druck geschaffen waren, nicht selten einer stilistischen Nachfeilung bedurften, liegt auf der Hand. In zufälligen Flecken würde man die Echtheit gewiß nicht suchen wollen. Ranke selbst hat sich gegen die Seinen entschieden darüber ausgesprochen, daß er eine erbarmungslose Scheinpietät in solchen Fällen nicht billige. Wiederholungen mancher Gedanken, selbst einzelne Widersprüche ließen sich freilich nicht stets beseitigen; noch weniger der natürliche Kontrast des Ausdrucks, welcher zwischen einem jugendlichen Ausruf aus den dreißiger Jahren — wie etwa dem über die Ritterorden — und der bedächtigeren, hie und da entfärbten

Redeweise der späteren Zeiten besteht. Wenn in den Abschnitten über die nachstaufische Geschichte die Komposition bei weitem weniger gelungen erscheint, so liegt das doch auch am Gegenstande: der Gang der welthistorischen Entwickelung verliert in dieser Epoche an Einfachheit. Trotz alledem, darf man sagen, weht durch das Ganze überall derselbe Geist.

Man sieht: so liegt die Sache nicht, weder in dem einen noch in dem anderen Teile dieser Publikation, daß jedes einzelne Wort, wie und wo es eben dasteht, im buchstäblichen Sinne von Ranke dort selber hingesetzt wäre: unter solcher Bedingung hätten wir auf das ganze Unternehmen von vornherein verzichten müssen; es war schlechthin unmöglich. Nur dies war die Frage: sollte Rankesche Darstellung im Schiffbruch untergehen, oder, von einem fremden Elemente äußerlich leicht benetzt, zur Freude vieler ans Ufer geborgen werden?

Ein neunter Teil, kaum halb so stark wie dieser achte, wird die noch übrigen Kapitel, die allgemeine Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts betreffend, enthalten; er ist wiederum in erster Linie von Dr. Winter, in zweiter von dem Unterzeichneten zur Ausgabe hergerichtet. Ihm zur Seite stellt sich ein kleiner Ergänzungsband, welcher die von Ranke im Jahre 1854 dem Könige Max von Bayern über die Epochen der neueren Geschichte gehaltenen Vorträge in stenographischer Nachschrift wiedergiebt; die Hoffnung ist, daß man darin eine Art Ersatz für jene nicht zur Ausführung gekommene welthistorische Schlußbetrachtung erblicken werde.

Reiche Wohlthäter nehmen gern darauf Bedacht, daß auch nach ihrem Hinscheiden die gewohnte Spende den Empfängern nicht ausbleibe. Aus solcher Stiftung bringen wir Herausgeber als Boten diese Rankesche Gabe dar.

Alfred Dove.

Bonn, im Dezember 1887.

I.

Kreuzzüge und päpstliche Weltherrschaft.

(12. und 13. Jahrhundert.)

Herausgegeben

von

Alfred Dove, Georg Winter, Theodor Wiedemann.

[illegible] und päpstliche Weltherrschaft.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Eine große Periode im Leben des menschlichen Geschlechts, vom Ausgang des 5. bis zu dem des 15. Jahrhunderts, sind wir gewohnt mit dem Namen Mittelalter zu bezeichnen. Die Vorstellung einer tausendjährigen Unterbrechung der allgemeinen Kultur, die man ehedem mit dieser Benennung verband, hat, aus humanistischen Anschauungen entsprungen, auf litterargeschichtlichem Gebiet einen Schein von Berechtigung: für die universalhistorische Betrachtung kommt ihr keinerlei Wahrheit zu.

Vielleicht an keinem anderen Gegenstand ermißt man so deutlich die Vertiefung der geschichtlichen Ansicht, zu der die Forschung unseres Zeitalters geführt hat. Während des 18. Jahrhunderts erblickte man im Mittelalter, gegenüber der antiken wie der modernen Welt, fast nichts als Barbarei und Finsternis; es galt für eine Epoche der Knechtschaft unter hierarchischem und aristokratischem Joch; man wollte an den Erscheinungen dieses ausgedehnten Zeitraumes kaum etwas wahrnehmen, was der Aufmerksamkeit würdig wäre. Mit wie lebendiger Teilnahme wandte sich dagegen der Geist des 19. Jahrhunderts eben diesen Erscheinungen zu!

Die Poesie des Mittelalters hat nach verachtender Verkennung, wie sie selbst unser Friedrich der Große auf das schroffste aussprach, wieder Gnade gefunden vor den Augen der Gelehrten; alle Nationen wetteifern nun, ihre Denkmale ans Licht zu ziehen, sie zu studieren. Die herrlichen Monumente der Baukunst, die man verfallen ließ oder durch vermeinte Verschönerungen verunstaltet hatte, wurden in ihrer ursprünglichen Pracht und Größe wiederhergestellt oder vollendet. Die Rechtsaltertümer der germanischen Stämme und der aus ihnen erwachsenen Reiche beschäftigten die historische Rechtswissenschaft als eines der größten Probleme. Die Philosopheme der Scholastiker, die man lange Zeit als Verkehrtheiten belacht hatte, erregten das ernste Interesse der Theologen und Philosophen. Tausend lokale Beziehungen jener Vergangenheit zur Gegenwart, ihre Reliquien, die sich da und dort erhalten haben oder aus dem Boden aufgegraben werden, boten allerorten den Stoff zu einer neuen, mit Liebe gepflegten Altertumskunde. Man fand Gefallen,

wie an dem Gesange des Rittertums, so an den idealen Tendenzen der Kirche, dem Schwung der Kreuzzüge. Die gewaltigen Hierarchen erweckten so viel Bewunderung wie die heroischen Fürsten, die sich ihnen gegenüberstellten; in ihrem Gleichgewicht oder Gegensatz erschien das Wesen, die Bewegung der Welt. Denn die produktive Kraft der Religion zeigte sich zwar als die mächtigste, jedoch keineswegs als die einzige Quelle des mittelalterlichen Lebens; mit den kirchlichen trafen überall die weltlichen, die nationalen Elemente in voller Originalität zusammen: staatbildende Triebe waren, wenn je, gerade damals vorhanden. Fand man hier doch den Weg, Freiheit und Unterordnung zu verbinden in der Idee der persönlichen sittlichen Verpflichtung. Die gesetzlich beschränkte legitime Monarchie, der Stolz der Gegenwart, enthüllte sich so in ihrem Kern als ein Produkt des Mittelalters; einer der vornehmsten Konstitutionellen unserer Tage, Guizot, hat den Ursprung freier Staatsverfassungen in den ständischen Einrichtungen desselben nachgewiesen.

Nicht als dürfte man darüber das Gefühl des Unterschiedes der Epochen verlieren. Aus dem Geiste der Korporation, der das öffentliche Leben jener früheren Zeit allenthalben erfüllt und beherrscht, ließe sich der Gedanke der individuellen Freiheit, der das heutige Dasein durchdringt, in der That nicht herleiten. Überhaupt, wer wollte an eine Wiederherstellung entschwundener Zustände und Begebenheiten denken? Der Boden ist urbar gemacht, die Städte sind gegründet, die Staaten befestigt, in denen wir wohnen, die Kirchen gebaut: es ist unmöglich, daß Gegenwart oder Zukunft etwas dem ähnliches aus ihrem Schoß hervorbringen. Das eben ist das Geheimnis der Geschichte, daß nicht jedes Zeitalter zu allem fähig ist; das Leben des Menschengeschlechtes setzt sich aus allen Epochen zusammen, in keiner einzigen tritt es ganz hervor. Nicht sich selber vermochte daher unser Jahrhundert in der Erkenntnis des Mittelalters wiederzufinden; wohl aber entdeckte es dort mehr als eine der besten Wurzeln seiner eigenen Natur: wir sind inne geworden, daß sich die moderne Welt nicht verstehen läßt ohne die Erforschung jener Zeiten.

Mit alledem wäre jedoch die eigentlich weltgeschichtliche Bedeutung des Mittelalters bei weitem nicht ausgesprochen. Für diese kommt nicht allein der Zusammenhang einer Epoche mit dem Dasein der folgenden in Betracht, auch den vorhergehenden gegenüber muß sie eine Kontinuität des geistigen Lebens aufweisen: erst in beiden Richtungen offenbart sich ihr wahres Verhältnis zu den großen Aufgaben der Menschheit.

Ich erinnere noch einmal an den Begriff, den ich mit den universalhistorischen Studien überhaupt verbinde. Neben und über der Geschichte der einzelnen Völker vindiziere ich der allgemeinen Geschichte ihr eigenes Prinzip: es ist das Prinzip des gemeinschaftlichen Lebens des menschlichen Geschlechts, welches die Nationen zusammenfaßt und sie beherrscht, ohne doch in denselben aufzugehen. Man könnte es bezeichnen als die Bildung, Erhaltung, Ausbreitung der Kulturwelt; nicht der Kultur, wie man sie gewöhnlich versteht,

was einen auf Wissenschaften und Künste beschränkten Horizont ergeben würde. Die Kulturwelt umfaßt zugleich Religion und Staat, die freie, dem Ideal zugewandte Entwickelung aller Kräfte; sie bildet den vornehmsten Erwerb und Besitz des menschlichen Geschlechts, der sich von Generation zu Generation fortpflanzt und vermehrt. Sie begreift alle die Kenntnisse, die, einmal erworben, nicht wieder untergehen, die Fertigkeiten, die ein Jahrhundert vom anderen überkommt und herübernimmt, die allgemeinen Begriffe von Moralität und Recht, die zwar dem Menschen angeboren sind, jedoch entwickelt und zu klarem Bewußtsein erhoben sein wollen, überhaupt ein Mitgefühl dessen, was dem Menschen als solchem Ehre macht und geziemt. Nur das, was sich auf diesem Boden bewegt, gehört der Kulturwelt an. Es ist aber kein abgesondertes Bestreben, sondern es ist mit Politik und Krieg, mit allen Ereignissen, welche die Thatsachen der Geschichte ausmachen, untrennbar verbunden. Das welthistorische Moment tritt nicht in allgemeingültigen Formen, sondern in den verschiedensten Gestalten hervor, jenachdem es das besondere Leben der Nationen so mit sich bringt, und zwar keineswegs in friedlicher und ungestörter Entwickelung, sondern in steten Konflikten und Kämpfen; denn zu streiten ist die Natur der Menschen. Die Universalhistorie besteht aus der Geschichte unablässigen Ringens um die höchsten Güter der Menschheit; die universalhistorische Bewegung ist ein lebendiges Etwas, das sich unter allen Stürmen durch seine eigene Kraft gewaltig fortbewegt.

Wie das zu allen Zeiten geschehen ist, wie dies einmal entwickelte, aber doch immer an ein bestimmtes politisches Dasein geknüpfte Element der Kultur in den Wechselfällen der Geschicke der Völker, seiner Träger, sich zu erhalten und fortzupflanzen vermocht hat, wie es all den blutigen Zerstörungen, den gewaltsamen Gründungen neuer Zustände zu trotz sich dennoch behauptete, bildet die vornehmste weltgeschichtliche Frage. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, besitzt die tausendjährige Epoche, die wir das Mittelalter nennen, unerschöpflichen universalhistorischen Gehalt.

Es liegt im Wesen der menschlichen Natur, daß die Kulturwelt von denen, die an derselben nicht teilnehmen, unaufhörlich angegriffen und gefährdet wird. Allein auch die Nationen, welche ihr angehören, die Gewalten, die sich in ihrem Innern ausgebildet, geraten untereinander ebenfalls in den heftigsten Widerstreit. Nicht selten wirkt beides, die innere Entzweiung und der Angriff von außen, auf das verderblichste zusammen. Zuweilen endlich tritt überdies der Fall ein, daß die Träger der Kultur durch ein dem inneren Gebot der menschlichen Würde, der moralischen Weltordnung widersprechendes Verhalten im öffentlichen und privaten Leben in sich selbst verkommen und untauglich werden, ihren allgemeinen Beruf zu erfüllen. In verhängnisvollstem Maß vereinigten sich diese Erscheinungen in den Zeiten des sinkenden römischen Reiches. Darauf beruht es, daß die antike Kulturwelt, an deren Aufrichtung so viele Generationen, so geisteskräftige Völker, so große Charaktere gearbeitet, alles Widerstandes ungeachtet durch barbarische Nationalitäten

überflutet und teilweise überwältigt ward. Vor allem im Abendlande nahm ein chaotisches Treiben überhand, in welchem sich mehrere Jahrhunderte lang, trotz mannigfacher Versuche, das Alte mit dem Neuen zu versöhnen, nichts Bleibendes zu bilden vermochte. Das Kaisertum von Byzanz, das mit der mehr und mehr erstarrenden Tradition der antiken Kultur den Anspruch auf Behauptung der Weltherrschaft verband, unternahm gegen die kaum gegründeten Königreiche der Germanen einen ausdauernden Kampf, der doch zu durchgreifender Entscheidung nicht zu bringen war. Zumal, da der einen wie der anderen Region gegenüber sich rasch und gewaltig eine dritte Macht erhob, die Weltmacht des Kalifats, welches den Orient umfaßte und zugleich in den Occident erobernd eingriff.

Daß sich inmitten dieser äußersten Verwirrung im fränkischen Reiche der Karolinger dennoch eine haltbare Autorität wiederherstellte, daß in der verjüngten abendländischen Welt, die aus dem Toben der Stürme hervortrat, auch die altüberkommenen Elemente der Kultur eine Stätte gefunden, von einer einigermaßen gesicherten, wenngleich noch immer zweifelhaften Zukunft: das eine wie das andere ward, wie jedermann weiß, vornehmlich durch die Kraft der Religion bewirkt. Die Siege freilich wurden auch diesmal durch die Waffen erfochten; allein wie im Andrange des Islam selbst, so gaben auch in der Abwehr, die ihm Halt gebot, die religiösen Impulse den Ausschlag. Sie sind es nicht minder gewesen, was im Innern der romanisch-germanischen Welt den Zwiespalt der Nationalitäten, den Gegensatz der überlieferten Prinzipien zu den eigentümlichen Tendenzen der neuen Einrichtungen überwand. In der Kirche, wie sie sich im römischen Papsttum konzentrierte und nicht weniges in sich aufnahm, was dem Bedürfnis roher Völkerschaften entsprach — ich will nur des Reliquiendienstes und der Lokalheiligen gedenken, welche überall verehrt wurden und in der That etwas vom alten Heidentum an sich trugen — waren doch immer die Ideen des echten Christentums enthalten; es bestand selbst die Notwendigkeit ihrer Verbindung mit der Wissenschaft und Kunstübung, die niemals ganz vernachlässigt wurde. Die Kirche des Mittelalters erwarb sich das Verdienst, die Überlieferungen des Altertums zu den geistlichen Interessen, die dem Menschen am nächsten liegen, in Beziehung zu setzen und sie dergestalt fortzupflanzen. Sie bewahrte ihre Denkmale, erkannte ihren Wert, repräsentierte ihren Inhalt und rettete den Zusammenhang der neuen Existenz mit der alten. Eben deshalb waren Staat und Kirche auf das engste Bündnis miteinander angewiesen; sie bildeten zusammen ein mächtiges Gefüge, dessen imposante Einheit der Monarchie Karls des Großen ihren weltgeschichtlichen Charakter verleiht.

Auch dabei konnte es indes nicht lange sein Bewenden haben. Der Fortgang der universalen Entwickelung beruhte zunächst auf zwei Momenten von scheinbar destruktiver Richtung.

Das karolingische Reich, in welchem die Idee der abendländischen Christen-

heit sozusagen historisch präformiert zu Tage tritt, erscheint, an der späteren Verwirklichung dieses Begriffs gemessen, in seiner inneren Zusammensetzung unhaltbar, seinem äußeren Umfang nach hingegen unvollständig. Gewiß, in dem Prozesse seiner Auflösung stehen andere Erscheinungen und Motive der Zersetzung im Vordergrund: dynastische Irrungen, das Emporkommen einer unbotmäßigen Aristokratie, der Zwist der geistlichen mit den weltlichen Interessen. Allein uuleugbar ist doch, daß die in jenem Reiche vereinigten Völkerstämme, indem sie unter dem belebenden Einfluß der Kultur allmählich im Umkreis der gleichartigen Elemente zu nationalen Massen zusammenwuchsen, auf die eine oder die andere Weise auseinander streben und schließlich auseinander fallen mußten. So wie es nunmehr geschah, vollzog es sich zugleich nicht ohne die entschiedenste Mitwirkung einer bisher vom Zuge der allgemeinen Geschichte noch unberührten Außenwelt. Den ehemaligen Barbaren, die sich zu Erben des römischen Imperiums im Occident aufgeschwungen, traten an den Marken ihrer eigenen Civilisation im 9. Jahrhundert neue Barbaren kampfgerüstet entgegen. Die versuchte Propaganda erwiderten sie mit wilder Feindseligkeit. Indem dann alles zusamengriff: — das innere Zerwürfnis, die wieder vordringende Macht der Saracenen, die alte byzantinische Rivalität — so sah es wohl noch einmal so aus, als werde die gewonnene Grundlage der Kultur wieder umgestürzt werden, wie das in der That an einem vorgeschobenen Punkte mit der irischen Gesittung geschah. Im großen und ganzen jedoch ereignete sich abermals das Gegenteil. Wie die Wut des heidnischen Angriffs sich hauptsächlich gegen die religiösen Institute gerichtet hatte, so war es die Bekehrung, die auch diesmal zu jedem weiteren Verständnis die Brücke schlug. Die eingedrungenen Feinde wurden von den Elementen der kirchlich-politischen Bildung, welche sie zu zerstören getrachtet hatten, ergriffen und festgehalten.

Wohl kein Ereignis läßt sich in dieser Hinsicht an Wichtigkeit der Ansiedelung der Normannen im westlichen Francien vergleichen. Denn erst dadurch ward es möglich, den nordischen Einfällen nachhaltigen Widerstand zu leisten. Zu den mannigfaltigen Volkselementen, aus denen allmählich die französische Nationalität erwuchs, gesellte sich dergestalt zum Abschluß ein neues, welches eine Zeit lang sogar eine vorwiegende Bedeutung gewinnen sollte. Von der nämlichen Stelle aus ward sodann jenes England der Eroberung gegründet, aus dem doch eigentlich erst das moderne England hervorgegangen ist. Und zugleich gelang den französischen Normannen noch eine andere Eroberung, in der sich der Umschwung der Weltverhältnisse im Occident auch dem Orient gegenüber ankündigte. Indem Apulien den Griechen, Sicilien dem Islam entrissen ward, empfing nun auch die italienische Nation den unbeengten Schauplatz ihrer späteren Entfaltung.

Überhaupt, was im 10. Jahrhundert angebahnt, ward im 11. in den Grundzügen vollendet. Nach und nach finden wir das Christentum und mit ihm die Anfänge höherer Staatsordnung auch auf die Heimat der noch vor

kurzem so feindseligen neuen Völkerstämme übertragen. Ausgedehnte Gebiete wurden der universalhistorischen Bewegung eröffnet, der Kulturwelt angeschlossen. Auch im östlichen Europa hatten wir analoger Erfolge der griechischen Kirche zu gedenken; doch war es diesen Regionen nicht beschieden, fortan eine ununterbrochene Entwickelung zu genießen. Definitiv hingegen bildete sich so der große Komplex der abendländischen Nationen aus, der die lateinische Christenheit des Mittelalters konstituierte, ein Gemeinwesen der Kultur, in sich keineswegs von zufälliger Zusammensetzung. Es ist vielmehr die bei aller Umwandlung ungebrochene Natur der Urbevölkerung dieser Bereiche, deren Rückwirkung dem Ganzen seine große, niemals hinweggeräumte Mannigfaltigkeit verleiht. Denn was damals im Konflikt aller Weltelemente zustande kam, besteht im wesentlichen noch heute: in jener Epoche erhoben sich die Nationen und Reiche des modernen Europa in ihren allgemeinen Umgrenzungen und charakteristischen Besonderheiten.

Anders aber konnte es nicht sein: indem diese abendländische Christenheit sich zwar auf der Grundlage des karolingischen Reiches, jedoch nicht minder im Gegensatz zu diesem ausbildete, nahm sie einen vielfach abweichenden Charakter an. Vor allem: ihre Einheit stellte sich nicht mehr, wie in den Tagen Karls des Großen, im Kaisertum dar; an seine Stelle ist seit dem Ende des 11. Jahrhunderts das Papsttum getreten.

Das deutsche Kaisertum, wie es nun geworden, hat der neuen Ordnung der Dinge fast nach allen Seiten mit hingebender Anstrengung Bahn gebrochen; den Anspruch universaler Oberhoheit, den es dabei immer aufrecht erhielt, konnte es gleichwohl nicht entfernt mehr durchzusetzen hoffen. Das Fundament, auf welchem es durch Otto I. errichtet worden, war in gewissem Betracht ein nationales. Denn eben, daß die deutsche Nation unter diesem großen Herrscher inmitten der schwersten Erschütterungen zuerst unter allen abendländischen Völkern zu konsolidierter Macht gedieh, gab ihrem Könige den Anstoß und die Kraft, den vorwaltenden Rang, der mit dem Namen des Kaisertums verknüpft blieb, für sich selbst und seine Nachfolger in Besitz zu nehmen. Ein allgewaltiges Kaisertum aber konnte Deutschland selber auf die Dauer nicht ertragen; erst in dem Maße, als diese ideale Bahn verlassen ward, konstituierte sich das deutsche Reich, wie es hernach bestanden hat. Denn wie hätte das Leben der Nation in einem doch immer fremdartigen Berufe völlig aufgehen sollen? In der Opposition des deutschen Fürstentums, der geistlichen wie der weltlichen Aristokratie, in den Regungen populären und provinzialen Widerstandes erschien von jeher eine Seite des nationalen Daseins, an der die Ausübung der kaiserlichen Würde eine Schranke fand. Sie fand eine solche nicht minder an dem Emporkommen anderer nationaler Selbständigkeiten, wie sie allmählich rings um die deutschen Grenzen her, im Osten und Norden so gut wie im Westen und Süden, sich aufstellten oder befestigten. Selbst in den wirklich unterworfenen italienischen und bur=

gundischen Landen begannen in der Tiefe des geistigen Lebens divergierende Strömungen sich hie und da geltend zu machen.

Nicht allein ungeschwächt, sondern eher von Tage zu Tage verstärkt, hatte sich indes dem gegenüber das kirchliche Gemeingefühl im gesamten Abendlande behauptet. Auf ihm beruhte, wie berührt, von Anfang an das friedliche Verhältnis dieser werdenden Völkerwelt. Die Hierarchie, wie sie Gregor VII. allerdings aus der inneren Konsequenz der besonderen römisch-priesterlichen Prinzipien entwickelte, hat doch mit nichten ihrerseits erst jenes Gemeingefühl hervorgerufen oder gar erzwungen. So viel Widerspruch sie auch in der einen und der anderen realen Frage durch ihre anmaßenden Neuerungen erweckte: für die ideale Forderung der Einigung der abendländischen Kulturwelt unter der Hoheit des Papsttums fand sie die Geister allenthalben vorbereitet.

Noch war bei weitem nicht alles zum Ziel geführt. Nicht zu gedenken der Kämpfe, die auch dieser Weltmacht mit jedem ferneren Schritte wider sich aufzuregen bestimmt war, so bedurfte es selbst für den Anfang noch eines großen und fortreißenden Unternehmens von universaler Bedeutung, um den Völkern des Occidents ihre Stellung innerhalb dieser vom Papsttum gelenkten Gemeinschaft erst recht zu Gemüte zu führen. Was für die karolingische Monarchie die Schlacht von Poitiers, ist für das päpstliche Weltreich die Eroberung Jerusalems geworden.

Auch für die Zeiten vom 9. bis zum 11. Jahrhundert war die Entfernung der islamitischen Potenzen und ihres Einflusses auf die Christenheit doch immer das große Objekt der abendländischen Politik geblieben. Erinnert man sich der Thätigkeit, welche Kaiser Ludwig II. in dieser Richtung entfaltete, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß vornehmlich der Abgang des karolingischen Kaisertums die Gegenwehr verhindert hat, welche weiterhin erforderlich gewesen wäre. Das deutsche Kaisertum aber wurde zwar überaus mächtig im Norden und Osten, allein eben dadurch unfähig, im Süden entscheidend einzugreifen. Noch im Beginne des Kampfes ist Otto II. dort erlegen, und seine Nachfolger konnten nicht daran denken, denselben von germanischer Seite wieder aufzunehmen. Es geschah also, daß die zunächst beteiligten Romanen sich selbst helfen mußten. Auf solche Weise sind die italienischen Seestädte Pisa und Genua emporgekommen; im Streite mit den Omajjaden übte sich Barcelona. Der Nerv des Widerstandes lag dann in jenem Eingreifen der Normannen, deren Übertritt zur Christenheit dieser selbst eine aggressive Kraft verlieh, welche sie sonst nie erworben hätte. Eben der Kampf mit dem Islam, den sie so an Stelle des Kaisertums auf sich nahmen, brachte diese kleinen Potenzen in die engste Verbindung mit dem Papsttum.

Das Zeitalter kann insofern als das romantische betrachtet werden, als die romanischen Völker überhaupt von einem neuen Impulse ergriffen wurden, der sich alsdann in den Kreuzzügen auf das lebendigste aussprach. Durch sie

wurden die Ideen des Abendlandes nach dem Morgenlande übertragen. Noch immer bestand das griechische Reich in einem hohen Grade von Durchbildung auf den altüberlieferten Grundlagen; allein dem wiederholten Anlauf des Occidents gegen den Orient vermochte es nicht zu widerstehen. Unter päpstlichem Imperium breitete sich der lateinische Name noch einmal über die griechischen Küsten aus.

Indem das Papsttum zu dieser allumfassenden Stellung emporstieg, war es zugleich in fortwährendem Konflikt mit dem deutschen Kaisertum begriffen, in welchem sich die Kaiser jederzeit auf das tapferste schlugen. Man muß diesem Kampfe volle Aufmerksamkeit schenken; indessen es leuchtet ein, daß er die Höhe der Universalgeschichte nicht mehr beherrschte. Mit der Weltstellung des ottonischen oder selbst des salischen Hauses läßt sich die des staufischen nicht vergleichen. Die Freiheit der lombardischen Städte, deren Entwickelung mit der allgemeinen Bewegung der Epoche der Kreuzzüge aufs innigste zusammenhängt, bildet ein Moment für den definitiven Rückgang der kaiserlichen Macht. Alle späteren Bemühungen haben daran nichts ändern können. Bei einem direkten Versuch, an den Kreuzzügen leitenden Anteil zu nehmen, den Kampf gegen den Islam mit den deutschen Streitkräften durchzuführen, kam Friedrich I. um. In Heinrich VI. erstand eine Erscheinung, die in weitgreifenden, aber auch unhaltbaren Entwürfen an Otto III. streift. Die eigentümliche Position Friedrichs II. beruhte dann auf der Verbindung des Kaisertums mit dem sicilischen Königreich der Normannen. An sich verfolgte er ungefähr die nämliche Direktion, wie die Kaiser Ludwig II. und Otto II. Allein zu einer realen Einigung der süditalienischen Intentionen mit den deutschen vermochte auch er es nicht zu bringen.

Wendet man dagegen auf dieser Stufe der allgemeinen Geschichte den Blick von den großen äußeren Erfolgen auf die Entwickelung des inneren Lebens hinüber, so muß man auch den vergeblichen Bestrebungen der Staufer unvergänglichen Wert beimessen. Denn sie hielten an der vornehmsten Stelle die Idee der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt dem hierarchischen Wesen gegenüber aufrecht. Sie retteten das germanische Prinzip vor der Unterdrückung durch das romanische. Sie halfen eine kommende Epoche heraufführen, in welcher die Einheit der abendländischen Kulturwelt, zwar auf den Ruinen des Kaisertums, aber auch befreit von der Alleinherrschaft des Papsttums, in einer Fülle verwandten und doch an jeder Stelle selbständigen nationalen Geisteslebens zu Tage trat.

Erstes Kapitel.

Innere Abwandlungen der orientalischen Verhältnisse vom 9. bis ins 11. Jahrhundert.

Wollen wir die Lage des Morgenlandes verstehen, durch welche die Kreuzzüge nicht allein möglich geworden, sondern selbst hervorgerufen sind, so müssen wir der Schicksale des Kalifats von Bagdad gedenken, das wir in dem Augenblick verließen, wo — kurz vor dem Tode Karls des Großen — Al Mamun, der Sohn Harun al-Raschids und einer persischen Sklavin, nachdem er seinen Stiefbruder Emin überwältigt, die Alleinherrschaft gewann.

Auch hernach hatte Mamun (813—833) noch Gefahren in Menge zu bestehen. Wie für seinen Vater, so lag für ihn selbst eine Schwierigkeit in dem Verhältnis zu seinem Wesir. Bei der scharfen Betonung der geistlichen Seite des Kalifats, worauf die Erhebung des abbasidischen Geschlechts hauptsächlich beruhte, läßt es sich an und für sich begreifen, doch mag überdies eine Erinnerung an persische Einrichtungen dazu mitgewirkt haben, daß die weltliche Verwaltung des Reichs sich in der Spitze eines obersten Vertrauensamtes zusammenfaßte. Allein ein Nebenfürstentum, wozu sich das Wesirat nur allzu leicht gestaltete, wetteifernd an Glanz, Freigebigkeit und populärer Fürsorge, konnte von Herrschern, welche die Fähigkeit zur Ausübung der höchsten Gewalt in sich selber fühlten, nicht anders als mit Eifersucht betrachtet werden. Eben deshalb hatte Harun die Barmekiden, in deren Hand das Wesirat beinah erblich geworden, in plötzlicher Aufwallung gestürzt, um alsdann in stolzer Einsamkeit weiter zu regieren. Al Mamun hatte gegen den Perser Fadhl, der seine Schritte anfangs ausschließlich geleitet, noch einen besonderen Grund zur Beschwerde: die Politik des Wesirs trug ein einseitig persisches Gepräge und erwies sich daher dem Wohle des Ganzen, welches die innere Aussöhnung beider Nationalitäten erheischte, verderblich. Auf den Rat Fadhls meinte sich der Kalif der noch immer unruhigen Partei der Aliden nähern zu müssen; er legte den grünen Turban an und dachte sogar die Nachfolge einem der Ihrigen zu. Hierüber geriet jedoch Irak abermals in Aufruhr; in der Hauptstadt erhob man Ibrahim, einen Oheim Mamuns, zum Gegenkalifen; die Verwirrung pflanzte sich in andere Provinzen des Westens fort. In dieser Situation geschah es, daß Fadhl von Dienern seines Kalifen ermordet ward, die dann freilich von Mamun bestraft wurden. Erst danach gelang es, die Empörung zu beschwichtigen. Mamun ward (819) in Bagdad aufgenommen und erschien wieder in der schwarzen Farbe der Abbasiden. Was sonst nicht in der Art seines Hauses lag: er ließ Ibrahim und seinem Anhang Gnade widerfahren.

Es würde zu weit führen, wollte ich noch anderer Bewegungen, sei es politischer, sei es religiöser Natur, erwähnen, wodurch auch in den folgenden Jahren das Reich hie und da erschüttert ward. Man sieht: von einem durchaus gesicherten Zustande blieb man weit entfernt. Trotzdem läßt sich diese Epoche der ersten Abbasiden als die einer friedlichen Entwickelung des Kalifats bezeichnen. Nach außen ward der Krieg gegen Byzanz auch unter Mamun erneuert, allein er stellt sich mehr wie ein Wettkampf benachbarter großer Mächte dar. Von dem Impulse fortschreitender Eroberung, wie er die omajjadische Dynastie beseelt hatte, war auf den Hof von Bagdad nichts übergegangen. Die universalhistorische Bedeutung des letzteren liegt dagegen in dem Streben nach Aneignung und Förderung der allgemeinen Kultur, das in Bezug auf das materielle sowohl wie das geistige Leben zu glänzenden Resultaten führte. Ein Vergleich mit der großen fränkischen Monarchie des Zeitalters läßt sich dabei kaum von der Hand weisen. Die Abbasiden und die Karolinger begegneten einander nicht bloß in politischen Direktionen: beide Häuser und Reiche erscheinen, jedes an seiner Stelle, von ähnlichen Tendenzen der Bildung durchdrungen. Im unmittelbaren Erfolge muß man dem Orient wohl den Vorzug einräumen; wie denn die allgemeine Bemerkung verstattet sein wird, daß die Araber ihre weltgeschichtliche Arbeit überhaupt schneller, als die Germanen vollbracht haben. Soviel später aus ihren Sitzen aufgebrochen, hatten sie dennoch die ihnen bestimmte Welthälfte beinah ohne Wechselfälle, gleichsam in einem Zuge unterworfen. Mit der nämlichen Energie ergriffen sie nun in überraschend kurzer Zeit Besitz von einem Hauptbestandteil des technischen und geistigen Erbes der Vergangenheit; allerdings, um ihn hernach zu fernerer Ausnutzung doch eben dem Abendlande zu übermitteln. Denn dem beschleunigten Aufschwung entspricht auf der anderen Seite ein vorzeitiges Herabsinken. Auch die Keime der Verwilderung hat der islamitische Süden in derselben Üppigkeit in sich fortwuchern lassen.

Von den Anfängen unter Al-Mansur ist bereits früher die Rede gewesen; wie viel großartiger aber entfaltete sich alles unter seinem Enkel und Urenkel! Unermeßlich breitete sich der Handel aus: auf dem Seewege vom persischen Meerbusen durch die indischen Gewässer bis nach China hin erreichte er den östlichen Saum der alten Erdfeste, wie er am Atlantischen Ocean den westlichen berührte. Machte sich darin ein ursprüngliches Talent der Araber geltend, so blühte das Gewerbe, zumal der künstlichen Weberei, das am Euphrat und Tigris von jeher heimisch gewesen, unter ihren anstelligen Händen von neuem auf. Nicht minder lag ihnen der Anbau erlesener Kulturgewächse, die Pflege der Gärten und der Bewässerung am Herzen. Die Ergebnisse aller dieser Bemühungen kamen dann der gesamten mohammedanischen Welt zugute; sie haben in Spanien wie in Sicilien die Bewunderung und zum Teil die Nacheiferung noch der christlichen Sieger erregt. Denn die politischen Trennungen innerhalb des Islam hoben die Einheit des Verkehrs und der Civilisation nicht auf.

Faßt man die geistige Regsamkeit im Bereich der abbasidischen Macht ins Auge, so ist, wie berührt, ein persischer Einfluß unverkennbar, der bei weitem sicherer und tiefer auf das arabische Wesen hinüberwirkte, als zur omajjadischen Zeit das byzantinische Beispiel. Keineswegs ist übrigens alles dem Wunsch und Befehl der Herrscher zuzuschreiben. Nicht bloß Wesire und Statthalter oder die Großen überhaupt nahmen an ideellen Bestrebungen einen Anteil, den man im germanischen Abendland außerhalb der klerikalen Kreise doch noch vermißte: die Vorschrift, welche das Lesen des Korans jedermann zur Pflicht machte, gab der aufsteigenden Litteratur eine breite Unterlage. Das Arabische, das nun auch grammatisch ausgebildet wurde, ward zur Sprache der Schule, des Staats und der Geschäfte. Für das alte Volkslied der Wüste war, wie gesagt, die Zeit der Produktion natürlich vorüber. Die Poesie der Araber nahm im Kontakt mit der neuen Bildung einen bewußten Charakter an und lernte dem Luxus des höfischen und städtischen Lebens dienen. Immerhin fand in der Hamasa, die Abu-Temmam in den Tagen Mamuns zusammenstellte, auch der Heldengesang der heidnischen Urzeit einen Platz des Andenkens. Wenn zur selben Zeit die von Karl dem Großen angelegte Sammlung altgermanischer Heldenlieder, für deren Reiz die Generation Ludwigs des Frommen keinen Sinn besaß, zu Grunde ging, so sieht man, wie viel es besagte, daß die Religion des Islam ein national-arabisches Element in sich bewahrte.

Ohne Frage die wichtigste Erscheinung ist nun aber die Wissenschaft. Nicht auf das nächstliegende kommt es dabei an: auf die Entwickelung der moslimischen Theologie und der von ihr abhängigen Rechtskunde, auch nicht auf die sprachliche Disciplin oder die Anfänge der Geschichtschreibung. In solchen Leistungen blieb der Occident dem Orient meist überlegen. Das merkwürdige ist vielmehr, daß, während von den beiden Richtungen der alexandrinischen Gelehrsamkeit die grammatischen Studien durch das Medium der römischen Bildung auf das Abendland übertragen wurden, die Araber ihrerseits sich mit ausgesprochener Vorliebe den mathematisch-physikalischen Kenntnissen zuwandten. Man hat darin zugleich ein specielles Verdienst des Kalifen Mamun anzuerkennen. Harun al-Raschid genießt doch mehr eines poetisch-gefärbten Ansehens und erscheint im engeren Umriß einer rein orientalischen Gestalt: was sein Sohn an Gunst und Antrieb dem Studium der exakten Wissenschaft und der aristotelischen Philosophie gewährte, ist insofern von welthistorischem Belang, als daraus zuguterletzt auch der allgemeinen Entwickelung ein nicht hoch genug zu schätzender Vorteil erwuchs. In Mamun schlug ohne Zweifel eine Ader persischer Geistesfreiheit, wie er denn entschieden der aufgeklärten Tendenz der Mutazeliten zuneigte. Dem Abscheu der sunnitischen Orthodoxie zu Trotz hat er die Lehre vom Erschaffensein des Korans zum Gesetz erhoben. Damit mag denn seine auf das Reale gerichtete Wißbegier in Zusammenhang stehen. Er hat in Bagdad Bibliothek und Sternwarte gegründet, zahlreiche Übersetzungen griechischer Werke angeregt und

fürstlich belohnt; unvergessen ist die Gradmessung, die er auf der Ebene von Palmyra vornehmen ließ.

Eigentümlich tritt auch hier die universale Verflechtung der Kulturbeziehungen hervor. Bei den Übertragungen des Hyppokrates, Dioskorides und Galen, des Euklid und Ptolemäus, des Aristoteles haben auf der einen Seite die Nestorianer, die unter den Sassaniden eine Zuflucht gefunden und auf der Ärzteschule zu Gondisapur in Chusistan die medizinische Tradition der Griechen aufrecht erhielten, auf der anderen die syrischen Mönche, welche so den arabischen Gebietern gleichsam die bei der Eroberung bewilligte Duldung vergalten, die unentbehrlichen Dienste der Vermittelung geleistet. Als ein weiteres Moment erscheinen die alten Berührungen des persischen Ostens mit dem erfinderischen Geiste der Inder: der Gedanke des Stellenwertes der Ziffern ist auf diesem Wege der Mathematik der Araber zugeführt worden. Man braucht indessen den Namen der Algebra und vor allem den der Chemie nur auszusprechen, um zugleich das originale Verdienst der letzteren nach Gebühr zu würdigen. Der Erdkunde, deren lebendiger Betrieb sich bei dem ausgedehnten Horizont ihres Handels von selbst verstand, gaben sie durch die Verbindung mit ihren astronomischen Beobachtungen methodischen Halt. In der aristotelischen Philosophie endlich erkannten sie mit natürlichem Takte dasjenige spekulative System, das sich mit der Summe dieser geistigen Bestrebungen am besten vertrug. Alles das ist dann ebenso wie die materielle Gestalt der arabischen Kultur im Laufe der nächsten Jahrhunderte vielfältig entwickelt und in die westlichen Regionen zu weiterem Gedeihen verpflanzt worden. Man weiß, wie dadurch auch die abendländische Ideenwelt im späteren Mittelalter in eine neue Phase hinübergeführt ward.

Der eigenen Herrlichkeit der Abbasiden war indes keine längere Dauer beschieden, als der einheitlichen Macht der Karolinger. Zwei Momente wirkten beim Verfall ihres Kalifats zusammen: das Emporkommen einer konkurrierenden Gewalt von militärischem Ursprung im Centrum der Regierung, die dem Beherrscher der Gläubigen zuletzt nichts übrig ließ, als seine geistliche Würde; daneben die unabhängige Aufstellung lokaler Dynastien in den Statthalterschaften, eine allgemeine Erscheinung, von der wir zunächst nur die östliche Seite berühren wollen. Das eine wie das andere stand jedoch mit tiefer liegenden Verhältnissen in der elementaren Zusammensetzung des Reiches in Verbindung.

Die fortwährende religiös-politische Spaltung der arabischen Nation und der unüberwundene Gegensatz, in dem sie, wie die Zeiten Mamuns bewiesen, zur persischen stand, sowie die allgemeine Gärung, die aus diesen Zuständen hervorging, legten den Gedanken nah, die persönliche Sicherheit des Herrschers gleichsam außerhalb dieser Sphäre in einer Leibtruppe zu suchen, die, aus anderem Material bestehend, jenen Einwirkungen unzugänglich bliebe. Es kam hinzu, daß die Araber an sich selbst in den neuen Lebensformen jener Epoche dem kriegerischen Beruf mehr und mehr den Rücken wandten. Schon

Mamun hatte daher fremden Sklaven und Freigelassenen, besonders von türkischer Herkunft, die Reihen des Heeres eröffnet. Sein Bruder und Nachfolger, Motaßim (833—842), dessen Succession gerade bei den in Kleinasien im Felde stehenden Truppen auf Widerspruch gestoßen, beeilte sich, nachdem er Frieden mit Byzanz geschlossen, dies Heer aufzulösen und schritt dann zu einer massenhaften Formation — man spricht von 70000 Mann — überwiegend türkischer Sklavenscharen, deren Ansprüche bald sehr beschwerlich fielen. Ihre Anführer erkühnten sich bereits nach dem Tode des folgenden Kalifen (847), dessen Bruder Mutawakkil wider Recht auf den Thron zu setzen. Was sich in den Despotien aller Zeiten so oft ereignet hat, geschah denn auch hier: die Verfügung über die höchste Gewalt geriet in die Hände habsüchtiger Söldner und ihrer ehrgeizigen Oberhäupter. Vergebens suchte Mutawakkil einen anderen Halt, indem er in den Fragen des Glaubens die Wege Mamuns verließ und das Kalifat zur orthodoxen Lehre zurückführte. Wie er selbst, so fielen seine Nachfolger einer nach dem anderen durch Mord, bis auf Mohtadi herab, den sein tadelloser Wandel nicht rettete (870). Eine Zeitlang trat darauf unter tüchtigeren Regenten eine Besserung ein. Allein der schwache und unwürdige Moktadir, in dessen Zeit (908—932) zugleich die verhängnisvolle Erhebung der Fatimiden fällt, erkannte die maßgebende Stellung des Oberfeldherrn durch die Verleihung des Titels Emir al-Omara — Emir der Emire — gewissermaßen förmlich an. Nachdem sowohl er wie sein Nachfolger ein gewaltsames Ende gefunden, erscheint in seinem Sohne Radhi (934—940) der letzte Kalif von Bagdad, welcher öffentlich geredet hat und die Kultur des Reiches in sich repräsentierte. Die weltliche Gewalt ging völlig an den Emir al-Omara über; denn auch das Wesirat, das sich lange vergebens bemüht hatte, inmitten des Abfalls der Provinzen und der hauptstädtischen Wirren den finanziellen Ruin aufzuhalten, verlor dem militärischen Regiment gegenüber seine Bedeutung.

Wollte man die Summe der eingetretenen Umwandlung kurz aussprechen, so würde es noch nicht hinreichen, generell zu sagen, das Kalifat, das vordem Papsttum und Kaisertum in sich vereinigte, sei nunmehr auf die Stellung des ersteren eingeschränkt worden. Richtiger wäre der specielle Hinweis auf die Position, welche gerade damals auch im Abendlande das Papsttum einnahm, nach dem Abgang des karolingischen Kaisertums und vor dem Eintritt der ottonischen Restauration. Denn wie hätte nicht auch die geistliche Autorität des Kalifen, die bisher aufs engste mit seiner weltlichen Macht verknüpft gewesen, mit dieser zugleich den empfindlichsten Eintrag erleiden sollen? Sie ward vielmehr für den Augenblick überall auf eine leere theoretische Anerkennung reduziert und behielt eine reale Bedeutung nur in dem kleinen Umkreis, den der Obergeneral der Leibwache mit seinem Schwerte beherrschte, d. h. bei der allgemeinen Zersplitterung wenig über das Weichbild von Bagdad hinaus. Dies ist der Moment, von welchem Elmacin mit einiger Übertreibung sagt, daß, wer irgend eine Stadt besaß, sich König der-

selben nannte. Der Emir al-Omara dieser Epoche hat etwas von dem gleichzeitigen Princeps der Römer, jenem Alberich, dem Sohne der Marozia, der das abendländische Papsttum zugleich besetzte und niederhielt. Auch für den Orient kam es nun darauf an, ob sich eine wahrhaft bedeutende weltliche Gewalt von außen her der Stadt des Kalifen bemächtigen werde: nur so konnte die diesem verbliebene geistliche Autorität einen weiteren Wirkungskreis zurückgewinnen. Daß dies in der That geschah, beruht darauf, daß die Auflösung des abbasidischen Reichs, so gut wie die der karolingischen Monarchie, auch eine positive Seite hatte. Bei dem Emporkommen provinzieller Dynastien erscheinen wenigstens zum Teil nationale Faktoren im Spiel.

Eine eigentliche Geschichte dieser Vorgänge ließe sich kaum zustande bringen. Die orientalische Überlieferung hebt gewöhnlich in mehr poetischer Weise die persönlichen Motive hervor; dem inneren Gewebe der Kräfte, welches den Thatsachen zu Grunde liegt, läßt sich selten beikommen. Doch genügt es für unseren Zweck, die Hauptpunkte in Erinnerung zu bringen. Das wesentlichste ist die Emancipation des persischen Ostens im 9. und 10., die Hereinziehung und der Sieg des türkischen Elements im 11. Jahrhundert.

Noch einmal müssen wir hier des Kalifen Mamun gedenken. Er war es, der dem Perser Tahir, eben dem Manne, dem er die Beseitigung Emins verdankte, (821) die Statthalterschaft von Chorasan übertrug. Er belieh, obwohl Tahir kurz vor seinem Ende den Versuch gemacht, ihm den Gehorsam aufzukündigen, dessen Söhne nichtsdestoweniger mit der nämlichen Würde. Deren Nachkommen bekleideten dieselbe ebenfalls; und so entstand ein erbliches Fürstentum, das von der Residenz zu Nischapur aus den größten Teil des iranischen Hochlandes umfaßte und zum erstenmal seit dem Falle der Sassaniden ein nahezu selbständiges Staatswesen von vorwaltend persischem Charakter in sich darstellte. Denn die Tahiriden erkannten zwar die Oberhoheit von Bagdad an, indem sie den Namen des Kalifen auf den Münzen wie im Kanzelgebet beibehielten. Im übrigen aber führten sie ein unabhängiges Regiment, ohne den Einspruch der schwächeren Nachfolger Mamuns befürchten zu müssen. Sie haben diesen vielmehr umgekehrt in ihren Verlegenheiten beigestanden, was ihnen selbst am Ende zum Schaden gereichte. Denn sie teilten dadurch ihre Kraft und wurden zugleich den Kalifen doch auch unbequem, so daß diese eine revolutionäre Gegenbewegung in Iran nicht ungern sahen, ja sogar beförderten.

Diese Bewegung, deren Ergebnis man als die Gründung einer zweiten Dynastie in den östlichen Regionen zu betrachten pflegt, ist doch von gänzlich verschiedener Natur und eher als eine Störung der unter den Tahiriden begonnenen Entwickelung anzusehen. Lokale Parteikämpfe in der Landschaft Sedschestan brachten einen Mann aus dem Volk hervor, Jakub Ibn Leith, mit dem Beinamen Saffar, der Kupferschmied, bezeichnet. Eine merkwürdige Gestalt: bei der Nahrung von Kleienbrot und Zwiebeln aufgewachsen, rauh, scharfsichtig und verschlossen, ein geborener Führer für seinesgleichen. Er

sammelte eine Freischar von einigen Tausenden um sich, die ihm unbedingt folgten; niemand kannte seine Pläne. Bald griff er über Sedschestan hinaus, und der Kalif, dem er alle Ehre erwies, ließ ihn, um ihn vom Westen abzuhalten, im Osten desto freier gewähren. Zum Statthalter von Balch ernannt, von wo aus er das einheimische Fürstentum in Kabul mit seinen indischen Diensten räuberisch zerstörte, geriet Jakub mit dem Tahiriden Mohammed in Konflikt. Er drang in Chorasan ein und nahm Mohammed gefangen (873), dessen Haus sich niemals wieder zu seiner früheren Stellung erhob. Eine so unregelmäßige Gewalt aber, wie die Saffars, konnte dem Wohl der persischen Lande dafür keinen Ersatz bieten. Saffar hat sich in weitere Kämpfe gestürzt; als ihm nicht alle seine Forderungen bewilligt wurden, zog er gegen den Kalifen selbst zu Felde. Da aber erlitt er (876) am Tigris unfern Bagdad durch das Reichsheer eine gründliche Niederlage. Von einer Aussöhnung mit dem Kalifen, die ihm dieser anbot, wollte er bis an seinen Tod (879) nichts hören. Seinem Bruder Amru gegenüber, welcher Jakubs Herrschaft zu behaupten unternahm, beobachtete der Hof zu Bagdad die gleiche Politik. Man versuchte, ihn auf Sedschestan zu beschränken, ließ ihn, als er dennoch um sich griff, als Rebellen von den Kanzeln verfluchen und überwies ihm dann doch wieder Chorasan, um ihn gegen andere Empörer auszuspielen. Auch er hat tapfer gestritten, bis er zuletzt (900), im Begriff über den Oxus vorzudringen, dem Samaniden Ismail unterlag und als Gefangener nach Bagdad geschickt ward. Die späteren Saffariden haben keine Bedeutung mehr erlangt.

Eine ganz andere Erscheinung sind die Samaniden, in gewissem Sinne die Fortsetzer der Tahiriden. Auch ihnen hat noch Al-Mamun ihren historischen Schauplatz angewiesen. Als er den Osten verließ, vertraute er den Söhnen des Asad Ibn Saman, aus vornehmstem Persergeschlecht, dem man königliche Herkunft nachsagte, die höchsten Ämter in Mawarannahr, dem alten Transoxanien, an. Dort blieb die Familie den Tahiriden untergeordnet, erlangte jedoch nach deren Sturz die unmittelbare Statthalterschaft jenseit des Oxus. Sie hatte ihren Hauptsitz zu Bochara und hielt sich auch in so weiter Ferne dem Kalifate gegenüber stets auf der gleichen legalen Linie wie das Haus des Tahir. Durch den Sieg über den Saffariden Amru gewann der Samanide Ismail sodann ganz Chorasan. Ein volles Jahrhundert hindurch (901—999) ward die Herrschaft dieser Dynastie in dem stattlichen Umfange vom Jaxartes und den Pässen von Kabul bis zu den kaspischen Bergen und der medischen Wüste behauptet. Die Samaniden hielten prächtig Hof und verfolgten fast durchweg friedliche Ziele, selbst nicht ohne eine gewisse Toleranz. Wohl die anziehendste Gestalt in ihrer Mitte ist Naßr II. (914—943), der noch als Knabe von Aufrührern, den Mördern seines Vaters Ahmed, zum Fürsten ausgerufen ward. Er hatte einige Kämpfe zu bestehen, die er mit Hülfe tüchtiger Heerführer siegreich beendigte. Dann aber erwarb er den Ruf eines der weisesten, freigebigsten, liebenswürdigsten Regenten des

Orients; glücklich in allem, nur daß er nicht zu hohen Jahren kam. Als sein Liebling erscheint Rudegi, der Chorführer der persischen Poesie, der sie durch Gedichte von Geist, Anmut und Feuer auf das würdigste einleitet. Auch hier behielt man die indischen Märchen im Auge. In der lyrischen Form aber macht sich arabisches Muster geltend. Denn nicht durchaus waren die Araber die Empfänger; die Lust zu litterarischer Produktion ist in den Persern durch den Wetteifer mit ihnen erst eigentlich belebt worden. Das Resultat war darum nicht weniger national. Noch unter jenem Naßr ist auch Firdusi in Chorasan geboren und im Reich der Samaniden sechzig Jahr alt geworden.

Man kann einem Staatswesen so voll aufblühender Kultur eine historische Sympathie nicht versagen; in die Geschicke des Orients aber vermochte es nicht bestimmend einzugreifen. Seine Lage war für die islamitische Welt zu excentrisch, seine politische Organisation zu schwach. Es besaß die Kraft, die benachbarten türkischen Stämme anzuziehen, ohne sie doch bemeistern zu können. Auch zur Regeneration des Kalifats indes, woran sich die Tahiriden versuchten, haben die Herren von Bochara nichts beigetragen. Das unternahm eine andere Dynastie aus dem bequemer gelegenen persischen Westen, die der Bujiden.

Ihr Ursprung und Emporkommen erinnert an die Saffariden. Auch die Söhne Bujehs waren von niederem Stande; überdies aus dem rohesten der iranischen Volksstämme, den Deilemiten, die in den kaspischen Waldbergen von Ghilan kaum wirklich unterworfen dahinlebten und sich meist zur alidischen Partei hielten, da sie den schiitischen Glauben bekannten. Es waren drei Brüder, Ali, Hassan und Ahmed, die sich in Kriegsdiensten während der Irrungen hervorgethan, welche in der Zeit der äußersten Erniedrigung des Kalifats auch die westlichen Landschaften Irans erfüllten. Sie bemächtigten sich der illegitimen Herrschaft in diesen Gebieten und nahmen in den Randgebirgen über dem Tigris eine Stellung ein, die ganz dazu geschaffen war, Bagdad selbst zu dominieren. Dort hatte nach dem Tode Radhis die Verwirrung ihren Gipfel erreicht. Die Milizen zerfielen unter sich; man schlug sich um das Amt des Emirs der Emire. Der ohnmächtige Kalif mußte mehrmals die Stadt verlassen; er nahm seine Zuflucht zu den Hamdaniden. Die Hamdaniden, ein arabisches Geschlecht, verwalteten die Satrapie von Mesopotamien und Nordsyrien. Sie haben von Aleppo aus den Byzantinern am Taurus und oberen Euphrat oft genug herzhaft widerstanden; in ihrem wohlregierten Bezirk fand die arabische Dichtung und Philosophie in ihrer geistreichsten Gestalt eine Freistatt. Allein in Bagdad Ordnung zu stiften, ging über ihr Vermögen. Dazu bedurfte es einer stärkeren Faust. Der Bujide Ahmed zog von Chusistan herbei, warf die Söldner nieder und hielt zu Ende des Jahres 945 seinen Einzug. Der Kalif Mustakfi machte ihn zum Emir al-Omara, begrüßte ihn mit dem Namen Moëz-ed-dawlah — Verherrlicher des Reiches — und verlieh seinen Brüdern ähnliche Ehrentitel, indem er

sie zugleich in ihren Provinzen bestätigte. Moëz selber bezeichnete sich jedoch als Sultan, wodurch er die Idee einer unabhängigen weltlichen Hoheit zum Ausdruck brachte. Die Namen der Bujiden erschienen auf den Münzen wie im Kanzelgebet, wenngleich hinter dem des Kalifen. Vertrauen aber bestand zwischen ihnen nicht: wenige Wochen darauf ließ Moëz den Mustakfi vom Thron herabziehen und zu Fuß in sein Haus führen, wo er geblendet ward. Er setzte einen anderen Abbasiden ein, mit dessen Haltung er zufrieden war.

Ich zweifle, ob ich Zustimmung finden werde, wenn ich hiebei dessen gedenke, was sechzehn Jahr später in Rom zwischen Otto I. und Johann XII. vor sich ging. Doch liegt am Tage, daß sich Sultan und Kalif ungefähr wie Kaiser und Papst in jener Epoche gegenüberstanden. Nur fällt, indem wir den Parallelismus der Begebenheiten anerkennen, ihr ungeheurer Abstand destomehr ins Auge. Von einer so ernsten Hingabe an die Interessen der Religion, wie sie die Schritte der sächsischen Kaiser lenkt, ist im Orient in diesem Stadium der Dinge nicht die Rede. Da steht in erster Linie Herrschsucht und Gewalt, die vor dem brutalsten Ausbruch selten zurückscheut. Selbst abgesehen davon aber widmen damals die herrschenden Kreise des Islam der allgemeinen Kultur mehr Sorgfalt, als der Sache des Glaubens. Auch die Bujidensultane haben sich diesen Tendenzen nach und nach angeschlossen. Besonders Adhud-ed-dawlah — dem Arm des Reiches — dem Zeitgenossen Ottos II. (976—983), wird neben Gerechtigkeit und Mildthätigkeit Sinn für Kunst und Wissenschaft nachgerühmt. Er ist zugleich der, welcher die äußere Macht des Hauses, die neben Irak die vorderen persischen Landschaften umfaßte, am kräftigsten in seiner Hand vereinigt hat. Sonst haben die Bujiden, obwohl sie über ein Jahrhundert (945—1055) im Herzen des Islam als Herrscher walteten, ihrer Aufgabe doch nur wenig genügt. Sie zersplitterten sich durch vielfältige Teilungen und hielten schlechten Frieden untereinander. So vermochten sie weder im Westen dem energischen Vordringen der Fatimiden und der Byzantiner zu wehren, zwischen denen die Hamdaniden zu Grunde gingen, noch im Osten die große Umwälzung zu verhüten, die zur Katastrophe der Samaniden führte und dadurch ihre eigene vorbereitete.

Worin bestand nun unter solchen Umständen ihr Einfluß auf das Kalifat? Das merkwürdigste ist, daß sie selber Schiiten waren und blieben. Auch machten sie wirklich einen und den anderen Versuch, ihren alidischen Ideen das Übergewicht zu verschaffen. Allein sie fanden damit nur bei ihrem landsmännischen Anhang, den Deilemiten, Beifall. Die türkischen Mannschaften, auf die sie nicht minder Rücksicht nehmen mußten, waren überzeugte Sunniten. Es ist darüber zu widerwärtigen Unruhen gekommen, aus denen die fest begründete Orthodoxie unerschüttert hervorging. Indem die bujidischen Sultane sich dieser Entscheidung beugten, erwiesen sie doch der geistlichen Autorität des Kalifats, wie es einmal war, einen gewissen Respekt. Im übrigen aber behielten sie dasselbe ganz in ihrer Hand. An eine Freiheit der Bewegung, wie sie das Papsttum unter den deutschen Kaisern genoß, war

hier nicht zu denken; eine innere Erhebung aber war ohne eine solche vollends unmöglich. Nach außen dagegen stieg und sank das Ansehen des abbasidischen Kalifats mit der Macht des Sultanats der Bujiden. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts waren sie beide tief heruntergekommen, und die Zustände reif für eine abermalige Veränderung, die nicht auf sich warten ließ.

Alles, was bisher geschehen war, vollzog sich doch immer in dem herkömmlichen ethnographischen Kreise. Es war neben der arabischen die historisch so viel ältere persische Nationalität, die, von neuen Impulsen bewegt, die Verhältnisse des Orients modifizierte, ohne ihnen eine wesentlich andere Gestalt zu geben. Ein Weltereignis war es, daß nunmehr ein neuer Volkscharakter diese Bühne betrat, dem auf Jahrhunderte hinaus die thätigste Rolle daselbst beschieden war: der türkische. Nicht auf die zahlreichen Individuen dieser Stammesart kommt es an, denen wir in jenen Leibgarden zu Bagdad vorlängst begegnet sind: deren Einwirkung war nur negativ und zudem bereits wieder überwunden. Diese ganze Institution einer fremden Soldtruppe in der Hauptstadt, wie sie zu allen Zeiten im byzantinischen Reiche bestand, gab nicht den Anlaß zu der jetzt eintretenden entscheidenden Begebenheit. Es handelt sich vielmehr um einen Vorgang, der an den Grenzen der mohammedanischen Welt beginnt; um die Attraktion, welche diese Welt, nicht anders als die christliche, durch Religion und Kultur auf benachbarte, noch uncivilisierte Völker ausgeübt. Die Analogie zwischen dem, was auf solche Weise im Orient geschah, und den Umbildungen, die der Occident durch die Aufnahme, besonders der Normannen erfuhr, kann niemandem entgehen. Doch läßt sich ebensowenig ein tiefgreifender Unterschied verkennen. Die Normannen gehen in den älteren Nationalitäten auf und wirken auf diese von innen her als ein Ferment; die Türken ergreifen und behaupten die Herrschaft, die denn zumeist als ein Druck von oben empfunden wird. Eben hierdurch aber haben sie den Islam in seiner universalhistorischen Größe aufrecht erhalten; wie nach Indien, so trugen sie ihn — tiefer als je zuvor — nach Europa.

Aus der türkischen Stammsage, wie sie in den genealogischen Geschichten des Abulghasi Chan erscheint, läßt sich für das geschichtliche Verständnis gar nichts entnehmen. In das Gewand populärer Tradition hüllt sich späte Erfindung, um so unglaubwürdiger, je mehr sie mit den Ideen der islamitischen Theologie vermischt ist. Wir berührten, wie der türkische Stamm, den wir auf der einen Seite von den finnischen Völkern, auf der anderen von den wahren Mongolen unterscheiden, bereits im 6. Jahrhundert, zu den Zeiten Kaiser Justins II., in den Gesichtskreis der Oströmer trat. Heraklius verband sich mit den Chazaren an der Wolga, dem westlichsten Zweige desselben, gegen die Perser. In den turanischen Steppen im Osten des kaspischen Meeres kamen seitdem andere Horden, auf denen der türkische Name vorzugsweise ruht, mit dem über Iran ausgebreiteten Islam in bald feindliche, bald freundliche Berührung. Den größten Einfluß auf eine intensivere Verbindung

muß man der Samanidenherrschaft in Bochara zuschreiben, die unzweifelhaft bereits einige türkische Elemente umfaßte. In ihrem Bereich ist denn auch der erste welthistorisch bedeutende Türke, Sultan Mahmud von Ghazna, emporgekommen.

Der Succession Mansurs, eines der späteren Samaniden, hatte sich der Statthalter von Chorasan, Alptegin, ein türkischer Freigelassener, zu widersetzen versucht und war alsdann nach dem Osten geflüchtet, wo es ihm gelang, sich in Ghazna, unfern von Kabul, auf den Konfinien der iranischen und indischen Lande, eine selbständige Position zu gründen. Er vererbte dieselbe auf seinen Eidam Sebuktegin, ebenfalls einen freigelassenen Türken, der als ein tüchtiger Kriegsmann sein Gebiet nach beiden Seiten ausdehnte, sodaß die samanidischen Fürsten es geraten fanden, seine Hülfe gegen innere und äußere Feinde in Anspruch zu nehmen und ihn durch Ehren auszuzeichnen. Dessen Sohn ist der Ghaznawide Mahmud Jemin ed-dawlah — Rechte des Reichs —, der nach dem Tode des Vaters (997) dessen Gewalt überkam, nicht ohne zuvor einen Bruder bekämpfen zu müssen, den er jedoch als Sieger mit Großmut behandelte. Auch gegen seine Oberherren hat er eigentlich keine Treulosigkeit begangen. Das Reich der Samaniden fiel durch die Schwäche seiner letzten Herrscher und die Empörung anderer ehrgeiziger Großer, mit welcher die Feindseligkeit eines benachbarten Häuptlings im freien Turkestan zusammengriff. Der letztere, Ilek Chan, hat (999) die Residenz der Samaniden, Bochara, eingenommen und das persische Transoxanien überhaupt mit seinem heimischen Gebiet von Kaschgar und Khotan vereinigt. Der Lande diesseit des Oxus aber wurde Mahmud Meister, dessen Siege inmitten der allgemeinen Verwickelung zugleich den Triumph der Ordnung bedeuteten.

Ein Menschenalter hindurch — er starb 1030 — hat er mit Kraft und Glück das Schwert geschwungen. Afghanistan und Balutschistan wurden erst durch ihn dem islamitischen Völkerleben fester eingefügt. Er legte sich selbst den Sultanstitel bei und entriß den Bujiden wichtige medische Plätze. Allein dem Kalifat war das nicht unwillkommen; denn Mahmud hielt sich zu ihm als ein strenger und eifriger Sunnit und wies die Anträge der Fatimiden mit Entrüstung von sich. Dafür hat man auch in Bagdad für seine Erhaltung gebetet, seine Siegesberichte von den Kanzeln herab verkündet. Sie lauteten wunderbar genug: auf immer wiederholten, immer weiter greifenden Kriegszügen drang er als der erste tief in die indische Welt ein. Was Alexander versagt blieb: er erreichte, er überschritt den Ganges. Einer nach dem anderen wurden die Radjas unterworfen, überall die Götzenbilder zertrümmert; unermeßliche Schätze fielen in seine Hand. Man müßte es als eine symbolische Handlung bezeichnen, wenn es wahr wäre, daß er aus dem heiligen Somnat an der Küste von Gudscherat, das er 1026 eroberte, die großen Tempelthüren aus Sandelholz entführte, welche die Engländer unserer Tage nach mehr als achthundert Jahren zurückgewonnen haben wollten. Denn soviel ist gewiß, daß er in das bis dahin abgeschlossene Wesen Indiens eine

Öffnung für alle Zeit gebrochen hat. Er ist als der historische Begründer des indischen Mohammedanismus anzusehen, mit welchem im Kampf sich die europäische Macht am Ganges festsetzen sollte.

Sultan Mahmud von Ghazna ist eine große Gestalt in der Vorhalle der türkischen Geschichte. Er trägt Züge an sich — wie sich versteht: in orientalische Farbe getaucht —, die ihn den namhaftesten seiner Zeitgenossen im Abendlande, jenem Boleslaw Chrobry, dem Urheber der polnischen Macht, und Kanut, dem Herrn des germanischen Nordens, nicht unebenbürtig an die Seite treten lassen. Wenn er mit dem ersteren die geniale Rastlosigkeit, die stete Verbindung von Klugheit und Kühnheit gemein hat, so nähert ihn dem letzteren der Sinn für Gerechtigkeit und die Ehrfurcht, mit der er als Fremdling eine höhere Kultur beherrschte. In seinen Schlachten wird er sich am meisten auf seine türkischen Reiter verlassen haben, wie Kanut auf seine Huskarle. Im Frieden aber wollte, wie der eine als Fortsetzer der angelsächsischen Könige, so der andere nach dem Muster der arabischen wie der persischen Herrscher des Ostens walten. Am engsten knüpfte Mahmud, wie natürlich, an die Samaniden an; nur hielt er sich, wie gesagt, vollkommen orthodox. Er hat Schulen gestiftet, die er reich beschenkte. Er ruhte nicht, bis er einen ganzen Kreis von persischen Hofdichtern um sich versammelt sah; vor allem: er hegte und ermunterte Firdusi. Unter seinen Augen kam das Schah-Nameh zu stande, an dessen Stoff Jahrhunderte gearbeitet, das jedoch nun erst seine unzerstörbare Form empfing; ein Gedicht voller Geist und Tiefsinn, unübertroffen an Nationalgefühl, eine Darstellung orientalischer Sagen von historischem Ernst, die ihresgleichen nicht hat. Sultan Mahmud vermochte sich doch nicht ganz auf der Höhe eines solchen Vorzugs zu halten. Soviel wird man der Überlieferung entnehmen dürfen, daß sein Dank gegen den großen Poeten dem, was man von den nationalen Herrschern gewohnt war, nicht entsprach. Doch soll er darüber, wenngleich zu spät, auch wiederum Reue bezeigt haben.

Es waren Übergangszustände, wie man sieht; die echt türkische Epoche stand erst bevor: sie wird eröffnet durch die Seldschuken. Die Seldschuken sind kein Stamm, sondern eine bewaffnete Horde, die sich um Seldschuk, den Sohn Jekaks, in der Kirgisensteppe zu einer eigentümlichen Kriegsgenossenschaft zusammenscharte. Sie wanderten nach Bochara aus, das damals noch den Samaniden gehorchte und haben diesen, nachdem sie sich zum Islam bekehrt, dessen größte Vorfechter sie werden sollten, unter anderem gegen die Angriffe Ilek Chans Beistand geleistet. Seldschuk soll ein Alter von hundert und sieben Jahren erreicht haben und hinterließ die Gewalt über die rasch anwachsende Horde, zu der sich besonders der türkische Stamm der Ghusen gesellte, seinen Söhnen und Enkeln. Bei der Auflösung aller Staatsordnung, die mit dem Ende des 10. Jahrhunderts in jenen Gegenden eintrat, gelangten die Seldschuken zu selbständiger Bedeutung. Sie trieben ihr Wesen zwischen den Parteien und begannen zugleich ihre räuberischen Anfälle nach Chorasan hinein, ja gegen die östlichen Grenzen der bujidischen Besitzungen zu richten.

Sultan Mahmud wußte sie indessen noch zu Paaren zu treiben; sein Tod bildet den Wendepunkt für die Entwickelung dieser Begebenheit. Die Enkel Seldschuks, unter denen Toghrilbeg die größte Thatkraft bewies, brachten den Nachkommen Mahmuds (um 1040) eine Reihe von Niederlagen bei, welche die Ghaznawiden nötigten, sich auf ihre afghanisch-indischen Gebiete zurückzuziehen, von wo aus sie auf die westlichen Geschicke keinen Einfluß mehr zu üben vermochten. Unwiderstehlich aber drangen die Seldschuken vor: wie die Ghaznawiden aus Merw und Nischapur, aus Herat und Balch, so mußten die Bujiden vor ihnen aus Rei, aus Ispahan und Hamadan weichen. Der Sultan von Bagdad suchte durch Vermittelung des Kalifen ihre Freundschaft nach und erlangte so in der That einen kurzen Aufschub. Toghrilbeg wandte sich zunächst gegen Adherbeidschan und geriet, da der griechische Statthalter den Durchzug durch das byzantinische Armenien verweigerte, ebendort mit den christlichen Waffen in blutigen Konflikt (1048, 1054). Es war ein erstes Zusammentreffen, welches noch nicht zur Entscheidung führte; doch mußte das Ansehen des Türkenhäuptlings, den selbst der Kaiser von Konstantinopel, um einen gefangenen Verbündeten auszulösen, durch Geschenke und Zugeständnisse zu begütigen nicht verschmähte, in den Augen der islamitischen Welt durch dies Unternehmen beträchtlich steigen. Und da inzwischen in Bagdad abermals unerträgliche Zwistigkeiten und Unordnungen ausbrachen, infolge deren der Kalif Alkaim gleichsam ein Gefangener war, so erschien Toghrilbeg, als er 1055 unter der Versicherung seiner Ergebenheit friedlichen Einlaß begehrte, daselbst nicht anders, als im Lichte eines Retters.

Ohne viel Umstände beseitigte er dann den letzten bujidischen Emir al-Omara, Melik ar-Rahim und bemächtigte sich selbst der unumschränkten Gewalt. Es nimmt nicht wunder, daß sich dagegen doch bald eine heftige Opposition erhob. Selbst Alkaim sah sich anfangs rücksichtslos behandelt; ein Jahr lang hielt es Toghril nicht für der Mühe wert, den Kalifen zu besuchen, und seine rohen Ghusen hausten ihrer Rechtgläubigkeit ungeachtet in Bagdad nicht viel besser, als die Normannen Robert Guiscards in Rom. Allein es zeigte sich, daß man ihrer nicht mehr entbehren konnte. Die Anhänger der gestürzten Bujiden pflanzten nämlich, indem sie noch einmal zu den Waffen griffen, ihrerseits ohne Scheu das alidische Banner auf. Während Toghrilbeg abwesend war, um den Aufstand eines Bruders zu dämpfen, nahmen sie Bagdad ein, vertrieben Alkaim und riefen den fatimidischen Kalifen aus, dem sie Mantel und Turban des Abbasiden übersandten. Alkaim mußte sich glücklich schätzen, daß ihn Toghril, nachdem er die Gegner leicht bezwungen, mit großem Pomp auf seinen Sitz zurückführte (1060). Der Kalif verlieh dem Seldschuken den Titel: König des Ostens und des Westens, überhäufte ihn mit Gnaden und bestätigte ihm alle Eroberungen. Ihm auch die Hand seiner Tochter zu gewähren, mochte er sich freilich schwer entschließen; der siebzigjährige Sultan starb (1063), bevor die Vermählung vollzogen war. Die historische Verbindung jedoch zwischen dem sunnitischen

Kalifat und der türkischen Macht, wofür jene Ehe das Wahrzeichen bilden sollte, war durch den unerschrockenen Enkel Seldschuks dauerhaft ins Werk gesetzt.

Ich denke, man kann doch auch hier nicht vergessen, daß es die nämlichen Jahre waren, in denen das reformierte Papsttum, bestritten und bedroht wie es war, einen Rückhalt für seine Existenz durch die Einsegnung der normännischen Kriegsthaten und Staatsgründungen gewann. Man möchte mehr sagen: auf solche Weise rüsteten, ohne es noch zu wissen, durch die gleichen Mittel Rom und Bagdad wider einander. Bleiben wir bei dem bestimmten Moment und bei dem orientalischen Ereignis stehen, so erhellt auch in dieser Beschränkung von selbst die Bedeutung dessen, was geschehen war. Die äußere Gleichförmigkeit fast aller dieser morgenländischen Umwälzungen wirkt, es läßt sich nicht leugnen, ermüdend auf den Geist des Betrachters. Allein es ist doch auch da der universalhistorische Gang einer stetigen Entwickelung — der man nur nicht die Idee des Fortschritts unterschieben darf — unverkennbar. Das Reich der Seldschukensultane erstreckte sich schon beim Tode Toghrilbegs vom Euphrat bis zum Aralsee, es stellte demnach eine Kombination der Macht der Bujiden und der Samaniden dar. Die Autorität des abbasidischen Kalifen, der auch persönlich besser behandelt ward, empfing mithin eine wesentlich erweiterte Geltung; um so mehr, als die Seldschuken von der schiitisch abweichenden Tendenz ihrer Vorgänger im Sultanat jederzeit durchaus entfernt waren. Wer wollte den Schaden ermessen, den eine Invasion wie die türkische, über Wohlstand und Kultur der von ihr betroffenen Landstriche bringen mußte! Doch hat unter den Nachfolgern Toghrils, seinem Neffen Alp Arslan (1063—1073) und besonders dessen Sohne Melikschah (1073—1092) die einsichtige Verwaltung des Wesirs Nizam, eines Persers, in die alten Bahnen materieller und geistiger Fürsorge wieder eingelenkt. Vor allem aber — und eben hierin liegt die Übereinstimmung mit dem Einfluß der Normannen auf das Abendland: die frische, kriegerische Nationalität der türkischen Schwärme verlieh dem Islam Asiens einen Schwung, der ihn in den Stand setzte, dem griechischen Kaisertum sowohl wie der ägyptischen Macht der Fatimiden mit siegreichem Angriff entgegenzutreten; ein Konflikt von weltgeschichtlicher Wirkung, insofern dadurch die Kreuzzüge ins Leben gerufen wurden.

Zweites Kapitel.

Mohammedanisch-christliche Verwickelungen bis zum ersten Kreuzzuge.

Vorderasien bildete doch nur die eine Hälfte der islamitischen Welt. Wenn nun selbst dort, seiner centralen Stellung ungeachtet, das Kalifat von Bagdad die Einheit des Reichs und die eigene fürstliche Autorität nicht aufrecht zu erhalten vermochte, wie hätte sich dieselbe im entfernten Westen behaupten lassen? Die Wahrheit ist, daß sie hier niemals in vollem Umfange begründet worden. Die Omajjaden, im Orient gestürzt, ließen sich Spanien, wo sie eine Zuflucht gefunden, durch die Abbasiden nicht entreißen. Ihr Beispiel wirkte nach Afrika hinüber, wo die Familien der Statthalter, im erblichen Besitz der Verwaltung ihrer Provinzen, sich zu faktisch unabhängigen Dynastien entwickelten; wie die Edrisiden in Fezz schon gegen Ende des 8. Jahrhunderts, so zu Anfang des 9. in Kairwan die Aglabiten, deren wichtigste Handlung die Eroberung Siciliens ist. Um das westliche Becken des Mittelmeers gelagert, welches Omajjaden und Aglabiten um die Wette mit Feindseligkeiten gegen die lateinische Christenheit erfüllten, durch das Gefühl ihrer Selbständigkeit zu neuer Energie erweckt, bildeten diese kleineren Mächte des Islam einen besonderen historischen Bezirk, den man im Hinblick auf seine geographische Ausdehnung vom Ebro bis nach Palermo hinüber, sowie auf seine drohende Wendung gegen das romanische Europa, gar wohl mit dem Wirkungskreis der alten Punier vergleichen kann. Auch sie vertraten sozusagen auf eigene Hand die Sache des Orients gegenüber dem Occident. In ihrer Trennung von der asiatischen Hauptmacht des Islam darf man indes keinen tiefgreifenden Gegensatz erblicken. Wohl erscheint auch hier ein eigentümliches nationales Element, das der Berberstämme, dem arabischen Wesen beigemischt; allein es ist geistig viel zu untergeordnet, um einen Einfluß, ähnlich dem persischen in Iran, auszuüben. Wohl bestritt das Kalifat von Cordova, wie schon sein Titel bezeichnet, dem von Bagdad die innere Berechtigung; allein diese Opposition blieb lediglich dynastischer Natur. Im Hause der Edrisiden endlich war zwar die im Osten so oft unterlegene alidische Partei zum erstenmal ans Ruder gelangt; aber ihr Staat war zu schwach und zu entlegen, um mit den Abbasiden in ernste Konkurrenz zu treten. Eine solche vermochten den letzteren erst die Fatimiden zu bereiten.

Wir wissen, wie dies Geschlecht im Beginn des 10. Jahrhunderts sich in Kairwan der Herrschaft bemächtigte. In der schiitischen Lehre vom Imamat besaß das Kalifat der Fatimiden von Anfang an eine theoretisch abweichende Grundlage, welche durch die ismaelitische Sekte in höchst heterodoxer Weise ausgebildet ward. In der extremsten Gestalt dieser Ideen verband sich die Umdeutung, ja die Leugnung der bestehenden Religion bis zum baren Un-

glauben, auf das sonderbarste mit der unbedingten Verehrung des Herrschers, der als göttliche Erscheinung betrachtet wurde. Es versteht sich von selbst, daß die offizielle Doktrin sich im ganzen von jenen Verirrungen frei hielt und die positive Seite des Systems hervorkehrte. Auch in der aber lag ein unversöhnlicher Widerstreit mit den Ansprüchen des sunnitischen Kalifats von Bagdad; ein religiöser Gegensatz, nicht eben von der Tiefe, vielleicht jedoch noch von größerer Schärfe, als der, welcher zwischen der römischen und der griechischen Kirche bestand. Auf die westafrikanischen Regionen beschränkt, hätte die ketzerische Richtung der Fatimiden gleichwohl kaum eine weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen; allein es gehörte zu dem grundsätzlichen Charakter ihrer Opposition, daß sie von vornherein ihre Waffen zum entschiedenen Angriff nach Osten wandten. Was bereits der Stifter der Dynastie versucht, setzte dessen Urenkel Moëz glücklich ins Werk: wir sahen, wie sein Heer im Jahre 969 Ägypten unterwarf, wo bisher die Ikschiden — so gut wie ihre Vorgänger, die Tuluniden — bei aller politischen Selbständigkeit doch stets dem Kalifat von Bagdad die religiöse Anerkennung bewahrt hatten. Jetzt aber schlug in dem neu gegründeten Kairo der geistliche Nebenbuhler der Abbasiden seinen Sitz auf, jederzeit dazu bereit, dem Dasein der Gegner auch durch weltliche Gewalt ein Ende zu machen. Und wenigstens Syrien, das von dem Hader der Machthaber am Nil und am Tigris zu allen Zeiten mit betroffen worden, fiel alsbald größtenteils den Fatimiden in die Hände. In Jerusalem und Damaskus, bis nach Aleppo hin, ward dem schiitischen Namen gehuldigt.

Hiemit aber war die Grenze der fatimidischen Erfolge erreicht. Fragt man, warum, so läßt sich den späteren Bujidensultanen schwerlich ein Verdienst daran beimessen. Allerdings enthielten sie sich, ihrer alidischen Gesinnung ungeachtet, so lange sie in Bagdad walteten, jeder Hinneigung zu den Gebietern von Kairo; sehr natürlich, da ihre ganze Bedeutung auf dem Schutze beruhte, den sie dem orthodoxen Kalifate gewährten; erst nach ihrem eigenen Sturze durch Toghrilbeg machten sie daher, wie berührt, einen verspäteten Versuch, sich durch den Anschluß an die Fatimiden zu retten. Einem kräftigen Vorstoß der letzteren wären sie dagegen wahrscheinlich rasch erlegen. Daß es hiezu überhaupt nicht kam, erklärt sich zum Teil aus dem inneren Rückgange des fatimidischen Staatswesens, einer gewöhnlichen Erscheinung bei den späteren Generationen orientalischer Despotien; daneben aber darf man der Gegenwirkung von seiten des byzantinischen Reiches nicht vergessen.

Durch die großen Kriegsfürsten des 10. Jahrhunderts, Nicephorus und Tzimisces, waren Cilicien und Antiochien dem griechischen Scepter wieder unterworfen worden. Dort nun, auf den Trümmern der Hamdanidenherrschaft, stieß die fatimidische Eroberung mit der byzantinischen zu gegenseitiger Einschränkung zusammen. Ihre Streitigkeiten fochten beide Reiche mehr im Westen aus; wir bemerkten, wie in den Zeiten Ottos II. und Heinrichs II. Katapane und Emire in Calabrien und Apulien einander mit wechselndem

Erfolg entgegentraten. Im Orient dagegen, wo die eine wie die andere Macht zugleich den Hof von Bagdad im Auge behalten mußte, nahmen sie in der Regel eine bloß beobachtende Haltung gegeneinander an. Die Fatimiden konnten nicht daran denken, die starke Aufstellung der Byzantiner vor den Pässen des Taurus zu erschüttern. Auch die Griechen aber, wiewohl sie damals unzweifelhaft das Übergewicht besaßen, begnügten sich damit, fernere Fortschritte der neuen Nachbarn zu verhindern. Kaiser Basilius II. setzte seine großartige Kraft an die dringendste Aufgabe, die Überwältigung der Bulgaren. Indem die Nachfolger hierdurch freie Hand zum Kampfe wider den Islam bekamen, fanden Romanus III. Argyrus und Michael IV. der Paphlagonier es doch geraten, das außerordentliche Talent des Georg Maniaces lieber gegen andere moslimische Provinzen, als die syrischen, anzustrengen. Im Jahre 1032 nahm dieser ausgezeichnete Feldherr Edessa ein, das nördliche Bollwerk der abbasidischen Euphratlande; 1038 hat er Messina und Syrakus erobert, und Sicilien wäre wohl schon diesmal dem christlichen Namen wiedergewonnen worden, hätten nicht Zerwürfnisse der Griechen untereinander und mit den normännischen Hülfsscharen das glänzende Unternehmen bald vereitelt. Auch von diesem Kriege wurden indes die Fatimiden nicht direkt berührt, da sich die Statthalter auf Sicilien selbst, die Kelbiten, sowie noch entschiedener die Ziriden oder Badisiden in Tunis, welche die Insel ihrerseits in Anspruch nahmen, dem Kalifat von Kairo gegenüber politisch emancipiert hatten.

Das bestehende Verhältnis läßt sich aus den Nachrichten erkennen, welche wir von der Lage der christlichen Kirche in Jerusalem empfangen. Die originellste Erscheinung unter den ägyptischen Kalifen ist Al Hakem (996—1021), in dessen Wesen sich die ausschweifendste Vorstellung von der eigenen göttlichen Berechtigung und die tollste Willkür mit populären Zügen einfacher Strenge und gemeinnütziger Absicht seltsam vereinigen. Nachdem er Christen und Juden durch mancherlei gehässige Maßregeln heimgesucht, ließ er 1010 neben vielen anderen Kirchen in Syrien auch die der Auferstehung in Jerusalem von Grund aus zerstören; ein Ereignis, das bis tief ins Abendland hinein das schmerzlichste Aufsehen erregte. Es hieß, er habe, von einer christlichen Mutter geboren, jede Gemeinschaft mit den Ungläubigen dadurch von sich ablehnen wollen. Die Zugeständnisse Omars an die Christen Palästinas konnten ihn nicht kümmern; hat er doch in schiitischem Fanatismus bei Todesstrafe verboten, den ersten Kalifen Gutes nachzusagen, ja die Verwünschung ihrer Namen in Goldschrift über die Thore der Moscheen setzen lassen. Noch Hakem selber hob dann freilich in seiner letzten Zeit, wo er unter dem Einfluß der Ismaeliten vollkommene Gleichgültigkeit gegen die positive Religion zur Schau trug, den persönlichen Druck ebenso plötzlich wieder auf. Zu einer gesicherten Existenz gelangten die Christen in Palästina jedoch erst durch einen Vertrag, den sein Nachfolger Az-Zahir mit Romanus Argyrus abschloß. Der griechische Kaiser erlangte für sich selbst die Erlaubnis zum Wiederaufbau

der Grabeskirche, und die Auferstehungsfeier wurde mit der herkömmlichen Pracht aufs neue begangen. Wie einst Harun al-Raschid in politischem Einverständnis gegenüber Omajjaden und Griechen Karl dem Großen in ähnlicher Weise entgegengekommen war, so legte jetzt um der Abbasiden willen der fatimidische Kalif gebührenden Wert auf gute Beziehungen zum byzantinischen Kaiser. Auch so jedoch beschwor er vergebens die Gefahr, die sich alsbald gegen die asiatische Stellung beider Mächte durch das Emporkommen der Seldschuken erhob.

Von wildem Eifer für die moslimische Rechtgläubigkeit entflammt, dazu tapfer und beutegierig wie sie waren, verstand sich für die Seldschuken der Angriff auf den einen wie den anderen Feind von selbst. Auch erscheinen sie auf den ersten Blick beiden zugleich an Kräften in jeder Hinsicht überlegen. Die Sultane Alp Arslan und Melikschah, im Vollbesitz einer soeben begründeten Alleingewalt der bewaffneten Macht, waren dabei noch durchaus von dem Triebe beseelt, sie nach allen Seiten zu befestigen und durch wiederholte Kriegszüge zu erweitern. Von ihrer Residenz Ispahan aus verloren sie auch das Land jenseit des Oxus nicht aus den Augen; indem sie ihre Hoheit bis nach Kaschgar, an die chinesische Grenze, ausdehnten, brachten sie nahezu die gesamte türkische Stammesverwandtschaft unter ihr Gebot. Um die Ordnung im Innern aufrecht zu erhalten, war es ihnen dann stets willkommen, die vom Osten herzuströmenden unbändigen Horden alsbald gegen den Westen ausschicken zu können. Für gewöhnlich überließen sie dort ihren Verwandten oder anderen unternehmenden Häuptlingen den Kampf, die im Fortgang der Eroberung ihre eigene Ausstattung suchten und fanden; in entscheidenden Augenblicken aber sah man sie persönlich im Felde.

Wie verriet sich dagegen allenthalben unter der langen Scheinregierung des schwachen Mostansir (1036—1094) die zunehmende Auflösung des fatimidischen Kalifats! Nicht in den Provinzen allein, ganz besonders in dem städtereichen, vielgeteilten Syrien, war der Gehorsam rings verschwunden: am Hofe selber stritten Türken, die auch hier als Söldner Eingang gefunden, mit den Schwarzen der Leibwache; ein Wesir stürzte den anderen. Mostansir ist jener Fatimide, der von den unterliegenden Bujiden noch in letzter Stunde zum Kalifen von Bagdad proklamiert und mit Turban und Gewand des Abbasiden Alkaim beschenkt ward. Man erzählt, er habe darauf in Kairo neben seinem Palast ein kleines Gebäude zum Wohnsitz für den gedemütigten Gegner aufführen lassen, den er niemals in seine Hände bekam. Vielmehr sah er sich später in bitterer Not gezwungen, den Ornat Alkaims zu verkaufen; wie er denn alle seine Kostbarkeiten, selbst den Grabesschmuck seiner Ahnen, in seinen Verlegenheiten losschlagen und die unschätzbare Bibliothek, vielleicht die reichste des Islam, kläglich zerstreuen mußte. Erst gegen Ende fand er in einem seiner syrischen Statthalter, Bedr, einen Wesir, der wenigstens Ägypten zu verteidigen und dem Überrest der fatimidischen Macht neuen Halt zu verleihen wußte.

Diesem jähen, in solchem Maße fast unerwarteten Verfall dürfte man die gleichzeitigen Zustände von Byzanz freilich nicht geradehin an die Seite setzen; immerhin läßt sich auch dort ein allmählich beschleunigter Rückschritt in dieser Epoche nicht verkennen. Nach dem Tode Konstantins VIII., des letzten der purpurgeborenen Schwäger Ottos II. (1028), pflanzte sich die macedonische Dynastie nur noch künstlich durch die Hand oder die Gunst der Kaisertöchter Zoë und Theodora fort. Wie schon öfter vordem auf gleichem Wege, wurden auch jetzt einige tüchtige Männer zum Thron befördert; von dem soliden Besitz der vollen Autorität des legitimen Herrscherhauses blieben sie gleichwohl entfernt. Nach und nach mischte sich überdies das Interesse der großen Familien ein, das durch Parteiung schädlich wirkte, bis es den Comnenen gelang, eine neue Dynastie von einer gewissen Dauer zu begründen.

Mittlerweile trafen, wie immer an dieser Stelle, alle Weltverhältnisse zusammen, um der griechischen Politik eine Fülle von Schwierigkeiten zu bereiten. Ganz abgesehen von den erwähnten Waffengängen mit dem Islam in Sicilien und Mesopotamien, von den Reibungen im nördlichen Syrien, gab es Feinde in Menge zu bestehen. Wurden die Aufstände der Bulgaren niedergeworfen, so führte der Versuch, den Serben das byzantinische Finanzsystem aufzuerlegen, zum Abfall dieses Stammes, welcher 1043 ein von Konstantin IX. Monomachus entsandtes Heer in seinen Bergen aufrieb; seitdem erwies sich die serbische Freiheit unbezwinglich. Fast im nämlichen Moment erblickte man noch einmal ein Schiffsgeschwader der Russen unter Wladimir im Bosporus, dessen man sich, wie bei früheren Anfällen, durch griechisches Feuer entledigen mußte. Unaufhörlich galt es an der Donau die Petschenegen abzuwehren; an ihnen vorüber drang 1065 ein anderes Steppenvolk von ähnlicher Wildheit, die Uzen, bis zum Balkan vor, wo Konstantin X. Dukas nicht ohne Mühe ihrer Herr ward. Von Tag zu Tage dreister, griffen, auf die Billigung erst der deutschen Kaiser, dann der Päpste gestützt, die Normannen in Unteritalien um sich; die griechische Herrschaft wurde zuletzt auf wenige apulische Küstenplätze beschränkt.

Wohl bildeten diese endlosen Kämpfe noch immer eine gesuchte Schule altüberlieferter Kriegskunst; es fehlte nicht an dem üblichen Zulauf streitbarer Mannschaft aus fernen Weltgegenden. Mit den nordischen Warangen begegneten sich um diese Zeit unter den Fahnen des östlichen Reichs auch französische Normannen; selbst Angelsachsen, die der Herrschaft Wilhelms des Eroberers aus dem Wege gingen, dienten hier mit den heimischen Gegnern unter denselben Feldzeichen. Immerhin ist die Behauptung des Johannes Europalates nicht zu übersehen, daß vor dem Ausbruch des Seldschukenkrieges das griechische Heer an Leuten wie an Waffen verwahrlost und untauglich gewesen sei. Wie sich denken läßt, hatten im Gedränge innerer und äußerer Verwickelungen Zucht und Verwaltung mannigfachen Schaden gelitten. Es war eben auch hier nicht dieses oder jenes einzelne Moment, sondern die Summe der Dinge, was die welthistorische Entscheidung herbeiführte.

Als die eigentliche Epoche der Umwälzung ist für Syrien wie für Kleinasien das Jahr 1071 zu betrachten. In diesem Jahr erkannte Aleppo den Sultan Alp Arslan als Oberherrn an, während sich Jerusalem an Atziz, den Anführer eines Schwarmes von rohen Turkmenen, ergab. Nicht ganz ohne Wechselfälle vollzog sich die fernere Besitzergreifung, indem der fatimidische Wesir Bedr hie und da Widerstand zu leisten vermochte. Als jedoch Atziz, der noch Damaskus an sich gebracht, durch Tutusch, den eigenen Bruder Melikschahs, ersetzt und beseitigt ward, gelang es diesem, ganz Syrien und Palästina bis an die ägyptische Grenze zu vereinigen und zu behaupten. Jerusalem erhielt dabei 1086 der Emir Ortok, ein anderer turkmenischer Bandenführer, als eine Art Lehen von Tutusch. Auf das empfindlichste bekamen die Christen den eingetretenen Wechsel zu fühlen. Statt der Schonung, die sie unter den letzten Fatimiden, soweit deren Ansehen in diesen Gegenden noch etwas galt, erfahren hatten, sahen sie sich von seiten der Seldschuken und Turkmenen empörender Mißhandlung ausgesetzt. Vor allen Ortok und die Seinen haben sich durch ihre Ausschreitungen in Jerusalem einen verhängnisvollen Namen gemacht. Eines Tages ward der Patriarch Simeon von seinem Sitz gerissen und ins Gefängnis geworfen; nicht, weil man ihm ein Verbrechen schuldgab, sondern einzig, um von seinen Glaubensgenossen ein Lösegeld zu erpressen. Eine persönliche Unbill, unendlich wichtig durch die Sache, die dabei verletzt ward.

Wenn sich ohne diese Vorgänge der Ursprung der Kreuzzüge nicht denken ließe, so kommt der Begebenheit zwischen Seldschuken und Byzantinern außerdem eine noch weiter reichende Bedeutung zu: das Schicksal Kleinasiens, mittelbar Konstantinopels selber — denn von Kleinasien gingen die Osmanen aus — ist bis auf den heutigen Tag dadurch bestimmt worden. Wir berührten, daß es schon unter Toghrilbeg, noch ehe dieser in Bagdad einzog, zu Konflikten zwischen seinen Türken und den Griechen kam, in denen die Truppen Konstantins IX. Armenien noch mit Erfolg verteidigten. Unter Alp Arslan aber unternahmen die Seldschuken gerade von Armenien aus, dessen Selbständigkeit eben jener Kaiser zur Unzeit gebrochen hatte, alljährlich verheerende Raubzüge in die östlichen Provinzen Kleinasiens. In Konstantinopel führte Eudocia, die Witwe Konstantins X., für ihre Knaben die Regentschaft. Da man indessen angesichts der gefährlichen Umstände einen Mann zum Herrscher verlangte, so reichte sie — wie es heißt, nicht ohne überraschende Intrigue — 1067 Romanus Diogenes ihre Hand. Diese Wahl, die niemand erwartet hatte, die man sich nur aus Not gefallen ließ, vermochte dem neuen Regiment die erforderliche Festigkeit nicht zu geben. Romanus IV. selbst hat seine Pflicht keinen Augenblick versäumt. Durch Rüstung und Werbung suchte er die gesunkene Wehrkraft wiederherzustellen. Da es ihm gelang, die heimgesuchten Landschaften besser, als bisher, zu schützen, entschloß sich Alp Arslan, ihm in Person entgegenzutreten, und am 26. August 1071 kam es bei Mantzikert, nördlich vom Wansee, nach ver-

geblicher Unterhandlung zur Schlacht. Der für die Griechen unglückliche Ausgang wird verschieden erklärt. Die aus dem Stamme der Uzen geworbenen Söldner sollen zu den Türken übergegangen sein, ein Teil der Reichstruppen selbst, aus Abneigung gegen den Kaiser, versagt haben. Die verständlichste Erzählung läßt die Seldschuken, nachdem sie schon gewichen, den Feind, indem er ihr Lager einnahm, noch einmal überfallen. In dem Getümmel geriet Romanus, der vom Rosse gestiegen war und aufs tapferste zu Fuße weiterstritt, in die Gefangenschaft des Sultans.

Man wird an den Augenblick erinnert, wo — mehr als acht Jahrhunderte zuvor und zwar gleichfalls im oberen Euphratgebiet — der Imperator Valerian dem Sassaniden Schapur in die Hände fiel; damals trat innerhalb des römischen Erdkreises eine allgemeine Zerrüttung ein, die nur mit unsäglicher Anstrengung überwunden werden konnte. Alp Arslan behandelte seinen Gefangenen würdiger, als der persische Großkönig; aber die Folgen waren, wenn auch auf engerem Raum, nicht minder unheilvoll. Romanus Diogenes erhielt seine Freiheit wieder gegen das Versprechen des Friedens, der Entlassung der seldschukischen Gefangenen, sowie einer allerdings beträchtlichen Geldzahlung. Allein die Hauptstadt wollte ihn unter solchen Bedingungen nicht wiedersehen. Man rief den ältesten Sohn der Eudocia, Michael VII., zum Kaiser aus. Die Kaiserin, die an ihrem Gemahl festhielt, ward ins Kloster gebracht. Romanus warf sich in einen Bürgerkrieg, in dem er unterlag; nachdem er auf den Thron verzichtet, ließen ihn die Dukas wider alle Zusage durch grausame Blendung umbringen.

Das Ereignis ist, daß sich seitdem ein Jahrzehnt hindurch eine feste Regierung nicht wieder bilden konnte, während der Seldschukenkrieg, da man in Byzanz den durch Romanus geschlossenen Vertrag nicht gelten ließ, aufs neue entbrannte. Melikschah betraute mit der Anführung seinen Vetter Suleiman, der denn, unaufhörlich vordringend, binnen kurzem die Hochebene Kleinasiens an sich brachte. Man ermißt die Lage, in der sich Michael VII. befand, aus seinem Verhalten gegenüber dem Abendlande. Trotz des gründlichen Zerwürfnisses, das erst jüngst unter Papst Leo IX. zwischen beiden Kirchen ausgebrochen war, näherte sich jetzt der griechische Kaiser aus freien Stücken Gregor VII. mit dem versöhnlichsten Erbieten. Weit mehr noch will es besagen, daß er sogar, wie bereits früher erwähnt, mit dem Herzog von Apulien, Robert Guiscard, in die engste Familienverbindung trat, obwohl dieser im Jahre 1071 durch die Einnahme von Bari auch den letzten Rest der alten Eroberung Belisars auf italischem Boden vertilgt hatte. Es lag darin der Verzicht des östlichen Imperiums auf seine ein halbes Jahrtausend über so hartnäckig verteidigte Weltstellung im Occident. Schon vorher aber sah sich Michael, von Empörung umringt, genötigt, dem Seldschuken Suleiman die Gewalt über die eingenommenen Provinzen förmlich zu übertragen. Der türkische Beistand, den er dadurch erkaufte, erwies sich indessen als unzuverlässig; denn auch die Gegner wußten sich dessen zu bedienen.

Nach den traurigsten Wirren wurde Michael 1078 durch Nicephorus III. Botoniates entthront, unter dem die Verwickelung dadurch bis zu unerträglicher Höhe stieg, daß Robert Guiscard sich anschickte, das gestürzte Haus der Dukas, in das er seine Tochter vermählt hatte, an dem neuen Gewalthaber zu rächen. Unter fortdauernden Unruhen von allen Parteien angerufen und benutzt und zumeist doch für sich selber arbeitend, nisteten sich die Seldschuken in Kleinasien desto fester ein. In dem alten Nicäa, wo — Jahrhunderte, ehe an den Islam zu denken war — der Bund zwischen Kaisertum und Kirche geschlossen worden, von dem die gesamte Entwickelung der neueren Zeiten ausgegangen, führte nun, fast im Angesicht der Weltstadt Konstantins, ein Emir mohammedanischer Barbaren das Regiment. Unter solchen Umständen nahm, von einer neuen Militärrevolution emporgehoben, Alexius Comnenus, auch er nicht ohne die Hülfe türkischer Scharen, 1081 mit stürmender Hand von der Hauptstadt und dem Throne Besitz.

Alexius I. Comnenus entstammte einer paphlagonischen Adelsfamilie, die in dem Oheim Isaak I. dem Reiche schon einen tüchtigen, nur leider kurz (1057—1059) regierenden Kaiser gegeben hatte. Der Neffe, früh im Heeresdienst ausgezeichnet, von Romanus Diogenes begünstigt, wußte sich doch auch mit Michael VII. und den Dukas gut zu stellen. Selbst Nicephorus III. hat er eine Zeitlang gestützt, bis ihn mehr die Gelegenheit, als vordringlicher Ehrgeiz zum Heile des Staates gegen diesen in die Bahn rief. Er ist eine echt byzantinische Natur der besten Art, von äußerster Gewandtheit und nachhaltiger Kraft, nicht ohne vornehme Würde, heldenmütig und vorsichtig, schwungvoll und verschlagen. Zu den merkwübigsten Produkten der Epoche gehört die Alexias seiner Tochter, der Prinzessin Anna Comnena. Sie begleitet die ganze Entwickelung ihres Vaters, namentlich den normännischen Krieg und dann die Ereignisse des Kreuzzugs. Sie ist glaubwürdig, wo sie Begebenheiten berührt, bei denen die Griechen Anteil hatten, in dem Entfernteren wird sie unzuverlässig; ein treffliches Dokument der unter allen Bedrängnissen fortlebenden griechischen Bildung, ein Beginn der Litteratur historischer Memoiren, die, wiewohl nicht gerade auf ihren Anlaß, im Abendlande so reich ausgebildet worden ist. Vor allen Dingen lernt man daraus Alexius selber kennen. Er gehört in die Reihe der Wiederhersteller, wie sie in diesem Reich inmitten bedenklichster Gefahren zu öfteren Malen erschienen sind. Am meisten erinnern seine Anfänge an die Leos des Isauriers, der während jener arabischen Bedrohung Konstantinopels ebenfalls in gewissen Beziehungen zu den Streitkräften des Feindes emporkam, um sich ihm sodann mit allem Ernst entgegenzusetzen.

Auch Alexius hätte sich nichts besseres gewünscht, als sogleich den Triumph des Islams wieder rückgängig machen zu können; doch war hiezu fürs erste nicht die entfernteste Möglichkeit vorhanden. Von der notwendigen Reorganisation im Innern abgesehen, meldeten sich sofort von anderer Seite her die gefährlichsten äußeren Feinde. Im Sommer 1081 eröffnete Robert

Guiscard, einen falschen Michael als griechischen Prätendenten an der Seite, durch eine Landung bei Dyrrhachium jenen merkwürdigen Offensivkrieg, der die Normannen unter ihm und seinem Sohne Boemund bis tief nach Macedonien und Thessalien geführt hat. Mit bewundernswerter politischer Kunst wußte der Comnene, dessen eigene Heeresmacht dem normännischen Ungestüm im offenen Felde nicht gewachsen war, diesen Angriff dennoch zu bestehen. Zur See zog er die Flotte der Venezianer herbei, denen er dafür die Märkte seines Reiches für alle Zeiten aufschloß; zu Lande hat er auch diesmal die Hülfe türkischer Truppen nicht verschmäht, die ihm Suleiman zur Verfügung stellt. Vor allem aber erregte er in Unteritalien Aufstände wider den Normannenherzog und verband sich zugleich mit Heinrich IV., den er, wie früher erzählt, in seinem Kampf um Rom durch Gold unterstützte. Die enge Verbindung Gregors VII. mit Robert Guiscard hatte die Allianz der beiden Kaiser, von denen jeder seine Krone verteidigte, zur natürlichen Folge. Durch den Tod Roberts, der 1085, wenige Wochen nach Gregor, auf Cephalonia starb, sah sich denn Alexius von der normännischen Invasion endgültig befreit.

Auf die Normannen aber folgten die Petschenegen, denen erst 1091 bei Lebunion in Macedonien eine wahrhaft vernichtende Niederlage beigebracht wurde. Hatten hiebei Kumanen aus dem Norden mitgewirkt, so mußten doch auch diese wieder ihrerseits zu Paaren getrieben werden. Man begreift, daß da von entscheidenden Unternehmungen gegen die Seldschuken nicht die Rede sein konnte. Selbst den weiteren Verlust der starken, nun aber in der Luft schwebenden Positionen von Antiochien und Edessa vermochte Alexius (1085 und 1086) nicht zu verhindern. Einzig an den Seeküsten Kleinasiens hielten hie und da die griechischen Besatzungen stand, während sich im Binnenland unter dem Erben Suleimanns, Kilidsch Arslan, der als Sultan von Rum, d. h. des Römerlandes bezeichnet wird, (seit 1092) das türkische Wesen ungestört zu konsolidieren begann. In dieser Situation entschloß sich Alexius — denn kein Mittel unversucht zu lassen, lag in seiner Art —, das christliche Mitgefühl des Abendlandes zum Beistand anzuregen. Um die Wirkung zu verstehen, die sein Gesuch an Papst Urban II. im Jahre 1095 auf die lateinische Welt hervorbrachte, müssen wir unseren Blick auf den Occident zurückwenden.

Das Abendland hatte bisher, wie oben berührt, seinen eigenen mohammedanischen Horizont gehabt, der das westliche Becken des Mittelmeers umspannte. Auch dort nun war im 11. Jahrhundert über die Konfinien beider Religionen hin der Kampf mit seltenen Unterbrechungen fortgeführt worden. Es ist wahr: er bewegte sich überall zugleich um die partikularen und berührte selbst die lokalen Interessen; nichts destoweniger kam darin nach wie vor der allgemeine Geist des religiösen Widerstreits zum vollen Ausdruck, das kriegerische Feuer des Glaubens zog daraus beständige Nahrung. Von besonderem Gewicht aber ist die Thatsache, daß man im ganzen mit

steigendem Glücke focht; das christliche Abendland gewöhnte sich so daheim wieder an den Mut der Offensive, ohne den an das Wagnis eines Angriffs auf den entlegenen Orient vollends nie zu denken gewesen wäre. Den unerwartetsten Umschwung hatte in dieser Beziehung Spanien erlebt, auf das wir unser Augenmerk zunächst zu richten haben.

Wir kennen die hervorragende Machtstellung, die der omajjadische Kalif Abderrahman III., der Zeitgenosse Ottos des Großen, innehatte; auch sein Nachfolger Hakem II. wußte sie ungeschmälert zu behaupten. Es waren im Innern die Zeiten einer üppigen Blüte islamitischer Kultur, welche den gleichartigen Erscheinungen im Bereich der morgenländischen Dynastien an Glanz nichts nachgab; in dem prächtigen Ausbau der säulenreichen Moschee zu Cordova hat diese Periode dem spanischen Boden ihr Denkmal hinterlassen. Unter dem minderjährigen Erben Hakems, Hischam II., gelangte jedoch auch hier der höchste Hof- und Staatsbeamte — Hadjib lautet sein Titel — zum faktischen Besitz der Herrschaft. Nicht als wäre deshalb das Reich sofort in Verfall geraten, im Gegenteil: in Ibn Abi Amir, dem ersten Inhaber dieser Gewalt, erschien (978—1002) ein Mann, zwar von schrankenlosem Ehrgeiz, aber auch von ebenso außerordentlicher Begabung. Nach innen setzte er das Regiment jener großen Kalifen würdig fort, nach außen suchte er sie weit zu überbieten. Nur allzu treffend hat er sich selbst offiziell den Namen Almansor, der Siegbegabte, beigelegt, unter dem er der spanischen Überlieferung in Poesie und Historie, unvergeßlich geblieben ist. Hatten Abderrahman und Hakem den christlichen Fürsten im Norden der Halbinsel, so oft sie nicht in thörichtem Hader die Übermacht des Kalifats geradezu gegen sich aufriefen, eine zwar bescheidene, bisweilen tributpflichtige, doch im ganzen ungekränkte Existenz vergönnt, so erlitten diese nun, auch jetzt übrigens selten unverdient, eine lange Reihe blutiger Niederlagen. Almansor erstürmte und eroberte Leon, die Hautstadt des stärksten der christlichen Staaten. Das gleiche Schicksal erfuhr Barcelona, das seit fast anderthalb Jahrhunderten keinen Feind in seinen Mauern gesehen. Ja, was nie zuvor auch nur versucht worden: die heiligste Stätte der spanischen Christenheit, Santiago de Compostela im äußersten Nordwesten, sank in Trümmer; die entführten Glocken wurden auf Almansors Geheiß zu Lampen für den Vorhof der Moschee zu Cordova umgeschmolzen. Seit Menschenaltern hatte es um die Sache der christlichen Freiheit im Süden der Pyrenäen niemals so verzweifelt gestanden.

Desto überraschender wirkt die mit dem 11. Jahrhundert anhebende Wandlung, obwohl sie zunächst allein auf der inneren Zerrüttung des moslimischen Staates beruhte. Almansor vererbte seine Autorität auf seine Söhne. Indes der jüngere, Abderrahman, wagte einen Schritt, den in Bagdad weder Bujiden noch Seldschuken sich je herausgenommen: er ließ sich von Hischam II. die eigene Nachfolge im Kalifat verbürgen. Da die öffentliche Stimme an dem Alleinrecht der Omajjaden unbedingt festhielt, so

erhob sich ein Aufruhr, in welchem der Hadjib erschlagen ward. Aus dieser Revolution jedoch entwickelte sich ein Bürgerkrieg, in dessen Verlauf das Reich in eine Menge thatsächlich unabhängiger Emirate auseinanderfiel, da die letzten omajjadischen Kalifen in ihrer Schwäche nirgend mehr wahres Ansehen zu gewinnen vermochten. In solcher Lage beschlossen am Ende die Häupter der Bürgerschaft von Cordova, indem sie zu einer arabischen Junta zusammentraten, sich eines Scheinherrschers zu entledigen, dessen Dasein der Stadt und ihrem Gebiete nichts als Verlegenheit und Schaden zuzog. Sehr merkwürdig aber beobachteten sie auch jetzt noch, soweit möglich, ein legitimistisches Verfahren. Um nicht selber an den unfähigen Hischam III. Hand anlegen zu müssen, beredeten sie ein anderes Glied des Kalifenhauses, das wie der Urahn Omajja hieß, zur Empörung. Omajja nötigte darauf, im Jahre 1031, seinen Vetter zur Abdankung. Anstatt der eigenen Anerkennung aber empfing er alsbald den Befehl, in die Verbannung zu gehen, worauf die Urheber der Bewegung Stadt und Provinz in republikanischer Form zu regieren unternahmen.

Das alte, welthistorische Geschlecht der Omajjaden, in dessen Namen einst das gotische Spanien für den Islam erworben war, das sich nach furchtbarem Sturz ebendort aufs neue erhoben und dem größten Teil des Landes ein materielles Gedeihen verliehen hatte, wie es bis heute nicht wieder erreicht worden ist, verschwand unrühmlich im Dunkel. Wie mit einem Schlage war da das Verhältnis der religiösen Parteien auf der Halbinsel verändert. Von Saragossa bis zur Meerenge und dem Ocean hin bedeckte sich das moslimische Gebiet mit einem Dutzend kleiner Fürstentümer, die nun ihrerseits in ihren Zwistigkeiten die christlichen Könige um Hülfe anriefen oder froh waren, deren Feindseligkeiten durch Tributzahlung abzukaufen. Es kam hinzu, daß sich auf christlicher Seite durch die Ehe Fernandos I. von Castilien mit der Erbin von Leon und Gallicien endlich eine kompaktere Macht bildete. Fernando (1037—1065) brauchte einige Zeit, um in den westlichen Gebieten völlig Herr zu werden; dann aber säumte er nicht, die günstige Gelegenheit zu ergreifen. Vom Duero drang er gegen das Scheidegebirge vor und nahm den Emiren von Saragossa, Toledo und Badajoz eine Anzahl Grenzstriche mit ihren Festungen ab; ein Jahr vor seinem Ende brachte er Coimbra zu Falle.

Der Kampf seiner Söhne um die geteilte Herrschaft, reich an Treulosigkeit, stellte noch einmal jeden weiteren Fortschritt in Frage. Sobald jedoch Alfonso VI. (1073—1109) sich zum Alleinherrn aufgeschwungen, wurden die castilianischen Eroberungen im größerem Maßstabe wieder aufgenommen. Alfonso hat bis tief in den Süden hinein die Emire von Sevilla und Granada sein Übergewicht empfinden lassen; seine vornehmste Handlung aber ist, daß er 1085 im Bunde mit Sevilla Toledo einnahm. Die alte Hauptstadt des westgotischen Katholicismus im Herzen von Spanien, wo die Könige mit den versammelten Bischöfen zu tagen pflegten, ward zum Eckpfeiler der

neuen castilischen Macht, der trotz mancher Erschütterung niemals wieder umgestürzt worden ist. Mit Vergnügen begrüßte Papst Urban II. den Erzbischof von Toledo als Primas in allen hispanischen Reichen. Auch das arabische Andalusien aber nahm sich im Gefühl eines unersetzlichen Verlustes noch einmal besser zusammen. Der reuige Emir von Sevilla, Motamid, war der erste, die Almoraviden in Afrika zur Hülfe herbeizurufen.

Unter den Berbern der westlichen Sahara war einige Jahrzehnte früher ein Lehrer des Islam, Abdallah, aufgetreten, der es verstand, dem rohen Stamme und seinen Häuptlingen auch politisch einen höheren Impuls zu verleihen. Unter einem dieser Fürsten, Jusuf Ibn Taschfin, überschritten die Murabitin — d. h. die Asceten, wie sie sich nannten — den Atlas, worauf Jusuf Marocco gründete und nach und nach ganz Magrib, das ehemalige Gebiet der Edrisiden von Fezz unterwarf. Eben an ihn erging die Ladung der Andalusier, der er freudig mit seinen Berbern folgte. Man kann das Ereignis fast als die zweite Invasion dieses Stammes in Spanien betrachten; denn schon die Heere Tariks und Musas, denen die Goten erlagen, hatten der Zahl nach vornehmlich aus Berbern bestanden. Zugleich gewahrt man, wie der örtliche Kampf der Religionen auch hier im Westen eine allgemeine Natur annahm. Bereits unter Fernando, wie nun unter Alfonso, waren Scharen französischer Edelleute, Normannen, Burgunder und Aquitanier, nicht ohne den Segen der Päpste, über die Pyrenäen herangezogen, um an den spanischen Kriegen teilzunehmen. Der Zug der Almoraviden, unmittelbar durch den Fall von Toledo verursacht, erscheint zugleich wie eine Antwort auf jene romanische Waffenbrüderschaft. Er zeigte sich sofort von eingreifender Bedeutung.

Bei Zalacca, unweit Badajoz, erlitt Alfonso mit den Seinigen 1086 durch Jusuf und dessen andalusische Verbündete eine schwere Niederlage. Er ließ darum das Schwert nicht sinken und hat, obwohl noch mehrmals geschlagen, die früheren Errungenschaften im ganzen wohl verteidigt; eine gleichzeitige Chronik rühmt ihn als das Heil und den Schild Spaniens; er selbst wollte Imperator heißen. Allein es trat für Jahrzehnte ein Stillstand in dem so glücklich begonnenen Werke der Befreiung ein, den man kaum mit dem Namen Gleichgewicht bezeichnen darf. Denn die Almoraviden ließen es ihr erstes Geschäft sein, allenthalben mit den selbständigen arabischen Kleinfürsten aufzuräumen. Sie umfaßten abermals von Saragossa bis Lissabon, im weiten Bogen um Castilien her, die bei weitem größere Hälfte der Halbinsel unter einem einzigen islamitischen Regiment. In gewissem Sinne kann man sie mit den Seldschuken zusammenstellen, wie sie denn auch formell das Kalifat von Bagdad als das wahre verehrten. Sehr einleuchtend ist es daher, wenn die Päpste alsbald den Unterthanen Alfonsos, Rittern und Klerikern, verboten, sich am Kreuzzug in den Orient zu beteiligen; Paschalis II. hat die spanischen Wallbrüder, deren er in Rom ansichtig wurde, in ihr Vaterland heimgeschickt, indem er für den Kampf mit den wilden Moabitern,

wie er sie nennt, den nämlichen Ablaß, wie für die östliche Heerfahrt, bewilligte. Der fernere Fortschritt in der Rechristianisierung Spaniens hat sich dann überhaupt erst unter dem sichtlichen Einfluß der orientalischen Expeditionen vollzogen. Ich möchte darin sogar, neben der Bekehrung und Germanisierung der baltischen Küstenlande, die jedoch weniger unmittelbar damit verknüpft ist, das wichtigste unter den dauernden Ergebnissen der Kreuzzugsbewegung erblicken.

Auf der anderen Seite darf man jedoch den Wert des Beispiels der Saracenenkämpfe des 11. Jahrhunderts für die Anregung zu dem Unternehmen des ersten Kreuzzuges mit nichten gering anschlagen. Die Erfolge der castilianischen Waffen, welche durch die letzte Wendung doch nicht eigentlich rückgängig wurden, konnten ihres Eindrucks auf das christliche Gesamtbewußtsein, wenigstens der romanischen Welt, nicht verfehlen. Der Reiz dieser Kriegführung an sich, der Gewaltsamkeit selber, die durch ein höchstes Ziel geadelt schien, ergriff ohne Zweifel von dorther die benachbarten südfranzösischen Bevölkerungen, zumal dieselben, wie erwähnt, nicht ohne einen gewissen Anteil daran geblieben waren. Für die eigentümliche Gesinnung, die sich dabei ausbildete, pflegt man auf die Gestalt des Cid hinzuweisen. Von dem individuellen Bildnis des Campeador, wie es in dem alten Poema erscheint, muß man freilich für die Historie absehen; außer dem naiv Sagenhaften glaube ich darin die Tendenz zur Verherrlichung des Hauses Navarra zu erkennen, das von einer Tochter des Helden abstammt. Der wirkliche Ruy Diaz de Vivar hat allerdings eine Stelle unter den gewaltigen Herren des aufstrebenden Spaniens. Er vollbrachte die eigenmächtige Eroberung von Valencia, die von großem Belang gewesen wäre, wenn sie nach seinem Tode hätte behauptet werden können. Seinen Bruch mit Alfonso, seinen Dienst beim Emir von Saragossa weiß das Gedicht so gut zu rechtfertigen, wie die Ilias den Zorn des Achill. In der That zeigt sich darin wohl die allgemeine Schattenseite der spanisch-christlichen Politik jener schwierigen Zeiten: ein meist selbstsüchtiges, oft unredliches Schwanken zwischen Bund und Krieg mit dem Feinde, ein Verhältnis, wie es aus dem andauernden Kontakt im Grunde unversöhnlicher Gegensätze leicht entsteht und deshalb ebenso bei den späteren Generationen der fränkischen Barone in Syrien wiederkehrt. Allein die große Idee der ritterlichen Glaubensfehde konnte durch solche Flecken wohl verdunkelt, doch nicht ausgelöscht werden. Das Cid-Ideal gehört dem 12., zum Teil erst dem 13. Jahrhundert an; für das 11. kommt ihm immerhin die Wahrheit zu, daß es aus der bahnbrechenden realen Leistung dieses Zeitalters naturgemäß erwachsen ist. Seine Keime dürfen wir also bei den Genossen Fernandos I. und Alfonsos VI. voraussetzen.

Auf einem engeren Schauplatz war inzwischen eine noch durchgreifendere, für den Zusammenhang der Weltereignisse bedeutsamere Entscheidung gefallen. Sicilien war von den Normannen Unteritaliens der Herrschaft des

Islam vollständig und für immer entrissen worden. Von Anfang an gehörte das zu dem Programm Robert Guiscards und des mit ihm verbündeten Papsttums. Wir gedachten des Lehnseides, welchen Robert 1059 Nikolaus II. schwur, als: von Gottes und St. Peters Gnaden Herzog von Apulien und Calabrien und mit beider Hülfe künftig von Sicilien. Aus Italien wollte man die Griechen verdrängen, auf der Insel das vollbringen, woran sie zwei Jahrhunderte lang, noch zuletzt trotz der Erfolge des Maniaces, vergeblich gearbeitet. Eben die Komplikation beider Aufgaben, außerdem die eigenen Zwistigkeiten der Normannen und ihre übrigen Händel verzögerten den an sich unzweifelhaften Ausgang. An tapferer Gegenwehr der Moslimen hat es zwar im einzelnen nicht gefehlt; allein zwischen den Kelbiten der Insel und den Badisiden von Tunis, die überdies von heimischen Schwierigkeiten umgeben waren, bestand auch jetzt in dem gemeinsamen Widerstande kein vollkommenes Einvernehmen. Die Normannen aber waren doch noch herzhafter und vor allem kräftiger, als die Spanier, auch durch keinerlei politische Rücksicht gebunden: sie traten hier wie anderwärts auf als Krieger von Handwerk, die sich Haus und Hof erst erstreiten wollen. Neben Robert erschien sein jüngerer Bruder Roger im Felde, der schon 1060, nachdem das griechische Reggio gefallen, hinübersetzte und im folgenden Jahre Messina nahm. Die Vertreibung der Byzantiner aus ihrem letzten Halt ließ den Brüdern die Hände völlig frei. In der Freude des Sieges eilten sie 1071 von Bari herbei und eroberten noch im nämlichen Jahre Palermo. Die ferneren Unternehmungen wurden Roger allein überlassen; die Chronisten rühmen, wie ihm dadurch der Mut gewaltig wuchs. Unermüdlich in Schlachten und Belagerungen drang er vor; 1089 fiel als der letzte größere Platz Girgenti in seine Hände. Durch die gütige Behandlung der gefangenen Familie eines Emirs wußte er sich den Rest der Arbeit zu erleichtern: 1090 stand er am Ziel, als der große Graf von Sicilien.

Den unterworfenen Moslimen hat Roger Schonung und Duldung gewährt und seine Nachfolger hielten bis in die staufischen Zeiten hinein mit gutem Bedacht an diesem Grundsatz fest. Das hat denn allmählich zu einer merkwürdigen Mischung morgen- und abendländischer Kulturelemente geführt, welche in der Bildung und Gesinnung Kaiser Friedrichs II. eine weltgeschichtliche Bedeutung für den Kampf mit der päpstlichen Allgewalt erlangte. Wie weit aber war man von dieser Lage der Dinge noch entfernt! Für den Augenblick lag in dem Erreichten nicht nur ein Triumph des römischen Stuhls, sondern für die abendländische Christenheit überhaupt der größte Vorschub, der einer aggressiven Wendung gegen den islamitischen Orient geleistet werden konnte. Was ist eigentlich das Charakteristische in dem damaligen Auftreten der Normannen? Eine heroische Selbständigkeit, in freiwilligem Dienst hierarchischer Bestrebungen; eine Kriegführung, die in abenteuerlicher Form doch niemals den bestimmten Endzweck aus dem Auge verliert; endlich ein derbes Talent zu kolonialer Staatsgründung und -einrichtung. Das alles

hatte sich bereits in Unteritalien originell entfaltet; in Sicilien ward es zum erstenmal auf eine dem Islam abgerungene Provinz angewandt. Die Wirkung auf das Gemüt der Zeitgenossen mußte bei einem so völlig gelungenen Unternehmen noch größer sein, als die der spanischen Begebenheit. Bei den stets lebendigen Beziehungen der Mannen Roberts und Rogers zu den alten Genossen in der Heimat, bei den Familienverbindungen, in welche die Anführer selber mit einem und dem anderen französischen Großen traten, wird wiederum Frankreich, diesmal zumeist das nördliche, besonders davon betroffen sein.

Unmöglich wäre es, daneben das geographische Moment zu übersehen. In einer späteren Epoche hat sich die Weltstellung der pyrenäischen Halbinsel enthüllt. Portugal und Spanien hatten nicht sobald den Islam ausgestoßen und ihr europäisches Wesen wiedergewonnen, als sie es auch für ihren Beruf erkannten, im Namen der christlichen Propaganda zwischen Europa und der oceanischen Außenwelt zu vermitteln. Für den inneren Erdkreis der alten Geschichte kam Sicilien nebst den angrenzenden Vorsprüngen des Festlandes eine ähnliche Stellung zu: Phönizier und Griechen haben von dort aus den Occident aufgeschlossen und zu civilisieren begonnen. Am Ausgang des 11. Jahrhunderts stand die entgegengesetzte Möglichkeit in Frage: ob es der Macht des Abendlandes, wie einst der römischen, beschieden sei, in den östlichen Bereich aufs neue siegreich einzudringen. Man darf behaupten, daß der Gedanke daran schwerlich allgemein hätte gefaßt werden können, wären nicht zuvor Apulien und Sicilien aus den Händen der Byzantiner und Araber befreit und der Ausblick aus dem lateinischen Meeresbecken in das griechisch-orientalische eröffnet worden.

Schon von der vorhergehenden Abwandlung war auch die See selber nicht unberührt geblieben. Zwischen Spanien und Sicilien mitteninne legten im 11. Jahrhundert Pisa und Genua, ebenfalls im Widerstreit mit den Saracenen, den Grund zu ihrer maritimen Macht. Wir wissen bereits, wie sie in den Jahren 1015 und 1016, von Papst Benedict VIII. ermuntert, Mogehid, den Emir von Denia, Herrn der Balearen, der Sardinien in Besitz genommen, von dieser Insel und aus den toscanischen Gewässern für immer verjagten. Diese That greift insofern selbst in die spanischen Verhältnisse ein, als Mogehid fast der namhafteste und unternehmendste der emporkommenden andalusischen Teilfürsten war. Die beiden Seestädte selber unterwarfen seitdem Sardinien und Korsika ihrem Einfluß und versuchten sich in weiteren Fahrten. Allein was konnten sie ausrichten, so lange ihnen die Konkurrenz von Amalfi, das seine griechischen Verbindungen aufrecht erhielt, und die Korsarenwirtschaft der tunesischen Badisiden ungebrochen im Wege stand? Man begreift es, daß die Pisaner die treuesten Freunde der Normannen wurden. Schon 1062 war auch ihre Flotte drohend im Hafen von Palermo erschienen. Wie die Unterwerfung Amalfis durch Robert, so kam jeder Fortschritt des Grafen Roger auf Sicilien den Oberitalienern zugute;

aber haben ihn auch ihresteils durch eine kühne Diversion unterstützt. Im Jahre 1086 finden wir Pisaner und Genuesen, denen der Segen Viktors III. noch andere Landsleute beigesellt, über dreihundert Segel stark an der afrikanischen Küste. Sie überfielen und verbrannten jenes von dem ersten Fatimiden gegründete El-Mahdia, den großen Markt der saracenischen Piraten, befreiten alle christlichen Gefangenen und führten die reichste Beute heim. Man vernimmt den Widerhall des Ereignisses noch heute aus den Übertreibungen einer lateinischen Siegeshymne und den Klagetönen einer arabischen Elegie: für das Zeitalter der romanischen Seeherrschaft im Mittelalter kein übler Anfang. Venedig, das bisher wie Amalfi, der byzantinischen Tradition getreu, auch mit den Mohammedanern Handelsfreundschaft gepflegt, sah sich bald genötigt, dem Beispiel der Westitaliener folgend, dem Islam gleichfalls den Krieg zu erklären. Wir werden ihm an dem Gestade Syriens begegnen, im Wetteifer mit Genua und Pisa, ohne deren rechtzeitigen Beistand an ein haltbares Ergebnis des ersten Kreuzzuges gar nicht zu denken gewesen wäre.

Gestehen wir jedoch ein, daß in allen diesen Vorspielen und Bereitschaften eine wirklich auf den Orient gerichtete Tendenz noch keineswegs zu finden ist. Als die gerade Fortsetzung der geschilderten Vorgänge stellen sich vielmehr im 12. Jahrhundert dar: die Einnahme von Lissabon und Saragossa, die Siege der Pisaner und Genuesen auf den Balearen und an der Ebromündung, die vorübergehende Festsetzung der sicilischen Normannenherrschaft an der tunesischen Küste. Und vom Standpunkt eines abendländischen Partikularismus aus möchte man es beinahe bedauern, daß nicht alle Kräfte mit vereinter Anstrengung nach dieser Seite hingelenkt wurden. Die Schlachtfelder der Scipionen, das Vaterland Augustins, die Landlose der Vandalen wären vielleicht der christlichen Entwickelung der romanisch-germanischen Welt wieder eingeordnet und vor einem Schicksal bewahrt worden, dem Jerusalem und Antiochien dennoch unrettbar verfallen blieben. Wie aber hätte der Occident dem universalen Zuge der Dinge widerstehen sollen, durch welchen er selbst zu dem geworden, was er war? Daß in seinem Innern geistige Impulse vorhanden waren, die der Aufforderung zu einem orientalischen Feldzuge direkt entgegenkamen, erfahren wir bereits aus den Briefen Gregors VII.

Denn keineswegs ganz neu war auch auf der anderen Seite der Gedanke des Kaisers Alexius. Schon zwanzig Jahre früher, als nach dem Tage von Mantzikert und dem Untergange des Romanus Diogenes die Seldschuken Verwüstung und Mord über das innere Kleinasien verbreiteten, waren aus den Kreisen der Bedrängten Hülferufe an den römischen Papst erschollen. Gregor hatte sein Pontifikat vor kurzem angetreten; noch stand er mit König Heinrich IV. in freundlichem Verhältnis. Unverzüglich entbot er 1074 seinen Freunden, den Großen von Oberitalien und Südfrankreich, sich mit ihren Reisigen zur Heerfahrt gen Osten bereit zu halten. Er mahnt an die Christenpflicht, gleich dem Erlöser das Leben für die Brüder dahinzugeben; in einem

Kampfe, wo Ehre und Ruhm, über jeden irdischen Wunsch erhaben, zu erwerben sei; er überbietet das antike Lob des Todes fürs Vaterland durch ein höheres: das des Todes für Christus und das ewige Leben. Man wird es ihm gerne glauben, daß ihm das Elend einer zahlreichen christlichen Bevölkerung, das Unglück eines großen christlichen Reiches an sich tief zu Herzen ging. Allein sein vornehmstes Motiv, den Griechen die Hand zu reichen, war doch ein anderes.

Nicht ohne Befremden liest man in einem der frühesten Breven Gregors, daß er den französischen Vasallen, die mit seiner Zustimmung in den Glaubenskrieg nach Spanien zogen, nicht sowohl die Sache Christi, als die Sache Petri ans Herz legt, welchem er ein uraltes, unverjährbares Recht auf das Reich Hispanien beimißt. Mit gleicher Offenheit gab er nun dem deutschen Könige den eigentlichen Zweck des beabsichtigten asiatischen Unternehmens kund. Es war ihm dabei in erster Linie zu thun um die Herstellung katholischer Einheit mit der griechischen Kirche; wie sich bei seiner Theorie von selbst versteht: auf dem Wege der Unterwerfung der Griechen unter den römischen Primat, welche er nach der Annäherung Kaiser Michaels VII. erwarten zu dürfen meinte. Für die gegen den Islam geleistete Bundeshülfe sollte dies der Kaufpreis sein. Eben deshalb wollte der Papst das lateinische Entsatzheer persönlich nach Konstantinopel führen. Er gedenkt dabei der Reisen, welche einige seiner Vorgänger, freilich in friedlichem Aufzug, im Interesse der kirchlichen Union ins östliche Reich unternommen hatten. Endlich hofft er — man muß annehmen: im Fortgang der kriegerischen Erfolge — auch den Anschluß der Armenier und der übrigen orientalischen Kirchen an das römische System zu bewirken.

Ein sehr weit aussehender Entwurf, jedoch auf der Stufe päpstlicher Machtentwickelung, die der große Hierarch auch sonst zu erreichen strebte, nicht unnatürlich. Es war gewissermaßen eine Wiederholung und zugleich die Umkehr der Pläne Justinians, übertragen in die Sphäre der Kirche, in der ja überhaupt die alte Idee des einen, unteilbaren Weltreiches noch am wirksamsten fortlebte. Der geistliche Imperator der westlichen Reichshälfte schickte sich an, den Boden der östlichen von den Barbaren der Religion zu reinigen, um ihn zugleich dem eigenen Gebote unterzuordnen. Die weltlichen Waffen, deren er dazu bedurfte, stellten sich dem römischen Stuhl in dieser Epoche zum erstenmal unmittelbar zur Verfügung; Gregor trug kein Bedenken, sie zu jedem seiner Zwecke zu gebrauchen. Das ritterliche Heer der Hierarchie mochte durch seine Siege über den äußeren Feind dazu beitragen, auch die innere Entzweiung hinwegzuräumen.

Es wäre zu verwundern, wenn dieser Gedanke, einmal formuliert, die Politik der Päpste während der Kreuzzugsperiode je verlassen hätte. Man weiß, wie nahe besonders Innocenz III. seiner Verwirklichung gekommen ist. Bei Gregor VII. war indes daran noch nicht zu denken. Als die vornehmste Bedingung des Gelingens sah er selbst das vollkommene Einverständnis mit

König Heinrich IV. an, das er doch gleich darauf für alle Zeit unmöglich machte. In dem Kampfe, der darüber ausbrach, hat er selber keinen entscheidenden Sieg erfochten; der eine Krieg machte ihm den anderen unmöglich. Hartnäckigen Sinnes und beweglichen Geistes, wie er war, gedachte er dann dem Ziel der griechischen Einigung auch auf gerade entgegengesetztem Wege näher zu kommen: er unterstützte nun vielmehr den Angriff Robert Guiscards auf Byzanz durch die Anerkennung jenes Pseudomichael. Alexius verteidigte in diesem Augenblick in der eigenen Krone zugleich die Sonderstellung der griechischen Kirche. Die große Kombination Gregors von 1074 fiel völlig auseinander.

Allein auch von jedem äußeren politischen Hindernis absehend, darf man fragen, ob es dem Papste jemals gelungen wäre, für seine Idee einzig vermittelst der oben dargelegten Motive die genügende Anzahl von Streitern zu gewinnen. Den Saracenenkrieg hatte der Occident in Spanien vor der Thür; selbst in Sicilien ging derselbe bei Lebzeiten Gregors nicht zu Ende. An der Unterstützung der Griechen um ihrer selbst willen konnte niemandem viel gelegen sein, nachdem man sie kaum aus Italien hinausgeschlagen hatte. An ihrer Bekehrung aber nahm die Menge der Lateiner erst nach ferneren hundert Jahren, in denen der nähere Umgang gegenseitigen Abscheu erzeugte, ein lebhafteres Interesse. Wenn nun Gregor trotzdem in jenem Schreiben an Heinrich die starke Wirkung seines Aufrufs rühmt, so thut er das doch in der That nicht ohne die überraschende Hinwendung zu einem anderen, von den byzantinischen Fragen weit abliegenden Gegenstande. Schon rüsten sich, sagt er, mehr denn 50 000 Mann dazu und wollen, wenn sie mich auf ihrer Heerfahrt zum Führer und Priester haben können, das Schwert in der Hand wider die Feinde Gottes anstürmen und bis zum Grabe des Herrn, unter dessen eigener Leitung vordringen. In dem Zusammenhange des päpstlichen Schreibens erscheint, wie mit Recht betont worden ist, der Gedanke an Jerusalem als das Endziel des Zuges hier nur beiläufig, in flüchtiger Erwähnung. Und wirklich konnte für Gregor nach seiner ganzen Tendenz diese specielle Idee nur eine nebensächliche Bedeutung haben. Desto größere hatte sie dagegen für die ritterlichen Kämpen, die er für sein Vorhaben zu erwärmen trachtete. Ich weiß nicht, ob es nicht zu künstlich aussähe, wollte man darauf hinweisen, daß der Name des heiligen Grabes hier streng genommen eben diesen Scharen, die dem Winke des Papstes zu gehorchen bereit sind, in den Mund gelegt wird. Einerlei — ob von ihnen zuerst ausgesprochen, oder von dem Scharfsinne Gregors ihnen entgegengebracht: auf jeden Fall bildete dieser Name das Zauberwort, das die Geister der Epoche zu entfesseln imstande war. Schon in dieser ersten, noch unfertigen, wesentlich anders gemeinten Ankündigung eines Kreuzzuges begegnet uns so, dicht neben dem hierarchischen Moment, das gewaltigere populäre.

Das 11. Jahrhundert ist auch das der Wallfahrten, und eben durch diese bekam das christliche Gemeingefühl des Abendlandes eine positive Rich-

tung auf den Orient. Seit der Bildung einer germanisch-romanischen Völkerwelt war der Blick im stillen dem heiligen Lande zugewandt. Karl der Große hat über Rom Jerusalem nicht vergessen. Jene lokale Verehrung, welche die Schwellen der Apostel fanden, mußte der Gruft des Erlösers noch inbrünstiger zuteil werden. Wie die Zeit, in der sich voreinst das Göttliche unmittelbar mit dem Menschlichen berührt hatte, so erschien auch der Ort, wo das Wunder aller Wunder geschehen, der andächtigen Betrachtung unendlich würdig. Erst jetzt aber war die Sitte der Pilgerschaft recht allgemein geworden. Dem ascetischen Drange des Jahrhunderts, so mächtig er war, möchte ich einen überwiegenden Anteil daran kaum zuschreiben. Es war wohl ebensosehr eine Sehnsucht des Gemüts nach Anschauung. Dies ist die Periode, wo die Phantasie in unseren jungen abendländischen Nationen allerorten ihre Schwingen regte. In Kunst und Dichtung war die Schulzeit der bloßen Aneignung des Überlieferten vorüber; der Geist bewegte sich zum erstenmal mit einer gewissen Freiheit des Suchens. Die heidnischen Vorstellungen sind allmählich auch aus der Sinnenwelt verdrängt, die christlichen nehmen die Breite, wie der inneren, so der äußeren Natur ein. Der Gesichtskreis hat sich überhaupt auch räumlich erweitert, und mit dem ritterlichen wächst ein geistlicher Wandertrieb. Wie hätten da die Normannen zurückbleiben sollen, die in dieser Epoche sozusagen allgegenwärtig sind? Sie pflegten ihren Weg übers Meer zu nehmen: jene vierzig, die im Jahr 1016 bei Salerno ans Land stiegen und dem Fürsten Waimar gegen die Saracenen halfen — was den Anstoß zur Umwälzung von Unteritalien gab — waren von Jerusalem hergekommen. Nicht lange danach zog Herzog Robert von der Normandie dorthin; er freilich zumeist, um die Vergiftung seines Bruders abzubüßen. In Asien erkrankt, ließ er sich von Saracenen in einer Sänfte weiterschaffen: ihm war dabei zu Mut, als trügen ihn Teufel nach dem Paradies. Die Deutschen wählten gewöhnlich die Straße über Ungarn und Konstantinopel. Am berühmtesten ward unter ihnen die große Wallfahrt, welche Erzbischof Sigfrid von Mainz mit Günther von Bamberg und Tausenden von Begleitern 1065 unternahm. Sie war überaus prächtig und glänzend; allein eben dadurch zog sie die Angriffe der moslimischen Raubsucht auf sich; nicht ein Drittel aller Teilnehmer kehrte zurück.

Denn mit der Stetigkeit und Fülle des Pilgerstromes wuchsen auch die Beschwerden und Hindernisse, mit denen er zu kämpfen hatte. Sehr begreiflich, daß die Saracenen aus dem Besitz der christlichen Heiligtümer eine Erwerbsquelle machten; noch begreiflicher, daß die Wallfahrer diesen Zustand auf das bitterste empfanden. Alle die Widerwärtigkeiten sodann, von denen die Christen Palästinas betroffen wurden, machten sich zugleich den abendländischen Pilgern fühlbar: die Verfolgung von seiten des Fatimiden Al Hakem; die Anarchie unter Mostansir, die in dem Schicksal jener deutschen Bischöfe in ganzem Umfang zutage trat; endlich der Einbruch und die fanatische Roheit der Seldschuken. In wie manchem der rauhen Kriegsleute, die

hier anzubeten kamen, mochte nicht mit dem germanischen Geblüt noch jene Stimmung lebendig sein, in welcher einst Chlodwig als Täufling die Leidensgeschichte des Heilandes vernommen hatte! Der Wunsch, den Herrn gleichsam an seinen Feinden zu rächen, mußte im Angesicht seines Grabes am stärksten aufwallen. Der unpolitische Enthusiasmus sah gewiß zu jeder Zeit in Jerusalem ein höheres Ziel des religiösen Kampfes, als in Toledo oder Palermo; sehr lange freilich ein durchaus ideales.

Dann aber — wäre es wirklich nur noch weiter getriebene Schwärmerei gewesen, was gegen den Ausgang des Jahrhunderts inmitten der abendländischen Angriffsbewegung wider den Islam die Idee der Eroberung Jerusalems mehr und mehr realisierbar erscheinen ließ? Durfte man nicht neben dem religiösen Verlangen auch die politisch begründete Hoffnung hegen, zur Seite der griechischen Heere den in sich selber entzweiten mohammedanischen Orient in der That zu überwinden? Die jüngsten und härtesten Leiden des heiligen Landes waren das Produkt des Sieges der einen Hälfte der östlichen Moslimen über die andere. Und so durchgreifend der Erfolg der türkischen Horden im vorderen Asien gewesen war: schon ließen sich Anzeichen eines Rückganges ihrer Macht, einer abermaligen Umkehr der Dinge bemerken. Einheit und Größe des seldschukischen Sultanats ging 1092 mit dem Tode Melikschahs zu Ende. Der Zustand beruhte zunächst darauf, daß zwischen seinem älteren Sohne Barkijarok und seiner Witwe Turkan Chatun, welche ihrem eigenen Knaben Mahmud die Nachfolge sichern wollte, Streit ausbrach. Sie gewann einige Emire für sich, wurde zwar geschlagen, regte jedoch nun die Oheime Barkijaroks gegen den Stiefsohn auf. Vor allem durch Tutusch, den Herrn von Damaskus, der sich mit den Statthaltern von Aleppo und Antiochien verband, wurde dann das Land vom Euphrat an mit Bürgerkrieg erfüllt. Darüber sonderte sich nicht nur Kleinasien unter Kilidsch Arslan desto entschiedener von dem übrigen Reichskörper ab: die Hauptsache ist, daß selbst das fatimidische Kalifat in Kairo wieder Atem schöpfte. Der unbedeutende Erbe Mostansirs, Mostali, kommt persönlich nicht in Betracht; gleichzeitig (1094) ging jedoch auch die Gewalt des Wesirs Bedr auf einen Sohn, El Afdal, über, der den Vater an Unternehmungsgeist noch übertraf. El Afdal faßte die Wiedereroberung Syriens ernstlich ins Auge. Für die Christen Palästinas lag darin die Aussicht auf neue Heimsuchungen, für eine abendländische Intervention eine Möglichkeit des Gelingens mehr.

Kein Zweifel, daß man hie und da im Occident, daß insbesondere Papst Urban II., wie von der steigenden Not Jerusalems, so von der allgemeinen Lage, zum mindesten von dem zwischen Seldschuken und Fatimiden bestehenden Gegensatz, im großen und ganzen unterrichtet war. Die Legende, wie sie durch Albert von Aachen in die Tradition eingeführt worden, konzentriert in poetischer Weise das Verdienst der Mitteilung in einer einzigen Gestalt, in dem Einsiedler Peter von Amiens, der auf der Wallfahrt vornehmlich durch ein Traumgesicht zu seiner Rolle begeistert wird. Wir brauchen die Erzählung

nicht zu wiederholen, da sie vor der kritischen Forschung nicht standgehalten hat. Peter von Amiens nahm in einem späteren Augenblick als populärster Verbreiter des vom Papst ergangenen Aufrufs einen erheblichen Anteil an der Entwickelung der Begebenheit; allein der Ruhm der Initiative gebührt ihm nicht. Nur darf man deshalb nicht an die Stelle des inspirierten Eremiten eine Art von Inspiration des Papstes selber setzen. Die Pilger gingen ab und zu; das Gerücht von den unerträglichen Zuständen in der heiligen Stadt kann in den unteritalischen Häfen nicht klein gewesen sein. Papst Urban, der in seinen ersten Jahren genötigt war, in diesen Gegenden zu residieren, war auf das bloße Gerücht nicht angewiesen. Es wäre das natürlichste von der Welt, wenn — was als das eigentlich Greifbare in der Legende erscheint — der Patriarch von Jerusalem selbst den großen Amtsbruder im Abendlande von seinen Bedrängnissen in Kenntnis gesetzt hätte. Um die Situation des Orients überhaupt wußten dagegen die byzantinischen Gesandtschaften Bescheid, welche Urban, wie früher erwähnt, bereits in seinem Exil bei den apulischen Normannen wiederholt empfing.

In dieser gegenseitigen Annäherung zwischen Urban und Alexius liegt nun aber von vornherein das politisch entscheidende Moment. Es hat sich dabei zunächst durchaus nicht um einen Kreuzzug gehandelt. Gleich zu Anfang seines Pontifikats wandte sich der Papst mit einem rein kirchlichen Anliegen an den Kaiser: er wünschte die Aufhebung einer Verordnung, durch welche Alexius den Lateinern in seinem Reiche den Gebrauch des ungesäuerten Brotes beim Abendmahl untersagt hatte. Alexius antwortete sofort mit einer artigen Einladung des Papstes zu einem Konzil, das anderthalb Jahr später in Konstantinopel die ganze Frage — eben die, worüber man vor einem Menschenalter so gründlich miteinander zerfallen war — diskutieren und austragen sollte. Er nahm somit die freundliche Haltung Michaels VII. gegen die römische Kirche wieder an, nachdem die durch dessen Katastrophe hervorgerufenen persönlichen Irrungen mit Robert Guiscard und Gregor durch den Tod der letzteren thatsächlich ein Ende gefunden. Papst Urban erkannte sehr wohl, daß davon zugleich das Verhältnis seiner Schützer, der Normannen, zum östlichen Reiche berührt wurde. Bevor er die Einladung anzunehmen wagte, begab er sich nach Troina auf Sicilien, um mit dem Senior der normännischen Herren, dem Grafen Roger, Rücksprache zu nehmen. Nur ungern verließ Roger — es war im Sommer des Jahres 1088 — sein Lager vor einem der letzten saracenischen Felsennester; er traf Anstalten, daß der Kampf auch in seiner Abwesenheit nicht unterbrochen wurde. In Troina gab er dann dem Papste den Rat, die Gelegenheit zur Beseitigung des Schismas nicht zu versäumen.

Eine unscheinbare Begegnung von großer Tragweite. Die Normannen billigten die Aussöhnung des römischen Stuhls mit dem Kaiser in Konstantinopel, den sie noch vor kurzem so heftig angegriffen hatten. Sie bequemten sich damit zu stillschweigendem Verzicht auf Griechenland, wie Alexius seine

Ansprüche auf Italien fallen ließ. Es war sozusagen eine negative Auseinandersetzung der christlichen Streitkräfte des Westens und Ostens, die notwendige Voraussetzung ihrer nahe bevorstehenden positiven Vereinigung. Zu jenem Konzil ist es dann freilich nicht gekommen. Der fortdauernde Kampf mit Kaiser Heinrich IV., der nur sehr langsam eine günstige Wendung nahm, hielt Urban II. persönlich im Abendlande fest, während Alexius mit der Überwältigung der Petschenegen und Kumanen alle Hände voll zu thun hatte. Ihre guten Beziehungen aber wußten beide bis auf gelegenere Zeiten wohl zu pflegen. Man kann in ihnen überhaupt eine verwandte Ader nicht verkennen. Auch der Franzose — denn Urban ist in Châtillon an der Marne unweit Rheims geboren — war wie der Byzantiner auf seinem Felde ein Politiker von echtem Schlage: zäh und unnachgiebig in allen Grundsätzen, geschmeidig und geduldig in den Verwickelungen des Augenblicks. Auch er kam von den schwierigen Anfängen zu den größten Erfolgen empor; allerdings, wie wir seinerzeit bemerkten, wesentlich durch Glück, welches ihn der Mühe überhob, seine Siege gleich Alexius selbst zu erfechten. Allein das Glück zu ergreifen, festzuhalten, auszubeuten, hat er jederzeit meisterhaft verstanden. In der Durchführung der gregorianischen Ideen, deren Erbe er war, ist er deshalb weiter gekommen, als Gregor selber. Ein originales Verdienst erwarb er sich indessen nur um eine derselben, um die des Kreuzzugs.

Ende 1093 konnte er wieder in Rom seinen Sitz nehmen. Im folgenden Winter begab er sich nach Oberitalien, wo Mathilde mit den Welfen, den lombardischen Städten und dem Sohne Heinrichs IV. jene Partei für ihn gebildet hatte, die dem Kaiser im Süden der Alpen den Boden unter den Füßen wegzog. Die Synode, welche dann im März 1095 zu Piacenza gehalten ward, hatte vornehmlich den Zweck, diesen Sieg zu vervollständigen. Die zweite Gemahlin des Kaisers, die Russin Praxedis, welche gänzlich mit ihm zerfallen war — denn moralischen Kredit konnte sich Heinrich eben nie verschaffen — trat dort mit schmählichen Anklagen wider ihn hervor, die dazu angethan waren, den Rest seines Ansehens bei den kirchlich Gesinnten zu vernichten. Ebenda erschien nun aber eine neue Gesandtschaft von Byzanz, und zwar um dem Papst und durch ihn der lateinischen Christenheit die Bitte um Unterstützung gegen die Moslimen vorzutragen. An der Thatsache ist nicht zu zweifeln, da sie der gleichzeitige Bernold von Konstanz berichtet, den Urban selbst als Kardinal zum Priester geweiht, ein Autor, dem wir auch sonst die vollständigste und genaueste Notiz von dieser Synode verdanken. Durchaus überraschend kann die Botschaft den Männern des gregorianischen Kreises an und für sich nicht gekommen sein; sie entsprach überdies vollkommen der damaligen Lage des Alexius. Wie wir uns erinnern, hatte sich dieser gerade 1094 durch die Besiegung der Kumanen seiner übrigen Feinde entledigt. Unermüdlich wie er war, mußte er in dem Angriff auf die Seldschuken seine nächste Aufgabe erblicken, schwer genug, um eine kräftige Hülfsleistung von seiten eines wohlwollenden Verbündeten, den er eben jetzt der

eigenen Sorge überhoben wußte, nicht überflüssig erscheinen zu lassen. Von Gegenversprechungen erwähnt Bernold nichts, doch läßt er die Byzantiner schlechthin von der Verteidigung der heiligen Kirche — d. h. doch der einen, gemeinsamen Kirche — reden: die ernstliche Anbahnung einer geistlichen Union zwischen Griechen und Lateinern schien mit dem Schritte des Alexius, seinem Gesuch an den römischen Papst, von selbst gegeben.

Wie hätte Urban II. sich lange bedenken sollen? Soeben war er in vollem Zuge, die hierarchischen Entwürfe seines Meisters im Occident siegreich ins Werk zu setzen: da bot sich ihm die Gelegenheit, auch das orientalische Projekt desselben in die Hand zu nehmen. Bemerken wir jedoch den Unterschied, der sich unmittelbar aus der Situation ergab. Gregor hatte sich 1074 selbst an die Spitze des Zuges stellen wollen und eben daran die Hoffnung geknüpft, die römische Doktrin und Autorität in der östlichen Christenwelt zur Geltung zu bringen. Er meinte sich aufmachen zu dürfen, weil er noch auf Heinrich IV. zählte, dem er geradezu die Obhut über die römische Kirche während seiner Abwesenheit angeboten hat. Auch Urban war 1088 bereit gewesen, nach Konstantinopel zu gehen, um wenigstens in konziliarer Verhandlung die Sache Roms bei den Griechen zu fördern. Damals war der Kaiser im Vorteil; er selber im Exil bei den Normannen; durch eine zeitweilige Entfernung aus Italien hätte er nichts weiter eingebüßt. Jetzt hatte er umgekehrt Heinrich zurückgedrängt und aufs tiefste gedemütigt; er konnte — ein neuer Triumph — den Antrag von Byzanz entgegennehmen und prüfen, ohne daß dabei von jenem auch nur die Rede gewesen wäre. So weit aber war er auch jetzt noch nicht, daß er dem Kaiser und dem Gegenpapst das Feld im Abendlande völlig hätte überlassen dürfen. Indem er jedoch auf jede persönliche Teilnahme verzichten mußte, ward das Unternehmen in sich selbst ein anderes. Die Absichten Gregors VII. traten in den Hintergrund; das hierarchische Interesse an der ganzen Frage konzentrierte sich mehr auf die Thatsache, daß die orientalische Expedition überhaupt vom Abendlande aus im Namen des Papstes ausgeführt ward. Sollte man ihr da nicht ein Ziel stecken, dessen Erreichung, während sie den Griechen nicht minder zugute kam, das eigene Verlangen des Occidents befriedigte und dem Papsttum den höchsten idealen Gewinn versprach? Das populäre Moment fiel unter solchen Umständen mit dem hierarchischen zusammen: in dem alten Entwurfe, wie er in veränderter Zeit wieder zum Vorschein kam, verschob sich der Accent auch für den päpstlichen Standpunkt unwillkürlich auf Jerusalem.

In Piacenza ist davon schwerlich viel, vielleicht noch gar nicht gesprochen worden. Die Synode als solche ward mit dem Gegenstande überhaupt nicht beschäftigt. Urban beschränkte sich darauf, einer Anzahl von Getreuen das eidliche Versprechen ihrer Bereitwilligkeit zu dem von Byzanz begehrten Hülfszuge abzunehmen. Denn das Abkommen mit den Griechen bildete die notwendige Voraussetzung, Konstantinopel die einzig mögliche Basis für jedes weitere Vorhaben. Zur Reife gedieh der Entschluß des Papstes auf der

Reise, die er im August 1095 über die Alpen unternahm, um auch an dem französischen Könige Philipp I., der sich von einer sittlich anstößigen Verbindung nicht lossagen wollte, sein geistliches Oberrichteramt auszuüben. Die fürstlichen Ehehändel boten, wie in den Zeiten Nikolaus' I., dem hierarchischen Eingriff die bequemste Handhabe dar. Auf den 18. November ward nach Clermont in der Auvergne eine große Synode ausgeschrieben, die der romanischen Welt auch außerhalb Italiens die gebietende Stellung des gregorianischen Papsttums vor Augen führen sollte. In der Zwischenzeit, die er in den provençalischen und burgundischen Landschaften zubrachte, wird sich Urban mit den Großen und Edelleuten dieser Gegenden über die Heerfahrt nach dem Orient verständigt haben. Gleich anfangs finden wir ihn in Le Puy, dessen Bischof Adhemar von Monteil, auch ritterlich eine höchst einnehmende Gestalt, vor einigen Jahren Palästina als Pilger besucht hatte. Indem sich der Papst dann nach St. Gilles begab, dem Erbsitz des Grafen Raimund von Toulouse, Markgrafen von Provence, ist er wahrscheinlich auch mit diesem persönlich zusammengetroffen. Jedenfalls ist mit Raimund, dem mächtigsten Manne zwischen Alpen und Pyrenäen, dessen Urteil und Beispiel für die aquitanisch-provençalische Ritterschaft vorzüglich maßgebend war, auf die eine oder die andere Weise zum voraus eine Abrede getroffen worden.

Wer wüßte nicht, was darauf in Clermont selbst geschah? Nachdem nun auch König Philipp in den Bann gethan, und die früheren Dekrete, in denen die Emancipation der Kirche vom Staate zum Ausdruck kam, nicht ohne gewisse Verschärfungen wiederholt worden, ergriff der Papst am 26. November im Freien auf weitem Platze von einer Bühne aus das Wort, vor einer nach Tausenden zählenden Menge von Klerikern und Laien, Edlen und Geringen, die sich in der That als eine Repräsentation des zugleich devoten und bewaffneten Südwesteuropa betrachten konnten; am zahlreichsten sah er natürlich seine Landsleute, die Franzosen, aus dem Norden wie dem Süden, sich gegenüber. Die Predigt, welche er da gehalten, ist nicht authentisch überliefert. Die wenigsten mögen den ganzen Wortlaut vernommen haben; auf die Summe des Inhalts waren wohl die meisten mehr oder weniger vorbereitet. Vielleicht hat Urbans Beredsamkeit zu anderen Zeiten schwierigere Proben bestanden; wir wissen, wie er einst als Kardinal die hartnäckig widerstrebenden Sachsen doch endlich von der Rechtmäßigkeit der Exkommunikation des Kaisers überführte. In dieser Stunde bot sich seiner Kunst die dankbare Aufgabe dar, eine in der Brust zahlloser Zuhörer nur noch leise schlummernde Überzeugung vollends zu erwecken. Das gelang ihm vollkommen; es war sein glücklichster, sein welthistorischer Augenblick. Das Temperament der Romanen kam ihm mit lebhafter Begeisterung entgegen. Viele der Versammelten wurden von dem Gefühl übermannt, daß der Feldzug zur Befreiung des heiligen Grabes, wie er hier zum erstenmal öffentlich und feierlich empfohlen ward, der Wille Gottes sei. Darin lag sowohl der

Glaube, daß er ausgeführt werden könne, wie die Erkenntnis, daß er ausgeführt werden müsse.

Immerhin erfahren wir von dem besonnensten der anwesenden Berichterstatter, dem Abte Baldrich, späteren Erzbischof von Dol, dessen einleuchtender Darstellung man überhaupt zu folgen genötigt wird, daß doch auch mancher seine Bedenken nicht zurückhielt. Großen Eindruck machte da, daß Bischof Adhemar von Puy mit heiterem Antlitz auf Urban zuschritt, sich auf die Knie niederließ und Urlaub und Segen für die Teilnahme am Zuge erbat und erhielt. Und als nun der Papst eben diesen Mann zu seinem Stellvertreter bei der Heerfahrt ernannte, da erklärte sich die Ritterschaft in Masse bereit, einem solchen Anführer, der ihr volles Vertrauen genoß, zu folgen; unverzüglich hefteten sie das von Urban gewählte Wahrzeichen der Entschlossenen, das Kreuz, auf ihr Gewand. Die noch Zaudernden ließen sich tags darauf durch eine Botschaft Raimunds von Toulouse bestimmen. Der Graf ließ der Synode sagen, daß er bereits das Kreuz angelegt habe und mit einem zahllosen Gefolge von Rittern und Knechten zum Zuge rüste. Er forderte zum Anschluß auf und verhieß den Bedürftigen Unterstützung aus seinen Reichtümern. Aus Baldrichs Erzählung erhellt, wie sehr dadurch die allgemeine Zuversicht gehoben ward. Die weltliche wie die geistliche Leitung des Unternehmens schien gewährleistet: es hatte nun erst eine solide Grundlage gewonnen.

Von nicht minderer Bedeutung waren indes die praktischen Beschlüsse der Synode selbst. Indem sie eine Expedition zu Roß und zu Fuß zur Erlösung Jerusalems und der anderen Kirchen Asiens aus der Gewalt der Saracenen verordnete, sprach sie allen, die nicht aus Ehr- oder Habsucht, sondern aus reiner Devotion daran teilnehmen würden, volle Sündenvergebung zu und nahm die Güter der Abwesenden in den vollen Friedensschutz der Kirche. Nicht zu übersehen ist ferner, daß schon in einer der vorhergehenden Sitzungen der Gottesfriede, die alte Treuga Dei, zum allgemeinen Gesetz erhoben worden war. Der Gedanke ging dahin, den heimischen Fehden womöglich ein Ende zu machen, um die Kräfte des Abendlandes unzersplittert und ungestört für die große Sache der Eroberung des Morgenlandes einzusetzen. Natürlich bedurfte es dazu der weiteren Kreuzpredigt, die den heimziehenden Bischöfen je für ihren Sprengel zur Pflicht gemacht wurde.

Nach allem, was wir uns vergegenwärtigt haben, würde es unzutreffend sein, in der Kreuzpredigt Urbans II. vom 26. November 1095 eine weltgeschichtliche Improvisation zu erblicken. Sie war das ebensowenig, wie jener ältere epochemachende Akt des Papsttums vom Weihnachtstage des Jahres 800, die Kaiserkrönung Karls des Großen. In dem einen wie in dem anderen Falle drängte nicht allein die gesamte bisherige Entwickelung auf das neue Ereignis hin: auch der Hergang selbst war hier wie dort nicht ohne Umsicht vorbedacht und eingeleitet; nur durch einzelne momentane Züge in

der Form der Durchführung sah sich, wie einst der große König, so jetzt die geistliche Volksversammlung überrascht. Indem wir jedoch die beiden Begebenheiten einen Augenblick nebeneinanderhalten, fällt der ungeheure historische Kontrast, in welchem sie zu einander stehen, um so greller ins Auge.

Vor drei Jahrhunderten empfing der fürstliche Führer des fränkischen Heerbannes zum Dank für eine Fülle christlicher Heldenthaten aus den Händen des Papstes die alte Reichskrone, das Symbol des Weltstaates, welcher die Idee der Einheit der Kulturwelt in politischer Fassung repräsentierte. Nach vollzogener Krönung hatte sich Leo III. vor dem Kaiser niedergeworfen, um ihm als erster Unterthan, unbeschadet seiner geistlichen Hoheit, die übliche Huldigung darzubringen. Urban II. dagegen handelte zu Clermont, als seien die legitimen Herren der karolingischen Gebiete, der Salier wie der Capetinger, nicht mehr vorhanden. Jetzt stellte sich der Oberpriester in Person an die Spitze der wehrhaften Mannen, die, wiewohl in verändertem Sinne, noch immer den fränkischen Namen führten. Er krönte sich gleichsam selbst zu ihrem Kaiser und nahm in ihrer Kniebeugung eine zwiefache Adoration entgegen. Wie der große Kalif, in dessen Auftrag einst Jerusalem dem Islam unterworfen worden, so suchte nun der Papst, indem er der Christenheit die Rückeroberung anbefahl, neben der geistlichen auch die weltliche Einheit der im Glauben verbundenen Völker in sich allein darzustellen.

Drittes Kapitel.

Erster Kreuzzug. Errichtung des Königreichs Jerusalem.

Zu der gewaltigen Wirkung, welche die Kreuzpredigt nach der Synode von Clermont hervorbrachte, haben die dort zu Gunsten der Kreuzfahrer getroffenen Bestimmungen gewiß das ihre beigetragen. Allein davon abgesehen ist es immer in unserem Europa so gewesen: enthusiastische Regungen haben die Populationen mit einemmal ergriffen; man hält sie dann regelmäßig für etwas neues, ohne daß sie es sind. Auch ist gerade Frankreich für solche Impulse stets besonders empfänglich gewesen. Selbst das ist eine häufige Erscheinung, daß die ausbrechende Bewegung alsbald in zwiefacher Gestalt, auf der einen Seite in niederen, auf der anderen in höheren Kreisen, hervortritt.

Peter der Einsiedler und andere populäre Prediger, die sich an ihn anschlossen, Volkmar und Gottschalk und wie sie sonst heißen, regten im nordöstlichen Frankreich, in Lothringen und am Niederrhein die Massen an. Tumultuarische Haufen erhoben sich zu dieser größten aller Wallfahrten.

Sie nahmen ihren Weg von Lothringen her über Bayern und Österreich durch Ungarn, wo auch manche Italiener zu ihnen stießen. Nur wenige Ritter, wie Walther von Pacy, Graf Emicho und Wilhelm genannt der Zimmermann, nahmen daran Teil, etwa ihrer acht. Unter tausendfachen Abenteuern kamen sie nach Konstantinopel. Es ließ sich nicht eben viel von ihnen erwarten. Sie hatten auf ihrem Wege die Juden verfolgt, den Bulgaren das Vieh weggetrieben und andere Gewaltthätigkeiten verübt. Alexius that ihnen Vorschub, um sie nach Asien überzusetzen; aber bei dem ersten Zusammentreffen mit den Seldschuken, welche die wichtigsten Pässe besetzt hatten, mußten diese ungeordneten Haufen erliegen (Oktober 1096).

Erst danach erhoben sich die Ritter und Herren. Es waren vornehmlich jene Magnaten des damaligen Frankreichs, die sich von Gottes Gnaden schrieben und den König doch nur unter bestimmten Bedingungen als Herrn über sich anerkannten. Sie hatten ihrerseits mächtige Vasallen, denen wiederum Untervasallen folgten. Lehnstreue und Ritterehre hielten die einen mit den anderen trotz aller Unbändigkeit zusammen. Drei oder vier Hauptgruppen von Teilnehmern am Kreuzzuge lassen sich nun unterscheiden: die Nordfranzosen, denen sich hernach die italienischen Normannen beigesellten, die Südfranzosen und die Lothringer, welche zwar politisch dem Reich angehörten, jedoch durch ihre Nationalität in der engsten Verbindung mit den Franzosen standen.

Unter diesen letzten der vornehmste Mann, durch seine Stellung einer der vornehmsten des ganzen Zuges, war Gottfrid von Bouillon, seit 1088 Herzog von Niederlothringen, also Lehnsmann des Kaisers, in dessen Heer er auch in Italien gefochten hatte, doch als Sohn des Grafen Eustach von Boulogne von Vaterseite her unzweifelhaft Franzose. Sein Herzogtum war damals nicht mehr von Bedeutung; seine Macht beruhte hauptsächlich in der Mark Antwerpen und großen Allodien in den wallonischen Gebieten der französischen Zunge. Wir finden ihn da besonders mit den Bischöfen von Lüttich und von Metz in Händel verwickelt, in denen er weder auf geistliche, noch auf kaiserliche Gesinnung Rücksicht nimmt, sondern nur auf sein Interesse und das seiner Familie. Von seinen Brüdern Eustach und Balduin tritt besonders der letztere hervor, eine hohe Gestalt, mächtig und würdig; er hat weit mehr gethan, als Gottfrid selber. Eine Rolle spielte in dieser Gruppe auch Balduin von Hennegau. Sie zogen wie die Scharen Peters durch Deutschland und Ungarn.

Die glänzendste Gruppe bildeten die Nordfranzosen. Da war Herzog Robert von der Normandie, der Sohn Wilhelms des Eroberers, der in der Mitte eines ungehorsamen Adels es vorzog, seinem Bruder, dem König Wilhelm von England, sein Land für 6666 Pfund Silber zu überlassen und sich mit einem zahlreichen Gefolge aufzumachen. Ihm schloß sich sein nächster Verwandter an, Stephan von Blois, der so viel Burgen besessen haben soll, als Tage im Jahre sind, sowie der Bruder des Königs von Frankreich, Hugo

von Vermandois, ein echter Capetinger der älteren Zeit, leutselig gegen die Ritter, demütig gegen die Geistlichen. Für überaus kirchlich galt auch Graf Robert von Flandern, der sich diesem Zuge zugesellte. Diese nun nahmen ihren Weg durch Italien, um von Bari aus nach Griechenland hinüberzugehen; unterwegs halfen sie Urban II., den kaiserlichen Gegenpapst aus Rom zu vertreiben.

In Unteritalien aber begegneten sie ihren Landsleuten, den Normannen, und fanden dort alles zu einem hochbedeutenden Anschluß vorbereitet. Einer der Söhne Guiscards, jener Boemund, welcher einst die Feldzüge des Vaters gegen Alexius mitgemacht, erkannte, in der Entzweiung mit seinen Verwandten auf das Fürstentum Tarent beschränkt, in dem Kreuzzuge die Gelegenheit, eine größere und freiere Stellung in der Welt zu erwerben. Mit den Byzantinern stand auch er jetzt in gutem Vernehmen; doch hat man Grund anzunehmen, daß er von vornherein sein Augenmerk auf Antiochien gerichtet habe. Boemund war soeben mit den übrigen Normannen in einer neuen Belagerung von Amalfi begriffen, als er die Kunde von dem Nahen des Kreuzheeres vernahm. Er wiederholte den Ruf: Gott will es, gab die Belagerung auf und zerschnitt seinen Mantel zu Kreuzen für sein Gefolge. Überdies sammelte er von nah und fern eine Anzahl von einzeln ziehenden Kreuzfahrern um sich. Neben ihm erscheint sein Vetter Tancred, von dem es heißt, er habe ebenso nach Entbehrungen und Anstrengungen verlangt, wie andere nach Wohlleben: er will nicht selbst von sich reden, aber andere von sich reden machen!

Am populärsten aber blieb der Impuls zum Kreuzzuge nach wie vor im südlichen Frankreich. Graf Raimund von Toulouse, von dem hier der Anstoß ausgegangen, hat auch hernach den bedeutendsten Einfluß auf die Masse ausgeübt. Er brauchte nichts zu verpfänden; er war einer der reichsten und größten Fürsten der damaligen Welt. Dennoch hat er, das ist über allen Zweifel erhaben, die Absicht gehabt, den Rest seines Lebens diesem Kampfe zu weihen. Er war damals fünfundfünfzig Jahre alt, aber noch voll Feuer. Auf seiner Fahne sah man das Bild der heiligen Jungfrau; in seinem Geleite zog der päpstliche Legat. Eine Menge vornehmer Vasallen, wie der Graf von Bearn, Albert Graf von Roussillon, Franz Herr von Montpellier, schloß sich ihm an; dazu unzähliges Volk aus der Provence und Aquitanien. Soweit reichte jedoch die Autorität Raimunds mit nichten, daß sich nun diese insgesamt seiner Leitung untergeben hätten; sie zogen vielmehr in einzelnen Haufen, durch Oberitalien, Friaul und Dalmatien; sie, die Küstenbewohner auf dem Landwege: man sieht, wie unentwickelt noch die abendländische Seemacht war.

Welchen Weg sie aber auch nahmen, alle erschienen an der Grenze des griechischen Reiches, das sie jedoch als zweifelhafte Freunde ansah. Wie hätte Alexius auf solche Wirkung seines Antrags gefaßt sein sollen? Dieser endlose Zug eroberungslustiger Ritter mußte ihm um so größere Bedenken

erregen, als er der Gesinnung der Normannen vielleicht doch nicht so unbedingt trauen durfte. Seine Haltung ward ihm durch die Klugheit vorgeschrieben, die ihn auch in dieser Lage nicht verließ. Er suchte sich vor den Kreuzfahrern zu sichern, und sie auf der anderen Seite doch, wie natürlich, zu Bundesgenossen seines Reichs zu machen. Ganz unvermeidlich war jedoch die Verwickelung, welche in Konstantinopel eintrat. Die Kreuzfahrer, zum Teil durch Alexius selbst herbeigerufen, hatten insofern ein und dasselbe Interesse mit ihm, als auch sie die Seldschuken angreifen wollten, die ihn bedrängten. Aber das ihre war doch auch noch ein anderes; es ging auf die Befreiung der schon vorlängst der byzantinischen Herrschaft entrissenen Lande; es hatte einen religiösen Impuls, der von aller politischen Rücksicht fern war. Auch zu dessen Bethätigung freilich konnten sie selber den griechischen Kaiser nicht entbehren.

Eine Handhabe gewann Alexius durch den Umstand, daß Hugo von Vermandois voller Ungeduld seinen Leuten persönlich nach Griechenland vorausgeeilt war. Der Kaiser erwies ihm die größte Höflichkeit, behielt ihn jedoch zugleich in seiner Gewalt, bis er sich zu dem verlangten Treueide bequemte. Dieser Vorgang war für die übrigen entscheidend. Auch Gottfrid, welcher zunächst anlangte, ward, wiewohl erst nach mancherlei widerwärtigen, selbst blutigen Händeln, dahin gebracht, in einer großen feierlichen Audienz seine Hand in die des Kaisers zu legen, sein Lehnsmann zu werden und ihm zu versprechen, wie Anna Comnena sagt: alle Städte, Landstriche und Burgen, welche vordem zum römischen Reiche gehört, nach der Eroberung an die vom Kaiser dazu abgeordneten Beamten auszuliefern. Man wird darunter billigerweise doch nur die von dem macedonischen Hause wiedergewonnenen, zuletzt in die Hände der Seldschucken geratenen Besitzungen, wozu allerdings auch Antiochien und Edessa gehörten, verstehen dürfen. Immerhin hatte Alexius das erreicht, was König Pippin einst in ähnlichem Falle, nach der Vertreibung der Langobarden aus dem Exarchat, den Griechen grundsätzlich abgeschlagen. Denn auch Boemund und Raimund ließen sich am Ende zu befriedigenden Versicherungen bereit finden.

So geschah es, daß die Abendländer Kleinasien in Verbindung mit den Griechen angriffen. Es war für die Kreuzfahrer selbst ein großer Vorteil, die Seemacht der Griechen für sich zu haben, wie sich sogleich bei Nicäa zeigte, das sie zuerst berannten. Nur durch den Beistand einiger griechischer Schiffe, welche den bei Nicäa gelegenen See beherrschten, gelang es ihnen, dieser Stadt Hülfe und Zufuhr abzuschneiden und sie endlich zu erobern. Sie ward den Griechen überlassen (20. Juni 1097). Die Seldschuken sahen hierdurch alle ihre kleinasiatischen Eroberungen gefährdet: kein Wunder, wenn sie sich unter der Anführung Kilidsch Arslans sammelten und die Abendländer auf ihrem Zuge durch Phrygien bei Doryläum mit der Überlegenheit der Anzahl, der Landeskunde, der hier tauglichen Waffen anfielen. Es war ein welthistorischer Moment, wie so die seldschukische Reiterei mit der west-

europäischen zusammenstieß. Sie hofften, sagt der älteste Geschichtschreiber der Franken, auch uns mit ihren Pfeilen in die Flucht zu jagen, wie Araber, Armenier, Syrer und Griechen; aber sie werden niemals den unseren gleich sein. Die Türken wurden völlig zurückgeschlagen. Sie sagten darauf, es gäbe nur zweierlei Kriegsleute, sie und die Franken. Auch die Sieger aber räumten ein, wenn jene Christum bekennen wollten, so gäbe es keine besseren Soldaten als sie!

Man kann leicht erachten, welch einen Eindruck die Erscheinung eines Heeres dieser Art in Asien machen mußte. Aus dem Occident, woher seit den Zügen der Goten niemals mehr Truppen gekommen waren, erschien nun eine so große und tapfere, im ganzen gesittete, begeisterte Schar. Die erste Wirkung war, daß alle Christen in jenen Gegenden aufatmeten und Mut faßten. In vielen Städten Kleinasiens prädominierte noch die griechische Bevölkerung. Allenthalben zeigten sich natürliche Verbündete. Auch Edessa hielt sich im Innern noch frei von den Seldschuken, doch war es tributpflichtig. Man fühlte sich dort in äußerster Gefahr, da der Fürst alt und die Türken so mächtig waren. Allein, wie die Messinesen sich beim Anrücken der Normannen gegen die Araber empört, so entschlossen sich hier die Ältesten, an Balduin zu schicken und die Stadt ihm anzubieten. Als ein Befreier ward Balduin empfangen. Samosata und Sarudsch fielen in seine Hände. Indessen nahm Tancred Mamistra, Alexandrette und andere cilicische Ortschaften ein. Der Weg nach Syrien war eröffnet.

Hier nun, wo es sehr schwer gewesen wäre, gegen die Feinde, wenn sie einig zusammengehalten hätten, etwas auszurichten, kam den Kreuzfahrern die Entzweiung der lokalen Gewalten förderlich entgegen. Der Bürgerkrieg, der mit dem Tode Melikschahs ausgebrochen, hörte nicht auf, als 1095 auch Tutusch starb. Dessen Söhne selber, die Emire Ridwan von Aleppo und Dekak von Damaskus stritten miteinander. Zu Ridwan stand sein Verwandter Bagi Sijan von Antiochien und der Ortokide Sokman in Jerusalem; mit Damaskus war der Fürst von Emesa verbündet. In Aleppo war man nicht abgeneigt, selbst bei dem Kalifat von Ägypten eine Stütze zu suchen. Die Fatimiden aber sahen ihrerseits den großen Kampf zwischen Christen und Seldschuken aus der Ferne mit Vergnügen kommen; sie meinten, bei dem Sturze der letzteren selber zu gewinnen.

In diesem Moment erschienen die Franken vor Antiochien; die benachbarten Schlösser gingen zu ihnen über, aber die Stadt selbst war sehr fest und Bagi Sijan sehr tapfer. Unaufhörliche Ausfälle, Mangel an Lebensmitteln, Winter machten ihnen die Angriffe sehr schwer, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht noch zuletzt ein Renegat, der Armenier Firuz ez Zerrad, von Bagi Sija beleidigt, einen Turm der Stadt an Boemund überliefert hätte, gerade in dem rechten Augenblick. Denn indes hatten sich auf die Bitten Bagi Sijans die früher entzweiten seldschukischen Emire unter Kerboga von Mosul zum Entsatze vereinigt. Am 8. Juni 1098 erschienen

sie vor der eben eroberten Stadt. Es ist ganz wahr, daß eine unerträgliche Hungersnot in dieser ausbrach. Es gehörte die ganze Begeisterung, welche die Auffindung der heiligen Lanze veranlassen konnte, dazu, um sich den Seldschuken entgegenzuwerfen. Diese aber waren auch nicht so stark, als es wohl schien; zwischen Kerboga und Ridwan herrschte wiederum ein schlechtes Verständnis. Indessen war doch die Schlacht überaus hart. Sie endete mit dem Siege der Franken. Dadurch wurde Antiochien behauptet, von dem der Mann, der zur Einnahme am meisten beigetragen, der Normanne Boemund Besitz ergriff; auf den mit den Griechen geschlossenen Vertrag nahm er keine Rücksicht.

Schon regten sich überhaupt tausend entgegengesetzte Bestrebungen der beiden Machthaber. Man verschwendete die Zeit vor Arkas, bis der ursprüngliche Impuls, der sich in Antiochien wiederholt hatte, auch hier aufs neue hervortrat: Reliquien, die man in Laodicea gefunden hatte, wirkten so mächtig wie jene Lanzenspitze. Indessen hielt sich Balduin in weiter Ferne zu Edessa vollkommen selbständig; Boemund isolierte sich in Antiochien nicht minder; durch die Ansprüche, welche die Griechen auf seine Landschaft machten, war er stets gefährdet. Tancred, der mit 80 Rittern gegen Damaskus streifte und den normännischen Räuberkrieg hierher verpflanzte, suchte sich bald darauf in Galiläa ein eigenes Fürstentum zu gründen. Eine ganz eigentümliche Politik verfolgte Raimund; auch er strebte nach ähnlichem Gewinn, doch er glaubte ihn am besten durch enge Verbindung mit den Griechen zu erlangen. Sehr geschmälert an Zahl, durch einander widerstreitende Tendenzen gefährdet, nahte sich die bewaffnete Wallfahrt ihrem großen Ziele. Eben jetzt aber zeigte sich eine merkwürdige politische Aussicht.

Was das Vordringen der Kreuzfahrer von Anfang an erleichtert hatte, der Gegensatz zwischen Fatimiden und Seldschuken, kam ihnen bei dem letzten Schritt ganz besonders zu statten. Kaum hatten die Franken Antiochien erobert, so erschienen die fatimidischen Truppen unter dem Wesir El Afdal in Syrien; sie entrissen den geschwächten und entzweiten Seldschuken Tyrus; sie nötigten Ridwan, den Kalifen von Kairo wirklich anzuerkennen, und zwangen die Ortokiden, Jerusalem zu verlassen. Die Fatimiden wünschten nun, so erzählt wenigstens Albert von Aachen, eine Abkunft mit den Kreuzfahrern zu treffen. Man muß sich erinnern, daß Jerusalem auch für die Mohammedaner eine heilige Stadt ist. Hätte man unter Verzicht auf die Abtretung einen Vertrag mit ihnen geschlossen, so würde etwa der frühere Zustand unter Mostansir, als der Kalif von Kairo und der griechische Kaiser Verbündete waren, wiederhergestellt worden sein. Den Christen wäre danach ohne Waffen der freie Eintritt in die Stadt gewährt worden. Aber wie wäre mit dieser aus der Ferne hergekommenen, bisher noch immer siegreichen, enthusiastischen Ritterschaft eine so zweideutige, für sie unbefriedigende Übereinkunft möglich gewesen?

So blieb nichts übrig, als die Belagerung Jerusalems, welche die

eigentümlichsten Schwierigkeiten darbot. Man mußte die benachbarten Burgen und Ortschaften erobern; über ihren Besitz aber brachen nicht selten Streitigkeiten aus. Dann machte die Herbeischaffung des Bauholzes zu den Belagerungswerkzeugen die größte Mühe; sie ist in diesem baumleeren Lande besonders schwierig. Aus entfernten Gehölzen mußte man das Material holen, aus Konstantinopel Zimmerleute kommen lassen. Das Beste that wohl die Ankunft einer genuesischen Flotte in Joppe, die an sich ein großes Ereignis war, indem sie eine bequemere Berührung mit dem Abendlande ermöglichte. Auch dann noch stand man einer überlegenen Zahl von Verteidigern gegenüber, in einem fremden, gefährlichen Klima. Alles aber ward von dem Eifer der kriegerischen Wallfahrer überwunden. Endlich am 15. Juli 1099 ward die Stadt erobert.

Ein schreckliches Blutbad zeigte, daß hier nicht von dem echten Christentum, sondern von einer politisch-kirchlichen Tendenz die Rede war. Gottfrid wird gerühmt, doch nur darum, weil er sich nicht auch am Raub beteiligte; sein Schwert bedeckte sich ebensogut mit Blut. In dem Tempel Salomonis reichte das Blut bis an das Knie der Pferde. Den Zustand schildern nun die Gesta Francorum sehr gut. Man hielt einen Rat: jedermann sollte Almosen geben und Gott bitten, den künftigen Fürsten anzuzeigen. Die lebendigen Saracenen mußten die Toten vor die Thore hinausziehen, wo die Leichen Haufen bildeten wie Häuser. Niemand kannte ihre Zahl als Gott. Am achten Tage nach der Eroberung erwählte man den Herzog Gottfrid zum Fürsten der Stadt: um die Heiden zu besiegen und die Christen zu behüten! Und eben jetzt erschien El Afdal mit einem Heere, von dem er wähnte, es werde keinen Franken am Leben lassen und selbst Antiochien wieder erobern. Aber die Franken, noch ganz vom Enthusiasmus der Eroberung durchdrungen, besiegten ihn in der Ebene bei Ascalon (12. August 1099). Durch diese Handlungen faßten sie Fuß zwischen den beiden Kalifaten der Moslimen, sie waren wie ein Keil zwischen sie hineingetrieben.

Nun aber galt es, eine haltbare Einrichtung zu treffen. Zuerst hatte man dem Grafen Raimund die Herrschaft angeboten; allein seine Erhebung würde von seinen eigenen Vasallen ungern gesehen worden sein. Gottfrid von Lothringen wurde durch hohe Verdienste und gewisse Visionen, die man geglaubt zu haben scheint, empfohlen: indes ward auch er nicht zum König, sondern zum Beschützer des heiligen Grabes erkoren. Doch weiß ich nicht, ob er aus Frömmigkeit die Krone ablehnte. Eigentlich nahm die Geistlichkeit die Stadt in Anspruch als Eigentum Gottes. Da der päpstliche Legat, Bischof Adhemar von Puy, unterwegs gestorben war, so beeilte man sich, einen Patriarchen von Jerusalem einzusetzen. Anfangs erlas man einen armen normännischen Kaplan zu dieser Würde, aber schon im Jahre 1100 setzte man ihn wieder ab: wie es unbedacht geschehen war, so ward es plötzlich und leicht wieder rückgängig gemacht, sagt die Quelle. Statt seiner

erhob man einen Freund Urbans II., Kardinal der römischen Kirche, Dagobert, der von dem Papst ebendeshalb zum Erzbischof von Pisa gemacht worden war, wo es sonst nur Bischöfe gegeben hatte. Wahrscheinlich trug die Teilnahme der Pisaner, die man im Lande zurückzuhalten wünschte, zu dieser Wahl bei. Das war nun aber ein so ansehnlicher Mann, daß Gottfrid seine Macht von ihm zu Lehen nahm. Die Hoheit, welche die Kirche im Abendlande nur in Anspruch nahm, ward hier als förmliches Institut eingeführt.

Überaus schwach waren auch sonst die Anfänge der neuen Staatsgründung. Nach der Erzählung Radulfs von Caen wären in Jerusalem nur 200 Ritter zurückgeblieben, an Fußvolk wurden im Jahre 1101 nur 900 Mann zusammengebracht. Die Herrschaft war auf einzelne Städte beschränkt, das Landvolk war räuberisch und ungehorsam. Nur eine große Straße, von Joppe nach Jerusalem, ward in Stand gehalten. Wir haben den Reisebericht eines englischen Pilgers, Seawulf, von 1103, der am Wege unbeerdigte Leichen in Menge findet. Man begräbt sie nicht; wer sich dabei aufhalten wollte, würde sich nur den eigenen Tod zuziehen. Nur durch unaufhörliche Hülfe vom Abendlande hätte sich Gottfrid behaupten können. In diesem Moment aber ist er gestorben (18. Juli 1100).

Ihm folgte, nicht ohne Schwierigkeiten, sein Bruder Balduin von Edessa, der dies Lehnsfürstentum einem gleichnamigen Neffen überließ. Er hat, indem er sich zum König von Jerusalem krönen ließ, im Innern dem Patriarchen gegenüber eine unabhängigere Stellung eingenommen, vor allem aber durch seine Kriegsthaten nach außen dem kleinen Reich erst wirklichen Bestand verschafft. Fast Jahr für Jahr hatte man die Fatimiden zu bekämpfen, deren Flotte noch die phönizisch-syrische Küste dominierte; kaum minder gefährlich blieb die Herrschaft der Verweser der Seldschuken in Damaskus. Noch aber war auch der große Impuls vollkommen lebendig, ohne den man schwerlich jemals auch nur den Versuch gemacht hätte, von Europa aus Syrien anzugreifen und in Besitz zu nehmen. Zu keiner Zeit waren wohl die religiöse Begeisterung und der Krieg enger, inniger verbündet. Die große Glocke rief die Gläubigen zur Versammlung, zum Gebet und zum Kampf. Nur unter dem Holz des heiligen Kreuzes griff man den Feind an. Man wählte den Sonntag, weil da der Heiland auferstanden sei, zur Schlacht. Indes wurden zu Haus Umzüge und Bittgänge gehalten. Unter feierlichen Prozessionen zog man aus, kam man zurück. Die Rufe: Allah akbar — Gott ist groß! — und Christe Jesu, Christe Sieger! kämpften widereinander.

Doch wäre alle Tapferkeit vergeblich gewesen und das Königreich ein verlorener Posten geblieben, wenn es nicht gelungen wäre, die Küste zu erobern, wodurch ein freier Zusammenhang mit dem Abendlande gewonnen wurde. War die Einnahme des Binnenlandes die That des Klerus und der Ritterschaft gewesen, so griff nun hier das mehr plebejische Element der

Städte ein, das in dem Kampfe zwischen Heinrich IV. und Gregor besonders in Italien zu größerem Selbstgefühl emporgekommen war. Genua und Pisa ergriffen vom ersten Augenblick an die Gelegenheit, den Transport der nachrückenden Pilger nach dem heiligen Lande an sich zu bringen. Das Interesse des Handels und Verkehrs kam den geistigeren Antrieben in entscheidender Weise zu Hülfe. Wir berührten, wie wichtig das Erscheinen einer genuesischen Flotte in Joppe schon für die Einnahme von Jerusalem selbst gewesen. Vornehmlich diesem Moment hatte nun auch König Balduin I. seine Erfolge zu verdanken.

Gleich im Jahre 1101 eroberte Balduin in Verbindung mit Genuesen und Pisanern, die sich dafür ein Quartier der Stadt, ein Drittel der Beute bedangen, Arsuf und Cäsarea. In Cäsarea erbeutete man das berühmte smaragdene Gefäß, das für den dritten Teil der ganzen Beute an Genua kam, wo es wenigstens mit der größten Verehrung aufbewahrt wurde. Es hat sich doch in neuerer Zeit gezeigt, daß es aus grüngefärbtem Glase bestand; damals aber ward es für ein herrliches Kleinod gehalten: die Königin von Saba habe es dem Könige Salomo geschenkt. 1104 eroberte Balduin mit genuesischer Hülfe Ptolemais (St. Jean d'Acre) nach zwanzigtägiger Belagerung. Die Besatzung bekam freien Abzug, den ihr die Genuesen verkümmerten; es war der erste größere Hafen, den sie erwarben. Erst 1109 griff man auch Tripolis ernstlich an, das Raimund schon zehn Jahr früher vergebens zu erobern unternommen. Ein Sohn Raimunds, Bertram, war jetzt angekommen, seine Ansprüche und seine Unternehmungen fortzusetzen. Glücklicherweise gelang es Balduin, die schon gestörte Eintracht wiederherzustellen. Endlich sah sich Tripolis, da eine fatimidische Flotte durch widrige Winde abgehalten ward, genötigt, sich zu ergeben. Was man von den Arabern in Alexandrien gefabelt hat, erzählt man in Tripolis von den Franken. Eine herrliche Bibliothek sollen sie den Flammen überliefert haben, weil sie nichts als Korane, Korane enthalte!

1110 schon im April ward Berytus mit Hülfe der Pisaner bezwungen, dann griff man Sidon an. Hier bekam Balduin normännische Hülfe, aus dem Lande der echten Normannen, dem alten Norwegen. Zehntausend Norweger, durch die Reichtümer und Kostbarkeiten gereizt, welche andere im byzantinischen Dienst oder im heiligen Lande erworben, brachen unter dem Königssohn Sigurd auf sechzig Schiffen auf, um für Christum zu streiten. Sie hielten in Spanien, dann gingen sie nach Sicilien; eben zur rechten Zeit langten sie an der syrischen Küste an, um eine Flotte der Fatimiden im Zaum zu halten. Sie wallfahrteten erst nach Jerusalem: dann schlossen sie Sidon zur See ein; es fiel im Dezember 1110. Auch hier ward den Kriegsleuten Abzug gestattet; Sigurd nimmt nur ein Stück von dem heiligen Kreuz mit, das er an dem Grabe des heiligen Olaf niederzulegen verspricht. Auch Tyrus griff Balduin 1112 an, doch hielt sich dies, weil sich in diesem Moment die Damascener zu einem Angriff erhoben hatten.

Inzwischen führte auch Tancred an Stelle Boemunds einen glücklichen Krieg von Antiochien aus. Er eroberte nach und nach Laodicea, Apamea und eine Menge cilicischer Plätze. Alexius konnte ihm um so weniger widerstehen, da er indessen von Boemund, der nach Hause gegangen war, bei Durazzo angegriffen wurde. Auch die Türken bedrängte Tancred nicht minder. Ridwan von Aleppo verlor verschiedene Plätze an ihn und mußte sich zu einem Tribut verstehen; nicht minder die Fürsten von Schaisar und Hamah. Schon waren diese Emire in einer solchen Gewöhnung an die Überlegenheit der Franken, daß sie sich lieber wider das Heer des Emir al-Omara zu Bagdad, der sie in Ordnung bringen wollte, empörten. Roger, Nachfolger Tancreds, brachte diesem dann bei Danit eine große Niederlage bei (1115).

Dergestalt hatten die Franken in wenigen Jahren sich durch Krieg Raum gegen die Seldschuken verschafft und die Küsten von Syrien größtenteils erobert. Balduin faßte schon den Plan, die Fatimiden in Ägypten selbst heimzusuchen. Er nahm Farama unfern Pelusium, und wer weiß, was er erreicht hätte, da der Sieg noch immer dem Kreuze treu geblieben, wäre er nicht von einer Krankheit überfallen worden und im Beginn der Unternehmung umgekommen (März 1118). Seine Gebeine wurden nach Jerusalem gebracht, die Grabschrift pries ihn als den anderen Judas Maccabäus. Seine Eingeweide begrub man in der Salzwüste bei El Arisch unter einem Hügel, auf den jeder vorüberziehende Moslem einen Stein warf, um in ihm den furchtbarsten Feind des Islam mit Haß zu begrüßen. Ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, hatte Balduin immer etwas von der Würde eines Bischofs beibehalten, wiewohl er sich in seinen Sitten den Orientalen näherte. Aber zugleich war er der wackerste Held, wie an Gestalt, so an Tapferkeit alle überragend, immer zuerst zur Schlacht bereit. Die Ritter beugten sich willig vor ihm; niemand hat ihm widersprochen, selbst wo er fehlzutreten schien. Kein Späterer ist zu gleicher Autorität gelangt; er blieb der bedeutendste König von Jerusalem.

Noch sterbend hatte er seinen Neffen Balduin II., damals in Edessa, zu seinem Nachfolger empfohlen. Auch dieser hatte sich den morgenländischen Sitten anbequemt und sich, wie sein Vorgänger, mit einer orientalischen Dame vermählt; er war schon bejahrt, aber trotz seiner eifrigen Frömmigkeit scherzhaft und bei guter Laune. Eine seiner ersten Handlungen nach der seldschukischen Seite hin war die Behauptung von Antiochien. Roger von Antiochien war dem Gewalthaber von Aleppo, Ilgazi, erlegen. Er hatte die Herrschaft dem rechten Erben Boemunds vorenthalten; jetzt übertrug man die Stadt dem neuen König, bis der wahre Erbe erscheine. Balduin bestand den Feind in einer großen Schlacht bei Hab (1119). Auch die Moslimen zwar schrieben sich den Sieg zu; aber es ist augenscheinlich, daß Balduin, worauf es ankam, den Besitz von Antiochien behauptete und sicherte. Balduin II. bewegte sich dann zeitlebens in diesem Kampfe. Er stürzte sich von einem Abenteuer in das andere; er ist einmal gefangen und nur durch Zahlung

eines großen Lösegeldes befreit worden. Er kam zuletzt dahin, gegen seine eigene Tochter Elisa, Gemahlin Boemunds II. von Antiochien, welche sich nach dem Tode ihres Gemahls die Herrschaft anmaßte, angehen und seine Vasallen aufbieten zu müssen. Elisa wurde genötigt, ihn um Gnade anzuflehen; sie mußte Antiochien aufgeben. Der Vater ließ die Vasallen seiner Enkelin Constantia, der Tochter Boemunds II., Treue schwören. Kurz nach diesem Erfolge ist er gestorben (1131). Ohne sein Zuthun, während jener Gefangenschaft, ist die Handlung vollzogen worden, welche seine Regierung am meisten auszeichnet: die Eroberung von Tyrus.

Im Jahre 1123 waren die Ägypter wieder stark genug, um die syrische Küste anzugreifen; sie belagerten Joppe zu Land und zur See. Hierauf erhob sich die Ritterschaft von Jerusalem zu einem großen Zug, bei dem der Patriarch mit dem heiligen Kreuze war. Sie trafen die Ägypter bei Ibelin, küßten das Kreuz und warfen sich auf den Feind. Sie waren 8000, die Ägypter viermal stärker. Dennoch siegten sie vollkommen und trugen drei Standarten, 400 Kamele und viele schöne Rosse als Beute davon. Es war die vornehmste Handlung des Connetable Eustach, der die Stelle des Königs vertrat. Die Ägypter wichen auch zur See, die Stadt war bereits gerettet, als die Venezianer unter ihrem Dogen Domenico Michiele anlangten, nicht als Handelsleute, sondern zum Streit. Sie trafen die ägyptische Flotte in dem Hafen von Ascalon und zerstörten sie, doch war das nicht genug; auf die Aufforderung der Ritterschaft erklärten sie sich noch zu einer anderen Unternehmung bereit. Diese selbst war geteilter Meinung; die einen dachten an Ascalon, die anderen an Tyrus. Man hat förmlich das Los darüber gezogen, wohin man sich wenden solle, und den Namen Tyrus gefunden. In Tyrus hatten sich die beiden moslimischen Parteien merkwürdigerweise vereinigt. Die Stadt gehörte den ägyptischen Kalifen, aber man hatte aus Furcht vor den Christen einem Anhänger der Abbasiden, dem seldschukischen Atabeg Toghtekin, den dritten Teil derselben abgetreten. Das aber beförderte die Verteidigung nicht; Toghtekin schien ein- oder zweimal sich zum Entsatz der Stadt zu rüsten und kam in die Nähe; aber zuletzt begnügte er sich mit einem Vertrag, nach welchem seinen Damascenern freier Abzug bewilligt wurde. Darauf wurde Tyrus von den Rittern und Venezianern erstürmt. Die Venezianer pflanzten ihre Fahne auf einen Turm, die königliche wehte von dem anderen, von einem dritten die des vornehmsten Vasallen.

So gelangte die ganze Küste in die Hände der Christen, ausgenommen Ascalon, das nicht sehr furchtbar war, da nach der Ermordung des Kalifen Amir Ägypten in unaufhörliche Verwirrung fiel. Als im Jahre 1131 Graf Fulko von Anjou den Thron bestieg, erstreckte sich das fränkische Gebiet von Tarsus in Sicilien und dem Lande um Maridin jenseit des Euphrat bis El Arisch an der Grenze von Ägypten. König Fulko (bis 1143) befestigte das Reich durch Burgen, die sich zuweilen in den Ruinen der alten Städte erhoben, wie in Gath und Rama, welche die Reisenden mit Verwunderung be-

merken. Er erwarb sich überhaupt das Verdienst, den vorhandenen Besitz zu verteidigen; der Aufgabe, den Angriffskrieg fortzusetzen, war er selbst wie die ganze Generation, die ihn umgab, nicht mehr gewachsen. Es war nicht ein Königreich wie ein anderes; auf die Eroberung von Asien dachte man nicht. Hohe politische Gesichtspunkte walten dabei überhaupt nicht ob. Es war nur auf die Hut und Wacht des heiligen Grabes gerichtet, das die Christenheit stark genug gewesen war zu erobern, das sie sich nicht abermals entreißen lassen wollte. Allein schon in der Sache an und für sich lag die Notwendigkeit einer weiteren Entwickelung. Es war ein Kampfpreis zwischen Orient und Occident.

Höchst merkwürdig ist nun die innere Organisation des Reichs und seine Rückwirkung auf das Abendland. Es waren eigentlich vier Herrschaften: das Königreich Jerusalem selbst und, in ziemlich freiem Lehnsverhältnis von ihm abhängig, die Grafschaft Tripolis, das Fürstentum Antiochien und die Grafschaft Edessa: diese letzte weit abseits, jedoch durch eine Menge von schwer bezwinglichen Burgen gesichert. An dem einen wie dem anderen Orte bestanden verschiedene Gewohnheiten, wahrscheinlich in Antiochien mehr normännische, in Tripolis mehr provençalische; denn nach Kolonistenart übertrug man die Bräuche der Heimat in die Fremde. Auch in ihrer Gesamterscheinung aber tragen die Institutionen insofern ein koloniales Gepräge, als sich einzelne Ideen, welche das Mutterland beherrschten, hier mit besonderer Kraft hervorthaten; daheim durch die übrigen lebendigen Kräfte zum Teil verdeckt, bildeten sie in dem neuen Lande uneingeschränkt den Grund des beginnenden Lebens. Das zeigt sich sowohl in dem streng regelmäßigen Aufbau des Lehnssystems, als in dem gebietenden Verhältnis der Kirche zum Staat, wie es die Päpste im Occident zwar anstrebten, aber doch noch nicht durchgesetzt hatten.

Die Summe der Einrichtungen entnimmt man aus dem eigentümlichen Werke, das den Namen Assisen des Königreichs Jerusalem führt, einer um das Jahr 1260 zu stande gekommenen Sammlung von Rechtsgewohnheiten, die den Zustand des Reichs etwa gegen Ende des 12. Jahrhunderts vergegenwärtigt. Sie erlangte später auch in Cypern praktische Geltung und ist von da aus durch die Venezianer zu allgemeiner Kenntnis gebracht worden. Da erscheint nun der König, im Besitz der höchsten Jurisdiktion; ihm zur Seite die großen Barone, so selbständig wie die Herzöge in Frankreich gegenüber den älteren Capetingern. Der König wird so gut wie gewählt; doch hält man sich bei einer Vakanz womöglich an den nächsten Verwandten des Verstorbenen. Erst wenn der versprochen hat, ein guter Lehnsherr zu sein, geloben die Vasallen auch ihrerseits, seine getreuen Mannen zu werden. Dann empfängt er die Insignien: den Ring, das Symbol der Treue, mit der er dem Reiche verwandt ist; das Schwert, zum Zeichen, daß er das heilige Grab zu schützen habe; Krone und Scepter als Sinnbilder der Herrschaft und der Rechtspflege. Mit der Krone schreitet er in den Tempel, an die Stelle, wo Jesus vor Gott dargestellt worden; er legt die Krone nieder

und erhält sie erst gegen eine bestimmte Auslösung zurück. Denn die Idee war immer, daß das heilige Grab der eigentliche Souverän, der König nur dessen oberster Schützer sei. Wenn einer solchen Theorie ungeachtet der Patriarch doch nicht zu vollkommener Gewalt gelangte, so hing das wohl auch damit zusammen, daß es ihrer zwei waren, zu Jerusalem und Antiochien, unaufhörlich miteinander in Streit: beide forderten z. B. Tyrus für ihren Sprengel. In ihrer Konkurrenz bedurften sie der weltlichen Unterstützung.

Besitz und Kriegsdienst sind nach Lehnrecht in die genaueste Beziehung gebracht; auf demselben Grunde ruht eine Fülle von besonderen persönlichen Abhängigkeiten und Verpflichtungen zu gegenseitigem Schutz. Der vornehmste Gerichtshof ist der sogenannte hohe Hof; dort erscheinen die oberen Vasallen, um Recht zu sprechen und zu nehmen. Ebenso werden auch die Bürger in den Städten durch Schöffen aus ihrer Mitte gerichtet; selbst die unterworfenen syrischen Christen haben ihre Geschworenen. Denn niemandem soll, nach germanischem Prinzip, das Recht des anderen aufgedrängt werden. Aufs tiefste in der alten germanischen Sitte beruht auch der gerichtliche Zweikampf, die Bataille; eben jetzt kam er in dieser ritterlichen Welt zu neuer Bedeutung. Doch ist ihm zugleich eine religiöse Seite eigen; denn von der Idee der Religion war dies sonderbare Staatsleben allenthalben durchzogen. Auf das merkwürdigste und glänzendste trat sie ans Licht in der Stiftung der geistlichen Ritterorden, einer Erscheinung, die nur aus dieser besonderen Bewegung der Geister entspringen konnte; sie bildet die am meisten charakteristische Geburt der Epoche.

Schon lange bestand ein Kloster Sta. Maria de Latina und daneben ein Hospital zu St. Johannes in Jerusalem — eine lateinische Kolonie daselbst. Die Brüder dieses Hospitals erwiesen sich nach der Eroberung außerordentlich nützlich: es flossen ihnen viele Schenkungen zu, wie aus der Beute, so auch aus dem Abendlande; sie machten sich von dem Kloster los und erhoben sich selbst zu einem noch immer bloß geistlichen Orden. Allein wie hätten sie dabei stehen bleiben können, sobald sie durch ihren Reichtum auch Ritter anzogen, ihnen Unterhalt gewährten? Es war natürlich, daß man von der Krankenpflege weiterging. Zuerst thaten dies Hugo von Payens und acht andere Ritter, von denen wir nicht enscheiden wollen, ob sie, wie Johannes Bromton im 12. Jahrhundert versichert, zuerst zu den Johannitern gehörten. In jedem Fall trennten sie sich jetzt. Sie bekamen Wohnung in dem Palast, den man auch den Tempel nannte, wie er auf der Stelle des Tempels Salomonis errichtet war, und dem Kloster an der Kirche. Sie verpflichteten sich zu den Mönchsgelübden und überdies zum Schutze der öffentlichen Straßen, d. h. mit gewaffneter Hand wider die Saracenen zu kämpfen; sie nannten sich Miliz des Tempels, Templer. Anfangs begnügten sich wohl ihrer zwei mit Einem Streitrosse, wie das ihr Siegel noch immer anzeigt. Es giebt ein Werk des heiligen Bernhard zu ihrem Preise; er schildert sie: in ihrer Verbindung sanftmütiger als Lämmer, wider den Feind grimmiger

als Löwen. Auch ihre ältesten Statuten sollen von Bernhard herrühren, doch scheint es wohl, daß dann vieles Spätere mit eingeflochten ist. Sie heißen: Regeln der armen Kampfgenossen des Tempels in der heiligen Stadt. Anfangs ward niemand aufgenommen, als wer alle seine Feindschaften aufgegeben hatte.

Das ward dann wieder ein Antrieb für die Hospitaliter, namentlich für diejenigen ihrer Mitglieder, welche schon Ritter gewesen, die Waffen ebenfalls zu ergreifen. Schon im Jahre 1130 finden wir eine päpstliche Bulle, in welcher der Schutz gerühmt wird, welcher den Pilgern von den Hospitalitern geleistet werde. Auch sie bildeten nun einen Ritterorden unter Raimund du Puy. Nebeneinander, wetteifernd, erheben sich nun die beiden Orden. Die Templer bekamen von den Fürsten selbst die größten Geschenke, von Heinrich I. von England, Kaiser Lothar, Ramon Berenguer von Barcelona; im Jahr 1160 haben sie schon 300 eigene Mitglieder. Wundersame Verbindung von Krieg und Religion, Entsagung und Eroberung! Die echte Blüte jener Idee des kriegerischen Christentums, die wir schon so lange thätig und so natürlich entsprungen, so ohne Willkür ausgebildet sehen!

Diese Ritterorden erhielten nun die ununterbrochene Kommunikation zwischen Abendland und Morgenland. Es waren den ganzen Occident umfassende Genossenschaften, welche die Kraft des Abendlandes fortwährend nach dem Orient richteten. Die Idee, die hier gepflanzt war, wirkte zurück. Die Kreuzzüge haben das Rittertum nicht hervorgebracht; sie sind schon eine Wirkung des ritterlichen Geistes, aber sie haben denselben belebt, befestigt durch die Verbindung der Religion und der Waffen. Wie der Krieg vornehmlich durch den Adel, nicht durch die Gemeinen geführt worden, so trugen nun diese Orden noch mehr zur Hebung des adligen Standesgefühles bei: man mußte von Adel sein, um in sie aufgenommen zu werden. Nicht mit Unrecht hat man darauf aufmerksam gemacht, daß Wappen und Geschlechtsregister, ja die Geschlechtsnamen selbst nur in den seltensten Fällen mit Sicherheit über diese Zeiten zurückverfolgt werden können. Im Anschluß an jene reichen und ruhmvollen Korporationen empfand sich der ritterliche Adel über Europa hin in seiner Gesamtheit als eine einzige große Genossenschaft.

Etwas ähnliches, wenn auch weder so rasch, noch so entschieden, begegnet uns im Bereich der städtischen Entwickelung. Wir sahen, welchen Anteil die Städte an der Eroberung genommen. Zum Danke wurden ihnen überall Handelsniederlassungen bewilligt. Mit der Freiheit des Verkehrs verband sich auf Grund königlicher Privilegien der Besitz einer Kirche, einer Straße, eines Platzes für den Markt und die Magazine. Hatte sich Venedig in dieser Hinsicht den Genuesen und Pisanern in Palästina an die Seite gestellt, so strebten nun auch die letzteren mit gleichem Erfolg nach dem Genuß der nämlichen Vorrechte im byzantinischen Reich, welche den Venezianern dort bereits vordem wegen ihrer Dienste gegen die Normannen von den Kaisern zugesprochen worden. Der Handel warf sich mit Macht auf die neu erschlossenen

orientalischen Gegenden; als Welthandel, der er nun wieder war, zog er auch das außeritalienische Abendland rückwärts in seinen Kreis. Marseille gesellte sich schon in aktiver Konkurrenz den Italienern bei, indem es von König Fulko für geleistete Hülfe Handelsfreiheit erhielt. Aber auch das kontinentale Frankreich und Deutschland traten mit Genua, Pisa und Venedig in den regsten Verkehr. Nach und nach bildete sich eine, die Städte des Abendlandes umfassende, gemeinsame Sphäre der materiellen Interessen, und auch die Bürgerschaften Europas lernten sich als eine zusammengehörige Korporation betrachten.

Die dritte und zwar die mächtigste, der Klerus, bestand als solche schon längst und bedurfte nach dem Emporkommen der päpstlichen Gewalt keiner neuen centralisierenden Idee. Wie dieser Gewalt selbst, so kamen indes natürlich auch der Gesamtheit der abendländischen Geistlichkeit in ihrem Gemeingefühl die Impulse und die Erfolge der Kreuzzüge nicht wenig zu statten. So geschah es durch diese, daß das Abendland sich, auch abgesehen von dem lateinisch-kirchlichen Verbande, mehr und mehr als eine große Einheit empfand, die es in der That auch war, indem die großen Standesgenossenschaften, die engen landschaftlichen Schranken im Geiste durchbrechend, einen neuen, alle Seiten des Lebens berührenden Zusammenhang zwischen den romanisch-germanischen Nationen herstellten.

Viertes Kapitel.

Ausgang des Investiturstreites.

Durch die Kreuzzüge hatte das Abendland, wie wir soeben bemerkten, die mannigfaltigsten Beziehungen zu einer anderen Welt gewonnen; es wurde sich nun seiner Einheit noch mehr bewußt. Es hatte eine gemeinschaftliche Unternehmung, die ihm gemeinschaftliche Gesichtspunkte gab. Die drei Korporationen, aus denen es sich zusammensetzte, wirkten über die verschiedenen Länder hin hiebei zusammen. Daß das nun dem Papsttum, welches die Leitung dieses Unternehmens übernommen, an sich eine verstärkte Macht gab, liegt am Tage. Erinnert man sich aber jener Synode von Clermont, von welcher die Kreuzzüge ihren Ursprung nahmen und auf der zugleich der Anspruch des Papsttums in voller Schärfe geäußert wurde — kein Fürst sollte sich beikommen lassen, einen Geistlichen zu belehnen, kein Geistlicher einem Weltlichen den Vasalleneid leisten — so sieht man, wie genau und enge die beiderseitigen Vorgänge zusammenhingen. Es kam zu einem neuen Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum, der, da die Ansprüche des Papsttums

allgemeine waren, vor allen anderen als der große Kampf des Jahrhunderts erscheint.

Wenn man die abendländische Christenheit als eine Einheit betrachtet, so erscheinen die Kreuzzüge als die äußeren Kriege, alles andere als innere Streitigkeiten. Aber der bloß kirchliche Gesichtspunkt wäre hier nicht maßgebend; es war ein Streit um die höchste Gewalt. Denn da die Geistlichkeit einen so großen Anteil an der öffentlichen Gewalt besessen, welche überhaupt aus einer Vermischung beider Tendenzen hervorging, so war die Frage, wer dieselbe investieren sollte, der Frage über die höchste Gewalt an sich gleich. Wenn die Päpste die Eingriffe des Kaisertums in die höchste geistliche Gewalt bekämpft hatten, wozu alle anderen europäischen Fürstentümer einwilligen konnten, weil es ihr eigener Vorteil so mit sich brachte, so war doch die Trennung der geistlichen Würde von dem weltlichen Fürstentum für diese ebenso gefährlich, wie für das Kaisertum selbst.

Beim Tode Gregors VII. hätte es einen Augenblick scheinen können, als hätte der Kaiser in diesem Kampfe die Oberhand behalten. Allein dies war nicht eine Frage der Personen, sondern der Gedanken, der großen Weltinteressen. Gregor fand einen Nachfolger in Urban II., welcher seinen Gedanken Halt und Anerkennung zu verschaffen wohl geeignet war. Ein zugleich litterarischer, politischer und militärischer Kampf erhob sich, der bis dahin seines Gleichen in Deutschland nicht gehabt hatte. Bemerken wir wohl seine hohe Bedeutung. Staat und Kirche waren gepflanzt durch den Gang der Ereignisse, durch die Gewalt. Die Nation war ganz von dieser Entzweiung durchdrungen; alles, was Macht und Odem hatte, nahm daran teil. Müssen nicht auch solche Zeiten kommen?

Während nun der Kaiser in Deutschland zunächst seinen Platz behauptete, waren von seiten des Papsttums auf dem Konzil von Clermont jene Ansprüche formuliert worden, welche die Unabhängigkeit des Klerus auf das schärfste aussprachen. Alles hing nun davon ab, ob sie so, wie sie gefaßt wurden, auch würden durchgeführt werden können. Wenn es damit gelungen wäre, so würde Europa nach und nach vollkommen in eine Hierarchie verwandelt worden sein. Wären die Bischöfe nicht allein von der königlichen Einsetzung unabhängig gewesen, sondern wären sie auch des Lehnseides überhoben worden, so würden alle ihre Gerechtsame dem Königtum verloren gegangen sein. Es ließ sich wohl von Anfang an nicht so an, als ob sich das so ganz schlechtweg würde erreichen lassen. Die weltliche Macht war doch allzu stark, um es sich gefallen zu lassen. Überhaupt geschieht es in der Weltgeschichte nie, daß gewisse Ideen bis zu ihrer äußersten Konsequenz die Herrschaft erlangen: alles frühere historische Leben müßte sonst zerstört werden und eine neue Welt beginnen. Durch eine eigene Handlung erkannte sogar Urban II. an, daß eine völlige Durchführung seiner Tendenz unmöglich sei.

Um nicht sogleich mit den Normannen zu zerfallen, die seine vornehmste Stütze in Italien ausmachten und damals den Krieg gegen die Ungläubigen

mit dem größten Eifer führten, entschloß sich der Papst zu der seltsamsten Auskunft: er ernannte den Grafen Roger von Sicilien, der mit den Anordnungen eines päpstlichen Legaten sehr unzufrieden war, selbst zum Legaten des apostolischen Stuhles, wodurch er Meister des Klerus wurde. Darauf beruht die sogenannte Monarchia Sicula, eine Einheit der Gewalt, welche sonst den päpstlichen Ideen geradezu entgegenlief, bei der aber der Anspruch der Kirche, welche die Fürsten als ihre Delegierten betrachtete, unangetastet blieb. Der weltliche Herr handelte als kirchliches Oberhaupt. Diesem Fürsten, seinem Lehnsmann, mochte das Urban unbedenklich gestatten. Allein sowie die Ansprüche des Papsttums praktisch werden sollten, mußte sich auch an allen anderen Orten dieselbe Schwierigkeit regen.

Wir sahen, in wie genauer Verbindung England mit den Päpsten stand; es war eine Allianz der strengen hierarchischen Ideen mit dem normännischen Herzog, durch welche die Eroberung vollbracht ward; dennoch konnten Streitigkeiten nicht ausbleiben. Wie schon Wilhelm der Eroberer zwar in eine Erhöhung des Peterspfennigs gewilligt, jedoch dem Anspruche Gregors VII., daß er sein Reich von ihm zu Lehen nehmen sollte, widersprochen hatte — denn seine Vorgänger hätten nichts derart gethan —, so widersetzte sich jetzt sein Nachfolger dem Anspruch auf die Investitur. Wilhelm Rufus, jüngerer Sohn Wilhelms des Eroberers (1087—1100) empfand es, daß die Hälfte der Güter der Kirche gehöre. Bei dem zweifelhaften Gange der Kirchenangelegenheit in dem Streite zwischen Wibert und Urban hielt auch er eine zweideutige Stellung ein. Es findet sich, daß er Urban anerkannte, dagegen ließ er eine große Anzahl bischöflicher Sitze unbesetzt, selbst den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury, ohne Zweifel, um je nach dem Gange der Ereignisse Anhänger der einen oder der anderen Partei einzusetzen. Als nun Urban II. allmählich den Sieg davontrug, als der König auch selbst krank wurde, bewog man ihn, nicht ganz mit seines Herzens Zustimmung, den Abt Anselm von Bec zum Erzbischof von Canterbury zu ernennen. Anselm ist einer der ersten Scholastiker, Urheber z. B. des ontologischen Beweises vom Dasein Gottes, ein Verteidiger der lateinischen Kirche gegen die griechische, der Wegweiser der Realisten im Kampf gegen die Nominalisten, zugleich ein eifriger Repräsentant der strengkirchlichen Grundsätze, auch in Bezug auf die Investitur. Wie hoch dieser seine Stellung anschlug, sieht man aus seiner Äußerung, daß Englands Pflug von zwei edlen und kräftigen Stieren gezogen werden müsse, dem König und dem Primas (1093).

Glücklich, so lange man sich nun noch mit Gleichheit begnügte! Bald aber erhoben sich unter Wilhelms Sohn, Heinrich I. (1100—1135), die weitgehendsten Ansprüche der geistlichen Gewalt auch in England. Eben Anselm, der gerade, als Wibert Rom verließ, sich dort in den Tagen des Sieges aufgehalten hatte, brachte jene Ansprüche von dort mit. Er eröffnete wirklich, daß kein Geistlicher mehr von einem Laien belehnt werden dürfe. Aus einem

seiner Briefe wissen wir, welche gewaltige Aufregung das in England veranlaßte. König und Fürsten, ja selbst die Bischöfe seien darüber so entrüstet gewesen, daß sie gedroht hätten, von der römischen Kirche wieder abzufallen. Anselm war so eifrig, daß er trotzdem wirklich seines Sinnes blieb und mit den vom König investierten Prälaten nichts mehr zu schaffen haben wollte.

Zu einem Abfall aber wollte man es doch in Rom nicht kommen lassen; den Gehorsam eines so mächtigen Königreichs wollte man nicht aufs Spiel setzen. Man erklärte (1106), daß die Verweigerung der Investitur die Huldigung doch nicht verhindern sollte, d. h. man bewilligte nun in Rom dem Anselm, daß er mit denen, welche die Investitur empfangen und die Huldigung geleistet hatten, umgehen könne: bis Gott das Herz des Königs erweiche, davon abzulassen. Eine sehr dunkle Erklärung, welche dahin ausgelegt wird, als habe der Papst die Investitur verboten, aber die Huldigung d. h. die Leistung des Lehenseides erlaubt. Die, welche ohne Investitur, aber mit Leistung des Lehnseides Pfründen erlangt haben, können ordiniert werden.

So ging es auch in Frankreich. Der König wollte die Huldigung nicht fahren lassen: durch Hand und Schwur. Man mußte das den päpstlichen Ansprüchen zum Trotz bewilligen: die Vornehmsten der ganzen Kurie drangen darauf, weil der kirchliche Friede es so erfordere. Und so traf man in allen europäischen Reichen die eine oder die andere Auskunft. Zu den härtesten Kämpfen aber kam es nach wie vor mit dem deutschen Königtum.

Wir wissen, wie auch König Heinrich V., sowenig das die römische Kurie nach der Art seines Emporkommens erwartet haben mochte, durch jene Gesandtschaft, die er 1107 an Paschalis II. nach Frankreich richtete, die bestimmte Erklärung abgab, er müsse an dem seit Karls des Großen Zeiten bestehenden Brauch der weltlichen Einsetzung der Bischöfe festhalten, und wie man darauf eine etwaige Ausgleichung der Ehre des Reiches mit der Ehre der Kirche erst für den bevorstehenden Romzug des Königs in Aussicht nahm. Dabei blieb es nun zunächst. Der König von England beklagte sich, daß Heinrich die Investitur ausübe, die man ihm versage. Der Papst erklärte, daß das nur eigenmächtig geschehe, daß er an den Beschlüssen der Synode von Troyes festhalte; er bezeichnete die Gegner als Kirchenschänder.

Da erschien nun 1110 Heinrich V. wirklich in Italien. Er hatte ein stattliches Heer von 30000 gewappneten Rittern, zu denen sich nun noch die Lombarden gesellten. Alles unterwarf sich; der Kaiser rühmte sich, daß er das zerrissenste aller Länder zur Eintracht zurückgeführt habe. Im Anfang des Jahres 1111 begab er sich auf den Weg nach Rom, um die Kaiserkrone zu empfangen. Bei Sutri machte er zunächst Halt. Da der Kaiserkrönung aber notwendig eine Verständigung mit dem Papst vorangehen mußte, so wurden einige Ritter nach Rom geschickt, um sie zustande zu bringen. Sie

forderten das Recht der Investitur mit aller Bestimmtheit. Denn nachdem die Kaiser ihre ersten Regalien den Bischöfen zu Leben gegeben, konnten sie ohne das Recht der Investitur nicht mehr bestehen. Der Papst hatte jetzt die Barone der Campagna wider sich, die Normannen nicht für sich; den großen Kampf zu unternehmen war er nicht imstande. Er geriet auf den höchst außerordentlichen Gedanken, daß die Geistlichen auf alle ihre weltlichen Güter mit Ausnahme der Zehnten und der Opfer der Gläubigen, d. h. also auf die ihnen vom Kaiser verliehenen Regalien Verzicht leisten sollten, womit dann der Anspruch der Kaiser auf das Recht der Investitur von selbst zerfalle. Er versprach den Klerus mit seinem Banne dazu anzuhalten.

Man sollte es kaum für möglich halten, da es doch gewiß nicht ausführbar war. Aber so war es bestimmt. Am 12. Februar zog der Kaiser in Rom ein: er ward von dem Papst an der Treppe empfangen; die ersten Schritte zur bevorstehenden Kaiserkrönung geschahen; die beiden Oberhäupter setzten sich auf zwei Sesseln nieder, um die gegenseitigen Verzichtleistungen zu vollziehen. Da weigerte sich der Kaiser, die Investitur unter diesen Bedingungen aufzugeben. Er hatte gleich beim Eintritt die Erklärung von sich gegeben, daß er niemandem das entreißen könne, was ihm von seinen Vorfahren verliehen worden. Als jetzt die päpstliche Urkunde verlesen wurde, nach welcher die Geistlichen nur zu Dienst und Altar bestimmt blieben und ihre Regalien an Kaiser und Reich zurückzugeben bei schwerer Strafe angewiesen wurden, erhob sich ein allgemeiner Sturm. Es ist klar, daß jeder Besitz und jede Stellung dadurch verändert worden wäre. Man erklärte die päpstliche Urkunde für unkirchlich, für ketzerisch. Nur für sich selbst halte Paschalis die Schenkungen der früheren Kaiser fest. Auch zur Krönung konnte es nun nicht kommen. Der Kaiser, der Roms nicht sicher war, führte den Papst gefangen mit sich fort. Heinrich V. bediente sich der öffentlichen Stimmung, wie erst gegen seinen Vater, so jetzt gegen den Papst.

So vollkommen in der Gewalt des deutschen Königs, von seinen eigenen Anhängern bestürmt und von Heinrich, wie man erzählt, fußfällig gebeten, das Recht der Investitur zuzugestehen, das er ja selbst in Bezug auf die Regalien durch seinen Vorschlag zugestanden habe, wurde Papst Paschalis II. endlich dazu vermocht, das Recht der Investitur mit Ring und Stab zu bewilligen. Er versprach zugleich, über seine bisherigen Gegner, namentlich auch den König selbst, niemals das Anathem auszusprechen; dann krönte er den Kaiser (April 1111). Niemand wird das Verfahren des Kaisers billigen, aber unleugbar ist doch, daß der Papst einen ganz unausführbaren Vorschlag gemacht hatte; in der Sache selbst hatte der Kaiser ohne Zweifel Recht. Er war selbst für das geistliche Wesen konservativ; seine Politik, nicht gerade sein Verfahren, stimmte mit den Ideen überein, auf welchen der Gang der Entwickelung des Abendlandes beruhte.

Im Jahr 1112 ward ein neues Laterankonzil gehalten, worin der Papst

erklärte, daß er seinen Eid halten, den König nicht exkommunizieren wolle; alle Anwesenden jedoch verurteilten die Übereinkunft, hauptsächlich aber die Bestimmung, daß keiner, der kanonisch gewählt worden, ohne die Investitur konsekriert werden dürfe; diese Bestimmung schien ihnen gegen den heiligen Geist zu sein. Zu Vienne in Burgund, obwohl dies zum Reich gehörte, wurde doch die ganze Transaktion zwischen Kaiser und Papst verworfen, indem der elfte Canon des unter dem Erzbischof Guido gehaltenen Konzils bestimmte: die Investitur der Bistümer und Abteien von Laienhand erachten wir im Anschluß an die Autorität der heiligen römischen Kirche für Ketzerei. Ein großer Teil der Geistlichkeit in aller Welt war dieser Meinung. Wenn einige sich widersetzten, so wurden sie scharf zurückgewiesen: es beweise nichts, daß die Investitur hie und da bewilligt worden.

Bald breitete sich diese Meinung dann auch wieder nach Deutschland aus. Im Jahre 1116 kamen Metropolitane, Bischöfe, geistliche Optimaten in Köln zusammen, um das Wort der Exkommunikation über Heinrich auszusprechen; glücklicherweise starb der päpstliche Legat, der damit beauftragt war. Etwas ernstliches wagte Paschalis II. nicht mehr; selbst der Besitznahme der Mathildischen Erbgüter durch den Kaiser setzte er keinen Widerspruch entgegen; es blieb bloß bei Worten. Um so schroffer wandte sich der Nachfolger des Paschalis, Gelasius, der die alten Prinzipien notwendig wieder aufnahm, gegen den Kaiser; auf dessen Forderung einer ähnlichen Sicherheit gab er die ausweichende Antwort: wir versprechen ihm Sicherheit, wofern er sie nicht selbst verhindert. Er war jedoch zu schwach, um sich gegen den Kaiser und seine Partei in Italien zu halten. Er begab sich nach Frankreich. Ehe er noch Hand angelegt hatte, den Streit zu schlichten, starb er (1119).

Und nach dessen Tode ward derselbe Guido von Vienne, der es gewagt hatte, den Kaiser in den Bann zu thun, auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Er unterschied sich dadurch, daß er von hoher Herkunft war, und nicht ein früherer Mönch, wie die bisherigen Päpste. Er nahm den Namen Calixtus II. an (1119—1124). Hatte es zweifelhaft sein können, ob Paschalis ein rechter Nachfolger der Ideen Gregors und Urbans sei, so war dies Calixtus ohne Zweifel. Gleich auf der ersten Synode zu Rheims, die er hielt, nahm er eine gewaltige Stellung ein. Der erste, welcher dem capetingischen Königtum in Frankreich eine gewisse Macht verlieh, Ludwig IV., suchte sich gegen seinen gewaltigen Vasallen Heinrich von England eine Stütze an dem Papst zu verschaffen. Calixtus war sein Verwandter; Ludwig war mit seiner Nichte vermählt. So weit konnte Heinrich nicht gebracht werden, daß er die Normandie, die er seinem Bruder entrissen, herausgegeben hätte; aber es wurden für die künftige Herausgabe Bedingungen festgesetzt und der Friede nicht ungünstig für Frankreich hergestellt.

Inzwischen war nun in Deutschland durch den Gang der inneren Bewegung abermals Hader zwischen Kaiser und Fürsten ausgebrochen. Heinrich V.

befand sich diesen gegenüber jederzeit dadurch im Nachteil, daß er durch eine Empörung auf den Thron gelangt war: die alten Gegner seines Vaters, auf die er sich dabei gestützt, waren nicht gemeint, eine durchgreifende Herrschaft, wozu er alle Neigung besaß, nun von ihm selber zu ertragen. Besonders die sächsischen Großen, unter Führung des Herzogs Lothar, den Heinrich selbst mit dieser Würde bekleidet, setzten sich jedem seiner Eingriffe trotzig entgegen. Im Jahre 1115 kam es zu einer förmlichen Schlacht am Welfesholz, in welcher die Kaiserlichen unter Graf Hoyer von Mansfeld von Lothar und den Seinigen vollkommen besiegt wurden. Natürlich wirkte das auf die universale Lage sehr merklich ein. Wenn der Kaiser, um Gelasius zu widerstehen, einen neuen Papst (Gregor VIII.) ernannt hatte, so bewirkte er nur, daß man sich in Erinnerung an die alten Unbilden ihm selbst widersetzte. Auch benutzte er sein Investiturrecht auf eine Weise, daß er sich notwendig Feinde damit machte. Die deutschen Fürsten erkannten Calixt zu Tribur im allgemeinen an; aber über die große Streitfrage erwarteten sie erst das erwähnte Konzil, welches im Oktober 1119 zu Rheims zusammenkam. Daher kam es denn, daß man überall, wo der Kaiser nicht unmittelbar eingriff, ohne seine Teilnahme wählte. Lothar von Sachsen wird als der größte Gegner des kaiserlichen Papstes bezeichnet. Was 1116 versucht ward, geschah 1119: die Exkommunikation ward zu wiederholtenmalen in Deutschland selbst über den Kaiser ausgesprochen.

Der Kaiser sah ein, daß er sich versöhnen müsse; wie es sich jedoch versteht, fortwährend entschlossen, von seinem herkömmlichen Recht nichts aufzugeben. Noch einmal kam die alte, mit Paschalis ventilierte Frage zum Vorschein. Der Kaiser willigte ein, die Investitur der Kirchen aufzugeben, in der Hoffnung, daß man päpstlicherseits damit zufrieden sein werde; er näherte sich dem versammelten Konzil; es kam zu einer Urkunde wie früher, allein sie war nicht so deutlich, wie man hätte wünschen sollen. Und bald bemerkte man päpstlicherseits, daß er damit die Investitur der geistlichen Besitzungen nicht ebenfalls aufgebe. Auch war das ohne Zweifel sein Sinn. Dagegen wollte der Papst die Kirchen und ihre Besitztümer von der Investitur ausnehmen. Er hatte einen Canon verfassen lassen, den er der Versammlung vorzulegen gedachte, wonach beide den Fürsten entzogen werden sollten. Es wäre für ihn von der höchsten Wichtigkeit gewesen, wenn er den König bewogen hätte, seine Fassung, die er ihm ohne Zweifel vorgelegt hat, anzunehmen. Allein dahin war Heinrich nicht zu bringen. Er war von einem starken Heer umgeben. Seine Großen waren derselben Meinung wie er. Man will ihm nachsagen, er habe den Papst abermals gefangen nehmen wollen: ich kann es nicht glauben. Seine Haltung war welthistorisch richtig und großartig.

Der Papst war in hohem Grade verstimmt: er habe ein Konzil verlassen, was nie einer seiner Vorfahren gethan, und sei zu diesem Menschen gekommen; doch halte ihm der keinen Frieden. Er eilte so rasch wie möglich

nach Rheims zurück und schlug nun hier seinen Canon vor (29. Oktober 1119). Allein jetzt fand er auch hier den größten Widerspruch. Den ganzen Tag konnte nichts beschlossen werden. Den anderen Tag hielt der Papst eine salbungsvolle Rede, deren Ende war, daß er in der Formel: wir verbieten die Investitur aller Kirchen und kirchlichen Besitztümer durch Laienhand, die Worte „kirchlichen Besitztümer“ aufgab. Eine Nachgiebigkeit von der größten Bedeutung. Was bisher nachgegeben worden, war nur vorläufig; jetzt aber ward auf einem Konzil, das als ein allgemeines angesehen werden konnte und wenigstens so allgemein war, wie das von Urban II. zu Clermont gehaltene, ein Anspruch des Papsttums, der eine universale Herrschaft involvierte, rückgängig gemacht. Was man in Clermont 1095 festgesetzt, mußte man in Rheims 1119 wieder aufgeben. Nun ließ der Papst mit aller möglichen Feierlichkeit Heinrich V. dennoch verdammen; aber das war ein Schritt ganz ohne allen weiteren Erfolg.

In der Sache selbst konnte nun die Schwierigkeit nicht mehr so groß sein. Im Jahre 1121 ward ein Konvent zu Würzburg gehalten, auf welchem die deutschen Fürsten freilich nur eine sehr allgemeine Entscheidung faßten — daß der Kaiser behalten solle, was ihm gehöre, der Papst, was dem Papst gehöre — die aber nun weiter zu entwickeln war. Aus einem Schreiben des Erzbischofs von Mainz ergiebt sich, daß alle Laienfürsten dem Versuch, dem Kaiser die Investitur zu entwinden, entgegen waren. Demohnerachtet wollten auch sie nicht mehr die absolute Abhängigkeit der Wahl von dem Kaiser. So kam man denn im September 1122 zu Mainz zu einem Beschluß, der darauf bei Worms verkündet worden und unter dem Namen des Wormser Konkordats bekannt ist. Darin wird dem Kaiser zugestanden, daß er den Erwählten mit allen fürstlichen Rechten belehne. Was die Priorität der Belehnung oder Weihe betraf, so kam man dahin überein, daß in Italien die Weihe, in Deutschland dagegen die Belehnung durch das Scepter vorherzugehen habe, sodaß also wie dort das päpstliche, so hier das kaiserliche Interesse überwiegen sollte.

So ward denn wirklich der Friede geschlossen. Wenn es die Absicht des Papsttums einen Augenblick sein konnte, die Geistlichkeit mit allen ihren Rechten von dem weltlichen Oberhaupt loszureißen, die weltliche Gewalt in ihrem wesentlichen Bestand geradezu aufzulösen, so war ihm dies jetzt mißlungen. Gegen die früheren Zustände unter Heinrich III. dagegen hatte das Papsttum mächtige Fortschritte gemacht: der gregorianische Papst hatte gegen den henricianischen vollkommen den Sieg davon getragen. Das Recht, den Kaiser zu exkommunizieren, hatte die Kirche durchgesetzt. Das Papsttum hatte sich emancipiert und seine Stellung behauptet; auf der anderen Seite aber behauptete auch das Kaisertum gewaltige, tief eingreifende Rechte. Die weltliche Gewalt blieb in ihrem Kerne ungebrochen, sie erhielt sich auf dem Boden, der die Grundlage von allem war. Der orientalische Zustand — ein Papsttum als Kalifat — blieb dem Abendlande doch erspart. Auf die ein-

zelnen Bestimmungen des Konkordats, die das Prinzip nicht berühren, kommt soviel nicht an. Im ganzen bleibt es doch insofern für alle Zeiten von der größten Bedeutung, als die Kirche wirklich den Anspruch auf die weltliche Belehnung fahren ließ. Nur mit großer Mühe hatte sich Calixtus dahin bringen lassen. Sein Legat sagt selbst, er habe es nur zugegeben, weil man die Kirchlichgesinnten Zerstörer des Reichs genannt habe.

Beachten wir wohl, wie hier das Reich als solches hervorgehoben wird; es erscheint, wie die Dinge verlaufen waren, in diesem Augenblick in einer neuen Bedeutung. Wenn Papst und Kaiser in dem Konkordat eine Art Gleichgewicht der Macht zwischen sich anerkannten, so durfte sich die hohe Aristokratie beinah als den eigentlichen Sieger betrachten. Da sie an den kirchlichen Wahlen den größten Anteil hatte, so gewann sie mit der Freiheit der Wahl wenigstens ebenso viel, wie der Papst; natürlich aber nahm dadurch auch die kaiserliche Macht in sich beträchtlich ab. Allein auch der Kirche hatten die Fürsten bei dem Friedensschlusse selbst im Namen des Reichs ihren eigenen Willen aufgedrungen. So wenig sie eine unumschränkte Gewalt des Kaisers leiden wollten, so wenig mochten sie doch die Rechte des Reichs, insofern es auf ihrer Gesamtheit beruhte, dem Papste aufopfern. Erst unter Heinrich V. tritt diese Idee ein, daß sich die Gesamtheit der Fürsten als das Reich betrachtet; man hat dem Reiche neben dem Kaiser ausdrücklich ein erbliches Recht auf die Belehnung der Bischöfe vindiziert. Die Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt wurde eben in diesem allgemeineren Sinne festgehalten. Während der Kaiser verlor, kam die Idee des Reichs gerade jetzt erst auf. Hauptsächlich dadurch ward dies nun bekräftigt, daß die Oppositionspartei zur Regierung gelangte.

Fünftes Kapitel.

Welfen und Hohenstaufen.

Die Epoche Heinrichs IV. bildet auch insofern einen Wendepunkt, als sie den Ideen eines eigentlichen Weltreiches auf längere Zeit ein Ende machte und zugleich Deutschland entschiedener von Italien trennte. Jener Widerstand, welchen die Großgräfin Mathilde in Gemeinschaft mit den lombardischen Städten und Heinrichs eigenem Sohne Konrad dem Kaiser leistete, gab hiefür den Ausschlag. Von Italien gleichsam ausgestoßen, hatte Heinrich doch in Deutschland die mächtigsten Fürsten noch einmal mit sich vereinigt, die sich freilich bald, um des Friedens mit der Kirche willen, um seinen zweiten Sohn scharten. Sie waren es dann, die Heinrich V. den Papst über-

wältigen halfen; sie schlossen mit diesem, da Heinrich es nicht selbst vermochte, das Konkordat. Das Reich, dessen Interesse sie, wie berührt, dabei geltend machten, ist nun erst recht ein wesentlich deutsches; es besteht aus den deutschen Fürsten, die sich den Kaiser setzen. Ohne Zweifel ein wichtiger Schritt zur Ausbildung der Nationalitäten im Norden wie im Süden der Alpen. Auf der anderen Seite jedoch ward das Kaisertum dadurch notwendig auf eine tiefere Stufe herabgezogen. Für ein Menschenalter geriet es sogar unter den Einfluß fürstlicher Parteitendenzen. Die Gelegenheit dazu bot insbesondere der Umstand, daß mit dem Tode Heinrichs V. 1125 das salische Haus — an sich ein wichtiges Ereignis — sein Ende fand.

Wäre es nach dem Herkommen gegangen, so hätte man sich bei der Wahl an die nah verwandte Familie der Staufer halten müssen. Unter Heinrich IV. war Friedrich von Staufen, aus einem bisher nicht hervortretenden schwäbischen Grafengeschlecht, durch engen Anschluß an das bedrängte Kaiserhaus zu größerem Ansehen aufgestiegen. Ihm gab der Kaiser als Preis getreuer Dienste seine Tochter Agnes und das Herzogtum Schwaben. Nachdem er sich im Kampf gegen Welfen und Zähringer wenigstens immer aufrecht erhalten, gelangte er bei jener Versöhnung Heinrichs mit seinen süddeutschen Gegnern in unzweifelhaften Besitz des größten Teils der schwäbischen Lande. Von seinen Söhnen folgte ihm der ältere, Friedrich, ebendort nach; der jüngere, Konrad, erwarb eine ansehnliche Stellung im oberen Franken. Sie bildeten die vornehmste Stütze ihres Oheims Heinrichs V. und erbten nach dessen Tode das salische Hausgut. Friedrich von Schwaben, der mit einer Tochter des Welfen Heinrich des Schwarzen, Herzogs von Bayern, vermählt hatte, glaubte so nicht mit Unrecht, den nächsten Anspruch auf die Nachfolge im Reiche zu besitzen.

Allein auch die fürstliche Opposition der letzten Jahrzehnte sah sich durch ein mächtiges Haupt repräsentiert. An den Kämpfen der Sachsen gegen Heinrich IV. hatte sich auch ein Graf Gebhard von Supplinburg tapfer beteiligt und in der Schlacht an der Unstrut 1075 den Tod gefunden. Dessen Sohn ist Lothar, den Heinrich V. im Jahr 1106 nach dem Aussterben der Billunger mit dem Herzogtum belehnte. Wie er aber von früher Jugend an ebenfalls bei den sächsischen Aufständen mitgewirkt, so hat er auch hernach Heinrich V. gegenüber allezeit dieselbe gegnerische Haltung beobachtet; wir gedachten seines Anteils an dem Treffen am Welfesholz. Durch seine Ehe mit Richenza, die dem nordheimischen Hause entstammte, erwarb er einen sehr umfassenden Territorialbesitz; überdies wußte er auch die Befugnisse seines herzoglichen Amtes nicht unbedeutend zu erweitern. Hatten es in Sachsen weder die Billunger noch Otto von Nordheim zu einer kompakten Macht bringen können, so gelang das Lothar, indem er gewissermaßen zugleich an die Stelle der einen und des anderen trat. Die Bildung einer starken fürstlichen Gewalt in diesen Regionen bekamen sofort die Slaven zu empfinden, in deren Gebiet

die Sachsen, an die ottonischen Bestrebungen wieder anknüpfend, aufs neue vorzubringen begannen. Lothar erwarb sich in dieser Richtung, die zugleich seiner eifrig kirchlichen Gesinnung entsprach, ein bleibendes Verdienst. Daß er über seine provinziale Stellung und Bedeutung hinaus seinen Ehrgeiz auf die Krone gewandt habe, findet sich nicht; aber das mochte ihn neben seiner bewährten Tüchtigkeit seinen Standes- und Parteigenossen noch mehr empfehlen. Er stand bereits in Jahren und hatte nur eine Tochter, keinen Sohn: um so weniger konnte seine Erhebung persönliche oder Familieneifersucht erwecken.

Bei seiner Wahl, über die wir einen eigenen gleichzeitigen, jedoch parteiischen Bericht besitzen, sind ohne Zweifel mancherlei Intriguen im Spiel gewesen; besonders von seiten des Erzbischofs Adalbert von Mainz, der die Leitung des Geschäftes größtenteils in Händen hatte: er war ein persönlicher Feind des verstorbenen Kaisers gewesen und arbeitete deshalb der Kandidatur Herzog Friedrichs von Schwaben, von dem man eine Fortsetzung der salischen Politik erwarten mochte, mit allen Mitteln entgegen. Allein das entscheidende Moment lag doch in der Sache selbst. Der fürstlichen Genossenschaft, die sich dem Königtum gegenüber als das Reich fühlte, kam es auf das Prinzip der vollen Wahlfreiheit an; sie brachte dasselbe sogleich in einem eigentümlich methodischen Verfahren zum Ausdruck. Aus jedem der vier Hauptstämme wurden zehn Fürsten erlesen, um der Gesamtheit bestimmte Vorschläge zu machen. Sie nannten drei Kandidaten: Friedrich von Schwaben, Lothar von Sachsen und Leopold, Markgrafen von Österreich. Als diesen dann die Frage vorgelegt wurde, ob sie sich der Entscheidung unbedingt unterwerfen würden, erklärten sich Lothar und Leopold dazu bereit: der Hohenstaufe weigerte sich dessen, denn er gründete seinen Anspruch auf ein dynastisches Recht. Eben hievon aber wollte die reichsfürstliche Aristokratie einfürallemal nichts wissen. Eigentlich ohne Ordnung, durch plötzliche Acclamation, ward dann vielmehr Lothar als der Erwählte bezeichnet.

Die deutschen Fürsten wünschten nicht etwa ein schwaches Regiment — soweit waren die Dinge noch nicht gediehen; auch ließ sich nach der Vergangenheit Lothars von ihm ein solches nicht erwarten. Was sie wollten, war ein Regiment in ihrem Sinne. Die Idee des Reichs, wie sie von ihnen in den Stürmen der letzten Jahrzehnte aufgestellt und behauptet worden war, erhielt ohne Zweifel die beste Repräsentation, wenn sie einen aus ihrer Mitte, der vollkommen auf ihren Gesichtspunkt einging, mit der höchsten Gewalt bekleideten. Dazu gehörte denn vor allem auch die Aufrechterhaltung des mit der Kirche geschlossenen Friedens. Die damalige Generation des deutschen Fürstentums sah in dem Konkordat ihr eigenes Werk und wünschte es nicht wieder in Frage gestellt zu sehen. Päpstliche Legaten waren bei der Wahl zugegen, ohne doch einen merklichen Einfluß auszuüben. Es bedurfte dessen so wenig, wie bestimmter Zusicherungen von seiten Lothars, der in seinem

Widerstande gegen Heinrich V. bereits als ein Vorfechter der päpstlichen Ansprüche erschienen war. Wie weit er den kirchlichen Ideen auch jetzt entgegenkam, zeigte sich sogleich, als er bei der allgemeinen Huldigung den geistlichen Fürsten statt des Lehnseides nur einen einfachen Treuschwur abverlangte. Doch war er andererseits nicht gemeint, von den Rechten, welche das Reich sich in der Wormser Abkunft ausbedungen, etwas weiteres aufzuopfern. Er hat später bei günstiger Gelegenheit selbst den freilich vergeblichen Versuch gemacht, auf dem Wege friedlicher Unterhandlung dem Königtum in der Frage der Investitur eine freiere Befugnis wiederzuerwerben.

So war nun der alte sächsische Magnat als Mann der fürstlichen Opposition mit der königlichen Würde der Salier bekleidet worden. Trotz seines gediegenen Wesens wäre es ihm indessen schwerlich gelungen, inmitten der früheren, nicht viel weniger mächtigen Genossen eine wirkliche Autorität zu erlangen, hätte er nicht von vornherein an einem der vornehmsten Fürstenhäuser einen Rückhalt gefunden: an den Welfen. Schon bei der Wahl selbst war eine definitive Abstimmung erst zu stande gekommen, nachdem sich Lothar mit dem Herzog Heinrich von Bayern besonders verständigt hatte. Die Welfen hatten sich nach ihrer Versöhnung mit Heinrich IV. unter dessen Sohne stets gut kaiserlich gehalten; Heinrich der Schwarze stand als Schwiegervater dem Staufer Friedrich persönlich nah. Wenn er sich dem ohnerachtet zuletzt auf die Seite Lothars neigte, so geschah das ohne Zweifel nur gegen Zusicherung bedeutender Vorteile, welche bald genug an den Tag kamen. Lothar verlobte seine Tochter Gertrud dem Sohne Heinrichs des Schwarzen, der sich den Namen Heinrich der Stolze erworben hat. Der junge Fürst, welcher seinem Vater bald darauf (1126) im Herzogtum Bayern nachfolgte, erhielt dadurch zugleich die Aussicht auf dieselbe Stellung in Sachsen. Nicht minder wichtig war die territoriale Kombination. Zu den schwäbischen, bayrischen, italienischen Hausgütern der Welfen hatte schon Heinrich der Schwarze durch seine Ehe mit einer Billungerin einige sächsische Besitzungen gefügt; durch die Verbindung mit dem Erbe Lothars mußte daraus der welfischen Macht die breiteste Grundlage in Norddeutschland erwachsen. Für Lothar, der, ohne selbst ein Welf zu sein, auf diese Weise der Begründer der welthistorischen Stellung der Welfen geworden ist, waltete natürlich das umgekehrte Interesse vor: sein Königtum faßte so auch im deutschen Süden Fuß, wie er in ähnlicher Absicht auch die Zähringer, indem er ihnen das sogenannte Rektorat von Burgund übertrug, an sich fesselte. Und für sich selbst erreichte er sein Ziel. Für den Bestand des Reichs konnte die enge Verknüpfung so großer Gebiete, die angebahnte Vereinigung der beiden stärksten Herzogtümer nur förderlich sein, so lange sie im königlichen Interesse geschah. Aber wie dann, wenn das nicht mehr der Fall war? Der Knoten der inneren Verwickelung in Deutschland war für ein Jahrhundert dadurch geschürzt.

Und schon war der Konflikt zwischen Lothar und den Hohenstaufen ausgebrochen, der denn notwendig zugleich ein Kampf zwischen Hohenstaufen und

Welfen ward. Es gehörte mit zu dem antisalischen Reichsbegriff, wenn Lothar im Einverständnis mit den ihm anhangenden Fürsten aus der Erbschaft Heinrichs V. die von diesem Kaiser konfiszierten Rebellengüter und zurückgenommenen Lehen von den staufischen Brüdern wiederforderte. Da sie die Herausgabe verweigerten, traf sie die Acht, und sie warfen sich in die äußerste Opposition. Lothar konnte ihnen Nürnberg nicht abgewinnen und belagerte Speier vergeblich. Konrad von Hohenstaufen ging nach Italien, nahm den Titel König an und hielt sich dort in offenbarer Feindschaft.

In dem Kampfe der von zwei verschiedenen Seiten her ernannten Bischöfe hatten die Städte in Oberitalien insgesamt die größten Fortschritte gemacht; aber sehr bald hatten sich unter ihnen selbst Faktionen entwickelt. Mailand griff weit und breit um sich; ihm gegenüber hielt sich Pavia mit einer Anzahl der übrigen Städte. Von der früherhin den salischen Kaisern abgeneigten Partei ward nun Konrad aufgenommen und anerkannt. Aber wie hätte er sich da lange halten können, da er doch eigentlich selbst die salischen Traditionen vertrat? Die Mailänder verjagten ihn wieder. Hierdurch und durch die dortigen Beziehungen des welfischen Hauses bekam die Partei Lothars das Übergewicht in Oberitalien. Einen großen Dienst leistete diesem dabei der Papst Honorius II., der, als Konrad in Mailand Anhang gefunden, von dem Bischofe gekrönt worden war und sich gegen Rom bewegte, ihm mit starker Hand entgegentrat und ihn zurückwarf (1128). Honorius starb jedoch 1130.

Die natürliche Tendenz Lothars ging, wie wir bemerkten, auf die Anerkennung des päpstlichen Rechts wie der Rechte des Fürstentums; auf diesem Grunde sollte das Kaisertum sich in Ansehen erhalten. Es war auch so noch eine Aufgabe von bedeutenden Schwierigkeiten; in diesem Augenblick aber wurde sie durch eine streitige Papstwahl unverhofft erleichtert. Aus einer Familie jüdischer Wucherer, mit der Gregor VII. und Urban II. verbunden gewesen, war eines der mächtigsten römischen Häuser hervorgegangen, das der Pierleoni, welche selbstverständlich nicht an dem strengen Begriff des Papsttums festhielten. Einer der Söhne dieses Hauses, Petrus, angesehen und namentlich mit den Normannen enge verbündet, der eifrig die Partei der Kirche ergriffen, hatte nach dem Tode Honorius' II. eine große Faktion für sich und wurde in der That zum Papst gewählt; er nahm den Namen Anaclet II. an. Aber etliche junge Kardinäle, welche der entgegengesetzten Faktion der Frangipani angehörten, hatten gar nicht einmal recht den Tod des Vorgängers erwartet und waren auch ihrerseits zur Wahl geschritten. Sie wählten einen, so viel wir beurteilen können, wirklich geistlichen Mann, Innocenz II.

Anaclet behauptete sich in Rom und verband sich noch enger mit den Normannen; er gewann Roger II., der Apulien mit Sicilien vereinigte, durch Verleihung der Königskrone. Innocenz wandte sich dagegen an die transalpinische Christenheit. Hier bewirkte namentlich das Wort des Abtes Bern=

hard von Clairvaux, der durch den Ruf der Heiligkeit das größte Ansehen genoß, daß Innocenz allenthalben anerkannt wurde. Bernhard, Mitglied des erst vor kurzem gestifteten Cistercienserordens, für welche Kongregation er 160 Klöster gestiftet hat, unter anderen Clairvaux bei Chalons sur Marne, wo er Abt wurde, besaß damals eine alles beherrschende Autorität in der Kirche des Abendlandes; er war mehr Mittelpunkt der allgemeinen Verehrung, als der Papst selbst. Er brachte zunächst in Frankreich alles, was widerstrebte, durch den Eindruck seiner Erscheinung zur Unterwerfung unter Innocenz.

Für Lothar war nun natürlich die römische Doppelwahl von der größten Bedeutung. In Würzburg waren seine Freunde um ihn, die sich zugleich gegen die Hohenstaufen und für Innocenz erklärten. In Lüttich geschah dann eine Zusammenkunft zwischen diesem und dem Könige, von der wir hören, daß Lothar eben dort die Rechte des Reiches in kirchlicher Hinsicht wieder zu vermehren versucht habe. Bernhard spricht sogar von dem gezückten Dolch des gegen den Papst zornigen Königs. Das ist jedoch nur eine Phrase. Lothar verzichtete der Weigerung Innocenz' II. gegenüber ohne Umstände auf eine Revision des Konkordats. Denn auch übrigens war es für ihn von Vorteil, daß er sein Ansehen mit dem Ansehen eines allgemein anerkannten Papstes zugleich befestigen konnte.

In Lüttich wurde zugleich der Römerzug verabredet, durch welchen dann auch Innocenz nach Rom zurückgeführt werden sollte. Lothar erschien ziemlich schwach in Italien: er hatte nicht mehr als 2000 Ritter bei sich, aber er führte 1133 seinen Papst nach Rom. Eine Partei in Rom erklärte sich für ihn, aber Meister war er damit nicht; er mußte sich im Lateran krönen lassen, da der Gegner die Engelsburg beherrschte. Er erschien eigentlich nur als der Vorkämpfer der außeritalischen Kirche; die kaiserliche Macht selbst hatte davon keinen Vorteil. Innocenz II. gab auch hier in Sachen der Investitur nicht das mindeste nach; aber für das welfische Hausinteresse zeigte er sich Lothar gefällig. Die Erbgüter der Mathilde wurden gegen einen unbedeutenden Zins dem Kaiser und nach dessen Tode seinem Schwiegersohne zugesprochen, nachdem Lothar die Schenkung der Gräfin an das Papsttum anerkannt hatte. Es war auch das gleichsam ein Konkordat, eine Abkunft über erworbene Rechte.

Als Lothar nach Deutschland zurückkehrte, hielten die Hohenstaufen sich noch im Kampf mit Heinrich dem Stolzen in der Gegend von Ulm. Sie hatten noch immer besonders die Städte auf ihrer Seite. Jetzt aber, 1134, wurden sie von zwei Seiten angegriffen, durch Heinrich von Bayern, durch Lothar selbst von Würzburg her. Ulm ward genommen, ganz Schwaben überzogen. In diesem Augenblicke erschien Bernhard von Clairvaux in Deutschland und half durch seine Beredsamkeit die Versöhnung zu stande bringen. Die Hohenstaufen unterwarfen sich auf einem großen Fürstentage zu Bamberg. Sehr ungern kniete Herzog Friedrich vor seinem Gegner nieder

und erkannte ihn an. Der Kaiser verhängte dann keine weitere Strafe. Die Hohenstaufen erfreuten sich des Fürworts Innocenz' II. Wie weit war man von den Zeiten eines starken Königtums entfernt! Die Empörer wurden in ihren Besitzungen bestätigt; Konrad erscheint als Bannerträger des Reichs.

Man sieht: Lothar verwaltete das Reich in der That in dem Sinne, wie er es übernommen hatte. Von einem prinzipiellen Gegensatz gegen die Fürstengewalt ist bei ihm niemals die Rede. Nachdem er die welfische Hausmacht über alles Maß gesteigert und mit ihrer Hülfe nach langem Kampfe die staufische niedergeworfen, ließ er diese nach dem Siege dennoch unverkürzt bestehen. Man kann nicht sagen, daß er sich so als König über die Parteien habe stellen wollen. Er erscheint vielmehr als Haupt einer fürstlichen Genossenschaft, in der es ihm genügt, die andere zum Frieden zu nötigen. Er zeigt gewissermaßen dem Kaisertum der späteren Zeiten den Weg. In diesen Schranken verdient seine Regierung alles Lob. Um den Landfrieden war er eifrig bemüht. Jene Vorwärtsbewegung der Deutschen gegen die Wenden, die zugleich Besitzergreifung, Bekehrung und Kolonisation war, hat er auch als König nicht aus dem Auge verloren; auch dort bedient er sich der einzelnen Fürsten, deren Ehrgeiz und Erwerbstrieb er zum Besten des Ganzen Raum giebt. Bei den Nachbarn im Osten und Norden stand das Reich unter ihm zuletzt in hohem Ansehen: die dortigen Könige trugen ihm ihre häuslichen Zwistigkeiten vor, erschienen auf seinen Hoftagen und erneuerten ihm die Huldigung. In den universalen Angelegenheiten zeigt sich dagegen ein anderes Bild. Von dem Gedanken, aus der selbstverschuldeten Notlage des Papsttums für das Kaisertum Nutzen zu ziehen, ist Lothar nach kurzem Anlauf wieder abgestanden. Wie vor Bernhard von Clairvaux, so beugte er sich in kirchlichen Fragen auch vor Norbert, dem Stifter der Prämonstratenser, den er auf den Stuhl von Magdeburg erhoben hatte. Er befand sich dabei im Einklang mit der öffentlichen Meinung, welche damals fast kräftiger, als das Papsttum selbst, die geistlichen Ideen repräsentierte.

Das Ergebnis des ersten Römerzuges war sehr unvollständig gewesen. Nach dem Abzuge des Kaisers hatte sich Anaclet mit Hülfe Rogers von Sicilien von neuem erhoben; Innocenz vermochte sich in Rom nicht zu behaupten Lothar zog daher 1136 noch einmal nach Italien, diesmal mit der vereinigten Kraft des in sich befriedeten Reichs und deshalb mit dem größten Erfolge. Auch die oberitalienischen Städte konnten sich dieser Wirkung nicht entziehen: Mailand ward begünstigt und erschien gewissermaßen welfisch; die Gegner wurden zum Gehorsam gezwungen. Rom mit Gewalt einzunehmen, ließ sich vermeiden, indem man sich sogleich gegen Roger als den Beschützer des Gegenpapstes wandte. Der Kaiser selbst zog über Pescara, sein Schwiegersohn Heinrich der Stolze über St. Germano; bei Bari trafen beide Heere zusammen. Soweit kam es nicht, wie der heilige Bernhard vorschlug, daß man die Normannen gänzlich aus Italien ausgeschlossen hätte. Aber Apulien wurde diesmal wirklich erobert, Roger auf die Insel zurückgedrängt, der auf

dem Festland eingesetzte Herzog in einer die Lage der Dinge bezeichnenden Weise durch Kaiser und Papst gemeinschaftlich belehnt. Innocenz kehrte 1137 nach Rom zurück.

Der Bund zwischen Kaisertum, Papsttum und deutschem Fürstentum hatte sich zuletzt glänzend bewährt. Aber es war, als schwebe ein Unstern über dem Unternehmen einer friedlichen Konsolidierung der Reichsgewalt. Auf dem Rückweg über die Alpen verschied der alte Kaiser, der lange seinen Tod kommen sah, nachdem er kaum die deutsche Erde wieder betreten hatte, zu Breitenwang zwischen Inn und Lech (Dezember 1137).

Das Ereignis, das nun eintrat, ist die Konsequenz der Begebenheit von 1125 und zugleich ein Rückschlag gegen dieselbe. Wie damals Friedrich von Hohenstaufen, so rechnete jetzt der Welf Heinrich der Stolze sicher auf die Succession. Ein Recht des Geblüts konnte er als Schwiegersohn Lothars nicht geltend machen, immerhin jedoch ein dynastisches Prinzip, wie es bei den Übertragungen der Lehen schon zur Gewohnheit geworden war. Die ganze Verbindung der Welfen mit Lothar hatte diesen Sinn gehabt, Lothar selbst nichts anderes beabsichtigt: sterbend hatte er dem Schwiegersohn die Reichsinsignien übergeben. Dadurch aber kam nun dieser in Gegensatz zu den Tendenzen des unbedingten fürstlichen Wahlrechtes, denen vor zwölf Jahren der Staufer Friedrich hatte weichen müssen. Dazu gesellte sich eine andere Erwägung. Einen ohnmächtigen Herrscher hätte man auch jetzt nicht gewünscht; aber Heinrich der Stolze besaß eine Hausmacht — wie er selber prahlte: von einem Meer zum anderen —, die ihn sehr fähig gemacht haben würde, die Krone nicht bloß, wie Lothar, nach außen in Ansehen zu erhalten, sondern auch nach innen ihre Rechte dem Fürstentum zuwider mit größtem Nachdruck wahrzunehmen. Daß er auch willens dazu sein werde, dafür bürgte seine hochfahrende Natur. Wenn man aber ihn nicht wollte, wen anders sollte man nehmen, als nun diesmal dennoch einen Hohenstaufen? Das eben war die Folge der aristokratischen Entwickelung des Imperiums, daß sich zwei fürstliche Parteien gebildet hatten, zwischen denen die Reichsgewalt selber als ein Streitobjekt erschien.

Sehr auffallend ist es jedoch, von welcher Stelle aus eigentlich die Initiative ergriffen ward. Anders ist es nicht: die Hohenstaufen, deren weltgeschichtliche Mission der große Kampf gegen die Hierarchie werden sollte, sind zunächst durch eine kleine kirchliche Faktion auf den Thron erhoben worden. Wie unendlich viel hatte Innocenz II. dem alten Lothar zu danken! Aber auch dies Kaisertum der Aristokratie und des Konkordats mit seinem freundlichen Schutz der kirchlichen Interessen war, als Macht betrachtet, den Päpsten noch zu beschwerlich. Von einem Kaiser, wie Heinrich der Stolze geworden wäre, fürchtete Innocenz in eine Art von Abhängigkeit zu geraten; zumal auch er ihn persönlich kannte. Auf dem italienischen Zug hatte Heinrich manches ihm Widerwärtige begangen, z. B. bei der Eroberung von Viterbo das Geld, das die Stadt bezahlte, für sich behalten, während auch

der Papst darauf Anspruch machte; in Montecassino einen dem Papst entgegengesetzten Abt anerkannt. Der Papst hatte beidemale nachgeben müssen. Rom konnte nur für die Welfen sein, soweit die Welfen Rom gehorchten.

Nicht durch unmittelbare Einwirkung von Innocenz geschah das Entscheidende, aber durch seines Legaten Direktion, die des Erzbischofs von Trier, eines geborenen Franzosen, der seine Erhebung dem Papste gegen den Willen des Kaisers Lothar verdankte. Es war ein Albero von Montreuil, ein Prälat, der es verstand, unter den einfachen Deutschen Effekt zu machen durch prächtige Erscheinung beim Gottesdienste und glänzendes Gefolge. Er arbeitete bei Nacht und schlief bei Tage; er legte seinen podagrischen Fuß beim Reiten über den Hals seines zahmen Tieres; bei jeder Beratung suchte er erst zuletzt zu sprechen; und vielleicht war er der klügste von allen. Dieser nun, mit ein paar Nachbarn, dem Erzbischof von Köln und dem Bischof von Worms — das Bistum Mainz war unbesetzt — wählte Konrad von Hohenstaufen; der Legat versprach die Beistimmung des Papstes, des römischen Volkes und der italienischen Städte. Am 13. Mai 1138 hat der Legat selbst den König gekrönt.

Welches Motiv sie anwendeten, ist aus dem einsilbigen Berichte über die Verhandlungen nicht deutlich; sie werden mehr gegen Heinrich, als für Konrad vorgebracht haben. Diesem kam, im Vergleich mit seinem Bruder Friedrich, zu gute, daß er schon einmal als Gegenkönig aufgetreten war. Von dem salischen Erbrecht der Hohenstaufen kann in dem Kreise der Wähler im Ernste nicht geredet worden sein. Daß jedoch Konrad trotz der so unregelmäßigen Form seiner Erhebung plötzlich und allgemein Anerkennung fand, läßt sich nicht anders erklären, als dadurch, daß die dynastische Idee doch noch starke Wurzeln in der Meinung der Deutschen hatte. Der Fortsetzer der Chronik des Sigebert sagt ausdrücklich, man habe von einem Fremden auf den königlichen Stamm zurückgegriffen; und die Geschichtschreibung der staufischen Zeit betont den genealogischen Zusammenhang zwischen Hohenstaufen und Saliern auf das entschiedenste: bisweilen werden beide Häuser geradezu als eines betrachtet. Dadurch hat jedoch Konrad an realer Macht zunächst nur wenig gewonnen. Für das Reich bedeutete seine Erhebung, wie die Verhältnisse lagen, ein öffentliches Unglück. Wenn es die Absicht gewesen wäre, einen unauslöschlichen neuen Krieg in Deutschland anzuzünden, so konnte man es nicht besser anfangen.

Wollte Konrad wirklich König sein, so mußte er die welfische Macht, in der ihm eine größere Kombination autonomer Kräfte, vor allem durch die Verbindung der beiden Herzogtümer, entgegentrat, als jemals einem seiner Vorfahren, von Anfang an zu zerstören trachten. Heinrich der Stolze ward auf listige Weise, durch viele Versprechungen angelockt, wie eine welfische Quelle sagt, bewogen, die Insignien auszuliefern; dann aber, statt jener Versprechungen zu gedenken, erklärte ihm Konrad, daß er von seinen beiden Herzogtümern das eine oder das andere herausgeben müsse. Er kam auf den

Gedanken zurück, an welchem Heinrich IV. gescheitert war, das Herzogtum Sachsen frei vergeben zu können. Einen der mächtigsten niederdeutschen Fürsten, der damals zur Nordmark gelangt war, Albrecht den Bären, ernannte er zu dieser Würde.

Die Acht, die der Kaiser über Heinrich aussprach, war zunächst überaus wirksam. Heinrich konnte sich nicht einmal in Bayern behaupten; in Sachsen bekam Albrecht der Bär, welcher einen Grafen von Holstein einsetzte und mit großer Tapferkeit um sich schlug, die Oberhand. Doch war es hier, wo der König selber Widerstand fand. Als Heinrich der Stolze in Sachsen anlangte, sammelte er die Gegner der königlichen Gewalt um sich, und Albrecht sah sich verjagt. Der König unternahm einen Zug gegen Sachsen, ähnlich dem Zuge Heinrichs IV. Bei Kreuzburg stießen die Heere aufeinander; jedoch durch die Klugheit des Erzbischofs von Trier ward ein Kampf vermieden und ein Tag zur Entscheidung in Worms angesetzt. Ehe es indes dazu kam, war Heinrich der Stolze im Oktober 1139 gestorben. Albrecht aber fand nichtsdestoweniger bei dem Versuch, sein Herzogtum herzustellen, den größten Widerstand. Ganz Sachsen scharte sich um den Sohn Heinrichs des Stolzen, Heinrich den Löwen, der nun durch seine Mutter ein wahrer Sachse schien. Der Kaiser mußte sich auf dem großen Reichstag zu Frankfurt wirklich dazu verstehen, ihn in dem Herzogtum zu bestätigen. Albrecht der Bär mußte mit seinen Marken zufrieden sein, und es war ein Glück, daß er das that: eine Wirksamkeit von unendlicher Bedeutung, die Gründung der Mark Brandenburg, war ihm dort beschieden.

Mit Bayern hatte Konrad den Markgrafen von Österreich belehnt — seinen eigenen Stiefbruder, denn die Kaisertochter Agnes hatte sich in zweiter Ehe mit einem Babenberger verbunden. Dort war das Herzogtum und die welfische Opposition bei weitem nicht so stark, wie in Sachsen. So viel aber vermochte Welf VI., der Bruder Heinrichs des Stolzen, der an dieser Stelle das Interesse seines Hauses verfocht, immerhin, daß sich auch Süddeutschland mit unaufhörlicher, verwüstender Fehde bedeckte. Als sich dann Gertrud, die Witwe Heinrichs des Stolzen, mit Heinrich Jasomirgott von Österreich vermählte und ihren Sohn Heinrich den Löwen bewog, zu Gunsten des Stiefvaters auf Bayern zu verzichten, schien auch hier eine Lösung des Streites gefunden zu sein. Nur lag am Tage, daß sie durchaus nicht durch die Autorität des Königtums begründet ward. Es war eine Abkunft der großen Fürstengeschlechter unter sich, die im Frieden wie im Krieg ihren eigenen Direktionen folgten, während das Königtum, in ihren Wettkampf hinabgezogen, mit dem Untergang bedroht schien. Auch wurde die Ruhe dadurch nicht wirklich hergestellt. Nicht allein verharrte Welf VI. fort und fort in seiner Feindseligkeit: gegen Ende der Regierung Konrads erhob der junge Heinrich von Sachsen selbst aufs neue seinen bayrischen Anspruch; ohne ihn weder bewältigen noch befriedigen zu können, ist Konrad III. 1152 gestorben.

Konrad III. trug den Namen seines mütterlichen Ahnherrn, des ersten

salischen Kaisers; aber ein größerer Gegensatz ließe sich kaum denken, als der zwischen der Herrscherstellung des einen und des anderen. Konrad der Hohenstaufe war persönlich ritterlich und liebenswürdig, beweglich und unternehmend, seine politischen Kombinationen dehnten sich bis an den Hof von Konstantinopel aus; aber von dem staatsmännischen Geist und der monarchischen Festigkeit des ersten Saliers war nichts in ihm. Vor allen Dingen freilich gebrach es ihm an der nötigen Macht. In seinem rastlosen, aber vergeblichen Ankämpfen wider die überlegene fürstliche Gewalt der im Norden wie im Süden zugleich begüterten und gebietenden Welfen läßt er sich eher mit jenem fränkischen Konrad I. vergleichen, der an die Karolinger anzuknüpfen suchte und am Ende nur der unglückliche Vorläufer der Ottonen ward. Ähnlich steht Konrad III. da zwischen den Saliern und den großen Herrschern seines eigenen Geschlechts. Und auch er erwarb sich noch im Hinscheiden das Verdienst, um der Erhaltung des Reiches willen zu einer Änderung des politischen Systems die Hand zu bieten. Von seinem eigenen Sohne absehend, empfahl er zu seinem Nachfolger — freilich nicht Heinrich den Löwen, denn das hätte nur zu einer neuen Phase des Kampfes der Parteien geführt: wohl aber seinen Neffen Friedrich von Schwaben, den Sohn jenes älteren Hohenstaufen Friedrich und der welfischen Judith, der Schwester Heinrichs des Stolzen. Es war abermals eine dynastische Kombination, aber nur eine solche schien noch dem Streite der dynastischen Parteien ein Ende machen zu können. Wir werden sehen, wie es diesem Friedrich, den alle Welt, des Bürgerkrieges müde, als beiden Seiten angehörig betrachtete und begrüßte, gelang, das staufische Kaisertum im Bunde mit dem welfischen Fürstentum noch einmal auf eine ungeahnte Höhe zu führen.

Von den beiden Aufgaben, welche Konrad von seinem Vorgänger Lothar überkam: das Ansehen der Krone gegenüber der reichsfürstlichen Opposition zu behaupten und den Frieden mit dem Papsttum zu bewahren, war ihm die Lösung der ersten mißlungen; der anderen, leichteren, war er gewachsen. Der große Gegensatz zwischen Kirche und Staat war durch das Konkordat und gegenseitige Nachgiebigkeit nicht zwar geschlichtet, aber zunächst beseitigt. Konrad selbst war noch entschiedener, als Lothar, unter dem Einflusse der Kirche auf den Thron gelangt. Er teilte die Gesinnung seiner Zeit: der Einwirkung Bernhards von Clairvaux ist auch er erlegen; er unternahm, wie wir noch erzählen werden, auf dessen Antrieb einen Kreuzzug, in welchem sich die deutschen Kräfte auf ein unerreichbares Ziel richteten. Das politische Verhältnis des Reichs zu Roger von Sicilien schien später eine Irrung mit dem Papsttum veranlassen zu können, und fast fürchtete man, als werde sich der deutsche König mit dem konstantinopolitanischen Kaiser zu einem Angriff auf Rom vereinigen; allein dies war nicht der Fall: alles war und blieb friedlich. Von einer ganz anderen Seite her drohte damals dem Papsttum eine eigentümliche Gefahr, in der sich Konrad nicht von ihm abwandte, ohne ihm doch mit der That beistehen zu können; denn zu einem Römerzuge, zur

Kaiserkrönung ist er, wie sehr ihn auch danach verlangte, seiner deutschen Verlegenheiten wegen nie gekommen.

Das 12. Jahrhundert ist groß durch die Erhebung der städtischen Freiheit; überdies aber ist es merkwürdig durch den Einfluß, welchen die allgemeine Bewegung der Geister auf die Begebenheiten erlangt. Dem heiligen Bernhard, der Päpste einsetzt, Kreuzzüge zu stande bringt, Mönchs- und Ritterorden ausbildet und empfiehlt, kurz das ganze Wesen der hierarchisch-militärischen Entwickelung mit Phantasie und agitatorischem Feuer verteidigt, steht damals — ebenfalls in Frankreich — Abälard gegenüber, einer der talentvollsten kirchlichen Lehrer aller Zeiten, in dem sich vielmehr eine neue, wiewohl noch behutsam abweichende Richtung ankündigt. Je weiter die Studien der Schule sich entwickelten, desto schwerer mußte es halten, Offenbarung und Wissenschaft miteinander auszugleichen. Bernhard nahm eine mystische Inspiration an und hielt an dem unbedingten Glauben fest. Abälard ist entfernt davon, mit dem Dogma zu brechen; aber er meint doch, daß der Glaube seiner Wahrheit erst durch vernünftige Begründung sicher sei. In dem Buche, das er Ja und Nein betitelt, stellt er die Autoritäten einander diametral gegenüber, um ihre Meinungsverschiedenheit ans Licht zu ziehen. Sein Sinn ist weniger auf das Resultat der Forschung, als auf das Prinzip der Untersuchung selbst gerichtet. Die Schule von Paris gewann durch ihn die größte Anziehungskraft; durch nachgeschriebene Hefte wurden seine Lehren weit verbreitet, sie erregten Aufsehen und Besorgnis. Bernhard soll persönlich den Versuch gemacht haben, ihn von gewissen Irrlehren abzubringen; da das nicht half, trug er dazu bei, daß Abälard auf der Synode zu Sens verurteilt wurde. Abälard appellierte nach Rom, wo er Freunde zu haben glaubte, und wollte sich selbst dahin begeben; aber schon kam ihm der Spruch der Verdammung entgegen. Die römische Kurie erkannte die Tragweite seiner Dialektik. Er ist dann 1142 in der Zurückgezogenheit des Klosters gestorben.

Einer seiner Schüler nun ist Arnold von Brescia, der den theoretischen Gegensatz alsbald auf das praktische Gebiet übertrug. Er hielt der allmächtig werdenden Kirche ihr weltliches Wesen als Sünde vor und verstieg sich zu der Behauptung: die verderbte Kirche sei gar keine Kirche. Fast im Sinne jener Idee Paschalis' II. von 1111 verlangte er die Rückgabe der weltlichen Besitztümer an das Reich. Wie er sich selber aufs strengste hielt — er aß und trank nicht, drückt sich Bernhard aus —, so sollten nach seiner Ansicht alle Kleriker bloße Priester sein und allein mit den Gaben der Gläubigen vorlieb nehmen. Innocenz II. verwies ihn aus Italien, aus Frankreich mußte er vor Bernhard weichen; bereits schien er einer öffentlichen Wirksamkeit entsagt zu haben, als sich ihm in Rom ein Schauplatz für dieselbe eröffnete.

In der römischen Stadtbevölkerung war von dem letzten Schisma her eine gewisse Opposition gegen Innocenz zurückgeblieben, die, eine Zeitlang beruhigt, plötzlich wieder aufflammte, als der Papst sich weigerte, der Wut

der Römer gegen Tivoli freien Lauf zu lassen. Es kam zu einer Spaltung des städtischen Adels: die alten Geschlechter schlossen sich, um ihr eigenes Ansehen zu behaupten, an Innocenz an; der niedere Adel vereinigte sich, lombardischen Beispielen folgend, mit der Bürgerschaft, um sich 1143 unter dem Namen Senat und Volk von Rom — denn niemals war hier ein schattenhaftes Andenken der Antike ganz verschwunden — als unabhängige Kommune zu konstituieren. Weder Innocenz noch seine nächsten Nachfolger vermochten die Bewegung zu bemeistern, an deren Spitze sich ein Bruder Anaclets II., Jordan Pierleone als Patricius gestellt hatte. Im Anschluß an die Forderungen Arnolds von Brescia erklärte die römische Kommune das Papsttum seiner weltlichen Regierungsrechte für verlustig.

Als im Jahre 1145 Eugen III. gewählt wurde, setzte sich ihm das Volk auf dem Wege nach St. Peter entgegen und verlangte von ihm die Abtretung der Civilgewalt. Der Papst, der in Rom nicht hatte geweiht werden können, flüchtete nach Viterbo. Als er sah, daß sich mit Gewalt nichts ausrichten lasse, entschloß er sich zu einem Vertrage, demzufolge die römische Kommune das Patriciat wieder abschaffen, jedoch der Senat seine Funktionen unter formeller Anerkennung der päpstlichen Oberhoheit weiterführen sollte. Eugen kehrte nach Rom zurück; allein seines Bleibens war nicht unter diesen Umständen. Ohne gerade verjagt zu sein, begab er sich, wie einst Innocenz II., nach Frankreich, um die Hülfe, vor allen des deutschen Königs, zur Herstellung seiner lokalen Herrschaft anzurufen. Er fand jedoch nicht den mächtigen Beistand, dessen er bedurfte. Edessa war gefallen, die Angelegenheiten des Morgenlandes beschäftigten die Gemüter; Bernhard von Clairvaux, der das Treiben der Römer aufs heftigste verabscheut und verdammt hatte, war jetzt bemüht, einen zweiten Kreuzzug zu predigen. Unverrichteter Sache kam der Papst zurück und mußte die revolutionäre Gewalt im wesentlichen bestehen lassen.

Während seiner Abwesenheit aber war die Bewegung erst recht zu bedenklicher Höhe angeschwollen. Arnold von Brescia selber erschien in Rom und brachte die Geister durch seine Predigt in beständige Aufregung. Mit Eifer ergriff er den Gedanken einer wunderlichen Restauration der Zustände des Altertums: er ging damit um, dem Senat einen aus dem niederen Adel gebildeten römischen Ritterstand an die Seite zu setzen; man sprach von der Wiederaufrichtung des Kapitols. Dafür zeigten sich denn auch die Römer desto empfänglicher für die Idee einer radikalen Beseitigung der weltlichen Ausstattung und Befugnis der Geistlichkeit; im niederen Klerus selber fanden die Tendenzen Arnolds entschiedenen Anhang. Sie alle aber setzten ihre Hoffnung dabei auf das deutsche Königtum, das von nun an im Bunde mit der römischen Republik seine kaiserliche Stellung einnehmen und behaupten sollte. Der Senat und das römische Volk richteten an Konrad eine Reihe dringender Aufforderungen. Sie erinnerten ihn daran, wieviel Böses die päpstliche Kurie seinen Vorgängern im Reiche zugefügt; nun aber sei jedes

Hindernis der klerikalen Usurpation hinweggeräumt; das Papsttum solle wieder von ihm abhängig werden; sie versprechen ihm die Machtfülle Konstantins und Julians.

Eine anscheinend bedeutende Perspektive: man fragt sich einen Augenblick, ob unsere Kaiser hätten daran denken können, auf derartige Pläne einzugehen. Von nationalen Tendenzen, wie in moderner Zeit, war, wie man sieht, nicht im mindesten die Rede. Der Gedanke der municipalen Selbständigkeit, welcher in jenen Tagen überall im Widerspruch mit den örtlichen Berechtigungen der Geistlichkeit emporkam, verband sich auf römischem Boden vielmehr mit der Idee der Einheit des Abendlandes, die eben dort durch das Papsttum repräsentiert wurde. Indem man nun den Papst um der heimischen Differenzen willen verwarf, suchte man die Hand des Kaisers zu ergreifen. Denn ein Gefühl der eigenen Schwäche war ohne Zweifel trotz der großen Worte in dieser römischen Gemeinde vorhanden. Bernhard hatte so unrecht nicht, wenn er den Römern vorhielt, daß Rom ohne den Papst ein Rumpf ohne Haupt sein würde. Von einem mächtig aufstrebenden Bürgertum, das seine Freiheit, wie in der Lombardei, gegen jedermann zu verteidigen imstande gewesen wäre, war hier keine Spur vorhanden. Mailand mochte für das Papsttum ein starker Bundesgenosse gegen das Kaisertum werden; die Stadt Rom konnte für den Kaiser gegenüber dem Papst auf die Dauer nur wenig bedeuten, seitdem die gregorianische Politik dem Bistum eine universale Lage verschafft hatte. Konrad hat denn auch keinen Augenblick daran gedacht, sich mit dem Senat in eine Verbindung einzulassen. Die ersten Botschaften ließ er ohne Erwiderung; als er endlich antwortete (1151), kündigte er, ohne der revolutionären Behörden zu erwähnen, der Bürgerschaft, für ihr Wohlwollen dankend, seinen Römerzug an, vor dessen Ausführung ihn der Tod ereilt hat. Auch die Lösung dieser Frage mußte er seinem Nachfolger überlassen.

Sechstes Kapitel.

Der zweite Kreuzzug.

Inmitten aller dieser Irrungen im Abendland, unter dem Lärm der Waffen und der Streitreden war es geschehen, daß die Blicke nach der großen gemeinschaftlichen, gleichsam religiösen Kolonie im Orient gerichtet wurden. Die Veranlassung dazu gab der Verlust eines der vornehmsten Bollwerke des Königreichs Jerusalem, Edessas, der jedoch mehr infolge eines abgeschlagenen Angriffs eintrat, als infolge einer spontanen Bewegung.

Bisher hatten sich die Kreuzfahrer vornehmlich gegen die Fatimiden gewandt, im Kampfe mit ihnen hatten sie sich die Seeküste und ihre ganze Weltstellung erobert; der Kampf gegen die Seldschuken, d. h. das Kalifat von Bagdad, war zurückgetreten; um das Jahr 1133 ward er erneuert. Vielleicht, wenn das ganze Abendland, mit den Lateinern und Griechen des Morgenlandes vereinigt, den Kampf aufgenommen hätte, so würde ein Erfolg zu erwarten gewesen sein. Aber wie die Dinge einmal lagen, fühlten die Lateiner und Griechen des Morgenlandes Mut genug, um ihn für sich zu unternehmen. Der Nachfolger des Alexius auf dem griechischen Thron, Kalojohannes (1118—1143), der seine Rechte auf Antiochien geltend machen wollte, hatte einen Vertrag mit den Lateinern geschlossen (1137), in welchem ihm dieser die Oberherrschaft in Antiochien zugestanden, wofern er ihnen andere Städte überlassen wolle, die sie mit ihm in gemeinschaftlichem Kriege zu erobern gedachten: Aleppo, Cäsarea, Emesa. Hiezu vereinigten sich Raimund von Antiochien und Joscelin II. von Edessa; es war ganz im Sinne des Königs Fulko. Ehe die Moslimen etwas ahnten, wurden sie angegriffen, war die Stadt Buzagha (1138) genommen und Aleppo gefährdet.

Diese Stadt gehörte damals einem Atabegen Zenki in Mosul, der den Griechen und Lateinern gegenüber eine sehr bedeutende Stellung einnahm, nicht minder wichtig für die folgende wie für die damalige Zeit. Atabeg, Fürstenvater, ist der Titel des Regierungsverwesers neben einem unmündigen Seldschukenfürsten; wir finden deren hie und da, bald in befestigtem, am Ende sogar in erblichem Besitz der Gewalt; die wichtigsten für die allgemeine Geschichte sind die Atabegen von Mosul. Durch den Erfolg des ersten Kreuzzuges war auch auf mohammedanischer Seite der religiöse Enthusiasmus neu erregt worden. Zenki nun war der moslimische Held der Zeit; er hatte so viel Feuer für den Islam wie die Lateiner nur immer für das Christentum. Ihn baten sich die Mosulaner bei einer Vakanz, wo man einen unbedeutenden Fürsten emporzubringen dachte, vom Sultan Masud zu ihrem Oberhaupt aus, eben in Opposition gegen die christlichen Angriffe. Er vereinigte sehr bald Aleppo mit Mosul; er übernahm eigentlich den islamitischen Krieg gegen die Christen. Er unterschied sich von den übrigen Moslimen dadurch, daß er seine Kräfte nicht in kleinen Unternehmungen zersplitterte und seine Eroberungen gut in Ordnung zu halten wußte. Seine Kriegsleute durften keine Grundstücke erwerben und überhaupt das Landvolk nicht bedrücken; es war eine Art von stehender Miliz, ganz dem System des Abendlandes dort in Jerusalem entgegengesetzt. Zenki verglich seine Länder mit einem von einer Hecke umgebenen Garten.

Er war in der Belagerung von Emesa begriffen, als er damals angegriffen wurde; er kehrte auf der Stelle zurück, um Aleppo zu verteidigen. Er wußte mehrere moslimische Führer zu verteidigen und forderte endlich auch den Sultan Masud auf, ihn zu unterstützen; denn die Ungläubigen, die Christen, seien nur noch wenige Tagereisen von Bagdad entfernt. Dieser

moslimischen Bewegung gegenüber konnte der Kaiser nicht viel ausrichten. Aleppo wagte er nicht zu berennen, nicht zu belagern. Die Miliz der Stadt schreckte ihn zurück; gegen Cäsarea (Schaisar) wurde anfangs mehr erreicht. Man sah den Kaiser mit goldenem Helm und in seinem Panzer die Belagerung leiten. Auch ward die Stadt eingenommen, aber nicht die Burg. Der moslimische Fürst bequemte sich Geld zu zahlen und machte sich zu einem jährlichen Tribut anheischig; aber schon war Zenki in der Nähe. Burg und Stadt gingen an einen seiner Unterbefehlshaber über. Die griechisch-lateinische Bewegung hatte Zenkis Macht verstärkt und nicht geschwächt.

Und zugleich bildete sich eine Entzweiung zwischen Lateinern und Griechen aus. Die Lateiner von Antiochien empörten sich gegen die griechische Herrschaft. Der Kaiser zog sehr ungehalten von dannen. Im Jahr 1142 kam er zurück, um jenen Vertrag zur Geltung zu bringen, aber die Lateiner setzten sich ihm entgegen; denn ihr Fürst habe nicht das Recht gehabt, einen solchen Vertrag zu schließen. Der Kaiser rächte sich dadurch, daß er die Umgegend verwüstete. Gleich darauf, 1143, ist er gestorben. Dazu kam nun aber, daß auch Raimund und Joscelin sich entzweiten; der junge Joscelin, träge wie er war, residierte in Tellbascher, von Edessa entfernt. So gewann Zenki die Oberhand und warf sich nun, nachdem er einen Streit mit dem Sultan beigelegt hatte, auf Edessa (1144). Der Erzbischof wehrte sich tapfer; aber Joscelin war zu schwach, um ihn zu entsetzen. Das Heer, das König Fulkos Witwe, Melisende, von Jerusalem her sandte, war noch ferne; Raimund leistete keine Hülfe. Zenki eroberte Edessa; sein Sohn und Nachfolger Nureddin nahm es, da es abgefallen war, aufs neue ein (1146): mehr als 30000 Christen kamen dabei um. Der Stadt und ihrer Einwohnerschaft wurde die härteste Knechtschaft auferlegt.

Wenn es nun hauptsächlich die französische Ritterschaft war, die den ersten Kreuzzug ausgeführt hatte, aus deren Nachkommen die Vasallen der Krone Jerusalem größtenteils bestanden, so ward denn auch jetzt von Antiochien und Jerusalem her die „wunderbare Tapferkeit“ des französischen Adels an die Gefahren der moslimischen Eroberungen gemahnt.

Bischof Gottfrid von Langres, der eben aus dem Morgenlande zurückkam, forderte auf einer großen geistlichen Versammlung zu Bourges (Weihnachten 1145) die Anwesenden auf, dawider die Waffen zu ergreifen und das Kreuz zu nehmen. König Ludwig VII., der zugegen war, erklärte sich aus einem sehr persönlichen Grunde selbst bereit dazu. Durch Grausamkeiten, die in einer Fehde in der Champagne vorgefallen, fühlte er sich in seiner Seele beschwert. Wie einst Robert von der Normandie, wünschte er seine Schuld durch eine Wallfahrt zu sühnen, die unter diesen Umständen ein Kreuzzug werden mußte. Ehe das Kreuz genommen ward, beschloß er jedoch, Bernhard zu Rate zu ziehen, der damals in der Blüte seines Ansehens stand. Noch lebte die Erinnerung an den letzten Kreuzzug in den Gemütern, der durch die persönliche Teilnahme des Papstes selbst hervor-

gerufen war; man beschloß, sich vor allen Dingen an Papst Eugen III. zu wenden.

Es geschah eben zu derselben Zeit, in welcher Eugen mit der Bürgerschaft von Rom in Hader lag; er erklärte, daß er Rom nicht verlassen könne, wie einst Urban II., gab aber dem heiligen Bernhard den Auftrag, an seine Stelle zu treten. Eine willkommene Aufgabe für den Vertreter der positiven Lehre, den Mann, der das herrschende System den beginnenden Angriffen gegenüber noch weiter auszubilden suchte. Seine Beredsamkeit ist bilderreich und doch wohl abgewogen. In seinem Rundschreiben hebt er die Gefahr, daß der Herr seine Erbe, die Erde, auf der sein Fuß gewandelt, verlieren werde, mit Nachdruck hervor. In der Wiedereroberung sieht er eine von Gottes Gnade eigens erfundene Gelegenheit zur Gnade. 1146 ward zu Ostern bei Vezelay eine große Versammlung gehalten. Als Bernhard auf der Bühne erschien, mit dem König zur Seite, war das Volk schon durch sein Auftreten gewonnen. Alles nahm das Kreuz. Hierauf begab sich Bernhard nach Deutschland. Man weiß nicht recht, was man sagen soll, wenn man liest, wie viele Wunder er verrichtet habe; als das größte aller Wunder bezeichnete er mit Selbstgefühl, daß es ihm gelang, auch Konrad zur Teilnahme am Kreuzzug zu bereden.

Bernhard hatte sich die größte und wirksamste Mühe gegeben, Papst Eugen zum allgemein anerkannten Oberhaupt der Kirche zu erheben. Eines seiner Argumente war, daß die Einheit der Kirche notwendig sei zur Seligkeit. Als notwendig bezeichnete er ebenso die Verbindung der geistlichen und der weltlichen Gewalt; die, welche in ihrer Stiftung verbunden sind, müssen es auch sein in ihrer Seele. Rom ist wie der Sitz des apostolischen Stuhls, so auch das Haupt des Reichs. In diesem Sinne hatte er Konrad aufgefordert, dem Unwesen in Rom ein Ende zu machen: umgürtet Euch mit dem Schwert, Großmächtigster; gebt doch dem Kaiser, was des Kaisers, Gott, was Gottes ist! An eine unabhängige Führung des weltlichen Schwertes aber hat er dabei mit nichten gedacht. Er machte vielmehr, wie man in Rom pflegt, eine ziemlich willkürliche Auslegung der Schriftstellen, auf welche man das geistliche und weltliche Schwert des Papstes zurückführt: das erstere führt der Papst unmittelbar, das zweite wird unter seiner Leitung geführt. Wie es Peter von Clugny ausdrückt: der Kriegszug des ewigen Königs wird durch die irdischen Könige gegen die Feinde des Kreuzes geführt. Der Papst und sein Stellvertreter, der Abt, sind die Vermittler des himmlischen Willens. Eugen III. hätte in diesem Augenblick eine Intervention des deutschen Königs gegen das rebellische Rom bei weitem lieber gesehen. Allein Bernhard verfuhr als hierarchischer Vorkämpfer der Hierarchie noch hierarchischer als der Papst selber. Er erkannte nicht mit Unrecht den größten Triumph der Kirche darin, daß zu der kirchlichsten aller Unternehmungen, dem Kreuzzuge, zu welchem vordem das Gebot des Papstes doch nur die großen Vasallen und die Ritterschaft fortgerissen hatte, sich

diesmal auf geistlichen Antrieb die Könige persönlich aufmachten: neben dem Lehnsherrn der französischen Großen der Vertreter des Kaisertums selbst.

So wenig Konrad anfangs geneigt war, so konnte er doch nicht widerstehen. Bernhard redete ihn inmitten seiner Predigten persönlich an, nicht als einen König, sondern als einen Menschen, wie Mönch Philipp sagt. Der König fügte sich. Bernhard gab ihm das Panier am Altare. Hierauf predigte er auch in dem übrigen Deutschland. Eine Unzahl nahm das Kreuz. Die Zurückbleibenden, namentlich die Klöster, beschwerten sich etwas über die starken Leistungen, zu denen sie genötigt waren. Die großen inneren Fragen wurden darauf sozusagen vertagt. Auf dem Reichstage zu Frankfurt wurde Heinrich der Löwe bewogen, seine Ansprüche auf Bayern bis nach der Gottesfahrt ruhen zu lassen. Der Ruhestörer Welf VI. entschloß sich, den Kreuzzug mitzumachen. In Frankreich war das Ereignis noch nicht eingetreten, durch welches die Plantagenets, wie die Welfen in Deutschland, der Krone an Kräften gewachsen wurden; es ist erst eine der Folgen gerade dieses Kreuzzuges gewesen. Das deutsche Heer sammelte sich im April 1147 in Regensburg; eben da traf zwei Monate später das französische ein; sie nahmen beide den Weg durch Ungarn. Es kam ihnen sehr zu statten, daß König Geisa in Ungarn sie auf das beste aufnahm; sie hüteten sich wohl, sich für dessen Vetter Boris, der den Thron in Anspruch nahm, zu erklären. Die großen Schwierigkeiten begannen erst bei ihrer Annäherung an Konstantinopel.

Hier hatte Johannes selbst den jüngeren seiner Söhne, Emanuel, der sich sehr in allen seinen Unternehmungen ausgezeichnet hatte, zu seinem Nachfolger bestimmt und den älteren ausgeschlossen. In der That sind diese drei Comnenen, Alexius, Johannes und Manuel, die rechten Stützen des Reiches in dieser gefährlichen Epoche gewesen. Die geschickten Beamten Johanns, Finanzminister und Kanzler mit ihren Gehülfen, hielten die innere Ordnung und Wohlfahrt auch unter Manuel aufrecht. Die erste That Manuels war es gewesen, daß er den Fürsten Raimund von Antiochien mit Krieg überzog und ihn den Eid der Treue zu leisten nötigte. Dergestalt war er mit den Lateinern stark in Opposition, und ohne Zweifel trug sein Krieg zu dem Verlust von Edessa bei. Kein Wunder, wenn er, wie sein Geschichtschreiber Cinnamus sagt, die Kraft Hesperiens fürchtete, die sich soeben wieder nach dem Morgenlande ergoß. Er hatte sich dem Abendlande, zumal in seinen Sitten, mehr als einer seiner Vorgänger angenähert; seine Gemahlin war eine Verwandte Konrads III. In den abendländischen Krieg griff er nach Kräften ein; aber er war mehr listig als großgesinnt. Manuel verlangte vor allem die Erneuerung der Versprechungen Gottfrids und seiner Genossen, alle ehemals dem römischen Reiche zugehörigen Ortschaften ihm zurückgeben zu wollen. Da die Fürsten dies nicht versprachen, da sie sich in kein Verhältnis der Abhängigkeit begeben wollten — es waren jetzt die Könige selbst — so kam es von allem Anfang an zu Mißtrauen und übler Gesinnung. Man sieht, wie

notwendig ein gutes Verhältnis zwischen Franken und Byzantinern für den ersten Kreuzzug gewesen war, auch an den Folgen, die jetzt ein schlechtes hatte.

Zuerst erhob sich Konrad: unter unaufhörlichen, zuweilen blutigen Streitigkeiten war er nach Konstantinopel gekommen, kam er nach Asien. Nur der eine Teil seiner Leute folgte ihm auf dem Wege Herzog Gottfrids nach Iconium. Aber die Feindseligkeiten der Griechen begleiteten sie. Nicetas sagt selbst, Kaiser Manuel habe die Türken durch Briefe wider die Deutschen aufgeregt. Die Wegweiser führten sie irre, so daß alle Lebensmittel ihnen mangelten und man dem Feind nicht mehr widerstehen konnte. Da verdarb das Volk, sie starben Hungers. Vierzehn Tage und Nächte ging König Konrad in seinen Waffen zu Fuß. Von 70000 blieben hier nur 7000 übrig.

Die Franzosen waren bei weitem besser in Ordnung; auch ließ Ludwig VII. zu, daß seine Barone jenen Eid leisteten; allein er wollte sich nicht gegen Roger von Sicilien erklären, der damals der gefährlichste Feind von Konstantinopel war. Daher verband sich Manuel auch gegen die Franzosen mit den Türken. Die französisch-normännische Macht schien ihm gefährlicher als die seldschukische. Die Franzosen vermieden den Weg, auf dem Konrad so unglücklich gewesen war. Sie hielten sich der Küste näher. Allein schon hatte sich eine Nationalfeindschaft zwischen den Byzantinern und den Kreuzfahrern gebildet. Ganze Städte, wie das große Laodicea, wo sie sich mit Lebensmitteln zu versehen gedachten, fanden sie leer. Sogar im Felde mit den Türken finden wir die Griechen. In der Schlucht des Kadmusgebirges, durch welche sich der Lycus windet, wurden die Franzosen von beiden angegriffen. Zwar schlugen sie die Feinde zurück, aber sie erlitten die größten Verluste (Januar 1148).

So kamen diese Heere der zwei vornehmsten Fürsten des Occidents schon sehr geschwächt in Syrien an, zerstreut und uneinig. Hier beschlossen sie nun, und zwar ganz mit Recht, nicht Edessa anzugreifen, sondern Damaskus, durch dessen Eroberung das Königreich selbst, auf das alles ankam, gesichert worden wäre. Aber völlig war man auch jetzt nicht vereinigt. Es zeigte sich hier die Opposition der morgenländischen Lateiner — der Pullanen — gegen das Abendland. Die einheimischen Fürsten und Barone fürchteten, daß Damaskus nicht ihnen, sondern etwa dem Grafen Dietrich von Flandern zu Lehen gegeben werden möchte. Wenigstens die Araber, z. B. Abulfaradsch, versichern, daß die Großen von Jerusalem — einen König gab es kaum, da Balduin III. noch ein Knabe war — sogar Geld von den Saracenen genommen hätten. Damaskus ward von einigen kurdischen Scharen, die unter ihrem Häuptlinge Schirkuh frisch aus ihren nie bezwungenen Bergen in die Dienste Nureddins gekommen waren, sehr gut unterstützt. Das entscheidende Moment der moslimischen Verteidigung lag jedoch in der Klugheit des damascenischen Befehlshabers Anar, der sich mit den Pullanen in Einvernehmen zu setzen wußte. Aller anfänglichen Erfolge, aller Tapfer-

keit ungeachtet, wurden die Christen (August 1148) zu dem gefährlichsten Abzug genötigt.

So scheiterte das Unternehmen der beiden abendländischen Könige, welches wohl hätte gelingen können, wenn sie sich mit den Griechen vereinigt und mit den Pullanen verständigt hätten, an dem Gegensatz zwischen Orient und Occident. Was konnte den Griechen besseres begegnen, als diese Hülfe des Occidents gegen ihren vornehmsten und unversöhnlichsten Feind, die seldschukischen Türken? Aber sie machten mit diesen gemeinschaftliche Sache. So wollten auch die in Syrien einheimischen Christen nicht, daß die Ankömmlinge zu große Erfolge erreichten. Hier zuerst regte sich das Gefühl einer Kolonie gegen Eindringlinge des Mutterlandes. So fiel denn Damaskus (1154) vielmehr in die Hände Nureddins, der nun eine gewaltige Macht um Jerusalem her bildete. Nur eine Aussicht blieb für das lateinische Element des Morgenlandes noch übrig: sich selbst, ohne jede fremde Hülfe, in den Gegensätzen des Orients Geltung zu verschaffen. Daß man es versuchte und doch nicht energisch durchsetzte, hat, wie wir sehen werden, ein Menschenalter später die Katastrophe herbeigeführt.

Siebentes Kapitel.

Kaiser Friedrich I. und seine Widersacher: die lombardischen Städte, Papst Alexander III. und Heinrich der Löwe.

Das hierarchische Prinzip, wie es durch Gregor VII. aufgestellt und durch seine Nachfolger, besonders durch Urban II. verfochten worden, war doch bei weitem nicht völlig zur Durchführung gelangt. Noch weniger hatte das Kaisertum, wie es zuletzt die Salier vertraten, den alten Anspruch, in den Fragen der Welt von sich aus die oberste Enscheidung zu treffen, mit Erfolg behaupten können. Keine der beiden Parteien konnte durchdringen, sondern, wie das Wormser Konkordat verordnete und wie es in der Hauptsache auch notwendig war, man verständigte sich und traf einen Vergleich. Auf diesem Boden blieb man eine Zeit lang stehen; die Arnoldischen Regungen müssen als etwas betrachtet werden, was den beiden Gewalten gleich widerwärtig war, sie wurden am Ende von beiden zugleich vernichtet.

Bei dieser Stellung schienen die beiden Gewalten im Gleichgewicht; man sollte meinen, sie hätten vereinigt die größten Dinge ausrichten müssen. Eben dahin ging die Hoffnung des heiligen Bernhard, der als der vornehmste Repräsentant der abendländischen Entwickelung im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts angesehen werden muß. Allein die wirklichen Zustände boten den

entgegengesetzten Anblick dar. Papst Eugen III. und König Konrad befanden sich fast in gleich übler Lage. Der eine verzehrte sich in vergeblichem Ringen mit der übermächtigen fürstlichen Opposition der Welfen; der andere sah sich aus seiner Hauptstadt vertrieben durch eine Bewegung, welche, äußerlich sehr viel schwächer, doch zugleich theoretisch die Grundlage seiner Stellung antastete. Der Kreuzzug, von beiden gemeinsam ins Werk gesetzt, konnte nicht verfehlen, durch seinen Ausgang das Ansehen beider empfindlich zu schädigen. Im Bunde miteinander waren Kaisertum und Papsttum sichtlich heruntergekommen; indem sie sich wieder mächtig aufrafften, geschah es notwendig zu neuer Entzweiung. Denn bei jeder frischen Legensregung mußte sich auch der innere Gegensatz, in welchem sie standen, wiederum verschärfen. Im Kampfe vollzieht sich überhaupt die weltgeschichtliche Bewegung; aus den verfallenden Bildungen geht ein neues Dasein hervor, das zugleich Weiterentwickelung und recht eigentlich Umsturz ist.

Wunder nehmen kann es nun nicht, daß zuerst die weltliche Gewalt sich wieder emporrichtete; denn die Zustände des Reichs waren doch noch viel unleidlicher geworden, als die Lage der Kirche. Sehr merkwürdig ist es dagegen, mit welchem Schwunge und bis zu welcher Höhe diese Erhebung geschah; doch läßt sich auch das aus dem Wesen der Sache selbst gar wohl begreifen. Die universale Autorität des Kaisertums war der Idee nach noch immer ebenso anerkannt, als sie in der That zu dieser Stunde aller Wirksamkeit entbehrte. Gerade dieser Widerspruch erklärt es am besten, daß in einem thatkräftigen Fürsten, wie er eben jetzt den deutschen Thron bestieg, sich noch einmal der ganze ideale Impuls des kaiserlichen Gedankens regen konnte. Wenn wir Friedrich I. verstehen wollen, so müssen wir davon ausgehen, daß er von dem höchsten Begriff seiner Befugnis wie seiner Obliegenheit erfüllt war. Sein erster Akt, wo er einem Bittenden sein Gesuch abschlug — denn nicht Gnade gezieme ihm, sondern Gerechtigkeit — bezeichnet ihn ganz. Er forderte sein Recht und wollte es festhalten; jedoch zu universalem Zweck. Ich halte für ganz wahr, was Johann von Salisbury erzählt, er sei dabei gewesen, wie die ersten Gesandten Friedrichs nach Rom gekommen wären; sie hätten erklärt: sie würden alle Welt reformieren; dem Reiche müsse der Erdkreis unterthan werden; das werde leicht möglich sein, wenn nur der Papst mit ihnen einverstanden sei. Friedrich hielt noch den Begriff des Reiches aufrecht, wie er unter Lothar festgestellt war: Eintracht mit den Fürsten, Eintracht mit dem Papste; aber er hatte offenbar die umfassendste Vorstellung von der Obergewalt, die dem Kaiser gebühre; er erstrebte die Herrschaft über die Welt. Reformation der Welt durch eine allgemeine Oberhoheit des Kaisertums — in Wahrheit ein großer, der Idee, aus der die Entwickelung des Mittelalters hervorging, an und für sich homogener Gedanke.

Aber das Weltreich existierte nicht mehr. Die Suprematie des Papsttums war entschieden. Wenn dasselbe bisher des Kaisertums bedurft hatte,

so konnte es doch jeden Augenblick seine großen Gerechtsame aufs neue mit feindlichen Intentionen gegen die weltliche Gewalt durchdringen. Ihm zur Seite erhoben sich die freien Kommunen des oberen Italiens zu einer Selbständigkeit, die jede Oberhoheit des Kaisertums zweifelhaft erscheinen ließ. Im inneren Deutschland war die Unabhängigkeit des Fürstentums bis zu einem gefährlichen Grade gestiegen und selbst rechtlich nahezu anerkannt. Ein Kaiser, der es jetzt noch unternahm, die universale Idee seines Amtes zu behaupten, fand sich mitten unter widerstrebenden Mächten, welche ihm die reale Gewalt streitig machten. Dennoch hatte das Imperium auch in dieser Stellung noch große Kräfte, namentlich wenn sich dieselben in den Händen eines groß angelegten Fürsten konzentrierten. Umsomehr ließ sich alsdann ein Zeitalter voll welthistorischer Kämpfe voraussehen.

Für die Wahl Friedrichs I., welche wenige Wochen nach dem Tode Konrads III. im März 1152 stattfand, war die Thatsache entscheidend, daß er als Hohenstaufe durch seine Mutter doch auch den Welfen zugehörte. Die Versöhnung der Parteien erschien als unbedingte Notwendigkeit. Eine seiner ersten Handlungen war denn auch, daß er seinem Vetter Heinrich dem Löwen Bayern zurückgab. Der letztere hatte die Übertragung dieses Herzogtums an Heinrich Jasomirgott von Österreich nach dem Tode seiner mit diesem vermählten Mutter nicht mehr anerkannt und deshalb Fehde gegen Konrad erhoben. Friedrich fand sich bewogen, die Sache einer neuen Untersuchung anheimzugeben, aber Heinrich von Österreich wollte davon nichts hören; denn sein Recht sei über allen Zweifel erhaben. Hierauf wurde ihm auf einem Tage in Goslar das Land abgesprochen und Heinrich dem Löwen übergeben. Es leuchtet ein, daß der Vasall dadurch alle die Macht erlangte, welche ihm Konrad hatte bestreiten wollen; ein dauernder Vorteil für die Hohenstaufen und das Königtum lag darin keineswegs. Zugleich hat wahrscheinlich damals der Kaiser dem Herzog das Recht verliehen, die Bistümer im Slavenlande zu besetzen. Heinrich der Löwe begleitete ihn allenthalben; sie waren die intimsten Freunde. Darauf, auf der Vereinbarung überhaupt beruht es nun aber auch, daß durch den Frieden und die Freundschaft beider Parteien das Ansehen des Königs zunächst gewaltig vermehrt wurde.

Friedrich entschied eine streitige Frage über die dänische Krone; der von ihm anerkannte König Sven erschien als sein Lehnsmann und trug in Merseburg das Schwert vor ihm her. Ich erwähne gleich hier, daß er seine Oberhoheit auch in Polen wahrte. Im Jahre 1157 unternahm er einen Zug gegen Polen, welcher in manchem Betracht der wichtigste von allen ist, die er ausgeführt hat. Er verschaffte dem verjagten Piasten Wladislav sein Erbteil wieder und nötigte Boleslav, das bloße Schwert am Halse hangend vor ihm zu erscheinen und ihm zu versprechen, sich auf dem nächsten Reichstag persönlich zu stellen. Er zog damals durch die bereits kolonisierten Gebiete setzte über die Oder (August 1157) und schlug die Polen, obgleich sie — nach einem Briefe Friedrichs an den Abt von Korvey — Russen, Preußen

und Pommern auf ihrer Seite hatten. Glogau hatten sie abgebrannt. Der Kaiser durchstreifte die Diöcesen von Breslau und Posen.

Eine Unternehmung, die unter den Thaten Friedrichs I. kaum erwähnt wird, wie sie auch wirklich wenig zu erzählen darbietet, die aber, wenn ich nicht irre, von allen seinen Heerfahrten die wirksamste geblieben ist. Es liegt in ihr die Vollendung der 230 Jahre früheren Unternehmung Heinrichs I. Hierdurch nämlich geschah es, daß Albrecht der Bär sich Brandenburgs bemächtigen konnte. Der benachbarte polnische Dynast, der Hülfe seiner Landsleute beraubt, konnte sich nicht halten. Mit dem Beistand des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg nahm Albrecht der Bär Brandenburg ein. Es ist zwar nicht wahr, daß er damit sogleich alles Land bis an die Oder erobert habe; nach einer Urkunde vom Jahr 1238 war die Spree und die Havel die Grenze. Aber nichtsdestominder war seine Eroberung von der höchsten Wichtigkeit. Brandenburg ist seitdem bei den Deutschen verblieben. Die Aufgabe Albrechts des Bären war es, das Land durch Kultur, Religion und Kolonisation an das germanische Wesen zu fesseln. Ferner geschah, daß die Söhne Wladislavs in Schlesien eingesetzt wurden. Der eigentliche historische Grund dafür, daß Schlesien unter piastischen Fürsten deutsch geworden ist, liegt darin, daß diese Fürsten durch einen deutschen Kaiser mit deutscher Hülfe eingesetzt worden sind und gegen ihre polnischen Stammesvettern in natürlicher Opposition blieben. Auch hängt es ohne Zweifel damit zusammen, daß Pommern nicht unter polnischer Hoheit verblieb.

Einen Zug gegen Ungarn zu unternehmen wurde Friedrich nur durch die Renitenz der Fürsten verhindert, doch mußten die Ungarn Geld zahlen. In Besançon wurde eine Ständeversammlung des arelatischen Reichs gehalten; die, welche nicht erschienen, schickten wenigstens Gesandte. Im Ligurinus wird gerühmt, daß jeder einen Richter über sich fühlte. Ungehorsam wurde schimpflich bestraft. Der trefflichste Ratgeber des Kaisers war Wibald von Korvey, ein Mann von Geist, dessen Briefe eine Fundgrube für die Zustände des Reiches bilden.

Die vornehmste Frage war nun aber die, ob Friedrich seine Autorität auch in Italien herstellen würde. Aus Unteritalien liefen die dringendsten Klagen über König Roger in Deutschland ein und flehentlich riefen ihn die mißhandelten Bürger von Lodi nach Oberitalien. Mehr aber als diese Klagen und Beschwerden war es der Gesamtzustand der Lombardei, welcher ihn zu seinem Unternehmen nach Italien veranlaßte. Die ganze Richtung desselben ging gegen die italienischen Städte, die im Kampfe der Kaiser und der Päpste bald von den einen, bald von den anderen unterstützt und unter sich in unaufhörlichen Streitigkeiten begriffen, allerdings zu einer Bedeutung gekommen waren, welche ihrem Gehorsam gegen einen fremden Fürsten nicht entsprach. Es war eigentlich noch mehr die Welt der Kirche und der großen Aristokratie, welche durch diese städtischen Ansprüche durchbrochen ward; allein der Kaiser hielt es für seine Pflicht, sie zu dämpfen.

Ich erörtere hier nicht, inwiefern in den Städten eine Erinnerung an die antike Municipalverfassung, die sie unter der Herrschaft der Imperatoren gleichwohl behauptet hatten, übrig blieb. Für den Moment und die politische Frage ist das von keinem Belang. Zum mindesten seit den Karolingern hatte alle wesentliche politische Macht und Obrigkeit hier wie sonst ursprünglich der Beamte des Königs, der Graf, ausgeübt. Wie hätte sonst auch in diesen mannigfaltigen Elementen römischer, langobardischer, fränkischer Herkunft die Ordnung erhalten werden sollen? Zu dem Emporkommen der Städte trug sodann die gesamte folgende Entwickelung bei. So standen die Ottonen in Italien im engsten Verhältnis zu den Bischöfen, welche mit Bewilligung der Kaiser die ganze Autorität in den Städten an sich brachten, indem sie bewirkten, daß dieselben als Immunitätsbezirke von der Grafschaft ausgesondert wurden. Nach und nach aber hatten sich die Städte dann zu einer gewissen Selbständigkeit erhoben. Was dazu den nächsten Anlaß gab, war die schwankende und zweifelhafte Verfassung des Kaisertums, das durch seine Abwesenheit Selbständigkeit provozierte und sie dann vergebens niederzuhalten suchte, wie es selbst Konrad II. im Kampfe mit Aribert von Mailand erging. Das bedeutendste Moment für die Entwickelung der Städtefreiheit waren indes die inneren Parteikämpfe.

Die Civitas nämlich bildete zwar eine Einheit, in gewissem Sinne waren alle Einwohner der Stadt Bürger; aber man unterschied doch wieder Milites und Cives, von denen jene sich in höheren und niederen Adel, Capitanei und Valvassores, schieden, diese aber die Arimannen oder freien Eigentümer und die Negotiatoren, also die angesehenen Handelsleute, umfaßten. Zwischen beiden Hauptklassen konnte es an Streitigkeiten nicht fehlen. Es war zunächst der Übermut der Edelleute, was in Mailand innere Kämpfe hervorrief. Die Plebejer, d. h. die Bürger, griffen wegen einer einem der Ihrigen zugefügten Beleidigung zu den Waffen und verjagten den Adel, der nun die Stadt belagerte. Die Bürger hatten hiebei den Kaiser Konrad II. auf ihrer Seite; der Adel bot die Hand zu einem Frieden, der ihm die Rückkehr verstattete. Bald darauf, in den Tagen Hildebrands, traten die mannigfaltigen Unruhen der sogenannten Pataria ein, welche aus einem geistlichen Antriebe entsprangen, die Population ergriffen und sich der mit dem Kaisertum zusammenhängenden, zugleich geistlichen Aristokratie entgegensetzten. Dieser Streit griff noch eine Stufe tiefer, als der frühere. Indem die Aufregung gegen die Simonie und die populäre Begeisterung für das Cölibat zusammengriffen, kam es zu blutigen Scenen, infolge deren ein tapferes Oberhaupt an der Spitze des niederen Volkes eine Zeit lang die Alleinherrschaft in den Straßen Mailands behauptete. Die Bischöfe schwankten; faktisch aber wurde hierdurch das Volk vorherrschend, dem von nun an eine natürliche Opposition gegen den Kaiser innewohnte. Diese wurde nun genährt durch die Verbindung der Großgräfin Mathilde mit dem Sohne Heinrichs IV., Konrad. Zum erstenmal unter

diesem vereinigten sich die italienischen Städte gegen Heinrich IV., der dann nichts mehr gegen sie ausrichten konnte.

Ähnliche Verhältnisse herrschten auch in dem übrigen Oberitalien; der Einfluß der mächtigen Seestädte, Pisa, Genua und Venedig kam hinzu. Als Heinrich V. nach Italien kam, fand er die Städte schon im Besitz großer Freiheiten. Einigen bestätigte er sie. Unter anderem bewilligte er die Verlegung der kaiserlichen Pfalzen aus der Stadt vor die Ringmauern für Cremona und Mantua. Andere Städte, wie Mailand, bekämpfte er vergeblich. Mailand, das die mächtigste Stadt von allen war, brachte Cremona 1110 eine schwere Niederlage bei und zerstörte Lodi sogar von Grund aus. Bei seinem Widerstand gegen Lothar stützte sich Konrad der Staufer auf diese großen Kommunen.

Damals nun finden wir diese unter Konsuln. Deren Bedeutung liegt darin, daß die Regierung nicht mehr vom Erzbischof oder den Kapitanen geführt oder autorisiert wurde, sondern daß die drei Stände, Kapitane, Valvassoren und Plebs, sich jeder gewisse Vorsteher erwählten, die dann gemeinschaftlich regierten und sich Konsuln nannten. Sie sind also Repräsentanten der drei nunmehr miteinander verbundenen Stände, aus denen die Bürgerschaft zusammengesetzt war; es waren in Mailand ihrer zwölf. Ein großer Unterschied gegen früher, da die städtische Regierung so gewissermaßen von unten aufstieg. Nicht in allen, aber doch in den meisten Städten war ein ähnliches Regiment eingeführt, selbst die Zwölfzahl der Konsuln findet sich an vielen Stellen. Die Konsuln hatten die oberste Jurisdiktion und die Anführung im Kriege; ihnen stand der Rat zur Seite; doch beruhte die Gemeindehoheit in dem Parlament, d. h. der Versammlung des gesamten Volkes, von dem die beiden anderen Gewalten nur delegiert waren. Weit entfernt, daß diese ganze Bürgerschaft aus Plebejern bestanden hätte; wir sahen, daß vielmehr der Adel in sie aufgegangen war, und wie hätten die großen Familien nicht auch dann noch durch Reichtum und andere Vorzüge ein besonderes Gewicht behalten sollen? Immerhin jedoch trat auf solche Weise in die bisherige aristokratische Welt ein demokratisches Element ein: ein Ereignis von unendlichen historischen Konsequenzen.

Diese Gemeinden nun behaupteten auch die Hoheitsrechte, welche einst der Kaiser besessen hatte, und die in dem allgemeinen Getümmel den Bischöfen verloren gegangen waren. Man hätte vielleicht meinen können, daß sich der Kaiser mit diesem neu emporgekommenen Element hätte versöhnen und dann gegen das Papsttum angehen können, da die Tendenz, welche Arnold von Brescia vertrat, auch anderwärts Anklang fand. Das war jedoch unmöglich. Einmal deshalb, weil das Kaisertum der Unterstützung der Geistlichen selbst nicht entbehren konnte, sodann weil ja die Städte auch dem Kaiser die altherkömmlichen Leistungen versagten und überdies untereinander Gewaltsamkeiten ohne Zahl ausübten.

Im Jahr 1154 war ein Engländer, Breakspear, als Hadrian IV. römi-

scher Papst geworden; aber er konnte nicht einmal den Lateran einnehmen, er war in der Leostadt eingeschlossen; Arnold von Brescia war mächtiger, als er. Der Gedanke regte sich, Wilhelm I. von Sicilien, Rogers Nachfolger, nach Rom zu rufen und den Papst zu überwältigen, ehe der Kaiser ihm zu Hülfe käme. Aber schon war dieser gerüstet. Im November erschien Friedrich in der Lombardei und ließ seinen Schild auf hohem Pfahl aufrichten, um Heerschau und Gericht zu halten. Von den Städten liefen am meisten Beschwerden gegen Mailand ein, doch wandte sich der Kaiser auf die Klage von Pavia zunächst gegen Tortona, das er nach zweimonatlicher Belagerung im April 1155 bezwang. Eine gräßliche Züchtigung ward über die Stadt verhängt; sie ward geplündert und zerstört, die Einwohner wurden verjagt.

Zu gleicher Zeit hatte der Papst über seine empörerischen Römer das Interdikt verhängt, und dies wirkte — ich denke, zugleich auch die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Kaisers — so viel, daß sie Arnold entfernten. Der Papst, der vor den Normannen zurückweichend nach Viterbo gezogen war, forderte den Kaiser auf, ihm Arnold in die Hände zu liefern. Dagegen luden die Senatoren von Rom in dem Sinne, wie sie einst an Konrad geschrieben, Friedrich I. ein, das ungebührliche Joch der Geistlichkeit abzuwerfen und sich mit ihnen zu vereinigen, ihre Rechte zu bestätigen und ihnen sogar Geld zu zahlen. Friedrich lächelte über sie; denn nicht von der Stadt Rom, wie sie damals war, leitete er das Imperium her, von welchem er ja den höchsten Begriff hatte; er empfing es auf gewohnte Weise vom deutschen Reich und vom Papst. Daher leistete er auch nicht der Einladung der Senatoren, sondern der Aufforderung des Papstes Folge und ließ Arnold auf einer Burg, wo er Zuflucht gefunden hatte und als Prophet verehrt wurde, aufheben und lieferte ihn aus. Arnold wurde dem päpstlichen Stadtpräfekten Petrus übergeben, der ein heftiger Gegner der Anhänger Arnolds, von denen er viel Unbill erlitten, und seiner Lehre war.

Nun erst wandte sich Friedrich nach Rom. Am 18. Juni 1155 rückte er in die Leostadt ein und wurde sofort in St. Peter gekrönt. Einen Angriff der Römer auf die Stadt wies er, jedoch nicht ohne Mühe, zurück. Bemerkenswert ist, daß Heinrich der Löwe ihm dabei die besten Dienste leistete. Der Moment ist bezeichnend als die Vereinigung der Vasallen und der Kirche mit dem Kaiser. Für den unglücklichen Demagogen und Propheten war nun kein Raum mehr in der Welt. Arnold von Brescia wurde gehängt, seine Leiche verbrannt, die Asche in den Tiber gestreut. Der Abt Gerhoh von Reichersberg beklagt seinen Tod. Er gehört zu den Geistern, die eine in der Stille gefaßte Idee ohne rechten Einblick in die Lage der Wirklichkeit durchzuführen streben. Dennoch bleibt er einer der merkwürdigsten Männer durch die Verknüpfung städtischer Parteiung mit dem Kampfe gegen das Papsttum. Er erlag seinerseits der Verbindung des Kaisertums mit dem Papsttum, die sich noch einmal durchgesetzt hatte. Von den Ideen Arnolds sind jedoch selbst

der Kaiser und seine Minister nicht unberührt geblieben; Friedrich hat später ähnliche Konsequenzen aus seinen Gedanken gezogen; nur praktisch konnte er sie nicht werden lassen.

Der Erfolg dieses ersten italienischen Zuges war doch nur gering. Rom hatte der Kaiser nicht erobert; unabhängiger als je war Wilhelm I. von Neapel; in Oberitalien herrschte nach Friedrichs Abzug Mailand vor; unter seiner Autorität wurde Tortona wiederhergestellt. Die Mailänder haben der Stadt eine Posaune von Erz geschickt, um ihre Einwohner zusammenzurufen, und eine Fahne, auf der Mailand durch die Sonne, Tortona durch den Mond repräsentiert war; denn von Mailand empfange Tortona Licht und Leben. Der Kaiser war entschlossen, allem diesem Widerstand ein Ende auf immer zu machen. Im Juli 1158 setzte sich ein ungleich größerer Zug in Bewegung mit dem entschiedenen Zwecke, die Autorität des Imperiums, die ausschließlicher als jemals auf Deutschland beruhte, in Italien wiederherzustellen. In diesem idealen Sinne faßte Friedrich sein Unternehmen, das aber damals wegen der Gewaltthätigkeit der Mailänder gegen die übrigen Städte, des Gegensatzes von Rom gegen den Papst, der Eigenmacht Wilhelms I. von Neapel, noch einen ganz anderen realen Sinn hatte.

Doch wäre es nicht möglich gewesen ohne die engste Verbindung der Parteien in Deutschland. Deswegen wurde Heinrich der Löwe jetzt wirklich in den Besitz von Bayern gesetzt; doch wurde Österreich ausdrücklich zu einem Herzogtum erhoben. Das unabhängige Machtverhältnis Österreichs zu Bayern wurde dadurch ausgedrückt, daß Heinrich an den Kaiser von den sieben Bannern, mit denen er belehnt war, zwei zurückgab, um damit den neuen Herzog zu belehnen. In dem sogenannten kleinen Privileg für Österreich von 1156, welches allein echt ist, sagt der Kaiser, der Herzog von Bayern habe ihm gegenüber auf die Mark Österreich verzichtet, die er dann an Markgraf Leopold als Herzogtum mit weitgehenden Vorrechten überträgt. Die Ansprüche Welfs VI. wurden auf Italien verwiesen, so daß auch dieses Haus ein Interesse an der Herrschaft des Reichs in Italien erhielt; Welf erscheint als Markgraf von Tuscien.

Mächtiger als je, mit vier starken Heerhaufen, brach der Kaiser 1158 in Italien ein, die Österreicher durch Friaul, der Kaiser über den Brenner, sein Neffe Friedrich über den Splügen, Berthold von Zähringen über den Bernhard. Später kamen auch Heinrich der Löwe und Welf. Ersterer brachte wohl ein ebenso großes Gefolge mit, als der Kaiser hatte. Die ganze Kraft des Reiches hatte sich aufgemacht, wie zu Lothars Zeiten, Italien zur Anerkennung seiner Oberhoheit zu bringen. Es ist zu begreifen, daß sich in Mailand namentlich das niedere Volk zum Kriege entschlossen zeigte — denn dessen politische Bedeutung hing davon ab —, weniger die vornehmen Stände. Doch hielt man nach kurzer Belagerung für gut, der drückenden Übermacht zu weichen und einen Vertrag zu schließen, dessen vornehmste Bedingungen darin bestanden, daß man die kaiserlichen Regalien anerkannte und sich im

voraus den Beschüssen unterwarf, die auf einer Reichsversammlung mit dem Kaiser vereinbart werden sollten. Die Mailänder zahlten außerdem Buße, stellten 300 Geiseln, von denen der Kaiser 50 über die Alpen mitnehmen durfte, und hierauf vollzogen sie demütigst ihre Unterwerfung: die Vornehmen mit bloßen Schwertern am Nacken, das Volk den Strick um den Hals, so fielen sie vor dem Kaiser nieder und huldigten ihm. Hierauf ward der größte Teil des Heeres entlassen. Man könnte sagen, der alte Gehorsam war hergestellt.

Dem Sinne Friedrichs, der auf eine prinzipielle Entscheidung ausging, entspricht es, daß er zu dem in Aussicht genommenen Reichstage in den roncalischen Gefilden auch einige Rechtslehrer aus Bologna beschied. Wie früher auf die Geschichte der Theologie und Philosophie, so müssen wir hier auf die Geschichte der Jurisprudenz einen flüchtigen Blick werfen. Aus jener ging im 12. Jahrhundert die Universität Paris hervor, d. h. aus der Schule einzelner großer Lehrer. Sie war eine Erweiterung jener Studien in den Klosterschulen, über das Trivium und Quadrivium hinaus, schloß sich aber diesen an. Wir berührten, wie Abälard diesen Studien und damit der hohen Schule selbst einen besonderen Schwung verlieh. In ähnlicher Weise ging aus der Jurisprudenz die Universität Bologna hervor; auch sie nicht etwa als Staatsanstalt, sondern aus freiem Lehrbetriebe. Man hat früher die Erzählung wiederholt, bei der Belagerung von Amalfi durch Kaiser Lothar seien die Justinianeischen Rechtsbücher, welche bisher ganz vergessen waren, erbeutet und von dem Kaiser der Stadt Pisa zum Geschenk gemacht worden, wobei dann zugleich dem römischen Recht Gesetzeskraft zugesprochen worden sei. Die Erzählung ist aber ein paar Jahrhunderte jünger und durchaus fabulos. In der That war das römische Recht nie in Vergessenheit geraten. Nur das möchte wahr sein, daß es sich in dem griechischen Italien besser erhalten hatte, als in dem lombardischen; eine frühere Schule findet sich in Ravenna.

Der Rechtslehrer nun, aus dessen Schule die Universität Bologna sich entwickelte, ist Irnerius; man hat ihn mit der Großgräfin Mathilde in Verbindung gebracht, die jedoch in Bologna nicht regierte. Sicherer ist, daß er im Gefolge Heinrichs V. erscheint und in bedeutenden Geschäften des Staats und Rechts gebraucht wurde (1113—1116). Er mag zur Zeit Lothars gestorben sein. Seine Glossen erstrecken sich über die meisten Teile der Justinianeischen Rechtsbücher. Nach ihm erscheinen die vier großen Doktoren von Bologna: Bulgarus, Martinus, Jacobus, Hugo. Sie sollen Schüler des Irnerius, Jacobus dessen Nachfolger gewesen sein. Doch ist das deshalb nicht wahrscheinlich, weil sie erst vierzig Jahre nach ihm erscheinen; vermutlich aber hat Irnerius eine Schule hinterlassen, aus der sie hervorgegangen sind. Bulgarus ist der berühmteste von ihnen, er erscheint unter dem Beinamen Goldmund. Von ihm stammt die älteste zusammenhängende Schrift aus der Glossatorenschule; es ist ein Kommentar zu dem Pandektentitel über

die Rechtsregeln. Martinus gehört dem Geschlecht der Gosi an; er führt den Namen Gesetzesfülle und erscheint als Nebenbuhler des Bulgarus; seine Glossen sind weniger zusammenhängend als die des erstgenannten. Jacobus erscheint als der antike Doktor; seine Schreibart wird als besonders rein gerühmt. Hugo wird bezeichnet als der vom Ravennater Thor.

Diese vier großen Doktoren nun wurden nach der Erzählung des Otto Morena von dem Kaiser herbeibeschieden, um der Wahrheit gemäß alle die Regierungsrechte, die ihm im Lombardenlande zukämen, zu bezeichnen. Die Doktoren weigerten sich, dies allein zu thun, und forderten den Beirat von Richtern aus den lombardischen Städten; deren wurden ihnen achtundzwanzig beigesellt. Es hat oft zu einem Seitenblick auf das römische Recht gedient, als ob es die knechtische Gesinnung begünstige, daß die Doktoren hier für den Kaiser waren. Im Gegensatz hiezu hat Savigny bemerkt, daß hier von Fragen des römischen Rechts beinahe gar nicht die Rede war. Unleugbar ist indes, daß die spekulative Entwickelung der Theologie, indem sie sich dem Papsttum entgegensetzte, eine politische Wirkung zu Gunsten der öffentlichen Freiheit hatte, die juridische Wissenschaft dagegen die Macht des Kaisertums in seinem Gegensatz gegen Papsttum und Bürgertum begünstigte.

Genug, dem Kaiser wurden durch einen sehr autorisierten juridischen Ausspruch auf der Versammlung zu Roncaglia die Regalien, welche an die städtischen Kommunen übergegangen waren, zugesprochen; es sei denn, sie wären einzelnen Städten durch besonderes Privileg überlassen worden. Der Kaiser ward anerkannt als die gesetzgebende Instanz; es ist die Idee der von dem Volke dem Kaisertum übertragenen Gewalt. Was der Kaiser durch Edikt oder Reskript oder auch mündlich festsetzt, das, lehrten sie, sei Gesetz. Diese Lehre wendeten sie auf das damalige Kaisertum an. Friedrich selbst faßte das große Problem ins Auge, Autorität und Freiheit miteinander zu verbinden. Im besten Geiste der Monarchie sprach er aus: er wolle ein gesetzlich begründetes Imperium haben, um jedermann bei seiner Freiheit zu erhalten. Aber offenbar ist es doch, daß er den Schwerpunkt in seine Autorität legen wollte. Nicht allein die Forderung der Regalien ist es, was die Gärung veranlaßte, sondern eben dies Prinzip, welches gerade in seinem Verhältnis zu Mailand erscheint. Die Abkunft bei dem Frieden mit Mailand war gewesen, daß die städtischen Obrigkeiten frei gewählt, aber vom Kaiser belehnt werden sollten. In Roncaglia aber wurde beschlossen, daß der Kaiser die Obrigkeit ernennen sollte, unter Beistimmung des Volkes; eine leichte Abwandlung, welche aber die ganze Differenz in sich schließt.

So entfaltete das Kaisertum auf dem Tage von Roncaglia noch einmal allen seinen Glanz. Aber bei der Ausführung dieser Beschlüsse, namentlich bei der Ernennung der Obrigkeiten, zeigten sich nun unermeßliche Schwierigkeiten. Der Kaiser schickte einige der vornehmsten Fürsten, um die neuen Einrichtungen durchzuführen. Auch die Einkünfte des Mathildischen Hausgutes, welche Welf gehörten, ließ er wieder sammeln, um sie an Welf zurück-

zugeben. Der Kaiser und die Welfen hätten so ihre Macht in Italien vereinigt. Das aber erweckte nun den größten Widerstand. Der Forderung der Regalien hätten sich die Mailänder vielleicht gefügt, aber jene Änderung in der Besetzung der Obrigkeiten setzte sie in Wut. Hier wie in den meisten anderen Städten wurden die Kommissarien, welche unter dem Namen Podestà erscheinen, zurückgewiesen. Denn, wie wir sahen, hierdurch wurde das eigentümlichste Moment ihrer Verfassung verletzt. Abgesehen von den Nebensachen: auf der einen Seite stand die kaiserliche Autorität, die sich auf das alte Herkommen des römischen Rechts und den Begriff der Gewalt stützte, wie sie damals ausgebildet worden war, zwar keine Unterwerfung forderte, aber auch keine völlige Freiheit zugestand; auf der anderen Seite die städtische Unabhängigkeit, die durch den Gang der Dinge ein starkes plebejisches Element in sich aufgenommen hatte.

Hierüber mußte es nun zum Kampfe kommen. Gleich bei dem ersten Versuch in Mailand erhob sich ein populärer Tumult. Friedrich leitete ein Verfahren ein, welches mit einer neuen Ächtung der Stadt endigte. An dem Tage dieses Beschusses aber griffen die Mailänder die kaiserliche Burg Trezzo an, in welcher der Schatz aufbewahrt wurde, und nahmen sie mit Gewalt (16. April 1159). Mit welcher Wut der Kampf entbrannte, sieht man daraus, daß man dem Kaiser selbst zu Leibe gehen wollte. An einem der schönsten Punkte der Adda, wo er sein Gebet verrichtete, geschah der Versuch, ihn in die Flut zu stürzen, dem er nur mit Mühe entging. So gewaltsam entbrannte dieser Krieg. Die Städte sahen dem Äußersten ohne Schrecken ins Auge: nächst der Freiheit sei das schönste, für die Freiheit zu sterben.

Zuerst griff der Kaiser Crema an. Nach hartnäckigem Widerstande mußte es sich überliefern (27. Januar 1160). Otto Morena beschreibt sehr gut, wie die Einwohner, welche nur soviel mit sich nehmen durften, als sie selbst tragen konnten, vor Wut murrten, aber zum Teil doch auch wieder zufrieden waren, daß man ihnen das Leben gelassen hatte. Hierauf ward das gewaltige Mailand eingeschlossen. So groß sie auch war, so wußte man doch der Stadt alle Lebensmittel abzuschneiden. Durch den äußersten Mangel sah sie sich dann endlich genötigt, sich zu ergeben und um Gnade zu flehen. Am 1. März 1162 erschienen die Einwohner vor dem Kaiser in Lodi. Der Kaiser erklärte, daß er Milde und Gerechtigkeit vereinigen wolle. Die Milde war, daß er den Schuldigen das Leben schenkte; die Gerechtigkeit, daß er ihre Mauern zerstörte. Die Stadt ward geradezu aufgelöst. In vier Flecken sollte sie verteilt werden. Wenn nicht alles vertilgt ward, so hatte man das nur der Rücksicht auf einige Kirchen zu danken. Die Mailänder wurden wie Zinsleute auf erobertem Gebiet behandelt. Die Cremenser behielten nur den dritten Teil ihrer Einkünfte, gleich als wäre der Kaiser Herr derselben. Friedrich hielt dann ein prächtiges Fest zu Pavia, wo er seine Krone trug, die er nie wieder zu tragen gelobt hatte, wenn er nicht vorher Mailand über-

wältigt habe. Auf ähnliche Weise wurden Brescia und Piacenza unterworfen. Friedrich war es um die vollkommene Durchführung eines großen Prinzips, der Erneuerung des Imperiums, zu thun.

In dieser Fülle der Macht geriet nun aber der Kaiser aufs neue mit dem Papsttum in Konflikt. Es geschah schon dadurch, daß der Kaiser auch Rom als eine Stadt des Reiches wie die übrigen zu behandeln vorhatte. Er war mit den Römern, die ihm jetzt Boten sandten, in ein Verhältnis getreten. Auch dort wollte er seine Autorität geltend machen. Zwischen den Ansprüchen beider Gewalten war ein nicht zu vertilgender prinzipieller Gegensatz, der jeden Augenblick hervortrat. Wie das Papsttum fortwährend neue Rechte, auf einen idealen Grund sich beziehend, geltend machte, so konnte das am Ende auch das Kaisertum. Der merkwürdige Gegensatz ist unter anderem darin ausgesprochen, daß der Kaiser über das Gesetz, der Papst über das Gericht erhaben zu sein behauptet: jener der oberste unbedingte Gesetzgeber, dieser der oberste Richter über alle. Der Kaiser erhob sich in verletztem Selbstgefühl, als der Papst das Wort Beneficium von seinem Verhältnis zum Kaisertum brauchte. Der Papst mußte das Wort, welches zweideutig lautete, in unschuldigem Sinne erklären. Die lombardischen Städte haben immer behauptet, von Hadrian IV. in ihrem Widerstande bestärkt worden zu sein.

Wahrscheinlich wäre es schon zwischen dem Kaiser und diesem Papst zum Kampf gekommen; allein Hadrian starb (1159, 1. September zu Anagni), und nach seinem Tode trat eine streitige Papstwahl ein. Es gab eine mächtige kaiserliche Faktion unter den Kardinälen, aber eine noch mächtigere antideutsche. Bei der Wahl kam es zwischen den beiden Kandidaten gleichsam zu einem Handgemenge. Dem antikaiserlichen Kardinal Roland sollte eben der Purpurmantel angelegt werden, als der kaiserliche, Octavian, herbeistürzte und ihm denselben von den Schultern riß. Dieser wurde zunächst als Viktor IV. in Rom ausgerufen, der andere in Ninfa als Alexander III. geweiht. Der Kaiser sah darin eine Gelegenheit, seine Macht auch über das Papsttum, wenigstens indirekt, auszudehnen. Er forderte die Päpste auf, sich vor einem Konzil zu stellen, welches er berief. Er nahm Anlaß, ein altes Recht des Kaisertums, das Recht, Konzilien zu halten und über das Papsttum zu richten, wieder in Erinnerung zu bringen. Er setzte also eine Kirchenversammlung in Pavia an und berief dazu, wie er in seinem Schreiben sagt, alle Bischöfe von England, Frankreich, Ungarn, Dänemark und seinem eigenen Reich. Welchen Begriff er von seiner Würde hatte, zeigen die Worte: es sei genug an Einem Gott, Einem Papst, Einem Kaiser; und nur Eine Kirche dürfe es geben.

Da ich es einmal wage, die Handlungen Friedrichs zu beurteilen, d. h. lediglich vom Standpunkte der Historie, inwiefern seine Ideen von den bisherigen abwichen, so finde ich, daß er hierin ganz zu Werke ging wie gegen die Städte. Von jeher waren die kirchlichen Streitigkeiten durch den Kaiser

und ein ihm assistierendes Concilium entschieden worden; seit Otto I. war dadurch unendlich viel erreicht worden; allein niemals hatte doch noch ein deutscher Kaiser die Bischöfe aller anderen Reiche ebenfalls berufen. Die Abweichung Friedrichs lag darin, daß er sich dieses Recht herausnahm. Er blieb nicht bei dem Herkömmlichen stehen, sondern er erweiterte seine Forderung auf der Grundlage seiner idealen Auffassung der kaiserlichen Rechte zu einer ganz allgemeinen. Möglich wäre es gewesen, diesen Anspruch zu behaupten, gewiß aber nur nach vorläufiger Übereinkunft mit den Fürsten. Das Concilium war aus allen Teilen des Reiches, diesseit und jenseit der Alpen, besucht. Der Kaiser überließ den Geistlichen die Beratung. Sie erklärten sich für Viktor, der Kaiser sprach zuletzt und nahm ihn an (Februar 1160). So verstand er das Imperium, so wollte er es handhaben. Allein offenbar kam hier die ganze Streitigkeit mit dem Papsttum in ein völlig neues Stadium. Der Kaiser mit seinem Concilium wollte die Obedienz von ganz Europa entscheiden. Es versteht sich, daß er dabei Widerstand fand. Salisbury drückt den Streitpunkt ganz gut aus: wer, sagt er, hat die Deutschen zu Richtern über die Völker eingesetzt? Man dürfte wohl sagen: das war ihr Anspruch. Da sie den Kaiser setzten, so wollten sie auch über die anderen Nationen ein Vorrecht haben. Eben darum aber fanden sie auch bei den übrigen Nationen Widerstand. In Frankreich und England waren indessen durch die normännische Einwirkung ganz andere Entwickelungen vor sich gegangen, welche einen Gegensatz wider das deutsche Element involvierten.

Von den Päpsten unterwarf sich nur der eine, begünstigte, Victor; der andere, Alexander III., erklärte, der Papst solle berufen, nicht berufen werden; richten, nicht gerichtet werden. Er wolle nicht die Kirche in eine neue Sklaverei stürzen. Zunächst behielt Viktor in Italien die Oberhand. Er hielt ein Konzil in Lodi; die Römer datierten ihre gerichtlichen Akten nach Jahren seines Pontifikats. Indessen flüchtete Alexander III. nach Frankreich. Er fand hier hauptsächlich deshalb Beifall, weil die westlichen Nationen dem Kaiser die Oberhoheit über Europa, die in der Entscheidung über das Papsttum lag, nicht zugestehen wollten. Besonders Ludwig VII. machte sich zum Interpreten dieser Gesinnung, zumal nachdem eine Versammlung in Toulouse sich für Alexander erklärt hatte. Alexander fand eine sichere Zuflucht in Frankreich. Ludwig VII. hatte einmal den Gedanken, auf einer Zusammenkunft mit dem Kaiser durch Schiedsrichter den Streit über den wahren Papst entscheiden zu lassen; aber Alexander verhinderte dies, und Ludwig bezeigte ihm eine sehr große Verehrung. Für den König von Frankreich hatte es insofern noch ein anderes Interesse, sich an diesen Papst zu halten, als sein übermächtiger Vasall, König Heinrich II. von England, der sich anfangs ebenfalls für Alexander erklärt hatte, nach und nach mit demselben in Konflikt geriet. Es beruhte das auf den Irrungen Heinrichs mit dem Erzbischof Thomas Becket, auf die wir noch besonders zurückkommen werden. Die Sache Heinrichs II. und des Kaisers war dann ziem-

lich dieselbe. Für einen Augenblick näherte sich das Reich von England der kirchlichen Politik des deutschen; sie bildeten gleichsam eine germanische Partei, die streng papistische Idee war mehr die romanische; doch war sie zugleich die der sich entwickelnden popularen Freiheit. Deshalb hatte Alexander III. auch die lombardischen Städte, die dem Kaiser Widerstand leisteten, auf seiner Seite. Es war auch hier nicht eine bloße Faktion, sondern eine große Idee. Dem Gedanken der Unabhängigkeit der europäischen Reiche stellten sich die Städte zur Seite mit ihrem Streben nach einer auf freier Wahl beruhenden, bis auf einen gewissen Grad autonomen Verfassung. Aus der Tiefe des europäischen Lebens erhoben sich mächtige Bestrebungen, welche sich der Idee des Kaisers, das römische Imperium und dessen Rechte zu erneuern, widersetzten.

Nach einer Zusammenkunft des Papstes mit dem König von Frankreich (1161), wo die Gesuche Friedrichs schon kein Gehör fanden, ward ein Konzil zu Tours gehalten (1163), auf welchem nach den römischen Berechnungen 124 Bischöfe und 414 Äbte zugegen waren. Diese erkannten Alexander an. Auf Bernhards Spuren war der ganze Orden der Cistercienser; auch die Karthäuser, die damals emporkamen, waren für Alexander. Aber der Kaiser gab darin nicht nach. Nach dem Tode Viktors (1164) erwählte die kaiserlich gesinnte Partei, zwei Kardinäle mit einer Anzahl anderer Geistlicher unter der Leitung des kaiserlichen Kanzlers Rainald von Dassel, einen neuen Papst, Paschalis III., ohne auf Alexander Rücksicht zu nehmen. Und nicht ganz ohne Hoffnung war der Kaiser, da eben jetzt die Streitigkeiten zwischen Thomas Becket, welcher die Ideen Alexanders hartnäckig verfocht, und dem Könige von England den letzteren offen auf seine Seite brachten.

Aber in Rom wurde nun die entgegengesetzte Partei, wohl infolge des mächtigen Rückhalts, den sie in Europa hatte, und der Hülfe, die sie von Sicilien her erhielt, immer mächtiger. Im Jahre 1165 wurde Alexander, von Salerno her kommend, von König Wilhelm I. in Rom eingeführt. Dieser großen Opposition gegen das deutsche Kaisertum schloß sich auch der griechische Kaiser Manuel an; er wünschte selbst das römische Kaisertum zu erlangen, wogegen die griechische und römische Kirche vereinigt werden sollten. Auf einmal sah sich Kaiser Friedrich in einen höchst gefährlichen Kampf verwickelt; aber er war entschlossen, ihn zu bestehen. Und er hatte auch das Reich der Deutschen für sich. Auf einem großen Reichstag in Würzburg schwuren, besonders auf Veranlassung des kaiserlichen Kanzlers Rainald, erwählten Erzbischofs von Köln, Kaiser und Fürsten, weder Alexander III. noch jemals einen von dessen Partei gewählten Papst anzuerkennen. Sogar kein Kaiser sollte gewählt werden, welcher nicht ebenso zu verfahren verspreche. Mit harten Verpflichtungen ward dieser Schwur eingeschärft. Einen Beigeschmack von Gewaltsamkeit hatte dieser Beschluß allerdings auch in Deutschland. Zwei der mächtigsten Prälaten, Salzburg und Mainz, traten ihm nicht bei. Aber das hinderte nicht, daß nicht der Kaiser wieder ein stattliches Heer zu seinen Diensten gehabt hätte. Welche Gesinnung ihn belebte, zeigte er da=

durch, daß er Karl den Großen durch seinen Papst heilig sprechen ließ. Diese Art der kirchlichen Verfassung, mit dem Übergewicht des Kaisertums, war sein Ideal.

Im November 1166 brach der Kaiser auf, um den Papst Alexander zu verjagen. Aber schon regten sich unter seinen Augen die lombardischen Städte gegen ihn. Dieselben waren mißvergnügt über die Bedrängnisse, die sie mehr durch die Gewaltthätigkeit der kaiserlichen Beamten, als infolge der Gesetze ausstehen mußten. Es hatte sich hier jener Zustand gebildet, wo eine ganze Nation als besiegt betrachtet und mit Gewalt im Zaum gehalten werden muß. Man hat es dem Kaiser zum Vorwurf gemacht, daß er dies nicht abstellte. Allein er würde eher gefürchtet haben, dadurch an den Rechten des Reiches zu verlieren, nachdem er so weit gekommen war. Dem gegenüber zogen die Lombarden in Betracht, daß, wenn der Papst abermals geschlagen werde, sie keine Hülfe mehr gegen die Gewalt, die über ihnen lag, finden würden. Was sie besonders anreizte, war die Festigkeit der kaiserlichen Regierung, ihr methodisches und strenges Verfahren gegen jeden Widerstrebenden. Früher sei der kaiserliche Zug wie ein Sturmwind vorübergezogen; jetzt behandle man Italien wie ein erobertes Land und schreibe das Recht des Eigentums dem Kaiser selbst zu.

Indem nun die kaiserlichen Statthalter bei der wachsenden Gärung neue Geiseln einzogen, kamen die Abgeordneten von Cremona, Brescia, Ferrara, Mantua in Pontida zusammen (April 1167). Ich denke wohl, daß das im Zusammenhang steht mit der Vereinigung Venedigs mit den ihm zunächst gelegenen Städten, Padua, Treviso, die unter dem Einfluß des Kaisers Manuel geschlossen war. Es ist auch wieder eine Einwirkung des oströmischen Reichs gegen das weströmische, eine Folge der im Morgenland geschehenen Entzweiung, welche uns hier entgegentritt. Der Beschluß der Lombarden war, dem Kaiser nicht mehr zu leisten, als was ihm nach dem Tode Heinrichs V. geleistet worden sei, und ihm mit Gewalt zu widerstehen, wenn er mehr fordere. Sie stellten Mailand wieder her, das sich ihnen anschloß, nötigten Lodi, ihnen beizutreten, und nahmen, wie einst, den Schatz des Kaisers in Trezzo.

Noch brach darüber der Krieg jedoch nicht aus. Der Kaiser hatte die mittelitalienischen Städte Faenza, Bologna u. a. auf seiner Seite; er meinte noch allen Widerstand in Oberitalien erdrücken zu können, wenn er demselben nur die Hülfe der Griechen und des Papstes entziehe. Friedrich wandte sich deshalb zuerst gegen Ancona, das der Kaiser Manuel eingenommen hatte, und zwang die Stadt, ihm Geiseln zu stellen. Dann erhob er sich gegen Rom. Hier hatten indessen die beiden Erzbischöfe Rainald von Köln und Christian von Mainz — der an die Stelle des renitierenden gesetzt worden war — mit einem auserwählten Heer und in Verbindung mit dem Grafen von Tusculum die Römer, welche diese Stadt angreifen wollten, vollkommen geschlagen. Die Römer sollen zwanzig gegen einen Deutschen gewesen sein, aber die beiden tapferen Erzbischöfe behielten den Platz (29. Mai 1167). Sie

eroberten in blutigem Kampf die Leostadt. Der Kaiser selbst erschien, führte seinen Papst ein und ließ seine Gemahlin krönen (1. August 1167). Alexander entfloh, die Stadt Rom bequemte sich zu einem Frieden, in welchem sie dem Kaiser Treue und Verteidigung seiner Regalien schwur, wogegen er den Senat anerkannte und belehnte.

So war die Hauptsache gelungen, und der Kaiser rüstete sich nun zu der Erneuerung des Kampfes gegen die Lombarden. Da ward sein blühendes Heer, ohne Zweifel das streitbarste, das es damals gab, von der Hand des Schicksals getroffen. Eine Seuche brach aus, welche die Stadt betraf wie das Heer, aber dieses so gut wie vernichtete. Binnen sieben Tagen verlor das Heer seine besten Helden, seine Führer, darunter auch Rainald von Dassel, die vornehmste Stütze der kaiserlichen Politik. Friedrich meinte die Hand Gottes zu erkennen; er ward irre an seinem Stern, aber seine Sache gab er darum nicht auf. Auf dem Wege verfolgte ihn die Pest, die Lombarden konnte er jetzt nicht mehr mit Nachdruck angreifen. Dabei blieb er aber seines Sinnes. In Pavia sprach er die Acht über die Städte aus; sie antworteten damit, daß sie nun erst ihren Bund umfassend befestigten. Die früher mit Venedig verbündeten Städte und alle die anderen schlossen ein Bündnis, an dessen Spitze Venedig stand, das von allen beschworen werden sollte. Sie wollten in Krieg und Frieden gemeinschaftliche Sache machen und keine Leistungen als die gewohnten, gewähren. Es ist fast wie eine Übertragung ihrer städtischen Verfassung auf ein großes Bündnis. Der Kaiser fühlte, daß er dieser Bewegung nicht gewachsen war, und verließ Pavia. Aber nur unter großen Gefahren entkam er. Sie trachteten ihm ganz offenbar nach dem Leben. Nur mit wenigen Begleitern ist er entronnen.

Auch Bologna gehörte jetzt zu dem lombardischen Bunde. Sonderbar ist die Stellung Venedigs. Es ist mit den benachbarten Städten gegen den Kaiser verbündet, aber zugleich unterstützt es doch den Angriff der Deutschen auf Ancona', das zu den Byzantinern hielt. Nur eben das eigene, große, ostitalienische Interesse wollten die Venezianer aufrecht erhalten. So widersprach auch Alexander allen Anträgen Manuels. Der Geist der abendländischen lateinischen Christenheit beherrschte sie auch in ihren inneren Fehden. Noch einmal schien sogar ein Ausgleich zwischen Kaiser und Papst erreichbar. Im Jahr 1168 war Paschalis III. gestorben, und es schien nun möglich, den Kaiser und Alexander zu versöhnen. Auch ist darüber, besonders durch den Cistercienserorden, dem die Einheit der Kirche am Herzen lag, verhandelt worden. Die Bedingungen, die man gegenseitig gemacht hat, kennen wir nicht. Was darüber gesagt wird, schwebt alles in der Luft. Indes war bereits ein Nachfolger Paschalis' III. in Calixtus III. gewählt worden. An diesem hielt der Kaiser aufs neue fest.

Ehe sich Friedrich in einen neuen Kampf stürzte, hielt er für notwendig, die Zukunft seines Hauses zu sichern. Auch für dieses sein Bestreben war der Feldzug von 1167 von großer Bedeutung dadurch, daß einige Fürsten

darin umkamen, über deren Erbe nunmehr zu verfügen war. Der Neffe Friedrichs, Herzog von Schwaben, war einer von ihnen; der Kaiser gab das Herzogtum bei seiner Rückkehr seinem eigenen Sohne, in dessen Namen er selbst es verwaltete; das Herzogtum Franken und die damit verbundenen Erbgüter gab er seinem dritten Sohne Konrad. Aber das vornehmste war, daß auch Welf VII. auf dem Zuge umgekommen war und dessen Vater Welf VI., der nun für keinen Sohn mehr zu sorgen hatte, sich im Gegensatz gegen seine eigene Familie auf das engste an die Hohenstaufen anschloß. Die Welfen hatten einen ausgedehnten Hausbesitz in Schwaben, Bayern, Tirol, Schweiz und Graubünden; sie hatten die Erbgüter der Großgräfin, die Kaiser Lothar Heinrich dem Stolzen verschafft hatte, die Markgrafschaft Tuscien, selbst Spoleto und Sardinien, womit der Kaiser selbst sie belehnt hatte. Welch eine umfassende Stellung von Hausmacht hätte es nun Heinrich dem Löwen gegeben, wenn er dies alles einmal zu seinem sächsischen Besitz hinzu erworben hätte! Aber ebenso wichtig war es bei der Direktion Friedrichs auf Italien für diesen. Nun wandte sich Welf an den Kaiser und überließ ihm alle seine Lehen in Italien und dann sogar seine Allodien, die er in Lehen verwandelte und so auf Lebenszeit wiederbekam.

In diesem Verfahren lernt man einen eigensinnigen Alten recht kennen, der sich von seinen nächsten Angehörigen beleidigt glaubt und sich einem anderen zuwendet. Tuscien, Spoleto, Sardinien nahm der Kaiser sofort als Reichslehen von Welf VI. und setzte deutsche Ritter daselbst ein, ebenso in Este. Aber natürlich mußte das bei Heinrich dem Löwen böses Blut erregen. Die Formen freilich waren so gut beobachtet, daß er nichts dagegen machen konnte. Dazu kamen noch andere Umstände. Man behauptet, Friedrich habe früher Heinrich dem Löwen das Kaisertum zuzuwenden versprochen. Er hätte, ehe er selbst Söhne hatte, erst seinen Neffen, dann eben Heinrich den Löwen als seinen Nachfolger genannt. Das mochte sein, da sie jung und Waffenbrüder waren. Da sie nun aber beide Kinder hatten, so entschloß sich der Kaiser, ohne andere Rücksicht für seine eigenen Nachkommen zu sorgen. Er ließ seinen neunjährigen Sohn Heinrich zum künftigen König ernennen (August 1169). Das Kind wurde in Aachen gekrönt und zwar von einem Erzbischof, der sein Pallium von Paschalis erhalten hatte, Pilipp von Köln. Es war dann von einer Vermählung dieses Prinzen mit einer Tochter des Kaisers Manuel die Rede.

Zukunftspläne, wie man sie faßt, von mancherlei noch ungewisser Vorbedeutung; vorerst aber forderte die Gegenwart ihr Recht. Denn indessen erneuerten die Lombarden ihr Bündnis; nur Crema, Pavia und Cremona hielten sich fern. Im März 1172 stellte der Kaiser den Fürsten vor, daß die Pest der Treulosigkeit, mit der sich Italien befleckt habe, Griechenland und Sicilien an sich zu ziehen suche. Doch ward der Reichskrieg erst auf zwei Jahre später anberaumt. Denn indes war noch Polen zu bekämpfen und manche innere Verwirrung zurückzuschlagen. Auch war damals die Teil-

nahme lange nicht so eifrig wie früher. Vor allem: als der Kaiser sich nun 1174 nochmals nach Italien wandte, konnte er auf jene welfische Hülfe nicht mehr zählen; auch gingen die Sachen nicht mehr in der alten Weise. Nachdem Erzbischof Christian sich nicht ohne Glück in Toscana geschlagen, hatte er doch Ancona vergebens belagert (1174). Die Italiener wagten noch einmal das Äußerste, um sich zu verteidigen. In Ancona sollen die Frauen ihren Männern angeboten haben, sie selbst zu schlachten und ihr Fleisch zu essen: so hoch war die Hungersnot gestiegen. Allein in der äußersten Not erschien lombardische Hülfe. Das einzige mal, daß man einmütig und entschlossen war.

Im Juli 1174 überstieg nun der Kaiser selbst mit seinem Heere die Alpen über den Mont Cenis. Die Italiener hatten ihm eben damals ein neues Bollwerk entgegengesetzt, eine neue Stadt, die sie dem Papst zu Ehren Alessandria nannten. Diese zunächst griff der Kaiser an, aber er fand einen ähnlichen Widerstand, wie Erzbischof Christian vor Ancona. Otto von St. Blasien läßt den ausharrenden Mut, mit welchem sich die Bürger dem Kaiser widersetzten, alle Gerechtigkeit widerfahren. Sie bestanden den Angriff mit jenem Geist städtischer Tapferkeit, der sie überhaupt beseelte. Einen Angriff, der am grünen Donnerstage, einem sonst heiligen Tage, unternommen wurde, wehrten sie im letzten Augenblicke siegreich ab, sie machten Ausfälle; Glück und Verstand begünstigten sie. Es war eine militärische Kolonie, welche das festeste Band des Städtebundes war, da alle zu ihr gehörten. Und in der That kam dann noch zu rechter Zeit Entsatz. Ein lombardisches Heer rückte heran: es schien, als sollte es unmittelbar zur Entscheidung in einer Schlacht kommen. Friedrich war genötigt, die Belagerung aufzuheben. Aber als ihm die Lombarden im offenen Felde begegneten, erschraken sie doch. Es war beiden genehm, einen Waffenstillstand zu schließen; gemeinschaftlich gewählte Schiedsrichter sollten den Streit entscheiden (April 1175). Allein wie wäre da eine Vereinbarung möglich gewesen? Die Lombarden forderten Abschaffung der roncalischen Beschlüsse, Freiheit der Wahlen und nur gelegentliche Leistungen. Der Kaiser wollte höchstens die Ausführung jener Beschlüsse ermäßigen.

Es kam dann noch zu manchen Konferenzen zwischen den kaiserlichen Bevollmächtigten, den Abgeordneten der Städte und den päpstlichen Legaten. Aber schon fühlten sich diese letzteren, die zugleich im Bunde mit dem griechischen Kaiser und dem König von Sicilien standen, als die Stärkeren. Ihre Forderung war: Anerkennung Alexanders III., Verzichtleistung auf die Ernennung der städtischen Obrigkeiten. Dagegen wollten die lombardischen Städte weiter nichts leisten, als das Fodrum bei einem feierlich erfolgenden Zuge nach Rom. Die Lombarden wurden um so ungestümer, als der Kaiser einen Teil seines Heeres entlassen hatte. Der Kaiser konnte darauf nicht eingehen, ohne seine Stellung aufzugeben, was er nicht wollte. Alles hing davon ab, daß er neue Hülfe bekam. Bei wem aber konnte er sie finden, als bei den alten Verbündeten?

Ohne eine Vereinigung der deutschen Parteien war in Italien nie etwas erreicht worden. Diese war auch jetzt schlechthin vonnöten. Des Kaisers Sendboten durchzogen Deutschland, um ein neues Aufgebot zustande zu bringen. Auch im Reich war besonders Erzbischof Philipp von Köln dafür thätig. Wie die Altvordern, so müsse man sich anstrengen, die Majestät des römischen Reiches zu erhöhen! Die große, alles entscheidende Frage war nun aber, ob Friedrich Heinrich den Löwen für sich haben würde; nicht einmal ausschließlich wegen der effektiven Hülfe, sondern weil dessen Name an sich die Macht des Kaisers vermehrte.

Wir sahen, daß die ganze Stellung Friedrichs von Anfang an auf seinem Verhältnis zu den Welfen beruhte. Nun war aber die Verbindung zwischen Hohenstaufen und Welfen nicht allein den ersten, sondern auch den letzten zugute gekommen. Heinrich der Löwe hatte während der italienischen Kriege des Kaisers minder berühmte, aber noch wirksamere gegen die Slaven geführt. Jetzt waren sie alle bezwungen: in Wagrien, Mecklenburg, Pommern und Brandenburg. König Waldemar von Dänemark hatte im Jahre 1168 den letzten Götzen der Slaven, Swantewit, zu Arcona auf Rügen gestürzt. Da alle diese Eroberungen mehr oder minder von Heinrich dem Löwen abhingen, so besaß er eine unermeßliche Macht. Er hatte ein Gebiet, wie nie ein anderer Vasall in Deutschland, und genoß eines großen Namens. Bei seiner Wallfahrt nach Jerusalem, von der er eine Anzahl von Kleinodien zurückbrachte, hatte er sich der besten Aufnahme bei dem Seldschukensultan Kilidsch Arslan II. von Iconium zu erfreuen, der ihn mit reichen Geschenken entließ. Ein Denkmal dieser Zeiten ist der Dom zu Braunschweig, dem die mitgebrachten Reliquien größtenteils überlassen wurden. Die alten Gegner in Saschen wurden dann nochmals niedergeworfen und zum Frieden genötigt. Heinrich war an territorialer Macht dem Kaiser ohne Zweifel gleich. Da erschienen nun die kaiserlichen Boten auch in Sachsen mit der Aufforderung zur Hülfe. Sollte er ihr folgen oder sich dem Kaiser entgegensetzen? Weder in Sachsen noch in Bayern richtete der kaiserliche Aufruf etwas aus. Noch waren sie keine Feinde, aber Freunde in dem Stadium, wo sie sich voneinander zu sondern beginnen.

Man könnte vielleicht argwöhnen, als sei Heinrich mit den Italienern oder mit Alexander III. einverstanden gewesen. Beweise dafür finden sich nicht. Ich glaube es nicht; denn eben die Bischöfe, die auf Alexanders Seite standen, wie Ulrich von Halberstadt, waren seine vornehmsten Feinde. Der Blick Heinrichs des Löwen war nur auf das nächste gerichtet. Ihn verdroß das Verhältnis des Kaisers zu Welf; er hatte sein Augenmerk auf Goslar geworfen, das mit seinen Bergwerken sehr wichtig für ihn gewesen wäre. Für die Verluste seines Hauses hatte er diese Stadt von dem Kaiser gefordert, doch hatte ihm dieser es abgeschlagen. Er war darüber aufgebracht und verstimmt. Aber der Kaiser hoffte noch, ihn persönlich auf seine Seite herüberzuziehen, und zwar durch eine Zusammenkunft. Wir haben nur zweifelhafte

Nachrichten darüber, so daß man in neuerer Zeit das Faktum geleugnet hat. Die Sache selbst aber ist unleugbar; sie wird von den Chronisten bezeugt, welche zu den besten gehören, wie Otto von St. Blasien. Nur sind die Nachrichten, die man findet, sehr widersprechend.

Nach dem Bericht Ottos von St. Blasien setzt man die Zusammenkunft gewöhnlich nach Chiavenna am Comer See; doch findet sich auch eine Nachricht, sie habe in Partenkirchen stattgefunden, an der großen Alpenstraße, die noch von den Römerzeiten her die vornehmste Kommunikation bildete. Eine dritte Notiz scheint dies zu bekräftigen, in welcher es heißt, der Kaiser sei nach Deutschland herübergekommen. Aber gerade diese Darstellung bei Arnold von Lübeck ist die fabuloseste von allen. Da wird dem Kaiser eine lange Rede in den Mund gelegt, in der er den Herzog bei seiner alten Freundschaft und Blutsverwandtschaft beschwört, ihm zu Hülfe zu kommen und zwar in Person, und da dieser sich weigert, ihm zu Füßen fällt, worauf der Herzog, bestürzt über die Ehre, die ihm der Herr der Welt erweise, Friedrich aufgehoben habe. Nach Arnold rief ihm dann der Truchseß zu: die Krone, die zu seinen Füßen liege, werde bald auf seinem Haupte sitzen; die Kaiserin aber fiel ein: der Kaiser möge dessen eingedenk sein, wie Gott dessen gedenken werde. Das ist nun alles sehr anmutsvoll, aber doch sehr ausgeschmückt. Doch wird die Zusammenkunft selbst dadurch nicht zweifelhaft. Es kommt damit überein, daß wir genau unterrichtet sind, daß eben in dieser Zeit — Ende Februar und Anfang März 1176 — Heinrich der Löwe in Bayern sich aufhielt, erst in Burghausen, dann in Ranshofen. Dazu stimmt am besten, daß die Zusammenkunft in Partenkirchen gewesen wäre; dennoch bin ich mehr für Chiavenna, wie Otto von St. Blasien es erzählt. Auch er berichtet, Friedrich habe Heinrich flehentlicher gebeten, als es der kaiserlichen Majestät gezieme.

Von welthistorischer Wichtigkeit war die Zusammenkunft dieser beiden grundverschiedenen deutschen Fürsten. Friedrich war ein Mann von Schwung, Idealität und Hingebung. Er lebte in großer Weltübersicht und verfolgte ein ideales Ziel der höchsten Macht. Dabei war er zwar unerbittlich gegen seine Widersacher, aber übrigens voll von menschlicher Güte. Oft überzieht sich ihm die Wange mit Schamröte. Nicht so sehr aus Selbstsucht, sondern weil es ihm großartig schien, ergriff er jene Form des Kaisertums so lebhaft. Darum ließ er Karl den Großen heilig sprechen; er setzte etwas darein, daß der griechische Kaiser sich Kaiser von Neurom nannte. Er baute gern, wie alle Menschen, die der Zukunft vertrauen. Ein solches Paktieren in einem solchen Augenblick verschmähte er. Sonst liebte er persönlich die Einfachheit. Er erschien im schlichten Hauskleid. Auf der Jagd spannte er selbst seinen Bogen. Dagegen auf der anderen Seite der strenge Heinrich, der sein Lebtag nur nach realer unmittelbarer Macht getrachtet; gewaltsam, habsüchtig, der nur das Recht des Stärkeren kennt; aber großartig schon durch seine Stellung. Hartnäckig und starrsinnig wie er war, wurde er nicht gerührt; er

wollte Goslar; da er es nicht empfing, so begab er sich hinweg. Auf ihrer Vereinigung beruhte die Zukunft des deutschen Reiches, der Welt. Mit vereinter Macht konnten sie die Herrschaft der Deutschen über Italien und das Papsttum herstellen, aber sie verstanden sich nicht.

Das ist nun deutlich, daß ohne die deutschen Fürsten das Papsttum niemals emporgekommen wäre. Die Macht eines Kaisers in voller Entwickelung war Heinrich dem Löwen unerträglich, wie sie früher den deutschen Fürsten unerträglich gewesen war. Es war die Opposition der letzteren gegen Heinrich IV. in seiner Minderjährigkeit gewesen, welche den Päpsten auch nur die Möglichkeit gegeben hatte, an eine Emancipation zu denken. Eine Empörung der sächsischen Oberhäupter war es, welche Gregor VII. Zeit und Gelegenheit gab, seine Grundsätze aufzustellen; eine Vereinigung aller deutschen Fürsten, welche Heinrich V. erhob und ihn dahin brachte, den Nachfolger Gregors als rechtmäßigen Papst anzuerkennen. Nun nahm zwar das Fürstentum, vereinigt, auch wieder eine Stellung ein, die dem Papsttum imponierte, das Konkordat erzwang, so daß Lothar den Papst zurückführen und eine Art von Ausgleich überhaupt bewirkt werden konnte. Aus Lothars Bestrebungen war dann eine neue Macht, die bayrisch-sächsische, süd- und niederdeutsche der Welfen hervorgegangen, auf deren Vereinigung mit dem Kaisertum die ganze Macht und Anerkennung des letzteren beruhte. Aber natürlich konnte zwischen zwei solchen Oberhäuptern, von denen das eine die dem Kaisertum entgegengesetzte, nicht von ihm gebeugte herzogliche Gewalt repräsentierte, das andere dagegen alle Ansprüche des Kaiserhauses festhielt, keine ewige Freundschaft bestehen. In dem wichtigsten, entscheidendsten Moment brach ihre Feindschaft aus und bewirkte, daß das Kaisertum seine Oberhoheit über die Welt nicht behaupten konnte.

Fragt man aber, ob das nun wohl eine richtige Politik des Herzogs war, so könnte diese Frage wohl von vornherein nicht bejaht werden. Das Herzogtum selbst beruhte zum Teil auf kaiserlichen, von der höchsten Gewalt ihm verliehenen Rechten. Es war so lange unentbehrlich, als die Rechte der Stämme, welche zugleich die der einzelnen Fürsten waren, von ihm repräsentiert wurden; nicht aber, wenn es seine Macht zu weit ausdehnte. Man kann wohl mit gutem Grunde sagen, daß die Verbindung zweier Herzogtümer in Einer Hand durch die Erblichkeit die Idee desselben vernichtete, die wahre Macht schwächte. Ein solcher Herzog konnte nimmermehr der Repräsentant einer Landschaft sein. Zur Seite Heinrichs des Löwen waren an beiden Orten andere Fürsten emporgekommen, welche an den allgemeinen Angelegenheiten Anteil hatten und, wie ihnen das Kaisertum zu schwer geworden, auch das Herzogtum nicht ertragen wollten, am wenigsten ein solches, wie es Heinrich der Löwe ausübte, der seine Rechte soweit ausdehnte, als es irgend anging. Stand es in Heinrichs Belieben, die Stellung des Kaisers zu untergraben, so stand es auch in des Kaisers Belieben, Heinrich zu stürzen. Was seinen Vorfahren nicht gelungen, Heinrich IV. nur zu verstehen gegeben, Heinrich V.,

sein Oheim Konrad vergebens versucht hatten, das führte, wie wir sehen werden, Friedrich I. durch. Er ist dadurch für die Geschichte des Reichs der entscheidende Mann geworden. Er hat die alten Ideen so lange festgehalten, soweit getrieben als nur immer möglich. Als es unmöglich ward, hat er sich in sein Schicksal gefunden.

Das ist freilich wohl zu sagen, daß wie der Herzog des Kaisertums, so der Kaiser des Herzogtums als eines Mittels der Macht bedurft hätte. Das zeigte sich alsbald nach jener vergeblichen Zusammenkunft in den italienischen Kämpfen. Der Abfall Heinrichs machte den italienischen Städten Mut. Dieselben sahen sich jetzt, wie ehedem die Welfen und der Papst, von der herrschenden Meinung in ganz Europa unterstützt. Waren sie bisher mutvoll zur Verteidignng gewesen, so wurden sie nun auch kühn zum Angriff. Es kamen deutsche Hülfsvölker zum Kaiser, jedoch bei weitem weniger zahlreich, als nötig gewesen wäre. Die Lombarden beschlossen, ihm entgegenzugehen, ehe er sich mit Pavia oder den Deutschen, die aus der Romagna kamen, vereinigt hätte. Vor Alessandria hatten sie nicht zu schlagen gewagt: bei Legnano griffen sie den Kaiser an.

Am 29. Mai 1176 kam es bei Legnano zur Schlacht. Der Kaiser war durch die Tapferkeit der Deutschen eine Zeitlang im Vorteil. Aber die Mailänder waren ihm an Zahl ohne allen Vergleich überlegen und erhielten noch zu rechter Zeit Hülfe von den Brescianern. So tapfer der Kaiser auch war, so erlitt er doch eine vollkommene Niederlage. Er selbst kam in die größte Gefahr. Der Brief ist uns aufbehalten, welchen die Mailänder über die Schlacht an die Bolognesen geschrieben haben. Unzählig sind, so rufen sie aus, die Getöteten, Ertrunkenen, Gefangenen. Wir haben den Schild, die Fahne, das Kreuz und die Lanze des Kaisers. Unschätzbar ist die Beute! Bisher waren die Deutschen noch immer die Sieger geblieben; es war das erste Mal, daß die Italiener das Feld behaupteten. Es ist die Schlacht, durch welche die Freiheit und die Fortentwickelung der italienischen Nationalität begründet wurde.

Was nun aber die verlorene Schlacht zu einer vollkommenen Niederlage machte, war das dadurch hervorgerufene Mißtrauen in die Sache, die der Kaiser verfocht. In Deutschland sah man darin gleichsam ein Gottesgericht; so scheint es auch der Kaiser selbst angesehen zu haben. Alle europäischen Reiche hingen Alexander an; in Deutschland regte sich eine starke Partei für ihn. Wie hätten nicht die geistlichen Ideen, die schon gegen Heinrich IV. entschieden hatten, das Bedürfnis, mit einem allgemein anerkannten Papst in Verbindung zu stehen, auch diesmal die Oberhand behalten sollen? Nach der Lebensbeschreibung Alexanders waren alle geistlichen und weltlichen Fürsten daran, dem Hohenstaufen zu sagen, daß sie keinen Frieden mit ihm machen würden, wenn er sich nicht mit dem Papst versöhne. Nach den deutschen Nachrichten dachten die deutschen und lombardischen Bischöfe auf Frieden.

Man sendete also eine Anzahl deutscher Kleriker, vornehmlich Bischöfe — von Worms, Magdeburg u. a. — zu dem Papst, den sie in Anagni trafen. Sie begannen nun mit ihm ernstliche Friedensunterhandlungen. Leider sind die Aktenstücke, wie fast alle in dem Jahrhundert des Streits, verfälscht und nur schwer auf das richtige Maß zu bringen. Doch ist soviel klar, daß von seiten des Kaisers die Anerkennung des Papstes, von dessen Seite die Anerkennung der während des Schismas, also unter den Gegenpäpsten geweihten Kleriker, die er bisher verweigert hatte, zugesagt wurde. Ein unbedingter Sieg wurde also auch diesmal von dem Papsttum nicht erfochten. Der Kaiser versprach alles herauszugeben, was er der Kirche entrissen, namentlich die Präfektur der Stadt, der Papst alles, was er dem Reiche entrissen: ein paar sehr in der Luft stehende Verpflichtungen. Der Papst erkennt den von einem schismatischen Bischof gekrönten König Heinrich an. In Bezug auf die Kleriker scheint auch hier ein Unterschied zwischen Italien und Deutschland zu bestehen; die Bestimmung über jenes ist für das Papsttum günstiger; doch fand eine Ausgleichung statt.

Die Lombarden waren unzufrieden, daß der Friede ohne sie verabredet war, und durch die Gerüchte über dessen Inhalt erschrocken. Auf einer vorbereitenden Versammlung in Ferrara hat der Papst eine Rede gehalten, in der er den Sieg des schwachen Priesters über den mächtigen Fürsten betonte; aber die Lombarden meinten, daß sie doch das meiste gelitten und gethan, daß sie den Frieden nicht annehmen könnten, wenn er nicht ihre Rechte sichere. Nur ungern, auf Wunsch des Papstes, der hier dem Kaiser beistimmte, gaben sie nach, daß die weiteren Verhandlungen in Venedig gepflogen werden sollten, welche Stadt während des Kriegs nur eine zweifelhafte Rolle gespielt hatte, in der sie mit beiden Teilen verbündet erschien, mit dem Kaiser selbst durch den Streit mit Manuel.

Hier ward nun der Friede mit dem Papst und dem König von Sicilien, und mit den Lombarden ein Waffenstillstand auf sechs Jahre zu stande gebracht. Dann kam es zu jenem berühmten Zusammentreten des Papstes und des Kaisers in Venedig, am 24. Juli 1177. Von Chioggia wurde der Kaiser in feierlicher Prozession nach St. Marco geleitet. Da, vor dem Porticus, saß der Papst auf seinem Thron, auf beiden Seiten die Kardinäle. Der Kaiser warf sich vor den Stufen nieder und legte den kaiserlichen Mantel ab; der Papst gab ihm den Friedenskuß. Die päpstlichen Schriftsteller behaupten, er habe dem Papst die Füße geküßt, doch ist das nicht so gewiß; in seinem Schreiben erwähnt es der Papst nicht. Aber unbezweifelt ist, daß sich der Kaiser jetzt seines häretischen Irrtums überzeugt erklärte: er habe die Kirche, die er zu verteidigen gedacht, durch Häresie und Schisma zerrissen. Er erkannte also die Superiorität der Kirche wieder an. Jenen Plan, durch Konzilien seiner Berufung über das Papsttum zu bestimmen, gab er auf. Das Papsttum behauptete seine volle Independenz. Der Kaiser erkennt an, Gott habe ihn, den Stolzen, erniedrigt, und den Papst, den Niedrigen, erhöht.

Dagegen ward die Thronfolgeordnung Friedrichs anerkannt, die Mathildischen Güter noch auf fünfzehn Jahre in seinem Besitz gelassen. In dem Faktum selbst lag soviel wie in dem Vertrag; die kaiserliche Hoheit in Italien herzustellen, war Friedrich nicht fähig gewesen.

Die Venezianer knüpfen hieran einige Erzählungen von der Flucht des Papstes Alexander, von einem Seesiege über des Kaisers Sohn, von den Privilegien, die ihnen Alexander dafür erteilt habe. Es sind aber alles Märchen, die zur Zeit Ludwigs des Bayern erfunden worden sind oder wenigstens da zuerst vorkommen. Was ihre Nichtigkeit besonders beweist, ist, daß die Privilegien, welche der Papst den Venezianern gegeben haben soll, z. B. die Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meer, von diesen schon früher ausgeübt wurden.

Im Jahr 1179 hielt Papst Alexander III. ein allgemeines Concilium im Lateran, zu dem alle abendländischen Nationen strömten. Besonders zahlreich kamen die Deutschen, die großenteils von jetzt exkommunizierten Päpsten und deren Anhängern geweiht waren und diese nunmehr verwerfen mußten. Aber wir finden in dem Verzeichnis auch spanische, englische, irische, schottische, eine große Anzahl französischer Bischöfe, endlich auch orientalisch-lateinische, unter ihnen Wilhelm von Tyrus. Er nennt dieses Konzil eine Generalsynode der gesamten lateinischen Welt. Da wurden nun vor allen Dingen die Anordnungen der vorigen schismatischen Päpste vernichtet: die Weihen, die von den Häresiarchen oder von den durch sie Geweihten geschehen, erklären wir für nichtig! Dann ward eine bessere Ordnung in betreff der Papstwahl eingeführt. Besonders merkwürdig ist der neunzehnte Canon: die Laien sollen den Kirchen keine Lasten auflegen. Niemals soll das geduldet werden: es sei denn, daß Bischof und Klerus es so nötig oder nützlich finden, daß sie glauben, die Beiträge könnten ohne jeden Zwang von den Kirchen geleistet werden. Das ist doch von der früheren Absicht, welche auf eine Losreißung vom Staate hinzielte, noch sehr verschieden. Eigentlich beruht darauf die Stellung der Geistlichen als Reichsstände. Dennoch ist der Sieg des Papsttums unzweifelhaft. Gerade in der konziliaren Frage kommt er zur Erscheinung. Der Papst stellt sich entschieden als Oberhaupt der lateinischen Welt dar.

Auf das merkwürdigste wirkte nun dies Ereignis auf Deutschland zurück. Es ist offenbar, daß es nicht möglich gewesen wäre, wenn Heinrich der Löwe an dem Kaiser festgehalten hätte. Das gesamte Reich wäre nie besiegt worden. Zuerst Heinrich der Löwe bekam den Rückschlag zu fühlen; sein Starrsinn sollte ihm teuer zu stehen kommen. Der Kaiser eilte nach Deutschland, um die Hoheit des Reiches, die er in Italien nicht herzustellen vermocht hatte, wenigstens hier aufrecht zu erhalten: voll Verlangen, Heinrich den Löwen zu züchtigen. Die Überlegenheit Friedrichs über Heinrich in Deutschland bestand darin, daß er eine bei weitem größere Anzahl von Fürsten auf seiner Seite hatte, die durch dieselben Eigenschaften Heinrichs ihm ungünstig

gesinnt geworden waren, durch welche er mit dem Kaiser zerfallen war. Unzählige Klagen wurden gegen ihn vorgebracht. Unter den benachbarten Bischöfen, mit denen er stritt, war Bischof Ulrich von Halberstadt, welcher an der Sache Alexanders III. festgehalten und eben darum oder unter diesem Vorwande von Heinrich angegriffen worden war. Er kam jetzt nach geschlossenem Frieden zurück, nahm sein Bistum wieder ein und begann die Fehde gegen Heinrich. Mit ihm vereinigte sich Philipp von Köln, der früher der entgegengesetzten Partei angehört hatte. Alle umwohnenden Bischöfe, die von Merseburg, Magdeburg, Bremen waren Feinde Heinrichs des Löwen. Die entbrennende Fehde ward noch durch einen Vergleich sistiert, wie es scheint, zum Nachteil Heinrichs. Ich denke, man muß sagen, es war die Fortsetzung derselben Verhältnisse, welche einst Adalbert von Bremen und die Billunger entzweit hatten, nur ausgebreitet über alle benachbarten Bistümer in Niedersachsen. In dem um sich greifenden Herzog sahen sie alle ihren Feind.

Da erst erschien Friedrich I. selbst in Deutschland (1178). Er hatte eine Zusammenkunft in Speier mit dem Herzog, wo der Herzog noch beabsichtigte, selbst zur Anklage zu schreiten; doch darf man voraussetzen, daß sie nicht nach dem Wunsche Heinrichs des Löwen endigte. Dann auf seine Ladung nach Worms, Magdeburg und endlich Goslar wagte er nicht zu erscheinen, weil, wie er sagte, die dasigen Fürsten seine Feinde seien und man kein gerechtes Gericht erwarten dürfe. Er war ungefähr der Erbe Ottos von Nordheim; nur daß das Land und die Bischöfe jetzt auf der Seite des Kaisers waren. Hierauf fragte der Kaiser die Fürsten, was demjenigen gebühre, der in gehöriger Form vor Gericht geladen, sich weigere zu erscheinen. Die Fürsten urteilten, er sei seiner Rechte verlustig. Doch hatte das noch Schwierigkeiten, besonders deshalb, weil von einem neuen in Sachsen einzusetzenden Herzog die Rede war. Erst im Jahre 1180 zu Würzburg wurde die Sentenz von Goslar promulgiert. Heinrich der Löwe wurde, weil er der kaiserlichen Majestät seine Beihülfe auf gehässige Weise versagt habe, als ein Feind des Kaisers unter allgemeiner Beistimmung in die Acht erklärt.

Ein großes Unternehmen des Kaisertums, den gewaltigen Inhaber zweier Herzogtümer, den Repräsentanten der hochfürstlichen Gewalt überhaupt zu stürzen. Aber Friedrich hatte, wie gesagt, die bischöfliche Autorität und überhaupt das Fürstentum zweiten Ranges auf seiner Seite. Im Bewußtsein, daß er in Deutschland keine Freunde hatte, wendete sich Heinrich an die benachbarten Könige, Waldemar von Dänemark und Philipp August von Frankreich. Aber der erste machte unannehmbare Bedingungen, der letztere wollte dem Vasallen des Kaisers nicht gegen den Kaiser beistehen, er, der selbst von den mächtigsten Vasallen gefährdet war. Aber Heinrich der Löwe war entschlossen, sich auch ohne große Bundesgenossen zu verteidigen. Er griff Goslar an: er nahm die Stadt nicht ein, aber die Fürsten, welche dadurch gegen ihn anzugehen veranlaßt wurden, schlug er bei Weißensee aus dem Felde

(14. Mai 1180); so schlug er auch einen Haufen von Vasallen bei Halrefeld unweit Osnabrück (August 1180). Noch immer meinte er sich zu behaupten und ließ es an keiner Gewaltsamkeit fehlen. Als aber der Kaiser selbst erschien und den Ministerialen die Frage vorgelegt wurde, ob sie dem Herzog folgen wollten oder ihrem Kaiser, erklärten sie sich für den Kaiser. So weit hatte jetzt die Idee des Kaisertums die Oberhand gewonnen.

Im Jahre 1180 fielen schon die wichtigsten Festen des Herzogs in des Kaisers Hände, der ganze Kranz von Burgen um den Harz. Im Februar 1181 eroberten die verbündeten Fürsten Haldensleben, den festesten Platz Heinrichs. Braunschweig, sowie Lüneburg, die alten Stammorte, welche dem Herzog treu blieben, beschäftigte der Kaiser durch eine Belagerung. Der Herzog hatte seinen letzten Rückhalt an Lübeck, aber da König Waldemar mit dem Kaiser gemeinschaftliche Sache machte, so konnte sich auch Lübeck nicht behaupten und überlieferte sich unter der Bedingung, daß ihm die Privilegien, die es von Heinrich empfangen hatte, gesichert würden. Heinrich ward inne, daß er besiegt war. In Erfurt unterwarf er sich dem Kaiser (November 1181); er beugte seine Knie und erkannte das Kaisertum an, wie Friedrich das Papsttum. Aber die Fürsten drangen darauf, daß ihnen der Kaiser versprach, Heinrich niemals wieder seine alte Stellung zurückzugeben ohne ihre allgemeine Beistimmung. Nur sein Erbe sollte ihm bleiben.

Was der Kaiser dem Papst gegenüber verloren hatte, das gewann er anscheinend in Deutschland wieder über seinen mächtigen Vasallen. Der Welf verlor seine beiden Herzogtümer. In Sachsen aber erhielten die Bischöfe das meiste: dem Sieg der Kirche über die weltliche Macht, den Friedrich in Italien so lange bekämpft hatte, gab er also doch auch in Deutschland nach. Der Hauptanteil mit dem herzoglichen Titel von Westfalen kam an Köln; auch Magdeburg, Bremen, Minden, Halberstadt und andere erhielten nicht allein wieder, was ihnen einst gehört hatte, sondern auch vieles, worauf sie niemals Anspruch gehabt hatten. Der kleine Rest kam als Herzogtum Sachsen an Bernhard von Ascanien. In Bayern dagegen wurde mehr die weltliche Macht begünstigt; das Herzogtum kam an das Haus Wittelsbach. Die Länder, über welche Bayern die Oberherrlichkeit ausgeübt hatte, wurden davon getrennt. Ohne viel Mühe ward Bayern dem Welfen entrissen. Heinrich ging 1182 ins Exil und zwar zu Heinrich II. Plantagenet, seinem Schwiegervater, erst nach der Normandie, dann nach England. Friedrich erfreute sich einiger glücklicher Jahre in Deutschland.

Das Gemeinschaftliche in dem Ereignis zu beiden Seiten der Alpen möchte sein, daß nun in dem Reiche, in Italien wie in Deutschland, kleinere selbständige Gewalten sich entwickeln, die jede ihr besonderes Leben haben: es ist eine Auflösung in lebensfähige Bestandteile, welche die spätere Gestalt des Mittelalters begründen. Zunächst schien in Deutschland daraus dem Kaisertum kein Nachteil zu erwachsen. Denn so viel nun auch hier den Einzelnen, Bischöfen, Herren und Städten gewährt werden mußte, so geschah

doch noch alles unter der Leitung des Kaisertums selbst; gegen den mächtigsten der Vasallen behielt dies den Platz. Für die Zukunft aber stellt sich das dennoch anders dar. Wenn es ein Objekt der kaiserlichen Politik war, die Macht des Fürstentums überhaupt zu unterwerfen, so war das doch durch die Zerschlagung der Herzogtümer nicht eigentlich erreicht. Es wäre der Fall gewesen, wenn die Fürsten sich wie in früheren Zeiten an den Herzog angeschlossen, ihn zu retten gesucht hätten und mit ihm unterlegen wären. Aber im Gegenteil, sie nahmen teil an seiner Spoliierung. Höchstens möchte man sagen, daß der Begriff des Lehens lebendiger wurde. In Italien hinwieder, wo die Niederlage des Kaisers so vollständig schien, fanden sich dann doch andere Momente, welche die Herrschaft noch stattlich genug erhielten.

Mit den Städten schloß der Kaiser im Jahre 1183 den Frieden zu Konstanz. Er erkannte die Ausdehnung ihrer Jurisdiktion über die benachbarten Gebiete darin an und genehmigte ihren Bund, doch behielt er sich dreierlei vor; 1. seine Regalien, welche jedoch ihrem Werte nach geschätzt und durch eine bestimmte Summe von jeder Stadt abgetragen werden sollten; 2. die Investitur der Konsuln, die er dagegen frei zu erteilen hatte. 3. das Recht der Appellation an kaiserliche Bevollmächtigte innerhalb Italiens. Es scheint nicht, als ob dieser Vorbehalt die Freiheit der Städte sehr eingeschränkt hätte. Das wichtigste für Friedrich selber war die Fixierung eines bestimmten Einkommens. Was nun in der Lombardei geschah, setzte sich in Toscana fort. Den Städten von Toscana waren sogar die vornehmsten Rechte zuerst bewilligt worden (1162). Die toscanischen Städte schlossen später (1197) einen Bund wie die lombardischen.

Es ist bemerkenswert, daß das Amt des Podestà, welches früher vom Kaiser eingeführt worden, jetzt von den Städten selber dem der Konsuln vorgezogen wurde. Der Podestà ist ein von außen auf eine gewisse kurze Zeit herbeigerufener Stadtrichter, der von einheimischen Assessoren umgeben die Rechtspflege wahrnimmt; er erinnert an den früheren Grafen, nur daß er von den Bürgern selbst gewählt wird. Zugleich führt er das städtische Regiment, wobei ihm ein engerer und ein weiterer Rat zur Seite steht; der erstere machte eigentlich nur einen Teil des letzteren aus. Allgemeine Volksversammlungen, Parlamente, gab es selten; sie hatten zu viel tumultuarisches. Die vornehmste Gewalt beruht noch deutlich in der städtischen Aristokratie. Es war schon etwas, daß sie sich dergestalt von der unmittelbaren Herrschaft des Kaisers emancipiert hatte. Unter ihr erscheint nun aber auch sofort ein plebejisches Element. Es ist der Popolo, der allmählich dadurch ein Übergewicht bekam, daß sich die geringen Bürger, welche vorher persönlich vom Stadtadel abgehangen hatten, von demselben losrissen. Sie fingen damit an, sich in Zünften zusammenzuthun, die ebenfalls auf uralter Grundlage sich jetzt zu politischer Bedeutung erhoben; die erste ist die Credenza des h. Ambrosius in Mailand (1198). Zusammen bildeten sie dann den Popolo, welcher im 13. Jahrhundert fast allenthalben die Herrschaft davontrug. So

erhob sich ein gewaltiges populares Element in allen Städten, welches seitdem so unendlich viel zur Entwickelung der Welt beigetragen hat.

Mit einem Worte: die beiden Gegner des Kaisertums in Italien erfochten große Siege. Der Kaiser hatte aufgegeben, die alte Hoheit des Imperiums über die Kirche zu behaupten, die Städte seiner Verwaltung zu unterwerfen; aber darum gab er nicht die Verbindung mit ihnen auf. 1184 kam er wieder nach Italien; er überließ den Städten gegen eine jährliche Abgabe von 300 Lire alle Rechte, die er bisher in Anspruch genommen und verbündete sich mit ihnen. Die Mailänder erfuhren jetzt seine Gunst und vergalten sie mit Ehrerbietung. Die beiden Städte dagegen, welche sich ehedem gut kaiserlich gezeigt hatten, Pavia und Cremona, ließ er jetzt vielmehr fallen. Wir finden ihn 1185 in Toscana, wo er besonders Markgrafen, Grafen und Herren begünstigte, sowie die altergebenen, noch mächtigen Städte Pisa und Pistoja. Florenz, das eben emporkam, suchte er mehr zu beschränken. Auch in Oberitalien ward durch die Belehnung Obizos von Este, der zum Markgrafen von Mailand und Genua ernannt wurde, das Gleichgewicht hergestellt. An die Stelle des erbitterten Kampfes war eine geschickte Diplomatie getreten.

Und indem gelang dem Kaiser die denkbar größte Erwerbung in Unteritalien. Für jenes normännische Reich, das die Deutschen so oft vergebens angegriffen, war nur noch eine Erbin übrig, Konstanze, Tante des regierenden Königs. So sehr sich der Papst dem widersetzte, so glückte es dem Kaiser doch, eine Vermählung derselben mit seinem Sohne Heinrich VI. zu bewirken, was ihm die sichere Aussicht auf die Nachfolge in Neapel und Sicilien eröffnete. 1186 ward die Verbindung vollzogen. Ohne es zu ermessen, schürzte Friedrich so einen neuen Knoten, der für das Schicksal seines Hauses und, wir möchten selbst sagen, von Deutschland selber entscheidend wurde.

Bald darauf erscholl die Nachricht von dem Fall Jerusalems, und der Papst rief zum Kriege auf. Der Kaiser beschloß, ihn zu unternehmen. Es war ein förmlicher Reichsbeschluß. Nicht wider Willen, durch die Kirche überredet, wie sein Vorgänger Konrad, sondern aus freiem Enthusiasmus, im Gefühl einer ruhmvoll gesicherten Herrschaft, trat Friedrich I. seinen Kreuzzug an, der seinem thatenreichen Dasein ein Ziel setzen sollte.

Zwei Perioden kann man in dem Leben dieses Kaisers unterscheiden; die eine, in welcher die Idee des Reiches in einer gewissen Idealität geltend gemacht, die Weltherrschaft selbst erstritten werden sollte, die andere, in welcher er sich mit den bestehenden Mächten vertrug und nur seine Würde, wie sie war, zu behaupten, die Macht seines Hauses zu erweitern strebte. In jener hatte er umsonst mit dem Schicksal gerungen; in dieser fügte sich alles nach seinem Wunsch. Auch in dem aber, was er da erreichte, lagen die Keime ungeahnter Verwickelungen, ungewollter Entscheidungen reichlich verborgen.

Achtes Kapitel.

Heinrich Plantagenet, König von England, Herzog der Normandie.

Dieselben Momente, die wir Deutschland in Bewegung setzen sahen, agitierten auch Frankreich und England — Länder, die einer jüngeren, durch das normännische Wesen bestimmten Bildungsform angehörten —, nur waren dort die Elemente anders gemischt. Der König von Frankreich bekämpfte in den Plantagenets das Übergewicht eines großen Vasallen. Diese Vasallen, die Könige von England, waren zugleich Gegner des Papsttums. Ich berührte schon, daß dies das geheime Motiv war, welches König Ludwig VII. auf der Seite des Papstes festhielt. Alles beruhte darauf, daß die Normandie nach kurzer Trennung wieder mit England vereinigt wurde. In England hatte Wilhelm Rufus wieder abgesondert regiert; Heinrich I. vereinigte es wieder mit der Normandie (1106). Mit ihm starb das Geschlecht Wilhelms des Eroberers im Mannesstamme aus. Der erste Nachfolger war der Sohn einer Tochter des Eroberers, Stephan — er schlug unaufhörlich gegen Schotten und Walliser —, der zweite aber der Sohn der eigenen Tochter Heinrichs I., Heinrich II. Plantagenet (1154—1189), der dem Reiche sein Erbland Anjou und ein unmeßliches Heiratsgut hinzufügte. Daß nun dieses Geschlecht, welches so viele Energie zeigte und in so mannigfaltigen Weltverbindungen stand, den englischen Thron einnahm, war von hoher Bedeutung, wenn auch nicht für die nationale Entwickelung, sondern nur durch seine Verbindung mit der romanischen Christenheit, zu der es wieder ganz gehörte.

Heinrich hatte sich mit der Erbin von Aquitanien vermählt. Die Herzöge von Aquitanien waren in den Kämpfen zwischen Karl dem Kahlen und dem Sohne seines Halbbruders Pippin emporgekommen. Wilhelm II. Fierabras weigerte sich, Hugo Capet anzuerkennen, und leistete ihm glücklichen Widerstand. Wilhelm III., genannt der Große, der zuweilen in Rom war, mit Spanien in Verbindung stand, galt als einer der vornehmsten Fürsten in Europa. Die Italiener trugen ihm unter Konrad II. ihr Königtum an, doch zog er es vor, seine Tochter mit Kaiser Heinrich III. zu vermählen. Auch die Grafen nahmen an dem ersten Kreuzzuge und seinem Nachschub lebhaft teil und machten sich in ihrer Nachbarschaft weit und breit geltend; vor allem jener Wilhelm IX., der den Reigen der Troubadours eröffnet, ein Mann von überströmender Lebenslust, witzig und sinnlich, der in der Kreuzfahrt nur ein mehr als gewöhnliches Abenteuer sah. Es war ein herrliches Land, das Wilhelm X. seiner Tochter hinterließ. Es begriff Poitou und das Hoheitsrecht über die alte Aquitania Secunda, die Kirchenprovinz von Bordeaux, die Gascogne und Auvergne. Auch die Stadt Toulouse hatte

einst den Herzögen gehört, war aber an die Grafen von St. Gilles verpfändet worden und wurde nun zurückgefordert.

Diese ungeheuren Besitzungen und Rechte sollten nun durch eine Vermählung der Erbin mit Ludwig VII. zunächst an die Capetinger übergehen: eine Aussicht von unendlichem Wert für die französische Krone. Denn eben jetzt, seit Ludwig VI. und vornehmlich durch das Verdienst des rechtskundigen Abtes Suger von St. Denis, hatte das capetingische Königtum einen glücklichen Anlauf dazu gemacht, wenigstens in seinem unmittelbaren Gebiete, nicht ohne den freudigen Beistand der emporkommenden Städte, den Ungehorsam der Vasallen zu brechen und der höchsten Gewalt zu wahrhaftem Ansehen zu verhelfen. Im Besitz jenes aquitanischen Erbes wäre es alsbald auch nach Südfrankreich mächtig vorgedrungen und den großen Baronen allenthalben überlegen geworden. Allein nur fünfzehn Jahre lang dauerte diese Ehe Ludwigs VII., dann ward sie getrennt (1152). Eleonore von Poitou hat, wie die englischen Gesänge zeigen, das schlechteste Gedächtnis von der Welt hinterlassen, ihre Aufführung, zumal auf dem zweiten Kreuzzuge, auf dem sie den eifersüchtigen Gemahl begleiten mußte — brachte den König von Frankreich zu dem Entschluß, gegen den Rat Sugers sich von ihr scheiden zu lassen. Sie konnte sich nur durch die Flucht nach Poitiers retten, wo nun der junge Heinrich Plantagenet ihr die Hand bot.

Heinrich Plantagenet aber war der Sohn Gottfrids von Anjou, der mit der Tochter Heinrichs I. von England, Mathilde, verheiratet war. Mathilde war früher mit Heinrich V. von Deutschland vermählt gewesen. Sonderbar — wenn sie einen Sohn aus ihrer deutschen Ehe gehabt hätte, welch eine Macht würde ein solcher gehabt haben! Das deutsche Reich, England und einen großen Teil des französischen Landes hätte er vereinigt. Auch die Herzöge von Anjou indessen spielten eine große Rolle. Der vierte König des Reiches Jerusalem war Fulko, Graf von Anjou, wie denn diese Grafen immer mit den Normannen im Eifer für das heilige Land wetteiferten. Sein Sohn Gottfrid erhielt von dem Ginster, den er auf dem Hut führte, den Namen Plantagenet.

Auf diese Macht eigentlich gegründet, machte Heinrich II. sein Erbrecht auf die Normandie und England geltend. So war er der größte Vasall der Welt; seine eigenen Vasallen in England hielt er mit gewaltiger Hand nieder. Er erneuerte bei seiner Krönung die Gesetze und Ordnungen seines Großvaters Heinrich I. Er zerstörte die Burgen der Barone, die ihm widerstrebten, namentlich die des Hugo Mortimer von Glocester, des anmaßendsten aller Männer. Die Barone bestätigten endlich die Nachfolge des Reiches seinen Söhnen. Er errichtete eine Städteordnung, deren Spuren noch heute in England zu erkennen sind. Besonders merkwürdig ist er indes durch die Erwerbung von Irland und durch seinen Streit mit Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury.

Thomas Becket, früher der eifrigste Höfling und Minister, der an weltlicher Pracht mit den Vornehmsten wetteiferte, erfaßte als Primas mit gleichem Eifer die geistlichen Ideen. Er erschien unter den Bischöfen, welche Alexander III. um sich sammelte, als er vor Friedrich I. nach Frankreich floh, und kam, erfüllt von den klerikalen Ideen, die dort sanktioniert wurden, nach England zurück. Der Gegensatz betraf in England namentlich die Jurisdiktion. Der König nahm das Recht, die Geistlichen wegen schwerer Verbrechen vor sein Gericht zu ziehen, selbst die Aufsicht über die geistliche Gerichtsbarkeit, vor allem aber die oberste Appellationsinstanz in Anspruch. Hierin sah er die Einheit des Staates selbst. Im Jahre 1164 wurden seine Konstitutionen in Clarendon angenommen und von den geistlichen und weltlichen Landesgewalten sowie von dem Könige beschworen.

Starre Hartnäckigkeit lag nicht in der Gemütsart Beckets. Es machte Eindruck auf ihn, wenn die Geistlichen ihm vorstellten, daß er ihnen nicht die Ungnade des Königs, gegen die sie zu schwach seien, zuziehen, und die Weltlichen, daß er sie nicht in den Fall bringen möge, ungnädige Befehle des Königs gegen die Geistlichkeit zu vollstrecken. Aber sich ihnen völlig zu unterwerfen, vermochte er denn doch nicht über sich zu gewinnen. Er nahm die Konstitutionen von Clarendon nicht ohne entgegengesetzte Demonstrationen an. Sein Schwanken selbst ward ihm verderblich. Auf einem neuen großen Hoftage kam es so weit, daß ein verdammendes Urteil über ihn gesprochen werden sollte. Der König forderte Rechenschaft von ihm über die Verwaltung vakanter Bistümer, die er damals geführt, und 30000 Mark Silber. Erst da nahm er alle seine Kräfte zusammen: die Bischöfe appellierten, sich ihres Oberhirten annehmend, zugleich mit ihm selbst im Widerspruch mit den Konstitutionen von Clarendon an den Papst. Die weltlichen Barone lehnten die Appellation als eine Beleidigung des Großrichters ab. Das Merkwürdigste ist, daß die Magnaten und Ritter sich ganz an den König halten. Ihr Abfall bezeichnet das Unglück Beckets.

Der Erzbischof ward jetzt von den Bischöfen zur Nachgiebigkeit aufgefordert, aber er wies sie von sich. Er hatte die Geschichte aller Kirchenverfolgungen studiert und war entschlossen, die Exemtion der Kirche und der Geistlichkeit festzuhalten. Es ist ein in der englischen Geschichte bemerkenswerter Tag (13. Oktober 1164), an welchem Thomas, nachdem er Messe gelesen, in seinem geistlichen Gewand, das Kreuz in der Hand, vor Gericht erschien. Immer das Kreuz behielt er während der Verhandlungen im Auge. Er erklärte endlich, er stelle sich unter den Schutz Gottes und des Papstes. Den Grafen, der ihm das Urteil verkünden wollte, ließ er nicht ausreden. Dir, Graf Robert, so rief er aus, befehle ich, daß du nicht wagest, Deinen geistlichen Vater zu richten! Dann schritt er, ohne daß man ihn anzutasten gewagt hätte, mit seinem Kreuz bewaffnet hinaus nach einer nahen Kirche. Als er auf der Straße erschien, sank das Volk bei seinem Anblick auf die

Knie. Hierdurch ward doch in der That die Einheit der Gewalt, die bisher in dem König bestanden hatte, durchbrochen. Der Erzbischof wies die oberste richterliche Autorität der Kurie desselben zurück und schloß sich im Gegensatz zu ihr der kirchlichen Gewalt an, die in der Durchführung ihrer vollkommenen Autonomie gegen das Kaisertum, d. h. das weltliche Fürstentum, überhaupt begriffen war. König Heinrich hat immer gesagt, er denke nicht daran, der Kirche nahe zu treten, er wolle nur die Ehre seiner Krone behaupten. Er fühlte ganz, daß ein glücklicher Widerstand gegen ihn an Einer Stelle ihn allenthalben gefährde.

Nachdem sich Becket dergestalt mit seinem Könige und mit seinem Lande in Krieg gesetzt, den er aber hier nicht ausfechten konnte, flüchtete er unter tausend Gefahren als Bruder Christian und kam glücklich nach Flandern. Dann traf er mit Papst Alexander III. in Sens zusammen. Der belobte, was er gethan, und sagte ihm seine Unterstützung zu. Er ernannte den Verjagten zum Legaten des apostolischen Stuhls. In dieser Eigenschaft wagte Becket, in Vezelay nicht allein eine Verdammung der Konstitutionen, sondern auch die Exkommunikation über die Räte des Königs, die dabei beteiligt waren, auszusprechen (Juni 1165). Da war es, daß Heinrich II. sich an Kaiser Friedrich anzuschließen geneigt war.

Als der Erzbischof, auf sein Kreuz gestützt, einherging, sagte man ihm: wie dann, wenn der König mit dem Schwert erschiene? Der Erzbischof sagte: das Schwert des Königs töte den Leib, er mit dem Kreuze töte die Seele! Zwischen diesen Gegensätzen war keine Aussöhnung möglich. Zwar ward eine solche äußerlich zu stande gebracht; der Erzbischof kehrte nach Canterbury zurück. Hier aber schritt er zu neuen Exkommunikationen, namentlich einiger Bischöfe. Als sich diese darüber beim König beschwerten, rief dieser aus, ob er denn keinen Freund habe, der ihn von einem ränkevollen Priester befreie? Vier seiner Ritter machten sich dazu auf nach Canterbury. Sie fanden den Erzbischof in der Kirche, forderten ihn auf, die Exkommunikationen zurückzunehmen, und da er sich weigerte, dies zu thun, so töteten sie ihn (1170, 29. Dezember).

Erst nach seinem Tode aber ward er recht gefährlich. Er galt für heilig. Wunderbare Heilungen geschahen durch seine Gebeine. Der König entschloß sich, Buße zu thun. Er brachte die Nacht in der Krypta zu, wo Beckets Gebeine lagen, und ließ sich an seinem Schreine geißeln. In der Streitfrage selbst ward 1176 in Northampton ein Konkordat abgeschlossen, das beiden Seiten ihr Recht widerfahren lassen sollte. Die Fälle wurden festgesetzt, in denen die geistliche und die weltliche Gerichtsbarkeit konkurrieren. Man muß doch vielmehr sagen, daß die Unabhängigkeit der geistlichen Macht in England hierdurch eine große Repräsentation bekam. Zum Schein wurden die Konstitutionen von Clarendon bestätigt. Wenn man näher zusieht, fehlen alle diejenigen, gegen welche Becket Einwendungen erhoben hatte. Der König hatte sie selber fallen lassen.

Nach außen hin war er der mächtigste Fürst der damaligen Welt. Die Einheit des Reiches beruhte nicht auf England, sondern vor allem auf der großen persönlichen Stellung des Königs, der es sogar vorzog, seine Macht zunächst gegen Frankreich zu wenden. 1158 nötigte er den Grafen von Blois, ihm Amboise abzutreten, 1159 unternahm er einen großen Kriegszug gegen Toulouse. Überdies führte er einen Krieg gegen Schottland, zu welchem die Engländer, die ihn nicht mitmachten, ihm ein Scutagium — Schildgeld — zahlen mußten. Er eroberte Cahors und behauptete es in dem von Ludwig VII. vermittelten Frieden. Für Toulouse war nur auf ein Jahr Stillstand bewilligt. 1166 bewog er Conan von der Bretagne, den Sohn Heinrichs, Gottfrid, der mit seiner Tochter Konstanze vermählt wurde, als künftigen Erben anzuerkennen. Conan scheint ihn im Kampfe mit seinen Vasallen selbst gerufen zu haben. Heinrich wurde dadurch gleichsam Herr der Bretagne. Jeder Versuch einer Empörung wurde niedergehalten, gezüchtigt, und den Baronen in der Normandie alles entrissen, was sie über den Fiskus davongetragen. Schon konnte dann der König die Sorge für diese Lande seinem Sohne Heinrich überlassen, den er selbst zum Grafen von der Normandie machte.

Nun erst ward es ihm möglich, England selbst ins Auge zu fassen, zunächst die projektierte Eroberung von Irland. Durch die Herrschaft der Dänen in Irland war es geschehen, daß die dortigen Machthaber nicht von den celtischen Einwohnern, sondern von den Angelsachsen bekehrt wurden; die Erzbischöfe der Insel erscheinen dann als abhängig vom Primas von Canterbury. Ob es aber wohl jemals den Angelsachsen selbst möglich gewesen wäre, Irland und Britannien in politische Verbindung zu setzen? Es gehörte eine größere Macht, als sich in England bilden konnte, dazu, und ein besonderes Recht, welches auch diesmal von der Kirche verliehen ward. Wie Lanfranc zwischen Wilhelm dem Eroberer und Alexander II., so vermittelte Johann von Salisbury zwischen Heinrich II. und Hadrian IV., der, wie wir wissen, selbst ein Engländer war. Der Papst billigte, daß Heinrich, um die Hoheit der Kirche zu erweitern, die entfernte Insel betrete, und daß das Volk jenes Landes ihn, den König, als Herrn verehre.

Nun geschah es, daß der König von Leinster, Diarmait, der einem seiner Nachbarn die Gemahlin geraubt hatte, durch den Oberkönig Roderik O'Connor verfolgt, sich an Heinrich II. wandte und sein Lehnsmann wurde. Dieser ließ zu, daß er sich mit der gegen die Walliser gegründeten flandrischen Ansiedelung zu Pembroke vereinigte. Sie zogen über den irischen Kanal und bemächtigten sich zunächst Wexfords. Dann gesellte sich der streitbare Richard Graf von Clare, genannt Strongbow, zu und eroberte Waterford; er vermählte sich mit der Tochter Diarmaits. Miteinander verjagten sie die Dänen aus Dublin (1171). Es war doch zuerst nur die Fortsetzung jenes alten Kampfes der westlichen Vasallen gegen die nördlichen, welche hier hervortrat. Die Anglonormannen wehrten sowohl diese als jene ab, doch hätten sie unterliegen müssen, wenn ihnen nicht Heinrich II. selbst zu Hülfe gekommen wäre.

Hienach war er in Argentan in der Normandie und unterhandelte mit seinen Baronen über einen Zug nach Irland, als die Gesandten Richard Strongbows zu ihm kamen, dessen Güter in der Normandie und in England er, wie es scheint, eingezogen hatte. Diese gab der König jetzt dem Grafen zurück, der ihm dafür seine Besitzungen in Irland auftrug. Der König belehnte ihn damit und ernannte ihn zum Connetable oder Seneschall von Irland. Am 16. Oktober 1171 ging Heinrich II. von Pembroke nach Cork über. In Waterford huldigte ihm Richard; in Cashel ward eine Synode der Bischöfe, die sich ihm anschlossen, unter seinem Vorsitz gehalten; unmittelbar vor Dublin in einem hölzernen Hause empfing er dann die Huldigung auch der übrigen, die ihn anerkannten; eine englische Kolonie ward nach Dublin geführt. Roderik O'Connor jedoch unterwarf sich nicht. Der König hatte keine Lust, ihn in seinen Sümpfen aufzusuchen. Aber in den fortdauernden Kämpfen ward er durch Hugo de Lacy und Raimund le Gros doch bezwungen und genötigt, dem König zu huldigen. Heinrich gab nach, daß Roderik König bleibe, bereit zu seinem Dienst, wie sein Lehnsmann, so lange er ihm treulich diene. Die Bulle Hadrians war 1174 durch Heinrich publiziert worden. Der Sohn des Königs Roderik blieb als Geisel in England. Heinrich erklärte seinen jüngsten Sohn, Johann, 1177 zum Herrn von Irland und wünschte ihn selbst zum Könige zu machen. Die irischen Großen huldigten ihm in Oxford. 1185 begab er sich selbst nach Irland, begleitet von Girald de Barry, dem wir die wichtigsten Nachrichten über Wales und Irland verdanken.

Der irische Zug hätte nicht unternommen werden können, hätte nicht auch Wales sich im Zustand der Unterthänigkeit befunden. Gewöhnlich sagt man, Fürst Owen habe Heinrich II. gehuldigt. Die Bergschützen dienten als Truppen im Heer Heinrichs. Der schottische König, Wilhelm genannt der Löwe, war bei einem Einfall in England bei Alnwick plötzlich überfallen und gefangen worden (1174). Hierauf ward ein Vertrag geschlossen, durch welchen Wilhelm ein Lehnsmann des Königs wurde und ihn gegen jedermann in Schottland zu unterstützen versprach. Eigentlich waren es die Schotten selbst, welche die Freiheit ihres Königs durch ihre Unterwürfigkeit erkauften. Auch hier war die Unterwerfung zugleich kirchlicher Natur; der König von England machte sich vor allem Einfluß auf die Besetzung der Bistümer aus. Gegen den Dynasten von Galloway machten die Könige gemeinschaftliche Sache. Wilhelm vermählte sich 1186 mit einer Enkelin Heinrichs I., dessen Enkel König Heinrich II. war.

Es war eine der großartigsten Stellungen, die dieser gewaltige Fürst einnahm. Die Engländer mußten ihm seine französischen Besitzungen vom Kanal bis an die Pyrenäen behaupten und erweitern helfen. Auf der anderen Seite aber gelang es ihm, mit den französischen Kräften, mit dieser ganzen neu eingerichteten Staatsverfassung und Ritterschaft, die Herrschaft von Eng-

land über die gesamte, das Land umgebende Inselgruppe auszudehnen. Er zuerst ging über die Grenzen der alten römischen Eroberungen wahrhaft hinaus.

Auch im Inneren aber ist er überaus thatkräftig aufgetreten. Von ihm schreibt sich das Institut der Circuitus her, d. h. der in bestimmten Zwischenräumen und Kreisen wiederkehrenden Rundreisen der Repräsentanten der königlichen Gerichtsgewalt. Wie er die Sache 1176 eingerichtet, auf derselben Grundlage besteht sie noch heute. Nicht die Erfindung, aber die Begründung des Instituts rührt von ihm her. Die neuere Jury entstand aus einer Verbindung der königlichen Gerichtsgewalt mit einigen Elementen der alten Verfassung. Die großen Assisen beruhen auf dem Anteil einiger von dem Sheriff zur Rechtsprechung über die großen Fragen im Lande gewählten Personen. Es ist die Wohlthat Heinrichs II., durch welche Gottesurteil und Zweikampf aus dem Civilrecht verdrängt wurden. Bei der Zusprechung des Besitzes erscheint die Jury zuerst vollkommen wirksam. So ward damals auch das Schatzkammergericht — Scaccarium, Exchequer, so genannt von einem mit einem schachbrettartigen Tuche bedeckten Rechentische — geschaffen, hauptsächlich zur Verteilung und Eintreibung der auf den Kataster begründeten Abgaben, beinahe ganz in der Form, wie es noch heute verwaltet wird: Einleitung der Prozesse der Krone, Eintreibung aller Gefälle, wie des Scutagiums, Heimfall der Lehen, Maß und Gewicht werden hier besorgt. Die Großbeamten der Krone haben fast sämtlich daran Anteil. Den Ehrenplatz an der Spitze der vier Bänke hat der Großrichter von England. Zu dem Domesdaybook, dem großartigen Grundbuch der Eroberung, gesellen sich unter den Urkunden von England die aufgerollten Verzeichnisse — Rotuli — von allen aus den Kronlehen ausgegangenen Steuern. Vom zweiten Jahre Heinrichs II. sind sie vollständig erhalten. Der bedeutendste Mann in England nach dem Könige war eben jener Großrichter. Wir kennen deren Namen unter Heinrich II. Keiner ist merkwürdiger, als Ranulf von Glanville. Von ihm ist der Traktat von den Gesetzen und Gewohnheiten Englands. Er rühmt darin den König, der in Krieg und Frieden gleich groß sei. Dem Großrichter zunächst steht der Kanzler, der z. B. in dem Scaccarium eine eigene Rolle führen läßt und mit seinem Siegel bekräftigt.

Nur in einer Hinsicht ward Heinrich von schwerem Mißgeschick heimgesucht: mit seinen Söhnen geriet er wiederholt in den heftigsten Konflikt. Doch wußte er, so lange er in Kräften stand, ihre Empörung auch stets wieder zu dämpfen. Im Jahre 1177 schloß er aufs neue Freundschaft mit Ludwig VII. Ein Kreuzzug war im Werke, durch welchen er die Ermordung Beckets büßen wollte. Allein ein rechtes Verständnis war zwischen ihnen nicht zu erreichen. Ludwig VII. hat noch bei der letzten Zusammenkunft seine Rechte auf die Auvergne und andere Landschaften geltend gemacht und hervorgehoben, unermeßlich sei der Schade, den ihm der König von England gethan habe. Er überlasse seinem Sohne, diese Rechte wieder zu erwerben,

woran er selbst durch seine Sünden verhindert worden sei. Berühmt ist die Ulme an einem Kreuzweg bei Gisors mit ihren tief zur Erde geneigten und gestützten Zweigen, dicht belaubt, alleinstehend im Wald, wo die Herzöge der Normandie und die Könige von Frankreich zusammenzukommen pflegten. Hier machten die beiden Fürsten Frieden miteinander und nahmen das Kreuz. Wäre es ihnen voller Ernst damit gewesen, so war Jerusalem wahrscheinlich noch zu retten.

Neuntes Kapitel.

Untergang des Königreichs Jerusalem.

Was in der romanisch-germanischen Welt Schwierigkeit auf Schwierigkeit herbeiführte, die Erbfolge durch Frauen, das setzte auch die ritterlich-kirchliche Kolonie, das Königreich Jerusalem, in fortwährende Unruhe. Zwischen Melisende, die nach dem Tode ihres Gemahls Fulko die Regierung führte und die oberste Gewalt dem Connetable von Manasse, einem ihrer Vettern, übertragen hatte, und ihrem Sohn, König Balduin III., um den sich die Barone scharten, welche diese Herrschaft nicht dulden wollten, kam es zum Kriege. Im Jahre 1152 fochten Mutter und Sohn am heiligen Grabe ihre Fehde durch. Melisende mußte endlich auf ihre Ansprüche Verzicht leisten. Dagegen übernahm Melisendes Schwester, Hodierna, nach der Ermordung ihres Gemahls, Raimunds I. von Tripolis, die Vormundschaft über ihren minderjährigen Sohn. Der Rest der Grafschaft Edessa ging durch Vertrag, in welchem der Gräfin-Witwe und ihren Kindern eine bedeutende Rente gesichert wurde, an die Griechen über; Joscelin II. war von Turkmenen gefangen worden und in der Haft gestorben. So wurde Raimund von Antiochien bereits 1149 tapfer fechtend getötet; seine Witwe Constantia war nun der Gegenstand eifriger und lebhafter Bewerbungen. Man fürchtete schon, sie werde den griechischen Anträgen Gehör geben; als sie endlich den französischen Ritter Rainald von Chatillon vorzog, so entstand zwischen diesem und dem Patriarchen, der bisher das meiste vermochte, ein Streit, der alle Kräfte lähmte. An eine durchgreifende Gewalt und Oberherrschaft war unter solchen Umständen dort im Orient so wenig zu denken, wie damals noch in Frankreich.

Das Ereignis war, daß sich dem gegenüber in den letzten Kämpfen um Aleppo, Edessa, Damaskus auf abbasidisch-seldschukischer Seite eine konsolidierte Macht gebildet hatte, die der Atabegen von Mosul, denen überdies in den vom Norden hereinströmenden Kurden ein besonders streitbares Element

zur Verfügung stand. Nureddin setzte seinen Vater Zenki kräftig fort. Er war bei weitem gebildeter; seit den Omajjaden, sagen die Geschichtschreiber, habe es keinen so gesetzbeobachtenden und so freigebigen Fürsten gegeben, keinen gerechteren. Viermal in der Woche saß er zu Gericht. Er nahm nichts von den Einkünften des Landes, das er nur wie ein ihm anvertrautes Gut verwaltete. Aber dabei war er ebenso eifrig zum heiligen Krieg. Der Staub, der sich in seinen Kämpfen gegen die Ungläubigen auf sein Gewand und seine Schuhe gesetzt, ward in einen Sack gefüllt, der ihm als Kissen unter den Kopf gelegt werden sollte, wenn er tot sei. Wie schon berührt, unterwarf er sich 1154 Damaskus, das damals unter einem schwachen Fürsten stand, der vergebens im Frieden mit den Christen seine Sicherheit suchte, und schlug so selbst in der unmittelbaren Nähe des Königreichs seinen Hauptsitz auf. Er war ein tapferer und würdiger Repräsentant des abbasidischen Kalifates, dem er wie ein alter Emir al-Omara diente. Zuweilen nahmen sich übrigens auch die Christen noch tapfer und erfolgreich zusammen. Unter dem heiligen Kreuz, welches sie immer zuerst im Zelte des Königs anbeteten, und das dann der Erzbischof von Tyrus vorantrug, haben sie auch wohl einmal (1158) Nureddin geschlagen. Nicht ohne Ruhm und einigen Succeß behauptete sich Balduin III., der 1162, erst dreiunddreißigjährig, starb. Er war tapfer und besonnen, ganz ein Mann für diese Kämpfe. Doch lag in ihnen eigentlich nicht die Entscheidung; sie ward wenigstens nicht allein durch die Stärke der Atabegen in Syrien bedingt, sondern ebensosehr durch die Schwäche der Fatimiden in Ägypten.

Noch hatten die ismaelitischen Doktrinen, auf die vor Zeiten das Kalifat der Fatimiden begründet worden, ihre Schwungkraft mit nichten eingebüßt; im Gegenteil: sie hatten erst kurz zuvor in der seltsamsten und gräßlichsten aller Sekten eine neue Lebensform angenommen. Wer kennte nicht die Assassinen und den Alten vom Berge? Im Gegensatz zu der Wiedererhebung des sunnitischen Kalifats, die durch die Siege der großen Seldschukensultane bewirkt wurde, hatte gegen Ende des 11. Jahrhunderts der Perser Hasan die extremsten ismaelitischen Lehren hervorgesucht und einen Bund von Gläubigen um sich versammelt, aus dem er durch Fanatismus, Sinnenrausch und grenzenlosen Gehorsam eine Rotte von Sendboten des Meuchelmordes heranzubilden wußte. Ein System des Schreckens in orientalischer Gestalt: üppig, geheimnisvoll und noch in der äußersten Verzerrung stets die Idee der Religion. Vornehmlich durch jenen Ridwan von Aleppo, der mit den Kreuzfahrern vor Antiochien schlug und zwischen Abbasiden und Fatimiden hin und her schwankte, ward eine Kolonie dieser Assassinen auch in das nördliche Syrien verpflanzt, wo sie unter einem besonderen Scheich al Dschebel — Fürsten des Gebirges — zu einer welthistorischen Wirksamkeit gelangten, insofern ein bloß zerstörendes Prinzip auf diese Bezeichnung Anspruch hat. Sie waren es, die Raimund von Tripolis umbrachten. Allein ihr Dolch traf ebenso die Moslimen wie die Christen, die Schiiten wie die

Sunniten; sie stehen über den Parteien, da sie außerhalb der Ordnungen der Menschheit stehen.

Am Tage liegt, daß aus dieser Erscheinung das fatimidische Kalifat keinen Nutzen zog. Überhaupt aber war nach kurzem Aufschwung die öffentliche Gewalt in Ägypten abermals in tiefem Verfall. Die fatimidischen Kalifen überließen sich den entnervendsten Genüssen und Ausschweifungen. Ihre Wessire, die den Titel Sultan annahmen, bekämpften sich untereinander, verjagten einander: nur der Stärkste fand Gehorsam. Es war ein Zustand, ähnlich dem, in welchen einst das abbasidische Kalifat im 10. Jahrhundert geraten war. Im Jahr 1163 nun ward der Wesir und Sultan Schaver von einem Nebenbuhler Dargam verjagt, der seitdem diese Würde eine Zeit lang bekleidete. Aber bald kam Schaver zurück; ohne Rücksicht auf die religiöse Differenz hatte er sich an Nureddin gewendet, der ihm einen seiner Emire, den Kurdenführer Schirkuh, zu Hülfe sandte. Dargan fiel durch Mord, Schaver bemächtigte sich des Sultanats; aber er hatte den Kurden Versprechungen gemacht, die er zu erfüllen zögerte; sie verlangten den dritten Teil der Einkünfte Ägyptens. Um sich gegen seine Beschützer behaupten zu können, ging er noch einen Schritt weiter: er wandte sich an den König von Jerusalem, Amalrich, den Bruder und Nachfolger Balduins III., und rief dessen Beistand an.

Schon Balduin III. hatte die alte Tendenz Balduins I. auf Ägypten insofern wieder aufgenommen, als er 1153 Ascalon eroberte. Die Besatzung hatte sich ernergisch verteidigt: eine schon eingedrungene Schar von Rittern, namentlich Templern, ward doch zurückgetrieben. Schon soll der König geglaubt haben, alles sei verloren. Aber der Zuspruch des Patriarchen von Jerusalem erhielt ihn standhaft. Auch die Johanniter und deren Großmeister Raimund waren sehr eifrig. Bei ihren Ausfällen wurden die Ascaloniten geschlagen. Dadurch gerieten die Einwohner, die weder von Damaskus noch von Ägypten Hülfe bekamen, in Verzweiflung und zwangen ihren Kriegsbefehlshaber, sich zu ergeben. Amalrich (1162—1173) ist nun ohne Zweifel der bedeutendste der späteren Könige. Er war trotz seiner Korpulenz, wie Ludwig VII., unermüdlich in Jagd und Krieg; er liebte keinen Zeitvertreib; in den theologischen Fragen zeigte er einen den Geistlichen oft unbequemen Scharfsinn; er hielt die Barone in Unterordnung und zog neu angekommene Franken, z. B. Milo von Plancy, vor. Niemandem konnte entgehen, welch eine Gefahr für das Königreich in der Festsetzung der Kurden Nureddins in Ägypten lag. Amalrich besann sich nicht lange, und das Glück wollte ihm so wohl, daß er die Kurden wirklich in Pelusium einschloß (1164). Heimische Unfälle, durch Nureddin erlitten, nötigten ihn, ihnen freien Abzug zu gewähren. Hinter den übrigen schritt Schirkuh mit erhobener Axt daher. Glaubst du, daß man dir den Vertrag nicht halten würde? rief ihm ein christlicher Ritter zu. Den würdet ihr nicht zu brechen wagen! war die Antwort.

Nun aber rüsteten sich die Heimgekehrten zu einem neuen, größeren Angriff; Schirkuh erweckte den sunnitischen Eifer gegen den falschen Kalifen in Kairo und rückte 1167 gegen Ägypten vor. Auf der Stelle erschien auch Amalrich: die Pullanen und die Ägypter vereinigten sich, und es ward ein förmlicher Bund zwischen ihnen geschlossen. Die christlichen Abgeordneten wurden in den Palast des Kalifen geführt, um ihn persönlich zu bekräftigen. Sie können ihr Erstaunen über den Reichtum, die Pracht und die Wunder desselben nicht genug ausdrücken. In dem glänzenden Gemache, das ein mit Perlen und Gold phantastisch gestickter Vorhang trennte, warf sich der Wesir dreimal nieder, dann legte er seinen Schwur ab; in diesem Augenblick rollte sich der Vorhang auf, und die Gestalt des Kalifen erschien. Auf seinem goldenen Stuhle sitzend, reichte er den Rittern seine Rechte, aber sie war verhüllt. Hugo von Cäsarea entgegnet, bei einem Bunde müsse alles frei und offen sein. Zögernd, gleich als trete er seiner Majestät zu nahe, fügte sich der Kalif. Den Rittern wurde die Verteidigung der Türme und Mauern von Kairo anvertraut.

Schirkuh konnte sich in Giseh, gegenüber Kairo am linken Nilufer, gegen ihre Macht nicht behaupten; er verließ seine Stellung und zog nach Oberägypten. Amalrich zog ihm nach, an der Spitze eines aus Franken und Orientalen sonderbar gemischten Heeres, wie es bis auf Napoleons Zeit in diesen Gegenden nicht wieder aufgetreten ist. Am Engpasse von Babein trafen sie zusammen. Schon wollte Schirkuh auf das entgegengesetzte Ufer übersetzen, um zu fliehen, als ein Mameluke des Nureddin anlangte, der ihn fragte: Wie, Ihr genießt die Güter des Islam und flieht vor den Feinden? Der Atabeg werde den Kurden die ihnen angewiesenen Ländereien wieder entreißen. So geschah es, daß Schirkuh Stand hielt; er hielt sich mit der auserlesenen Mannschaft auf dem rechten Flügel, und während der König das vor ihm weichende Centrum angriff, wurde er geschlagen. Der König hatte Mühe, sich zu seinen Leuten durchzuschlagen. Dazu aber war er noch stark genug, um nun Alexandrien, das Schirkuh, nachdem es ihm durch Verrat geöffnet worden, seinem Neffen Saladin, Ejubs Sohn, zur Verteidigung anvertraut hatte, zu belagern und aufs äußerste zu bedrängen. Schirkuh ließ sich dadurch zum Frieden vermögen, demzufolge beide Teile, die Christen wie die Kurden, Ägypten verlassen sollten. Schirkuh erhielt 50000 Goldstücke von Schaver; den Christen wurden noch größere Vorteile eingeräumt; wenigstens nach dem Bericht des Abulfeda ward ihnen eine eigene Obrigkeit in Kairo und eine bedeutende jährliche Schatzung zugesprochen.

Man darf bei diesen Dingen länger verweilen, denn sie bieten nicht allein die letzte Aussicht für die Sache des Königreichs Jerusalem, sondern auch die größte für die der christlichen Welt gegenüber dem Islam im allgemeinen dar. Das historische Ereignis ist, daß der Einbruch der Franken nur durch den Gegensatz des abbasidischen und fatimidischen Kalifats möglich wurde; daß das koloniale Reich sich hielt, so lange dieser Gegensatz bestand, aber

untergehen mußte, sobald er wegfiel. Das Kalifat von Kairo war jetzt in die tiefste Ohnmacht versunken. Sollte es nicht in die Hände der syrischen Mohammedaner fallen, so mußten die Könige von Jerusalem Ägypten entweder mit Gewalt für sich erobern oder es durch die engste politische Verbindung in Güte aufrecht erhalten. Zu dem ersten waren sie, wie sich sogleich zeigen sollte, wie man indes schon jetzt hätte abnehmen können, in der damaligen Lage bei weitem zu schwach; zu dem anderen besaßen sie, wie die Erfolge Amalrichs dargethan, noch ganz wohl die erforderlichen Kräfte. Auch in jeder anderen Hinsicht wäre dieser Weg ohne Frage vorzuziehen gewesen. Bei einiger Weisheit hätte vielleicht nur die ruhige Entwickelung der Dinge dazu gehört, um dem christlichen Element allmählich die friedliche Herrschaft über Ägypten zu verschaffen. Welch eine Weltstellung von der größten Bedeutung hätten dadurch die Lateiner gewonnen! Den italienischen Seemächten wäre der Zugang in die indischen Gewässer eröffnet worden. Überdies hätte sich wohl erwarten lassen, daß auch Nordafrika von dem Osten völlig getrennt, in die Hände der Spanier oder der sicilischen Normannen geraten wäre.

Allein die Menschen dieser Zeit waren gleichsam noch nicht reif, den Orient auf immer zu erobern, die Welt zu beherrschen. Die Religion erlaubte keinen Vertrag mit den Ungläubigen. Das nämliche religiöse Moment, welches einst die ersten überraschenden Erfolge hervorgebracht hatte, verhinderte nun daran, den großen Zweck ihrer Behauptung und Vervollständigung zu erreichen. Es war, als verstünde es sich von selbst, daß dies doch keine Allianz auf immer sein könne zwischen den Kreuzrittern und den Kalifen. Es schien etwas unnatürliches darin, daß die Christen die Türme von Kairo für Moslimen gegen Moslimen verteidigen sollten. Der religiöse Gegensatz ging den Hütern des heiligen Grabes über Treu und Glauben. Amalrich vereinigte sich mit Manuel von Byzanz, der eben damals mit dem Papste und den Lombarden in Bund trat, und ließ sich bewegen, auf eine gemeinschaftliche Eroberung von Ägypten zu denken. Die Verbindung der Lateiner mit den Griechen ward dadurch erleichtert, daß der König mit einer griechischen, der Kaiser damals mit einer syrischen Prinzessin vermählt war. Der Gedanke soll von Manuel ausgegangen sein, denn der hielt in seiner den Osten wie den Westen umfassenden Politik sein Auge auf jedes sich als möglich darbietende Unternehmen gerichtet. Der Großmeister der Johanniter hat dem König Amalrich besonders zu der Sache geraten, die Templer waren dagegen; sie sahen darin einen schändlichen Friedensbruch.

Ohne auch nur die griechische Hülfe abzuwarten, wurde der Krieg von den Jerusalemiten bereits im November 1168 eröffnet. Sie nahmen Pelusium und rückten gegen Kairo vor, langsam, weil sie Lösegeld für einen von ihnen gefangen genommenen Sohn Schavers erwarteten. Auch wurde ihnen ein solches angeboten; aber indem mußten sie hören, daß der gewaltige Schirkuh aufs neue durch die Wüste daher ziehe. Schaver und selbst der Kalif hatten ihren Widerwillen überwunden und sich abermals an Nureddin

gewendet. Wie dort Griechen und Lateiner, so vereinigten sich hier die Anhänger der beiden Kalifate. Siehe da, hatte der Kalif Aladid Nureddin sagen lassen, das sind die Haare meiner Weiber, welche dich um Errettung anflehen! Es waren die tapfersten Turkmenen, welche Schirkuh und Saladin herbeiführten. Amalrich hätte den Mut gehabt, zu einer Schlacht in der Wüste zu schreiten, aber Schirkuh zog an ihm vorüber. Die Franken mußten Ägypten mit Unehren verlassen. Und nun vollzog sich das Schicksal unaufhaltsam; denn die Kurdenfürsten beeilten sich, eine Wiederkehr solcher Vorgänge zu verhüten. Sowie Schirkuh und Saladin in Jerusalem angekommen waren, kam es zu Streitigkeiten mit dem Sultan Schaver. Man beschuldigte ihn, er habe die sämtlichen turkmenischen Emire zu ermorden vorgehabt. Der Besuch, den Schaver bei dem Grabe eines moslimischen Heiligen machte, gab Gelegenheit, daß sich Saladin seiner bemächtigte. Der Kalif gab zu, daß er hingerichtet wurde, und ließ sich bewegen, Schirkuh zu seinem Wesir zu ernennen. Als Schirkuh bald darauf starb, trat Saladin an seine Stelle (1169). Er betrachtete sich in Wahrheit als den Statthalter Nureddins, welcher unaufhörlich in ihn drang, das Kalifat der Fatimiden vollends zu stürzen. Aber Saladin zögerte klug, bis er sich völlig in Besitz der Burg gesetzt und sich aller gefährlichen Feinde entledigt hatte, und bis der Fatimide Aladid, obwohl noch jung, auf den Tod erkrankte. 1171 starb der Kalif, indem schon in seinem Hause der Abbaside wieder verehrt wurde. Saladin, der inzwischen den Angriff Amalrichs und einer byzantinischen Flotte von Damiette abgeschlagen und den Franken den Hafen Ailah am Roten Meer entrissen hatte, bemächtigte sich jetzt des fatimidischen Schatzes und war nun der Herr über Ägypten.

Für die Christen lag für den Augenblick noch eine Art von Vorteil darin, daß ein gutes Verhältnis zwischen dem neuen Herrscher am Nil und seinem Oberherrn, dem Atabeg in Damaskus, auf die Dauer nicht bestehen konnte. Saladin strebte danach, sich von Nureddin unabhängin zu machen. Um keine Geiseln in dessen Händen zu lassen, bat er sich seine ganze Familie nach Ägypten aus; seinen alten Vater Ejub machte er zu seinem Schatzmeister. Erst als er sich weigerte, ein paar fränkische Burgen, die den Weg von Damaskus nach Ägypten beherrschten, Nureddin erobern zu helfen, schöpfte dieser Verdacht. Indem er sich aber rüstete, den ungetreuen Emir zu überziehen, ist der Atabeg 1174 gestorben. Und nun eröffnete sich Saladin noch eine weit größere Bestimmung. Nureddin hatte nur einen minderjährigen Sohn hinterlassen, Melik es Salih, und Saladin ließ anfangs seine Münzen auf dessen Namen prägen. Allein mißvergnügt über die Regierung, die in dessen Namen geführt ward, sahen die Syrer es nicht ungern, daß Saladin herbeikam. Ohne Schwertstreich zog er im Dezember 1174 in Damaskus ein. Emesa, Hama, Balbek fielen in seine Gewalt. Melik es Salih behielt Aleppo nur unter der Bedingung, daß er Damaskus abtrat. Nach dessen Tode (1181) gewann Saladin auch Aleppo (1183) und breitete

sich nach und nach bis Mesopotamien aus. Er brachte die ganze Erbschaft Nureddins in seine Hände.

Hierdurch erwuchs im Laufe weniger Jahre eine den Christen in Palästina höchst furchtbare Macht, die, auf der Kombination von Ägypten und Syrien beruhend, die Existenz der von allen Seiten umschlossenen fränkischen Kolonien jeden Tag in Frage stellte. Alles gehorchte einem einzigen Wink und war von einer einzigen religiösen Idee durchdrungen. Von abweichenden Tendenzen war nichts mehr übrig, als jene Assassinen des Libanon, jener Alte vom Berge, der denn auch zuweilen sich regte. Saladin ward eines Tages selbst von drei Mördern angefallen, aber seine starken Arme schützten ihn. Dann überzog er die Assassinen seinerseits, verwüstete ihr ganzes Gebiet und machte sich ihnen furchtbar. Zu der Macht aber gesellte sich die fähigste Persönlichkeit. Saladin war wie Zenki und Nureddin ein sehr strenger Moslim. Zwischen den Armeen, die sich einander näherten, las er den Koran. Fasten, die er verabsäumte, holte er nach, unverbrüchlich vollzog er die fünf Gebete; er trank nichts als Wasser und trug ein Kleid von harter Wolle; er selbst stellte sich persönlich vor Gericht. Seine Kinder unterrichtete er im Islam. Aber seine Religion hinderte ihn nicht, eine unrechtmäßige Gewalt an sich zu reißen. Die religiöse Idee, die Verteidigung des Kalifen von Bagdad feuert ihn vielmehr dazu an. Er gefällt sich in Zeiten des Glücks und zumal nach dem Siege meist in einer lässigen Großmut, die ihm eine angenehme Würde verleiht. Ebenso ausdauernd aber ist er im Mißgeschick, unablässig behält er sein Ziel im Auge. Er ist tapfer und verschlagen; immer hat er Verbündete unter seinen Feinden. Er ist freigebig und beherrscht seine Unterthanen mit Gerechtigkeit und Sanftmut. So ist er im Besitz aller Eigenschaften, um einen Staat zu gründen und zusammenzuhalten; alles geht ihm am Ende glücklich von statten. Noch in viel höherem Maße als die Atabegen, ward er der Held des wiedererstandenen Islam, für das Königtum des heiligen Grabes der Mann des Schicksals. Nur so lange er anderen Widerstand auf seinem Wege fand, konnte sich Jerusalem halten.

Hätte man dort es wenigstens verstanden, die noch gegebene kurze Frist nach besten Kräften zu benutzen! Aber anders ist es nicht: der emporsteigenden Macht auf islamitischer Seite kam der kläglichste Niedergang des christlichen Staatswesens halbenwegs entgegen. Gerade zuletzt war die genealogische Verfassung des Abendlandes, die Erblichkeit des Thrones in männlicher und weiblicher Linie, auch hier zu voller Anerkennung gelangt; allein sie war für eine Position, wo man fortwährend kriegsbereit sein mußte, wo das Fürstentum nur eine Heerführung hätte sein sollen, nicht geeignet. Bald wurden ohnmächtige Knaben dadurch auf den Thron gefördert, bald brachten die Ehen der Erbinnen ein gefährliches Schwanken in die Succession: Regentschaften wurden errichtet, bestritten und gewechselt. Es fand sich keine stetige Gewalt, um die Selbstsucht der Ritter und der Hierarchie zu brechen. Eine allgemeine Zuchtlosigkeit durchdrang das politische wie das religiöse Leben.

König Amalrich starb 1173 noch vor Nureddin. Ihm folgte sein dreizehnjähriger Sohn, Balduin IV., der, von unheilbarem Aussatz geplagt, bis an seinen frühen Tod — im Jahr 1185 — eigentlich nie recht in den Besitz des Regiments gelangt ist. Zuerst ward Raimund II. von Tripolis, der Sohn der Hodierna, zum Reichsverweser bestellt. Er schloß einen Stillstand mit Saladin (1175), durch den er sich verpflichtete, ihm in seinem Kampfe gegen die Erben Nureddins sich nicht zu widersetzen. Eben hierdurch aber verlor Raimund die Autorität im Reich. Die Ritterschaft suchte einen besseren Führer aus dem Abendlande herbeizuziehen. Der erste war Wilhelm Longaspada, Markgraf von Montferrat, der im Oktober 1176 eintraf und mit der älteren Schwester des unmündigen Königs, Sibylle, vermählt wurde; er war jähzornig, aber ehrlich und offen. Man fing an Zutrauen zu ihm zu fassen, aber er starb schon im Juni 1177. Dann kam Philipp von Flandern und Vermandois, alter Gegner Heinrichs II. von England, Anhänger Beckets, der gar manche Gewaltthat durch die Wallfahrt abzubüßen hatte. Aber man meinte, nur ein solcher könne dem Reiche dienen, der ein Interesse an demselben habe. Er schien die Gewalt selbst in die Hände nehmen oder an den Grafen von Bethune bringen zu wollen, welcher ihm alsbald seine benachbarten Besitzungen überlassen sollte. Er kehrte nach Hause zurück, ohne etwas geleistet zu haben. Die Absicht wäre gewesen, im Bunde mit den Griechen Saladin in Ägypten zu bekämpfen, aber dies wäre Philipp nicht gelungen.

An die Spitze tritt dann ein Mann im Sinne der Ritter, Fürst Rainald, vordem Pfleger von Antiochien, als Reichsverweser. Es ist jener Rainald von Chatillon, der bei der Belagerung von Ascalon in das Heer gekommen und dann von der Witwe Raimunds von Antiochien, Constantia, zu ihrem Gemahl und zum Vormund ihres Sohnes erwählt worden war. In ihm repräsentierten sich die kriegerischen Tendenzen. Ihm gelang es, im November 1178 Saladin bei Ascalon, das er berannte, zu schlagen, sowie kurz vorher dessen Bruder Turanschah bei Damaskus eine Schlappe erlitten hatte. Man konnte nun Atem schöpfen und baute am Jordan einige Meilen von Paneas eine Burg, welche den Templern anvertraut wurde. Bald darauf aber, im Jahre 1179 erlitten die Ritter ebendort bei Paneas eine Niederlage von Saladin, in der der Großmeister der Templer, Odo von St. Amand, der als sehr hoffärtig bezeichnet wird, unterlag. Dann griff Saladin jene Feste an und nahm sie mit Sturm. Die Templer stürzten sich entweder in das Feuer der brennenden Burg oder sie warfen sich in die Fluten des Jordan, oder sie sprangen von der Mauer auf den Felsen und stürzten sich zu Tode.

Es war in dieser Zeit, daß die Bischöfe der orientalisch-lateinischen Kirche in dem Laterankonzil erschienen, unter ihnen Erzbischof Wilhelm von Tyrus, der Geschichtschreiber des Königreichs, der auf diese Ereignisse das Bibelwort anwendet: der Herr, ihr Gott, war von ihnen gewichen. Aller

Augen richteten sich auf das Abendland. Und nichts hätte mehr dem Ehrgeiz Alexanders III. entsprochen, als eine Kreuzfahrt wie die Urbans II. zustande zu bringen; noch kurz vor seinem Ende hat er ein schwungvolles Schreiben erlassen, um dazu anzumahnen. Damals setzte man voraus, daß Kaiser Manuel, wenn die beiden großen westlichen Fürsten, die Könige von England und Frankreich, die ja schon 1177 sich mit dem Kreuze bezeichnet, sich aufmachen würden, ihnen Hülfe leisten werde. Mit dem christlichen Syrien hielt sich Manuel in guter Freundschaft. Mit den Seldschuken in Kleinasien hatte er soeben aufs neue gestritten. Die Unternehmung gegen Ägypten hat er, auch nachdem Saladin es erobert hatte, nur sehr ungern aufgegeben, und zwar bloß deshalb, weil die Ritter von Jerusalem in ihrer Hülfe so säumig waren. Allein er starb im Jahre 1180. Und noch standen auch die abendländischen Angelegenheiten nicht so, daß ein großes Unternehmen hätte gewagt werden können. Friedrich I. hatte mit Heinrich dem Löwen zu kämpfen und eine Abkunft mit den Lombarden zu treffen; die Söhne Heinrichs II. hielten Frankreich und England fortwährend in Atem. Das Königreich Jerusalem blieb sich selbst überlassen.

Man fristete dort noch immer ein erträgliches, nicht ganz hoffnungsloses Dasein, so lange Saladin noch nicht der ganzen Erbschaft Nureddins Meister geworden war. Die Ritter kämpften zuweilen mit Glück, wie im Jahre 1182 in der Ebene von Belveir und Ferbelet, gegen Saladin. In demselben Jahre mußte dieser die Belagerung von Berytus aufgeben, als die christlichen Scharen sich näherten. Dem kecken Rainald von Chatillon gelang es sogar, den Hafen Ailah am arabischen Meerbusen wieder einzunehmen. Die lateinischen Seefahrer wendeten sich von da nach der arabischen Küste, sie bedrohten Mekka und Medina, wurden jedoch bei Haura überwunden und fielen dem arabischen Propheten zum Schlachtopfer. Ailah ging wieder verloren. In Rainalds Unternehmungen, der sich wie in einer Art persönlicher Ritterfehde mit Saladin begriffen betrachtete, ist überhaupt ein tollkühnes Wesen nicht zu verkennen: sie führten, abenteuerlich wie sie waren, zu keinem dauernden Ergebnis.

Und eben jetzt trat auf der anderen Seite jene verhängnisvolle Wendung ein. Im Jahr 1181 war der Fürst von Aleppo, Melik es Salih, Nureddins Sohn, gestorben. Keiner von seinen Verwandten war in der Lage, den Ort zu behaupten. Emadeddin, der es unternahm, bemerkte bald, daß er dazu nicht fähig sein würde. Als Saladin im Jahre 1183 gegen ihn heranzog, hielt er es für das beste, sich einige von den Festen, die dieser eben erobert hatte, abtreten zu lassen und ihm Aleppo zu überlassen. Im Juni 1183 zog Saladin daselbst ein. Man wußte, daß er der tapferste und glücklichste Vorkämpfer des Islam sei; der religiöse Impuls, der bei den Mohammedanern wieder höchst lebendig geworden, bewirkte, daß man ihm überall den Vortritt ließ. Dagegen häuften sich im fränkischen Lager Unglück und Unverstand. Balduin IV. erlag 1185 seinen Leiden. Ihm folgte sein Neffe, Balduin V.,

der Sohn Sibylles von Wilhelm Longaspada, ein Knabe von fünf Jahren. Ein anderes Unheil war, daß Sibylle zum zweiten Gemahl wider die Absicht der Barone einen Ritter Veit von Lusignan genommen hatte, von dem niemand glaubte, daß er dem Reich im Notfall werde vorzustehen vermögen.

Aufs neue übernahm deshalb Raimund von Tripolis die Reichsverwesung, und aufs neue hielt er einen Vertrag mit Saladin für das einzige Mittel, das Reich zu behaupten. Ein Stillstand wurde geschlossen, was jedoch nicht mehr möglich war, wenn nicht ein Tribut versprochen worden wäre. Eine neue schlimme Störung erfolgte, als Balduin V. im Jahre 1186 starb und Sibylle die Krone für sich forderte, die sie nun ihrem Gatten Veit von Lusignan überließ. Das geschah im Widerspruch mit Graf Raimund und gefährdete den von ihm geschlossenen Vertrag. Raimund hatte selbst die Krone davonzutragen gemeint, aber fast die gesamte Ritterschaft folgte der legitimen Erbin. Indem sich nun Veit an der Spitze seiner Anhänger aufmachte, um Raimund in Tiberias zu belagern, veranlaßte er diesen, sich selbst an Saladin zu wenden, der ihm eine Schar türkischer Reiter zu Hülfe schickte. War es doch auch sonst schon dahin gekommen, daß ein Tempelherr zu Saladin überging und an der Spitze eines Haufens Ungläubiger selbst die Ritter bei Jerusalem angriff. Alle Bande der Ehre und Sitte schienen gelockert. Die Geistlichen gaben vielfach großes Ärgernis, das größte der Patriarch Heraklius von Jerusalem selber. In dieser Lage, ohne Hülfe aus dem Abendlande, in sich selbst verdorben und zerfallen, einem übermächtigen Feinde gegenüber, war die einst so blühende Kolonie zum Untergange reif.

Saladin erkannte den günstigen Moment. Indem er sich zum entscheidenden Angriff entschloß, hatte er doch in dieser Stunde auch das Recht auf seiner Seite: Rainald von Chatillon, jetzt besonders der Burgen jenseit des Jordan mächtig, hatte dort, den Waffenstillstand brechend, eine vorüberziehende Karawane, bei der sich, wie es hieß, die Mutter des Sultans selbst befand, überfallen und geplündert. Eine Genugthuung forderte Saladin vergebens und so brach er denn, nachdem er allenthalben zum heiligen Kriege aufgerufen, mit gewaltiger Macht in Galiläa ein.

Noch einmal sammelte sich das christliche Heer, wie so oft, an der Quelle von Saffuria. Der Großmeister der Templer hatte eine bedeutende Summe, die Heinrich II. von England zur Sühne wegen Beckets gesendet, zur Rüstung hergegeben; auch Graf Raimund von Tripolis erschien. Noch einmal ward das heilige Kreuz von Jerusalem zum Heere gebracht. Aber man ließ sich verleiten, dem belagerten Tiberias zu Hülfe zu eilen. Die Templer besonders drangen darauf. Am Abend des ersten Schlachttages — 4. Juli 1187 —, der noch keine Entscheidung brachte, trieb Saladin durch seine leichten Reiter die Christen auf eine wasserlose Anhöhe in der Nähe von Hittin zurück, wohin die Sage die Bergpredigt Christi verlegt, wo sie die Nacht in Durst zubringen mußten: es war der heißeste Sommertag.

Die Verschmachteten, Ermatteten griff er dann am 5. Juli abermals an. Nur wenige von den christlichen Streitern entkamen; darunter Graf Raimund, dem die Saracenen wohl als ihrem alten Verbündeten absichtlich Raum gaben, als er mit seiner Schar gegen ihre Reihen anritt; des Verrates dürfte man ihn deswegen nicht bezichtigen. König Veit, der größte Teil seiner Ritter, soviel ihrer nicht erschlagen waren, mit ihnen das heilige Kreuz, fielen in die Hände Saladins. Diesmal kannte der Gewaltige keine Gnade. Die gefangenen Templer und Johanniter und viele andere wurden hingerichtet; Rainald von Chatillon, den Friedensbrecher, stieß der zornige Kurde mit eigener Hand nieder.

Ein panischer Schrecken überfiel das Land. Alles eilte, sich dem Sieger zu ergeben. Selbst die festen Küstenstädte, Ptolemais, Sidon, Berytus fielen eine nach der anderen; nur Tyrus, Tripolis und Antiochien blieben unbezwungen. In Ascalon bedang sich die Besatzung die Freiheit des gefangenen Königs für ihre Überlieferung. Einige Tage wehrte sich Jerusalem; aber wie wären die wenigen Ritter fähig gewesen, diesem mächtigen Angriff zu widerstehen? Am 2. Oktober 1187 zog Saladin auch in die Hauptstadt ein. Wie einst „Christe Sieger", so erscholl nun wieder „Allah akbar"; es hatte doch die Oberhand behalten. Der Tempel Salomonis ward aufs neue zu einer Moschee geweiht, mit Rosenwasser gewaschen. Den nächsten Festtag erschien ein Scheich auf dem Predigtstuhl. Die Glocken wurden zertrümmert, die Kreuze gebrochen.

Der Fall Jerusalems ward als ein allgemeiner Verlust des Abendlandes gefühlt. Man erzählt, und es ist wenigstens bezeichnend, daß der Papst Urban III. bei der Nachricht gestorben sei.

Zehntes Kapitel.

Der dritte Kreuzzug.

Vergessen hatte man im Occident das Morgenland niemals; unaufhörlich waren die Wallfahrten fortgegangen. Gerade das machte den Eindruck der Katastrophe jetzt so unauslöschlich, daß so viele aus allen Ländern, dem Süden wie dem fernsten Norden, in Jerusalem gewesen waren. Da bedurfte es nicht erst der Hülferufe von Bischöfen und Templern, nicht der Mahnung der Genuesen, die mit den übrigen Städten für den Ruin ihres Handels fürchteten. Es bedurfte keines großen Papstes und keiner großen Kirchenversammlung: auch ohne das war alles bereit. Das vornehmste Moment für eine neue Unternehmung nach dem Orient lag jedoch darin, daß sie überhaupt

wieder möglich wurde; bis dahin war sie es seit lange nicht gewesen. In Deutschland mußte erst Heinrich der Löwe niedergeworfen sein und in Frankreich Philipp August, der Nachfolger Ludwigs VII., von Heinrich II. und dessen Söhnen nichts mehr zu fürchten haben.

Der erste Kreuzzug war von den Anhängern Urbans II. unternommen worden, von den großen Vasallen, fast im Gegensatz mit dem Kaiser, der als Schismatiker erschien, sowie mit dem Könige von Frankreich; der zweite infolge der Predigt des heiligen Bernhard, welcher dazu von dem Papst bevollmächtigt war, in einem Moment, wo sich alles, auch der deutsche König, dem Konkordat gemäß, unter den römischen Stuhl beugte. Für den dritten war es von Wert, daß der eben eingetretene Papst Gregor VIII. von den Irrungen, in die sich seine Vorgänger vornehmlich wegen der sicilischen Heirat mit dem Kaiser Friedrich eingelassen hatten, absah und die Nachfolge Heinrichs VI. im Reich nicht allein bestätigte, sondern fast vorausnahm: er nannte ihn bereits römischen Kaiser. Dieser Papst, der nur zwei Monate regierte, hat doch den Kreuzzug außerordentlich gefördert. In seinem Namen unterhandelte der Erzbischof von Tyrus mit den abendländischen Mächten. Der Kaiser hatte ein zweifelhaftes Verhältnis zu Frankreich; auf einer Zusammenkunft zu Ivois wurde die Streitigkeit — über den Hennegau — geschlichtet. Daß dabei auch für den Kreuzzug Verabredungen getroffen wurden, ist sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht gerade überliefert. Die Hauptsache war, daß man sich gegenseitig des Friedens der beiden Reiche versichert hatte. Hierauf machten auch Heinrich II. und Philipp August Frieden und vereinigten sich zu dem Plan eines gemeinsamen Zuges.

In Deutschland ward auf Lätare 1188 ein Hoftag Christi zu Mainz gehalten, auf welchem sich auch der bisher opponierende Erzbischof Philipp von Köln dem Kaiser unterwarf und zu einer Buße verpflichtete. In der Versammlung führte der Kaiser nicht den Vorsitz, weil man sich den Erlöser selbst als den unsichtbaren Vorsitzenden dachte. Die Schreiben des Papstes wurden verlesen. Besonders sprach Gottfrid von Würzburg eindringlich; er bezeichnete den Kaiser mit dem Kreuz. Friedrich hatte wohl auf seinen italienischen Zügen, wenn man ihm die Thaten Alexanders des Großen vorlas, gemeint, auch er wäre glücklicher gewesen, wenn er nach Asien gegangen wäre. Er hatte den zweiten Kreuzzug mitgemacht und sehnte sich danach, auch im Orient die Ehre des Kaisertums wiederherzustellen. Dazu aber bedurfte es auch einer besseren Vorbereitung, als ehemals. Man faßte einen förmlichen Reichsbeschluß: jeder Mitziehende mußte sich auf zwei Jahre erhalten können, die Zurückbleibenden sollten dagegen den Zehnten von ihren Gütern aufwenden; eine wohlüberlegte Neuerung.

Am St. Georgentage 1189 sammelte man sich zum Aufbruch. Der Zug durch Ungarn, mit dem man im besten Verhältnis stand, war ohne Schwierigkeit. Der Sohn des Kaisers, Herzog Friedrich von Schwaben, ver-

lobte sich mit der Tochter des Königs. Die Königin verehrte dem Kaiser ein prächtiges Zelt und einige Reisebequemlichkeiten. Viele Ungarn und Böhmen gesellten sich den Deutschen zu. Bei Belgrad fand sich das Heer auf 50000 Reiter, insgesamt 100000 Krieger angewachsen. Ein ritterliches und wohlgeordnetes Heer, an sich das beste, das noch je zu einem solchen Unternehmen ausgezogen war. Aber wir wissen, daß es auch schwieriger war, als jemals. Der Zwist der Abbasiden und Fatimiden, der die früheren Züge so sehr gefördert hatte, bestand nicht mehr. Einer der größten Helden des Orients stand den Kreuzfahrern als Feind gegenüber. Dazu kam nun aber noch ein anderes Moment: die entschiedene Feindseligkeit der Griechen.

Kaiser Emanuel hatte eine deutsche und eine fränkische Gemahlin gehabt; die letzte eine Prinzessin von Antiochien, die schönste Frau ihrer Zeit; er vermählte seine Tochter mit einem Prinzen von Ungarn. Sein Hof war mit Abendländern erfüllt, sowie seine Stadt von Italienern und zurückgebliebenen Kreuzfahrern, kurz: eine allgemeine Latinisierung hatte hier ebensowohl in Aussicht gestanden, wie sie in Ägypten möglich gewesen wäre. Nach Manuels Tode, 1180, unter der Regierung Alexius' II., die jedoch von der Mutter desselben und dem Protosebastos Alexius geführt wurde, ging das eine Zeitlang fort. Aber im Jahre 1182 erwachte die griechische Reaktion. Andronicus, ein Comnene, welcher immer zu der griechischen Partei gehalten hatte, machte sich zum Ausdruck der volkstümlichen Abneigung. Er setzte sich in den Besitz der Regierung und verhing über alle Lateiner, Beamte und Handelsleute, Angesessene und Fremde, ein schreckliches Blutgericht. Der junge Kaiser mußte das Todesurteil seiner Mutter unterschreiben. Dann ward er selber getötet, und der Patriarch von Konstantinopel sprach Andronicus von der Blutschuld frei. Seine Wut richtete sich dergestalt auch gegen die Andersgesinnten unter den Griechen selbst und wurde unerträglich. Höchst sonderbar ist trotzdem der Wechsel der Gewalt, der 1185 eintrat. Isaak Angelus, ein Verwandter des comnenischen Hauses, sollte, wie so viele andere, umgebracht werden. Er war aber stärker als sein Henker, tötete diesen und flüchtete dann in ein Kloster. Das Volk ermordete Andronicus und rief Isaak Angelus zum Kaiser aus. Aber das gute Verständnis zwischen den Nationalitäten ward dadurch nicht hergestellt. Die Normannen führten, um sich an Andronicus zu rächen, einen verheerenden Krieg an den Küsten. Sie wurden von Isaak bei Amphipolis geschlagen; die Gefangenen wurden auf das grausamste verstümmelt.

In die größte Besorgnis geriet nun Isaak bei dem Anzug des deutschen Heeres. Er ließ die Gesandten in das Gefängnis werfen, weil er gehört hatte, der deutsche Kaiser suche sich Konstantinopels zu bemächtigen. Man könnte sagen: hätte er es doch beabsichtigt! Anlaß dazu war genug vorhanden und die beste Gelegenheit. Friedrich I. trat bei seiner Ankunft auf serbischem Boden der dortige Fürst Nemanja mit dem Erbieten entgegen, sich

von den Griechen loszusagen und an das deutsche Reich anzuschließen. Walachen und Bulgaren zeigten sich zu einem ähnlichen Schritte bereit. Es war eine der größten Fragen, welche jemals einem unserer Kaiser vorgelegen haben. Friedrich aber wies das Anerbieten von sich.

In der Idee der Kreuzzüge lag ein eigentümlicher Widerspruch. Es waren noch immer Wallfahrten, die aber jetzt einen ganz anderen und zwar sehr politischen Charakter dadurch angenommen hatten, daß sie ein Königreich lateinischen oder romanisch-germanischen Ursprungs zustande gebracht hatten. Die Unterstützung eines solchen mit großen Heeren mußte alle unabhängigen Mächte mit Besorgnis erfüllen; andere, die abhängigen, knüpften daran, wie man sieht, politische Hoffnungen. Dennoch blieb man noch immer dabei, das Ganze wie eine Wallfahrt zu behandeln. Wenn Friedrich es wirklich gewagt hätte, hier irgend eine Herrschaft unter deutscher Oberhoheit zu gründen: welch eine unendliche Aussicht für die Nation! Von Italien her hätte er müssen unterstützt werden, nachdem er Neapel an sein Haus gebracht hatte. Da hätte noch einmal das Kaisertum des Abendlandes dem Papsttum Widerstand leisten können. Allein Friedrich dachte nicht daran. Wie er einst nur nach Rom forteilte, um Italien, so wollte er jetzt nach Jerusalem, um den Orient zu bezwingen. Dem walachischen Fürsten Kalopeter gab er eine freundliche, aber ablehnende Antwort: er wünsche mehr Jerusalem zu sehen, als hier sich eine fremde Herrschaft zu erwerben. Moralisch groß, ein Beweis von Hingebung und Glauben, aber zu einem politischen Ziele konnte das nicht führen. Wenn man alles, was folgte, betrachtet, den raschen Untergang von Konstantinopel, die späteren Schicksale dieser Gegenden, die den Osmanen zur Basis ihrer Angriffe gegen Deutschland selber dienten, so kann man politisch und vom deutschen Standpunkt nichts anderes thun, als Friedrichs Standhaftigkeit bedauern. Es war ein Moment, wie er nicht so leicht wiederkommen konnte.

Hatte sich doch Isaak Angelus seinerseits nicht gescheut, sich mit Saladin in einen Bund einzulassen! Man hat es lange bezweifelt, aber aus Bohaeddin, dem Biographen Saladins, ergiebt es sich ganz unzweifelhaft. Er ließ ein Thor verrammeln, durch das Friedrich einziehen sollte. Er übte sich selbst im Bogenschießen und zeigte aus seinem Fenster in die Ferne bei Philopation, wo er die Deutschen erschießen wolle, den Kaiser Friedrich in eigener Person. Kaum erkannte er Friedrich überhaupt als Kaiser an. Die Aufschrift seines Briefes lautete: Isaak, der von Gott eingesetzte heilige Kaiser, Allwalter des römischen Reiches, Erbe der Krone des Konstantin, seinem lieben Bruder im Reich, dem ersten Fürsten von Alemannien, seine Gnade und Liebe! Nicht einmal Friedrichs Namen hatte er dabei genannt. Der Patriarch von Konstantinopel soll gepredigt haben: wer 100 Kreuzfahrer erschlage, solle Ablaß haben für alle seine früheren Mordthaten. Und Sibylle von Jerusalem schrieb, Saladin habe 600 Scheffel vergifteten Mehls nach Konstantinopel gesandt, um die deutsche Ritterschaft zu vertilgen. Unter diesen Umständen

die Anerbietungen des walachischen Fürsten Kalopeter eingegangen wäre. Als er sich im Februar 1190 von Adrianopel wieder in Bewegung setzte, wußte man noch nicht, welche Absicht er hegen werde. Aber er war zufrieden, als Isaak Angelus ihm Lebensmittel und Durchzug vergönnte. Hierauf am 28. März 1190 zog Friedrich über das Meer. Auf allen Schiffen der Griechen spielte Musik. Das Heer brauchte sechs Tage zum Übergang.

Auf eine ähnliche Weise, wie mit den Griechen, ging es mit den Seldschuken von Iconium. Es war auch hier ein innerer Krieg ausgebrochen zwischen Vater und Söhnen. Kilidsch Arslan II. hatte sich an Friedrich gewendet, die Söhne widersetzten sich ihm. Aber Friedrich begegnete ihnen bei weitem anders als ihr Vater: er schlug sie in einer großen Schlacht und eroberte ihre Hauptstadt (18. Mai 1190). Und dann? Man eroberte eine Hauptstadt, in gutem Kriege, nach langen Anstrengungen, und überließ sie dann sich selber. Nach fünf Tagen zog man weiter. Sie hatte nur als eine Reisestation gedient. Natürlich folgte, daß auch die benachbarten Fürsten, welche sich vom byzantinischen Reich losgemacht hatten, wie die armenischen, kein Zutrauen faßten, ja aus Furcht vor den Mohammedanern, die unfehlbar wiederkommen mußten, nicht wagten, den Glaubensgenossen zu Hülfe zu kommen. Endlich kamen die Deutschen nach Seleucia. Welch eine Aussicht war es auch jetzt noch, wenn dies gewaltige Heer, welches unter seinem Führer glücklich im Norden Syriens angekommen war, nun zu gleicher Zeit von der See her ernstlich unterstützt worden wäre! Schon war die Lage des heiligen Landes durch unmittelbaren Zuzug einigermaßen erleichtert worden, und alles ließ sich zu einer großen Entscheidung an, als der Kaiser am 10. Juni 1190 in den Wellen des Kalykadnus einen jähen Tod fand. In diesem Unfall liegt eine universalhistorische Begebenheit; denn auch ohne unmittelbare Eroberung würde die Herstellung des Königreichs Jerusalem von deutscher Seite dem Abendland einen großen Einfluß auf Konstantinopel verschafft haben.

Die Nachrichten der beiden Nächstbeteiligten über den Tod Friedrichs stimmen nicht überein. Bei Ansbert will Friedrich die Hitze vermeiden und sich doch nicht auf die höchsten Berge begeben; er unternimmt, den Fluß zu durchschwimmen; er läßt sich durch kein Zureden abhalten, hiebei kommt er auf der Stelle um. Nach dem anonymen Brief über des Kaisers Tod ist er sicher über den Fluß gelangt, säumt dort, nimmt eine Mahlzeit ein, will sich dann abkühlen, wirft sich zum Bade in den Fluß und ertrinkt dabei. Die erste Erzählung ist beiweitem schöner. Man wollte dem ritterlichen Kaiser kaum zutrauen, daß er Badens halber in den Fluß gestiegen sei. Die letzte jedoch scheint mir am besten beglaubigt; sie hat eben das für sich, daß man sie nicht wahrscheinlich fand. In dem Lager selbst bildeten sie sich beide aus. Das von den Gebeinen gelöste Fleisch der kaiserlichen Leiche ließ Herzog Friedrich Ende Juni nach Antiochien kommen und dort begraben. Die Gebeine

hätte man es Kaiser Friedrich wahrlich nicht verdenken können, wenn er auf wollte er nach Jerusalem führen. Da dies untunlich wurde, so sind sie in Tyrus begraben worden.

Noch einmal wendet sich an dieser Stelle unser Blick auf die Gesamterscheinung Friedrichs I. zurück. Das muß man wohl eingestehen: er war der letzte Kaiser, der allgemeinen Gehorsam fand, vorher durch die freundschaftlichen Beziehungen zu Heinrich dem Löwen, nachher, nach dessen Sturz, durch die Unterwürfigkeit der Fürsten, die überdies mit Gewalt befestigt wurde. Insofern knüpfte er an die mächtigen Salier an. In anderer Beziehung setzte er Otto den Großen und dessen Beziehungen zu Italien, auch dem südlichen, fort. Die letzte Intention seiner hochstrebenden Politik hatte er nicht erreicht, aber doch eine große welthistorische Stellung eingenommen. Alles gehorchte, nur unter Vertrag und Beschränkung. Seine Macht war nicht absolut, aber sie war wohl gegründet, sehr umfassend, allenthalben zu empfinden. Der Sohn, der ihn fortsetzte, hat doch hauptsächlich in Italien sich ein Andenken gestiftet. Er war, wie wir sehen werden, im Begriff, das Kaisertum auf einem anderen Wege aufs neue zu begründen, als er starb. An Friedrich I., der siebenunddreißig Jahre in Deutschland regiert hatte, knüpft sich das Andenken des eigentlich deutschen Kaisertums. Auch für den Kreuzzug, insofern er ein deutscher war, ward sein Tod entscheidend: er bedeutete den Untergang des ganzen Unternehmens, das der Kaiser entworfen und nur er im vollen Umfange im Herzen getragen hatte. Der junge Friedrich von Schwaben besaß die nötige Autorität im Heere nicht, das sich zusehends auflöste. Viele wandten sich zu Schiffe nach den syrischen Häfen; die Hauptmacht, welche Friedrich zu Lande weiterführte, erlitt durch Seuchen die größten Verluste, sodaß die deutsche Nation im Lager vor Ptolemais hinter den Engländern und Franzosen unleugbar zurücktrat.

Der französisch-englische Zug, der von den beiden Königen verabredet worden war, wurde noch durch den schrecklichen Krieg aufgehalten, in welchen Heinrich II. abermals mit seinen Söhnen geriet. Er war in ihren Zwistigkeiten für den Jüngeren, Johann gewesen; als er vernahm, daß auch dieser wider ihn sei, verfluchte er sein Geschlecht und starb (1189). Sein Nachfolger Richard Löwenherz ergriff die Idee des Kreuzzuges mit dem größten Eifer; weit mehr, als Philipp August von Frankreich, dem die politische Lage seines eigenen Königtums, das drückende Übergewicht der plantagenetischen Macht aufs tiefste zu Herzen ging. Sie standen zunächst in erträglichem Verhältnis miteinander; gemeinsam brachen sie im Juli 1190 von Vezelay in Burgund nach dem Mittelmeer auf. Doch ließ sich die Verschiedenheit ihrer Interessen wie ihrer Naturen keinen Augenblick verbergen. Schon auf dem Wege, zu Messina, kam es zu Mißverständnissen. Nicht sowohl Engländer waren es, welche sich um König Richard versammelt hatten, als die normännisch-englische Ritterschaft der Eroberung. Man geberdete sich den Landeseinwohnern

gegenüber als Sieger. Da vor kurzem der letzte normännische König, Wilhelm II., gestorben und Heinrich VI. von Deutschland in Sicilien noch nicht erschienen war, so spielte sich Richard gewissermaßen als Oberherr aller Normannen auf. In den Sicilianern aber war Eifersucht und Habsucht. Von Spöttereien kam es zu Raufereien und ernstlichen Thätlichkeiten. Die Engländer machten sich zu Meistern von Messina. Obwohl schon hier Entzweiung zwischen den beiden Königen ausbrach, — Richard zeigte sich glänzend, freigebig, kriegerisch, prächtig und vollführte alles, Philipp hielt sich im Hintergrunde, war sparsam und wollte doch an allem Teil haben — so wurde doch noch einmal Friede vermittelt; sie schwuren, einander treu und hold zu sein. Streitige Verhältnisse der französischen Lehen wurden geordnet.

Die erste Unternehmung vollzog dann Richard allein: die Eroberung von Cypern. Hier hatte sich ein Sprößling des comnenischen Hauses, Sohn einer Enkelin des Kalojohannes, Isaak, der sich Kaiser nannte, durch Gewalt und List die Herrschaft verschafft, die er mit der größten Grausamkeit ausübte. Ebenso gewaltsam wie jener Andronicus, dessen wir gedachten, zeigte er sich auch gegen die Lateiner. Früher hatte Cypern den Kreuzfahrern Hülfe geleistet, jetzt aber stellte man von dort ihren Schiffen nach. Man sagte, Isaak habe mit Saladin Bundesbrüderschaft. Die englische Flotte war durch einen Sturm auseinander getrieben; einige Schiffe waren an den cyprischen Küsten gestrandet; dann hatte sie der anmaßende Kaiser feindlich behandelt. Da fand er nun aber an Richard Löwenherz einen gewaltigen Rächer. Richard ließ ihn zur Rechenschaft auffordern. Isaak antwortete trotzig, als ein Kaiser dem Geringeren. Hierauf landete Richard mit Gewalt. Isaak floh vor dem König, der, ihn einholend, ihn mit donnernder Stimme zum Zweikampf aufforderte. In vierzehn Tagen hatte er die ganze Insel erobert. Isaak selbst fiel in seine Gefangenschaft. Die Insel ward als eine rechtmäßige Eroberung betrachtet. Der König überließ sie später an Veit von Lusignan, der dort die Verfassung von Jerusalem einführte. Mit guter Zuversicht wandte sich König Richard nach diesem ebenso wohlgelungenen wie unverhofften Streiche dem heiligen Lande zu.

Dort beruhte in diesem Moment wohl das meiste auf einem anderen, nicht minder tapferen abendländischen Anführer, dem Markgrafen Konrad von Montferrat. Er ist der Bruder jenes Wilhelm Longaspada, den wir kennen, sowie des Bonifaz, dem wir unter den lateinischen Eroberern von Konstantinopel begegnen werden. Ihr Vater, Wilhelm der Alte, war durch eine Stiefschwester der Oheim Ludwigs VII. von Frankreich und vermählte sich selbst mit einer babenbergischen Stiefschwester des Staufers Konrads III.; mit beiden Königen hatte er den zweiten Kreuzzug mitgemacht. Das Haus hielt sich dann in den italienischen Verwickelungen zu Friedrich I., unter dem auch Konrad dort gefochten hat; doch verfolgte es zugleich, im Gefühl seiner hohen Verbindungen, eine eigene Politik, die sich den Orient

zum Schauplatz wählte. Auch Wilhelm der Alte war noch einmal dorthin aufgebrochen, er geriet in der Schlacht bei Hittin in die Gefangenschaft Saladins. Sein Sohn Konrad nun, von dem man sagte, daß er die Kraft eines Deutschen mit der Beweglichkeit eines Italieners verbinde, war zuerst nach Konstantinopel gegangen, wo er, mit der Schwester des Kaisers Isaak Angelus vermählt, diesen selbst gegen den Empörer Alexius Branas schützte und die Würde eines Cäsar erhielt. Damit war aber die Ungunst der Griechen gegen den Lateiner noch nicht beschwichtigt, die ihn bewog, sobald als möglich davon zu gehen. Er kam eben in Ptolemais an, als diese Stadt in die Hände Saladins gefallen war, rettete sich aber noch, nicht ohne List, nach Tyrus. Hier erschien er vor allen anderen ausgezeichnet, als der grüne Ritter — denn er hatte ein grünes Wappenschild — auf seinem gewaltigen Streitroß, ein Hirschgeweih auf dem Helm, um den sich eine eiserne Kette schlang. Er übernahm die Verteidigung der Stadt, indem er strengen Gehorsam verlangte, und leistete, was man von ihm erwarten durfte. Er wollte nichts davon hören, daß ihm die Befreiung seines gefangenen Vaters versprochen ward, wenn er Tyrus übergebe: es sei besser, daß der Alte als Märtyrer sterbe. Durch den Widerstand, den er auch zur See leistete, wurde Saladin vermocht, von Tyrus für diesmal abzulassen. Es war der erste Halt, der dem großen Sultan geboten ward, und diente nicht wenig dazu, die gesunkene Hoffnung zu beleben.

Bald darauf sammelten sich die Reste der Christen unter König Veit in Tripolis. Der Bruder Veits, Gottfrid von Lusignan, stellte sich ein; man hatte etwa 700 Ritter, 9000 Streiter beisammen. Man faßte den Mut, Ptolemais — oder Accon, wie sein anderer Name lautet — zu belagern, das als der Schlüssel von Syrien galt und unzweifelhaft durch den benachbarten Hafen für jeden, der es besaß, von Wichtigkeit war. Hier sammelten sich bald alle die abendländischen Wallfahrer, welche in einzelnen Scharen ihren Weg zur See genommen hatten: Sicilianer, Pisaner und Genuesen, Dänen, Friesen, Flamänder und Franzosen; dazu kam der Landgraf von Thüringen, Ludwig der Milde, der nicht mit dem Kaiser hatte gehen wollen. Dieser erwarb sich das Verdienst, auch Konrad von Montferrat, der dem König Veit den Gehorsam verweigerte, zur Teilnahme an der Belagerung zu bewegen. Indem nun die Belagerten sich hartnäckig zur Wehr setzten, und vom Binnenlande her Saladin mit einem Entsatzheer erschien, entspann sich ein umfassender und langwieriger Kampf: eine Art homerischen Krieges, möchte man sagen, wäre nicht alles so tief in die Ideen der Zeit getaucht gewesen. Denn die religiösen Motive waren auf beiden Seiten höchst wirksam. Die Franken ließen ein in Atlas eingebundenes Evangelienbuch vor sich hertragen; Saladin feuerte die Seinen mit dem Namen „Verehrer des einzigen Gottes“ an. Der Erfolg des religiösen Hasses zeigte sich alsbald. Am 4. Oktober 1189 kam es zwischen den Heeren zu einer Schlacht, in welcher die Christen anfangs die Oberhand behielten, aber zuletzt zurückweichen

mußten. Der Großmeister der Templer fiel in Saladins Hand, der ihn deshalb, weil er früher bei seiner Freilassung aus der Gefangenschaft geschworen hatte, nicht weiter gegen die Moslimen zu streiten, hinrichten ließ. Das Beste leistete dann auch hier Konrad von Montferrat, dem es im Frühjahr 1190 gelang, eine ägyptische Flotte zu schlagen.

Es wäre fürwahr für Saladin eine ernste Gefahr gewesen, wenn Kaiser Friedrich, der damals durch Kleinasien heranzog, indem sich hier an der Küste ein so bedeutender Widerstand hervorthat, von der Landseite her gegen ihn vorgedrungen wäre. Noch hätte vielleicht Friedrich von Schwaben mit den Resten des deutschen Heeres eine kleine Diversion dieser Art unternehmen können. Aber Friedrich ließ sich durch Konrad von Montferrat bewegen, direkt heranzuziehen. Er erschien am 7. Oktober 1190 vor Ptolemais. Auch jetzt aber war Saladin noch überlegen. Ein Versuch der Franken, der im Oktober gleich nach der Ankunft der Deutschen unternommen wurde, Saladin in seinem Lager zu Charkibah aufzusuchen, ein Versuch, der an sich sehr wohlüberlegt war — denn von dort aus wurde die Besatzung unterstützt und die Belagerung gehemmt — führte nicht zum Ziele. Dagegen gelang es Saladin, die Gegner in einen Hinterhalt zu locken und ihnen große Verluste beizubringen.

Während der Wintermonate ward die Belagerung nicht abgebrochen. Es war merkwürdig anzusehen, wie sich nächst dem Berge Thoron, wo der König Veit weilte, die Dänen und die Deutschen aufgestellt hatten, dann die Flanderer, die beiden Ritterorden, weiter Pisaner und Lombarden, auf der anderen Seite Konrad von Montferrat, mit mannigfaltigem Volk, Florentinern und Franzosen, an die sich später noch die Engländer reihten. Es war eine Vereinigung fast des gesamten Occidents und doch auch wieder eine Sonderung der Nationalitäten, die sich gerade hier ihres Unterschiedes deutlicher bewußt wurden. Und insoweit hat die bekannte Sage ein gewisses Recht, welche die Stiftung des deutschen Ritterordens eben in diese Situation vor den Mauern von Accon verlegt. Bremer und Lübecker Pilger sollen dort ein Zelt aus Segeltuch zum Hospital für ihre Landsleute eingerichtet und bei ihrer Abfahrt dem Herzog Friedrich — der nur leider selbst im Januar 1191 der Lagerpest zum Opfer fiel — überwiesen haben. Schon seit lange jedoch hatte zu Jerusalem ein deutsches Spital — von Kaiser Friedrich I. begünstigt — bestanden, dessen Pfleger sich zu den Johannitern hielten. Es war nur 1187, wie alle anderen Institute derart, verloren gegangen, weshalb die Anstalt jener norddeutschen Bürger zeitweilig willkommen sein mochte; als Accon fiel, ward es in dieser Stadt aufs neue hergestellt. Ein Ritterorden jedoch ist erst bei einer späteren Gelegenheit, die wir noch berühren werden, daraus entwickelt worden. Das aber wird richtig sein, daß sich die deutschen Spitalbrüder eben jetzt von den Johannitern abzusondern begannen; denn in den folgenden Jahren strebten sie sichtlich nach einer solchen Emancipation. Nationale Antipathien, unter denen die Deutschen

vor Ptolemais in ihrer verhältnismäßig unansehnlichen Lage besonders zu leiden hatten, mußten dazu antreiben. Auch ein politisches Verhältnis jedoch trug wahrscheinlich mit dazu bei.

Die Deutschen nämlich nahmen Partei für Konrad von Tyrus, der in seinem Streit mit König Veit die Orden der Johanniter wie der Templer wider sich hatte. Es war eine Spaltung, welche das ganze christliche Lager durchdrang — so standen die Pisaner zu Veit, die Genuesen dann wieder aus Eifersucht zu dem Markgrafen —; Zusammenwirken und Erfolg mußten empfindlich darunter leiden. Seinen Höhepunkt erreichte der Hader, als eben damals die Königin Sibylle starb. Konrad von Montferrat reichte sofort ihrer jüngeren Schwester Elisabeth seine Hand, die dazu, wie er selbst, eine frühere Ehe auflösen mußte, und erhob nun seinerseits Anspruch auf die Krone, deren er in der That als Kriegsmann würdiger erschien, als Veit von Lusignan. Auch unter den Trümmern des Reichs Jerusalem waren so die alten persönlichen Ränke und Zerwürfnisse, die soviel Schuld an seinem Untergange trugen, nicht begraben. Unter solchen Umständen erfolgte nun die lang ersehnte Ankunft der beiden westeuropäischen Könige.

Zuerst, im April 1191, langte der König von Frankreich an; man fand die Zahl seiner Schiffe, seiner Mannschaft geringer, als man verhofft hatte. Die Belagerung wurde durch ihn wenig gefördert; dagegen nahm die Parteiung besonders dadurch überhand, daß auch er sich für Konrad von Montferrat erklärte. König Veit eilte daher nach Cypern zu Richard, der schon deshalb für ihn war, weil er aus Poitou stammte. Im Juni 1191 erschien dann endlich auch König Richard und ward auf das prächtigste empfangen. Und nun war die Kraft und Blüte von Europa um Ptolemais vereinigt, aber auch das reichste Maß von gegenseitigem Widerwillen. Nur die vorschwebende große religiöse Idee vermochte die Geister wenigstens zur Erreichung ihres nächsten Zweckes zusammenzuhalten. Vor allem vermied man, den Thronstreit weiter rege zu machen. Man setzte fest, daß die der Krone zugehörigen Gefälle durch die Großmeister der beiden Orden für den, welcher später als berechtigt anerkannt würde, aufbewahrt werden sollten. Alle Kräfte wendeten sich darauf gegen den gemeinschaftlichen Feind.

Merkwürdig ist, daß der erste Kampf der Engländer gegen ein mächtiges Schiff Saladins gerichtet war, das Lebensmittel und Waffen an Bord hatte und unter Jacob von Aleppo daherfuhr. Mit seinem hohen, den englischen überragenden Bord und dem griechischen Feuer, das von demselben sprühte, welches die Engländer hier erst kennen lernten, machte es ihnen große Schwierigkeiten. Die Engländer, von Richard persönlich angetrieben, enterten; allein sie wurden zurückgeschlagen. Dann ließ der König alle seine Schiffe mit dem spitzen Schnabel anlaufen. Als das feindliche Schiff leck wurde, legte Jacob von Aleppo selbst Hand an, es zu zerstören. Nachdem die Vorräte großenteils vernichtet waren, sprangen die Türken ins Wasser. Beim Fortgang der Belagerung verwandelte sich dann der nationale Zwist zum

Glück mehr und mehr in eine Art von Wetteifer. Man zahlte einen Preis für jeden Stein aus der Mauer. Die Ritter stiegen deshalb auf die untergrabenen umstürzenden Mauern und begruben sich nicht selten in ihrem Falle. Richard selbst ließ sich krank vor die Mauern tragen. Man hatte gute Kundschafter im feindlichen Lager und war von den Unternehmungen Saladins wohl unterrichtet. Saladin versuchte noch einmal, das christliche Lager zu stürmen, aber er fand alles auf das beste vorbereitet. Am 12. Juli 1191 ward Accon endlich eingenommen. Hierauf ward auch der Streit zwischen Konrad und Veit durch einen Ausgleich beigelegt. Man bestritt das Recht Konrads nicht, aber da Veit einmal als König anerkannt war, so meinte man, ihn ohne Anklage und Rechtsverfahren nicht fallen lassen zu dürfen. Der Austrag war, daß Veit zeitlebens König bleiben, Konrad erblicher Markgraf von Tyrus sein und ihm später nachfolgen sollte.

Und nun wäre es darauf angekommen, die vornehmste Unternehmung mit erneuertem Ernste durchzuführen. Richard trug darauf an, daß der König von Frankreich wie er selbst sich verpflichten sollten, noch drei Jahre im heiligen Lande miteinander zu kämpfen, wofern nicht Saladin sich bewegen lasse, das Königreich Jerusalem gutwillig herauszugeben. Aber das war nicht der Sinn Philipp Augusts. Er fühlte sich von der Gegenwart Richards gedrückt, verdunkelt. Er leistete noch einen feierlichen Eid, daß er in der Abwesenheit Richards dessen Gebiet so gut schützen wolle, wie Paris selbst; aber allzuviel geheimer und persönlicher Widerwille hatte sich bei ihm angehäuft, als daß es ihm rechter Ernst gewesen wäre; gleich bei seiner Ankunft in Rom lag er Papst Cölestin III. an, ihn von seinem Eide zu befreien. Aber der Papst legte ihm denselben nur noch strenger auf. Das freilich ist überhaupt klar, daß Richard, der das normännisch-englische Königtum repräsentierte, bei weitem mächtiger war, als der König von Frankreich. Er hatte die Oberhand in Messina, nahm Cypern ein, behauptete das Recht Veits von Lusignan und führte nach der Eroberung von Accon den Krieg allein fort.

Wenigstens war nun Einheit, und der tapferste, kühnste Mann stand an der Spitze einer aus allen Nationen gemischten Angriffsschar. Er war der unermüdlichste Kämpfer. Auch mit verwundeter Hand stritt er. Er ist nicht wie ein anderer Mensch, sagt man: er hat Besonnenheit genug, um im Moment eines erlittenen Überfalles sogleich sich in die beste Gegenverfassung zu setzen. Dabei war er jedoch zugleich gewaltsam und unerträglich heftig. Jetzt ließ er nicht allein seinem Jähzorn freien Lauf und beleidigte die Deutschen wie die Franzosen auf eine unverzeihliche Weise. Ihm gab man sogar offen schuld, daß Konrad von Montferrat, den nun die Barone einstimmig zum König verlangten, im April 1192 auf der Straße von Tyrus von Assassinen ermordet ward; jedermann schrieb es dem Könige von England zu. Das merkwürdigste ist, daß Richard zweimal in die Nähe von Jerusalem vordringt. Im Januar und noch einmal im Juni 1192 gelangt

er in das Lager von Baitnubah, die letzte Tagereise vor Jerusalem, und man wußte, daß die Emire Saladins nicht allzu eifrig seien zur Verteidigung. Aber es war gleichsam, als liebe Richard den Widerspruch aus Eigensinn. Je mehr die Kreuzfahrer, besonders die Franzosen, darauf drangen, desto abgeneigter wurde er. Beidemale kehrte er wieder um. Er wird sehr darüber gescholten; aber man muß doch bemerken, daß er den gewaltigen Saladin gegen sich hatte, den er endlich froh war durch einen Sieg bei Joppe zum Frieden gestimmt zu haben.

Und so geschah es, daß diese große Anstrengung der abendländischen Völker nichts zur Folge hatte, als einen Waffenstillstand mit Saladin auf drei Jahre, drei Monate, drei Wochen, drei Tage und drei Stunden, der nur die Küste von Tyrus bis Joppe für die Christen rettete mit einigen Enklaven im inneren Lande. Ascalon selbst, das Richard erobert hatte, ward wieder aufgegeben. In weiterer Ferne besaßen sie nur noch Antiochien. Die Pilgerung ward ihnen gestattet (1. September 1192).

Sonderbar! Kaum wenige Monate hatte sich König Richard entfernt (Oktober 1192), als Saladin am 3. März 1193 starb. Wäre er nur ein Jahr früher gestorben, so würden die Angelegenheiten überhaupt eine ganz andere Wendung genommen haben. Unnütz war dieser Kreuzzug allerdings nicht, da er jenes Litoral von Tyrus bis Joppe in die Hände der Kreuzfahrer brachte und durch die Eroberung von Cypern zu ganz neuen Unternehmungen führte. Das schien fortan unmöglich, die orientalische Obmacht zu überwältigen. Weder Bagdad noch Ägypten, noch auch Jerusalem selber ließen sich erobern, da es unter einer so großen Anstrengung mißlungen war. Dagegen, nachdem nun das lateinische Wesen an den Küsten und auf jener großen Insel sich festgesetzt hatte, ward es dessen natürliche Tendenz, wenigstens hier an der Schwelle der orientalischen Welt unter Ausschluß der griechischen Konkurrenz zur Alleinherrschaft zu gelangen.

Elftes Kapitel.

Heinrich VI. und die Anfänge Papst Innocenz' III.

Eine der weitgreifendsten Bemerkungen wird es sein, daß die Verbindung des Reiches mit dem Königreich Sicilien eine der vornehmsten historischen Bedingungen des Kreuzzuges Friedrichs I. ausmachte. Allein so ist es in der That: Abendland und Morgenland standen nun einmal im engsten Zusammenhang; nur durch die jedesmalige Lage der Welt wurden die drei großen Kreuzzüge möglich; sie wirkten dann auch auf das Innere des Abend-

landes mächtig zurück. Zu der Aufstellung einer Macht, nicht mehr von der alten Bedeutung, aber von einem großen territorialen Umfang, zu welcher Friedrich I. gelangt war, gehörte es, daß er sein Haus mit dem normännischen in Unteritalien in die engste Beziehung brachte. Das Kaisertum bekam dadurch ein sehr veränderte Stellung.

Auf eine Verbindung mit Neapel war die Politik der Ottonen gegangen; das war eine der ersten Tendenzen des wiederhergestellten Reiches gewesen; darauf war die Annäherung jener Kaiser an das byzantinische Reich berechnet. Aber an dem frühen Tode der beiden Ottonen scheiterte alles. Da nun eine direkte Herrschaft über Neapel nicht zu stande kam, weil das Kaisertum doch hieher nicht stark genug wirken konnte, so waren unter den Auspicien der folgenden Kaiser, Heinrichs II. und Konrads II., die Normannen dort angesiedelt worden und hatten sich nach und nach Siciliens bemächtigt; an und für sich ein ganz anderes Element als das deutsche, jeder Unterwürfigkeit entgegen. Wir sahen, wie sehr sie sich an die Kirche anschlossen und zu dem für das Kaisertum ungünstigen Ausgang der großen Streitigkeit hauptsächlich beitrugen. Später aber stellten sie sich auch gegen das Papsttum selbständig auf; durch einen Sieg über den allgemein anerkannten Papst erlangte Roger II. 1139 die vollgültige Belehnung mit der Krone von Neapel und Sicilien, welche ihm zuerst von dem für schismatisch erklärten Papst Anaclet II. gewährt worden war. Roger ist durch die Verfassung, die er dem sicilianischen Reiche gab, durch die Verbindung von Baronie und Städtewesen, überaus merkwürdig und verdiente eine ausführliche Behandlung; er starb 1154. Sein Sohn Wilhelm I. und sein Enkel Wilhelm II. sind ihm nicht von ferne gleich. Unter dem ersten übten die Geistlichen und hohen Beamten, namentlich der Kanzler Majo, allen Einfluß aus; er selbst wollte nichts unangenehmes hören. Unter Wilhelm II. führte sich ein heftiges Parteiwesen ein, welches aber dadurch, daß auch eine deutsche Partei bestand, den Absichten des Kaisers und, wie Otto von St. Blasien sagt, der seit Lothar verloren gegangenen Autorität des Reiches zu statten kam.

Auch hier trat nun aber jenes Moment ein, das wir in dieser Zeit im Orient und Occident so vielfach bemerken. Das Erbrecht kam an die Tochter Rogers II., Constantia. Friedrich I., der damals auch in Neapel viel vermochte, setzte durch, daß sie mit seinem Sohne Heinrich vermählt wurde. In Mailand ward am 27. Januar 1186 das Beilager vollzogen. Konstanze wurde zugleich zur Königin von Deutschland, Heinrich zum König von Italien gekrönt. Die Weltstellung, die das staufische Haus in Anspruch nahm, erscheint darin, daß sich der Kaiser zugleich auch zum König von Burgund krönte. Des Papstes gedachte man dabei nicht.

Notwendigerweise jedoch blickten die Päpste mit Widerwillen auf eine Kombination, durch welche sie von der königlichen Macht, die sie doch immer als eine feindliche betrachteten, von Süden und von Norden her in die Mitte genommen wurden. Urban III. soll alle Bischöfe, welche an der religiösen

Ceremonie teilgenommen hatten, exkommuniziert haben. Streitigkeiten über eine Menge einzelner Fragen, besonders über das sogenannte Regalienrecht, d. h. das Recht der Kaiser, bei einer bischöflichen Vakanz die Erträge des Bistums zu genießen, kamen hinzu; sie spalteten Deutschland und Italien und bewirkten, daß der Kaiser alsbald wieder in Hader mit dem Papst geriet. Daß dies wegen der sicilianischen Vermählung geschehen sei, wird nun freilich nicht überliefert; welche formelle Berechtigung hätte auch der Papst gehabt, sich in diese Vermählungsangelegenheit zu mischen? Die Sache selbst aber halte ich doch für unzweifelhaft. Der Kaiser hätte seinen Sohn zum Mitkaiser zu erheben gewünscht; er wollte ihm in alter Weise den Titel Cäsar geben, der damals auch in Konstantinopel wieder erscheint. Doch scheiterte dies an der Abneigung des Papstes.

Daß nun Urbans Tod in dem Augenblick eintrat, als die Kunde vom Verlust Jerusalems aus dem Morgenlande erscholl — ohne daß man gerade seinen Tod davon herzuleiten braucht —, war ein großes Ereignis. Die Kardinäle hatten bereits an eine andere Wahl gedacht. Daß aber jetzt die Notwendigkeit eines neuen Kreuzzuges ihnen einleuchtete und das allgemeine Gefühl beherrschte, war ein Motiv, daß eben der beste Freund Friedrichs unter den Kardinälen, der Kanzler der Kurie, Albert von Morra, als Gregor VIII. zum Papst gewählt wurde. Dieser begrüßte, wie wir sahen, den jungen Heinrich als König und selbst als erwählten Kaiser. Ein Moment der Selbständigkeit des deutschen Reiches darf man in dem Anspruch erkennen, den, welchen die Fürsten zum Könige gewählt hatten, auch sogleich mit diesem weitgreifenden Titel bezeichnet zu sehen. Gregor VIII. erkannte diesen Anspruch an.

Als aber mit dem Tode Wilhelms II. der normännische Thron nun wirklich vakant wurde, traten doch andere Schwierigkeiten ein. Die Barone, welche für Heinrich VI. gewesen waren, hielten an ihm fest; aber das Volk von Palermo, unter der Führung des Kanzlers Matthäus und der Einwirkung von Rom, wählte den nächsten unechten männlichen Sprossen, den Grafen Tancred von Lecce; er ward 1190 zum König erhoben und überwand die ersten Unterstützungen, welche Heinrich seinen Freunden nach Apulien sandte. Unter diesen Umständen war es, daß Richard Löwenherz nach Sicilien kam. Ursprünglich war er wegen einer Familienzwistigkeit gegen Tancred; dann nahm er für ihn auf das eifrigste Partei. Die Abkunft wurde unter Vermittelung des römischen Stuhls geschlossen.

Zu Anfang des Jahres 1191 eilte König Heinrich nach dem Süden, um Tancreds Anhang im Entstehen zu ersticken. Welche Maßregeln ihm hiebei erlaubt schienen, sieht man daraus, daß er Tusculum, das von jeher die Partei der deutschen Könige gehalten hatte, jetzt dem Papste und den Römern überließ, so daß diese es zerstörten; es kam Heinrich nur darauf an, die Kaiserkrone ohne Aufenthalt zu empfangen (15. April 1191). Aber damit bewirkte er natürlich nicht, daß seine Partei ihm eifrig zugethan gewesen

wäre. In Neapel scheiterte sein Vorhaben an dem Widerstand der Einwohner und an einer Krankheit, welche das deutsche Heer überfiel. Seine Gemahlin fiel in die Hände Tancreds.

Wollte der König stark genug werden, um Neapel zu unterwerfen, so mußte er vor allem Herr in Deutschland werden, wo sich ein großes Fürstenbündnis gegen ihn bildete. Die schwerste Verwickelung erwuchs daraus, daß Heinrich der Löwe wieder nach Deutschland zurückkehrte und nun ein neuer Bürgerkrieg in Niederdeutschland ausbrach. Im Juli 1190 wurde ein Vertrag zu Fulda mit Heinrich dem Löwen abgeschlossen, den er jedoch nicht hielt: schon durch seine Anwesenheit hielt er das ganze Land in Aufregung. Allerdings gab es auch eine starke kaiserliche Partei, welche sich dem großen Gegner des Kaisers widersetzte, wie die Grafen von Holstein und von Stade; ihr Kampf legte das Sachsenland abermals wüste. Aber Heinrich VI. griff doch nicht mit der vollen Energie seines Vaters ein. Nach einiger Zeit entwickelten sich neue Verständnisse zwischen den gegnerischen Fürsten, zu denen namentlich auch der Herzog von Brabant gehörte, dessen Bruder der König nicht zum Erzbistum Köln hatte gelangen lassen. Die weltlichen Fürsten nahmen sich selbst der geistlichen an. Zwei Allianzen, welche dem Kaiser entgegen waren, bildeten sich: die eine am Rhein und in Westfalen, die andere in Sachsen; die Zähringer erhoben sich, Herzog Ottokar von Böhmen trat hinzu. Eigentlich nur Österreich, das seine große Stellung überhaupt der Verbindung mit den Hohenstaufen verdankte, war dem König sicher; aber in dem übrigen Reiche dachte man sogar daran, ihm einen Gegenkönig zu setzen.

Da traten zwei Ereignisse ein, beide romantischer Art, welche den Dingen eine andere Wendung gaben. Der Kern des Kampfes war doch immer der Gegensatz zwischen Welfen und Hohenstaufen, welcher dadurch eine etwas andere Gestalt bekam, daß die Selbständigkeit der Fürsten überhaupt nunmehr mit der Sache der Welfen zusammenfiel. Hatten die Welfen einst in den Zeiten der Übermacht Heinrichs des Löwen die übrigen Fürsten wider sich gehabt, so wurden sie nun im Bunde mit diesen noch einmal um so gewaltiger. Da geschah es nun, daß Heinrichs des Löwen Sohn, Heinrich der Jüngere, der schon immer an der Spitze der Fürsten gestanden hatte, mit der Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein, der ihm eine große persönliche Zuneigung widmete, unter Vorschub der Mutter Irmgard in der Burg Stahleck bei Bacharach sich vermählte. Pfalzgraf Konrad war der Oheim Heinrichs VI. Der Kaiser hatte es anders mit seiner Base vorgehabt: er geriet in heftigen Zorn; aber er mußte sich dann doch in das Ereignis und seine Konsequenzen fügen. In Tilleda am Kyffhäuser ist die Versöhnung zwischen Heinrich VI. und seinen welfischen Gegnern und Verwandten geschlossen worden. Heinrich der Löwe ward zu Gnaden angenommen. Er trat in den Rang eines anderen Territorialfürsten zurück. Durch die Hoffnung seines Sohnes schien er aufs neue an das kaiserliche Haus gebunden.

Das andere Ereignis griff in weitere Ferne. Heinrich VI. wurde durch die Abenteuer König Richards in die Kreuzzugsirrungen verwickelt. Richard hatte seinen Rückweg nicht über Frankreich, weil er mit Philipp August auf das bitterste verfeindet war, sondern durch Deutschland genommen. Hier aber hatte er sich ebenfalls an Herzog Leopold dem Tugendreichen von Österreich einen Gegner geschaffen, der nur nach Rache dürstete. Er hatte in der Gegend von Ascalon von einem Hause, das für den Herzog in Beschlag genommen war, das Panier desselben abreißen und in einen Pfuhl werfen lassen, um das Haus selbst zu bewohnen. In dessen Hände fiel er nun, wurde aber von ihm — denn ein König dürfe nicht in der Haft eines Herzogs sein — dem Kaiser Heinrich überliefert, der, wegen der sicilischen Einmischung selbst auf Richard erbittert, ihm ein schweres Lösegeld abnötigte und ihn sogar dahin brachte, sich als Vasallen des Kaisers zu bekennen. Richard empfing England symbolisch vom Kaiser zu Lehen. Es war ein Akt, nicht allein ganz gegen den Sinn der Kirche, welche die Gefangennehmung des Königs auf seiner Heimfahrt höchlichst mißbilligte, sondern auch an sich von arger Gewaltsamkeit; auch blieb er nicht ohne üble Folgen, insofern Richard bei der nächsten Kaiserwahl aus dem aufgedrungenen Lehnsverhältnis das Recht für sich herleitete, selbst ein Wort in den Angelegenheiten des Reiches mitzusprechen.

Zu diesen beiden Ereignissen trat noch ein drittes: der Tod Tancreds von Sicilien, im Februar 1194, dem freilich noch ein Sohn folgte, Wilhelm III., welchem aber die Fähigkeiten seines Vaters bei weitem nicht beiwohnten. Hierdurch bekam der Kaiser freie Bahn. Er hatte sich in Oberitalien behauptet: jetzt gewann er die großen Seestädte Genua und Pisa, denen er die umfassendsten Privilegien gewährt hatte, für sich. Die Ankunft einer Flotte bewirkte, daß niemand Widerstand leistete. Man erwartete ihn in Messina, ehe er erschien. Über die Abgefallenen hielt er ein strenges, gräßliches Gericht. Im Dezember 1194 ward er in Palermo gekrönt. Er stand auf der Höhe seiner Macht.

Heinrich VI. war sehr unterrichtet; es ist ein deutsches Gedicht übrig, das seinen Namen trägt. Er war nicht von ansehnlicher Persönlichkeit, bleich und ernst; aber eine Chronik sagt: durch seine Gelehrsamkeit, Klugheit, Großherzigkeit sei er mehr hervorragend gewesen, als durch absalonische Schönheit. Übrigens liebte er doch auch Zeitvertreib, Jagd, Spiel; wir finden ihn von Gauklern umgeben. Aber er unterbrach die Tafel, wenn es nötig war, um Audienz zu geben. Man vermißte nicht gerade Freigebigkeit an ihm; aber strenge forderte er ein, was man ihm schuldig war. In der Kriegführung war er seinem Vater nicht gleich, aber in umfassenden Bestrebungen. Nachsicht kannte er nicht; auch persönliche Gnade schützte nicht vor der nachdrücklichsten Strenge. Die Idee, welche das Kaisertum jetzt ergriffen hatte, die der Territorialmacht auszubilden, wäre er nun etwa der Mann gewesen. Er faßte dazu einen großen Gedanken.

Bisher hatten alle Würden des Reiches zwischen Erblichkeit und persönlicher Berufung geschwankt. Im Fürstentum hatte jedoch die Erblichkeit bereits den Sieg davongetragen. Auch bei dem Kaisertum war man im Begriff, sich ihr wieder zu nähern. Heinrich nun stellte den Deutschen vor, wie nützlich es ihnen sein würde, auf das Wahlrecht in Bezug auf die oberste Gewalt vollends Verzicht zu leisten, schon um jeder Streitigkeit über die Nachfolge zu entgehen, die sich immer so gefährlich erwiesen. Man lernt den Plan des Kaisers hauptsächlich aus Ansbert, der den Kreuzzug Friedrichs I. beschrieben, und aus den Reinhardsbrunner Annalen, die am ausführlichsten darüber berichten, kennen. Nach Ansbert wollte Heinrich es nach der Geburt seines Sohnes Friedrich dahin bringen, daß auf diesen, der der geborene Erbe der Krone Sicilien war, auch das Kaisertum übergehen sollte, ebenfalls gleichsam nach erblichem Recht. Es war also nicht allein auf die Erblichkeit des Kaisertums an sich, sondern auf die dauernde Verbindung des Reiches mit Neapel und Sicilien abgesehen, was bei der damaligen Lage der Welt in den Kreuzzügen von unendlicher Wichtigkeit gewesen wäre.

Dagegen machte der Kaiser nun den weltlichen und geistlichen Fürsten auch für sie selbst sehr vorteilhafte Anträge. Er machte ihnen Hoffnung, wie die Reinhardsbrunner Annalen angeben, das Erbrecht auf Töchter und Agnaten auszudehnen, die Mannlehen in Tochterlehen umzuschaffen; und zwar nicht allein in Bezug auf die großen Reichslehen, sondern auch in Bezug auf die kleineren. Die Notiz wirft ein Licht auf viele Transaktionen. Den Geistlichen sollte das Recht der Spolien, d. h. das Recht des Königs, sich der Hinterlassenschaft der höheren Kleriker zu bemächtigen, nachgelassen werden. Der Kaiser brachte seinen Vorschlag auf den Hoftagen zu Worms, Dezember 1195, und zu Würzburg, März 1196, zur Sprache. Nach Ansbert setzte er die Sache durch, obgleich die Anwesenden nicht sehr geneigt dazu waren; eine alte Nachricht zählt 52 Zustimmende; eine andere behauptet sogar, daß der Papst eingewilligt habe; aber die niederdeutschen Fürsten setzten sich mit Entschiedenheit dagegen.

Heinrichs Idee ist historisch deutlich; reichsrechtlich bietet namentlich die Frage wegen der Umwandlung der Lehen viele Schwierigkeiten. Und den vorhandenen Nachrichten zufolge fand die Sache nach und nach so vielen Widerstand, daß der Kaiser sie fallen ließ. Ich setze voraus, daß der erste Konvent nur sehr schwach besucht war und der Beschluß, den er faßte, eine weitaussehende Bewegung veranlaßte. Auch leuchtet ein, daß dieser Gedanke schon durch sein bloßes Erscheinen in dem Reiche der Möglichkeiten die Gegenbestrebungen der Abgeneigten anregen mußte. Man kann sagen: in ihm kulminierte die Politik der Hohenstaufen; der Kaiser wäre dadurch zu der größten Macht gelangt, zumal er zugleich in engster Verbindung mit Italien stand. Eben auf diese kam es ihm bei seinem Projekt vielleicht am meisten

an; auf der anderen Seite lag gewiß darin etwas weitaussehendes, was die Opposition bestärkte.

Heinrich hatte in Ober- und Mittelitalien kaiserliche Städte den anderen entgegengesetzt, Mailand gehorchte ihm. Sein Bruder Philipp ward Herzog von Toscana und gelangte in den Besitz der Mathildischen Güter. Der Seneschall des Kaisers, Markward von Anweiler, beherrschte die Romagna und die Mark Ancona; ein schwäbischer Ritter, Konrad von Ürslingen, verwaltete Spoleto und Assisi. Der Präfekt der Stadt Rom war von Heinrich eingesetzt; selbst der damalige Senator von Rom — diesen Titel führte jetzt nur ein einzelnes kommunales Oberhaupt — war ein Anhänger des Kaisers. Zwischen Deutschland und dem sicilischen Erbreich gab es in der That keine Macht mehr, die dem Willen Heinrichs ernsten Widerstand entgegensetzen konnte. Das Papsttum mußte sich mit vorsichtiger Zurückhaltung begnügen.

Dazu kam, daß die Verbindung mit Neapel das Reich in unmittelbare Beziehung zum Orient setzte. Auch nach dieser Richtung hegte Heinrich die kühnsten Pläne und scheute kein Mittel, sie durchzusetzen. Er dachte daran, das griechische Reich zu erobern; man hat, um ihn zu beschwichtigen, in Konstantinopel ein Alemannikon — eine Deutschensteuer — für ihn gesammelt. Vornehmlich aber hielt er es für möglich, nach dem Tode Saladins auszuführen, was bei seinen Lebzeiten unmöglich gewesen war, und das heilige Grab zu erobern. Auf einem Hoftage zu Bari machte er sich anheischig, auf seine Kosten 1500 Ritter mit den dazu gehörigen Knappen ein ganzes Jahr lang in Waffen zu erhalten; während der Reichskanzler Konrad, Bischof von Würzburg, in Apulien alles zur Überfahrt Nötige zusammenbrachte, hat der Kaiser im Dom zu Worms wohl selbst die Ritter ermahnt, das Kreuz zu nehmen. So kam es unter seinen Auspicien im Jahre 1197 zu einer sehr ansehnlichen Expedition, die man wohl als den vierten Kreuzzug bezeichnen könnte. Die Niederdeutschen, die zur See kamen, trafen mit den Süddeutschen in Messina zusammen. Im Herbst 1197 langten sie vor Ptolemais an. Bereits im Oktober eroberten sie Berytus, allein Melik el Afdal, Sohn Saladins, war ebenfalls kein verächtlicher Gegner. Bei seinem Anrücken mußten die Pilger Berytus wieder verlassen. Dagegen geschah es damals, daß sich Armenien an das Abendland anschloß und der Bischof von Mainz den König von Armenien krönte, welcher sich als Vasall des deutschen Kaisers bekannte.

Keine üble Stellung: Beherrscher von Deutschland und Oberitalien, Herr von Neapel und Sicilien, Meister der syrischen Küste, Oberherr von England und Armenien! Heinrich VI. zählte erst 32 Jahr; er hätte der Welt noch viel zu schaffen gemacht. Schon war ihm ein Sohn geboren, der die Natur gehabt hätte, ihn bei reifen Jahren kräftig fortzusetzen. In diesem Augenblick — am 28. September 1197 — starb der Kaiser und hinterließ einen dreijährigen Knaben. Es ist doch auch das ein höchst merkwürdiges

Schicksal. Dadurch vollendete sich erst das Geschick seines Vaters. Wie jener im Orient, so verschwand Heinrich im entferntesten Süden.

Die Unglücksbotschaft und die notwendige Teilnahme der Fürsten an der Wahl bewirkten, daß auch das Unternehmen im Orient keinen unmittelbaren Erfolg hatte. Während sich aber die Führer des deutschen Kreuzzuges, der Erzbischof von Mainz, die Bischöfe von Hildesheim und Passau nebst anderen Herren und Edlen, zur Heimkehr anschickten, vollbrachten sie doch noch einen für die Zukunft hochbedeutenden Akt, indem sie jene Brüderschaft vom deutschen Spital, der wir sieben Jahre früher vor Accon begegnet sind, ebendort 1198 in einen förmlichen Ritterorden umwandelten. Heinrich VI. selbst hatte auch diese Angelegenheit im Auge behalten und die Päpste seiner Zeit, die vor seiner Macht erzitterten, dazu vermocht, den deutschen Brüdern vom Marienhospital eine Anzahl von Privilegien zu gewähren, unter anderen (1196) das Recht, sich aus ihrer Mitte einen eigenen Meister zu erwählen. Die vollständige Lösung von den Johannitern ist damit schon ausgesprochen. Jetzt nun erhielt die Institution ihren Abschluß. Der deutsche Ritterorden erscheint insofern als ein Werk der Epigonen, als er die originalen Bildungen der älteren Orden voraussetzt; man kombinierte in seinem Statut die Prinzipien der Templer- und der Johanniterregel. Während jedoch diese früheren Genossenschaften ihrer Idee nach einen allgemein europäischen Charakter besaßen, sprach man hier den Grundsatz aus, nur Deutsche aufnehmen zu wollen. Auch hier unterschied man übrigens streitende und geistliche Brüder; sie trugen einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuz; besonderes Eigentum war dem Einzelnen verboten. Längere Zeit wollte es mit der Sache nicht recht fort; unter dem zweiten Meister schmolz die Zahl der Ritter bis auf zehn zusammen. Im Orient hat der Orden überhaupt nicht eigentlich Wurzel gefaßt; denn die Zeit der Erfolge im heiligen Lande war vorüber. Eine desto größere Zukunft war ihm im Abendlande selbst beschieden, die zugleich auf seiner nationalen Beschränkung beruht. Aus seiner Thätigkeit in Preußen erwuchs den Deutschen eine unvergängliche Frucht, die sie reichlich dafür entschädigt hat, daß ihre Anstrengungen für die Sache der Kreuzzüge ihnen nicht, wie den anderen europäischen Nationen, einen direkten Gewinn einzubringen vermochten.

Die Südländer klagen Heinrich VI. der Treulosigkeit und vor allem der Grausamkeit an; doch steht dahin, ob dabei nicht vieles übertrieben ist. Das freilich begreift man, daß ihnen sein Hingang willkommen war. Dagegen fühlten die Deutschen ganz den großen Verlust, den sie erlitten. Dieser Kaiser repräsentierte noch einmal die deutsche Weltherrschaft, mit der es nun für immer vorbei war. Sein eigentlicher Nachfolger war Lothar Conti, der Papst Innocenz III., 1198—1216. Wir lernen ihn aus seinen Briefen und aus der urkundlichen Geschichte seiner Gesta kennen. Auch haben wir einige andere Schriften von ihm, z. B. das Buch über die Verachtung der Welt, worin er die Eitelkeiten des Lebens aufzählt; Betrachtungen, die wohl oft

bewundert worden sind, die sich aber doch eigentlich nur sehr im Allgemeinen halten, ohne gerade besonders tiefsinnig zu sein. Innocenz verachtete die Welt nur so weit, als sich mit der Absicht und der Fähigkeit vertrug, sie zu beherrschen.

Das Geschlecht, das erst jetzt den Namen de comitibus, d. h. der Conti, annahm, war eines der reichsten und angesehensten in der Campagna. Aus den gebräuchlichen Vornamen will man schließen, daß es germanischen Ursprungs gewesen sei. Lothar Conti besuchte die hohen Schulen von Paris und Bologna, jenes für die Theologie und die freien Künste, dieses für die Rechtswissenschaften damals der wichtigste Platz. Er zeigte sich scharfsinnig und geschickt und erwarb die ganze Universitätsbildung seiner Zeit; sein gutes Glück wollte, daß sein mütterlicher Oheim Papst wurde, Clemens III. Der ernannte den erst Dreißigjährigen 1192 zum Kardinal. Nach Clemens' Tode unter Cölestin vermochte der junge Cardinal wenig; aber eben das mochte eine Art Empfehlung für ihn sein; erst 37 Jahre alt, ward er 1198 zum Papst gewählt. Er konnte noch zu jung erscheinen, aber man übersah das: wegen der Vorzüge seines Charakters und wegen seiner Wissenschaft.

Innocenz war ein Mann, der sich nicht rasch entschloß, aber dann unerschütterlich an seinem Entschluß festhielt, den er ganz für sich gefaßt hatte. Widerstand vermochte ihn nicht zu beugen, aber wohl Unterwerfung. Die Fülle der Gewalt, sagt er, bewegt uns zur Vorsicht. Er war ohne Tadel in seinem Privatleben; er wollte nichts von der Kirche, selbst seine Reisen bestritt er aus eigenen Mitteln; er beschränkte die Tafel und wollte nicht von Edelknaben bedient sein. Er war unermüdlich und meinte, wie der Vogel zum Flug, so sei der Mensch dazu geschaffen, Mühseligkeiten auszuhalten. Er war voll von hohen und großen Entwürfen. Mit ungemeiner Thätigkeit ging er nun daran, die erhabene Stellung, die das Papsttum bereits einnahm, zu fixieren, zu erweitern. Er ist von der Hoheit des Priestertums durchdrungen: der Priester salbe den König, nicht umgekehrt; der Priester herrsche über die Seele, der Fürst nur über den Leib. Einzelne Könige sind über einzelne Reiche gesetzt, der heilige Petrus und seine Nachfolger über alle Reiche. Die Grenzen dieser Gewalt sind unbestimmt; er suchte sie soweit zu treiben wie möglich. Aus den ersten Jahren seiner Verwaltung finden wir 583 Briefe, von denen er doch den größten Teil selbst geschrieben haben mag, die sich über alle Geschäfte der Welt erstrecken. Aber die nächste Arbeit hatte er in Rom, sowie in dem Gebiete, welches die Kirche sich zueignete, selbst

Gleich am Tage nach seiner Wahl nahm er dem Präfekten der Stadt, der das Recht des Reiches in derselben repräsentierte, den Eid der Treue ab. Er investierte ihn, wie die Gesta sagen: nicht mit dem Schwert, sondern mit einem Mantel und einem silbernen Becher. Das Volk von Rom hielt sich, jener Verfassung von 1144 zufolge, unter seinem Senator für unabhängig; es forderte von jedem Papst ein Wahlgeschenk, zu dem auch Inno-

cenz sich hatte verstehen müssen. Nun aber setzte dieser auch den Senator von neuem in sein Amt ein, ohne Rücksicht auf die Rechte der Stadt. Wie der Präfekt versprach, seine Verwaltung zur Ehre und zum Vorteil der Kirche zu führen, so verpflichtete sich der Senator, zu helfen zur Erhaltung des Papsttums und der Regalien St. Peters, die er besitze oder noch erwerben werde. Jener sollte außerhalb, dieser innerhalb der Mauern die Rechte der Kirche wahrnehmen. Die mächtigsten Barone der Campagna unterwarfen sich dem Papste schon um seines Geschlechtes willen und leisteten ihm den Eid.

Hierauf griff er jenen Markward an. Dem mächtigen Dynasten sandte er seine Priester, seine Legaten entgegen, die unter dessen Augen das Volk für den römischen Stuhl in Pflicht nahmen. Markward wurde in den Bann gethan. Dann rüstete der Papst. Mit geistlichen und weltlichen Waffen zugleich verjagte er die Deutschen. Vergebens bot Konrad von Ürslingen dem Papst einen sehr bedeutenden Zins; auch er ward genötigt, seine Schlösser aufzugeben. Innocenz wurde Meister, wie von Ancona, so von Spoleto; Perugia huldigte dem Papsttum zum erstenmal. Dergestalt ward, was nie zuvor geschehen, der Kirchenstaat wirklich in die Hand des römischen Bischofs gebracht. Eine Priesterherrschaft wurde dort gegründet, die eine Eroberung über die Reichsgewalt der Deutschen ist. Nach manchen Irrungen im 16. Jahrhundert wiederhergestellt, hat sie sich bis in unsere Tage behauptet, um zuletzt die Auflehnung der Italiener wider sich zu erregen. Damals aber halfen diese zu ihrer Errichtung.

Auch in Toscana schlossen sich die Gegner des kaiserlich gesinnten Pisa an Innocenz an. Hier setzten sich die Städte selbst in den Besitz der Mathildischen Güter. Sie schlossen einen Bund, dem lombardischen ähnlich, an dessen Spitze Florenz und Siena standen, indem sie einander gelobten, keine kaiserliche oder herzogliche Gewalt mehr über sich anzuerkennen. Noch mehr wollte es besagen, daß sich die Witwe Heinrichs VI. die Erneuerung der päpstlichen Belehnung ihres Sohnes, Friedrichs II., mit Sicilien unter beschränkenden Bedingungen gefallen ließ; ja sie ernannte 1198 sterbend Innocenz III. geradezu zum Obervormund des königlichen Knaben.

Bei allen diesen Schritten hatte Innocenz ohne Zweifel das nun erst mächtig aufflammende Nationalgefühl der Italiener auf seiner Seite. Schon bei der Kunde vom Tode Heinrichs VI. brach an vielen Stellen die nationale Antipathie gegen die Deutschen in offene Empörung aus. Wie unter Alexander III. die Idee der städtischen Freiheit, so verband sich jetzt die der italienischen Nationalität mit der klerikalen, die zugleich eine politisch-hierarchische war. Italien, meinte Innocenz, habe das Principat über die Welt. Da sei zugleich der päpstliche Primat fixiert. An die Stelle der kaiserlichen Herrschaft über die ganze Halbinsel, wie sie Heinrich VI. besessen, setzte Innocenz III. ein unter päpstlicher Hoheit zusammengefaßtes Italien.

Unmittelbar nach einander traten so der mächtigste Kaiser und der mächtigste Papst auf. Neben einander hätten sie keinen Raum gehabt. Ihre

Doktrinen sind entgegengesetzter Natur. Das Übergewicht des geistlichen Schwertes, wie es Innocenz III. im Sinne hatte, hätte sich Heinrich VI. nicht gefallen lassen. Entscheidend sind doch auch hier die Persönlichkeiten: der gewaltsame Heinrich, welcher der Welt sein deutsches Gesetz auflegte, übrigens ein Mann, der zu leben wußte und Verstand hatte; der in der Schule des Jahrhunderts gebildete Innocenz, geistlicher und reicher Herr der Campagna. Er stellte sich an die Spitze der vom Kaiser gedrückten, durch seine Bedrückungen geeinigten Gewalten. Er entfernte allenthalben die deutschen Elemente. Dann ging er daran, seine Behauptung wahr zu machen, daß die weltlichen Fürsten nur einzelnen Reichen vorstünden, der Papst aber allen. Von seiner italienichen Basis aus unternahm er es, dem politischen Schicksal der übrigen europäischen Lande Maß zu geben; vor allem jedoch nahm er die Sache der Kreuzzüge in die Hand, die, wie wir wissen, die allgemeine war.

Zwölftes Kapitel.

Der vierte Kreuzzug: lateinisches Kaisertum; Entscheidung in Spanien.

Die orientalischen Unternehmungen, hervorgegangen aus einer großen Idee, entsprachen in ihrer wirklichen Gestalt doch immer den jedesmaligen Zuständen des Abendlandes. Der erste Kreuzzug war das Werk der großen Vasallen, die sich um Papst Urban im Moment der Proklamierung der umfassendsten hierarchischen Ideen gruppierten. Der zweite war das Werk zweier Könige, die im Einverständnis mit dem Papste waren. Zu dem dritten vereinigte sich der Kaiser in dem Momente, wo er seines Vasallen Herr war und das Reich gesichert hatte, mit den beiden westlichen Königen, die sich soeben durch ein anderweites Bundesverhältnis vereinigt hatten. Jetzt nun war in Deutschland mit dem Tode Heinrichs VI. der innere Hader, wie wir noch erwähnen werden, wieder erwacht. Bei seiner Rückkehr fand Richard Löwenherz die Magnaten, weltliche und geistliche, um seinen Bruder Johann geschart. Johann ward bald genötigt, sich zu unterwerfen; alsdann aber erneuerte sich der Krieg zwischen Frankreich und England, der sich in tausend kleinen Kämpfen entlud. Als Richard vor einem Schloß, das er belagerte, umkam (1199), ward der Zustand insofern verschlimmert, als zwischen dem Sohne seines älteren Bruders, Arthur, und jenem Johann ein heftiger Zwiespalt ausbrach, von dem auch Philipp August betroffen wurde. Unter diesen Umständen konnten sich die großen Fürsten nicht zu einem Kreuzzuge anschicken. Papst Innocenz übernahm wieder ohne sie die Führung.

Unter seiner Autorität, die durch den Beschluß der Kardinäle noch ver-

stärkt wurde, durchzogen feurige Prediger die verschiedenen Länder, z. B. Deutschland der Cistercienserabt Martin. Keiner war merkwürdiger als Meister Fulko von Neuilly, selbst ein Mann, der das Pferd bestieg, einen anständigen Hut trug, ein gutes Gastmahl nicht verschmähte, aber dabei Wunder wirkte und eine unwiderstehliche Gabe der Beredsamkeit besaß. Von ihm angefeuert nahmen viele das Kreuz. Ein paar sehr junge und vornehme Männer traten bei Gelegenheit eines Turniers in den Ardennen an die Spitze: Theobald von Champagne, erst 22 Jahre alt, und Ludwig von Blois, fünf Jahre älter; beides Verwandte der Könige von Frankreich und England. An sie schlossen sich ihre Anhänger und Freunde aus den Häusern Montmirail, Joinville, Brienne, Montmorency, Coucy, Dampierre, der Marschall der Champagne Gottfrid von Villeharboin, der Geschichtschreiber dieses Zuges, ein Erzähler voller Anmut und einleuchtender Ehrlichkeit; bald darauf (Anfang 1200) der Schwager Theobalds, der Graf Balduin von Flandern-Hennegau, der sein Land dadurch gegen die Anfälle des Königs Philipp von Frankreich sichern wollte; mit ihm sein Bruder und viele der Namhaftesten vom flandrischen Adel aus den Häusern Bethune, Nesle, St. Paul, Avesnes u. a. m. Es waren also diesmal wiederum wie bei dem ersten Zuge die großen Vasallen, welche die Sache in die Hand nahmen; doch tritt daneben das Rittertum selbständiger hervor.

Im Jahre 1200 kamen die Ritter und Herren öfter zusammen, um die Unternehmung vorzubereiten. Da der zum Anführer bestimmte Graf Theobald, ehe noch etwas unternommen werden konnte, starb, so wendeten sie sich an den Markgrafen Bonifaz von Montferrat und erkoren ihn zu ihrem Oberhaupt. Es war der Bruder jenes Wilhelm Longaspada, der mit Sibylle von Jerusalem vermählt gewesen, und des berühmteren Konrad von Tyrus, der, mit Elisabeth vermählt, die große Parteiung über das Königreich veranlaßt hatte und darüber ermordet wurde. Bonifaz von Montferrat, ebenso tapfer wie seine Brüder, war gleichsam der Erbe ihrer Ansprüche; er kam unverzüglich nach Soissons; Meister Fulko heftete ihm das rote Kreuz an den Mantel, mit zwei Äbten des Cistercienserordens, der überhaupt den größten Anteil an der Förderung des Unternehmens hatte. Dem Beispiel des Markgrafen von Montferrat folgte eine Anzahl lombardischer Bischöfe und Herren.

Im Jahre 1202 rüstete sich alles zur Abreise. Die Flanderer machten sich auf eigenen Schiffen auf, manche Franzosen nahmen ihren Weg über Marseille; doch die meisten und angesehensten Kreuzfahrer gingen nach Venedig, mit welchem ein Vertrag wegen der Überfahrt vereinbart worden war. Dort aber ward dem Unternehmen eine ganz andere Richtung gegeben, die gleichwohl durchaus in der Natur der Dinge lag.

Die Kreuzzüge waren aus einer Verbindung der Lateiner mit den Griechen gegen den Islam hervorgegangen; allein der Gegensatz, in welchem die Verbündeten selbst zu einander standen, war im Lauf eines Jahrhunderts eben durch ihre wiederholte und nahe Berührung nur um so größer geworden.

Schon auf der Schwelle des ersten Kreuzzuges trat die Differenz der politischen Interessen der Byzantiner und der Abendländer ans Licht; der zweite ist hauptsächlich an der Gegenwirkung der Griechen gegen die Franken gescheitert. Wir berührten, wie der dann erfolgten Annäherung unter Manuel in Konstantinopel durch die Gewaltsamkeit des Andronicus, in Cypern durch die des Tyrannen Isaak ein Ende gemacht wurde. Diesen griechischen Reaktionen antworteten dann natürlich neue lateinische Rückschläge: Richard Löwenherz nahm Cypern ein; der Gedanke einer Eroberung Konstantinopels, den die Bevölkerungen der Balkanlande Kaiser Friedrich I. nahe legten, ist von dessen Sohn und Nachfolger ernstlich ins Auge gefaßt worden. Heinrich VI. erscheint dabei seiner Stellung gemäß als der Nachfolger der italienischen Normannen, deren Entwürfen er indes durch die Tendenzen des Kaisertums noch eine ganz andere Tragweite verlieh. Als Kaiser Isaak Angelus ihn um Hülfe gegen seinen Bruder Alexius ansprach, forderte Heinrich dafür Abtretung der Küstenstrecke von Epidaurus bis Thessalonich, d. h. das eigentliche Griechenland, ferner Unterstützung der Kreuzfahrt, die er beabsichtigte, durch die griechische Flotte, und einen Tribut, also förmliche Abhängigkeit.

Nun aber wurde im Jahre 1195 der Kaiser Isaak durch den Bruder Alexius III. wirklich gestürzt und geblendet. Heinrich meinte ihn rächen zu sollen; er machte zugleich für seinen Bruder Philipp, den er mit der Tochter Isaaks, Irene, vermählt hatte, Ansprüche auf den byzantinischen Thron. Im Jahre 1196 ging eine Gesandtschaft Heinrichs, welche Nicetas Choniates schildert, nach Konstantinopel und bot nur gegen Erlegung eines Tributes den Frieden an. Eben dazu schrieb Alexius jene Deutschensteuer aus, welche höchst beschwerlich wurde, zumal sie zum Vorwand dienen mußte, selbst die Kirchenschätze zu plündern. Wäre es zu einer großen Kreuzfahrt Heinrichs VI. gekommen, sie würde sich ohne Zweifel auch gegen Konstantinopel gewendet haben. Den Tod Heinrichs bezeichnet Nicetas als einen vielerwünschten.

Die Tendenz des Abendlandes gegen Konstantinopel hörte jedoch darum nicht auf, denn sie war keineswegs an einzelne Persönlichkeiten gebunden oder auf die Politik der Herrscher beschränkt; sie ergab sich vielmehr aus dem allgemeinen Verhältnis der Kräfte. Byzanz erhob noch immer den Anspruch, die Hauptstadt der Welt zu sein. Den Einfluß seiner Kultur auf das abendländische Europa hat die neuere Forschung, insbesondere auf dem Felde der Kunstgeschichte, fast in Abrede gestellt; es werden indes auch nach den Zeiten der Ottonen im 11. Jahrhundert noch immer griechische Künstler bei den Bischöfen Meinwerk von Paderborn und Godehard von Hildesheim erwähnt. Aber wahr ist es, daß sich das eigentümliche abendländische Element auch in der Kunst allmählich von diesen Einwirkungen losgerissen hatte. Allein überhaupt war, vornehmlich doch infolge der Kreuzzüge und des an sie anknüpfenden Welthandels, die lateinische Welt nunmehr ihrerseits soweit entwickelt und fühlte so sehr ihre volle Überlegenheit, daß sie Ansprüche auf die Herrschaft über die Griechen geltend machte. Man dürfte wohl sagen, daß dies Ge-

fühl des Übergewichts eben jetzt gleichsam durch den Lauf der Natur in Venedig zur Erscheinung kam.

Venedig hatte sich vor Zeiten, zugleich mit dem Papsttum, von der Herrschaft des oströmischen Kaisers freier gemacht, aber auch gegen das abendländische Reich eine große Unabhängigkeit behauptet; es hatte sowohl auf das eine wie auf das andere eine gewisse Einwirkung ausgeübt. Im 11. Jahrhundert hatte es sich, um die eigene Schiffahrt sicher zu stellen, die dalmatinischen Städte größtenteils unterworfen. Es leistete, wie berührt, dem Kaiser Alexius I. die trefflichsten Dienste gegen Robert Guiscard, dem es zur See eine Niederlage beibrachte und empfing dafür von Byzanz umfassende Handelsprivilegien. Da waren die Venezianer ihrer äußeren Erscheinung nach noch Griechen: sie trugen Bärte wie diese. Aber im 12. Jahrhundert wandten sie sich bei weitem mehr zum Abendlande hinüber, und zwar ebenfalls hauptsächlich durch die Kreuzzüge, die sie mit demselben in innere Verbindung brachten. Die Verfassung, welche sich die italienischen Städte jener Zeit gaben — ein wenig mächtiger höchster Beamter, ein kleiner und ein großer Rat — ward auch von ihnen angenommen und stabil ausgebildet; nur daß ihr Oberhaupt, der Doge, lebenslänglich gewählt ward, nach uraltem, schon unter der Hoheit der Griechen eingeführtem Herkommen. Ich gedachte oben des Anteils, welchen die Venezianer an den lombardischen Kriegen hatten. Das hielt sie indessen nicht ab, sich doch auch wieder an Friedrich I. anzuschließen, so oft Kaiser Manuel den Versuch machte, nach dem Abendlande zurückzugreifen. In dieser Hinsicht hatten sie eine Stellung, ungefähr wie ihr Freund, Papst Alexander III. Mehr und mehr jedoch gerieten sie in ein gespanntes Verhältnis zu Konstantinopel. Venedig, das sich an aufgehäuften Schätzen mit der Kaiserstadt am Bosporus nicht messen konnte, überflügelte diese doch entschieden an Unternehmungsgeist und frischem Leben. Von der griechischen Reaktion unter Andronicus wurden auch seine Interessen empfindlich betroffen. Für die alsdann erneuerten Vorrechte bot doch der wirre Zustand des östlichen Reiches keine Sicherheit. Auch von Alexius III. hatten die Venezianer Unbill zu erdulden. Pisaner und Genuesen suchten sich unter gleichen Verhältnissen bereits auf gewaltsamem Wege zu ihrem Rechte zu verhelfen. Venedig durfte hinter diesen seinen westlichen Nebenbuhlern nicht zurückbleiben.

Eben jetzt war Enrico Dandolo Doge, an Jahren ein Neunziger, aber von ungebrochener Thatkraft und, wie seine Feinde sagten, ein Ausbund von Verschmitztheit. Vor dreißig Jahren hatte ihm in Konstantinopel die Tücke Kaiser Manuels das Augenlicht geraubt; persönlicher Rachedurst vereinte sich in ihm mit politischem Haß gegen die byzantinische Wirtschaft. Er sah in dem ritterlichen Kreuzheer ein willkommenes Werkzeug für seine Pläne und entschloß sich, den Zug persönlich mitzumachen und zu dem erwünschten Ziele zu lenken. Zuerst überredete er die Kreuzfahrer, das dalmatinische Zara, das sich feindselig gezeigt hatte, für Venedig wieder einzunehmen. Dort nun

stellte sich im lateinischen Lager der griechische Prinz Alexius ein, der Sohn des gestürzten Kaisers Isaak, der, dem Gewahrsam seines Oheims Alexius III. entronnen, zuerst eine Zuflucht bei seinem Schwager Philipp von Hohenstaufen gesucht hatte. Philipp, in den Thronstreit mit den Welfen verstrickt, konnte ihm keine faktische Hülfe leisten; deshalb trug der junge Alexius jetzt den Kreuzfahrern vor Zara die Bitte um Unterstützung gegen den Usurpator vor. Die Ritter, nach Abenteuern begierig, ließen sich leicht durch die Venezianer dazu überreden, obwohl Papst Innocenz III. entschieden davon abmahnte.

Innocenz verfolgte — auch hierin gewissermaßen in seiner Sphäre der Nachahmer Heinrichs VI. — die gregorianische Idee der kirchlichen Unterwerfung des gesamten Orients unter Rom mit größerem Eifer, als irgend einer der früheren Päpste; ihm genügte als Rechtsgrund für diese Forderung das Wort: Du bist Petrus! In Armenien setzte er dieselbe wirklich durch; der König und der Hohepriester dieses Landes, der sogenannte Katholikos, erkannten Rom in der That als die Mutterkirche an, welche den übrigen ihre Gesetze vorschreibe. An der Ausdehnung des römischen Primats über die griechische Kirche war dem Papste natürlich noch weit mehr gelegen; jedoch von Gewaltsamkeiten wollte er in diesem Falle nichts wissen. Alexius III. hatte ihm so günstige Versicherungen gegeben, daß Innocenz diesen Kaiser gleichsam als katholisch ansah und eher durch ihn als wider ihn zum Ziele zu kommen hoffte.

Allein man hielt seine Einreden nicht für so ernstlich und nahm darauf keine Rücksicht. Ende Juni 1203 erschien die ganze Flotte der Kreuzfahrer im Bosporus. Die Paniere und Fahnen des Abendlandes wehten von den Türmen der Schiffe, die Schilde mit den Wappen waren als eine Brustwehr rings um das Verdeck aufgestellt. Im Namen des Isaak und des jungen Alexius griffen die Kreuzfahrer zum erstenmal Konstantinopel an. Ein starkes Schiff der Venezianer, Aquila genannt, sprengte die Ketten, mit denen der Hafen gesperrt war. Leicht war die armselige Flotte der Griechen vernichtet. So begann die Belagerung. Auch hier begannen die Venezianer, besonders der alte Dandolo, das beste. Doch war die Stadt noch nicht erobert, als Alexius III. mit seiner Tochter und seinen Schätzen entfloh, und der Eunuch des Palastes, verbündet mit der Leibwache, fast wie es später bei den Türken so oft wiederkehrt, den geblendeten Isaak hervorzogen und zum Kaiser ausriefen. Hiermit war die vornehmste Absicht erreicht. Der junge Alexius IV. ward in die Stadt geführt und von seinem Vater zum Mitregenten angenommen. Die Kreuzfahrer zogen mit ihm durch die benachbarten Provinzen und halfen sie ihm unterwerfen.

Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß ein solches Verhältnis nicht bestehen konnte. Die alte Entzweiung zwischen Griechen und Lateinern erneuerte sich: es kam zu blutigen Händeln. Alexius IV. hatte den Kreuzfahrern unter anderem 200 000 Mark Silbers versprochen. Man mußte

zu großen Erpressungen und Beraubungen der Kirchen schreiten, um diese Summe aufzubringen, und konnte doch die Forderungen nicht befriedigen. Der allgemeine Widerwille gegen die Franken riß am Ende auch den jüngeren, eben eingesetzten Kaiser fort. Er entfernte sich von den Franken, und es kam so weit, daß sie ihm in seinem Palast den Krieg erklärten. Eben hierdurch verlor er die ganze Grundlage seiner Stellung. Von seinen Unterthanen ward er nicht geliebt, weil er von den Fremden eingesetzt worden war; von diesen ward er jetzt angegriffen. So konnte es geschehen, daß einer von seinen Hausbeamten, Alexius Dukas, der von seinen die Augen bedeckenden Brauen den Namen Murzuphlos führte, den günstigen Augenblick ersah, um sich der Person des Kaisers zu bemächtigen. Er setzte ihn in falschen Schrecken und führte den Furchtsamen, unter seinem Mantel verborgen, in seine eigenen entfernten Gemächer, wo er ihn gefangen nahm. An seiner Stelle setzte er sich selbst auf den Thron und nahm den Namen Alexius V. an. In Murzuphlos repräsentierte sich noch einmal die antilateinische Gesinnung der Griechen; er machte alle Anstalten zur Verteidigung. Auch mit Brandern suchte er die lateinische Flotte heim.

Das ganze Unternehmen ward nun eben hierdurch entschieden. Die Abendländer hatten keinen Begriff davon, daß man den Thron so ohne alle gerechten Ansprüche besteigen könne. Überdies, daß Alexius IV. nicht nur gestürzt war, sondern gar umgebracht wurde, machte alle ihre Ansprüche zu nichte. Es war ein sehr natürlicher Fortgang der Dinge, daß sie im März 1204 sich nun im eigenen Interesse abermals an die Belagerung von Konstantinopel machten. Es war wie bisweilen zu den Zeiten der Völkerwanderung: man hatte Hülfe geleistet; über den versprochenen Sold geriet man mit dem Unterstützten in Streit, der nun diesmal durch eine neue innere Katastrophe gestürzt worden war. Wie hätten nun aber die Griechen dem Heere der Kreuzfahrer wiederstehen sollen? Bei der zweiten Bestürmung fiel die Stadt in ihre Hände, 12. April 1204. Die Ritter selbst verloren an diesem Tage nicht einen einzigen von den Ihren. Anfangs schonten sie auch die Griechen in der That. Als aber der Kampf sich in der Stadt erneuerte, erfolgten alle Greuel einer gewaltsamen Eroberung. Ich will ihr Detail nicht berühren. Aber als ein Verlust für immer muß es betrachtet werden, daß die Franken so viele Werke der Kunst zerstörten, die in Konstantinopel aufgehäuft waren. Was würde man heut darum geben, sie zu besitzen!

Auf jeden Fall aber handelt es sich um eines der merkwürdigsten Ereignisse. Das byzantinische Reich ließ sich bis dahin noch immer als ein Rest der antiken Welt betrachten, der allen Stürmen der Völkerwanderung, allen Barbarenangriffen der folgenden Zeiten widerstanden hatte. Vernichtet ward es erst dritthalb Jahrhunderte später durch die barbarische Eroberung der Türken. Schon jetzt aber wurde seinem eigentümlichen Dasein einer der verderblichsten Schläge beigebracht; jedoch keineswegs durch uncivilisierte Massen, sondern durch die ritterlichen und bürgerlichen Streitkräfte des ro-

manischen Westens, die trotz aller Roheit, mit der sie die Eroberung selbst vollzogen, doch immer die neubegründete Bildung des abendländischen Lebens repräsentierten. Welch eine ganz andere Zukunft, als sie hernach diesen Regionen zu Teil geworden, schien das Ereignis in sich einzuschließen!

Schon vor dem Anfang der Belagerung war zwischen Venezianern und Kreuzfahrern ein Vertrag über die Verteilung und die neue Einrichtung des Landes geschlossen worden. Demgemäß sollte ein lateinischer Kaiser gewählt werden, dem jedoch nur der vierte Teil des Reiches zu unmittelbarem Besitze bestimmt wurde. Die drei übrigen Vierteile sollten zu gleichen Hälften unter die Kreuzfahrer und die Venezianer verteilt werden. Darauf bezieht es sich, wenn sich der Doge von Venedig hinfort Herrn von anderthalb Vierteln des Kaiserreichs nennt. Auch von der Hauptstadt selbst nahm er ebensoviel in Anspruch. Der dortige venezianische Podestà bekam die Würde eines Despotes; es war fast die einzige griechische, die man übrig ließ.

Als die wichtigste Aufgabe erschien sodann die Kaiserwahl. Man soll daran gedacht haben, Philipp von Hohenstaufen zu erwählen; es wäre dann nur Ein Kaiser gewesen, wie Ein Papst; auch war ja Philipp ein naher Verwandter des Hauses Angelus und hatte zu dem Unternehmen indirekt einigermaßen beigetragen. Auch an den blinden Dogen Dandolo selbst ist gedacht worden. Doch war beides gleich unthunlich. Die Wahl konnte nur zwischen Bonifaz von Monferrat und Balduin von Flandern zweifelhaft sein. Es ward ein Ausschuß von 12 Wahlmännern, 6 Venezianern und 6 Rittern eingesetzt, dessen Spruch sich beide Bewerber zu fügen gelobten. Nach den Nachrichten des Nicetas war Bonifaz dem alten Dogen zu unlenksam, zu ehrgeizig; auch mochte er der venezianischen Politik als italienischer Dynast bedenklich erscheinen. Man wählte deshalb Balduin, um der Eigenschaften willen, die ihn vielleicht hätten ausschließen müssen. Er verdankte die Krone dem alten Dogen. Am 16. Mai 1204 wurde Balduin I. gekrönt.

Sein erstes Schreiben an die abendländischen Fürsten gedenkt auch der größten bis zu diesem Augenblick nicht gehobenen Schwierigkeit der Vereinigung des europäischen Ostens mit dem Westen, der religiösen. Der Papst, heißt es, möge ein Concilium nach Konstantinopel ausschreiben, er möge selbst dahin kommen und das neue Rom mit dem alten einigen. Balduin bat um Meßbücher und Breviere, um Geistliche strenger Observanz und Lehrer von Paris. Er schickte selbst junge Leute dahin, um im Gottesdienst des Abendlandes erzogen zu werden. In Paris wurde ein Kollegium zu diesem Zwecke gestiftet. Es war wenigstens eine große Idee, die man hier erkennt, allein sie war unerreichbar. Nur zu dem äußeren, künstlichen Aufbau einer lateinischen Kircheneinrichtung ist es wirklich gekommen. Man wählte zum Patriarchen einen Venezianer, Morosini, den der Papst bestätigt hat. Denn Innocenz III. söhnte sich dem ungeheuren, unverhofften Erfolge gegenüber mit

dem Geschehenen aus und verschmerzte für den Augenblick selbst die Vertagung des eigentlichen Kreuzzuges nach Palästina.

Kaiser Balduin I. ist nun ebensowenig zu wirklichem Ansehen gelangt, wie Gottfrid von Bouillon in Jerusalem. Seine Regierung begann mit einem ernsten Zwiste mit dem Nebenbuhler Bonifaz, dem als Anteil außer Morea die asiatischen Provinzen zugewiesen worden waren, der für diese jedoch lieber das bequemer gelegene Thessalonich eintauschen wollte. Als Balduin sich dem zu widersetzen Miene machte, wäre es fast zum Kriege gekommen, wenn sich nicht Dandolo und die Barone ins Mittel gelegt hätten. Der Markgraf von Montferrat erhielt darauf in der That Thessalonich als Königreich, für das er jedoch dem Kaiser die Lehnshuldigung leistete. Er konnte sich darauf gegen Morea wenden, während Balduin selbst einem frühen Untergang entgegenging.

Es versteht sich von selbst, daß die Griechen den neuen Zustand der Dinge mit äußerster Erbitterung betrachteten. Ihre Privatrechte und Gewohnheiten waren ihnen belassen worden, am Staat aber erhielten sie keinen Anteil. Die Eroberer schlossen sich ungefähr an die Formen der Verfassung an, die von den Franken in Jerusalem ausgebildet worden waren. Man bat sich ein Exemplar der Assisen aus und führte besonders den Teil, welcher sich auf den inneren Frieden bezog, in den griechischen Landen ein. Aber damit befriedigte man die Griechen nicht, welche sich nicht als Unterworfene und Besiegte behandeln lassen wollten. In solcher Stimmung fanden sie einen Rückhalt an dem Könige der vereinigten Walachen und Bulgaren, Joannisa, welcher damals mit der römischen Kirche in Beziehung getreten war und darauf trotzte, daß er bei dem Papste in Ansehen stand. Ihm überlieferten die Griechen Adrianopel wieder. Da ihn ein Kardinallegat zum Könige gesalbt hatte, hielt er sich dort für ebenso berechtigt, wie den lateinischen Kaiser. Als Balduin heranrückte, um Adrianopel wieder zu erobern, war vor ihm Joannisa mit einer bei weitem größeren Macht angelangt, deren Übergewicht noch durch die unbesonnene Tapferkeit der lateinischen Ritterschaft vermehrt wurde. Balduin erlitt im April 1205 eine Niederlage und geriet in Gefangenschaft, in der er bald darauf ermordet wurde.

Sein Nachfolger war sein Bruder Heinrich, 1205—1216, der dem Reiche doch eine gewisse Haltung zu geben verstand. Man dürfte ihn mit Balduin I. von Jerusalem vergleichen. Die Bedingung vor allem war, daß er mit Bonifaz von Montferrat in die engste Verbindung trat; er vermählte sich mit der Tochter desselben. Dadurch wurde das Reich erst lebensfähig. Bonifaz nahm an dem Kampfe gegen die Barbaren Teil; er fiel selbst darin (1207), aber Kumanen und Walachen wurden doch besiegt und nach und nach zum Frieden genötigt. Der gefährlichste Feind für Heinrich war dann der griechische Despot von Epirus, Michael Angelus in Arta, doch der Kaiser wußte ihn zur Huldigung zu nötigen.

Ungeheure Vorrechte hatten dem lateinischen Klerus eingeräumt werden

müssen. Heinrich wußte wenigstens die Gütervergabung zu beschränken, die darauf beruhte, daß viele heimkehrende Kreuzfahrer ihren Besitz den Geistlichen verliehen hatten. Im Mai 1210 hielt Heinrich ein Parlament zu Ravennika[1], wo er von allen Vasallen anerkannt wurde. Eben dort wurde eine bessere Ordnung festgesetzt. Heinrich widersetzte sich auch den gewaltsamen Bekehrungsversuchen des Legaten Pelagius und ließ die gefangenen griechischen Priester wieder los, um den drohenden Aufstand der Griechen zu verhüten. Mit Papst Innocenz III. geriet er deshalb in Mißverhältnis, ohne sich jedoch dadurch beirren zu lassen. Er behauptete seine Autorität über Thessalien, wo er die Witwe des Bonifaz aufrecht erhielt und über den Peloponnes, wo Gottfrid von Villehardouin sein Verweser war; er schlug die Lombarden, welche ihm Theben streitig machten. Genug, Heinrich schien es zu verstehen, Griechen und Lateiner zu vereinigen; er sah das wenigstens als seine Aufgabe an. Aber es waren doch alles nur Anfänge. Der epirotische Despot Theodor, Bruder und Nachfolger Michaels, erschien als ein sehr gefährlicher Gegner. Er eroberte viele Städte im lateinischen Gebiet. Indem Heinrich wider ihn zog, ist er 1216 zu Thessalonich gestorben.

Vielleicht wäre jetzt die beste Sicherung zur Behauptung der neuen Gründung gewesen, das Reich mit Ungarn zu verbinden, wo König Andreas II. wohl dazu geneigt gewesen wäre; allein man blieb bei dem bloß ritterlich-genealogischen Interesse stehen, welches zu keinem festen Bestande führen konnte. Die Schwester der beiden Kaiser, Jolanthe, sollte das Reich nicht zwar in Person, aber durch ihren Gemahl, Peter von Courtenay, fortsetzen, und dieser kam, vom Papst zum Kaiser gekrönt, mit Mannen und Reisigen in Epirus an; aber er hatte versäumt, mit dem dortigen Despoten ein Abkommen zu treffen; er wurde von ihm gefangen genommen und starb im Gefängnis. Nach Jolanthes Tode (1219) folgten ihre Söhne, Robert und Balduin II. Robert verlor 1224 eine Schlacht gegen die Griechen in Asien; Adrianopel entriß ihm der Despot von Epirus; in seinem eigenen Palast fügte ihm ein burgundischer Ritter, dessen Braut er entführt hatte, den größten Schimpf zu. Er suchte die Braut und deren Mutter im kaiserlichen Palast auf, ersäufte diese und ließ jener in der Nacht die Ohren abschneiden. Der Kaiser hatte kein Mittel gegen so viele Unbill. Balduin II., der ihm 1228 als unmündiger Knabe folgte, hat der Krone das verlorene Ansehen nicht wieder zu verschaffen vermocht.

Ich denke jedoch den dortigen Begebenheiten überhaupt nicht weiter im einzelnen zu folgen; bis auf die Katastrophe des Kaisertums Romanien, wie man es nannte, und die Wiederherstellung der griechischen Herrschaft in Byzanz im Jahre 1261, die uns seinerseit beschäftigen wird, kommt ihnen eine universalhistorische Bedeutung eigentlich nicht zu. Nur die politischen Gebilde als solche in ihrer verschiedenen Art, von denen einige immerhin ein paar Jahrhunderte gedauert haben, erregen ein allgemeingeschichtliches Interesse. Zu den franko-byzantinischen Mischbildungen gehört außer dem Kaisertum

Romanien selbst vornehmlich jenes thessalonische Königreich, welches indessen schon 1222 einem Angriff jenes Theodor I. von Epirus erlag. Der Sieger legte dann die purpurne Chlamys und die roten Schuhe an und nannte sich fortan Kaiser von Thessalonike. In Thessalien und Macedonien restaurierte er das griechische Wesen. Glücklicher entfalteten und länger behaupteten sich die kleineren Vasallenstaaten französischer Einrichtung in Mittelhellas und im Peloponnes, vor allen das Fürstentum Achaja, die gemeinsame Gründung der Herrren von Champlitte und Villeharbouin. Feudalität, Privilegienwesen und Rittersitte wurden dort allenthalben angepflanzt. Für ein an klassische Töne gewöhntes Ohr ergaben sich die wunderlichsten Verbindungen der abendländischen Titel: Herzöge, Pfalzgrafen, Barone mit den antiken Ortsnamen. In Morea siedelten sich die Ritterorden an; auf dem Isthmus sah man statt der alten gymnastischen Spiele fränkische Turniere; das griechische Wesen zog sich in die Städte zurück.

Historisch von höherer Bedeutung sind die veneto-byzantinischen Erwerbungen. Abgesehen von dem hauptstädtischen Quartier, wo dem Podestà ganz nach heimischem Muster ein Senat zur Seite stand, umfaßten sie vornehmlich die Inseln; die jonischen sowohl wie Candia, welches die Republik dem Markgrafen abkaufte, und Euboea. Die Unterwerfung der Cycladen war dem Wetteifer einzelner Geschlechter der Nobili, der Sanudi, Dandoli u. s. w. überlassen. Von Candia aus wußte Venedig seinen Einfluß auch in Cypern mehr und mehr geltend zu machen. Auch in diesen venezianischen Gebieten wurden den griechischen Unterthanen die politischen Rechte entzogen; dafür erhielten sie eine gute Administration und bis in späte Zeiten hin Schutz gegen die andringende orientalische Barbarei. Selbst die modernen Türkenkriege der Venezianer hängen durch eine nie ganz abgerissene Tradition mit der damals von ihnen eingenommenen Stellung zusammen.

All diesen abendländischen Bildungen gegenüber erhielt sich jedoch von vornherein auch ein freier gräco-byzantinischer Bereich, nicht allein in jenem mehrerwähnten Despotat der Angeli von Epirus, sondern vor allem auf asiatischem Boden in den Kaisertümern von Nicaea und Trapezunt. In Trapezunt richteten Nachkommen des Andronicus Comnenus eine unabhängige Herrschaft auf, welche über das alte Colchis hin die pontischen Küsten bis zur Krim umfaßte und besonders dadurch für die Kultur wichtig ward, daß von dort aus eine große Handelsstraße in den inneren Orient unterhalten und ausgenutzt ward. Politisch dagegen kommt vornehmlich das Reich von Nicaea in Betracht, das von Theodor Laskaris, der als Schwiegersohn Alexius' III. das Beste bei der Verteidigung Konstantinopels gethan, gegründet und nach und nach unter mannigfachen Kämpfen erweitert wurde. Gegen die Lateiner wußte sich Theodor durch Allianzen mit Epirus oder den Bulgaro-Walachen zu sichern; übrigens hat er in altbyzantinischer Weise auch abendländische Söldner oder seldschukische Truppen aus dem benachbarten Sultanat von Iconium nicht verschmäht. Vorzüglich aber bildete dies al-

mählich erstarkende Gebiet die Zuflucht aller politisch oder kirchlich unzufriedenen Griechen aus den lateinischen Herrschaften. Auf Theodor Laskaris folgte sein Schwiegersohn Dukas Vatatzes (1222 bis 1254), der in zweiter Ehe eine Tochter Kaiser Friedrichs II. des Staufers heimführte. Er hat noch mehr geleistet, als sein Vorgänger, einmal weil er noch ein besserer Kriegsmann war, sodann weil er für Wirtschaft und Verwaltung ein seltenes Talent besaß, sodaß er in dieser Hinsicht kaum hinter Friedrich II. selbst zuückstand. Indem er auch nach Europa hinübergriff und 1246 den Epiroten das thessalonische Gebiet entriß, schuf er eine territoriale Kombination, durch welche Konstantinopel von beiden Seiten eingeschlossen ward, sodaß der Untergang des romanischen Kaisertums am Bosporus seitdem so gut besiegelt war, wie einst der des Königreichs Jerusalem, nachdem Saladin Syrien mit Ägypten vereinigt hatte.

Wie flüchtig aber auch immer diese merkwürdige Erscheinung war: für ein halbes Jahrhundert wenigstens war durch die Begebenheit von 1204 der lateinischen Welt ein neuer großartiger Schauplatz eröffnet worden, auf dem das romanische Wesen eine rastlose Thätigkeit entfalten konnte. Für das verlorene Syrien bot sich so der reichste Ersatz, dessen innere Bedeutung auch in diesem Falle weit über die Zeit des wirklich behaupteten Besitzes hinaus reicht. Es ist keine Abschweifung, sondern eine notwendige Ergänzung, wenn wir von hier aus alsbald unseren Blick auf die pyrenäische Halbinsel hinüberlenken, wo zur nämlichen Zeit — in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts — der alte Kampf mit dem Islam für immer zu Gunsten des lateinischen Elementes entschieden ward.

Noch das 12. Jahrhundert hätte diesen Ausgang nicht ahnen lassen. Jene Almoraviden zwar, die durch den Sieg bei Zalacca den castilianischen Waffen Einhalt geboten und das arabische Spanien noch einmal kräftig zusammengefaßt hatten, verloren bald genug ihre Furchtbarkeit. Sie regierten Andalusien von Marocco aus als Nebenland und entgingen überdies nicht dem Schicksal der meisten mohammedanischen Dynastien, in kurzer Zeit in sich selbst zu verkommen. So vermochten sie denn an den entlegensten Punkten ihres Gebietes dem Vordringen der christlichen Mächte nicht zu wehren. 1118 eroberte Alfonso I. von Aragon, der in 29 siegreichen Treffen den Beinamen des Schlachtenlieferers erworben hat, Saragossa. Mit seiner Nichte Petronella, der Erbin von Aragon, vermählte sich Ramon Berenguer IV., Graf von Barcelona, und brachte dadurch die beiden östlichen Landschaften für immer zusammen. Mit verdoppelter Kraft warf er sich alsdann, nicht ohne genuesische Hülfe, 1148 auf Tortosa und nahm mit dieser Stadt die ganze Ebrolinie ein. Erst seit diesen Ereignissen gelangte das christlich-spanische Wesen am Mittelmeer zu wahrer Bedeutung, wie die nämliche Epoche an der entgegengesetzten atlantischen Küste Portugal emporkommen sah. Graf Heinrich von Burgund, ein Urenkel Hugo Capets, ward als der tapferste Helfer aus der Fremde von Alfonso VI. von Castilien zu seinem Schwieger-

sohn und zum Statthalter in Oporto eingesetzt. Dessen Sohn Alfonso I. schlug 1139 die Mauren bei Ourique, nannte sich König und eroberte 1147 Lissabon, dank der Unterstützung, welche ihm die zum zweiten Kreuzzuge vorüberfahrenden Niederländer und Engländer gewährten. Allein so wichtig die eine wie die andere Begebenheit für eine spätere Zukunft sein mochte: die Entscheidung in dem großen Streit jener Tage konnte nicht dort auf den Flügeln, sie mußte im Centrum der beiderseitigen Aufstellung, auf der Linie zwischen Toledo und der Meerenge fallen, und eben hier blieb man damals noch von so glücklichen Erfolgen weit entfernt.

Zwei Momente wirkten dabei zusammen: Castilien, auf dessen Haltung alles ankam, versank noch einmal in Schwäche, während umgekehrt auf seiten des Islam eine neue enthusiastische Erhebung stattfand, freilich die letzte in diesen Regionen. Alfonso VII., der Enkel Alfonsos VI., der nach langen inneren Wirren den Thron bestieg, war von hohem Selbstgefühl durchdrungen; wenn der Großvater sich Imperator genannt hatte, so ließ er sich 1135 zu Leon in der That zum Kaiser krönen. Allein dies spanische Kaisertum hatte an sich nicht mehr zu bedeuten, als das lateinische am Bosporus. Es involvierte den Anspruch auf die Oberhoheit Castiliens über die kleineren christlichen Staaten, die eben deshalb nur um so lebhafter bestritten wurde; es war eher eine Formel der Zwietracht, als ein Ausdruck der Einheit Spaniens. Wie nun gar, als Kaiser Alfonso sein Reich abermals unter zwei Söhne teilte! Castilien, auf sechzig Jahre wiederum von Leon getrennt, hatte Mühe genug, die eingenommene Stellung gegen den Erbfeind auch nur zu behaupten. Daß es gelang, ist doch wohl zumeist den Impulsen der Kreuzzugsideen zuzuschreiben, welche zu der Stiftung der spanischen Ritterorden, vornehmlich des Ordens von Calatrava führten. Calatrava, am Guadiana, 1147 vom Kaiser Alfonso erobert, war von ihm als Vormauer von Toledo den Templern zur Obhut übergeben worden; diese aber getrauten sich nicht, den allzeit gefährlichen Posten zu halten, und gaben die Burg 1158 König Sancho III. zurück. Woran sie verzagten, das nahmen die Cistercienser auf sich. Ein Mönch des Klosters Fitero, von ritterlicher Herkunft und Gesinnung, Diego Velasquez, bewog seinen Abt, die Verleihung von Calatrava an seinen Orden nachzusuchen. Erst nach und nach ging dann aus diesen kriegerischen Cisterciensern ein eigener neuer Ritterorden hervor, der in den castilianischen Saracenenkämpfen überhaupt das Beste that. Zwei andere spanische und zwei portugiesische Orden wurden nach seinem Vorbilde gegründet und zeichneten sich auch ihrerseits in den folgenden Kriegen aus. Doch tritt in dieser Vielheit verwandter Bildungen zugleich aufs neue der partikularistische Zug zutage, der einem durchgreifenden Gesamterfolge der christlichen Mächte auf der pyrenäischen Halbinsel so lange hinderlich im Wege stand.

Alles aber hing nun andererseits von der größeren oder geringeren Macht der mohammedanischen Gegner ab. Wie im Orient im 12. Jahrhundert die

Sache des Islam nach dem Sinken der seldschukischen Macht durch die Atabegen und die Kurden aufs neue emporgebracht wurde, so folgte im Westen auf die Epoche der Almoraviden die der Almohaden. Bei den Berbern von Marocco trat 1120 ein neuer Prophet auf, Mohammed ibn Tumart, der einen wachsenden Anhang von Muwahhidin, d. h. Bekennern der Einheit, um sich sammelte und von ihnen als Mahdi anerkannt ward. Nach seinem Tode (1130) übernahm der energische Abdel Mumin als Kalif die Führung der Gläubigen und organisierte den Aufstand militärisch in großem Stil: 1146 nahm er Fezz, 1147 Marocco selber ein und stürzte die Almoraviden. Da die Spanier eben mit diesen zu kämpfen hatten, so kam ihnen die neue Wendung eine Zeitlang zu statten; darauf beruht es zum Teil, daß sie bis zur Mitte des Jahrhunderts im Fortschritt begriffen waren. Als jedoch die in Afrika siegreichen Almohaden nunmehr selber auch in Andalusien erschienen und um sich griffen, kehrte sich das Verhältnis um. Unter den Nachfolgern Abdel Mumins, seinem Sohn und Enkel Abu Jakub und Abu Jusuf, den Zeitgenossen Saladins, erhob sich das Kalifat der Almohaden auch im südlichen Spanien zu beherrschender Höhe, der es auch an geistigem Glanze nicht gebrach: damals dachte und schrieb in Sevilla und Cordova Averroës, der größte der arabischen Peripatetiker, über Aristoteles.

Indessen haderten, im Übermaß der Thorheit, die christlichen Könige unaufhörlich miteinander. Alfonso VIII., der Edle, von Castilien (1158—1214) sah Portugal, Leon, Navarra, Aragon bald einzeln, bald im Bunde wider sich aufstehen; sein nächster Verwandter, Alfonso IX. von Leon, hat sich nicht entblödet, ein Bündnis mit den Almohaden gegen den Vetter einzugehen. Sehr zur Unzeit forderte Alfonso der Edle den mächtigen Abu Jusuf durch einen Einfall in andalusisches Gebiet heraus. Bei Alarcos in der Mancha erlitt er im Juli 1195 eine mörderische Niederlage; die Ritter von Calatrava und von Santiago waren bei ihm, doch die Kräfte Castiliens, das von allen übrigen im Stich gelassen ward, waren bei weitem zu schwach. Abu Jusuf, der als ein zweiter Almansor bezeichnet wird, nahm Calatrava ein und belagerte selbst Toledo. Zu Tausenden sah man die Christensklaven, je fünfzig aneinander gekettet, nach Cordova führen. Der gesamte Islam frohlockte, während die Christenheit weithin von Schrecken ergriffen ward. Abu Jusuf Almansor erschien wie ein Saladin des Westens; für Spanien stellte sich das Ereignis von Alarcos als eine säkulare Bestätigung des Tages von Zalacca dar. Alfonso VIII. trug die Niederlage unabläſſig im Gedächtnis, allein er verzagte darum so wenig, wie einst sein Ahn Alfonso VI.; glücklicher, als dieser, hat er den Tag der Vergeltung noch erlebt.

Im Jahre 1211 brach der Sohn und Nachfolger Abu Jusufs, Mohammed en-Nasir, von Marocco nach Andalusien auf. Ihm folgte ein Heer, das auf 600000 Mann geschätzt wurde, bestehend aus Arabern, Berbern, Andalusiern, 160000 Freiwilligen und einer Kerntruppe von eigentlichen Almohaden; sein

Ziel war die Vernichtung Castiliens. Glücklicherweise hielt ihn die Belagerung der Bergfeste Salvatierra, die dem Orden von Calatrava anstatt der verlorenen Hauptburg überwiesen worden war, ein paar Monate lang auf. Salvatierra fiel nach tapferster Verteidigung; aber der Kalif mußte den weiteren Feldzug auf das nächste Jahr verschieben, und die Christen bekamen Zeit, sich auch ihrerseits mit allem Eifer zu rüsten. Alfonso der Edle hatte sich an Papst Innocenz III. gewandt, der es nicht an sich fehlen ließ: er bedrohte jede Verbindung mit dem Feinde mit dem Bann und rief auch außerhalb Spaniens eine allgemeine Bewegung, wie zu einem Kreuzzuge, hervor. Vornehmlich aus Frankreich strömten viele Tausende herbei; doch auch Lombarden und Süddeutsche machten sich zur Hülfe auf. Aus Portugal kam Zuzug; die Könige von Aragon und Navarra erschienen in Person mit ganzer Macht; nur Alfonso von Leon hielt sich auch diesmal in zweideutiger Entfernung. Neben den Rittern von Calatrava und Santiago waren auch Templer und Johanniter zur Stelle; die Bischöfe ritten an der Spitze von Kriegsscharen aus Städten und Stiftern. Ein gewaltiges Heer versammelte sich in Toledo und ging im Juli 1212 dem Feinde nach Süden entgegen. Nachdem man einige Burgen, darunter Calatrava, eingenommen, wandten sich die Fremden, der Entbehrungen überdrüssig, zur Heimkehr um. Nur wenige Südfranzosen blieben mit dem Erzbischof von Narbonne; und da Herzog Leopold von Österreich mit den Seinen zu spät eintraf, so ist die entscheidende Schlacht doch fast von den Spaniern allein, von den verbündeten Königen von Castilien, Aragon und Navarra geschlagen und gewonnen worden, immer noch gegen eine unvergleichliche Überzahl.

Nasir versuchte, ihnen den Paß durch die Sierra Morena zu verlegen; unvermutet aber — wie von Gott gesandt — meldete sich ein Hirt aus dem Gebirge, der einen Seitenpfad zeigte, auf dem sie ohne Gefahr die Fläche der Navas de Tolosa, hoch überm Thal des Guadalquivir, erreichten. Dort fand am 16. Juli 1212 die Schlacht statt, in welcher auf Leben und Tod gestritten ward, ohne daß man Gefangene gemacht hätte. Lange blieb der Ausgang zweifelhaft; zweimal rief Alfonso der Edle dem Erzbischof von Toledo zu: hier wollen wir miteinander sterben. Wills Gott, antwortete Roderich, so werden wir siegen; wo nicht, so sind wir alle mit Euch zu sterben bereit. Endlich entschied die begeisterte Ausdauer der spanischen Christen den vollkommensten Sieg. Die Saracenen erlitten auf der Walstatt wie auf der Flucht ungeheuren Verlust, von dem sie sich in jenen Gegenden niemals wieder recht erholt haben. Alljährlich wurde seitdem dieser Tag als Triumph des Kreuzes in Toledo gefeiert; ganz mit Recht: erst durch diese Schlacht, eine der denkwürdigsten des Mittelalters, gewann — fünfhundert und ein Jahr nach dem Unglück von Xeres de la Frontera — das Kreuz in Spanien wieder wahrhaft die Oberhand. Der Ruhm des Tages von Navas de Tolosa erscholl durch das gesamte Abendland; Papst Innocenz stellte das seidene Zelt und die golddurchwirkte Fahne des Ka-

lifen, die ihm Alfonso verehrte, in der Peterskirche zum Lobe des Namens Christi aus.

Mohammed en-Nasir schloß sich in seinem Palast zu Marocco ein, wo er bald darauf gestorben ist. Der junge Sohn, den er hinterließ, vermochte der Verwirrung nicht zu steuern. Nicht lange, so löste sich die Almohadenherrschaft in Andalusien, wie einst das omajjadische Kalifat, in eine Menge selbständiger Gewalten auf, die der Macht der christlichen Staaten nicht mehr gewachsen waren. Auf allen Seiten drangen diese vor. Jaime I., der Eroberer, König von Aragon und Catalonien, nahm 1228 Mallorca, 1237 Valencia ein; Portugal unterwarf bis 1250 ganz Algarve. Der größte Gewinn aber fiel Castilien zu, das durch Fernando III., den Heiligen, den Tochtersohn Alfonsos des Edlen 1229 aufs neue und diesmal für immer mit Leon vereinigt ward. Zu spät versuchte dem gegenüber Ibn Hud, aus der Dynastie, die vor der Zeit der Almohaden in Saragossa geherrscht, von Murcia aus auch das arabische Element im Süden der Halbinsel noch einmal kräftig zusammenzufassen; er unterlag 1233 den Castilianern, die von dem Infanten Alfonso und dem Grafen Alvaro Perez geführt wurden. 1236 griff König Fernando, von mohammedanischen Überläufern geleitet, Cordova an. Durch übertriebene Nachrichten von der Stärke des Feindes ließ sich Ibn Hud, der schon im Felde stand, abhalten, zum Entsatz herbeizueilen; am Tage Peter und Paul fiel die Hauptstadt der Omajjaden den Castilianern in die Hände. Hierauf wurde die große Moschee zur Kirche geweiht; saracenische Sklaven mußten die als Trophäen aufgehäuften Glocken an ihre alten Stätten zurückbringen. Die Moslimen wanderten aus, die Christen teilten sich in ihre Güter; Klerus und Städte wurden nach Verhältnis der geleisteten Hülfe bedacht. Ibn Hud ward von den Seinen ermordet, worauf sich Murcia 1243 dem Infanten ergab. Als Fernando 1246 Jaen belagerte, erschien der Fürst von Granada, Ibn el-Ahmer, vor ihm, um jene Stadt zu überliefern, wenn ihm nur Granada selbst als tributpflichtigem Vasallen überlassen bleibe. Als solcher begleitete er 1247 den König auf seinem Zuge gegen Sevilla. Zuerst wurden hier die benachbarten Orte bezwungen; dann baute man an den gallicischen Küsten eine Flotte, die in den Guadalquivir einlief. Nach achtzehnmonatlicher Belagerung fiel Sevilla durch Hunger. Den Saracenen ward gestattet, in der Stadt zu bleiben; doch zogen die meisten von dannen. 1250 ergaben sich Xeres und Cadix. Von allen arabischen Besitzungen blieb nur jenes Lehnskönigreich Granada als eine Reliquie des Islam bis auf spätere Tage übrig.

Auf solche Weise stellte sich neben das von Lateinern beherrschte Griechenland ein christlich-romanisches, seiner selbst wieder vollkommen mächtiges Spanien. Welche Stellung nahm da aufs neue Italien ein! Es war, als wären ihm die Zeiten der Scipionen wiedergekehrt. Von nun an bis ins 16. Jahrhundert hinein bildete es das Centrum der südeuropäischen Kultur, wie man gesagt hat: den inneren Hof des Hauses

der Welt. Erst in solchem Zusammenhange würdigt man ganz das Wesen der durch Innocenz III. fester als je eben auf Italien gegründeten päpstlichen Weltherrschaft, auf deren eigene Entwickelung unsere Erzählung jetzt zurückgreifen muß.

Dreizehntes Kapitel.

Innocenz III. in seinem Verhalten zur deutschen und zur englischen Krone.

In der großen Streitigkeit über die Investitur, welche Geistliches und Weltliches umfaßte, hatte das Papsttum im ganzen die Oberhand behalten, am Ende jedoch sich einen Austrag gefallen lassen müssen, bei dem die weltlichen Gewalten immerhin bestehen konnten. Wie damals das Recht der Exkommunikation, so hatte Rom im Streite mit Friedrich I. das Recht, die Konzilien zu berufen, behauptet. Zugleich aber war doch auch die hohenstaufische Macht aufs stärkste angewachsen, sie überschattete gegen Ende des 12. Jahrhunderts das Papsttum noch einmal, vornehmlich in Italien. Wir sahen, mit welcher Energie und welchem Glück ebendort nach dem plötzlichen Tode Heinrichs VI. Papst Innocenz III. Wandel schuf; die Frage war jedoch, ob sich dieser Erfolg auf die Dauer werde behaupten lassen; auch für das übrige Europa war dadurch noch keine Entscheidung gegeben. So wahr es ferner ist, daß die Kreuzzüge die Autorität des Papsttums unermeßlich verstärkten, so bemerkten wir doch auch andererseits, wie die Expedition gegen Konstantinopel zunächst keineswegs nach dem Sinne Innocenz' III. war. Vollkommen als Führer des Abendlandes konnte der Papst auch jetzt nicht gelten; es war ein mächtiges nationales Element mit der Kirche verbündet, welches indes zuweilen das Übergewicht über sie hatte. Innocenz III. war unternehmend, geistvoll und thatkräftig; allein man darf sich darüber nicht täuschen, daß ihm für die Durchführung seiner universalen hierarchischen Entwürfe vor allen Dingen die große Spaltung der weltlichen Gewalt zu Hülfe kam. Auf der einen Seite geschah damals wirklich, was so oft schon gedroht: die Deutschen vermochten sich über die Wahl eines Kaisers nicht zu vereinigen; auf der anderen führte die alte Spannung zwischen dem plantagenetischen Königtum von England und der Krone Frankreich zu den heftigsten Erschütterungen.

So groß die Macht und das Ansehen Kaiser Heinrichs VI. gewesen waren, es fehlte der einen wie dem anderen dennoch an einer soliden Begründung. Von einer theoretischen Grundlage, von der Stärke, wie sie das Papsttum besaß, das auf der Summe der Gedanken beruhte, welche die abendländische Christenheit bewegten, war bei dem damaligen Kaisertum keine

Rede mehr. Heinrich VI. fühlte das selbst; eben deshalb war er bestrebt, die Erblichkeit der Reichskrone in seinem Hause gesetzlich zu begründen; allein er drang damit nicht durch. Wir erinnern uns aller der Gegner, welche ihn 1192 und 1193 umringt hatten, jener großen, das gesamte Deutschland umfassenden Parteiung. Sie war beschwichtigt, aber nicht beseitigt; man erkennt sie wieder in der Opposition, auf welche die erwähnte Absicht des Kaisers stieß; bei seinem Tode lebte sie offen wieder auf.

Eigentlich war der junge Friedrich von Sicilien gesetzlicher Nachfolger auch im Reich. Indem die Fürsten die Idee der Erblichkeit prinzipiell verworfen hatten, waren sie dem Kaiser doch soweit entgegengekommen, daß sie diesen seinen Sohn durch Wahl zum römischen König designierten. Friedrich wurde denn auch jetzt von den im Morgenlande abwesenden Reichsfürsten anerkannt. Auch in Deutschland hatte ein großer Teil der Fürsten dem Knaben Friedrich für die Zukunft geschworen; es war geschehen, ehe derselbe noch getauft war; nun jedoch glaubten viele, an ein solches Versprechen nicht gebunden zu sein, da es ihnen durch die momentane Übermacht des Kaisers abgezwungen worden sei. Von Anfang an setzte sich der Wahl Friedrichs namentlich der Erzbischof von Köln, Adolf von Altena, entgegen, der insofern einer traditionellen Politik folgte, als schon seine beiden Vorgänger sich Friedrich I. und Heinrich VI. gegenüber in Opposition befunden hatten. Zuerst wollte er das Reich auf Berthold V. von Zähringen übertragen; da dieser aber zuletzt ablehnte, warf er sein Augenmerk auf den jüngsten Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, Neffen des Königs Richard Löwenherz von England.

Indes sammelten sich die Freunde der Hohenstaufen um den eben aus Italien zurückkehrenden Bruder Heinrichs VI., Philipp von Schwaben, denselben, der, mit einer byzantinischen Prinzessin vermählt, zu einer großen Stellung in der orientalischen Welt bestimmt schien. Philipp war der Meinung, daß die Wahl Friedrichs aufrecht erhalten werden sollte; er suchte bei den befreundeten Fürsten für ihn zu wirken. Auch sie jedoch meinten, von dem Eide, den sie dem noch ungetauften Prinzen geleistet, absehen zu dürfen, und forderten Philipp auf — denn eines Mannes bedürfe es — die Krone selbst zu übernehmen. Da Philipp ihrem Verlangen nachgab, ward er im März 1198 in Thüringen zum Könige gewählt, von den Fürsten von Meißen, Sachsen, Bayern, den Bischöfen von Salzburg, Merseburg, Konstanz und anderen. Allein Adolf von Köln gab darum seine Absicht nicht auf. Sein Einfluß auf Richard Löwenherz, zu dessen Lösung aus der Gefangenschaft er besonders beigetragen, bewirkte, daß dieser die Kandidatur seines Neffen durch eine glänzende Gesandtschaft und reiche Geldspenden unterstützte, worauf Otto IV. in Köln von den niederrheinischen und westfälischen Fürsten ebenfalls als König proklamiert ward.

Wir kennen den ungeheuren, von der salischen Zeit herstammenden Zwiespalt. Friedrich I. war gewählt worden, weil sich beide Parteien vor-

übergehend in ihm vereinigten. Im Gegensatz zu den Welfen hatte Heinrich VI. die Krone erlangt. Otto wurde jetzt von den einen, Philipp von den anderen gewählt. Die alte Kluft zwischen beiden Parteien unter den Reichsfürsten that sich verderblicher als jemals auf. Aber zugleich hatte dieser Gegensatz eine europäische Bedeutung. Otto war ein halber Engländer. Mit seinem Vater, Heinrich dem Löwen, war er nach England geflüchtet und hatte dort die Sitten der normännischen Ritterschaft angenommen. Nur auf kurze Zeit war er nach Deutschland zurückgekommen. Er war von seinem Oheim Richard zum Grafen von Lamarche ernannt und mit York belehnt worden; Richard wollte ihm selbst die Königskrone von Schottland verschaffen. Damals war Otto Graf in Poitou und als solcher in Fehde mit König Philipp August von Frankreich verwickelt, wodurch es geschah, daß der letztere sich desto entschiedener den Hohenstaufen annäherte.

Um Otto vereinigten sich alsbald alle Opponenten der Hohenstaufen in Deutschland, alle Gegner des erblichen Kaisertums. Er wurde zu Aachen, das er eroberte, im Juli 1198 gekrönt; im September Philipp in Mainz, wo sich die Fürsten von Franken, Schwaben, Bayern, Sachsen und Thüringen zusammenfanden. Otto IV. erscheint ungefüge, schroff, hochmütig; Philipp fein von Lebensart, mehr klug als kriegerisch.

Beide Parteien richteten ihr Augenmerk, ihre Bitten nach Rom. Innocenz III. kam so nicht allein der Tod Heinrichs VI., sondern auch dieser Zwiespalt gewaltig zu statten. Über beide Parteien konnte er nun die Autorität des Papsttums erheben. Er faßte vor allen Dingen unter diesen Umständen, wie wir erzählten, festen Fuß im Kirchenstaat und in Italien überhaupt; über den Thronstreit selber hielt er noch an sich. Er konnte sein Mündel Friedrich II. befördern, aber die Furcht vor einer neuen Verbindung des neapolitanisch-sicilianischen Reiches mit dem Kaisertum hielt ihn davon ab. Er billigte die Einwendungen der deutschen Fürsten gegen die Gültigkeit des einem noch Ungetauften geleisteten Eides. Auch für Philipp war er aber nicht. Der hatte ebenfalls Ansprüche auf Italien, und seine Erhebung in Deutschland hätte wie eine Anerkennnng der Erblichkeit der Krone erscheinen können. Auf das dringendste forderte ihn Richard auf, seinen Neffen anzuerkennen. Er und sein Neffe seien die größten Anhänger des römischen Stuhls. Es ist kein Zweifel, daß Innocenz von Anfang an für Otto war; aber auf das ernstlichste trat dem Philipp August von Frankreich entgegen, denn die Wahl Ottos sei nur durch Geldzahlungen bewirkt worden und werde seiner Krone zum Nachteil und Schimpf gereichen.

Auch Otto selbst hatte sich, sowie er gewählt war, an den Papst gewandt, um ihm die Verdienste seines Vaters vorzustellen. Inmitten der Verfolgung an der römischen Kirche treu festhaltend, sei Heinrich der Löwe verjagt worden; es sei die gerechte Vergeltung Gottes, daß er, der Sohn, nun die königliche Würde erworben habe. Er wolle nun seine Schritte leiten lassen von dem, durch den die Könige herrschen, und daher habe er damit

angefangen, das Spolienrecht des Königtums aufzugeben. Er bittet den Papst, diejenigen, welche Philipp geschworen, von diesem Eide zu lösen. Zugleich leistete er einen Schwur, durch welchen alle Rechte des Papsttums im Kirchenstaat bestätigt wurden. Wenn nun auch, wie wir berührten, der Papst vorläufig noch mit seiner Entscheidung zurückhielt, so war doch auch sein geheimer und nicht ausgesprochener Schutz eine gute Waffe für Otto. Und ohnedies war dieser zunächst der Stärkere.

Es kam jetzt zu einem Kriege in Deutschland; zu einem Kriege, der alle Landschaften mit Getümmel erfüllte, aber lange keinen entscheidenden Erfolg haben konnte. Philipp ward durch die Dazwischenkunft der Brabanter genötigt, einen beabsichtigten Plan auf Köln fallen zu lassen; dem Landgrafen von Thüringen, der gegen Nordhausen stand, seinem Verbündeten, kam Otto selbst zu Hülfe; Nordhausen mußte sich ergeben. Obgleich Philipp sich eben damals zum Meister von Goslar machte, so wollten doch seine Begleiter zu einem ernsten Kampf nicht die Hand bieten. Er mußte Norddeutschland wieder verlassen. Der Kampf in Deutschland war zugleich ein englisch-französischer. Auch Philipp August von Frankreich, bei Gisors geschlagen, geriet in großen Nachteil. Für beide Kriegstheater war nun der Tod König Richards I. von großer Bedeutung.

In Deutschland gewann Philipp, der sich Straßburgs bemächtigte, die Oberhand. Der Landgraf von Thüringen trat, da Otto die von Richard stipulierten Hülfsgelder nun nicht zahlen konnte, auf die Seite Philipps über. Der Erzbischof Ludolf von Magdeburg, von dem damals Herzöge Lehen nahmen, gesellte sich diesem gleichfalls bei. Hierauf erging ein Schreiben der staufisch gesinnten deutschen Fürsten nach Rom, in welchem sie den Papst baten, in die Angelegenheiten des Reiches nicht unrechtmäßig einzugreifen. Sie drohten mit einem großen Römerzug. Eben dies aber scheint den Papst angespornt zu haben, seinen Anspruch ihnen entgegenzusetzen. Zugleich kam es zwischen England und Frankreich zu einem Frieden, durch den es für Frankreich gleichgültig wurde, ob Otto Kaiser sei oder nicht. Auch für den Papst fiel infolgedessen ein Motiv fort, das ihn bisher von der Anerkennung Ottos zurückgehalten.

Im Jahre 1201 erließ dann Innocenz III. seine berühmte Deliberation in Sachen des Reiches über die drei Erwählten. Er geht von dem Grundsatz aus: das Reich hänge vom apostolischen Stuhl ab, principaliter et finaliter, wie er sagt; das erstere, weil der apostolische Stuhl das Kaisertum von den Griechen auf die Deutschen übertragen habe; das andere, weil der Papst den Kaiser kröne. Dann untersucht er zuerst, ob der Eid, der dem jungen Friedrich geleistet sei, binden könne; er findet, daß dem nicht so sein könne ohne Schaden für die Kirche, besonders deshalb, weil Friedrich noch ein Kind sei. Auch die Wahl Philipps jedoch sei ungültig, obwohl sie von der Mehrzahl der mächtigsten Fürsten vorgenommen worden; unter anderem, weil Philipp seinem Neffen geschworen habe; wiewohl dieser Eid nicht binde,

hätte sich doch Philipp erst durch den Papst davon absolvieren lassen müssen. Auch würde das Reich erblich werden, wenn ein Bruder dem anderen nachfolge. Vor allen Dingen aber widersetzte er sich Philipps Wahl, weil dieser ein Verfolger und aus einem Geschlecht von Verfolgern entsprungen sei. Otto dagegen sei zwar nicht von so vielen Fürsten, wohl aber durch die Mehrzahl derer erwählt worden, denen ein Wahlrecht in erster Linie zustehe — eine erste Hindeutung auf die im Laufe der folgenden Jahrzehnte ausgebildete Idee der Kurwürde. Ferner sei Otto sowohl persönlich der Kirche ergeben, als auch von beiden Seiten her — den Sachsenherzögen seit Lothar und den englischen Königen — aus gleich devoten Geschlechtern entsprossen: deshalb verdiene er augenscheinlich den Vorzug.

Man sieht: von einigen Scheingründen abgesehen, sind es lauter hierarchische Motive. Dagegen bekannte denn auch König Otto zu Neuß 1201 Gehorsam gegen seinen Herrn, den Papst, und Anerkennung der Rechte desselben auf den Kirchenstaat jenseit des Po und auf die Oberherrlichkeit im Reiche von Neapel und Sicilien. Innocenz dagegen belobte die Anhänger Ottos; mit seinem ganzen Ansehen sucht er ihn zu unterstützen. Wir haben ein Schreiben von ihm, worin er Otto sagt, die Nachricht von dessen glücklichen Waffenthaten habe ihm Linderung seiner Schmerzen in einer Krankheit verschafft. 1204 ist er überzeugt, daß er sich aus der Ohnmacht gewaltiger erheben werde. 1206 ermahnt er ihn, sich durch keine Widerwärtigkeit beugen zu lassen.

In der ersten Zeit nach der Entscheidung Innocenz' III. war Ottos Glück in der That wieder im Steigen. Der Landgraf von Thüringen, dessen Wankelmut selbst in solcher Zeit erstaunlich groß erscheint, trat wieder zu ihm über. Auf die Fürsten und besonders die Bischöfe hatte die Willensmeinung des Papstes natürlich einen nicht geringen Einfluß, zuweilen einen zwingenden. Die Freunde Philipps wurden als Feinde des Reiches betrachtet. Aber gerade jene alles Maß überschreitenden römischen Eingriffe brachten die deutschen Bischöfe doch auch wieder zur Besinnung. In dem welfischen Hause selbst brach überdies ein Zwiespalt aus. Pfalzgraf Heinrich, Ottos älterer Bruder, hatte gemeint, daß ihm dieser als König die braunschweigischen Hauslande überlassen werde; da das nicht geschah, schlug er sich zu Philipp. Auch der Landgraf machte abermals seinen Frieden mit diesem. Das Merkwürdigste jedoch ist, daß selbst jener Erzbischof Adolf von Köln — den ich nicht verstehe und dessen Haltung auch durch die neuere Forschung nicht begreiflicher gemacht worden ist — sich mit Philipp aussöhnte und ihm huldigte. Im Januar 1205 konnte sich Philipp eben durch ihn in Aachen krönen lassen. Noch aber stand ihm ein anderer, größerer Erfolg bevor.

Man schreibt es dem persönlichen Einfluß des Patriarchen Wolfger von Aquileja zu, daß Philipp auch vom Papste wieder zu Gnaden angenommen wurde. Wahrscheinlicher ist mir, daß die Verwickelung Philipp Augusts mit Johann ohne Land, dem Otto Hülfe leisten wollte, dazu Anlaß gab. Genug,

im Jahre 1207 sah sich Innocenz genötigt, mit Philipp in Unterhandlung zu treten und auf die friedlichen Anträge, die ihm von Deutschland kamen, einzugehen. Man behauptet sogar, er habe seinen Neffen Richard Conti mit einer Tochter Philipps zu vermählen gedacht. Er schickte zwei Kardinallegaten nach Deutschland, welche, auf das beste empfangen und reich beschenkt, den König wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufnahmen. Ich finde das unerklärt und würde es unerklärlich finden, wenn nicht, wie berührt, die englischen Verhältnisse auf die allgemeine Lage zurückgewirkt hätten. Hier war nämlich Johann ohne Land mit dem französischen Könige nicht allein, sondern auch mit dem Papste selbst in heftigsten Zwist geraten.

Johann ohne Land, der seinem Bruder Richard Löwenherz auf dem Throne folgte, nachdem dieser 1199 an einer Wunde gestorben war, die ihm bei der Belagerung eines Kastells beigebracht worden, war ein höchst untauglicher Fürst, übermütig im Glück, feig im Unglück, durchaus sinnlich. Wie glücklich, sagte er zu einem feisten Hirsch, hast du gelebt und doch niemals Messe gehört! Auch für einen besseren Regenten freilich wäre es nicht leicht gewesen, die Macht des Hauses Plantagenet beisammenzuhalten. Durch die lange Abwesenheit König Richards war die Gewalt des Herrschers wesentlich geschwächt; sein Kreuzzug, seine übrigen Abenteuer, das Lösegeld, das für ihn aufgebracht werden mußte, hatten die Mittel des Landes tief erschöpft. Kein Wunder, wenn die an sich so verschiedenen Elemente des Reichs, französische und englische Provinzen mehr und mehr auseinanderzustreben begannen. Diesen Prozeß zu beschleunigen, das erdrückende Übergewicht auf dem Festlande zu brechen, war das vornehmste Lebensziel Philipp Augusts von Frankreich. Er eröffnet die Reihe der eigentlichen Gründer der französischen Monarchie. Eine alte Chronik läßt ihn sagen, er müsse noch viel Ungebühr leiden, aber mit Gottes Hülfe denke er an Macht und Gewalt zu wachsen, um sich noch einmal zu rächen. Gegen Richard hatte er, aller Bemühung in häufiger Fehde ungeachtet, nichts ausgerichtet; Johann gab ihm durch eigene Schuld Gelegenheit zu den größten Erfolgen.

Gegen Johann empörte sich sein Neffe Arthur von Bretagne, dem als dem Sohne des älteren Bruders nach der Meinung einiger das bessere Erbrecht zustand. Johann brachte ihn in seine Gewalt, und Arthur verschwand. Jedermann hielt Johann für den Anstifter seines Todes; die Franzosen behaupteten, er habe ihn mit eigener Hand beseitigt. Wie sehr hatte er aber geirrt, wenn er auf diese Weise sich aller Feindseligkeiten zu entledigen gemeint hatte! Die Barone und Bischöfe der Bretagne wandten sich an den König von Frankreich, welcher Arthur bei seinem Aufstande unterstützt hatte, um Rache wegen dieses Mordes zu fordern. Philipp August zögerte nicht, den mächtigen Vasallen vor den Pairshof seiner Barone fordern zu lassen, der ihn verdammte. Mehr bedurfte es nicht, um eine neue allgemeine Bewegung gegen Johann zu veranlassen. Zuerst fiel Poitou ab. Dann gesellten sich die Bretonen nicht allein dem Könige von Frankreich zu, sondern sie

griffen zuerst die Normandie an. Mit den Einwohnern von Anjou und Maine kam darauf Philipp August selbst und nahm das Land ein. Nur Rouen widerstand noch. Man sagt, es habe endlich einen Stillstand von 30 Tagen erwirkt und noch einmal Boten an König Johann gesendet, um von ihm Hülfe zu erlangen. Die Gesandten fanden ihn beim Schachspiel. Es war nicht daran zu denken, daß er ihnen Hülfe geleistet hätte. So wurden die Normannen besiegt. Aber auch die Einwohner von Bretagne, Anjou, Poitou, die dazu das Ihre beigetragen, verloren ihre politische Unabhängigkeit und beugten sich jetzt unter den König von Frankreich.

So weit war die plantagenetische Macht in Frankreich schon herabgebracht, als nun auch in England ein Streit ausbrach, bei welchem der König über die Besetzung des Erzbistums Canterbury in einen Konflikt mit dem Papste geriet.

Zwei Erzbischöfe waren gegen einander gewählt worden, der eine auf des Königs Wort. Papst Innocenz setzte beide ab und ernannte einen Mann nach seinem Wunsche, einen seiner vertrauten Freunde von Paris her, Stephan Langton. Der Papst suchte den König durch kleine Geschenke — ein paar Ringe mit prächtigen Steinen, da Johann Juwelen liebte — zu begütigen; diesmal aber war Johann unerbittlich. Er geriet in heftige Wut und erklärte, er wolle die Rechte seiner Krone verteidigen bis an seinen Tod. Der Papst war ebenso entschlossen; denn einen größeren Selbstherrscher hatte es auf dem päpstlichen Throne noch nie gegeben. Er sprach das Interdikt aus; der König antwortete damit, daß er die Geistlichen, die sich danach hielten, verbannte und ihre Güter einzuziehen anfing. Stephan Langton nannte er seinen öffentlichen Feind. Von den weltlichen Großen nahm er Geiseln, um ihrer Treue sicher zu sein. Hierauf schritt der Papst zur Exkommunikation.

Eben damals nun, als die päpstlichen Gesandten mit Philipp verhandelten, begab sich Otto IV. nach England, wo er auf das beste empfangen ward. König Johann war damals noch sehr angesehen. Mächtige Große, wie der Graf von Looz, der mit einer Erbtochter von Holland vermählt war, erkannten ihn als ihren Herrn an, den sie gegen jedermann, wer auch lebte, unterstützen wollten. Insofern nun Otto mit Johann verbündet war, war er zugleich ein Gegner des Papstes. Diesen Wechselfällen der allgemeinen Ereignisse ist es, denke ich, zuzuschreiben, wenn der Papst auf die Unterhandlungen mit Philipp einging.

Zunächst kam es noch auf eine Aussöhnung der beiden Gegner an; weil Otto auf seiner neuen Burg, der Harlingsburg bei Goslar war, begaben sich die Legaten nach Quedlinburg. Dem Könige Otto wurden sehr annehmbare Vorschläge gemacht: Vermählung mit Beatrix, der Tochter Philipps, und Abtretung des Königreichs Arelat. Aber Otto, noch durch einige Verbindungen gesichert und trotzend auf die alte Zusage des Papstes, wies alles von sich. Während man in Rom auf eine formelle Vereinigung mit Philipp dachte,

die auch eben zu stande gekommen war, so daß sich Wolfger von Aquileja mit der Urkunde auf den Weg machte, sollte es in Deutschland zu einem letzten, entscheidenden Kampfe kommen. Otto war mit Waldemar von Dänemark verbündet; das ganze Reich, jetzt um Philipp geschart, rüstete sich zu einem Herreszug gegen ihn. In diesem Moment wurde Philipp von dem Pfalzgrafen von Wittelsbach in Bamberg ermordet. Der Grund war, daß der König diesem Otto von Wittelsbach die ihm früher zur Ehe versprochene Tochter Beatrix dann doch nicht gegeben hatte; er habe ihm darauf, so wird berichtet, da er sich mit einer Tochter Heinrichs I. von Schlesien zu vermählen gedachte, ein Empfehlungsschreiben versprochen, dies aber unter der Hand in ein abmahnendes Schreiben verwandelt. Genug, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach hatte keine Scheu vor dem geweihten Haupte seines Fürsten; er stürzte mit bloßem Schwert in des Königs Gemach und erschlug ihn. Man zeigt in Bamberg einen Erker an der alten Pfalz, wo es geschehen sein soll. Wenn ein Anteil an der Missethat dem Landgrafen von Thüringen oder dem Könige von Böhmen zugeschrieben wurde, so beruht das nur darauf, daß sie von König Otto zu Philipp übergegangen waren. Ganz ohne Mitschuldige war indes der Wittelsbacher nicht.

Philipp war wohlunterrichtet, ein schlanker, nicht allzugroßer blonder Mann, leutselig und liebenswürdig; wohl allzu freigebig. Er hatte nicht den starken, schroffen Sinn seines älteren Bruders, aber er ist ein rechtes Abbild des ritterlichen Wesens jener Zeit. Sein Tod war ein um so größerer Verlust für das hohenstaufische Haus, da Philipp in dem inneren Kriege, den er führen mußte, die staufischen Erbgüter großenteils aufgewendet hatte, sei es als Sold, sei es als Lehen für seine Anhänger oder selbst als Mittel der Bestechung. Er mußte Otto, der durch das Geld seines englischen Verwandten unterstützt wurde, im eigentlichen Sinne überbieten. Gerade als er an das Ziel seiner Unternehmungen gelangt war, wurde er ermordet. Eben auf die Hausmacht, die eigenen Güter, sollte das Kaisertum neu gegründet werden; es war ein Schicksal, daß Philipp, um die Krone zu erlangen, sein Erbgut weggeben mußte.

Nun wurde es möglich, den Hader, der noch eben alles zerstören zu sollen schien, beizulegen. Schon an und für sich wirkte der Tod Philipps zu Gunsten Ottos. Der Erzbischof von Magdeburg, dem Otto Haldensleben und die Besitztümer seines Hauses in der Mark Brandenburg überließ und auch persönliche Vergünstigungen machte, war für ihn; ebenso der Herzog Bernhard von Sachsen, der Landgraf von Thüringen und der Markgraf von Meißen. Ohne Zweifel auf ihre Veranlassung ward ein allgemeiner Hoftag zu Halberstadt gehalten (September 1208) wo nun auch die Anhänger der Hohenstaufen zu ihm übergingen. Auch ihnen wurden mancherlei Vorteile zugesichert. Man sieht, daß das Kaisertum nicht allein den Staufern, sondern auch den Welfen einen Teil ihrer Besitzungen kostete.

Nicht wenig wirkte dann die Haltung des Papstes ein. Innocenz er-

klärte die Mörder für Kinder Belials; in dem Ereignis selbst sah er jedoch eine göttliche Fügung. Er, der doch eigentlich niemals das letzte Wort für Philipp gesprochen hatte, verbot jetzt bei Strafe des Bannes, an Stelle desselben einen anderen König zu wählen. Er beförderte — denn viele hatten ihn gefragt —, daß Otto auf dem großen Tag zu Frankfurt im November 1208 allgemein zum Herrscher ausgerufen wurde. Ein großer Reichstagsbeschluß verordnete allgemeinen Frieden und Niederlegung der Waffen. Der jungen Beatrix, die um Rache für ihren Vater bat, ward dieselbe zugesagt, und der Mörder in der That in der Nähe von Regensburg in seinem Versteck ergriffen und erschlagen.

Im folgenden Jahre vollzog dann Otto zu Würzburg in Gegenwart der päpstlichen Legaten, welche die nötige Dispensation überbrachten, seine Verlobung mit Beatrix. Die Braut, die, obschon noch im Kindesalter, als sehr schön geschildert wird, wurde nach Braunschweig geführt; die königlichen Titel ihres Vaters wurden ihr erneuert. Sie brachte Otto nicht allein den Rest des staufischen Hausgutes zu, 350 Schlösser, wie es heißt: die Verlobung hatte für ihn die höhere Bedeutung einer dynastischen Anlehnung an das Haus seiner Vorgänger im Reich. Als bloßer Wahlkönig hatte er nicht emporkommen können; jetzt erschien er als Fortsetzer der Hohenstaufen, wie er denn auch von dem Herzogtum Schwaben Besitz ergriff. Seine Stellung erinnert von da an nicht mehr, wie bisher, an die Lothars; indem er welfische und staufische Position miteinander vereinigte, ließ er sich für den Augenblick eher mit Friedrich I. bei seinem Anfange vergleichen. Ausdrücklich wird als Motiv für die Verlobung eine Art Garantie für die Sicherheit der bisherigen Gegner angegeben: die Fürsten, die es mit Philipp gehalten, sowie die ehemaligen Anhänger Ottos, welche zuletzt zu jenem abgefallen, sollten gegen ihn als König hinfort keinen Argwohn hegen.

Auch Kirche und Reich erscheinen in diesem Augenblick abermals auf das engste vereinigt. Der Patriarch Wolfger forderte die italienischen Städte auf, dem Könige alles zu gewähren, was ihm von alters her gebühre. Die Städte brachten ihm die Schlüssel ihrer Thore nach Augsburg. Der Papst erklärte, er thue alles, um unter anderem auch den jungen Friedrich abzuhalten, daß er sich nicht gegen Otto setze. Im Sommer 1209 trat Otto darauf von Schwaben aus seine Romfahrt an. Wie Otto von St. Blasien erzählt, ward er aufs feierlichste in Mailand empfangen; er hielt in Bologna einen großen Fürstentag, wie er seit Friedrich I. nicht vorgekommen war. In der Lombardei versöhnte er Azzo von Este und Ezzelin von Romano mit einander. Am 4. Oktober ward er in Rom gekrönt, nachdem er schon vorher eine Zusammenkunft mit dem Papst in Viterbo gehalten hatte, auf welcher freilich schon Differenzen zum Vorschein kamen, über die man aber zunächst hinwegging.

Inzwischen hatte sich die Stellung des Papstes zu Johann ohne Land immer feindseliger gestaltet. Zwar wagte kein Geistlicher, die Exkommuni-

kation des Königs in England zu publizieren; sie werden als stumme Hunde, die nicht bellen, bezeichnet. Johann ließ den ersten, der sich daran kehrte, ins Gefängnis werfen. Der Papst sprach hierauf alle Unterthanen des Königs noch besonders vom Eide los. Aber Johann hatte die Gewalt in Händen und brauchte sie in einer Weise, daß niemand wagte, sich gegen ihn zu erklären. Er übte noch einmal die monarchische Gewalt stärker aus, als irgend ein anderer. Schottland, Irland und Wales hielt er in Unterwerfung. Der Erfolg seines Neffen Otto, dessen kaiserliche Aufstellung in Italien, schien ihm indirekt zugute kommen zu müssen. Allein für Innocenz bildete diese kein Hindernis, gegen Johann das letzte Mittel, das ihm übrig blieb, die Gewalt der Waffen zu versuchen. Er wandte sich an Philipp August, gegen den er seine Klage über Otto ausschüttete.

Auch mit Philipp August hatte der Papst eine Zeit lang starke Differenzen gehabt. Der König von Frankreich hatte sich mit einer dänischen Prinzessin, Ingeborg, vermählt, aber gleich bei der Ceremonie der Vermählung eine ungemeine Aversion gefühlt, sich von ihr getrennt und sich mit Maria von Meran verheiratet. Die beleidigte Verwandtschaft wendete sich an den päpstlichen Stuhl, der sich ihrer lebhaft annahm und im Jahre 1200 das Interdikt aussprach. In der Form zwar fügte sich Philipp August, so daß das Interdikt bald wieder aufgehoben ward; aber nicht in der Sache. Da er sich aber zugleich sonst als ein großer Vorfechter der päpstlichen Ansprüche zeigte, z. B. Ketzer dem Scheiterhaufen überlieferte, so ward Innocenz nachsichtiger gegen ihn, ermahnte Ingeborg, sich zu beruhigen, und zeigte überhaupt die größte Schonung gegen den König. In diesem Augenblick führte sie das gemeinsame Interesse gegen Johann aufs engste zusammen. Mit dem lebhaftesten Vergnügen nahm der französische König den Auftrag an.

Allein schon bedurfte es des Krieges nicht weiter, als nur zur Drohung. Allzusehr hatte Johann durch sein brutales und launenhaftes Regiment die Gemüter der eigenen Unterthanen gegen sich aufgeregt; gegen äußere Feinde meinte er sich nicht auf ihre Treue verlassen zu dürfen. Sowie er sah, daß jene ihn ernstlich angriffen, hielt er doch für das beste, sich dem Papste zu fügen. Die Kirche hatte eine so große Einwirkung auf die Geister, daß der König nicht auf die Dauer mit derselben entzweit sein konnte. Ohne inneren Halt, wie er war, ging er dann geradewegs zu dem Entgegengesetzten über und suchte nun durch eine unerhörte Unterwürfigkeit den Papst zu gewinnen. Am 15. Mai 1213 resignierte er auf die Krone und übergab sie dem päpstlichen Legaten Pandulf; zu Dover, im Hause der Templer, nahm er das Reich vollkommen von dem römischen Stuhle zu Lehen und verpflichtete sich zu jährlichem Tribut. Noch ehe es zum eigentlichen Kampfe kam, war der Papst schon Sieger geworden. So erhob sich die päpstliche Gewalt unter Innocenz III. zu jener Herrschaft über England, welche Gregor VII. einst vergebens angestrebt. Und zugleich war dem glücklichen Hierarchen die Gelegenheit geworden, auch über die deutsche noch einmal frei zu verfügen.

Auch Otto IV. war nämlich nach vorübergehender Vereinigung doch wieder mit dem Papste in Zerwürfnis geraten. Es war jetzt nicht mehr wie früher, ein Kampf zwischen geistlichen und weltlichen Prinzipien, nicht wie einst unter Friedrich I. ein Streit über die in Anspruch genommene Hoheit über die Christenheit, sondern über den Besitz. Der Papst hatte den König begünstigt, weil er ihm versprochen hatte, ihm die seit lange streitigen Güter zu lassen. Allein der Kaiser hatte auch noch einen anderen Eid geleistet: die Würden des Reichs zu wahren und dessen abhanden gekommene Rechte nach Möglichkeit zurückzufordern. Sofort nach seiner Kaiserkrönung begann er in Italien in diesem Sinne zu handeln. Er erklärte, wolle das der Papst nicht dulden, so möge er ihn erst von diesem Eide entbinden; das entgegengesetzte Versprechen habe er selbst nur aus Unkunde geleistet. Er belehnte den Markgrafen Azzo von Este mit Ländern, die dieser schon vom Papste zu Lehen trug; er machte auf die Mathildischen Erbgüter Anspruch. Von dem Grafen von Celano geführt, nahm er Capua ein und schlug sein Hauptquartier daselbst auf.

Der Papst kann sein Erstaunen nicht stark genug ausdrücken, daß der von ihm abfalle, welchen die Kirche allein erhöht habe, der ihr alles verdanke; es gebe keine Treue noch Glauben mehr in der Welt, das sei wider die Natur. Es reut mich, den Menschen gemacht zu haben, sagt er in einem Briefe. An dem Papste hatte nun Otto einen Feind, der noch andere Mittel besaß, als den Kampf im offenen Felde. Innocenz that im November 1210 den Kaiser in Bann und wendete sich an die deutschen Fürsten. Es ist wahr, sein nächster Zweck war, den Kaiser aus Italien zu verjagen; aber damit hing auch notwendig zusammen, daß er in Deutschland weiteren Einfluß auf ihn zu haben suchte.

Sigfrid von Mainz hielt eine Versammlung in Bamberg, zum Zwecke, wie es heißt, dem Gebote des Papstes gemäß Otto zu verlassen, und nicht allein dies, sondern auch Friedrich von Sicilien zu erwählen. Rom setzte nicht allein ab; es schlug auch vor. Friedrich II., der eben erst 16 Jahr alt geworden war, geistreich und unternehmend, schon frühe von den deutschen Fürsten anerkannt, schien Innocenz ganz der Mann, um ihn Otto entgegenzusetzen; nicht mehr einen Welfen den Hohenstaufen, sondern umgekehrt, einen Hohenstaufen dem Welfen. Obwohl ein Gelingen doch sehr zweifelhaft war — denn noch waren nur wenige Fürsten, besonders die rheinischen Bischöfe für Friedrich, und erst auf einer späteren Versammlung zu Nürnberg fand die Sache mehr Anklang — so wagte der deutsche Erzbischof doch alsbald, die Exkommunikation gegen Otto zu wiederholen. Otto hörte dies im Laufe seiner Siege in Italien. Er kehrte nach Deutschland zurück und suchte hier, wie es schon jetzt nicht anders geschehen konnte, durch Bündnisse mit einzelnen Fürsten wider die anderen sich zu halten. Allein schon drang ihm sein Gegner selbst nach Deutschland nach.

Wenn man nun angeben sollte, was Otto hier schädlich wurde, so könnte man besonders zweierlei nennen. Er hatte nicht allein den Papst bekämpft, sondern dabei auch im allgemeinen eine gewisse Ungunst gegen den geistlichen Stand gezeigt. Friedrich sagt einmal, er wolle den geistlichen Personen, vorzüglich den Fürsten, die ihnen zustehenden Rechte vermehren; seinem Gegner habe die entgegengesetzte Handlungsweise sehr geschadet. Darauf mag es sich auch beziehen, daß man Otto später schuld giebt, er habe alle Geistlichen ihrer Güter berauben wollen. Davon ist wohl soviel wahr, daß der Widerstand, den ihm die Geistlichen leisteten, ihn leicht zu heftigen Maßregeln hätte fortreißen können. Auf jeden Fall hatte er sich in einen solchen Ruf gesetzt, daß sie seine Freunde nicht waren. Sodann aber war seine ganze Stellung nicht mehr haltbar. Er trat in Italien ganz im Sinne der Hohenstaufen auf, ein rechter Staufer war er jedoch für Deutschland durch seine Vermählung noch lange nicht geworden. In Schwaben, wo man dem alten Hause die lebendigste Erinnerung bewahrte, hatte Ottos Auftreten von vornherein einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht. Es kam hinzu, daß eben in dem Moment, wo Friedrich eintraf, Beatrix starb, was jedes Band zwischen Otto und der hohenstaufischen Partei löste. Wie ein Abenteurer kam Friedrich II. 1212 mit sechzig Mann, wie ein herumschweifender Ritter über Chur nach Konstanz; erst nach einigen Bedenken nahm ihn der dortige Bischof auf. Zuerst begab er sich dann nach dem Elsaß, dem alten Hauptsitz der salischen und hohenstaufischen Verwandten; allenthalben ward er anerkannt. Otto hoffte sich in Breisach zu halten, aber die Bürger vertrieben ihn. Auch das diesseitige Schwaben erkannte Friedrich an; ganz Oberdeutschland fiel ihm zu.

Der Papst wußte auch in Deutschland seinen Sieg zu verwerten, wie in England. Friedrich, der ihm schon in Rom die künftige Trennung der Kronen von Neapel und Deutschland versprochen hatte, gewährleistete ihm nun alle seine geistlichen und weltlichen Ansprüche durch eine am 12. Juli 1213 in Eger ausgefertigte goldene Bulle, in welcher dem römischen Stuhle die Güter der Mathilde und der gesamte Kirchenstaat überlassen wurden. Einige Exemplare fügen auch Sardinien und Korsika hinzu, genug, eine höchst ausgedehnte weltliche Macht; dazu kommt eine besondere Anerkennung der Lehnshoheit über Sicilien. Ebensowenig fehlt die Anerkennung aller hohen geistlichen Gerechtsame, der kanonischen Wahl durch die Kapitel, der freien Appellation an den päpstlichen Stuhl und der Verzicht auf das langumstrittene Spolien- und Regalienrecht. Alles dies wurde durch die deutschen Fürsten bestätigt. Eine Urkunde, welche entscheidender für die päpstliche Macht in Deutschland einwirkte, als irgend eine andere. Doch war durch diese Vorteile Innocenz' III. der weltliche Streit noch nicht beendigt. Kaiser Otto gab seine Sache mit nichten verloren, und es konnte in der That fraglich erscheinen, ob Friedrich imstande sein werde, ihn auch im nördlichen

Deutschland aus dem Felde zu drängen. Da erfolgte die Entscheidung durch eine neue, noch engere Verwickelung der deutschen mit den westeuropäischen Streitigkeiten.

Philipp August von Frankreich war nicht gemeint, seinen Angriff auf England deshalb aufzugeben, weil der Papst, nachdem er ihn erst befohlen, ihn nunmehr nicht billigte. Er warf sich zunächst auf die niederländischen Gebiete, wo Graf Ferrand von Flandern und Rainald, Graf von Boulogne, mit Johann ohne Land gemeinschaftliche Sache gemacht hatten. Doch waren die Franzosen dabei nicht glücklich. Die Flotte, die zum Übergang nach England dienen sollte, wurde mit englischer Hülfe zerstört. Die beiden Grafen hatten auf dem festen Lande die Oberhand. Dies Glück erweckte nun Otto IV. zu dem Gedanken an einen großen Angriff gegen Frankreich, welches auch für Friedrich einen Rückhalt darbot. Mit Johann und dem Grafen von Flandern nahm er 1214 einen Plan auf, der schon früher gefaßt war und auf nichts geringeres ging, als auf eine Teilung von Frankreich. Im Mai 1214 griff Johann Poitou an, er fand Widerstand, war bereits geschlagen, wengleich nicht vernichtet, als Otto in Frankreich erschien. Er hatte die Herzöge von Brabant und Limburg, die Grafen von Flandern und Holland auf seiner Seite. Es war eine Bewegung des gesamten Niederdeutschlands gegen Frankreich. Unter ziemlich ungünstigen Umständen mußte sich Philipp August am 27. Juli 1214 zur Schlacht von Bouvines entschließen. Hätten die Engländer und Deutschen gesiegt, so würden auch die Vorteile, welche der Papst bereits über beide Länder errungen hatte, wieder zweifelhaft geworden sein; Kaiser Otto hätte sich gegen Friedrich behauptet, Johann ohne Land würde in neuem Glücke der Zugeständnisse, die er dem römischen Stuhl gemacht, gespottet haben. Aber durch die verbundene Kraft der Kommunen und der Ritterschaft behielten die Franzosen den Sieg. Die Schlacht bei Bouvines war, wie so oft in neueren Zeiten die großen Kämpfe auf dem nämlichen belgischen Boden, für alle Weltverhältnisse im westlichen wie im mittleren Europa entscheidend.

Philipp August stand am Ziel seines Strebens. Die Eroberung der plantagenetischen Provinzen war gesichert, die Macht widerstrebender Vasallen, wie Flanderns, gebrochen. Es gab jetzt ein Königreich und ein Königtum. Adel und Bürgertum scharten sich um den Thron; aber auch bis in die unterste Schicht des Volkes drang ein Gefühl der Freude und des Stolzes: der erste Moment einer wahrhaft nationalen Empfindung der Franzosen, die zugleich eine royalistische war. Überdies war die Allianz zwischen der Kirche und der capetingischen Monarchie nun erst recht bestätigt, eine Verbindung, aus der für die nächsten Generationen weitere Vorteile hervorgingen. Noch tobte in den Landschaften des Südens der greuelvolle Krieg, den Innocenz III. nach vergeblichen Bekehrungsversuchen gegen die albigensischen Ketzer entzündet hatte. Philipp August, im Norden hinreichend beschäftigt, enthielt sich noch der Einmischung; aber sein Sohn und sein Enkel folgten

dem an sie ergehenden Ruf. Die dem Hause von Toulouse entrissenen Gebiete, welche die Montforts als Anführer der siegreichen Kreuzheere nicht zu behaupten vermochten, gingen an die französische Krone über, deren unmittelbare Herrschaft sich seitdem vom nördlichen bis zum südlichen Meere erstreckte. Auf dieser Grundlage konnte dann König Ludwig der Heilige ein Regiment aufrichten, wie es den Ideen der Zeit am besten entsprach, in welchem sich universale und nationale Tendenzen, Gesetzlichkeit und freie Bewegung friedlich durchdrangen.

Sehr anderer Art, aber nicht minder eingreifend, waren die Folgen des Ereignisses von Bouvines für England. Dem geschlagenen Johann, der sich trotzdem nach seiner Rückkehr neuer Gewaltsamkeiten nicht enthielt, traten nun seine Barone, verbündet mit der Hauptstadt und vor allem mit dem Primas Stephan Langton, der sogar die Führung übernahm, entschlossen entgegen. Vergebens rief der König den Schutz des Papstes an, dessen Abmahnungen selbst bei dem Erzbischof nichts verfingen. Am 15. Juni 1215 sah sich Johann genötigt, zu Runnemede die ihm vorgelegte Magna Charta zu unterzeichnen, den großen Schutzbrief für die vereinigten Stände des Reichs, auf dem die englische Verfassung in ihrer Verbindung von altgermanischen und normännischen Freiheiten und Rechten zumeist beruht. Gerade daß der Papst das Werk nicht billigte und sich mit dem Königtum dagegen verbündete, brachte die Monarchie der Plantagenets in desto größere Verlegenheit. Unter Heinrich III., dem schwachen Nachfolger Johanns, stand England abwechselnd unter der Herrschaft päpstlicher Legaten, oder unter der Gewalt der ihre Freiheiten verfechtenden Stände. Das Königtum, des vornehmsten Teils seiner überseeischen Besitzungen beraubt, vermochte sich erst wieder zu wahrer Bedeutung zu erheben, als es sich entschloß, die Rechte des Landes offen anzuerkennen. Wie in Frankreich die Macht der Monarchie, so ist in England die parlamentarische Ordnung der Dinge in dem Jahrhundert, das auf die Schlacht von Bouvines folgte, begründet worden.

Blicken wir auf Deutschland und das Kaisertum, so zeigt sich uns eine andere Reihe von Wirkungen derselben Begebenheit. Friedrich II., der an der Schlacht persönlich keinen Anteil hatte, genoß doch ihre Früchte. Er ward nun Meister von Niederlothringen und nach und nach Herr in ganz Deutschland. Um Otto seines letzten Rückhalts zu berauben, schloß er ein für die deutschen Interessen nicht eben förderliches Bündnis mit Waldemar von Dänemark, dem er in den Küstenlanden jenseit der Elbe freien Spielraum ließ. Otto IV. dagegen setzte einen durchaus erfolg- und hoffnungslosen Kampf bis zu seinem Ende (1218) fort; erst im Todeskampf wurde er in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen. Sein ganzes Wesen war nur transitorischer Natur. Man sollte denken, er hätte eine Stellung einnehmen sollen, wie Lothar; aber dazu waren die Zeiten nicht angethan. Indem er ohne weiteres in die hohenstaufische Bahn eintrat, verlor er seine eigentümliche Grund-

lage und ward gestürzt. In nicht minder schiefer Lage jedoch erscheinen die Anfänge seines Gegners, der in der That vollkommen als Pfaffenkönig begann. Der Erbe Friedrichs I. und Heinrichs VI. schien die staufische Politik auf den Standpunkt Konrads III. zurückführen zu wollen, ja er befand sich eher in noch ungünstigerer Situation. Zwar seinen welfischen Widersacher hatte er überwunden; desto mächtiger aber stand ihm die Gesamtheit der Fürsten überhaupt zur Seite, an welche das Königtum in zwanzigjährigem Thronstreit Güter, Rechte und Autorität verloren hatte. Es ließ sich nicht erwarten, daß diese Verluste jemals wieder eingebracht werden würden. Vor allem aber: Konrad hatte sich an das schwache Papsttum eines Innocenz II. und Eugen III. angelehnt, das in seinen römischen Verlegenheiten seinerseits ebensosehr auf kaiserliche Hülfe angewiesen war; Friedrich II. war aufgetreten als das Geschöpf eines Innocenz III., der von ihm nichts anderes verlangte, als auf Italien Verzicht, in Deutschland Gehorsam. Ob es Friedrich II. besser als Otto IV. gelingen werde, selbst wenn er den Mut dazu fand, wider den Stachel dieser päpstlichen Oberherrschaft zu löcken, war sehr die Frage; das Schicksal des Kaisertums, d. h. die Zukunft des einen wie des anderen Landes lag darin beschlossen.

Denn dies Eine kann keinem Zweifel unterliegen, daß den größten Gewinn aus den auf dem Felde von Bouvines entschiedenen Kämpfen das Papsttum davontrug. Nicht als hätte Innocenz III. in diesem oder jenem Augenblick nicht so manche Enttäuschung erfahren. Sehr wider Willen zwang ihn das Mißgeschick Ottos, sich mit Philipp zu vertragen; durch den Abfall Ottos sah er sich genötigt, Friedrich in Deutschland zu erheben, was ihm wegen der Beziehungen Siciliens nicht willkommen sein konnte. Philipp August ließ sich von dem Streite mit Johann nicht zurückhalten, auch nachdem dieser sich dem Papst unterworfen; Stephan Langton und die englischen Magnaten trotzten gegen päpstliches Verbot dem Vasallen des römischen Stuhls die Magna Charta ab. Es ging in diesen Dingen wie beim vierten Kreuzzuge, den Innocenz umsonst von Konstantinopel abzulenken versuchte. Allein wie in diesem Falle, so wußte er auch in allen anderen als echter Politiker, zugleich von wunderbarem Glück begünstigt, zuletzt doch immer die reichste Frucht für die Sache des Papsttums zu ernten. Hatte ihn Philipps Ermordung jeglicher Konzession in den italienischen und deutschen Fragen überhoben, so gewährten ihm Friedrichs Versprechungen darin noch mehr, als er zuvor besessen. Bei Bouvines unterlag nicht allein sein Schützling Johann, sondern auch, und zwar noch gründlicher, sein Gegner Otto. Die Errungenschaften der englischen Barone kamen, insofern sie die Macht der Plantagenets vollends lähmten, der Ausübung der päpstlichen Oberhoheit in England erst recht zu gute. Für eine ferne Zukunft bedeuteten allerdings das Emporkommen der Monarchie in Frankreich, der parlamentarischen Tendenzen in England, des Fürstentums in Deutschland, der städtischen Autonomie in Italien ebensoviele Momente einer nationalen Entwickelung, die sich in der

einen oder der anderen Weise der Hierarchie des Papsttums erfolgreich entgegensetzten. Vor der Hand indes war die letztere eben jetzt zur alles überragenden Erscheinung der Epoche geworden und trug die Kraft in sich, zu noch größerer Höhe aufzuwachsen. Alexander III. hatte doch nur in den kirchlichen Streitfragen über Kaiser Friedrich I. und Heinrich Plantagenet triumphiert; Innocenz III. gewann ihren Nachfolgern zugleich auf weltlichem Gebiet seine Siege ab.

Von den kleineren Mächten und den geringeren Angelegenheiten braucht man dem gegenüber kaum zu reden. König Sancho von Portugal mußte sich bequemen, den verweigerten Zins zu zahlen, Alfons IX. von Leon, nicht anders als Philipp August, seine Ehe trennen; es war genug, daß Innocenz hier wie da die Kinder als rechtmäßige anerkannte. In Norwegen, Schweden und Ungarn entscheidet er über die Erbfolge. Er krönt den König der Walachen und Bulgaren und sendet das Pallium nach Armenien. Im Jahre 1215 hielt er ein Konzil im Lateran, welches die Versammlung unter Alexander III. noch weit übertraf; jetzt waren die Patriarchen von Jerusalem und Konstantinopel zugegen; 412 Bischöfe, über 800 Äbte stellten sich ein. Das Konzil hat nur wenige Sitzungen gehalten und einen allgemeinen Kreuzzug beschlossen. Bedeutende Neuerungen knüpfen sich übrigens nicht daran; allein es bedurfte deren auch kaum, denn auch das innere Kirchenregiment des Papsttums bewegte sich nun in sicheren Geleisen. Innocenz, der juridischen Scharfsinn mit geistlicher Bildung verband, war ganz der Mann dazu, im großen wie im kleinen die im kirchlichen Leben des Tages auftauchenden Fragen mit Takt und Umsicht zu entscheiden. In der albigensischen Ketzerei, die er mit so blutiger Gewalt ausrotten zu müssen meinte, sowie in dem weltlichen Sinne des materiellen Treibens, zumal der reichen italienischen Städte, thaten sich freilich bereits sehr abweichende Richtungen des Daseins kund; allein sie riefen auch wieder geistige Rückschläge hervor. Eben damals wurden die neuen Möndsorden gegründet oder doch vorbereitet, von denen die Dominicaner sich durch Predigt der Ketzerei, die Minoriten oder Franziscaner durch das Prinzip der Bettelarmut der Verweltlichung opponierten. Bald sollten sie ihre vornehmste Aufgabe darin erkennen, die päpstliche Autorität, die einen in die Schulen, die anderen in die Hütten zu tragen.

Innnocenz III. hat kein hohes Alter erreicht; wie er mit 37 Jahren zum Pontifikat gelangt war, so starb er mit 55 am 16. Juli 1216 an einem Fieber zu Perugia. Eine abergläubische Verehrung, wie Friedrich Hurter in seinem merkwürdigen Buch, vermag ich ihm nun und nimmer zu widmen. Soviel aber ist gewiß: er steht in der vordersten Reihe der welthistorischen Päpste, der Aufgabe, die er sich einmal gestellt, war er durchweg gewachsen. Von einigen dialektischen Windungen abgesehen, wozu ihn, wie in jener Deliberation über die deutschen Thronbewerber, sein hierarchisch-politisches Interesse vermochte, wird man nichts eigentlich kleines an ihm entdecken. Wie er sich gleichsam am Sarge Heinrichs VI. erhob — wir be-

zeichneten ihn oben allen Ernstes als dessen Nachfolger —, so vollzog sich in ihm der Wandel der Zeiten. Noch aber lebte der Sohn jenes Heinrich, den Innocenz selbst als Vormund heraufgezogen, ein junger Mann, der den Trieb in sich fühlte, die Stellung seines Vaters wenigstens zum Teil als der echte Erbe für sich selbst zurückzufordern.

Vierzehntes Kapitel.

Kaiser Friedrich II.

Das Papsttum war bis auf den Gipfel seiner Macht gelangt, jedoch war seine Stellung auf dieser Höhe noch nicht befestigt. Das große Kaisergeschlecht, mit dem es zuletzt gestritten hatte und dem die Tendenzen weltlicher Macht gleichsam eingeboren waren, bestand noch, es hatte sogar zuletzt von Innocenz III. selber zu Hülfe gerufen werden müssen. Dazu kam, daß in Deutschland der genealogische Kampf zwischen Welfen und Hohenstaufen zum Vorteil der letzteren entschieden war. Die italienischen Parteien der Guelfen und Ghibellinen, die von ihnen den Namen führen, haben eine andere Bedeutung; zumal die ersteren stehen nicht mehr in Zusammenhang mit den Welfen im alten Sinn. Friedrich II., dessen Großvater fast lebenslang mit dem Papsttum um die Superiorität gerungen, dessen Vater sich vermessen hatte, die Welt zu beherrschen, mußte wohl in der Tiefe seiner Seele ähnliche Gedanken hegen. Über seine Erziehung, deren Oberleitung sich in den Händen Innocenz' III. befand, sind wir sehr wenig unterrichtet; gewiß ist, daß er früh in nahe Berührung mit der in Sicilien eingebürgerten saracenischen Kultur getreten ist, wodurch sein Geist eine von den kirchlichen Ideen abgewandte Richtung empfing.

Andererseits war er jedoch emporgekommen durch eine Kombination zwischen der päpstlichen Politik und den französischen Waffen in einer allgemeinen europäischen Verwickelung. Er verdankte seine deutsche Krone nicht sowohl einer spontanen Aktion der deutschen Fürsten, wie bisher, sondern vornehmlich der Empfehlung und Unterstützung von seiten des römischen Stuhls. Man nahm ihn auf als Erben der Hohenstaufen, doch kann er selber kaum noch für einen Deutschen gelten; fast schon als ein Fremder bestieg er den Thron. Er stammte aus dem in den Boden Siciliens eingepflanzten Reise; er war durch und durch Sicilianer, erwachsen unter dem Einfluß der verschiedenen Elemente, die dort aufeinander trafen. Auf jeden Fall war seine Stellung in Deutschland um vieles schwieriger, als die irgend eines Königs vor ihm. Er besaß Rechte von ungeheurem Umfang, aber

nirgends waren sie thatsächlich gesichert. Vor allem war der Knoten seines Geschicks dadurch geschürzt, daß die Union zwischen seinem Erblande Sicilien und dem deutschen Reich, das ihm durch Wahl zugefallen, vertragsmäßig von ihm aufgegeben worden war. Wohl niemals hat sich ein großer Fürst von Haus aus in einer so zwiespältigen Lage befunden; ein Dasein voller Schwierigkeiten und Kämpfe mußte daraus hervorgehen.

Friedrich II. hat diese Kämpfe nicht etwa begierig aufgesucht, im Gegenteil: er war entschieden darauf bedacht, sie zu vermeiden. Wie er als Pfaffenkönig in seine Laufbahn eingetreten war, so zeigte er sich während der ersten Hälfte seiner Regierung als beflissener Gönner der geistlichen Interessen. Bei seiner Kaiserkrönung in Rom im November 1220 gab er allen Klerikern im ganzen Reiche neue und ganz allgemein lautende Privilegien, die er den Rechtslehrern zu Bologna in die Gesetzbücher einzuzeichnen befahl. Er leistete nicht allein dem Papsttum gegenüber abermals Verzicht auf die Mathildischen Güter, sondern erließ zugleich scharfe Edikte gegen die Ketzer. Er versprach, daß die Urteilssprüche der geistlichen Richter über dieselben ohne Weigerung von dem weltlichen Schwerte vollstreckt werden sollten, und gab damit das erste Beispiel jener dienstfertigen Handreichung des Staates zum Schutze der Kirche wider ihre Feinde, worauf drei Jahrhunderte lang die Erhaltung der Einheit des Bekenntnisses im Abendlande wesentlich mit beruht hat. Schon zuvor aber, im April 1220, bei Gelegenheit der Wahl seines Sohnes Heinrich zum deutschen Könige, erteilte Friedrich II. den geistlichen Fürsten Deutschlands, deren Bereitwilligkeit er diese Wahl vornehmlich verdankte, zu Frankfurt eine umfassende Konstitution über ihre Rechte. Er verzichtete darin zunächst noch einmal grundsätzlich auf die Befugnis, ihren Nachlaß für den Fiskus einzuziehen — jenes Spolienrecht, eine der augenfälligsten Prärogativen der weltlichen Gewalt über die geistliche. Er verzichtete nicht minder darauf, neue Zölle und Münzen in ihren Gebieten ohne ihre Einwilligung zu errichten, und fügte eine Fülle von anderen Gnaden und Konzessionen zu Gunsten ihrer territorialen Selbständigkeit hinzu: um, wie er sagt, diejenigen zu befördern, die ihn selbst befördert hätten.

Wenn dann Friedrich im Mai 1232 von Friaul aus neben den geistlichen auch die weltlichen Fürsten in Deutschland mit einer ähnlichen Konstitution bedachte, worin er ihnen all ihre örtlichen Freiheiten, Jurisdiktionen, Einkünfte u. s. w., die sie inne hatten, bestätigt und sie ausdrücklich als Landesherren bezeichnet, so hat er damit freilich nur ein Privileg seinerseits wiederholt, das bereits ein Jahr vorher von seinem Sohne, dem erwähnten Könige Heinrich VII. den Fürsten verliehen worden, als dieser sie gegen den Kaiser selber für sich zu gewinnen suchte; Friedrich konnte dann, wenn er seine eigene Autorität behaupten wollte, kaum umhin, die geschehene Verleihung zu bestätigen. Allein das Ereignis ist eben, daß er auf die eine oder die andere Weise dahin gelangen mußte; seine gesamte deutsche Politik schlug diese Richtung ein. Er hat den deutschen Boden schon zwei Jahre nach dem

Tode seines Gegners Otto, sobald er dort die Ordnung hergestellt und die Succession seines Sohnes durchgesetzt hatte, persönlich fast für immer verlassen; ein einzigesmal ist er fünfzehn Jahre später und auch da nur notgedrungen für kurze Zeit, wieder diesseit der Alpen erschienen. Auf die Herstellung einer starken Königsgewalt, wie sie noch seine Vorfahren dort ausgeübt, die jedoch in den Stürmen des dynastischen Bürgerkrieges in Auflösung geraten war, hat er schlechtweg Verzicht geleistet. Welche Stütze hätten ihm nicht, wenn er dennoch darauf ausgegangen wäre, die Städte gewähren können, die damals allerorten mächtig emporkamen! Friedrich aber nahm sich ihrer nicht nur nicht an: jene fürstlichen Privilegien sind vielmehr größtenteils zugleich gegen die Städte gerichtet. Es war dem Kaiser genug, wenn er aus den deutschen Gebieten militärische Hülfe bei seinen italienischen Unternehmungen erhielt, wenn er im übrigen die Fürsten abhielt, von ihm abzufallen, ihm etwa einen seiner Söhne entgegenzusetzen. Indem er sich entschloß, Deutschland als ein Nebenland zu behandeln, besiegelte er mit Bewußtsein dessen aristokratische Verfassung.

Man kann diese Konstitutionen Friedrichs II. sehr wohl mit der englischen Magna Charta zusammenstellen. Was König Johann von seinen Baronen abgerungen ward, genehmigte Friedrich seinen Fürsten in Güte aus politischer Überlegung: eine Festsetzung von Rechten, durch welche der monarchischen Gewalt, im entschiedensten Gegensatz zu der gleichzeitigen französischen Entwickelung, auf Jahrhunderte hinaus die bestimmtesten Schranken gezogen wurden. Doch darf man darüber der Unterschiede zwischen dem englischen und dem deutschen Ereignis nicht vergessen. In England traten die Stände eng verbunden auf und erstritten ihre Freiheiten miteinander; die Folge war, daß sie auch hernach in einem einzigen, die Summe des nationalen Daseins umfassenden Staatsleben vereinigt blieben. In Deutschland wurden die Fürsten auf Unkosten der Städte befördert, ein Gegensatz, der die spätere Zeit mit den heftigsten Kämpfen erfüllt hat. Zugleich aber bezogen sich die den Fürsten bewilligten Rechte von vornherein vorzüglich auf ihre territoriale Selbständigkeit: das politische Leben der Nation erhielt eine Direktion auf den engeren Kreis der Landschaften; wie denn gleichzeitig auch der Mitwirkung der Landstände bei den territorialen Angelegenheiten ausdrücklich gedacht wird. Endlich ist die Magna Charta wider den Willen des päpstlichen Stuhles erstritten und verteidigt worden. Die Auflösung der königlichen Gewalt in Deutschland mußte dagegen sehr im Sinne des Papsttums sein, das seit so langer Zeit immer mit den Fürsten gegen die Kaiser verbunden gewesen. Nur für den Augenblick hatten diese Schritte Friedrichs II. doch eine antirömische Tendenz, insofern er den Dingen auch in Deutschland ihren Lauf ließ, um desto ungestörter seine Entwürfe in Italien verfolgen zu können.

Die Geschichte Friedrichs II. zerfällt nun deutlich in zwei Perioden: über der ersten schwebt gleichsam verhängnisvoll die Kreuzzugsidee; in der

zweiten bildet der Kampf mit den lombardischen Städten die Hauptsache, von der alles andere abhängt. Das welthistorische Verhältnis des Kaisers zum Papsttum knüpft sich in dem einen wie dem andern Zeitraum eben an diese vorwaltenden Interessen. Der Nachfolger Innocenz' III., ein Savelli, Honorius III. (1216—1227), war ebenso bedächtig, wie Innocenz feurig; aber an den Prärogativen des päpstlichen Stuhles hielt er gleichwohl zäh fest. Sein Ehrgeiz war, den Kreuzzug, der von dem Concilium beschlossen und dessen Beginn auf den 1. Juni 1217 festgesetzt war, unter seiner Leitung durchzuführen; doch wünschte er dies Ziel zu erreichen, ohne darüber mit den Mächten der Welt zu brechen. Auch Friedrich II. hatte nun bei seiner Krönung in Aachen im Jahre 1215 freiwillig das Kreuz genommen; einen Zeitpunkt für die Ausführung seines Gelübdes hatte er indes nicht bestimmt. Das Bemerkenswerte ist nun, wie sich Friedrich diese Verpflichtung zunutze macht. Die einen sagen noch heut, er habe nichts weiter beabsichtigt, als seinen eigenen Vorteil; die anderen setzen seinen guten Willen voraus. Ich denke, man kombiniert beides. Thatsache ist, daß der Vorsatz ihm die Kirche behülflich und förderlich bei allen seinen sonstigen Bestrebungen machte.

So lange Otto lebte, hätte niemand Friedrich die Ausführung seines Vorhabens zumuten können. Ohne den König wurde daher infolge der päpstlichen Aufforderung 1217 eine größere Kreuzfahrt unternommen, welche nach einigem Schwanken Ägypten zum Ziel erkor. Es glückte dort in der That nach langer Belagerung, bei der sich die Deutschen, Ober- wie Niederdeutsche, besonders auszeichneten, im November 1219, das wichtige Damiette einzunehmen. Auch nach dem Tode seines Widersachers aber zögerte Friedrich noch. Die päpstliche Aufforderung benutzte er vielmehr als ein Motiv, die noch übrigen Gegner zur Unterwerfung zu nötigen; z. B. verdankte er ihr 1219 die Auslieferung der Reichsinsignien durch den Bruder Ottos, Pfalzgraf Heinrich, zu Goslar. Im Jahr 1220 erfolgte dann zu Frankfurt ein Reichstagsbeschluß, welcher die definitive Anordnung der orientalischen Heerfahrt festsetzte. Aber dem Kreuzzug selbst mußten noch zwei andere Dinge vorausgehen, die Krönung des Königs zum Kaiser, und — für den möglichen Fall seines Todes im Orient — eine Festsetzung über seine Erbfolge. Diese aber hatte die größte Schwierigkeit darin, daß die Union zwischen Sicilien und dem Reiche, wie wir wissen, vertragsmäßig aufgegeben war. Noch 1216 war mit dem römischen Stuhle näher vereinbart worden, bei seiner Krönung solle Friedrich seinen Sohn Heinrich der väterlichen Gewalt entlassen und bis zu dessen Mündigkeit eine selbständige Regierung in seinem Namen in Sicilien errichten. Friedrich hielt es nun für vereinbar mit dieser Verpflichtung, daß er diesen seinen Sohn zu seinem demnächstigen Nachfolger im deutschen Reiche wählen ließ, wenn er nur festsetzte, daß Deutschland und Sicilien niemals wirklich miteinander vereinigt werden sollten. Die Fürsten, voran die geistlichen, eben damals mit jenen großen

Privilegien beschenkt, gingen ganz auf seinen Gedanken ein und wählten den achtjährigen Heinrich.

Anfangs setzte sich Papst Honorius allerdings dagegen, als aber Friedrich selbst in Rom ankam, hat er es nachgegeben, vorausgesetzt, daß die Trennung Neapels, das Friedrich als ein Lehen des römischen Stuhls und als Erbteil von seiner Mutter besaß, von dem deutschen Reich aufs neue festgesetzt würde, wie das dann geschah. Im November 1220 erfolgte hierauf die Krönung, bei der der Kaiser nur einen Tag in Rom verweilte; er versprach auf das bestimmteste, im Sommer 1221 nach dem Orient abzugehen. Der Papst hielt das für dringend notwendig. Zugleich aber wußte ihn Friedrich, wie berührt, durch neue Konzessionen an das kirchliche Interesse noch mehr zu begütigen. Er bewirkte dann in der That, daß eine Anzahl einzelner Unterstützungen nach Ägypten abging, während er selbst die Ordnung seines sicilianischen Erbreiches in die Hand nahm. In Rom war man nicht ganz unzufrieden damit: der päpstliche Legat Pelagius, welcher in Ägypten kommandierte, sich jedoch dabei ebenso übereifrig benahm, wie vordem in Konstantinopel, scheint selbst gewünscht zu haben, daß der Kaiser ihm nicht etwa die Ehre des Unternehmens schmälere. Er rückte im Delta vor, wurde aber geschlagen. Damiette mußte darauf im September 1221 wieder aufgegeben werden: der große, so rühmlich begonnene Kreuzzug hatte nichts dauerndes zustande gebracht. Sehr menschlich, daß man dann in dem Ausbleiben des Kaisers eine Hauptursache der erlittenen Niederlage sah, wiewohl man seine Ankunft nicht hatte abwarten wollen.

Mittlerweile war Friedrich vollauf mit der Reorganisation der seit dem Tode seines Vaters fast anarchisch zerrütteten Lande von Neapel und Sicilien beschäftigt, wobei er das höchste Talent an den Tag legte. Er führte dort eine so kräftig centralisierte Regierung ein, wie nur irgend eine im Mittelalter erscheint. Er gehört zu den ersten Herrschern, welche auch merkantile und überhaupt nationalökonomische Gesichtspunkte zu fassen verstanden. An kleinen Konflikten mit dem Papsttum konnte es dabei nicht fehlen. Die Unterthanen klagten bei dem römischen Stuhl über Bedrückungen, die ihnen zugefügt würden; Friedrich wiederum hatte sich über kirchliche Übergriffe zu beschweren, die er vom monarchischen Standpunkt aus nicht dulden wollte. Allein Honorius zeigte sich auch jetzt gefügig und geduldig. Sicilien schien doch auch deshalb einer festen Staatseinrichtung besonders würdig zu sein, weil es für einen mit nachhaltiger Kraft auszuführenden Kreuzzug ohne Zweifel die beste Basis abgab. Im Jahre 1223 kamen Papst und Kaiser aufs neue in Ferentino zusammen. Der Kaiser, dessen Gemahlin, Konstanze von Aragon, soeben gestorben war, bedurfte zur ruhigen Verwaltung seines Erbreichs schlechterdings noch eine längere Frist; sie wurde ihm bis 1225 gestattet. Auch dann aber war ihm die Erfüllung seines Gelübdes nicht möglich. Noch einmal verschaffte ihm Hermann von Salza, der Hochmeister des deutschen Ordens und als solcher der berufenste Vermittler zwischen beiden

Gewalten, den erwünschten Aufschub. In dem Vertrage zu St. Germano von 1225 gelobte der Kaiser, im August 1227 mit 1000 Reitern selbst ins Morgenland hinüberzugehen und Schiffe für die Überfahrt von 2000 Streitern bereit zu halten; wo nicht, so wird er der Exkommunikation verfallen, die für diesen Zweck schon jetzt über ihn ausgesprochen wird. Friedrich empfing überdies noch einen persönlichen Impuls, indem er sich im November 1225 zu Brindisi auf Betrieb des Papstes mit Isabella, der Erbin der Titularkrone von Jerusalem — ihre Mutter war eine Tochter Konrads von Montferrat gewesen — vermählte. Isabella war bereits unter Ausschluß ihres Vaters, Johann von Brienne, in Tyrus selbst zur Königin gewählt worden. Friedrich sollte offenbar durch seine Verbindung mit ihr zum König von Jerusalem werden. Und wirklich ließ er am Hochzeitstage den Schwiegervater allen Rechten entsagen; die syrischen Großen leisteten dem Kaiser als ihrem Landesherrn Huldigung.

So wie nun aber Friedrich sich in Sicilien befestigt sah, wandte er seine Augen auf Oberitalien. Otto IV. hatte sich mit den italienischen Städten gut zu stellen gewußt. Dadurch besonders war es dem jungen Friedrich 1212 so schwer geworden, nach Deutschland durchzukommen. War hier noch eine Erinnerung an die großen Dienste, welche Heinrich der Löwe den Lombarden durch seine Unthätigkeit geleistet hatte, übrig? Knüpfte sich etwa hieran der Name der Guelfen, oder doch, wenn er wirklich zuerst in Florenz gebraucht worden ist, seine Verbreitung? Auch nach der Schlacht von Bouvines hielten sie, wenigstens zum Teil, an Otto IV. fest, sie haben seine Restitution im Laterankonzil von 1215 gefordert; es waren Mailand und die mit ihm verbündeten Städte, Alessandria, Piacenza, Brescia, Padua, Treviso. Für Friedrich dagegen erklärte sich Cremona, mit dem Pavia, Verona und Mantua, ferner Parma und Bologna einverstanden waren. Ghibellinisch war ferner der hohe Adel, die Montferrats und die Ezzelini da Romano. Immerhin bleibt es fraglich, inwiefern schon damals diese Gegensätze in großem Stile ausgebildet waren oder hinter den besonderen Fehden der Städte zurücktraten. Friedrich II. nun war nach und nach mit den Lombarden über die Ausführung des Friedens von Konstanz in Streitigkeiten geraten. Es hatte sich ein faktischer Zustand weit größerer Freiheit festgesetzt. Der Kaiser dachte aber jetzt sein Recht vollkommen geltend zu machen. Er schien den Streit im Jahre 1226 mit den Waffen ausfechten zu wollen. Er sammelte ein Heer in Neapel.

Da ist nun im Gegensatz zu ihm 1226 in dem Kloster St. Zeno zu Mosio der alte Bund der Lombarden, von dem eben Friedrich II. nichts hören wollte, erneuert worden. Man vereinigte sich zu einer Art von Staat unter einem Rektor, durch den jede Streitigkeit geschlichtet werden sollte. Man verpflichtete sich zu gegenseitiger Verteidigung; alle Männer vom vierzehnten bis siebzigsten Jahre sollten dazu verbunden sein. Sie wollten die Deutschen nicht mehr als 1200 Mann stark in Italien einrücken lassen, und

gegen das Aussprechen der Reichsacht, wenn sich der Kaiser in Ober- oder in Mittelitalien aufhalte, gesichert sein. Wie hätte Friedrich sich eine solche, gewissermaßen souveräne Aufstellung gefallen lassen sollen? Er rückte heran, war aber zu schwach, um allein etwas auszurichten; die aus Deutschland heranziehenden Zuzüge aber wurden von den Städten an den Klausen von Trient zurückgehalten. Wohl sprach er dann auf einem Reichstag zu Borgo St. Donnino die Acht über die Rebellen aus, erklärte ihren Bund für aufgelöst und ihre Privilegien für verfallen. Da er indes diese Urteile zu vollstrecken außer stande war, so nahm er nicht ungern die Vermittelung des Papstes an, der zwar die Aufhebung der erlassenen Strafedikte forderte, auf der anderen Seite jedoch auch den Lombarden die Pflicht auferlegte, den Kreuzzug des Kaisers zu unterstützen.

Man sieht, diese Idee schwebt eigentlich über allem. Sie war bisher dem Kaiser sehr förderlich gewesen: erst in Deutschland gegen die Welfen und zur Erhebung seines Sohnes zum Nachfolger, sodann zur Kaiserkrönung selbst, welche an seine Verpflichtung geknüpft war, zur Begründung der monarchischen Gewalt in Neapel und Sicilien, zum Austrag mit den Lombarden. Überdies war ihm durch jene Ehe die Aussicht auf persönlichen Gewinn bei dem Unternehmen selbst eröffnet worden. Die Stunde schien nah, wo Honorius III. die Frucht so vieler Nachgiebigkeit endlich ernten sollte: da starb dieser Papst im März 1227. Zu seinem Nachfolger ward ein durchaus anders gearteter Mann erwählt, Gregor IX. (1227—1241), ein Verwandter Innocenz' III., zu dessen vornehmsten Werkzeugen er gehört hatte. Er stand bereits im höchsten Greisenalter, wenn es wahr ist, daß er bei seinem Tode fast hundert Jahre zählte; aber um so stärker und feuriger hielt er an den Ideen fest, die er einmal ergriffen hatte; er war nicht frei von Leidenschaft, doch vor allem mit seltener Thatkraft ausgerüstet. Er wollte von keiner längeren Verzögerung der so lange schon betriebenen, schon einmal begonnenen, aber wieder unterbrochenen Kreuzfahrt hören. Er erneuerte die Strafen, welche den säumigen Kreuzfahrern von der Kirche auferlegt wurden; denn so sehr hatte sich die Stimmung schon verändert: was ursprünglich ein enthusiastischer Impuls gewesen war, wurde nun eine Pflicht; nicht sowohl eine militärische, als eine religiöse.

Diesmal schien es denn auch dem Kaiser voller Ernst zu sein, sich der alten, doch auch vielfach lästigen Verbindlichkeit zu entledigen. Eine große Menge von Kreuzfahrern sammelte sich in Apulien, vornehmlich aus Deutschland, aber sie wurden von einer verderblichen Krankheit heimgesucht. Der Kaiser selbst begab sich in Brindisi zur See, aber auch er wurde von der Seuche befallen und sah sich genötigt, wieder ans Land zu gehen und zurückzubleiben. Aber Papst Gregor IX. wollte an die Wahrheit dieser Entschuldigung nicht glauben. Nach dem Wortlaut der früheren Abkunft, die keiner Hinderungsgründe Erwähnung gethan hatte, sprach er im November

1227, in der Tiefe seiner Seele ergrimmt, den Bannfluch über Friedrich II. aus. Ich lege nicht viel Wert auf die Erklärungen des einen gegen den anderen. Zieht man die wirkliche Sachlage in Erwägung, so darf man wohl sagen: die jetzige Frage zwischen Kaiser und Papst war die Initiative in der Kreuzzugsunternehmung. Der Kaiser fand einen Grund, sich der päpstlichen Bestimmung nicht zu fügen. Am Gründonnerstag 1228 wiederholte der Papst seinen Ausspruch. Er befahl der Geistlichkeit des sicilischen Reichs, die Orte, wo der Kaiser sich aufhalte, mit dem Interdikt zu belegen. Der Kaiser erklärte der Geistlichkeit, daß er ihr ihre Güter entreißen werde, wenn sie es thäte. Aufs neue erhob sich der Streit zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt. Der Papst ward durch die mit dem Kaiser einverstandene Bürgerschaft aus Rom verjagt. Der Kaiser nahm die Mathildischen Erbgüter in Besitz. Aber zugleich hielt er nun den Augenblick für gekommen, seinen Zug zu unternehmen, für den ihm der Papst den Segen verweigerte. Es ist, als habe er sich von dieser Rücksicht erst ganz emancipieren wollen. Sein Kreuzzug ward nun ganz ein kaiserlicher Gedanke; die Idee Friedrichs I. und Heinrichs VI. lebte in Friedrich II. wieder auf. Der weltliche Grundzug in der Expedition des letzteren ward jedoch noch durch das dynastische Moment erhöht. Eben jetzt, im April 1228, war Friedrichs Gemahlin Isabella mit einem Sohne, Konrad, niedergekommen, dessen Erbrecht auf das Königreich Jerusalem über jeden Zweifel erhaben war. Den eigentümlichsten Charakter endlich empfing der Kreuzzug Friedrichs II. durch den Umstand, daß er von einem mit dem Banne belegten Fürsten unternommen ward.

Im Juli 1228 landete er in Cypern, wo schon Heinrich VI. als Oberlehnsherr aufgetreten war. Nicht ohne Gewalt brachte Friedrich die Regentschaft für den minderjährigen König in seine Hände. Er setzte seine Kastellane und Vögte in die festen Schlösser. Im September 1228 landete er in Accon. Die Geistlichkeit versagte ihm den Friedenskuß, weil er ein Gebannter war; aber alles Volk war doch hocherfreut, daß er gekommen, und schloß sich ihm eifrig an. Die Moslimen erschraken über die Ankunft des Königs der Fürsten. Seine Begleitung war nicht so stark, um zu einem großen Angriff zu schreiten. Dagegen lagen aber die politischen Verhältnisse günstiger, als je seit dem Auftreten Saladins. Nach dem Tode des großen Sultans war nämlich sein Haus von stetem Unfrieden erfüllt; schon der vorübergehende Erfolg der Christen gegen Damiette beruhte auf diesem Zwist der Ejubiden. Auch hernach war zwischen dem Sultan von Ägypten und El Kamil und dem Sultan von Damaskus Moazzam neuer Hader ausgebrochen. Dieser hatte sich mit den Chowaresmiern vereinigt, jener hatte sich dagegen schon von fernher selbst an Kaiser Friedrich gewendet und ihm seinerseits versprochen, ihm das syrische Küstenland, Saladins Eroberung, zurückzugeben. Jetzt war Moazzam gestorben, doch über seine Hinterlassenschaft kam es abermals zu Streitigkeiten. Sein Sohn

David setzte den Widerstand gegen El Kamil fort, und dieser war auch fortan genötigt, sich an Friedrich zu halten. Es war eine Situation, für das christliche Interesse so günstig, wie zu den Zeiten des ersten Kreuzzuges.

Man begreift es, daß Friedrich seine Fahrt erst hatte antreten wollen, als er infolge dieser Lage der Dinge erwarten konnte, etwas auszurichten. Ein bloßer geistlicher Impuls war niemals in ihm. Daraus erwuchs ihm aber nun die Schwierigkeit, daß er an dem Legaten des Papstes einen Widersacher fand. Die Meister der Templer und Johanniter zögerten, sich ihm anzuschließen; sie wollten keinen Befehl vom Kaiser annehmen. Friedrich mußte einwilligen, daß seine Befehle im Namen Gottes und der Christenheit ausgefertigt wurden. Nur so wurde es möglich, daß man nach Joppe zog und daselbst eine Burg baute. Doch sollen die beiden Ritterorden noch später den Anschlag gemacht haben, ihn dem Feinde zu verraten. Da mag dann die Ritterschaft des deutschen Ordens, die unter ihrem Meister Hermann von Salza treu zu dem Kaiser hielt, ihm besonders unentbehrlich geworden sein. Hauptsächlich aber: er stand mit den Moslimen selbst in enger Verbindung. Kamil gab ihm von der beasichtigten Verräterei Nachricht. In Joppe besuchten Friedrich die Emire Schamseddin und Fahreddin, die mit ihm über philosophische und mathematische Wissenschaften sprachen und den Scharfsinn seiner Fragen oft bewunderten. Es erfüllte sie mit Genugthuung, daß die sicilischen Saracenen mitten im Lager in ihren Religionsübungen nicht gestört wurden.

Ohne Zweifel gehörte dies dazu, um die Saracenen zu einer Nachgiebigkeit zu vermögen. Kamil war jedoch überdies durch das Verhältnis zu dem Sultan von Damaskus dazu bewogen, welchem Jerusalem so wie so entrissen werden sollte. Er trat außer dem Küstenstrich auch Jerusalem selbst mit Nazareth und Bethlehem am 11. Februar 1229 an Friedrich ab; doch mit der Bedingung, daß auch die Mohammedaner in der Moschee Omars anbeten dürften, was den orthodoxen Ideen des Abendlandes allerdings vollkommen widersprach. Die syrischen Barone waren nichtsdestoweniger zufrieden; die beiden älteren Ritterorden jedoch und der päpstliche Legat waren es nicht. Ohne Rücksicht auf sie beschwur der Kaiser den Vertrag, der ihm und der christlichen Sache Vorteile gewährte, die unter den damaligen Umständen durch Gewalt der Waffen nicht zu erreichen gewesen wären. Besonders die Deutschen hielten auch jetzt zu Friedrich; sie waren glücklich, nach Jerusalem wallfahrten zu können. Auch der Kaiser ging dahin; aber als Exkommunizierter. Christlichen Gottesdienst durfte er nicht halten lassen. Allein am andern Morgen erschien er in der Kirche des heiligen Grabes, schritt zum Altar, ergriff die goldene Krone und setzte sie sich aufs Haupt. Er befahl noch die Herstellung der Mauern von Jerusalem; im Mai 1229 segelte er von Ptolemais ab, nach seinem sicilischen Reiche.

Er kam, um den Krieg mit dem Papste auszufechten. Gregor IX. hatte, während der Kaiser im Morgenlande verweilte, einen Bund mit den Lombarden geschlossen und, allerdings durch kaiserliche Statthalter gereizt, Neapel angreifen lassen. Der Papst sagt selbst in einem späteren Schreiben, er habe damit die Sache der Lombarden geführt. Nun aber griff Friedrich selbst, nachdem er mit großer Raschheit aus Syrien zurückgekehrt war, mit seinem geübten Heere die päpstlichen Söldner unter Kardinal Pelagius an (September 1229). Der Papst fand bei den Lombarden nicht die Hülfe, die er erwartete. Er suchte Deutschland in Bewegung zu setzen, jedoch gelang es ihm nicht. Der Kaiser hatte ein großes Heer von Italienern, Deutschen und selbst Saracenen; er nahm Neapel wieder ein und drohte, in den Kirchenstaat vorzudringen. Unter diesen Umständen entschloß sich der Papst, ihn wieder vom Banne zu lösen. Unter der Vermittelung Hermanns von Salza kam zu St. Germano im August 1230 ein Friede zustande, der freilich noch viel zu wünschen übrig ließ, aber doch dadurch eine gewisse Dauer erhielt, daß Gregor selbst mit den Römern in einen ähnlichen Zwiespalt geraten war, wie der Kaiser mit den Lombarden. Friedrich versprach in dem Vertrage, die der Kirche und den beiden Ritterorden entrissenen Güter wieder herauszugeben; auch zu einer Reihe anderer geistlicher Zugeständnisse hat er sich bequemt.

Der Sieger gab dem Besiegten nach, aber gesiegt hatte er doch. Das Gleichgewicht zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, das bei seinem ersten Auftreten zu Gunsten der geistlichen Macht zerstört worden war, wurde wiederhergestellt. Friedrich II. wäre an sich sehr geneigt gewesen, es bei diesem Zustande bewenden zu lassen. Wie er bisher die geistlichen Interessen, soweit sie nicht mit seinen eigenen zusammenstießen, bereitwillig gefördert hatte, so zeigte er sich auch jetzt durchaus nicht als absoluter Feind der Kirche. Sein Bestreben war vielmehr, in Verbindung mit dem Papsttum seiner noch übrigen Gegner, vor allem der Lombarden Herr zu werden. Soviel ist gewiß, daß der Bund der oberitalienischen Städte einen Staat im Staate bildete; sehr natürlich daher, daß der Kaiser das Verlangen, ihn aufzulösen und die Städte zum Gehorsam zurückzuführen, nicht fahren ließ. Aber lange Zeit kam er damit nicht von der Stelle. Im Jahre 1232 versammelte er einen großen Reichstag in Ravenna, den jedoch die Städte nicht beschickten. Auch von Deutschland her erhielt Friedrich in diesem Augenblick keinen genügenden Beistand, so daß ihm vor der Hand nichts übrig blieb, als sich abermals der Vermittelung des römischen Stuhls zu bedienen. Gregor IX. übernahm es, den Kaiser mit den Lombarden auszusöhnen; allein, wie man erachten kann, fiel sein Richterspruch im allgemeinen sehr zu Gunsten seiner alten Verbündeten aus; Friedrich mochte ihn nicht annehmen. Auch der Papst konnte dann freilich die Sache der Städte nicht offen begünstigen, da ihm der Kaiser wider seine Römer zu Hülfe ziehen mußte, wie einst Friedrich I. So blieb die Angelegenheit wiederum in der Schwebe, bis die Ereignisse in

Deutschland Friedrich in den Stand setzten, mit eigener Kraft auch in Oberitalien entscheidend einzugreifen.

Schon längst war ein Mißverhältnis zwischen Friedrich und seinem Sohn Heinrich, der in Deutschland an seiner Statt als König waltete, zu erkennen. Man hat damals behauptet, es sei daher entsprungen, daß der Kaiser seinen anderen Sohn, Konrad, mehr begünstigt habe. Der wahre Grund war indes ohne Zweifel, daß Heinrich VII. in jenen ersten Pakten mit dem Papsttum Selbständigkeit in einem der beiden Reiche zugesagt worden war. Da ihm nun Neapel nicht abgetreten wurde, so nahm er diese Selbständigkeit um so mehr im deutschen Reiche in Anspruch. Ein anderes Moment war wohl, daß die Regierung des jungen Königs nicht von den allgemeinen Beziehungen des Kaisers abhängen wollte. Sie wetteiferten gleichsam, wie wir bereits erzählten, die Fürsten für sich zu gewinnen. In Deutschland vollzogen sich eben damals die Ketzergerichte, durch welche sich Konrad von Marburg einen düsteren Namen bereitet hat. Dem Sinne des Kaisers entsprach es, diesen Tendenzen nachzugeben; sein Sohn, König Heinrich, war nicht dafür. Heinrich trat ferner mit den Städten in Verbindung im Gegensatz gegen seinen Vater. Wenn Friedrich damals freundliche Beziehungen mit England anknüpfte, so suchte der Sohn sich an Ludwig IX. von Frankreich zu halten.

Eine sehr merkwürdige Haltung nach innen und außen, die Heinrich einnahm: allein der vereinigten Macht des Papstes und des Kaisers konnte er nicht widerstehen. Welch ein Verhältnis zwischen ihnen war, ergiebt sich daraus, daß Heinrich zuläßt und Friedrich fordert, daß einige Fürsten, welche die Vermittelung übernommen, sich zugleich verpflichten, wenn Heinrich von dem Kaiser abfalle, alsdann diesem nicht zu gehorchen. Als dann Heinrich wirklich offenen Abfall versuchte, verließen ihn die Fürsten in der That. Im Jahre 1235 erschien Friedrich diesseit der Alpen und ward des Sohnes um so leichter Meister, als er auch die Autorität des Papstes noch für sich hatte. Er hielt eine große Reichskurie zu Mainz, in welcher er einen umfassenden, lange als Muster geltenden Landfrieden verkündigte, dessen Urkunde zugleich in der Landessprache veröffentlicht ward. Im Gefühl seiner Stärke schloß er einen definitiven Austrag mit den Welfen, indem er den noch übrigen Enkel Heinrichs des Löwen, Otto, zum Herzog von Braunschweig-Lüneburg erhob. Den Herzog Friedrich von Österreich, der sich seinen Geboten nicht fügen wollte, warf er 1237 in einem kurzen Feldzug über den Haufen; er faßte den Gedanken, Österreich zum Reichsland, Wien zur Reichsstadt zu machen. Zum Nachfolger des gestürzten Heinrich VII., der nach Apulien gebracht wurde, wo er in der Gefangenschaft gestorben ist, ließ der Kaiser seinen jüngeren Sohn Konrad durch die Wahl der Fürsten einsetzen. So in Deutschland nach allen Seiten glücklich und triumphierend, beschloß er, mit der lombardischen Rebellion ein Ende zu machen. Merkwürdig sind die Erklärungen, die er bei diesem Anlaß über seinen Beruf abgiebt. Das

Reich ist nach ihm dazu da, den Frieden der Völker zu erhalten und die Kirche vor Verletzungen und vor dem Unglauben der Häretiker zu bewahren. Ihm hat Gott Deutschland, Sicilien und Italien verliehen; jedoch sei eben die Mitte des Reiches, Italien, noch in tiefster Verwirrung; er muß diesen Ungehorsam besiegen. Hernach will er nach dem Rate der Italiener wie der Deutschen dem heiligen Lande neue Hülfe bringen, das alsdann zu einer großen Fülle von Glück gelangen solle. Er hofft, in Piacenza, wohin er die Abgeordneten der Städte entbietet, auch die Repräsentanten der verschiedenen europäischen Reiche um sich zu sehen.

Dem Kriege, den Friedrich im Herbst 1237 aufs ernstlichste selbst eröffnete, waren schon einige Kämpfe im östlichen Oberitalien vorausgegangen, in denen der eifrigste Parteigänger des Kaisers, Ezzelin da Romano Vicenza, Padua und Treviso, sowie den Führer des dortigen Widerstandes, den Markgrafen Azzo von Este zur Unterwerfung brachte. Der Kaiser hatte in seinem Heere außer den Deutschen, die nicht eben sehr zahlreich erschienen waren, und den ghibellinisch gesinnten Lombarden von Parma, Reggio und Modena 10000 Saracenen aus seinem sicilischen Königreich, auf denen die Stärke seiner Rüstung vornehmlich beruhte. Ihnen ergab sich im Oktober Mantua auf günstige Bedingungen. Dann rückte Friedrich in das Gebiet von Brescia vor, wo er eine feste Burg nach der anderen einnahm. Um Brescia selbst zu schützen, vereinigten sich die lombardischen Scharen von Mailand, Piacenza, Crema, Lodi, Alessandria und lagerten sich am Oglio. Eine Zeit lang standen die beiden Lager einander gegenüber. Dann brauchte Friedrich die List, sich zurückzuziehen und scheinbar sein Heer aufzulösen. Als die Italiener sich dadurch bestimmen ließen, ihr Lager zu verlassen, griff er sie am 27. November 1237 bei Cortenuova an und schlug sie völlig. Das Caroccio, der Wagen, auf welchem die Feinde ihre große Fahne mit sich führten, ward erobert. Im Momente des Sieges war Bergamo zu ihm übergegangen; jetzt machte selbst Mailand den Antrag, ihn unter gewissen Bedingungen als Herrn anzuerkennen.

Rein politisch betrachtet, war das wohl der wichtigste Moment im Leben Kaiser Friedrichs II. Cortenuova erscheint als die Umkehr von Legnano: was dem Großvater das Geschick versagt, war dem Enkel glänzend zugefallen. Es kam darauf an, ob er sein Glück durch weise Mäßigung für immer zu zu befestigen verstehen werde. So verhält es sich nun nicht, daß er Unterwerfung auf Gnade und Ungnade gefordert hätte, wie man oft gesagt hat. Aber wenn er die Jurisdiktion in dem Umfange für sich verlangte, wie sie ein König in jeder Stadt besitzen sollte — so daß er einen Capitan gesetzt haben würde, um sie auszuüben — so waren die Mailänder nach fast hundertjährigem Kampf um die Freiheit der inneren Selbstregierung nicht geneigt, das anzunehmen. Ein anderer Streitpunkt war, daß die Mailänder für die zu treffende Übereinkunft eine Garantie des Papstes zu haben wünschten, der Kaiser sie dagegen bloß durch die deutschen Fürsten versichern wollte.

Genug, man verständigte sich nicht. Dann aber mußte der Krieg fortgesetzt werden. Der Kaiser wandte sich im folgenden Jahr aufs neue gegen Brescia. Aber wenn er im Felde die Oberhand behielt, so war er doch nicht so geschickt, die festen Städte zu erobern. Vor Brescia scheiterten seine Belagerungswerkzeuge; er mußte es im November 1238 verlassen. So wußte sich auch Alessandria zu verteidigen.

Ich will keineswegs sagen, daß Friedrich hier vollkommen Recht hatte. Den Sieg zu erfechten, war ihm gelungen, aber ihn recht zu benutzen verstand er nicht. Die Besonnenheit, die Friedrich I. gerade nach seiner Niederlage an den Tag gelegt, wodurch er dann noch spät zu unerwarteten Erfolgen gelangt war: der Enkel, der sie in anderen Lebenslagen häufig bewährt, ließ sie jetzt im Gefühl des errungenen Triumphes vermissen. Und so geschah es, daß diese Städte, die in der Mitte der streitenden höchsten Gewalten, des Reichs und der Kirche, dem plebejischen Element zuerst Raum in der Welt verschafft hatten, es auch diesem großen Anführer gegenüber zu behaupten wußten. Venedig war antikaiserlich; auch Genua weigerte sich jetzt, dem Kaiser den Eid der Treue zu leisten. Freilich kam ihnen jetzt keine Spaltung in Deutschland zu Hülfe; von dem Reiche her war eine sehr stattliche Macht vor Brescia erschienen. Wohl aber ereignete es sich, daß das Papsttum aufs neue gegen den Kaiser Partei ergriff.

Mannigfaltige Anklagen, z. B. über die Behandlung der sicilianischen Kirche, waren vorlängst gewechselt worden. Einen anderen Streitpunkt bildeten die beiden Ritterorden, welche als besondere Gegner des Kaisers erscheinen. Das wichtigste Moment aber betrifft die Insel Sardinien, über welche ein alter Streit zwischen Reich und Kirche obwaltete. Kaiser Friedrich I. hatte dort einen einheimischen König eingesetzt, Heinrich VI. soll die kaiserliche Oberherrlichkeit durch eine Flotte behauptet haben. Allein Innocenz III. hatte die Herrschaft der Kirche hergestellt, die verschiedenen Gewalten der Insel, als Judikate bezeichnet, erkannten die päpstliche Hoheit an. Eben damals aber reichte nun die Erbin des Judikates von Torre, Adelasia, Witwe eines Visconti, gegen den Willen des Papstes ihre Hand dem natürlichen Sohne Friedrichs, Enzio. Dieser wurde dann von seinem Vater zum Ritter geschlagen und nahm den Titel eines Königs von Sardinien an. Friedrich machte, wie einst Otto IV., kein Hehl daraus, daß er alle Rechte, die das Reich jemals besessen, wiederherstellen wolle.

Papst Gregor IX., auch sonst erschrocken über die gewaltigen Erfolge des Kaisers, wollte das nicht dulden. Er schloß im November 1238 mit Genua und Venedig einen Vertrag auf neun Jahre, in welchem die Städte versprachen, kein Bündnis mit dem Kaiser abzuschließen, ohne Einwilligung des Papstes. Aus diesen Unterhandlungen ergab sich, was bevorstand. Der Papst erklärte im voraus, er werde Gewalt mit Gewalt erwidern. Am Gründonnerstag 1239 wurde Friedrich II. von Gregor IX. aufs neue exkommuniziert. Unter allen den Gründen, die dafür angeführt werden, er-

scheint auch der Verdacht, daß er über die katholische Kirche nicht rechtgläubig denke. Der Kaiser antwortete mit einer Gegenerklärung. Ihm, dem Papst, gab er Schuld, daß Jerusalem keine Hülfe bekomme. Der Papst beschütze Ketzer, wenn diese wider den Kaiser seien. Ohne sich auch nur mit den Kardinälen zu beraten, sitze er einsam in seiner Kammer bindend und lösend, wie ein Kaufmann die Wage in der Hand — ich verstehe: je nach seinem Vorteil. Keiner anderen Schuld sei er selber sich bewußt, als daß er es verschmäht habe, seinen Sohn Enzio mit einer Nichte Gregors zu vermählen. In jedem Sinne bestreitet er ihm das Recht zu solcher Exkommunikation. Der Papst replizierte: er behauptete nicht allein dieses Recht, sondern er kam nun auch auf das Verhältnis des Kaisers zu den Mohammedanern zurück; ja mehr noch: Friedrich habe gesagt, die Welt sei von drei Schwindlern, Moses, Jesus und Mohammed betrogen worden. Die übernatürliche Geburt Christi leugne er, weil man nicht glauben dürfe, was nicht mit der Natur übereinstimme. Der Kaiser versicherte, Worte dieser Art seien nie über seine Lippen gekommen. Er legte ein feierliches Glaubensbekenntnis über den Sohn Gottes ab; Moses erklärte er für den Vertreter und Freund Gottes, Mohammed verwirft er: sein Leib schwebe in der Luft, von Teufeln zerrissen.

Genug: die beiden Gewalten trafen nach einem Jahrzehnt des Friedens noch einmal heftiger als je, mit unerhörten Vorwürfen, welche die Anhänger des Kaisers auch gegen die persönliche Lebenshaltung des Papstes richteten, kurzum, man muß sagen; in bitterstem Haß aufeinander. Im Kampfe der Waffen hatte der Kaiser das Übergewicht. In Oberitalien gewann er Montferrat und Alessandria; in Toscana schlossen sich alle alten ghibellinischen Städte an ihn an; wie denn gerade damals, im Anschluß an die heimischen Spaltungen, die umfassenden Parteien der Guelfen und Ghibellinen sich als Pars Ecclesiae und Pars Imperii im großen ausbildeten. Friedrich drang sodann im Kirchenstaat vor und nahm Viterbo; so nahe an Rom erklärte er seine Absicht, alle Reichslehen wieder vom Papst zurückzufordern. Den Römern versprach er, sie an den Ehren des Reichs wieder teilnehmen zu lassen, sie als Prokonsuln in die Provinzen zu senden; sie sollen ihm nur an ihrem Teile helfen, dem siegreichen Adler des Imperiums den triumphalen Lorbeer zurückzugeben. Aber auch der Papst hielt fest an seiner Idee. Bei einer großen Prozession legte er seine päpstliche Tiara auf die Reliquien der Heiligen und forderte diese auf, ihre Stadt zu verteidigen, welche die Römer nicht verteidigen wollten. Die Römer waren dann alle wieder für ihn und drängten sich, seinen Ablaß zu empfangen. Das war doch überhaupt noch das überwiegende Gefühl in der Welt.

In Deutschland freilich zeigten sich zunächst ganz andere Erscheinungen. Welche Verhältnisse dort aus dem großen Streit entsprangen, sieht man aus den Akten Alberts des Böhmen, der als päpstlicher Nuntius im Reich er-

schien und über die Erzbischöfe und Bischöfe, welche größtenteils an dem Kaiser festhielten, den Bann aussprach. Sie traten sein Papier — denn er sei nur Archidiakonus und sie Bischöfe der Kirche — mit Füßen. Es kam zu einer allgemeinen Unruhe in der deutschen Kirche, in welcher der Nuntius eigentlich nur an dem Herzog von Bayern Unterstützung fand. Kaiser Friedrich ließ diesen Wittelsbacher, Otto II., daran erinnern, daß dessen Großvater von dem seinen in das Herzogtum eingesetzt worden sei; der Enkel des Kaisers könne dem Enkel des Herzogs das Herzogtum auch wieder entreißen. Der Papst hätte einen allgemeinen Abfall erwarten müssen, hätte er Albert den Böhmen nicht zurückgerufen.

Behauptete aber der Kaiser dergestalt durch die getroffenen Einrichtungen in Deutschland, durch die Waffen in Italien die Oberhand, so war das nicht der Fall mit den übrigen Ländern. Im Vertrauen darauf, daß sich die Stimme Europas für ihn erklären werde, berief der Papst ein Konzil. Allein der Kaiser sperrte nicht nur die nach Rom führenden Landstraßen; es gelang ihm 1241 auch, die genuesische Flotte, welche die zum Konzil herbeieilenden Prälaten, zumeist französische, beschützen sollte, zu nehmen; die gefangenen Prälaten ließ er nach Neapel bringen. Dem König Ludwig IX. von Frankreich, der sich darüber beschwerte, antwortete er mit dem Gleichnis: das Kaisertum verhalte sich zu den Fürsten, wie der Löwe im Tierreich. Er meinte die weltliche Gewalt in aller Namen zu repräsentieren und trotzte auf das Glück, das ihn bis jetzt in dem Kampfe gegen die geistliche Gewalt begleitet habe: durch Gottes Vorsehung leben und herrschen wir! Er schien in der That seinem Ziele nah. Auf der einen Seite griff die kaiserliche Flotte Genua an, auf der anderen hielt er den Papst in Rom belagert. Die Ghibellinen waren für ihn; sie meinten jetzt das Reich im Gegensatz gegen das Papsttum dort zu errichten. Noch gewaltiger als unter Heinrich VI. oder Otto IV., engte jetzt die territoriale Macht Friedrichs II., der auch die See beherrschte, den Papst ein.

Da starb Gregor IX., wie es heißt, beinahe hundert Jahr alt. Der Kaiser ließ es lange Zeit zu keiner neuen Wahl kommen. Der zuerst Gewählte, Cölestin II. starb nach vierzehn Tagen; auch die Kardinäle zögerten dann, so daß sich in den anderen Kirchen Unzufriedenheit regte und die französischen Prälaten drohten, sich ein eigenes Oberhaupt zu wählen, wofür sie ein angebliches Privilegium der heiligen Canones zu haben vorgaben. Endlich, im Juni 1243, wurde zu Anagni Sinibald Fiesco, aus den genuesischen Grafen von Lavagna, gewählt; er nannte sich Innocenz IV., nach Innocenz III., dessen durch Gregor IX. fortgesetztem Systeme er sich vollkommen anschloß. Er galt als der beste Erklärer der Bibel und der Dekretalen in jener Zeit. Friedrich sagt in einem seiner Briefe, er habe mit allen Kräften für seine Wahl gewirkt; ich zweifle nicht daran, obwohl der Brief aus späteren Tagen ist; er faßte Vertrauen zu ihm, weil er einer von den Edelleuten des Reiches sei; er, der Kaiser habe ihm Wohlwollen erwiesen mit

Wort und That. Daß Friedrich geradezu gesagt habe, er habe einen Freund an ihm verloren, kann nicht wohl sein. Aber er wollte ihn als Vater anerkennen und hoffte, als Sohn von ihm angenommen zu werden.

Allein der Papst konnte sich den bestehenden Zustand nicht gefallen lassen; er unternahm den Krieg wie Alexander, wie Innocenz III. Offenbar war jedoch seine Lage bei weitem ungünstiger als die Innocenz' III. Von der Macht des Kaisers war er rings umgeben, und wenn sich auch hier und da die Guelfen für ihn regten, so waren doch die Ghibellinen fast immer im Uebergewicht. Gleich die ersten gegenseitigen Eröffnungen des Kaisers und des Papstes sind voll von Zurückhaltung. Der Kaiser sagte jede Begünstigung zu: unbeschadet der Ehre und der Rechte des Reichs. Der Papst bot alle mögliche Genugthuung an; er will darüber einen allgemeinen Fürstentag zuzusammenrufen: vorbehalten jedoch die Sicherheit der Kirche und aller ihrer Anhänger. Die Annäherung wird durch die ihr beigefügten Vorbehalte wieder aufgehoben. Alles resümiert sich darin, daß der Papst die Freigebung der gefangenen Prälaten fordert, die der Kaiser für Rebellen erklärt hat.

Unter dem Eindruck des mongolischen Einbruchs in Mitteleuropa und der Einwirkung namentlich der Fürsten des Ostens kam es noch zu ernstlichen Annäherungen. Ein Friede wurde verhandelt, von beiden beschworen; allein man hatte sich darin zu Formeln geeinigt, in denen jeder Teil seinen Sinn sich vorbehielt, in Bezug auf die Lösung vom Bann und die Sache der lombardischen Städte. Der Kaiser wollte erst den Eid der Treue haben, ehe er die Gefangenen losgebe. Das waren die Getreuen der Kirche, die Rebellen des Kaisers. Das Papsttum wiederum hatte mit den Lombarden einen Bund, den es nicht wieder brechen konnte. Noch im Juni 1244 ward unterhandelt; der Kaiser wünschte eine Zusammenkunft mit dem Papst. Dieser aber trachtete vor allem persönlich frei zu werden. Er faßte den Entschluß, aus Italien zu entweichen. Dann erst konnte er das Übergewicht geltend machen, welches er über das Kaisertum besaß, nämlich die allgemeine und unbedingte Anerkennung von Europa.

Die Genuesen, seine Landsleute, hatten ihn auf das dringendste ersucht, bei seinem Frieden mit dem Kaiser sie und ihre Freunde darin aufzunehmen, alle ihre Rechte und Freiheiten zu garantieren. Der Papst antwortete darauf mit der Bitte, ihn mit einer Flotte, die nach Civitavecchia kommen sollte, aus dem Bereich der kaiserlichen Gewalt zu retten. Indem der Kaiser den Papst bei Rieti erwartete, begab sich dieser auf einem sehr beschwerlichen Ritt von Sutri nach Civitavecchia, wo 22 genuesische Fahrzeuge seiner harrten. Mit hoher Freude ward er in Genua empfangen. Der Strick ist zerrissen, sagte man, und wir sind frei! Aber auch in Genua mußte er von dem zu Lande und zur See mächtigen Kaiser eingeschlossen zu werden fürchten. Er war sehr krank. Zuerst getragen und halb sterbend, dann wieder imstande,

auf einem Maultier zu reiten, gelangte er nach Asti, wo er sich zu erkennen gab. Er nahm dann seinen Weg nach Lyon, das noch nicht zu Frankreich gehörte, sondern zu dem arelatischen Reiche, auf welches indes die kaiserliche Macht kaum mehr Einfluß übte. Dahin berief er nun ein großes Konzil.

Der Kampf, wie er von da ab maßlos entbrannte, war zugleich höchst persönlich und ganz allgemein. Unter den Vorwürfen der Ketzerei, welche Innocenz gegen Friedrich erhob, erscheint auch die Thatsache, daß der Kaiser seine Gemahlinnen durch Eunuchen bewachen lasse. Friedrich hat andererseits erklärt, er wolle den Papst auf das bitterste treffen in dem, was ihm das Liebste sei. Zugleich jedoch verteidigte der Kaiser theoretisch, um dem weltlichen Interesse noch einmal freie Bahn zu machen, die alte Lehre von der Trennung der beiden Schwerter, welche die Selbständigkeit der Staatsgewalt in sich schloß. Von einer solchen Trennung aber wollte Innocenz überhaupt nichts hören: das Verfahren des Kaisers habe sie unthunlich gemacht. Von jener Bibelstelle, auf die sich das Papsttum begründet, leitet er die unbedingte Oberhoheit desselben ab; die weltliche sowohl wie die geistliche Herrschaft — die himmlische drückt er sich aus — sei dem Papste anvertraut. Er war der Meinung, Christus habe auch eine weltliche Gewalt gegründet. Seine Anschauung bewegt sich durchaus in der Indentifizierung von Gott, Christentum, Kirche und Papsttum. Er kümmerte sich nicht um den Widerstand der weltlichen Fürsten. Er meinte: erst müsse er den großen Drachen zertreten, dann die kleineren Schlangen. Wir kommen auf diese seine Haltung, auf das Lyoner Konzil von 1245 und die Kämpfe der folgenden Jahre in Italien und Deutschland in einem späteren Abschnitt ausführlicher zurück; denn von diesen Dingen geht zugleich die Zukunft aus: Innocenz IV. nimmt innerhalb des hierarchischen Jahrhunderts in jedem Sinne die centrale Stellung ein. Hier sei nur soviel von alledem erwähnt, als erforderlich ist, um Friedrich II. bis an seinen Ausgang zu begleiten.

Das Konzil war nur mittelmäßig besucht. Auch der Kaiser hatte seinen Prokurator daselbst; aber dessen Einrede hatte wenig Wirkung auf den Papst. Am 17. Juli 1245 sprach dieser eine feierliche Exkommunikation über Friedrich aus. Er warf ihm vier Verbrechen vor: Meineid, Bruch des Friedens zwischen Kirche und Reich, Sacrilegium, Ketzerei. Zugleich mit ihm werden alle die exkommuniziert, welche ihm Rat oder Beistand leisten werden. Die deutschen Wähler werden ihm einen Nachfolger im Reich bestellen. Über Sicilien wird der Papst mit den Kardinälen verfügen. Zugleich in allen Teilen seiner Herrschaft griff der Papst so Friedrich an. Wohl hob auf dem Konzil der Prokurator des Kaisers, Thaddäus von Suessa, noch einmal die Tendenzen der weltlichen Gewalt hervor: für die Versprechungen des Kaisers zu Gunsten des heiligen Landes wollte er die Bürgschaft der Könige von England und von Frankreich beibringen; aber die geistliche Faktion behielt die Oberhand und bewirkte, daß die Absetzung Friedrichs von dem Konzil zum Beschluß

erhoben wurde. Als der Kaiser dies vernahm, was that er? Wagte er es, den Papst hinwider abzusetzen, wie Heinrich IV. und Friedrich I. gethan? Er ließ sich seine Kronen bringen, setzte eine derselben auf und rief aus: noch habe er sie auf, und niemand solle sie ihm entreißen! Es kam darauf an.

Der Papst hatte mächtige Verbündete an den beiden Bettelorden — denn auch die Dominicaner hatten sich nach dem Muster der Minoriten als Bettelorden konstituiert. Diese Mönche drangen gleichsam in alle Adern der Gesellschaft ein und machten dort die Motive des Glaubens für ihren Herrn geltend. Die Wirkung ließ nicht auf sich warten. Zuerst entstand eine Verschwörung in Neapel. Befreundete Diener des Kaisers, Pandulf von Fasanella und Jacob von Morra entflohen plötzlich von seinem Hofe. Eine neapolitanische Dame soll Friedrich den Verrat angezeigt haben. Ein Brief des Kaisers ist übrig, worin er seine Gegner des Einverständnisses mit dem Papst bezichtigt. Auch in Deutschland hatte diesmal die Exkommunikation gewaltig gewirkt. Der letzte Zuzug von dorther erschien bei Friedrich im Jahr 1238. Noch einmal 1245 findet sich dann eine Anzahl deutscher Fürsten an seinem Hofe. Jetzt aber erhob sich eine Gegenfaktion. Am 22. Mai 1246 ward auf Geheiß des Papstes Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen zum Gegenkönig gewählt, der frühere Pfleger Konrads und des Reiches. Indem der Kaiser nun mit italienischen Kräften über die Alpen gehen will, um seine Feinde zu Paaren zu treiben, erfährt er in Turin den Abfall von Parma. Hier war es der päpstlich guelfischen Partei im Juni 1247 gelungen, sich unter der Anführung eines Neffen des Papstes, eines Sanvitale, der sich an die Spitze der Ausgewanderten stellte, bei Gelegenheit eines glänzenden Hochzeitsfestes der Stadt zu bemächtigen. Der Kaiser machte die größten Anstrengungen, sie wieder zu erobern. Er legte ein Lager an, das einer Stadt gleich war und das er Vittoria nannte; aber die Parmesen verloren den Mut nicht. Im Februar 1248, im Augenblick der Abwesenheit des Kaisers, griffen sie sein Lager an, eroberten es und schlugen sein Heer.

Dieses Ereignis gab den Guelfen das Übergewicht. Alle Städte in der Ebene der Romagna, Imola, Faenza, Forli, traten zu ihrer Partei. Schon war auch Modena bedroht. Der natürliche Sohn Friedrichs, der junge Enzio, befehligte in diesen Gegenden die kaiserlichen Truppen, er eilte herbei, Modena zu retten. Er traf noch zu rechter Zeit ein, aber zu seinem Unglück. Er ging den Bolognesen, welche Modena bedrängten, bei Fossalta entgegen; aber die Modenesen hielten nicht Stand. In dem Kampfe ward Enzio gefangen. Der tapferste aller Söhne Friedrichs, sein besonderer Liebling, dem zu Gunsten er den Zorn des Papstes gereizt hatte, ward von den Bolognesen zu ewigem Gefängnis verurteilt (1249). Auch Modena mußte zu der Kirche übertreten. Friedrich sah sein Glück von sich weichen. Glückliches Asien, schrieb er an seinen Schwiegersohn Vatatzes, den griechischen Kaiser von Nicäa, beneidenswerte Fürsten des Ostens, die ihr das Schwert eurer Unterthanen und die Ränke der Priester nicht zu fürchten habt! Selbst

sein vertrautester Rat, der alles bei ihm vermochte, der Hofrichter Peter von Vinea, ward ihm mit Grund verdächtig, als sei er von seinen Feinden gegen ihn gewonnen. Zur Strafe geblendet, stieß Peter den Kopf mit solcher Wut gegen die Wand, daß er umkam.

Noch schien nicht alles für Friedrich verloren. In Deutschland fand seine Sache gegen Heinrich Raspe namentlich bei den Städten Unterstützung, denen der Kaiser — in später Erkenntnis eines gemeinsamen Interesses, denn auch in ihnen regte sich schon damals eine gewisse Opposition gegen das Papsttum — sich zuletzt wieder günstiger bezeigt hatte. Heinrich Raspe traf bei ihnen auf so bedeutenden Widerstand, daß er in seine Heimat zurückging, wo er 1247 an einer Wunde starb. Daß alsdann der Graf Wilhelm von Holland zum Gegenkönige gewählt wurde, machte im Grunde wenig aus: sich Gehorsam zu verschaffen, war er doch nicht vermögend. Allein der große Streit konnte doch nur entschieden werden, wo er entstanden war: in Oberitalien; denn die Macht Friedrichs II. beruhte nicht mehr, wie die seiner Vorfahren, auf Deutschland. Auch da nun errang der Kaiser gerade in seinem letzten Lebensjahre noch einige Erfolge; doch waren sie nicht erheblich genug, um die 1248 und 1249 erlittenen schweren Unfälle wieder auszugleichen. Noch mitten im Kampf, nicht gebeugt, aber zurückgedrängt, nicht völlig besiegt, aber unzweifelhaft überwunden starb Friedrich am 13. Dezember 1250 zu Firenzuola in Apulien; ohnfern von seiner saracenischen Kolonie in Lucera, die er einst aus Sicilien herübergeführt, die ihm seine äußeren Siege hatten erfechten helfen, aber im geistigen Streite mit der Kirche seinen Gegnern eine Waffe des Angriffs geliehen hatte.

Die Peripetie seines Lebens erscheint im Jahre 1238, als er vor Brescia unverriechteter Sache umkehren mußte: daran schloß sich jene zweite Exkommunikation durch Gregor IX., die er niemals wieder von sich abzuwerfen vermochte. Seine Katastrophe beruht vor allem auf der Verbindung der päpstlichen Gewalt mit den italienischen Städten. Diese aber hatte im 13. Jahrhundert ein anderes Resultat als im 12. Im 12. schloß Kaiser Friedrich I. einen besonderen Frieden mit dem Papste, einen anderen mit den Städten und erhielt von beiden erträgliche Bedingungen. Jetzt aber war der Papst den Vertrag eingegangen, keinen Frieden mit dem Kaiser zu schließen ohne die Städte. Innocenz IV. bemerkte mit Recht, daß hier der Kern der Frage liege. Sein Verhältnis zu Genua, seiner Vaterstadt, knüpft daran an. Die Genuesen forderten ihn, wie wir sahen, auf, ihre Rechte zu schützen. Er begiebt sich zu ihnen, um sich selbst zu retten. In Lyon bekommt er erst die volle Freiheit, die kirchlichen Prätentionen mit voller Energie auszusprechen. Auf diese gestützt, erringt er den Sieg.

In Italien geboren, war Friedrich doch germanisch blond. Auf dem Wege nach Deutschland hat man ihn einen Fluß, bis an die Hüften im Wasser, durchwaten sehen. Er war schön, von heiterer Sinnesweise und liebte einen vergnüglichen Genuß des Lebens. Ich will nicht wiederholen,

wie in der Berührung des morgenländischen und abendländischen Luxus die Sänger und Gaukler des Abendlandes mit saracenischen Tänzerinnen zusammentrafen. Das hatte aber zugleich Zusammenhang mit ernsten Studien. Mit den Tänzerinnen erscheinen die Schüler des Averroës am Hofe. Friedrich ließ den Ptolemäus und die Tiergeschichte des Aristoteles aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzen. Er selbst war ein großer Kenner der Natur. Es ist ein Buch von ihm übrig, über die Kunst mit Vögeln zu jagen, worin er die genaueste Kunde über Lebensweise, Nahrung u. s. w. der Vögel zeigt, so daß er als einer der größten Kenner dieses Teiles der Zoologie betrachtet werden muß, die je gelebt haben. In seinen Tiergärten waren Kamele, Leoparden und Tiger. Er war von einer an Peter den Großen erinnernden Neugier gegenüber den Prozessen der Natur erfüllt. Nicht unpassend erzählt man gerade von ihm die Sage vom Taucher. Der Sultan schenkte ihm ein Zelt, worin Sonne und Mond richtig auf- und untergingen. Er war wohl nicht frei von Sterndeuterei und anderen phantastischen Neigungen, aber ausgebildet, wie kein anderer im Kampfe des Lebens. Da ward in ihm nun freilich eine Sinnesweise entwickelt, welche sich den Lehren der Kirche nicht absolut unterordnete.

Sein Bild ist zuweilen nur ins schlimme gemalt worden. Er habe sich mit Saracenen umgeben, nach ihrer Weise einen Harem gehalten, er sei ungläubig und abergläubisch gewesen; im Umgang mit den Moslimen habe er sich über die christliche Religion lustig gemacht; er sei undankbar gegen seine Erzieher und Freunde gewesen. Trug nicht allein, sondern Tücke und Grausamkeit will man ihm nachweisen. Selbst die Verschwörungen gegen ihn wären nach dieser Ansicht wegen seiner Laster zu rechtfertigen. Ich bin weit entfernt, ihn rein waschen zu wollen, aber über solchen Vorwürfen verschwindet seine ganze Stellung. Er hatte den schwierigen Kampf mit einer Gewalt zu bestehen, welche die Welt beherrschte und von der er ursprünglich selbst erhoben worden war. Welch eine Aufgabe, die Rechte der weltlichen Gewalt geltend zu machen gegen einen Papst, der die Behauptung aufstellte, daß ihm selbst die weltliche wie die geistliche Gewalt gebühre! Friedrich hat ferner in den Kampf gegen den Orient eintreten müssen, nachdem die Energie der geistigen Gegensätze schon vorübergegangen und arabisches Wesen in die Kultur, vor allem seiner eigenen Heimat, eingedrungen war. Es ist unleugbar, daß er selbst die Zustände des orientalischen Fürstentums, welches von keiner geistlichen Gewalt gebunden war, oder die Situation im Bereich der griechischen Kirche den abendländischen Verhältnissen vorzog. Nachdem das Kaisertum voreinst die Summe der höchsten Gewalt an sich gebracht und solange besessen hatte, mußte es die höhere Autorität der Kirche anerkennen, wie sie in dem Recht der Exkommunikation zum Ausdruck kam; in geistlichen und weltlichen Befugnissen, vermischt wie sie nun einmal waren, ward es genötigt, einen Schritt zurückzutreten. Friedrichs I. ideale Pläne, Heinrichs VI. reale Bestrebungen zu einer Wiederherstellung waren gescheitert. Friedrich II. war von vornherein

in der Lage, die Sache der weltlichen Gewalt bloß zu verteidigen. Der Streit um das Reich Sicilien kam für ihn hinzu. Eigentlich an diesen süditalienischen Unternehmungen, die der erste Gedanke Ottos des Großen waren, die dann endlich Heinrich VI. — man muß sagen: zu spät — gelangen, hat sich das Kaisertum gleichsam verblutet.

Weltgeschichtlich ist Friedrich II. vor allem dadurch merkwürdig, daß die großen Geschicke sich unter ihm an der deutschen wie an der italienischen Nation vollzogen: die Emancipation der Fürsten in dem einen, die der Städte in dem anderen Lande. Jenes geschah durch die Vergabungen, zu denen Friedrich schritt, durch die Konstitutionen, die er in seinen Verlegenheiten gab, und die zuweilen weiter gingen, als eigentlich zu erwarten gewesen wäre. In Italien wollte er umgekehrt die Städte unter die Hoheit und die Einheit seines Staates zwingen: aber sie erwehrten sich seiner Absicht und erkämpften für sich die Freiheit, für ihr Land und Volk ein Gewühl allgemeiner Parteiung, noch reicher an Leben, aber auch an Zerrüttung, als in den deutschen Gebieten. In seinem welthistorischen Ringen mit dem Papsttum ist Friedrich II. zu positiven Ergebnissen allerdings nicht gelangt; aber als ein Vorspiel künftiger Dinge darf man sein Dichten und Trachten doch bezeichnen. Wir wollen seinen Spruch von den drei Betrügern dahingestellt sein lassen; aber das ist klar, daß er dahin gebracht ward, wohin weder Heinrich IV. noch Heinrich V., weder Friedrich I. noch Heinrich VI. zu bringen gewesen waren: nämlich zu einer innerlichen und idealen Opposition gegen den geistlichen Staat überhaupt. Man gab ihm schuld, er habe bewirken wollen, daß sowohl der Papst als die Kardinäle und die übrigen Prälaten zu Fuße gingen. Die ghibellinische Gesinnung kam in ihm auf, wie sie später Dante ausspricht. Er fühlte sich als den Mittelpunkt aller weltlichen Fürsten, die mit ihm eine Sache hätten. Er soll die Idee gehabt haben, sie sämtlich auf einem großen roncalischen Reichstage zu versammeln, wo über eine Reformation der Kirche und des Reichs Beschluß gefaßt werden sollte. Diese Dissidenz der weltlichen und der geistlichen Prinzipien war noch niemals so stark hervorgetreten; alle ihre späteren Erscheinungen aber erinnern in gewisser Weise an diese erste. Ja ich wage zu behaupten, daß die Ungerechtigkeit, welche in dem Verhalten des siegreichen Papsttums lag, der erste Grund zu dem späteren Abfall von der Kirche wurde, insofern diese nicht allein in der Theologie, sondern auch in den populären Gefühlen wurzelte. Was Luther im Eingang seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation beklagt, daß die teuren Fürsten Friedrich der Erste und der Andere und viel mehr deutscher Kaiser so jämmerlich von den Päpsten mit Füßen getreten und verdrückt seien, davon hat sich eine Empfindung, zumal in den deutschen Städten, welche sich zuletzt eben deswegen für die untergehende staufische Sache schlugen, durch die Jahrhunderte des sinkenden Mittelalters erhalten

Fünfzehntes Kapitel.

Ausbreitung der lateinischen Christenheit nach Norden und Osten. Hierarchische Gestaltung des Abendlandes überhaupt.

Indem das deutsche Reich nach Italien hin seine Einwirkung verlor, hatte es auf einer anderen Seite die größte Entwickelung gewonnen. Wie die romanischen Völker, Spanier, Franzosen, Italiener im Süden und Südosten, so kolonisierten die germanischen im Norden und Nordosten von Europa; ebenfalls durchaus im Sinne der römischen Kirche, jedoch — wie denn hier die Feinde nicht so mächtig waren — nicht infolge großer Schlachten. Da waren nun nicht allein die diesseitigen Küsten der Ostsee, von Finnen, Letten, Preußen, Slaven bewohnt, noch immer heidnisch, sondern es hatte sich das Heidentum auch mehr im Binnenlande zwischen Oder und Elbe seit jenem Abfall der Slaven in den letzten Zeiten Ottos II. nach wie vor erhalten; ja es war wieder zu einer Art von Blüte gediehen. Erst im 12. Jahrhundert ward das Übergewicht der Deutschen jenseit der Elbe völlig begründet.

Als die Sachsen im Jahre 1147 zum Kreuzzuge gegen Edessa aufgefordert wurden, erinnerten sie ganz mit Recht daran, daß sie noch so bedeutende Länder in ihrer Nähe hätten, die in das Heidentum zurückgefallen seien. Wie die Spanier mit den Arabern in ihrem Lande, so hielten sie es für notwendig, mit diesen, ihren ewig feindlichen Nachbarn, den Kampf zu bestehen. Zwar war dieser Kreuzzug nicht gerade von sehr glänzenden unmittelbaren Resultaten begleitet: die Fürsten entzweiten sich hier wie in Syrien; aber das Übergewicht der Deutschen ward doch entschieden. Die slavischen Oberhäupter versprachen sich zu bekehren. Das Einerständnis, das sich zwischen Welfen und Hohenstaufen gebildet, war für den Norden so wichtig, wie für Italien. Friedrich I. unternahm, wie wir erzählten, 1157 einen Kriegszug gegen die Polen, der ihm vollkommen gelang, durch welchen er Wladislav II. zurückführte und dessen Söhne in Schlesien einsetzte. Obwohl die Polen Christen waren, so wollte es ihnen doch nirgend anders, als etwa in Pommern gelingen, die Einwohner zum Christentume zu bekehren. Es gehörte die vollkommene Überlegenheit des deutschen Prinzips dazu, um dem Christentum Fortgang zu verschaffen. So oft dann in Deutschland eine Bewegung ausbrach, regten sich die slavischen Gebiete. Noch einmal aber, im Jahre 1164, waren alle Fürsten versöhnt: Heinrich der Löwe, Adolf von Holstein, Albrecht der Bär, Waldemar I. von Dänemark; sie brachten den verbündeten Pommern und Obotriten eine große Niederlage bei Demmin bei.

Diese drei Ereignisse, der wendische Kreuzzug, der Zug Friedrichs I., der Sieg bei Demmin, waren es eigentlich erst, was nach so langer Unterbrechung die Unternehmungen des sächsischen Kaiserhauses vollendete. Seit-

dem fing nun die Kolonisation an, ein ganz neues Deutschland über der Elbe anzupflanzen. Das Nordalbingien Heinrichs des Löwen war ein kleines Reich, das aber zu seiner Existenz des Zusammenhanges mit Sachsen bedurfte. Als der Mittelpunkt der großen Stiftung erscheint die Stadt Lübeck (1158), deren Gebiet den Grafen von Holstein abgerungen wurde. In diese Entwickelung griff nun eine Zeitlang — teils fördernd, teils in hemmender Konkurrenz — das Königreich Dänemark mächtig ein.

Wir haben gesehen, wie hier die Verbindung mit England unter Kanut dem Großen zur Einführung des Christentums führte. Unter seinen Nachkommen ging diese Entwickelung fort. Kanuts Enkel, Sven Estrithson, war ein eifriger Christ; gegen 500 hölzerne Kirchen soll er erbaut haben; er gründete die Bistümer Lund und Aalborg, er bekehrte Bornholm; dort ließ er sich 1074 krönen; er machte eine gewisse Einrichtung über die Erbfolge. Vortrefflich stand er mit Adalbert von Bremen, vor dessen kirchlicher Autorität er sich willig beugte. Sein Sohn Knut der Heilige nahm 1080 die Bischöfe in den Reichstag auf und wollte die Zehnten einführen. Allein dadurch, wie durch die Strenge, mit der er gegen den Seeraub der Großen einschritt, regte er die alten Elemente noch einmal wider sich auf. Als er 1086 gegen England ziehen wollte, verließ ihn sein Volk; er mußte flüchten und ward getötet. Unter Erich Eiegod ward dann im Jahr 1103 Lund ein Erzbistum, dem zunächst auch Schweden und Norwegen untergeordnet waren. Es geschah während des Investiturstreites im Gegensatz gegen das Kaisertum unter päpstlicher Förderung. Der Ritus der Hierarchie griff seitdem in Dänemark Platz, 1120 das Cölibat. Auch hier ward dann die Geistlichkeit sehr mächtig. Im Jahr 1157 gelangte nach tausend inneren Unruhen Waldemar I. auf den dänischen Thron. Wir sahen, welchen Anteil er an der Besiegung der Slaven nahm, er behauptete Rügen. Zur Seite stand ihm Absalon oder Axel, der berühmteste aller dänischen Bischöfe, ein Mann, der den König in der schwierigsten Lage gerettet hatte, die Empörungen im Lande dämpfte, aus den Einkünften seines Bistums eine Flotte baute und die Seeräuber vertilgte: ebenso vorsichtig und klug, wie tapfer, unerschrocken, fromm und gerade; die Impulse der die Welt beherrschenden Kirche stellten sich in ihm auf das lebendigste dar.

Auch nach dem Tode Waldemars unter Knut VI. (1182 bis 1202) behielt Axel die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten; die Gunst der Lage kam hinzu, um eben in dieser Zeit die eigentliche Begründung der dänischen Macht zu ermöglichen. Ich sehe darin eine Rückwirkung des wieder ausgebrochenen Streites zwischen Welfen und Hohenstaufen. Knut VI. hielt ursprünglich, wie Waldemar, die Partei Heinrichs des Löwen; in dessen Sturz aber ließ er sich nicht verwickeln, dagegen wußte er sich in gewisser Hinsicht zu seinem Nachfolger zu erheben. Da er aber alles für Dänemark that, so lag ein unmittelbarer Verlust für das deutsche Reich darin. Anfangs zögernd, dann mit Entschiedenheit, verweigerte er dem Reiche die Hul-

digung, was um so mehr besagen wollte, da es ihm gelang, über Pommern und Mecklenburg eine unzweifelhafte Herrschaft zu erwerben und Holstein zu besiegen. Die Herzöge von Pommern lagen in beständigem Kriege mit den Fürsten von Rügen; Bogislav rühmte sich, er wolle den schwarzen Jaromar gebunden abführen. Aber unvermutet kamen die Dänen den Rügenern zu Hülfe; ihre Flotte, unter Erzbischof Absalon entschied die Seeschlacht. Sie eroberten dann Wolgast, und Bogislav selber mußte, wie sein Gegner Jaromar, die Lehnshoheit des Königs anerkennen. In Mecklenburg lebten zwei Fürsten in innerem Streit und gerieten beide in die Gefangenschaft ihrer Feinde in Rügen und Pommern; sie wurden beide, der eine hier, der andere dort, an Knut ausgeliefert, der sie auseinandersetzte und ihm gleichfalls Lehnspflicht zu leisten nötige. Immer weiter griffen die Dänen um sich. Die Ditmarschen, von dem Erzbischof von Bremen bedrückt, zu dessen Sprengel sie gehörten, fielen ab und ergaben sich an den Bischof Waldemar von Schleswig, der Geschwisterkind mit dem König Knut VI. und im Besitz der Erbgüter seines Vaters war.

Gegen diese gewaltig emporstrebende Macht, die sich dem Reiche feindselig gegenüberstellte, regten sich denn doch endlich die Deutschen. Nach jener neuen Versöhnung der Welfen und Hohenstaufen im Jahre 1194 war ein besseres Verständnis zwischen den Fürsten jener Länder hergestellt worden. An ihre Spitze trat jetzt Markgraf Otto II. von Brandenburg. Auch er machte Ansprüche auf eine gewisse Oberhoheit über Mecklenburg und Pommern. Über mehrere slavische Länder, ohne Zweifel Teile von Pommern, geriet er mit Dänemark in Streit. Knut schickte eine bedeutende Flotte. Aber Otto begegnete den Dänen bei ihrer Landung am Ausflusse der Oder und schlug sie völlig: ihr Führer, Peter von Roeskild, fiel in seine Gefangenschaft (1198). Im folgenden Jahre verwüsteten der Markgraf und Graf Adolf III. von Holstein ganz Slavien; aber im Jahre 1200 wußte Graf Adolf, der den Krieg allein führte, Rendsburg nicht zu behaupten. 1201 wurde Adolf von Dänen und Slaven geschlagen, im September erlitt er eine zweite völlige Niederlage. Peter von Roeskild, der seiner Haft entkommen war, erscheint wieder auf dem Kampfplatz; Hamburg wurde besetzt, Lübeck mußte sich unterwerfen. Adolf selbst wurde gefangen. Die Opposition der deutschen Fürsten hatte nur zu weiteren Erfolgen Dänemarks gedient. Im Jahre 1202 hielt Knut einen großen Herrentag in Lübeck, wo er, prächtig empfangen, die Huldigung annahm und sich Geiseln geben ließ. Er nannte sich König der Wenden, sogut wie der Dänen. Es war kurz vor seinem Tode.

In dieser Zeit nahmen sich nun die Dänen in jeder Hinsicht gewaltig auf. Sie wurden reich durch den Heringsfang, sie nahmen deutsche Pracht und Sitten an; sie hatten Gelehrte, die in Paris studierten. Helmold findet, daß sie sich in Dialektik, sowie in römischer Rechtswissenschaft durch besondere Feinheit ihrer Anlagen auszeichneten. Auch an politischer Bedeutung aber nahmen sie noch weiter zu. Waldemar II., der Sieger, Knuts Bruder, der unmittel-

bar nach dessen Ausgang in Lübeck als König der Dänen und Slaven und Herr von Nordalbingien anerkannt wurde, setzte ihn auf das glücklichste fort. Er hatte schon bisher das beste gethan. Er nötigte den Grafen Adolf, auf Holstein Verzicht zu leisten und setzte dort einen Grafen von Orlamünde als seinen Lehnsmann ein. Er nahm sich der Vasallen des Grafen von Schwerin gegen diesen an und hielt ihn selber, nachdem er Boizenburg zerstört hatte, in Pflicht. Er unterstützte Otto IV. in Deutschland und hatte in den norwegischen und schwedischen Händeln etwas zu sagen. Hauptsächlich aber suchte er die entfernteren Küsten der Ostsee unter sich zu bringen.

Der Ausdruck und die beste Frucht der damaligen deutsch-dänischen Beziehungen, welche bei allen Streitigkeiten doch zugleich eine nach außen hin wetteifernde Verbindung darstellten, war die Stiftung der Kolonie Livland. Auch hiezu vereinten sich, wie zu den orientalischen Unternehmungen der Epoche mit den christianisierenden Tendenzen die der Eroberung und vornehmlich des Handels. Schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts nahmen in Wisby auf Gotland, dem centralen Sitze des Verkehrs auf der Ostsee, deutsche Kaufleute die erste Stelle ein. Von dort aus suchten dieselben alsbald auch den Wasserweg der Düna auf, der seit den warägischen Zeiten wegen der Verbindung mit Nowgorod, dem Emporium der russischen Welt, die Augen der Handeltreibenden des Nordens auf sich gezogen. Indem sie nicht versäumten, daselbst merkantile Niederlassungen zu versuchen, gesellte sich ihnen im Jahre 1186 der Augustinermönch Meinhard aus Segeberg zu, ein ehrwürdiger Greis, den nach dem Ausdruck einer alten Chronik, jedermann lieb hatte. Mit Hülfe gotländischer Arbeiter legte er in dem Dorfe Yxküll das erste feste Kastell an. Die Livländer, die den Gebrauch des Mörtels noch nicht kannten, machten wohl einen Versuch, die Mauern mit Schiffstauen in den vorbeifließenden Strom zu ziehen. Bald ward eine Marienkirche gegründet in einer quellenreichen Gegend, die man nach dem alten Chronisten darum Riga genannt haben soll. Allein, wiewohl der eine oder andere unter dem Volke die Taufe annahm, so war es doch kaum möglich, sich gegen die Roheit der Umwohner zu behaupten. Der erste Nachfolger Meinhards in dem neuen livischen Bistum, Berthold, Cistercienserabt aus dem Kloster Loccum, ist im Kampfe mit den Liven gefallen.

Diesem folgte nun der eigentliche Stifter des ganzen livländischen Wesens, der Bremer Domherr Albert von Appeldern, nach; noch jung, aber reif zu diesem Unternehmen, angesehen durch mächtige Verwandtschaften. Von Lund und Paderborn bekam er bischöfliche Scharen. Mit 23 Schiffen langte er 1199 an. Sei es nun, daß schon Meinhard einen Anfang dazu gemacht oder auch nicht: im wesentlichen gründete doch Albert zuerst auf einem Berge an der Düna die Stadt Riga. Dann stiftete er einen Orden, der sich dazu verpflichtete, den Krieg unaufhörlich zu führen; eigentlich eine stehende Miliz der Kreuzfahrer, wie sie sich im Morgenlande, in Castilien und Portugal bewährt hatte: Brüder von der Ritterschaft Christi. Sie nahmen

einiges von den Templern herüber, führten jedoch als besonderes Abzeichen ein Schwert auf ihrem Mantel. Das Verhältnis, in welchem der Bischof zu diesen Rittern stand, ist nicht ganz klar. Er hatte von König Philipp eine Belehnung mit allem, was erobert werde, ausgebracht. Aber die Ritter forderten gleich im voraus den dritten Teil der künftigen Eroberungen für sich. Wenigstens soviel erreichten sie dann, vornehmlich durch die Gunst Innocenz' III., der für die Bekehrung und Eroberung des der Gottesmutter geweihten Landes überhaupt denselben Eifer an den Tag legte, wie für die Sache der Kreuzzüge, daß ihnen ein Teil desselben zu eigentümlicher Verwaltung überlassen ward, wo sie auch sogleich eine Burg Wenden anlegten. 1211 wurde die Grenze fest bestimmt. Mittlerweile zeigte sich Bischof Albert unermüdlich, das große Werk zu vollenden; ein dutzendmal hat er zur See streitbare Hülfe persönlich herbeigeholt. So ward denn das eigentliche Livland und ein Teil des angrenzenden lettischen Gebietes unterworfen. An den Esthen aber, welche der Schwertorden unter seinem Meister Volkwin angriff, fand man bei weitem härteren Widerstand; es kam hinzu, daß sie bisweilen von russischer Seite nachdrücklich unterstützt wurden.

Es muß in der That zweifelhaft erscheinen, ob die bisher durchaus deutsche Kolonie sich dieser Gefahr gegenüber mit eigenen Kräften hätte behaupten können. Selbst dem, was bis dahin geschehen, hatte Dänemark durch die Gründung einer christlichen Seemacht in der Ostsee unleugbar Vorschub geleistet. König Waldemar II. hatte 1206 die preußischen Küsten heimgesucht und sich dort in Ansehen gesetzt; 1210 griff er Pomerellen an und brachte den Herzog Mistwoi zur Unterthänigkeit. An ihn nun wandte sich in der Bedrängnis des Augenblicks Bischof Albert um Hülfe. Waldemar konnte sich nichts besseres wünschen. Er erschien zum erstenmal 1218 mit einer Flotte wie es heißt, von 1500 Schiffen. Er gründete Reval, schlug die Esthen in einer großen Schlacht und brachte selbst einen Teil von Semgallen an sich. Seine Macht war der des Ordens bei weitem überlegen. Der Bischof ward dahin gebracht, nicht nur Esthland, sondern selbst Livland von ihm zu Lehen zu nehmen. Zwar gaben das seine Geistlichen und seine Ritter nicht zu; aber Esthland mußte den Dänen doch wirklich definitiv abgetreten werden. 1221 eroberte Waldemar Ösel. Wie ungemein war nun seine Macht: über alle slavisch-deutschen Küsten, Mecklenburg, Pommern, Pomerellen, Preußen, Esthland und indirekt auch in Livland! Der Erzbischof von Lund, dem Reval unterworfen ward, wirkte oft genug dem Bischof von Riga und dem Erzbischof von Bremen entgegen. Wären die Dinge in ihrer natürlichen Entwickelung geblieben, so würde der dänische Einfluß in allen diesen Gegenden den Sieg davongetragen haben, zumal da das deutsche Kaisertum seinen Fortschritten keinen Widerstand entgegensetzte. Wir wissen, daß vielmehr der junge Friedrich II., um Otto IV. seines dänisches Rückhaltes zu berauben, in einem förmlichen Vertrage die Lande jenseit der Elbe, d. h. eben die baltischen Küsten, an Waldemar überlassen hatte.

Auch jetzt riet er von einem Bruche mit diesem ab. Papst Honorius III. nahm entschieden für die dänische Macht Partei, der im Norden nichts mehr widerstehen zu können schien. Da gelang es einem kleinen deutschen Fürsten, der von Waldemar beleidigt worden war, eben jenem Grafen von Schwerin, gegen welchen der König schon ehedem einige Vasallen beschützt hatte, durch einen glücklichen Schlag diese Macht zu stürzen.

Waldemar hatte die halbe Grafschaft Schwerin und dieses Schloß selbst in Besitz genommen für einen kleinen Enkel, den er von einem natürlichen Sohn und der Gräfin Ida von Schwerin hatte. Als Graf Heinrich von Schwerin vom Kreuzzug zurückkam, fand er seine halbe Grafschaft in Besitz genommen, seine Gemahlin, wie man sagt, beschimpft. Der König wollte ihn nicht hören. Da faßte er sich das Herz, diesen mächtigen Fürsten, der sich auf der kleinen Insel Lyöe unweit Fünen um der Jagd willen aufhielt, im Mai 1223 bei nächtlicher Weile in seinem Zelte zu überfallen und ihn samt seinem Sohne auf das feste Schloß Dannenberg zu führen, wo sie ihm nicht entschlüpfen konnten. Es ist eine Geschichte, ungefähr wie kurz vorher mit Richard Löwenherz, immerhin ein wenig ehrenvoller. Man setzte dem Gefangenen ziemlich harte Bedingungen der Erlösung; auch das Reich nahm daran Anteil; aber Waldemar schlug sie aus. Indessen erhoben sich die so lange beeinträchtigten Fürsten, der Erzbischof von Bremen, die Grafen von Holstein aus dem Hause Schaumburg, die mecklenburgischen Fürsten. Die gesamte Grafschaft Schwerin ward wieder eingenommen, Holstein wiederhergestellt, der beste Feldherr Waldemars geschlagen und in das Gefängnis seines Herrn gebracht. Hierauf bequemte sich Waldemar zu einer bedeutenden Ranzion und zu einer Verzichtleistung auf alle zwischen Eider und Elbe, Westsee und Ostsee belegenen deutschen Reichslande mit alleiniger Ausnahme von Rügen (Dezember 1225). In Freiheit gesetzt, hat er sich zwar durch den Papst von diesem Eide entbinden lassen und sich aufs neue mit den Welfen verbunden; aber Erzbischof Gerhard von Bremen, Herzog Albert von Sachsen, Graf Adolf von Holstein, Heinrich von Schwerin und die Bürger von Lübeck und Hamburg gingen dem dänischen Heere entgegen und schlugen es bei Bornhöved am 22. Juli 1227 vollständig. Auch die Ditmarschen hatten sich während des Kampfes zur deutschen Sache zurückgewendet. König Waldemar selbst verlor ein Auge und entging mit Mühe einer neuen Gefangenschaft. Der listige Streich von Lyöe war nun durch offenen Kampf wieder gut gemacht und zugleich in seiner Wirkung bestätigt worden. Seitdem richteten die Dänen nichts weiter aus. In Ratzeburg und Lauenburg konnte sich das neue Herzogtum Sachsen befestigen. Holstein erhob sich: Hamburg und Lübeck wurden frei. Die ganze Ostsee geriet in die Hände deutscher Seefahrer. Der Bischof von Riga und sein Orden nahmen auch einen Teil von Esthland ein. Das deutsche Prinzip, von dem die Kultur in den Regionen des Nordostens ausging, erlangte auch politisch dort seine ganze Bedeutung wieder.

Das gehörte dann dazu, um die deutsche Kolonisation, welche zugleich

die durchgreifende Christianisierung in sich schloß, in den ehemals slavischen Gebieten rechts der Elbe, wo sie im 12. Jahrhundert begonnen, im 13. vollends durchzuführen. Wäre das Reich noch in seiner vollen Macht gewesen, so würde es alle diese Länder auf das engste mit seinem Mittelpunkt vereinigt haben; allein in diesem Moment war dessen einheitliche Macht gebrochen. So nahm denn das zu so hoher Unabhängigkeit gediehene Landesfürstentum auch diese große Arbeit in die Hand; doch hätte es nichts vermocht ohne die thatkräftige Bereitwilligkeit der übrigen Stände: des höheren Adels wie der ritterlichen Ministerialen, der Bürger und vor allen der Bauern. Selbst des Klerus dürfte man dabei keineswegs vergessen; namentlich der Cistercienserorden hat den größten Anteil an dem Werke des Anbaues und der Besiedelung dieser Gegenden genommen. In Schlesien waren es eben seine Klöster, die überhaupt zuerst deutsche Bauern ins Land zogen, was dann besonders aus wirtschaftlichen Gründen Nachahmung fand, weil, wie so viele Urkunden bezeugen, die Deutschen sich als nützlichere Anbauer erwiesen, als die Polen. Hinter den Mönchen sind auch die geistlichen Ritterorden, Templer und Johanniter, nicht zurückgeblieben; vornehmlich in der Neumark, wo ihnen unter anderem das Land Küstrin überlassen ward, haben eigentlich sie mit der Kolonisation den Anfang gemacht. Es würde die Aufgabe einer deutschen Specialgeschichte sein, zu schildern, wie man im einzelnen verfuhr. Das merkwürdigste möchte sein, daß die neuen Ortschaften gleichsam durch einen Akt der höchsten Gewalt und doch auch wieder durch das Wagnis einzelner Unternehmer gegründet wurden. Als solcher tritt meist ein freier Bauer, bisweilen auch ein Rittermäßiger auf dem die Anlage des Dorfes im ganzen überwiesen wird; er teilt dann die Hufen an die herzuströmenden Bewerber als Erbzinsgüter aus, während ihm selbst als Lohn das Schultheißenamt, gleichsam zu erblichem Besitze, zufällt. Selbst bei der Städtegründung begegnen wir solchen Unternehmern, sogenannten Locatoren, die dann in der Regel die Erbvogtei erlangen.

Wollen wir die eigentlich politischen Momente hervorheben, so ist vorzüglich der großen Stellung des ascanischen Hauses zu gedenken. Daß ihm nach dem Sturze Heinrichs des Löwen die herzogliche Würde in Sachsen zu teil ward, konnte doch auch auf das Emporkommen des anderen bedeutenden Besitzes der Familie, der Markgrafschaft Brandenburg, nicht ohne fördernden Einfluß bleiben: nach der dänischen, wie nach der polnischen Seite hin ward durch die nachbarliche Aufstellung beider Linien das Gewicht dieses Fürstenhauses verstärkt. Da gelang es denn den Urenkeln Albrechts des Bären, den Brüdern Johann I. und Otto III. von Brandenburg, in einträchtigem Regiment ihre Markgrafschaft bis über die Oder hin auszudehnen und dieselbe nach innen wie nach außen zum kräftigsten aller neudeutschen Fürstentümer zu entwickeln. Indem sie an der unteren Warthe dem polnischen Elemente den Boden abgewannen, sicherten sie zugleich das westliche Pommern für immer gegen dessen Andrang. Dort war voreinst, in den Zeiten Kaiser Heinrichs V., der

erste deutsche Bekehrer, Bischof Otto von Bamberg, im Auftrag und unter dem Schutze eines Königs von Polen, Boleslavs III., erschienen. Jetzt eröffneten die einheimischen Herzöge, indem sie sich selbst germanisierten, ihr Land dem vollen Strome der niedersächsischen Einwanderung. Hatten schon 1187 die Deutschen in Stettin ihre wendischen Mitbürger aus einer Kirche zu verdrängen gesucht, so wichen diese letzteren fünfzig Jahre später gänzlich aus der Stadt. In Rügen wurden die deutschen und dänischen Ansiedler ursprünglich als Gäste bezeichnet; allmählich nahmen die deutschen Gäste das ganze Haus ein. Am auffälligsten würde die Haltung der schlesischen Piasten in dieser Hinsicht erscheinen, die doch mit den im eigentlichen Polen regierenden Fürsten eine einzige Dynastie bilden, hätten sie nicht, wie wir bereits betonten, eben ihre territoriale Selbständigkeit diesen Vettern gegenüber der Einwirkung Kaiser Friedrichs I. verdankt. Seitdem fuhren sie fort, sich mit deutschen Fürstentöchtern zu vermählen, sie führten ihre Kriege mit Hülfe deutscher Ritter und erkannten ihren Vorteil in der eifrigen Begünstigung deutscher Kolonisation. Die Städte, welche sich auch dort um die Wette erhoben, nahmen für die Ordnung ihres inneren Lebens eine nach der anderen das Magdeburger Recht herüber.

Noch blieb indes zwischen diesen den Lauf der Oder begleitenden Landschaften und der fernen livländischen Kolonie eine weite Lücke, welche durch die eigentümlichste von allen Gründungen ausgefüllt wurde. In Preußen übernahm die kolonisatorische Arbeit nach dem von Albert von Appeldern in Livland gegebenen Beispiel, jedoch mit ganz anderen Kräften und ungleich großartigerem Erfolg, ein geistlicher Ritterorden, der im Orient gestiftete deutsche. Hier ist es denn eine Unternehmung des ganzen deutschen Adels, von dem gleichsam ein Ausschuß fortwährend an jenen Grenzen aufgestellt wird, in der Form der freiwilligen, durch Gelübde befestigten geistlichen Miliz jener Zeiten, die dann auch den Besitz behalten hat. Es ist gleichsam die Umwandlung des Instituts der Markgrafschaft in eine stehende adlig-geistliche Grenzmiliz, welche der Umwandlung des Reiches in eine Aristokratie unabhängiger Gewalten entspricht. Auf der anderen Seite tritt jedoch auch der universale Zusammenhang aller Bestrebungen jenes Zeitalters der Kreuzzüge nirgend so deutlich zu Tage, wie in diesem Falle. Wir sahen die Stiftung des deutschen Ritterordens aus den orientalischen Unternehmungen des 12. Jahrhunderts gewissermaßen als deren letzte Frucht hervorgehen, zu einer Zeit, wo es mit den Aussichten auf Erfolge in Syrien selbst für die abendländische Welt eigentlich zu Ende ging. Mit dem Anfang des 13. Jahrhunderts ward dann die Kreuzzugsidee vorwiegend auf andere, näher liegende Ziele hingelenkt: den romanischen Kämpfen und Siegen in Griechenland und Spanien stehen die germanischen in Livland zur Seite, die jedoch noch einer umfassenden Ergänzung bedurften, wie sie eben allein der junge deutsche Orden zu vollbringen imstande war.

Hierfür erschien denn in dem Hochmeister Hermann von Salza (1211 bis 1239) der rechte Mann. Wir kennen sein enges Verhältnis zu Kaiser Friedrich II., das er aufrecht zu erhalten wußte, ohne darum — auch in den schwierigsten Augenblicken — mit dem Papsttum in Konflikt zu geraten. Die Gunst beider höchster Gewalten floß daher seinem Orden in vollem Maße zu. Die Päpste verliehen den Rittern wichtige Privilegien; Friedrich zog sie von Anfang an in seine Umgebung und machte den Orden reich in Deutschland und Italien. Auf die hartnäckige Verfolgung des Streites mit dem Morgenlande war nun aber Hermann von Salza in seiner besonnenen Natur so wenig bedacht, wie sein kaiserlicher Freund: gern ergriff er daher andere, wie die Dinge lagen, nützlichere Aufgaben, welche sich der von ihm geleiteten geistlichen Adelsgenossenschaft darboten. Auf den Antrag des Königs Andreas II. von Ungarn entsandte er alsbald eine Abteilung der deutschen Ritter zum Kampfe wider die heidnischen Kumanen, deren Angriffe Siebenbürgen bedrohten, ins Burzenland. Sie sind von dort, da sie sich der deutschen Interessen eigenmächtig annahmen, nach einigen Jahren durch die Eifersucht der Ungarn wieder heimgeschickt worden; doch darf man diese Episode nicht als ganz unbedeutend übersehen, da sie verbunden mit den livländischen Erfahrungen, den Anstoß gab für die 1226 von polnischer Seite erfochtene Einladung des Ordens nach Preußen.

Polen muß als ein integrierender Teil der abendländischen Christenheit angesehen werden. Nachdem es kirchlich selbständig geworden, nahm es eine mehr nationale Richtung an, doch hat es sich darum den allgemeinen Impulsen keineswegs verschlossen. Jener Kreuzzug, den die Sachsen im Jahre 1147 gegen ihre heidnischen Nachbarn unternahmen, fand im Jahre 1148 in Polen eine Nachahmung gegen die benachbarten Preußen. Mit der Aufforderung, das Christentum anzunehmen, war sogar das Versprechen der Freiheit verbunden. Die Wirkung war jedoch sehr gering. Im Jahre 1161 erlitten die Polen bei ihrem Angriff auf die heidnischen Preußen, die durch die unberührten Urwälder und mit hohem Gras verdeckten Moräste geschützt wurden, in welche die Angreifer durch verräterische Wegweiser verlockt wurden, eine große Niederlage. So fand Kasimir II. der Gerechte, bei einem Anfall auf die Jadzwigen am mittleren Bug den größten Widerstand. Er griff sie nicht an, ohne daß sein Heer von dem Priester das Abendmahl empfangen hätte, und erfocht endlich den Sieg. Die Horde versprach ihm wenigstens Tribut (1192). Kasimir der Gerechte wußte noch einmal das Seniorat unter den polnischen Fürsten zur Geltung zu bringen, die fürstliche Autorität zu behaupten; Galizien und Rußland fühlten die polnischen Waffen. Nach seinem Tode (1194) erneuerten sich die alten blutigen Streitigkeiten in dem piastischen Haus. Sie stritten nicht allein um das Seniorat, sondern um einzelne Landesteile. Auch hier wiederholte sich, daß die einen der römischen Kirche mehr, die anderen weniger ergeben waren. Zu den Ergebenen gehörte Herzog Leszek von Krakau, der sich und sein Land in den Schutz des heiligen

Petrus übergab und sich zu einem jährlichen Zins anheischig machte; er überließ seinem jüngeren Bruder Konrad die Landschaften Masovien und Cujavien.

Unter diesen nun begann der Cistercienser Christian aus dem Kloster Oliva eine Mission in Preußen, wie Meinhard in Livland; er machte einige Bekehrungen und bildete sich ein kleines Territorium, worin er durch den Papst als Herr und Meister anerkannt wurde. Niemand solle nach der päpstlichen Verfügung es nur betreten dürfen ohne seine Erlaubnis. Alle, die das Kreuz gegen die Preußen nehmen, werden ermahnt, dem Bischof von Preußen zu folgen. Im Jahre 1217, zur Zeit jener Kreuzzugspredigt, die eine allgemeine sein sollte, erhielt Christian die Erlaubnis, seine Bekehrungsversuche durch Kreuzfahrer zu unterstützen. Allein er war auch so viel zu schwach, um etwas dauerhaftes auszurichten; wie gewöhnlich, rief die christliche Offensive auch bei den kriegerischen Stämmen der Preußen zunächst nur eine doppelt leidenschaftliche Gegenwehr des Heidentums hervor. In dieser Not hat sich dann Herzog Konrad, dessen eigenes Gebiet wiederholt durch die Anfälle der Preußen verwüstet wurde, an den Hochmeister des deutschen Ordens um Unterstützung gewandt. Hermann von Salza ging mit Freuden auf den Gedanken ein, zumal ihm Friedrich II. die von dem Herzog ausgesprochene Schenkung der zu erobernden Landstriche sogleich kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit unter Erteilung von reichsfürstlichen Privilegien bestätigte. Indem dann der eigene Kreuzzug des Kaisers die Ausführung des Projektes noch um einige Jahre verzögerte, schritten die Polen in ihrer Ungeduld zur Stiftung einer eigenen lokalen Rittergesellschaft, des Ordens von Dobrzyn, ausdrücklich nach livländischem Muster, der indessen keinerlei Bedeutung gewann und bald hernach in den deutschen Orden aufgegangen ist.

Im Jahre 1229 erschienen nun die ersten Deutschritter in Cujavien, wo sie am linken Weichselufer zunächst eine hölzerne Burg errichteten. Im folgenden Jahre stellte sich eine größere Schar ein, geführt von dem Landmeister Hermann Balk, der durch militärische Begabung hervorragend, die geistige Oberleitung, welche der Hochmeister aus der Ferne ausübte, am Orte selbst praktisch ergänzt hat. 1231 überschritt man den Strom zu ernster Offensive; das Culmerland wurde betreten und die Feste Thorn gegründet, wie im nächsten Jahre Culm: beide sogleich als Städte, mit Magdeburger Recht bewidmet; denn der Eroberung sollte die Kolonisation auf dem Fuße nachfolgen. In der Culmer Handfeste, die den späteren Festsetzungen zum Vorbilde diente, bedang sich der Orden für die den Ansiedlern bewilligten Freiheiten militärische Gegenleistungen. Überhaupt nahm er die Landesherrschaft um so fester in die Hand, als ihm auch die geistliche Gewalt zufiel; die entgegenstehenden Vorrechte des Bischofs Christian, der zudem in preußische Gefangenschaft gefallen war, wußte man zu beseitigen. Die Eroberung wurde dann am Weichselufer abwärts fortgesetzt, Pomesanien bis zum frischen Haff, und von da aus in südöstlicher Wendung Pogesanien und Ermland bewältigt. Entscheidend wirkte dazu die stattliche Hülfe mit, die von deutschen Fürsten,

und zwar so namhaften, wie der Markgraf von Meißen und der Herzog von Braunschweig, in freiwilligen Zügen geleistet ward; auch die benachbarten Piasten von Großpolen und Schlesien und die Herzöge von Ostpommern haben sich bisweilen angeschlossen. Von nicht minderer Bedeutung war das Eingreifen der Lübecker von der Seeseite her, unter deren Teilnahme 1237 Elbing gegründet und somit eine maritime Verbindung mit den älteren deutschen Küsten gewonnen ward. Im nämlichen Jahre erfolgte überdies die Einverleibung des Schwertordens, der vor kurzem eine schwere Niederlage gegen die Letten, wobei der Meister Volkwin gefallen war, erlitten hatte. Der preußische Landmeister war seitdem zugleich Heermeister von Livland, wo zwar die Hoheit des Bischofs von Riga nicht völlig beseitigt, jedoch, worauf vor der Hand noch mehr ankam, jedem ferneren Anspruch von seiten Dänemarks ein Riegel vorgeschoben ward.

Dergestalt war unter der Fürsorge Hermanns von Salza, der wie Hermann Balk im Jahre 1239 starb, ein freies deutsches Ordensgebiet, zugleich Kolonie der Nation und Glied des Reiches, entstanden, welches die westliche Hälfte des alten Preußenlandes umfaßte und überdies in enge Verbindung mit der früheren Gründung an der fernen Düna getreten war. Die Vervollständigung der Eroberung nach Osten hin, sowie der Ausbau der inneren Zustände in ihrer merkwürdigen Verfassung, sind das Werk der folgenden Generationen, ausgeführt unter veränderten Weltverhältnissen, in deren Zusammenhang sie betrachtet werden müssen. Was bis jetzt vollbracht worden, war zustande gekommen durch die glückliche Kombination der universalen Impulse des Zeitalters mit der besonderen Entfaltung, in der soeben die deutschen Volkskräfte begriffen waren. Alle Stände der Nation, Mitglieder aller ihrer Stämme von Nord und Süd, von geistlichen und weltlichen Beweggründen getrieben, unter dem Beifall des Kaisers wie des Papstes, wirkten dabei zu einem Ziele zusammen, dessen Erreichung auch vom Standpunkt der gesamten lateinisch-christlichen Welt als überaus wünschenswert, ja notwendig bezeichnet werden mußte, ja vielleicht — wenn man der Umwälzung gedenkt, welche gleich darauf das östliche Europa durch den Einbruch der Mongolen erfuhr — nur eben jetzt noch ohne unverhältnismäßige Anstrengung gelingen konnte.

Indem nun aber auf solche Weise die baltischen Küsten fast allerorten der christlichen Civilisation zugänglich gemacht wurden, nahm der Handel und damit die Macht der deutschen Städte den größten Aufschwung. An der livländischen Unternehmung hatte, namentlich von der geistlichen Seite her, den großen Traditionen seines Erzbistums entsprechend, auch Bremen noch einen wichtigen Anteil genommen. Jetzt aber kam besonders Lübeck empor, dem seine günstige Lage die Gelegenheit bot, die niedersächsischen und weiter rückwärts die westfälischen Städte mit denen in Verbindung zu bringen, welche in den wendischen und preußischen Regionen errichtet wurden. 1241 schloß es einen Vertrag mit Hamburg zum Schutze der Handelsstraßen und

zu anderen verwandten Zwecken, den man — neben den Associationen der einzelnen deutschen Kaufleute im Auslande — als eine der Grundlagen des später so mächtigen Hansabundes betrachten darf. Immer weiter reichende Verbindungen schlossen sich daran, in denen Lübeck mehr und mehr als das führende Haupt hervortrat; das alte Wisby sah sich für immer überflügelt. An Glanz erreicht diese bürgerlich merkantile Entwickelung des Nordens freilich die italienische nicht. Lübeck und Hamburg, deren geographische Stellung zu einander wie zu den großen Gliederungen der Meeresgewässer eine gewisse Analogie mit Venedig und Genua zeigt, wurden nicht so reich wie diese. Dagegen gab ihnen ihr Bund eine hohe Bedeutung. Venedig und Genua, wie Genua und Pisa und fast alle die anderen Kommunen des Südens stritten in grimmigem Haß und Neid unaufhörlich mit einander: die norddeutschen Städte verstanden es, geringe Ausnahmen abgerechnet, ihren Vorteil im engen Anschluß an einander zu suchen; eben dadurch wurden sie zu Meistern der nördlichen Welt. Schon damals kamen sie durch ihre Handelsbeziehungen auch mit Norwegen in Berührung.

In Norwegen hatte sich unter den gefährlichsten inneren Unruhen doch immer das Christentum erhalten. Im Jahre 1152 ward durch den Kardinallegaten Nikolaus Breakspear, den späteren Papst Hadrian IV., das Erzbistum zu Drontheim gegründet, welchem die norwegischen, die zwei isländischen und das grönländische Bistum samt den kleineren Eilanden im Westen unterworfen wurden. Das Land erhielt dadurch Dänemark gegenüber seine volle kirchliche Selbständigkeit, doch blieb es auch jetzt noch durch unaufhörliche blutige Thronstreitigkeiten entzweit. Der erste, der hier einige Ordnung machte, war Sverrir, ein Mann, der anfangs unbekannt mit seiner königlichen Abkunft, die ihm seine Mutter verborgen, die Erfüllung seines Ehrgeizes in dem Besitz einer Pfarre sah, um den sich aber, sowie seine Zukunft bekannt wurde, eine Schar von Flüchtlingen sammelte, die sich in Wäldern aufgehalten, genannt die Birkebeiner, weil sie ihre Füße aus Mangel an Schuhen mit Birkenbast umwanden. Diese zwangen ihn, sie in Sold zu nehmen: wider seinen Willen riefen sie ihn 1177 zum Könige aus. Da er einmal an ihrer Spitze war, so führte er sie in ihrem Sinne an. Mit größter Verwegenheit drang er in Norwegen ein. Die Kämpfe, die er mit seinem Gegner Erlingsson führte, haben etwas höchst außerordentliches. Sverrir beweist in ihnen die List, die Geistesgegenwart, sowie die Tapferkeit eines alten Normannen; z. B. in der entscheidenden Schlacht, wo er nur 16, Magnus 30 Schiffe hatte, sah man diesen in einem weißen Mantel mit einem roten Schilde sich an dem Mastbaum so weit erheben, daß er die ganze Schlacht übersehen konnte; er hoffte, das werde seine Leute ganz besonders anfeuern. Ihm gegenüber kniete Sverrir auf dem Verdeck nieder und sang einen lateinischen Lobgesang Gottes. Der Hymnus erwies sich wirksam, diese Magie des Glaubens: Sverrir siegte.

Zu derselben Zeit, wo sich Dänemark mächtig erhob, gründete Sverrir

so eine wenigstens einigermaßen zusammenhaltende Gewalt in Norwegen. Höchst merkwürdig ist, daß, während ganz Europa sich unter den Oberpriester und seine Stellvertreter beugte, Sverrir den Mut hatte, die Vorrechte, welche der Klerus bei der Krönung jenes Magnus errungen, wieder aufzuheben. Er ließ seinem Erzbischof von Drontheim durch die Volksversammlung eine Menge einschränkender Vorschriften machen. Dieser nahm sie nicht an: von päpstlicher Seite erfolgte Bann und Interdikt. Aber auch daraus machte sich Sverrir wenig. Er ließ sich dem päpstlichen Legaten zum Trotz von einem ergebenen Bischof krönen. In seinem entlegenen Lande, unter seinem urwüchsigen Volke war er unangreifbarer, als Friedrich I. oder Heinrich Plantagenet. Wie aber wäre auch ein Mann zu stürzen gewesen, der sich großmütig gegen seine Feinde zeigte, weil, wie er mit tiefem Sinne sagte, sie Gott eben so lieb seien, wie er selber? Als sich ihm 1202 der Tod nahte, ließ er sich auf dem Throne die letzte Ölung geben, um die Weissagung seiner Gegner, er werde wie ein Hund erschlagen werden, zu Schanden zu machen.

Natürlich hielt sich sein Geschlecht nur unter heftigen Kämpfen mit der Geistlichkeit, die ihm sehr wenig wohlwollte; aber es behauptete sich doch. Bei weitem mächtiger, als Sverrir selbst, war sein Enkel Hakon V. der Alte, von 1217—1263. Auf einem großen Reichstag zu Bergen, 1223, dem ersten allgemeinen, der in Norwegen gehalten ward, wurde er von den Geistlichen anerkannt. Er machte den Bürgerkriegen ein Ende und erwarb sich Verdienst um die Kolonisation öder Fjorde und Inseln. Im Jahr 1247 erschien ein Legat Innocenz' IV., Kardinal Wilhelm von Sabina bei ihm, um ihn feierlich zu krönen. Auf die drückenden Bedingungen, die Magnus eingegangen war, ließ er sich jedoch dabei nicht ein; und das Papsttum, derzeit im wildesten Streite mit Friedrich II. begriffen, zeigte sich nachgiebig und gefällig. Damals geschah es, daß Kardinal Wilhelm den Ausspruch that, die Isländer dürften nicht allein einen Freistaat haben, da die ganze übrige Welt unter Königen lebe. Nur so glaubte die römische Kirche, auf der fernen Insel die eigenen Ordnungen durchsetzen zu können. König Hakon hat, auf die päpstliche Autorität gestützt, die Isländer wirklich ihrer noch niemals angetasteten Freiheit beraubt, wie er denn auch Grönland zur Unterwerfung brachte. Im übrigen aber ging er auf die päpstliche Politik nicht ein; er stand zu Innocenz IV. wie Wilhelm der Eroberer zu Gregor VII. Mit Friedrich II. blieb er bis zuletzt in gutem Einvernehmen und brachte vor ihn seine Klagen gegen die Angriffe der Lübecker, während diese sich mit ihrer Beschwerde gegen ihn an den päpstlichen Legaten gewandt hatten. Die großen Gegensätze, welche die abendländische Welt erfüllten, berührten die Küsten des Eismeeres sogut, wie die Gestade des Südens.

Am längsten unter allen germanischen Nationen hielten die Schweden an ihrer alten Odinsverehrung fest. Erst gegen das Jahr 1000 ward Olaf der Schoßkönig als der erste Herrscher, der ein Christ ward, im Born bei Husaby getauft. Noch lange jedoch bekannten sich ganze Landschaften zum Heiden-

tum; erst König Erik der Heilige, der 1160 im Kampfe gegen einen dänischen Prinzen fiel, hat zu Gamla Upsala, dessen Tempel einst den Mittelpunkt des Reiches gebildet, eine Kirche vollendet; zugleich trug er die Anfänge der schwedischen Herrschaft wie der Bekehrung nach Finnland hinüber. Jener Kardinal Nikolaus, welcher 1152 von Norwegen aus auch nach Schweden hinüberging, um hier wie drüben ein Erzbistum zu gründen, kam damit nicht zum Ziele. Erst 1164 finden wir einen Stephanus von Upsala bei Papst Alexander III. in Sens, der ihn zum Metropoliten seines Landes geweiht entläßt. Auch hernach noch haben die Päpste über die ungezähmte Härte des schwedischen Volkes zu klagen, wobei sie insbesondere den Wandel der Kleriker selbst im Auge haben. Als Kardinal Wilhelm 1248 ebenfalls von Drontheim kommend Schweden besuchte, hielt er in Skenninge eine Synode, wo die Priesterehe bei Strafe des Bannes verboten, die Errichtung von Domkapiteln und das Studium des kanonischen Rechtes anbefohlen ward. Es war zu den Zeiten Eriks Laespe, mit dem der Mannsstamm Eriks des Heiligen 1250 erlosch. Bereits aber fand der Legat diesem schwachen König zur Seite einen besseren Mann, seinen Schwager, den Jarl Birger: durch ihn, sagt Wilhelm, wird dies ganze Land regiert! Mit ihm beginnt das Herrscherhaus der Folkunger, welches endlich auch Schweden, wiewohl unter mancherlei Stürmen, in die Bahnen des europäischen Gesamtlebens hineinführte. Schon Birger Jarl selbst hat durch einen siegreichen Kreuzzug auch das innere Finnland aufgeschlossen, wo er Tavastehus gründete. Finnland nahm ein schwedisch-christliches Element in sich auf, das seinerzeit in den Schlachten Gustav Adolfs sein Gewicht in die Wagschale der allgemeinen Entscheidungen werfen sollte. Mit den Hanseleuten wußte sich Birger gut zu stellen; für Schwedens materielle Entwickelung erwies sich der deutsche Handel so unentbehrlich, wie für die Norwegens.

Mit dem, was an den nordöstlichen Marken des deutschen Reichs und über sie hinaus sich vollzog, kann die Entwickelung, wie sie in den südöstlichen Grenzgebieten eintrat, keinen Vergleich aushalten: allein ganz ohne analoge Bedeutung ist sie nicht. Die Babenberger, deren Stellung in Österreich an die der Ascanier in Brandenburg erinnert, sind leider schon 1246 mit jenem Herzog Friedrich dem Streitbaren ausgestorben, der ohnehin durch seine Widersetzlichkeit gegen Kaiser Friedrich II., sowie durch unglückliche Kriege, namentlich mit Ungarn, seine Stellung verdarb. Immerhin war es diesem Hause gelungen, Steiermark durch Erbeinsetzung und große Stücke von Krain durch Vermählung an sich zu bringen, wodurch eine kompakte Territorialmacht entstand, die nun freilich um so mehr den Wettstreit der Nachbarn erregte. Wenn aus diesem Erbstreite, der nicht ohne Einmischung Innocenz' IV. geführt ward, am Ende der Przemyslide Ottokar II. von Böhmen als Sieger hervorging, so lag doch auch darin fürs erste noch keine Schädigung der deutschen Interessen. Denn eben dieser König, dem eine welthistorische Rolle in allen ostdeutschen Kämpfen beschieden war, ist es gewesen, der in

Böhmen selbst dem germanischen Element durch systematische Kolonisation, hauptsächlich durch städtische Anlagen auf lange hin das Übergewicht verschafft hat. Böhmen erwuchs unter seiner Hand zu einem der vornehmsten, allerdings — vermöge seiner in der Tiefe noch unüberwundenen slavischen Eigentümlichkeit — auch verhängnisvollsten Glieder des Reichs.

Bei Ungarn mußte es dagegen schon für einen Gewinn gelten, wenn man es nur innerhalb der lateinischen Sphäre überhaupt festhielt. Was den Bemühungen der salischen Kaiser nicht gelungen war, den sicheren Anschluß des Landes an das germanische System zu bewirken, ist dann besonders durch die Kreuzzüge bewirkt worden, für die es so oft die Heerstraße bildete. Auch hier begegnen wir dann sogenannten deutschen Gästen in namhafter Anzahl; die wichtigste Einwanderung — aus den vlämischen und niederrheinischen Gebieten — berief in der Mitte des 12. Jahrhunderts König Geisa II. nach Siebenbürgen, wo ihre nationale Existenz durch die Handfeste Andreas' II. von 1224 mit Bürgschaften umgeben ward. Hätte nicht eben damals der deutsche Ritterorden seinen Platz neben ihnen im Burzenlande wieder verlassen müssen, so wäre vielleicht zur Seite der unteren Donau ein ähnliches Gebilde wie in Preußen erwachsen, was für die Zeiten der türkischen Invasion von unendlicher Bedeutung hätte werden müssen.

Andreas II. selber dürfte man übrigens wegen dieses Bruches mit dem Orden eine eigentliche Abneigung gegen die Deutschen nicht zur Last legen. Seine Gemahlin Gertrud von Meran übte vielmehr einen so großen Einfluß auf ihn und seine Regierung aus, daß sie dadurch die nationale Antipathie der ungarischen Großen erweckte und von ihnen greulich ermordet ward. Seine Tochter ist die heilige Elisabeth, die als Gemahlin des Landgrafen von Thüringen eine poetische Legende in Deutschland selbst hinterlassen hat. Zu einer intensiveren Verbindung Ungarns mit dem Reiche konnte es jedoch schon deshalb nicht kommen, weil Andreas sich im Jahr 1222 genötigt sah, durch eine Goldbulle, die man der Magna Charta und den Konstitutionen Friedrichs II. an die Seite setzen darf, seinem nationalen Adel eine Art von Verfassung zu verleihen, in der demselben sogar das Recht des Widerstandes eingeräumt ward für den Fall, daß der König die Privilegien nicht beobachte. Kein Wunder, daß sein Sohn und Nachfolger, Bela IV., jede Anmutung einer Unterthänigkeit unter Kaiser Friedrich II. von sich wies und diejenigen züchtigte, die mit dem Herzog von Österreich in Verbindung gestanden hatten.

Sehr entschieden nahm dagegen Ungarn eben jetzt an den kirchlichen Interessen des Abendlandes teil. Noch der Zeitgenosse Kaiser Friedrichs I., Bela III., Vater Andreas' II., hatte sich einer byzantinischen Tendenz verdächtig gemacht. Er hatte selbst seine Jugend im griechischen Reiche verbracht und stand mit Manuel in Freundschaft; dem Isaak Angelus vermählte er seine Tochter. Die Venezianer waren seine Gegner, wie die der Griechen. Andreas II. dagegen wandte sich ganz den lateinischen Ideen zu. Er bekämpfte die Liturgie der Russen; in Halitsch mußte ihm der Thronbewerber

die Einführung des römischen Ritus versprechen. 1217 unternahm er einen Kreuzzug, von dem er freilich unverrichteter Sache in Accon umkehrte, ohne die weitere Fahrt, die zur Belagerung Damiettes führte, mitzumachen. Auch er ist dann mit dem östlichen Reich in Familienverbindung gekommen, aber wohlverstanden mit dessen lateinischen Dynastien. Bonifaz von Montferrat ward sein Schwager, er selbst freite in zweiter Ehe eine Dame aus dem flandrischen Hause von Konstantinopel, eine Nichte Kaiser Heinrichs, dessen geeignetster Nachfolger er ohne Zweifel geworden wäre.

Doch ich halte inne; denn nur darauf kam es an, die Entwickelung einer in sich zusammenhängenden abendländischen Welt, die wir früher nach der südlichen, romanischen Seite hin verfolgt haben, auch nach der nördlichen germanischen hin im Umriß zu zeichnen. So erstreckte sich nun von Cypern und der phönizischen Küste bis zum finnischen Meerbusen, von Grönland und Island bis zu den Säulen des Herkules die Gemeinschaft der lateinischen Christenheit, jener priesterlich-kriegerische Staat romanisch-germanischer Völker, der sich im Laufe der mittleren Jahrhunderte allmählich bis zu dieser Höhe ausgebildet hatte. An seiner Spitze stand, durch alle seine Teile hin bis zu den äußersten Grenzen wirksam, die päpstliche Hierarchie. Es war nun doch geschehen, wogegen sich die alten Deutschen in karolingischen und sächsischen Zeiten mit so großer Kraft gesetzt: das geistliche Prinzip war zu allgewaltiger Herrschaft gelangt. Das Kaiserreich selbst hätte seiner inneren Bestimmung gemäß die Einheit der Christenheit darstellen müssen. Da ihm das nicht gelang, da es schon im 11. Jahrhundert allenthalben von unübersteiglichen Grenzen umgeben ward, so mußte es einer Gewalt unterliegen, die dazu imstande war, die wirklich die gesamten Nationen des Abendlandes in allgemeiner Gläubigkeit um sich sammelte. Politische und kirchliche Geschichte hängen zu allen Zeiten eng zusammen, niemals aber enger als damals. Die höchste geistliche Macht ist zugleich die höchste weltliche. Sie ist es darum, weil sie die aus der Entwickelung der Vergangenheit emporstrebende Idee ausdrückt, von der dann wieder alles Thun und Bestreben des Abendlandes ausgeht.

Zwar bestanden allenthalben Staatsgewalten; allein der Klerus bildet eine sie allesamt umfassende Macht, der die ihre im Innern lähmt und zersetzt. In früheren Jahrhunderten hatte die Geistlichkeit, vor allem das Bistum in den verschiedenen Ländern eine selbständige Haltung Rom gegenüber eingenommen; die weltlichen Obrigkeiten hatten an ihren Bischöfen eine Stütze in ihren Konflikten mit dem päpstlichen Stuhle gefunden. Jetzt ist die Unabhängigkeit aller Volks- und Landeskirchen verschwunden; es giebt nur lokale Behörden der universalen Kirche: der Bischof, dessen Befugnis überall so tief in die weltlichen Angelegenheiten eingreift, ist dabei nichts anderes, als das Organ des Papstes, sein Vertreter, sein Diener. Es kommt hinzu, daß die großen Fürstentümer auch sonst fast sämtlich von einer Auflösung ihrer centralen Macht betroffen sind: aristokratische Gewalten sind

hier wie dort an deren Stelle getreten. Auch die mächtigsten Reiche der Christenheit sind deshalb dem Einflusse des Papsttums erlegen. Frankreich ist ihm tief ergeben, denn es verdankt ihm den Fortschritt seiner national-politischen Entwickelung; England ist von ihm besiegt und unterworfen; in Deutschland war der letzte Kaiser durch den Papst, wie auf den Thron erhoben, so vom Throne gestürzt worden. In allen Streitigkeiten der spanischen, wie der nordischen Reiche führt die Kurie das entscheidende Wort. Die weltlichen Stände, welche über die Schranken der Staaten hinaus sich als große Genossenschaften fühlen, betrachten sich zugleich in gewisser Hinsicht als einen Anhang des geistlichen. Das ritterliche Element, dessen Besitztümer von Palästina und Andalusien bis in den hohen Norden reichen, unterwirft sich der Zucht des Klosters. Das bürgerliche Leben, dessen Thatkraft den Welthandel lenkt, beruht in seinem täglichen Gange großenteils auf den religiösen Verbrüderungen. Die Unternehmungen der Völker selbst werden von geistlichen Impulsen beherrscht: die Romanisierung der pyrenäischen Halbinsel, die Germanisierung der baltischen Regionen erscheinen als großartige Rückwirkungen der Kreuzzüge.

Ich möchte es wiederholen: das welthistorische Fundament, auf welchem die Hierarchie des Papsttums im 13. Jahrhundert beruhte, erkenne ich darin, daß es die Einheit der abendländischen Nationen, ihre große gemeinschaftliche Tendenz, die mit der Pflanzung und Hegung des Christentums so enge verknüpft ist, repräsentiert und befördert, bei weitem besser und entschiedener als das Kaisertum, wodurch es eben geschah, daß es dieses überflügelte. Es gelang ihm das äußerlich durch dieselben Mittel geschickter Politik und allmählicher Kraftentwickelung in Krieg und Frieden, durch welche die Mächte der Erde überhaupt gegründet werden. Aber diese päpstliche Weltherrschaft hatte zugleich das Eigene, daß sie ihres geistlichen Charakters wegen ihre Autorität für etwas unbedingt Notwendiges, Heiliges, mit der Idee Zusammenfallendes erklärte. Es ward eine Theorie der Kirche gepredigt, nach welcher diese Gewalt als die notwendige Darstellung des Göttlichen auf Erden erschien: der Papst als der Statthalter Christi, als die Einheit des geistlichen Lebens auf Erden, von der alles andere so natürlich geleitet wird, wie das Fleisch von dem Geist: der Klerus durch das Sakrament der Weihe über die übrigen Menschen zu einem Orden erhoben, der zwischen Menschheit und Gottheit vermittelt. Die in dem Klerus versammelte Kirche ist unfehlbar; sie ist die lebendige Inkarnation des ewigen Wortes. So vollzieht sie auch mystisch das Opfer der Versöhnung jeden Augenblick durch ein Wunder.

Es ist indessen sehr wichtig, zu beobachten, wie diese Theorien, schon länger vorbereitet, doch zumeist der Entwickelung des Faktums zur Seite gegründet und auferbaut werden. Die mystische Lehre von der Transsubstantiation, auf der alles beruht, indem die Priester gleichsam durch ein Wunder den Leib Christi herstellen und zum Opfer darbieten, wird in einer Synode

Gregors VII. 1079 eben in dem Moment fixiert, wo der Kampf mit dem Kaisertum entbrennt. Es folgte notwendig die Anbetung des Sakraments, welche der Mittelpunkt des ganzen äußeren Gottesdienstes wurde: sie datiert aus dem 13. Jahrhundert. Die Lehre von dem Schatze der Kirche und der Austeilung desselben durch den Papst, auf die hinwieder das ganze Pönitentiarsystem sich gründet, ward ebenfalls im 13. Jahrhundert ausgebildet. Da erst ward die Bibel in der Landessprache den Laien verboten; die Bewahrer des Geheimnisses waren fortan allein die Mitglieder des Klerus.

Demnach war die Kirche in dieser Epoche weit davon entfernt, was sie ehedem gewesen: eine Lehranstalt der Völker zu sein; sie war vielmehr nur noch eine Darstellung des Geheimnisses, zur Repräsentation und Herrschaft gegründet. Wehe dem, der von ihren Satzungen abweicht! Diese Gewalt hat zugleich eine furchtbare Polizei: die Inquisition der Dominicaner erstickte jeden Widerstand. Hohe Schulen bestanden, allein nur für den gelehrten Stand, in welchen jene dem Faktum der kirchlichen Oberherrlichkeit zu Grunde gelegte Anschauung mit Scharfsinn ausgebildet und entwickelt wurde. In Paris und Bologna, nach deren Muster alle übrigen Universitäten der folgenden Zeit gegründet wurden, versammelten sich damals die Studierenden aller Nationen. Bildete in Paris die Theologie den Kern aller Studien, so erwuchs in Bologna neben der Wissenschaft des Civilrechts die des kanonischen, dessen systematische Gestaltung, in beständiger Wechselwirkung der Theorie mit der Praxis vollendet, zu den am meisten charakteristischen Erscheinungen des Zeitalters gehört. Der Gesetzsammlung Justinians trat ein Corpus juris des geistlichen Weltreiches an die Seite. Alle großen Päpste, von Alexander III. bis auf Innocenz IV., waren zugleich hervorragende Kanonisten. Ihre Dekretalen geben dem Leben von Millionen Menschen Maß, gleich den Konstitutionen der alten Imperatoren. Kam die wiederbelebte römische Rechtslehre, wie wir früher bemerkten, materiell einigermaßen der Staatsgewalt zu gute, so hat sie doch andererseits formell die kirchenrechtliche Doktrin gefördert und so indirekt auch das Papsttum begünstigt.

Es war immer der nämliche oberste Gedanke, der die Gemüter vollkommen beherrschte, der alle Produktionen dieser merkwürdigen Epoche in Kunst und Litteratur durchdrang. Er zeigt sich, auch abgesehen von der Theologie, in der ganzen lateinisch redenden gelehrten Litteratur der Zeit. Im 12. Jahrhundert hörte man auf, die Alten in den Schulen zu treiben, wozu ein so schöner Grund gelegt worden war. Nur die kirchlichen Ideen hatten in der Erziehung der Geister Geltung. Selbst die Poesie widmete sich mit Vorliebe ihrer Verherrlichung. Die nationale Entwickelung wird dadurch gleichsam in Fesseln gehalten. Wie sind die romanischen Ideen in der deutschen Dichtung so vorwaltend und mächtig! Da ist kaum eine Litteratur, die sich nicht den Kampf gegen die Saracenen zu ihrem vornehmsten Gegenstande nähme. Artus mußte jetzt mit den Ungläubigen fechten, Karl dem Großen ward die Eroberung von Jerusalem zugeschrieben. Der go-

tische Baustil mag seinen örtlichen Ursprung im nördlichen Frankreich, sein äußeres Motiv in bestimmten konstruktiven Erwägungen haben: wie er sich entfaltet und über das Abendland ausbreitet, um mit dem Schwunge seiner Wölbungen die Seele emporzuziehen und doch wieder in strenger Einheit zu befangen, entspricht er durchaus dem Wesen des Jahrhunderts; es ist die Architektur der Hierarchie. Wohl reißen sich toscanische Bildhauer und Maler von den starren Linien der überlieferten Typen los; allein das neue Leben, das sie ihren Gestalten einzuhauchen wissen, ist für jetzt noch von geistlicher Empfindung bewegt. Der Mensuralgesang wird erfunden: der Pracht des Kultus dient der Fortschritt der Musik. Alles zu kirchlichen Zwecken, in denselben Ideen, in denen beinah jede Unternehmung gemacht, jeder Krieg geführt wird, von deren Ring das ganze Leben umfangen war, und die dann natürlich wieder dem Inhaber der geistlichen Gewalt ihren Tribut darbrachten.

Es war eine Schöpfung im größten Stil: nie war ihresgleichen in der Welt gewesen. Doch dürfte niemand sagen, daß sie auf diese Weise hätte fortbestehen können. Das Papsttum schien allmächtig, aber es fand in der Natur der Dinge, der Selbständigkeit der Nationen wie der Individuen, in dem Bedürfnis der menschlichen Freiheit, dem Reichtum der göttlichen Gedanken einen unüberwindlichen, bald genug siegreichen Widerstand. Die Weltstellung des römischen Stuhles war aus den Prinzipien der Macht, der Kultur und der Religion hervorgegangen; sie führte zu einer niederdrückenden Überlegenheit der klerikalen Interessen. Aber auch die weltlichen waren auf die nämlichen Prinzipien gegründet; selbst die Religion ging niemals in der Kirche auf, geschweige denn in der Hierarchie. Diese ewigen Kräfte waren es, die auch die wieder aufkommenden Selbständigkeiten belebten. Aber bei alledem ist es dennoch gewiß, daß die damalige Form der abendländischen Welt die Grundlage unseres ganzen europäischen Wesens ist, auf welcher dieses in den folgenden Jahrhunderten sich mit allen seinen Entzweiungen und seiner bis zu diesem Augenblicke dauernden Einheit erhoben hat.

Überblick.

In den nachfolgenden Studien, die auf möglichst gründlicher Forschung beruhen und doch durchweg an ein Allgemeines anknüpfen sollen, will ich ein weiteres Stück der Universalhistorie mitteilen: die Geschichte der zweiten Hälfte des 13., sodann des 14. und des 15. Jahrhunderts. Mit der bloßen Bezeichnung der Jahrhunderte, die uns beschäftigen werden, ist indes noch wenig gesagt; denn nicht die Jahreszahlen bilden die Marken der Begeben-

heiten: man muß eine Abgrenzung suchen, die dem Innern der Ereignisse besser entspricht. Die Grenzen des historischen Gebietes also, das wir durchwandern und kennen lernen wollen, werden auf der einen Seite von dem Beginn der neueren Zeit gebildet, den politisch-kirchlichen Komplikationen, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnen, und auf der anderen, zurückliegenden, von dem Entscheidungskampfe zwischen der päpstlichen und der kaiserlichen Gewalt, dem Untergang der Hohenstaufen im Abendland, im Morgenland von der Zerstörung des Kalifats zu Bagdad durch die Mongolen. Kalifat und Papsttum hatten einander bisher wie zwei große Lager gegenübergestanden; das Papsttum behielt im Abendlande die Oberhand, und es erschien anfangs als sein Vorteil, daß der Gegner im Morgenlande einem neu vordringenden Weltelemente unterlag. Das Gegenteil sollte sich bald zeigen. Denn Konstantinopel, das im Anfang unserer Epoche noch der abendländischen Hierarchie gehorchte, geriet in die Gewalt eines Türkensultans, der zugleich die Autorität des Kalifats in Anspruch nahm. Bis gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts waren Orient und Occident noch in ziemlich gleichartiger Entwickelung. Saladin und Kaiser Friedrich I. oder auch Richard Löwenherz standen einander an und für sich und persönlich, in Charakteren und Idealen, abgesehen von ihrer Feindseligkeit, nicht so ferne. Auch die Ritterorden brachten manche orientalische Ideen nach Europa mit, der übereinstimmenden Tendenzen in den philosophischen Studien zu geschweigen. Seitdem aber nahmen Morgen- und Abendland entgegengesetzte Formen und Richtungen an, welche ganz andere Kämpfe in dem südlichen Europa veranlaßten, als jene in Kleinasien gewesen waren.

Im Abendlande, auf das unsere Aufmerksamkeit beinahe ausschließlich gerichtet sein wird, geschah eigentlich das Gegenteil von dem, was die Osmanen vollbrachten. Die geistliche Gewalt nahm hier umgekehrt die weltliche Macht selbst in Anspruch und hatte sie bis auf einen gewissen Grad im Besitz. Große Reiche, die sich mit den morgenländischen hätten vergleichen lassen, bildeten sich im Abendlande nicht. Es erlitt an allen seinen Grenzen die größte Einbuße. Aber im Innern erhielt es sich doch immer unbelästigt von fremden Invasionen. In immer erneutem Kampfe war Europa doch in stetem inneren Fortschritt begriffen, der es dann ist, auf dem alles beruht. Das Papsttum war überwiegend, aber weit entfernt, alleinherrschend zu sein. Es regierte selbst in der Kirche unter ewigem Widerstreben. Die weltlichen Gewalten waren viel zu fest gegründet, um aufgelöst werden zu können, doch auch nicht stark genug, um ihre Grenzen zu überschreiten; sie zogen sich in ihre Nationalitäten zurück. Der Widerstreit dieser Nationen wie der Geister gegen die vom Papsttum beabsichtigte absolute Einheit bildet einen Charakterzug der Periode.

Man zieht selten in Betracht, welche reiche Fülle des Lebens die letzten Jahrhunderte des Mittelalters in sich schließen, wie vieles von dem ihnen angehört, was als das allgemein Charakteristische jenes ganzen Weltalters

betrachtet wird. Noch war das Rittertum — die ideale Genossenschaft der bewaffneten Christenheit — in seiner vollen Entwickelung und Stärke. Es betrachtete sich als eine Einheit in dem gesamten Europa, als einen allgemeinen großen Orden. Es führte noch bedeutende Handlungen aus. Die Kolonisation der nordgermanischen Länder, vor allem Preußens, ist ein Werk der Ritter, wie sie im Süden das meiste dazu beigetragen, die Mauern bis nach Granada zurückzuweisen; die Nobili der italienischen Städte bevölkerten die griechisch-orientalischen Gebiete, der englische Adel Irland, der schwedische und dänische Finnland und Esthland. Auf dem Kampfe des englisch-französischen Adels beruht die Geschichte des Westens, der Adel Frankreichs hat die Selbständigkeit der französischen Nation gerettet. Die historische Gerechtigkeit besteht darin, daß man auch an Erscheinungen, die man sonst nicht billigt oder an denen man viele Mängel findet, doch das Verdienst anerkennt, das sie sich erworben haben. Jenes Raubrittertum ist es, das dem Mittelalter einen schlechten Ruf gemacht hat, aber das Institut des Rittertums überhaupt darf man darum nicht verwerfen, weil es allmählich verfiel und ausartete. Es hatte eine Zeit hoher Blüte, wie es denn die abendländische Poesie begründet hat und im 14. Jahrhundert die abendländische Historiographie, die an Anschaulichkeit und Anmut alles übertrifft, was das Altertum hervorgebracht hat.

Daß wir nicht unter dem Papsttum verharren konnten, liegt am Tage; aber es wäre eine Thorheit, seine Unentbehrlichkeit in jener Epoche der Weltentwickelung in Abrede zu stellen. Ich bin weit entfernt, das Papsttum für ein in besonderem Sinne göttliches Institut zu halten: man hat mich darum auf den Index gesetzt, weil ich es nicht thue; aber ich halte dennoch das Pontifikat für eines der großartigsten und bewunderungswürdigsten Institute, welche jemals hervorgetreten sind. Es wäre vielleicht eine Möglichkeit gewesen, es mit einer freieren Entwickelung der Intelligenz und der religiösen Meinungen zu kombinieren. Aber freilich nur vielleicht. Denn es ist fast zu schwer für den Menschen, den Besitz der Gewaltfülle mit der Anerkennung fremder Freiheit und Spontaneität zu verbinden. Wie schwer es dort in Rom ist, sehen wir an dem, was in unseren Tagen daselbst vorgegangen ist. Jene Infallibilität, welche das Mittelalter bekämpfte und mit Recht bekämpfte, will man heute dem Oberhaupte der Kirche zuerkennen. Wir werden viel davon zu handeln haben, wie man das Papsttum der konziliaren Macht, die heute von ihm beherrscht wird, unterzuordnen suchte in den Konzilien zu Konstanz und Basel. Weit gefehlt, daß die Ideen jener Zeit abgestorben und verkommen wären; sie leben fort und beschäftigen heute wieder die allgemeine Aufmerksamkeit.

Damals standen dem Papsttum die beiden Orden des 13. Jahrhunderts, die Dominicaner und Franziscaner, zur Seite, besonders die letzteren gaben dem gesamten Kirchenwesen eine populärere Gestalt, sie brachten es der Sphäre der unteren Volksklassen näher. Einem bettelmönchischen Reise-

prediger gegenüber sammelte sich das Volk in Deutschland aus weiter Ferne, wie man sagt: hundert Meilen weit, um seine in freiem Felde aufgerichtete hohe Kanzel her, um ihn zu vernehmen. Aber freilich hängt damit auch die gräßliche Verfolgung der Ketzer zusammen, für die eben auch das Volk gewonnen wurde. Beides sind wahre Äußerungen des Geistes der Epoche. Die gelehrten Theologen schwiegen, wenn der Laienbruder aus dem Orden des Franz von Assisi das Wort über die drei vornehmsten Tugenden, Armut, Demut und Gehorsam, ergriff. Mit der Armut war es sehr ernstlich gemeint. Was man sonst an der Welt verachtete, kam hiebei mit hinreißender Gewalt zu Tage.

Aber überhaupt war die Epoche durch das Emporkommen des plebejischen Elementes in dem öffentlichen Leben gekennzeichnet. Es ist die Zeit, in welcher die Städte und in ihnen die Bügerschaften zu voller Teilnahme an dem öffentlichen Leben gelangten. In Italien waren es die großen Kommunen, in denen dies Element einst im 11. Jahrhundert die kirchliche Veränderung hervorgebracht hatte, der Heinrich IV. erlag; vor ihnen wich im 12. der große Hohenstaufe Friedrich I. zurück. Es ist eine prächtige, lebensvolle Entwickelung, die sich damit anbahnt. Denn keineswegs auf immer und allein hängen sie an der Kirche, sie konstituieren eine Weltmacht, an welche die bürgerliche Freiheit und die großen Staatsbildungen anknüpfen. Aber auch sie hatten eine gräßliche Seite. Zuerst in Toscana und dann über ganz Italien hin trennen sich die Parteien der Kirche und des Kaisertums, die Parte Guelfa, und die Parte Ghibellina, die einander in den wildesten, oftmals grausamsten Feindseligkeiten begegneten. Die Sage versenkt das Kaisertum der untergehenden Welt in die verschlossenen Gebirge. Eine andere Sage stelle ich damit zusammen. Nach Saba Malaspina sah man bei der Geburt Manfreds, des Sohnes Friedrichs II., zwei furchtbar anzusehende Frauengestalten, Gebellia und Guelfa, in den Lüften erscheinen und sich in entsetzlicher Kampfeswut gegeneinander erheben.

Eine andere friedlichere Seite des städtischen Lebens stellt sich in Deutschland dar, wo allenthalben die Zünfte den Geschlechtern das Stadtregiment entreißen in mancherlei Abstufungen, und dann ihr Gewerbe und ihren Handel auf eine Höhe erheben, welche dieselben früher nie erreicht haben. Der Hansabund entstand, der mehr als siebzig Städte vereinigte und den ganzen nördlichen Handel beherrschte. Von seinen Faktoreien war die eine in England, die andere in Norwegen, die dritte in Rußland, eine andere in dem an der westlichen Grenze des Reiches gelegenen Brügge in Flandern, während er sich im Innern um die Hauptorte Danzig, Lübeck, Braunschweig und Köln gruppierte. Die Hansestädte bildeten ein Recht für den „gemeinen Kaufmann", ein See- und Handelsrecht aus; zugleich gewährten sie einander eine gegenseitige Unterstützung, die dem bürgerlichen Stande als solchem eine freie Anerkennung verschaffte. Im 15. Jahrhundert hat man einmal gemeint, Adel und Fürstentum würden vor den Städten zurückweichen müssen.

Das Prinzip freier Einungen war indes auch in dem entgegengesetzten Stande, dem Adel, überwiegend. Allenthalben organisierte sich die Ritterschaft in großen Einungen oder in den Landschaften. Dadurch nun, daß beide miteinander und mit dem Fürsten, der seine Berechtigung von dem Kaiser, welcher die Idee der öffentlichen Ordnung repräsentierte, erhalten hatte und zu Lehen trug, in ein rechtliches Verhältnis traten, erwuchsen die Landstände, das Consilium fidelium, mit welchem der Fürst verfügt. Prälaten, Ritter und Städte traten mit ihm in eine Genossenschaft zusammen, in der doch das eigentümliche Recht eines jeden vorbehalten wurde. Doch geschah das nicht allenthalben, noch stets in gleichem Maße. Die höchsten Rechte wurden durch Reichsvogteien ausgeübt, mit welchen der Kaiser zuweilen auch erblich belieh. Indem diese zu weit griffen, riefen sie namentlich in dem hohen Gebirge der Alpen einen Widerstand hervor, der keine Landesherrschaft und keine Hoheit derselben zustande kommen ließ. In diesem Gegensatz entstand die schweizerische Eidgenossenschaft, die sich doch, obwohl sie eine mehr republikanische Form annahm, nicht von dem Reiche trennte. Das Reich bildete sich im Gegensatz gegen das Papsttum zu einer festen, von momentanen Bestrebungen unabhängigen Verfassung aus, die, vornehmlich auf dem Kurfürstentum ruhend, in der goldenen Bulle ihre allgemeine Gestalt erhielt und auf den Reichstagen, ebenfalls in Verbindung der geistlichen und weltlichen Stände mit den Städten, eine eigentümliche Form gewann.

Der Zeitraum, den wir zu behandeln haben, ist auch sonst die Epoche der ständischen Verfassungen. Da konstituierte sich das Parlament von England in den Formen, die es später behalten hat; da entwickelte sich die Verfassung der drei Stände in Frankreich, die zuweilen das Übergewicht über die Monarchie davonzutragen schien. Noch mehr bildete sich dies Element in den Königreichen der pyrenäischen Halbinsel aus, während in den Staaten der apenninischen meistenteils die republikanische Verfassung die Oberhand bekam. Auch in der geistlichen Verfassung aber überwog dieses ständische und korporative Element. Die geistlichen Füstentümer, die dem Reiche angehörten, waren durch ihre Kapitel gefesselt. Dem Papsttum selbst suchte sich die Kirche in einer freien Genossenschaft zu opponieren, wie das in dem großen Concilium geschah. Schon trat ein Abfall ein in den Hussiten, der nicht mehr vollständig gedämpft, aber doch auf ein geringeres Maß von autonomer Wirksamkeit beschränkt werden konnte.

Die Kirche und das Kaisertum bestanden und behielten das allgemeine Übergewicht. Aber von einer absoluten Herrschaft blieben die Träger derselben weit entfernt. Die Monarchie war kräftig repräsentiert, aber fand überall Widerstand. Ja die Autonomie drohte zuweilen in Anarchie umzuschlagen und durch anarchische Bewegungen den Zweck menschlicher Vereinigung in der Form des Staates illusorisch zu machen; aber sie fand dann einen Widerstand, der diesen doch immer aufrecht erhielt. Die großen Nationalitäten gestalteten sich in endgültigen Umrissen. Deutschland und Italien

scheiden sich voneinander, faktisch, wenngleich nicht rechtlich; so England von Frankreich. Jene Intention, die skandinavischen Reiche zu vereinigen, konnte doch nicht realisiert werden. Dagegen gelang eine andere große Vereinigung von Polen und Litauen, die eine Zeitlang selbst Ungarn und Böhmen an sich zog. Der innere Grund hiefür lag darin, daß in den Zuständen, in welchen die romanische und germanische Christenheit war, sie unfähig wurde, ihre Stellung im Orient festzuhalten. Die Osmanen drangen vor, die Tartaren waren noch ungemein mächtig und furchtbar, Rußland selbst war noch von Kaptschak abhängig. Jene Verbindung der östlichen Reiche unter den Jagellonen bildete sich im Widerstand gegen sie aus einem zeitweiligen Bedürfnis.

Eingeengt von der mongolischen und islamitischen Welt, bewegt sich die abendländische, christliche, auf sich selbst angewiesen, in einer stetigen lebendigen Fortentwickelung. Die Nationen sind noch nicht von einander völlig gesondert; sie halten an ihrer religiösen, sie alle umfassenden Einheit fest, ohne doch von ihr vollkommen gefesselt zu sein. Kein Volk hat eigentlich seine eigene Geschichte für sich, wenigstens wäre diese nicht für sich zu verstehen, obschon ein jedes sich doch in seiner eigenen, charakteristischen Richtung fortbewegt, soweit es ohne Absonderung in der Religion möglich ist. So hängen z. B. die Gründung der parlamentarischen Verfassung in England und die der Reichsverfassung in Deutschland, sowie die der Generalstände in Frankreich weit mehr zusammen, als man gemeiniglich glaubt; wir werden sehen, daß sie zugleich Handlungen der Opposition gegen das Papsttum sind. Dieses selbst aber ist in seiner universalen Thätigkeit nach wie vor weit entfernt, eine bloß religiöse Macht zu sein, es ist vielmehr — wie denn eben die gesamte Christenheit ein Völkersystem ist, das in dem Ganzen der Weltverhältnisse seine eigene Stellung hat — vom Anfang bis zum Ende dieser Periode in hohem Grade universalpolitisch.

Hier am Eingang dürfen wir sogar die Christenheit und die dem Islam anhangenden Völker miteinander in gewissem Sinne als eine große Einheit betrachten. Denn indem man noch an den Küsten von Vorderasien um die Trümmer des Reiches Jerusalem kämpfte, hatte sich im Rücken der mit den christlichen Abendländern streitenden Mohammedaner eine neue Weltmacht erhoben, der gegenüber sie vorübergehend als zusammengehörig erscheinen konnten und von der sie beide überflutet zu werden in Gefahr gerieten. Diesem Angriff, oder vielmehr diesem Überflutungsversuch, wollen wir nun zunächst unseren Blick zuwenden, um die Marken zu umschreiben, welche die abendländische Welt umschlossen, bis sie nach einer ganz anderen Seite hin eine neue Ausbreitung von unermeßlicher Bedeutung gewann.

Sechzehntes Kapitel.

Überflutung der asiatischen und osteuropäischen Welt durch die Mongolen.

So früh das vordere Asien in das Licht der allgemeinen Geschichte eingetreten war, so wenig hatte sich darüber hinaus in das Innere des östlichen Erdteils bis nah an das 13. Jahrhundert der Zusammenhang der universalen Entwickelung zu erstrecken vermocht. Das hinterasiatische Leben bewegte sich bis dahin in seinem eigenen Kreise, der denn nicht minder, als die christlich-mohammedanische Welt, von großen Gegensätzen der Religion erfüllt war; nur darin stimmten die dort herrschenden Glaubenssysteme überein, daß sie sämtlich von der monotheistischen Anschauung mehr oder weniger weit abwichen.

Da erscheint in dem uralten, durch und durch originellen China die Lehre des Confucius, der im 6. Jahrhundert v. Chr. gelebt haben soll, als die Grundlage der noch heute gültigen Reichsreligion. Das Grundwesen, von dem alles stammt, spiegelt sich ab in dem blauen Himmelsgewölbe. Wie das Naturleben der Erde von ihm rings umfangen wird, so ziemt es auch dem Menschen nicht, das seinem Herzen eingeprägte Maß zu überschreiten; die der äußeren Welt innewohnende Regel ist das Vorbild für die Norm des sittlichen Daseins. Durch das Festhalten an der rechten Mitte nimmt der Mensch gleichsam Anteil am Schaffen und Erhalten der Weltordnung. Die Obrigkeit soll dies himmlische Gesetz der Ordnung im Lande pflegen. Der Kaiser ist der Oberpriester, Reichsfürsten und Beamte die Priester dieser Religion. Auf einem Berge wird das große Opfer vollzogen. Diese Lehre hat etwas Tiefsinniges, Erhabenes, Stilles, Geistig-sittliches; vortrefflich dient sie zur Grundlage eines Reiches, das nur Frieden und Ruhe sucht.

Sehr anders geartet, nicht ohne sinnliche Phantasie, erblickte die Lehre der Brahmanen in Indien in den Mächten einer üppigen Natur das unmittelbare Schaffen und Wirken geistiger Wesenheiten. Doch hatte sich den Äußerlichkeiten dieser brahmanischen Götterlehre längst der Buddhismus entgegengesetzt, dessen innerstes Bestreben dahin ging, dem menschlichen Wesen einen Zustand seliger Zurückgezogenheit aus jenem Kampfe der Elemente zu gewähren. Auch Sakjamuni, der Stifter dieser Religion, ist nach der mindest ausschweifenden Angabe ins 6. Jahrhundert v. Chr. zu setzen. Er ist der heilige Weise, der Buddha, göttlichen Ursprungs. Seine Lehre sucht das Heil der Welt in der Bändigung, ja der Entäußerung des Selbst. An der Stelle Gottes erscheint die Notwendigkeit. Das Übel hat die ganze Welt der Geburt und des Wechsels durchdrungen. Das Gute besteht allein in der Entsagung, als deren Endziel das Nirwana winkt, in welchem der Mensch von den Fesseln des Lebens befreit, aus seiner friedlosen Bewegung gerettet

wird. Für diese Entsagung ist insbesondere der Priesterstand gegründet, welcher dem der Laien für vollkommen gilt. Diese Religion der Büßung drang, während sie in Indien selbst das Brahmanentum keineswegs zu überwinden vermochte, wie es scheint, bald nach Christi Geburt gegen China vor. Im 5. Jahrhundert beherrscht sie, nicht ohne hierarchische Ausbildung, den ganzen Südrand des mittelasiatischen Hochlandes; im 7. dringt sie in das abgeschlossene Tibet ein, wo sie jedoch erst im 11. die Herrschaft erlangte. Beim Zusammentreffen mit dem Islam, nachdem dieser die Türkenstämme an sich gezogen, wußte sie sich doch im ganzen siegreich zu behaupten.

Wie schon hieraus erhellt, völlig unbekannt blieben diese Erscheinungen den Bekennern des Monotheismus nicht. In der religiösen Propaganda liegt überhaupt, ebenso wie im Eroberungstrieb oder im Welthandel ein Moment der Weltentdeckung. Arabische Missionäre drangen bis zu den Kirghisen und in andere Striche Centralasiens vor; auf ihren Seefahrten lernten die Araber auch China kennen, von dessen Merkwürdigkeiten sie zuerst Bericht gaben; durch sie ist der Kompaß von dort nach Europa gelangt. Noch vor der mohammedanischen Welteroberung hatte sich auch das Christentum durch die Nestorianer nach dem entfernten Osten ausgebreitet; aber nur schwache Spuren hatte es dort hinterlassen; eine sagenhafte Kunde von einem Priester Johannes, der daselbst herrsche, war bei den europäischen Christen übrig geblieben. Und bei allen diesen Beziehungen war doch der innere asiatische Norden, jene schwer zugängliche Scheitelfläche des Erdteils, noch völlig verborgen geblieben. Keine der genannten Religionen hatte bisher dort festen Fuß gefaßt; vielmehr bestanden da wieder andere, eigentümliche Dienste: das Schamanentum oder der Glaube an die Macht der guten, vor allem der bösen Geister, der überhaupt in dem Norden der Erde heimisch zu sein scheint, und dessen Mittelpunkt die Beschwörung der bösen Geister ist. Ohne eine Priesterkaste auszumachen, bilden doch die Schamanen eine Art von Stand, der von freiwilligen Gaben lebt. Im Dunkel der Nacht, mit Totengebeinen behangen, bei dem Schall einer wildgerührten Trommel, nach aufregenden Genüssen, citieren sie die Geister und suchen sie zu begütigen. Es sind das die Seelen der Verstorbenen, welche die Lebenden belästigen. An der Lena, am Baikalsee, am Ob und Jenissei herrscht dieses Wesen. Unter den Mongolen hatte es Wurzel gefaßt. Eben von hier aus aber ging eine Völkerbewegung aus, durch welche, indem sie Osten und Westen zugleich erschütterte, die bisher getrennten Weltkreise zum erstenmal miteinander in eine gewisse historische Verbindung gebracht wurden.

Die Mongolen oder Tartaren, wie sie im Abendlande im 13. Jahrhundert heißen, gehören jener Rasse an, der auch einige früher in der Universalgeschichte begegnende Völker, wie Hunnen, Avaren, Bulgaren und vor allem die Türken im weitesten Sinne des Wortes beizuzählen sind. Doch sind sie von allen diesen Stämmen auch wieder zu unterscheiden, insofern sie am reinsten den eigentümlichen Bildungstypus in Gesicht und Schädelbau

repräsentieren, den sie durch Vermischung anderen mitteilen, ohne doch selber jemals davon abzuweichen. Auch der Charakter des ersten historischen Auftretens jener Reitervölker, die barbarische Feindseligkeit gegen die Kulturwelt, die von ihrem Ansturm betroffen wird, ist doch nirgends in dem Maße ausgeprägt, wie bei ihnen. Die Annalen der verschiedensten Völker, chinesische, persische, arabische, alttürkische, mongolische selbst, sind über die Geschichte der Mongoleneinfälle zu konsultieren; Hammer zählt ihrer vierhundert auf. Doch hat sich in allen eine Tradition ausgebildet, welche zwar mannigfaltig abweicht, aber in den Hauptpunkten zuverlässig ist. Da die Sache nun nicht nahe liegt, weder unseren Studien noch unserem Interesse, so will ich sie nur epitomatorisch darstellen.

Auf dem Gebirge, wo Tula, Onon und Kerlon nah bei einander entspringen, finden wir im 12. Jahrhundert die eigentlichen Mongolen angesessen. Sie wohnen in ihren mit Filz bekleideten, für Sonne und Luft offenen Zelten. Ihre Herden machen ihren Reichtum aus. Unter ihnen erhob sich der Stamm Nirun, von dem sie sagen, er verhalte sich zu den übrigen, wie die Perle zu ihrer Muschel. Er hatte sich so vermehrt, daß er als ein Volk angesehen werden konnte. Unter diesen ward im Jahre 1155 Temudschin, ein Sohn des Häuptlings Jissugei, geboren; als er zur Welt kam, hatte er einen Klumpen Blut in der Faust. Seine besondere Herkunft gab ihm ein Recht auf die Oberherrschaft, das ihm die übrigen nicht zugestehen wollten. Er war vierzig Jahr alt, als er in einer großen Schlacht an der Baldscha bei Talan Baldschusch den Sieg davontrug, durch welchen er die Nirun sich unterwarf; überhaupt wurden die Gegner aus den verschiedenen Stämmen besiegt.

Neben ihm war ein anderes mächtiges Oberhaupt unter den mongolischen Stämmen: Ongchan. Sein Stamm hatte ihn verjagt; er vereinigte sich mit Temudschin, der ihn wieder einsetzte. Sie hatten sich beim Trunk ewige Freundschaft geschworen und hielten hierauf gegen alle umwohnenden Stämme wacker zusammen. Oft vereinigten sich diese Stämme unter ihren gewohnten Opfern. Sie schlachteten Pferd, Stier, Widder, Hund und Ziegenbock, die besten ihrer Art. Sie wollten sterben wie sie, wenn sie ihren Eid verletzten. Sie wollen vergehen wie die Erde, die sie in den Fluß werfen. In der That hielten die Stämme diesen Schwur, aber sie wurden von den beiden Verbündeten immer geschlagen. Endlich aber gelingt es, die beiden Verbündeten zu entzweien. Flehentlich bittet Temudschin den Ongchan, sich nicht von ihm zu trennen: Warum, o Chan, mein Vater, willst Du mich mit denselben Geschlechtern verfolgen, die ich Dir unterworfen? Haben wir nicht geschworen, wenn eine Schlange sich zwischen uns schleicht, um uns zu vergiften, uns nicht betrügen zu lassen? Aber Ongchan blieb unversöhnlich.

Und so maßen sich die Stämme der Mongolen im September des Jahres 1203 zwischen den Flüssen Kerlon und Onon mit gesamter Kraft. Der Ongchan ward besiegt und getötet. Alle Stämme unterwarfen sich dem

Sieger Temudschin; der mächtigste, der der Naiman, ward dadurch in Pflicht gehalten, daß sich Temudschin mit der Frau des letzten Chans vermählte. Temudschin ward der einzige Fürst der Waldung. An der Quelle des Onon hielten hierauf die gesamten Stämme eine Zusammenkunft, einen Kurultai. Eine Standarte von neun Yackschweifen nach den neun Stämmen ward aufgerichtet. Ein Priester, von dem man glaubte, ein weißes Pferd trage ihn zuweilen gen Himmel, trat hervor und erklärte, es sei der Wille Gottes, daß ihr Anführer sich nicht mehr Temudschin nenne, sondern Dschingischan, der große Chan; alle seine Nachkommen würden Chane sein. Temudschin hörte eine Stimme: die Welt ist Dein, geh, nimm sie ein! Nach einer anderen Tradition empfing er den Titel durch einen Verwandten, den zweiten Gemahl seiner Mutter, unter der Prätention göttlicher Eingebung. Er nahm seinen Sitz zu Karakorum, der alten Stadt Hoeihe. So wurden durch Krieg die gesamten mongolischen Stämme vereinigt und zögerten keinen Augenblick, die umliegenden Länder anzugreifen. Mit Stäben bewaffnet, in ihren Tierhäuten, armes und waffenloses Volk, warfen sie sich auf die benachbarten Gebiete. Ihr erster Stoß war gegen das nördliche China gerichtet.

Die Chinesen hatten gegen diese kriegerischen Völker der Steppen ihre wunderbare Mauer gegründet, die sich in der Höhe von fünfzig Fuß und in der Breite von dreißig Fuß über hohe Berge und tiefe Thäler hinzieht. Das nördliche China ward damals von den Njudschi beherrscht, und diese griff Temudschin an, weil sie mit seinen Stämmen immer in Krieg gelegen hatten. Auf einem hohen Berge nahm er seinen Gürtel über den Hals, fiel nieder und betete zu dem ewigen Gott, ihm Rache wegen seiner Oheime zu gewähren und ihm gute und böse Geister dienen zu lassen. Im Jahre 1211 brach er durch die Mauer, 1212 eroberte er die Hauptstadt Yenking, 1213 hatte er schon neunzig Städte jenseit des Hoangho inne: im Jahre 1215 hatte er die Njudschi sich völlig unterworfen. Dann stürzte er sich auf Karakhitai und stand nun sofort den Mohammedanern gegenüber. Gegen letztere hatten diese östlichen Asiaten eine wahre Wut. Insofern waren sie Verbündete der Christen, die deshalb oft sie zu bekehren hofften.

In jenen persisch-aral ischen Gebieten, welche angeblich unter dem Kalifate standen, war nun damals, als Vorderasien unter den Ejubiden sich gegen die Christen vereinigte, wiederum der lebhafteste Wechsel der Dynastien eingetreten. Die Sprüche der Mohammedaner, die darauf hindeuten, hatten eine schlagende Wahrheit: „Bei Gott allein ist kein Wandel" — die eben göttlich verehrten Sultane küssen den Staub in den Fußstapfen der Pferde ihrer Vorgänger. In dem mannigfaltigen Wechsel hatte sich da das Reich Chowaresmien erhoben. Der seldschukische Sultan Barkijarok hatte einem seiner Getreuen, dem Türken Mohammed diese Provinz am unteren Oxus zur Verwaltung gegeben. Dessen Nachkommen machten sich nach und nach unabhängig von den Seldschuken, drangen nach Chorasan vor, eroberten Bochara und Samarkand und erlangten an den Grenzen Irans und Turans

eine bedeutende Macht, die vom Kaspischen Meer bis zum Indus hinüberreichte. Der letzte dieser Chwarizmschahs, Mohammed Kothbeddin, war eben im Begriff, den Kalifen Nasir in Bagdad anzugreifen. Schon hatte er sich für einen Aliden erklärt, den er an die Stelle des Abbasiden setzen wollte, als ihn der Dschingischan — wie man glaubt, entrüstet über die Beraubung einer Karawane — seinerseits überzog. Dschingischan hielt einen großen Landtag, drei Fasttage, dann warf er sich auf das Reich Chowaresmien mit vier Heeresmassen (1219). Mit der größten ging er vor Bochara. Als es sich unterworfen, erklärte er den Einwohnern, er sei die Geißel Gottes: wären sie nicht sehr schuldig, so würde dieser ihn nicht über sie geschickt haben. Er ließ sie die Gräben, welche die Stadt befestigten, ausfüllen, forderte ihnen ihre Schätze ab, dann befahl er ihnen hinauszugehen. Wer in der Stadt geblieben war, ward getötet; alle die hinausgezogen, wurden als Sklaven verkauft. Mohammed Kothbeddin konnte den Mongolen nirgend widerstehen. Kein Berg hielt sie auf, sie waren die Berge gewöhnt. An den Schweifen ihrer Pferde sich festhaltend, schwammen sie über die Flüsse. In Haufen von je tausend, wie Schwaden des Getreides, schichteten sie die Leichen der Erschlagenen auf. Nicht Eroberung, sondern Beute und Zerstörung ist ihr Zweck. Sie nahmen Samarkand, Nischapur; 1221 haben sie ganz Persien inne. An der Menge der Gemordeten, sagt ein Geschichtschreiber, fand ihre Seele jämmerlich Vergnügen.

Und von hier aus sahen sie die Welt vor sich aufgethan. Den Sohn des Mohammed verfolgten sie nach Indien; sie umkreisen das Kaspische Meer und dringen über den Kaukasus; sie treiben die Kumanen von Kaptschak vor sich her nach Ungarn. Indem die Russen diesen beistehen wollen, vornehmlich Mstislav, Fürst von Halitsch, bringen ihnen die Mongolen eine große Niederlage an der Kalka bei (1223). Noch einmal wendete sich Dschingischan selbst nach dem chinesischen Osten. Er ist im Begriff, die Hauptstadt von Tangut zu erobern, als er stirbt (1227). Er hatte sein Leben zugebracht in dem, was ihm Freude machte. Das Schönste sei doch für einen Mann, sagte einst einer seiner Anführer, im Frühjahr auf gutem Pferde zur Jagd zu reiten, den Falken auf der Faust. Nein, entgegnete der Chan, das Schönste ist, seine Feinde vor sich her zu jagen, ihre Güter zu rauben, ihre Pferde zu besteigen, ihre Angehörigen weinen zu sehen, ihre Weiber zu umarmen! So war er über ganz Asien dahingeritten als der wilde Jäger des Menschengeschlechts. Unter einem Baume auf dem hohen Gebirg, zwischen den Quellen jener drei Flüsse, hatte er gewünscht begraben zu werden. Dahin führte man seine Leiche. Alle, die ihr begegneten, wurden getötet. Man hat dort einen Hain gepflanzt, in welchem auch die späteren Dschingissiden bestattet wurden. Man schreibt ihm ein bürgerliches Gesetzbuch zu, Jasa genannt, und eine Art Militärkodex unter dem Namen Tundschin, „wovor man sich zu hüten hat“. Da wird mit dem Tode bestraft, wer bei Donnerwetter badet. Alle Titel waren untersagt. Ein persischer Schreiber ward

wegen seiner Titelhäufung hingerichtet. Dem Heere war befohlen, es solle mit zu Gott gewandtem Herzen ausziehen, um die vier Weltgegenden zu erobern.

Die Partikularitäten der Tradition von Temudschin braucht man nicht geradezu anzunehmen. Bei den glücklichen Invasionen, die er unternahm, mögen sie sich allmählich gebildet haben. Er ward Herr der Stämme, Dschingischan, er warf China und die Chowaresmier über den Haufen: das ist die Summe seiner Geschichte. Denn der Schlag, den er gegen Rußland führen ließ, hatte erst nach der Hand seine Einwirkung. Im Frühjahr 1229 ward ein großer Kurultai gehalten, und obgleich anfangs wegen der altherkömmlichen Erbfolge bei den Mongolen, welche den Hauptteil der Erbschaft immer auf den Jüngsten fallen ließ, ein Zweifel sein mochte, so ward doch endlich unter den Söhnen Dschingischans der älteste, Ogotai, zum Großchan ernannt; man schwur ihm, keinen anderen Fürsten, als aus seinem Stamme zu wählen, so lange noch ein Stück Fleisch von demselben übrig sei. Ogotai nahm an dem ersten Kriegszuge teil; dann stellte man ihm vor, er habe Feldherren genug, und er erbaute sich einen prächtigen Palast zu Karakorum, wo er bis 1241 seiner Freigebigkeit und seiner Wißbegierde lebte. Doch mußten seine Brüder auch dafür sorgen, daß er täglich nur eine gewisse Anzahl von Bechern austrinke und nicht mehr. Aus seinem Stamme folgte ihm nur einer, sein Sohn Kujuk nach, dann im Jahre 1253 nach neuen inneren Bewegungen wirklich der Stamm seines jüngsten Bruders, zuerst Mangu, dann von 1259—1293 dessen Bruder Kubilai. Jedoch würden wir von diesem Regierungswechsel barbarischer Nationen, dem kein anderes Prinzip zu Grunde liegt als das alte eines ganz nomadischen Lebens, nicht reden, wofern nicht in diesem Falle die Schicksale der Welt daran geknüpft wären. Denn indessen setzten sich die Eroberungen gewaltig fort. Dschingischan soll seinen Nachkommen die Weisung hinterlassen haben, nur mit besiegten Völkern Frieden zu schließen. So stürzten sie sich nun nach allen Seiten auf die kultivierte Welt: auf das Abendland, auf die mohammedanischen Gebiete und den hinterasiatischen Osten. Betrachten wir zuerst die Eroberung von Kaptschak, welche zur Unterwerfung Rußlands und zum Vordringen bis nach Schlesien führte.

Kaptschak ist ursprünglich nur das von Türken bewohnte Land zwischen Wolga und Don, nach Hammer eigentlich der Ursitz der Ungarn. Nach ihnen hausten dort, in der „Steppe des hohlen Baumes", worin die Stammmutter niedergekommen sein soll, die Petschenegen, Stammverwandte der Bulgaren und Chazaren, von denen jene größtenteils nach Südwesten fortgezogen, diese damals verschollen waren. An ihrer Stelle finden sich nun die Uzen oder Polowzer, deren Städte Serai und Astrachan sind; weiter westlich, gegen Siebenbürgen hin, die Kumanen; wohl sämtlich türkischen Stammes, versetzt mit finnisch-ugrischen Elementen. Mit diesen Völkern gerieten die Mongolen, wie berührt, schon unter Dschingischan in Kampf. Die mongolischen Heer-

führer gewannen die Polowzer mit List, weil sie ihre Stammesverwandten seien, sich von den übrigen Stämmen, die den Mongolen Widerstand entgegensetzten, zu trennen. Hierauf aber wurden sie plötzlich angegriffen und bis an das Asowsche Meer und in die Krim zurückgetrieben, so daß sie sich hülfeflehend an die Russen wandten. Die Russen standen unter den rurikingischen Teilfürsten, welche in Kiew, Tschernigow, Halitsch, Rjäsan, Wladimir und Nowgorod saßen, in unaufhörlichem Kampf untereinander und wechselnden Verhältnissen zu den Nachbarn. Ihr Weltverhältnis beruht darauf, daß sie, trotz mancher Lockungen des Abendlandes von diesem getrennt, doch das Christentum bekannten. Sie bildeten damals den vornehmsten Halt der griechischen Kirche. Als der Fürst der Polowzer seine Zuflucht zu Mstislaw, dem Fürsten von Halitsch, nahm, ließ er sich auf dessen Andringen taufen.

Es war also schon ein Angriff auf den allgemeinen christlichen Völkerkomplex, wenn die Mongolen ihre Feinde, welche sie als ihre Stallknechte bezeichneten, die Polowzer, die in den Schutz der Russen getreten waren, hierdurch nicht abgehalten, mit Feindseligkeiten verfolgten. Die Erzählung ist, daß ihre Gesandten, die den Fürsten von Halitsch aufsuchten mit der Aufforderung, die Polowzer ihrer Züchtigung zu überlassen, von demselben erschlagen wurden. Die Russen fühlten sich stark genug, um den Mongolen zu widerstehen. Sie vereinigten ihre Heerscharen an dem rechten Ufer des Dnjpr, ließen sich aber durch einen kleinen Vorteil, den sie errangen, bewegen, diesen Fluß zu überschreiten und weiter in die Steppe an den Fluß Kalka — oder Kaleza im Gau Jekaterinoslaw — vorzurücken. Besonders war der Fürst von Halitsch auf altwarägische Weise ungeduldig zu schlagen. Zuerst aber wichen seine Verbündeten, die Polowzer; dann wurde er selbst zurückgeworfen, hierauf aber auch alle die anderen. Die Niederlage war allgemein. Am tapfersten wehrte sich Daniel Romanowitsch, Fürst von Wolhynien. Die Sage weiß auch hier hauptsächlich nur von Verrat zu erzählen, durch den die Führer der Russen den Mongolen in die Hände geliefert worden seien. Die Gefangenen wurden von den wilden Feinden zwischen Brettern erstickt, auf denen die Sieger ein gräßliches Gastmahl hielten. Unzählige kamen um (1223). Doch drangen die Mongolen damals nicht weiter vor; sie begnügten sich, die türkischen Stämme von Kaptschak zu unterwerfen. Ein Hauptmoment bei den welthistorischen Entscheidungen bildet doch immer die Bewaffnung und Zucht der Kriegsheere. Das Übergewicht der Mongolen beruhte auf ihrer Reiterei, die immer an Hunderttausend zählte; sie hatten kleine, magere, aber ausdauernde Pferde; die Reicheren waren mit Schienenpanzern für Mann und Roß versehen. Sie waren gut gegliedert in ihren Abteilungen zu 10—100—1000—10000 Mann, die untereinander zu der strengsten Unterordnung verpflichtet waren. Die Abteilung, welche flüchtete, ward von den übrigen dem Tode geweiht. Sie breiteten sich auf das rascheste über weite Landstrecken aus und waren doch auf der Stelle wieder vereinigt. Ihre vornehmste Waffe

bestand in langen Pfeilen, deren scharfe Spitze jede Rüstung der benachbarten Völker durchdrang. In der Schlacht waren sie höchst beweglich; sie umschwärmten den Feind und brachten ihn durch ihre Pfeilregen erst in Verwirrung, ehe sie ihn angriffen und niedermachten.

Nachdem Ogotai eingesetzt und befestigt war und einen glücklichen Zug nach China ausgeführt hatte, wurde durch feierlichen Reichsbeschluß der Mongolen im Jahre 1235 ein Zug gegen die Russen, an denen noch immer die Polowzer ihren vornehmsten Rückhalt fanden, beschlossen. Ogotai stand davon ab, ihn selbst zu unternehmen, und überließ ihn seinem Neffen Batu, der mit 30000 Mann aufbrach. Zuerst wurde die große Handelsstadt der Bulgaren an der Wolga in Asche gelegt, dann wandte sich der Zug gegen die russischen Gebiete. Seit Wladimir war Rußland fast immer geteilt und durch innere Fehden gespalten. Zwischen zwei großen Völkerströmungen befand es sich jetzt, dem andringenden lateinischen Christentum und der mongolischen Verwüstung. Die Mongolen forderten den Zehnten. Der Fürst von Rjäsan entgegnete: tötet uns und nehmt alles! Sie kamen, eroberten Rjäsan im Dezember 1237, verbrannten die Stadt und töteten den Fürsten. Auch Moskau konnte ihnen nicht widerstehen; sie langten vor Wladimir an, wo der Großfürst seinen Sitz hatte, und umpfählten es. Als der Fürst und der Adel sahen, daß sie sich nicht würden retten können, weihten sie sich in der Kirche zum Tode, gingen gegen den Feind und kamen um. Im Februar 1238 ward Wladimir genommen. Hierauf konnte den Mongolen nichts mehr widerstehen: sie nahmen eine Stadt nach der anderen; das alte Kiew, der Mittelpunkt des warägischen Rußlands, mit allen seinen Denkmalen ward durchaus zerstört. Nur Alexander Newski in Nowgorod erhielt noch das Ansehen des russischen Namens. Und unmittelbar darauf wandte sich der Angriff auch auf die Gebiete der lateinischen Christenheit. Ein Woiwode zu Kiew, dem das Leben geschenkt worden war, soll listigerweise Batu auf Polen und Ungarn verwiesen haben.

Auch Polen war damals in mannigfaltige kleine Gebiete geschieden: Krakau und Sendomir unter Boleslav V. dem Schamhaften, Masovien unter Herzog Konrad I., Großpolen und Niederschlesien unter Heinrich II., der zu Breslau residierte; fromme, jedoch nicht hinreichend kriegsgeübte Fürsten. Die Tartaren fanden wenig Widerstand bei den ungeheuren Plünderungen, die sie anrichteten. Endlich, im März 1240 stellten sich die Palatine und Kastellane von Sendomir und Krakau bei Chmielnik dem Feinde entgegen. Aber die Tartaren waren ihnen viel zu kriegskundig und erhielten Verstärkungen. Die Polen erlitten eine Niederlage, wie einst die Russen. Ostern 1240 feierten die Mongolen damit, daß sie Krakau zerstörten. Dann wendeten sie sich gegen die verbündeten Ungarn, die sich ihnen am Sajo entgegenstellten. Einen Tag und eine Nacht brachte Batu im Gebete zu: dann griff er sie an und schlug sie völlig. Zwei Tagereisen weit war die Ebene mit Leichen bedeckt. Nur fünfzehn Menschen sollen ihnen entronnen sein, darunter König Bela IV.

durch die Schnelligkeit seines Rosses. Der König hatte kurz vorher die Kumanen in seinem Lande aufgenommen, doch hatte er sich eben jetzt mit ihnen thörichterweise entzweit, und sie verwüsteten nun vereint das kaum einigermaßen zur Ruhe gelangte Land. Nur in den Wäldern findet man eine Zuflucht. Die Mongolen laden die Geflüchteten mit großen Versprechungen ein, zurückzukehren; aber wehe ihnen, wenn sie es thun! Man läßt sie das Land bauen, aber sowie sie davon ihren Zins abtragen, werden sie beiseite geführt und alle getötet.

So wälzte sich dieser Strom der Verwüstung gegen Deutschland heran. Schon längst hatte nun Kaiser Friedrich II. die Christenheit aufgefordert, sich gegen diesen wütenden Sturm zu vereinigen und nicht das römische Reich an diesem Kampfe zu Grunde gehen zu lassen. Doch hat weder der ferne Kaiser, noch das Reich als solches eine Anstalt zur Abwehr getroffen. Aufruf und Gefahr wirkten indes wenigstens so viel, daß König Wenzel von Böhmen, der dem Reiche noch ganz anders angehörte, als die Ungarn, sich ernstlich in stand setzte und in den Pässen des Riesengebirges seine Aufstellung nahm. Schon hatten jedoch die Mongolen Niederschlesien verwüstet. Ohne den Zuzug von Böhmen zu erwarten, begegnete ihnen Herzog Heinrich der Fromme, der Sohn der heiligen Hedwig, mit slavischen und deutschen Großen seines Gebietes bei Liegnitz; er selbst kam um, sein Heer wurde geschlagen, aber seine Ritter hatten unvergleichlich gekämpft (9. April 1241). Der Widerstand, den sie hier fanden, soll die Mongolen von weiterem Vordringen abgeschreckt haben. Sie wandten sich südwärts, die böhmische Heeresmacht vermeidend, nach Mähren, wo sie jedoch am 25. Juni 1241 eine Niederlage erlitten. Sie sind darauf auch nach Österreich bis in die Nähe von Wien vorgedrungen. Friedrich der Streitbare warf eine kleine Besatzung nach Neustadt. Er sammelte dann ein Heer, bei dem sich der König von Böhmen, der Herzog von Kärnthen und der Patriarch von Aquileja befanden; ebenfalls eine Zusammensetzung aus den damals durchaus einigen Deutschen und Slaven, vor welcher die Tartaren zurückwichen. In Neustadt war ein Priester, Ivo von Narbonne, der die entsetzlichsten Greuel von diesen Anthropophagen, wie er sie nannte, berichtet. Ein mongolischer Renegat diente ihm als Dolmetscher. Er meldete als Beweggrund ihres Zuges die Absicht, die heiligen drei Könige von Köln zu entführen.

Von Ungarn wälzte sich die tartarische Überflutung auch bis an die adriatische Küste. Die Morlaken sollen zurückgebliebene Tartaren sein. Sie durchstreiften 1242 ganz Kroatien und Dalmatien, dann nahmen sie ihren Rückweg durch Serbien und Bulgarien. Polen und Ungarn hielten sie für eroberte Länder; sie beklagten nur, daß sie es noch nicht völlig seien. Der deutsch-slavischen Grenzgebiete des Reiches waren sie dagegen nicht Meister geworden. Es mag sein, daß die Kunde von dem 1241 erfolgten Hinscheiden des Oberchans Ogotai zu ihrer schnellen Umkehr wesentlich beigetragen hat; doch wird dadurch das Ereignis selbst nicht anders. Von der höchsten

Bedeutung war es jedenfalls, daß der barbarische Feind von diesen Grenzen der Kulturentwickelung, wie hernach die Türken so oft, zurückgewiesen ward und den Entschluß nicht fassen mochte, in dieser Richtung weiter vorzudringen. Vollständig aber blieb Rußland den Mongolen unterworfen. Das Reich Kaptschak, das Batu gründete, reichte vom Nordosten des Kaspischen Meeres und von Derbend bis Nowgorod und bis an den Don. An der Wolga, näher an der Achtuba, in Sarai, stand der Palast und Hof Batu Chans, die berühmte goldene Horde. Jurt ist soviel als Hürde, der Platz der Zelte; Ordu bezeichnet die Vereinigung mehrerer Jurte, das Lager des Herrschers, was bei den Italienern als Horda erscheint. Man unterschied eine weiße und eine blaue Horde als Abteilungen des Reiches von Kaptschak, deren gemeinschaftlicher Herrscher in der goldenen Horde seinen Wohnsitz hatte.

Bei Ogotais Thronbesteigung sind die Abgaben reguliert worden; der Hirte gab eins von hundert seiner Tiere, der Feldbauer den Zehnten des Ertrages. Die vornehmste Steuer jedoch, schon unter Batu in Rußland eingeführt, sowie in Kaptschak überhaupt, war die Kopfsteuer, die auf einer allgemeinen Volkszählung beruhte. Sie war nach Hirtenweise auf fünf Felle festgesetzt; nur die Priester aller Religionen, ausgenommen die Juden, waren davon befreit. Wer sonst die Kopfsteuer nicht zahlen konnte, wurde in die Sklaverei geschleppt. Die russischen Großfürsten, die an der goldenen Horde erschienen, Geschenke brachten und gut aufgenommen wurden, brachten alle bei ihrer Heimkehr mongolische Zähler ins Land. Die Unterthanen empörten sich, allein die Großfürsten erklärten, sie würden sie dem Zorne des Chans überlassen; so fügten sie sich. Alexander Newski, der den tapfersten Widerstand geleistet, zeigte sich doch am schmiegsamsten. Im Jahre 1258 versuchte Daniel von Halitsch einen Aufstand. Er hatte einmal viel Aussicht, sich unabhängig zu machen; aber bald folgte ein neuer Zug der Tartaren (1259), der sich auch über Litauen und Wolhynien ergoß und Sendomir und Krakau aufs neue in Asche legte. Die russischen Fürsten wurden genötigt, ihre eigenen Ortschaften mit anzugreifen; Lew Danielowitsch, der Gründer von Lemberg, ist dadurch in Erinnerung geblieben. Der Mongole Burundai, der sie bezwang, erklärte, die Verwüstung sollte erneuert werden, wenn nicht der Tribut friedlich und pünktlich abgeführt werde. Die russischen Fürsten machten sich dergestalt notgedrungen zu Vermittlern der mongolischen Einrichtungen.

Es läßt sich kaum aussprechen, wie sehr dadurch die fernere Entwickelung des Landes und Volkes gehemmt, die Kluft zwischen ihm und der abendländischen Welt erweitert worden. Die Erhaltung des nationalen Wesens der Russen war denn vornehmlich an ihre Religion geknüpft, auch ihre Wiedererhebung zur Freiheit hängt aufs engste damit zusammen. Sehr merkwürdig, daß es zuletzt — nicht anders als in Spanien — der Gegensatz gegen den Islam war, der dazu geführt hat. Als der größte der Chane des Reiches Kaptschak erscheint Usbek (1313—1341). Er erneuerte und erweiterte die von seinen Vorgängern der russischen Geistlichkeit erteilten Privilegien,

auf daß sie für ihn und sein Haus beten möge. Allein er selber wandte sich mit den Seinen dem Mohammedanismus zu; und seitdem erfüllte Besorgnis für die Erhaltung seines Glaubens das Herz des russischen Volkes. Die Empörungen der Fürsten gegen ihre tartarischen Gebieter, die sich durch eigene Entzweiungen schwächten, erhielten dadurch eine populäre Kraft. Als Dimitri Iwanowitsch, Großfürst von Moskau, sich 1380 gegen seinen Lehnsherrn, den Chan Mamai erhob, folgten ihm seine Scharen in religiöser Begeisterung. Unter christlichem Schlachtruf erfochten sie auf der kulikowschen Ebene am Don den ersten gewaltigen Sieg über die Horde. Von da hat das neue Rußland seinen Anfang genommen.

Von Osteuropa wenden wir uns nach Vorderasien zurück: die andere Hauptrichtung der mongolischen Züge ging nach den iranischen Landschaften, wo ihr wichtigstes Resultat der Umsturz des Kalifats von Bagdad ist. Die Herstellung seines geistlichen Ansehens verdankte das Kalifat vornehmlich dem Emporkommen der seldschukischen Macht im 11. Jahrhundert; der Zerfall derselben im 12. bot ihm die Gelegenheit dar, sich auf weltlichem Gebiete wieder eine gewisse Autorität zu erwerben. Der Kalif Moktafi (1136—1160) kämpfte mit entschiedenem Erfolg gegen den Sultan Masud. Er war nicht allein in seiner Hauptstadt Herr — was dadurch erleichtert ward, daß die Seldschukensultane ihren Sitz nach Iran verlegt hatten —, er gebot auch über eine eigene Truppe und gab dem Kalifate wieder eine, wenn auch bescheidene, unabhängige Repräsentation in Mesopotamien. Alle Gegner der Seldschuken, so besonders der Atabegen in Syrien, schlossen sich den Kalifen an. Der Sturz der Fatimiden durch Saladin kam ihnen überdies aufs neue geistlich zu statten, noch mehr als vordem der Untergang der Omajjaden. Der abbasidische Kalif genoß seitdem eine nirgend bestrittene Anerkennung; insofern erschien er fast ansehnlicher, als der Papst, als er alle moslimischen Fürsten in feierlichen Formen mit ihrer Würde bekleidete; auch in dem Sultanat war die Erblichkeit doch niemals ganz durchgedrungen. Der Kalif Al Nasir (1180—1225) eroberte Mesopotamien in größerem Umfange wieder; er scharrte Geld zusammen, um sein Heer zu besolden. Neben der Habsucht finden sich doch auch Züge von Mildthätigkeit in ihm. Er beschäftigte sich selbst litterarisch und schrieb ein Buch, das er „Geist des Erkennens" nannte; Islam und Kultur verbanden sich so auch im Osten aufs neue miteinander. Noch der letzte Kalif, Al Mustaßim (1242—1258), der inmitten alter Verehrung in düsterer Pracht lebte, war als Schriftsteller thätig, ebenso wie seine Wesire.

Allein die Kultur muß mit der Macht verbunden sein, wofern sie der Barbarei gegenüber ein höheres Recht der Existenz behaupten will. Der erneuerte Staat der Kalifen war gerade stark genug, um sich gegen die Nachbarfürstentümer zu verteidigen und ihnen seinerseits einigen Abbruch zu thun: gegenüber einer Weltbewegung, wie die mongolische war, hatte er nichts zu bedeuten. Eben in seinem Zerwürfnis mit dem Kalifen Nasir war,

wie berührt, der Schah von Chowaresmien, Mohammed, von Dschingischan angegriffen und über den Haufen gerannt worden. Nach einigen Berichten hätte Nasir den Fall dieses seines Feindes sogar direkt begünstigt, ohne zu bemerken, daß mit Chowaresmien die östliche Vormauer des Kalifates selber verloren ging. Im Jahre 1256 sandte der Großchan Mangu seinen Bruder Hulagu aus, um mit der gleichen Gewalt, wie Batu das östliche Europa, das vordere Asien niederzuwerfen. Hulagu begann damit, die Assassinen in ihrer persischen Heimat auszurotten; ihre Hauptfeste Alamut fiel samt den übrigen Burgen in seine Hände, die ganze ismaelitische Sekte dieser Gegenden ward vernichtet. Einen persischen Gelehrten, Nasireddin, der in Alamut gefangen gewesen, zog Hulagun in seine Umgebung, um sich seines Rates bei seinen weiteren Unternehmungen zu bedienen. Man behauptet, Nasireddin habe wegen der Kritik, die ein Wesir des Kalifen Mustaßim an einem seiner Werke geübt, gegen den Hof von Bagdad Groll gehegt; doch bedurfte der Mongole schwerlich eines besonderen Antriebes. Indem er gegen Bagdad vorrückte, entbot er den Kalifen in sein Lager zur Unterwerfung. Als Mustaßim sich weigerte, ward er heimgesucht. Bagdad fiel nach einer Belagerung von sechs Wochen; es wurde geplündert, das gewöhnliche Blutbad angerichtet, die Bibliothek verbrannt. Mustaßim mußte zunächst dem Sieger seine verborgenen Schätze ausliefern; dann ward er mit seinen Söhnen und Anverwandten umgebracht (Februar 1258). Das Haus Abbas erfuhr zuletzt kein besseres Schicksal, als es vor einem halben Jahrtausend dem Hause Omajja bereitet hatte.

Die welthistorisch wichtigste Frage war nun die, inwiefern dies große Ereignis auch die syrisch-ägyptischen Regionen und damit den dort noch immer fortdauernden Kampf zwischen dem Islam und dem abendländischen Christentum berühren würde. In Syrien und Ägypten herrschte noch lange die Familie Saladins, jedoch in sieben Zweige geteilt und in fortwährendem inneren Streit begriffen. Für die Franken hätten sich daraus die größten Vorteile ergeben müssen, wenn sie nur selber besseren Frieden untereinander gehalten hätten; aber der Marschall Richard Filangieri, welchen Kaiser Friedrich II. 1231 dorthin entsandte, geriet — nicht ohne eigene Schuld — in unaufhörlichen Hader mit den einheimischen Elementen. Eine lockende Aussicht bot sich indes den Christen dar, als ihnen die Fürsten von Damaskus, Emesa und Kerak 1244 ein Bündnis gegen den Sultan Ejub von Ägypten antrugen, dessen Übergewicht den syrischen Ejubiden lästig war. Um dieser Kombination kräftig zu begegnen, warb jedoch Sultan Ejub gewaltige Scharen von Chowaresmiern, die seit der Zerstörung ihres Reiches durch Dschingischan sich nach Mesopotamien und Kleinasien geworfen hatten, wo sie bald in diesem, bald in jenem Solde ein unstetes Leben führten. Die Chowaresmier brachen verheerend in Palästina ein, verwüsteten im August 1244 Jerusalem, wo sie das heilige Grab zerstörten, die Königsgräber plünderten und unter allen möglichen Greueln der durch Friedrich II. neu-

begründeten Herrschaft der Christen für immer ein Ende machten. Nachdem sie sich mit dem ägyptischen Heer unter dem Emir Beibars vereinigt, stießen sie am 18. Oktober zwischen Ascalon und Gaza auf die mit den syrischen Saracenen verbundenen Franken und brachten ihnen eine furchtbare Niederlage bei. Die Blüte der Ritterorden deckte das Schlachtfeld, fast alle Anführer der Christen wurden gefangen genommen. Der mongolische Einbruch in Iran, welcher der christlichen Sache zugute kommen zu müssen schien, hatte so umgekehrt die verderblichste indirekte Wirkung auf sie ausgeübt. Sultan Ejub machte sich zum Meister in den Gebieten seiner syrischen Vettern; die fränkische Macht war auf den Stand zurückgeführt, den sie nach dem Ausgang des dritten Kreuzzuges eingenommen.

Aus dieser Lage und dem Eindruck, den sie auf das Abendland machte, ist der Kreuzzug König Ludwigs IX. von Frankreich entsprungen. Ludwig der Heilige steht zwischen Philipp August und Philipp dem Schönen, denen er an Bedeutung für die Entwickelung einer starken monarchischen Ordnung in Frankreich gleichkommt, mitten inne; in seiner Sinnesrichtung aber bildet er zu ihnen den merkwürdigsten Gegensatz. Er war noch einmal ganz durchdrungen von der geistlichen Idee, ohne daß er doch darum den einseitigen Ansprüchen des Papsttums jederzeit nachgegeben hätte. Mit allen seinen Nachbarn, in Spanien wie in England, suchte er sich zu vertragen. Dem Könige von England gab er einen Teil von Guyenne zurück, wodurch er für die übrigen Eroberungen Philipp Augusts die volle rechtliche Anerkennung erlangte. In dem so schwierigen Verhältnis zwischen Papst und Kaiser, die sich beide wiederholt in ihren Streitigkeiten an ihn wandten, wußte er allezeit eine mittlere Linie mit Feinheit und Festigkeit einzuhalten. Mit größter Sorgfalt verwaltete er das Gericht an der Eiche im Holz von Vincennes. Im Zweifel war er immer der Gegner seiner eigenen Ansprüche: auf ein zerbrochenes Siegel hin gab er eine Grafschaft zurück. Nie hat er eine Unwahrheit gesagt; er schwur nicht, nannte nie den Teufel. Nach seiner Rückkehr von dem verunglückten Kreuzzuge trug er nie Gold oder Scharlach; damit aber die Armen, die sonst seine Kleider bekommen hatten, nichts verlören, gab er ihnen ein größeres Almosen. Er schnitt den Dürftigen das Brot selbst vor; er unterrichtete seine Kinder von guten Fürsten. Ein solcher Mann, dem es zugleich nicht an ritterlichen Eigenschaften fehlte, mußte gewissermaßen als der geborene Kreuzfahrer erscheinen. Er hätte einem Saladin gegenüber die christlichen Waffen in überlegener Gesinnung — ganz anders als Richard Löwenherz — repräsentiert. Diese Zeiten aber waren vorüber. Die orientalischen Dinge waren in ein Stadium eingetreten, in welchem die Entscheidung nur noch an Politik und Kriegskunst geknüpft war, an Handlungen und Maßregeln, wie sie einer solchen Natur ferner lagen.

Im Herbst 1248 landete Ludwig in Cypern, wo er den Winter zubrachte. Hier nun traf bei ihm eine mongolische Gesandtschaft ein, von Ilschi-gatai abgeordnet, der als Statthalter Kujukchans das eroberte Iran

verwaltete. Sie versicherten, daß diese ihre Gebieter, der eine wie der andere, bereits getauft seien und sich mit der Absicht trügen, das Kalifat von Bagdad anzugreifen: Ludwig sollte dieser Bewegung durch einen Angriff auf den Sultan von Ägypten zu Hülfe kommen. Es muß dahingestellt bleiben, was die wahre Meinung dieser Botschaft gewesen, ob es den Mongolen nicht vielleicht bloß darum zu thun war, die Waffen des Abendlandes von Asien, das sie für sich selbst bestimmten, abzulenken: die Thatsachen haben in der nächsten Zeit den Angaben der Gesandten nicht eigentlich entsprochen. Immerhin jedoch erscheint das gemeinsame Interesse der Feinde des Islam hier im entschiedensten Lichte; doch erkennt man im nämlichen Moment auch die Schwierigkeit einer Verständigung. Die Mongolen, deren Teilnahme für das Christentum, wie oberflächlich sie nun auch gewesen sein mag, durch die Nestorianer erweckt worden war, verlangten, indem sie Ludwig dem Heiligen die bei ihnen herrschende Duldung rühmten, auch er solle künftig in seinem Reiche keinerlei Unterschied machen zwischen Lateinern, Griechen, Armeniern, Jacobiten, Nestorianern und anderen Christen. Der anwesende päpstliche Legat aber, Odo von Ostia, antwortete mit der Ermahnung, sie möchten keine andere, als die römische Kirche, für die wahre halten. Der König zog die Gesandten am Weihnachtsfeste an seine Tafel und gab ihnen zum Geschenk für ihren Herrn ein scharlachenes Zelt mit, auf welchem die Leidensgeschichte dargestellt war. Insofern ging er auf ihren Antrag ein, als er sich in der That zu einem Feldzug nach Ägypten entschloß, ganz mit Recht, da dort die Entscheidung auch über Syrien zu suchen war.

Ich will sein Unternehmen nicht im einzelnen verfolgen, da es doch gescheitert ist. Er nahm 1249 Damiette, fand aber an den Mameluken, die mit griechischem Feuer stritten, den größten Widerstand. Er erfocht auch dann noch einen Vorteil: der Sultan hat einmal die Rückgabe des heiligen Landes für den Rückzug der Franzosen angeboten; aber Ludwig wies das zurück. Jedoch eine pestartige Krankheit ergriff sein Lager: er selbst ward 1250 auf einem unvorsichtigen Zug im Nildelta gefangen und mußte für seine eigene Befreiung ein unglaubliches Lösegeld bezahlen. Ohne Gewinn für die Sache, an der sein ganzes Herz hing, kehrte er zurück. Ja im Gegenteil: unmittelbar aus seinem Kreuzzuge, der eben dadurch welthistorisch bedeutend ist, ging eine Umwälzung in Ägypten hervor, die zugleich in der Frage über das Schicksal Syriens den Ausschlag gegeben hat. Ejub selbst war 1249 mitten im Kriege gestorben; gegen seinen Nachfolger Turanschah erhoben sich die Mameluken. Die Mameluken, türkische Sklaven, aus Asien jung zusammengekauft und am Nil — nach dessen Namen Bahr sie die bahritischen heißen — militärisch erzogen, bildeten eine neue Soldateska, an der neben ihrer kriegerischen Roheit auch noch einmal religiöser Fanatismus zu Tage trat. Sie waren mit den Bedingungen, welche der Sultan Ludwig IX. für seine Freilassung gestellt hatte, deshalb unzufrieden, weil dabei nicht auch die Rückgabe der christlichen Besitzungen in Syrien an die Moham-

medaner ausgemacht worden sei. Sie ermordeten 1250 Turanschah und erhoben einen ihrer Anführer, mit dem die Reihe der Mameluckensultane beginnt, die sich bis 1517 in Ägypten behauptet haben und vornehmlich daran schuld sind, daß den Europäern die Handelsstraße über das Rote Meer und somit der nächste Zugang zum indischen Orient verschlossen ward. Das hat dann später wieder die portugiesischen Seefahrten hervorgerufen. Weit näher jedoch lag eine andere Konsequenz dieser Begebenheit.

Als Hulagu Bagdad bezwungen, richtete er an die Ejubiden in Syrien und ebenso an Kotuz, den zweiten Sultan der Mamelucken, die Aufforderung, sich ihm zu unterwerfen. Allein Kotuz, um den sich eine Anzahl vor den Mongolen aus Asien geflüchteter Emire sammelte, wollte nichts davon hören, er ließ den Gesandten Hulagus enthaupten. Der Mongolenfürst brach nach Syrien auf und überwältigte die ejubidischen Herren von Damaskus, Emesa und Aleppo. Die Christen atmeten einen Augenblick erleichtert auf. Allein der Tod des Großchans Mangu rief Hulagu persönlich ab, und nur sein Feldherr Ketboga traf im September 1260 an der Quelle Goliaths bei Nablus mit dem Heere der Mamelucken zusammen, das von dem lebendigsten mohammedanischen Impulse beseelt war. Unter dem Rufe „Islam" siegte Kotuz. Ein zweiter Kampf bei Emesa entriß den Mongolen ganz Syrien. Diese Wiedervereinigung von Ägypten und Syrien ward den Abendländern unendlich nachteilig. Es war dieselbe Kombination, die unter Saladin den gänzlichen Verlust des Königreichs Jerusalem so nahe herbeigeführt hatte, nur in veränderter und verschlimmerter Form: an die Stelle des königlich denkenden und handelnden Kurdenfürsten waren die rohen Anführer einer wilden Sklaventruppe getreten. Kotuz ward 1261 durch jenen Beibars ermordet, der noch unter Ejub den Befehl über die Mamelucken geführt und alsdann die Katastrophe Turanschahs vornehmlich bewirkt hatte. Um sich besser zu legitimieren, wußte er einen übriggebliebenen Abbasiden aufzutreiben, den er in Kairo als Kalifen einsetzte, ohne ihm doch irgendwelche Freiheit zu lassen. In dessen Geschlecht hat sich dann ein abbasidisches Scheinkalifat noch dritthalb Jahrhunderte in Ägypten fortgepflanzt, bis die Osmanensultane, nachdem sie die Mameluckenherrschaft vernichtet, die Oberhoheit über die Gläubigen selber an sich nahmen.

Für die christliche Kolonie an der syrischen Küste hatte nun unwiderruflich die letzte Stunde geschlagen. Sultan Beibars, der sich, nachdem er die Gewalt erlangt, in jeder Hinsicht zusammennahm — ohne Zweifel eine weltgeschichtliche Figur — brach den Stillstand, den der letzte Ejubide den Christen auf zehn Jahre bewilligt hatte, um sie den Vorschub entgelten zu lassen, den sie der mongolischen Invasion geleistet. Er erscheint als der vornehmste Gegner der Hospitaliter und Templer, der Genuesen und Venezianer, der Reste des Königreichs Jerusalem überhaupt. In fünf großen Feldzügen, 1262—1271, bekämpfte er sie. Oftmals entzweit mit den Mongolen, fanden doch die Pullanen gegen die Mamelucken keine bessere Hülfe als eben an diesen.

Auf dem Konzil zu Lyon, 1274, sind Abgeordnete des Chans Abaka, der auf Hulagu folgte, erschienen, welche sogar die Taufe annahmen. Aber Beibars war ihrer Vereinigung zu stark, zumal da die Chane von Persien mit den übrigen mongolischen Herrschern bisweilen selbst in Zwiespalt gerieten. Er schlug im März 1277 die Tartaren in einer großen Schlacht und verwüstete weit und breit das armenische Gebiet. Bei dem allem ist es doch nicht zu bezweifeln, daß die Mongolen die Erhaltung der Reste des heiligen Landes noch eine Zeit lang möglich machten, bis dann im Jahre 1290 der neue Sultan Kilawun durch den Bruch eines Vertrages gereizt, den Krieg erneuerte. Dessen Sohn und Nachfolger Alaschraf hat ihn durchgeführt: im Mai 1291 eroberte er trotz der tapfersten Verteidigung Ptolemais. Die Abendländer und die Ritter selbst verließen dann die noch übrigen Städte Tyrus, Sidon und Berytus. Aus der Beute von Accon errichtete Alaschraf fromme Stiftungen zu Gunsten der Moslimen. Die Christen, welche noch in Syrien waren, wurden Unterthanen des Sultans von Ägypten.

Man bemerkt das alles auch in unseren gangbaren Geschichten; das wesentlichste Moment jedoch, das in den Mongolen lag, läßt man gewöhnlich außer acht. Was durch den Einbruch der Chowaresmier begonnen war, wurde durch die Erhebung und die Siege der Mameluckensultane vollendet: indem die Mongolen den Islam an seiner Centralstelle angriffen und bewältigten, sammelten sich die äußeren wie die inneren Kräfte desselben in Ägypten und Syrien und bereiteten der abendländischen Kolonie in dem letzteren Lande den Untergang. Wie so ganz anders hätte alles gehen müssen und welche Aussicht für die Zukunft konnte sich auch jetzt noch eröffnen, wenn es gelungen wäre, die Mongolen selber wirklich für das Christentum zu gewinnen! An Bemühungen dazu hat es nicht gefehlt. Von Innocenz IV. an ließen die Päpste dies große Anliegen nicht aus dem Auge. Unter den Franziscanern fanden sie jederzeit kühne, an Entsagung gewöhnte, wanderlustige Missionäre. Ohne Bedeutung waren deren Reisen mit nichten. Diese Mönche, Johann de Plano Carpini, Rubruk und ihre Nachfolger haben dem Abendlande die erste Anschauung von dem Inneren der großen östlichen Erdfeste übermittelt. Auf ihren Spuren zogen dann die unternehmenden Venezianer aus dem Hause Polo in den fernsten Osten; denn auch der Handel suchte, ebenso wie die Religion, das neue Weltement für sich zu erobern. Allein der wahre Zweck jener Missionen wurde doch verfehlt, wie nah auch bisweilen dem hoffnungsvollen Eifer seine Erreichung zu liegen schien. In Peking selbst ward freilich einmal eine lateinische Kirche errichtet. 1307 ward der damalige Hauptmissionär Monte Corvino zum Erzbischof und Legaten im Orient ernannt. Es gab eine Anzahl Christen in dem mongolischen Reiche, und Monte Corvino äußerte die Hoffnung, daß er auch den Großchan bekehren werde; aber sie war diesmal so wenig wie sonst begründet.

Wir berührten schon, welches Hindernis sich dem Erfolge durch die Konkurrenz der verschiedenen christlichen Bekenntnisse entgegenstellte. Die

Christinnen, die von den Chanen in die Schar ihrer Weiber aufgenommen wurden, gehörten der nestorianischen Richtung an; auch die Armenier blieben nicht zurück: 1253, gleichzeitig mit Rubruk, der im Auftrage Ludwigs des Heiligen reiste, fand sich sogar ein armenischer König Haiton, der die mongolische Oberhoheit hatte anerkennen müssen, bei Manguchan ein. Überdies aber war das römische Christentum in der damaligen Gestalt, wo es dem Papst eine Art von weltlicher Herrschaft über die ganze Erde vindizierte, ganz unfähig, einen großen Fürsten zu gewinnen; wie vielmehr einen solchen, der von dem nämlichen Anspruch seinerseits erfüllt war. Die Höflichkeiten der Dschingissiden gegen die Päpste waren von dem Schlage, wie die Attilas gegen die römischen Imperatoren; hätte nicht die Breite der Welt zwischen ihnen gelegen, sie hätten sich ebenso wider sie aufgemacht, wie gegen den Kalifen. Innocenz IV. empfing zu Lyon ein Schreiben Kujukchans, worin er aufgefordert ward, mit allen Königen und Machthabern vor dem Kaiser aller Menschen zu erscheinen, um dessen Willen zu vernehmen. Von den Werbern aller Religionen um die Wette aufgesucht, gefielen sich die Großchane geraume Zeit hindurch in einer gewissen Unparteilichkeit, welche man auf der einen wie auf der anderen Seite sich als besondere Hinneigung auslegte. In der That erblickten sie alle fremden Religionen gleich weit unter sich. Ein Verhältnis, das freilich nur so lange dauerte, wie das Übermaß ihres Selbstgefühls. Mit der Zeit jedoch machte sich die einheimische Gewohnheit in jenen Ländern dergestalt geltend, daß selbst das neue Prinzip der Mongolen nichts mehr bedeutete. Wäre das Christentum im Osten wahrhaft herrschend gewesen, ehe die Eroberung gemacht wurde, so würden die Ereignisse einen anderen Gang genommen haben. Jetzt aber waren Gesinnung und Sitten der Eroberten stärker, als die der Eroberer.

So behauptete im hinteren Asien der Buddhismus den Platz. Dorthin ging die dritte Hauptrichtung der mongolischen Welteroberung. Mangu drang verwüstend in Tibet ein. Er war es auch, der die von Dschingischan in China begründete Herrschaft erweiterte, welche dann von Kubilai vollendet ward; Japan wurde vor dessen Angriff nur durch einen Seesturm gerettet. Kubilai schlug seinen Herrschersitz zu Cambaluc in China auf, wo ihn Marco Polo in seiner Herrlichkeit sah und schilderte, und schloß sich den Formen der chinesischen Kultur mit Verständnis an. Zugleich erkannte er den vornehmsten der buddhistischen Priester in Tibet, den Vorsteher des Sakjaklosters, als obersten Lama an, dem sich dann die chinesischen Bonzen unterordnen mußten. Nicht so ganz aber entsprach der Lamaismus der eigenen Überlieferung der chinesischen Buddhisten, als daß sich nicht daraus unter den Enkeln Kubilais der Anlaß zu Empörungen ergeben hätte. Wie in Rußland, schärfte sich auch hier der nationale Gegensatz an der religiösen Differenz. Im Jahre 1368 erhob sich gegen Tohoan Timurchan der Chinese Tschuh: Bonze, Soldat und Insurgentenchef in einer Person. Er drang aus dem

Süden vor, um die Mongolen zu stürzen, die da geboren seien, zu gehorchen und nicht, zu herrschen. Der Chan mußte fliehen, und Tschuh stiftete die bis 1644 waltende Dynastie der Ming, welche die chinesische Entwickelung in ihre eigenen Bahnen zurückführte.

Von bei weitem höherer Bedeutung für die allgemeine Geschichte war es, daß im vorderen Asien auch in den von den Mongolen eingenommenen Gebieten der Islam dennoch alsbald wieder die Oberhand gewann. Es handelt sich dabei um die Geschichte des Reiches der Ilchane, wie die Nachfolger Hulagus auf persischem Boden genannt zu werden pflegen. Denn von dem unmittelbaren chinesisch-tibetanischen Gebiete des Großchans sonderten sich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts durch die Teilungen der Dschingissiden in ziemlicher Selbständigkeit überhaupt drei andere große Herrschaften ab: Tschagatai im centralen Asien, Kaptschak oder das Reich der goldenen Horde, endlich — durch den Oxus von jenem, den Kaukasus von diesem geschieden und mit beiden in häufigem Streite begriffen — eben das Reich der Ilchane, an Umfang etwa den alten seleucidischen gleich, da auch Armenien und die seldschukischen Fürsten von Rum ihm in loseren Formen unterthan wurden.

Auf Hulagu folgte sein Sohn Abaka (1265—1282), dessen wir bereits Erwähnung gethan. Nach jener ersten Gesandtschaft von 1274 hat er noch eine andere ins Abendland geschickt, welche mehrere Höfe besuchte. Sie sollte die Christenheit zu einem Kreuzzug gegen die Mameluken ermuntern und ihrem Heere Verpflegung von seiten der Mongolen verheißen. Auch bei Abaka fanden sich dann Franziscaner ein, die jedoch ebensowenig ausrichteten, wie ihre Brüder am Hofe der Großchane. Abaka neigte sich bereits der mohammedanischen Kultur zu. Noch lebte Saadi, der über hundert Jahr alt wurde und dessen Werke die höchste Blüte persischer Poesie bezeichnen: wie hätte die lateinische Bildung in jener Zone damit konkurrieren können? Abaka vertraute ein paar gelehrten Brüdern, Schemseddin und Alaeddin, von welchem letzteren sich einige wirklich schöne Gedichte finden, lange Zeit die innere Leitung seines Reiches an. Zuletzt gestürzt, scheinen sie nicht ohne Einfluß darauf geblieben zu sein, daß nach dem Tode des Ilchans nicht dessen Sohn, sondern sein Bruder Tokudar den Thron bestieg. Allein die Hauptsache war, daß dieser sich als Moslim bekannte: dadurch gewann er die Stimmen der Völker. Bei seiner Thronbesteigung ließ er als gute Kunde ausrufen, er wolle die frommen Stiftungen, die Moscheen, die sie unter den Kalifen besessen, ihnen wiedergeben: der Islam werde nicht aufhören, siegreich zu sein. Der verdrängte Neffe Argun, dem es bald darauf (1284) gelang, sich dennoch zum Herrscher aufzuschwingen, knüpfte dann freilich aus politischen Gründen, den Mameluken gegenüber, wieder mit den Christen an. Allein im Innern beschützte auch er den Islam, ohne ihn persönlich anzunehmen. Im Oktober 1290 wurde das Fest des Fastenmonats zu Täbris, der Sommerresidenz der Ilchane, feierlich begangen; Kadis und Scheiche waren wieder beisammen.

Als Argun 1291 starb, brach über die Nachfolge ein Streit zwischen den Bewerbern aus. Gasan, der 1295 die Krone davontrug, gelangte dazu doch nur dadurch, daß er bei einem Scheich Unterricht in der arabischen Mystik nahm und förmlich übertrat. Gasan gilt als der vornehmste und größte der Dynastie. In den vier ersten Jahren hatte er mit inneren Unruhen zu kämpfen; das Blut floß in Strömen; in den späteren hielt er die persische Macht nach außen aufrecht. Im Dezember 1299 lieferte er den Ägyptern eine siegreiche Schlacht bei Emesa, die hauptsächlich durch ihn selber entschieden wurde, indem er den Anfall der ägyptischen Reiterei aufhielt. Ein Teil von Syrien fiel dann in seine Hand, und die Verhältnisse zu Europa erneuerten sich. Aber in dem fortgesetzten Kriege, der durch einige Gesandtschaften unterbrochen wurde, behaupteten die Mamelucken im April 1303 in einer zweiten großen Schlacht, in welcher der prasselnde Pfeilregen der Mongolen Funken aus den ägyptischen Helmen trieb, auf dem altberühmten Schlachtfelde von Assofar den Sieg. Ein Gleichgewicht zwischen diesen Mächten, die nunmehr beide den Islam vertraten, stellte sich wieder her. Gasan ist auch durch die Gunst merkwürdig, die er der Litteratur erwies; besonders muß ihm die Geschichte dankbar sein. Denn die besten Nachrichten über die Mongolen verdanken wir den Geschichtschreibern, die unter ihm blühten, Reschideddin und Wassaf. Der erste war der vornehmste Wesir Gasans, er hat sich als solcher den Titel des Großen verdient: er hielt über das „weltbeherrschende Gesetz". Sein Buch, das aus den „goldenen Archiven", die ihm zu Gebote standen, genommen ist, ist einfach, bündig und klar. Wassaf dagegen, der bei Schlachten zugegen war, sucht mit allem Schmuck persischer Bildersprache zu einer Anthologie zu gelangen, allein dabei ist er doch die vornehmste Quelle aller späteren Arbeiten. Wir haben einen Auszug aus seinem Werke in Hammers Geschichte der Ilchane, der einige Stellen und Gedichte herübergenommen hat. Auf diese Weise ist der Geschichtschreiber so unsterblich, wie der Poet, wenn er auch nicht so oft genannt wird.

Unter Gasans Nachfolger Chodabende wurden die Unternehmungen gegen Indien erneuert. Von 1245 bis 1307 haben die Mongolen zwölf Einfälle in Indien gemacht, welche alle eine schreckliche Wirkung hatten. Der Herrscher von Dehli, Alaeddin, ward von Chodabende an die Pflicht gemahnt, den Mongolenchan als seinen Oberen zu betrachten. Er geriet dadurch in solchen Ingrimm, daß er die Gesandten von Elephanten zertreten ließ. Als sich die im Lande befindlichen Mongolen hierüber regten, ließ er sie, durch eine Verschwörung gereizt, sämtlich niedermetzeln: ihrer 15000 bedeckten die Straßen von Dehli. Eine Zeitlang behauptete so Indien noch seine Selbständigkeit. Aber eben auf diese Gewaltthaten hat dann Timur rachesuchend seine Unternehmung gegründet, welche für die modernen Geschicke Hindostans maßgebend wurde. Nach Chodabendes Tod 1316 bestieg Abusaid den Thron. Da er noch sehr jung war, so ergriff an seiner Stelle der mongolische Emir Tschoban die Regierung. Ich habe, sagt ihm Abusaid, die Zügel der Welt-

herrschaft in deine Hände gelegt. Aber Abusaid faßte eine romantische Leidenschaft für Tschobans Tochter, Bagdad Chatun: man hat Ghasele von ihm übrig, die er ihr widmete. Entgegen dem Gesetz, welches alle Töchter der Mongolen dem Chan zur Verfügung stellte, versagte Tschoban ihre Hand dem Abusaid, der ihn dafür hinrichten ließ. Er entriß sie ihrem Gemahl und vermählte sich mit ihr, aber ihr ganzes Geschlecht kam dabei um. Ihr Bruder Timurtasch flüchtete nach Ägypten; allein die Mameluckeu, die den Ilchan nicht zu reizen wünschten, räumten ihn aus dem Wege. Auch dem Chan jedoch erwuchs aus alledem kein Glück. Als er seine Neigung einer anderen Schönen zuwandte, wurde er von Bagdad Chatun vergiftet (November 1336). Das Ereignis ist insofern wichtig, als er ohne männliche Nachkommen zu Grunde ging. Nach ihm konnte kein Machthaber mehr sich zu allgemeiner Anerkennung erheben. Zwölf neue Herrschaften bildeten sich, welche zwei verschiedene Chane anerkannten, die jedoch selbst wieder durch zwei Emporkömmlinge, den großen und kleinen Hasan, die einander bekämpften, beherrscht wurden. Später finden wir drei Chane in sieben Teilen des Reiches. Nach und nach ward alles zertrümmert, mit dem Staatswesen leider zugleich die persische Kultur. Togai Timur, der letzte Chan aus dem Hause der Dschingissiden, ward von einem untergeordneten Häuptling 1353 bei einem Besuch ermordet. Mit ihm endigten die Ilchane.

Endlich war auch in dem benachbarten Tschagatai, das sich ebenfalls dem Islam wieder zugewandt hatte, im Jahre 1358 eine allgemeine Empörung ausgebrochen: alle Emire machten sich unabhängig. Kaschgar und Chowaresmien waren abgefallen. Genug, die Mitte des 14. Jahrhunderts muß als die Zeit betrachtet werden, wo das mongolische Wesen, nachdem es bereits die eine oder die andere der vormals herrschenden Religionen von den unterworfenen Völkern angenommen, auch nationale Selbständigkeiten allerorten wider sich aufstehen sah, denen es früher oder später in seiner Eigentümlichkeit erlag. Der Befreiung Chinas entsprechen die ersten Erfolge der Russen, wie die Auflösung der Reiche von Persien und Tschagatai. Für das mittlere und vordere Asien lag darin die letzte Entscheidung allerdings noch nicht: eben aus jenen Wirren in Tschagatai ging Timur hervor, der, wie wir später darstellen werden, das Werk der Verheerung, Eroberung und Reichsgründung noch einmal im großen Stile der ersten Dschingissiden erneuert hat. Schon jetzt aber läßt sich die welthistorische Wirkung, welche die mongolische Erhebung im 13. Jahrhundert auf die bisherige Gestalt der Dinge ausübte, in vollem Umfange überschauen. Der direkte Stoß gegen das Abendland war glücklich abgeprallt; allein in der Unterjochung Rußlands, der Niederlage Polens und Ungarns, lag in Verbindung mit der Fortdauer der Reste des Heidentums im baltischen Hinterlande eine schwere Gefahr für die lateinische Welt: ich denke im nächsten Kapitel zu zeigen, wodurch sie derselben vornehmlich zu begegnen wußte. Dagegen waren die fränkischen Positionen in Asien unwiederbringlich verloren, ja das Morgen-

land überhaupt dem abendländischen Element von nun an vollkommen verschlossen. Der Islam, dessen Überwältigung, selbst von anderer Seite her, dem Christentum wenigstens für die Zukunft die größten Vorteile gewährt haben würde, hatte sich dennoch innerlich behauptet, nur daß er ein neues Element in sich aufgenommen, barbarischer als alle früheren, was ihn auf die Dauer der Fortentwickelung der übrigen Welt nur um so mehr entfremdete. Da, wo er sich von der mongolischen Überflutung freigehalten hatte, im Bereich der Mamelucken, war das doch auch allein durch eine neue Entfesselung roher Gewalt geschehen, welche sich ebenfalls gerade den abendländischen Interessen in feindseliger Abwehr gegenüberstellte. Und schon war auf demselben Wege überdies der Grund gelegt worden zu einem neuen mohammedanischen Angriff auf Europa selbst.

Die erste Erhebung der osmanischen Türken erfolgte — ebenso wie die der Mamelucken, jedoch mehr politisch, als religiös — im Gegensatz gegen die Mongolen. Wie schon berührt, hatten sich auch die seldschukischen Herrschaften in Kleinasien dem mongolischen Andrange nicht entziehen können. Sie unterlagen schon bei deren erstem Vordringen 1243, obwohl sie, weit entfernt von dem alten Haß, nicht allein mit den Griechen in Nicäa, sondern auch mit den Lateinern in Verbindung standen; sie führten fränkische Mietstruppen ins Feld. Überwunden, erscheinen sie als tributpflichtige Lehnsfürsten der Ilchane.

Der letzte seldschukische Fürst ist Sultan Masud II. von Iconium. Er ward 1283 von Abaka eingesetzt, 1297 aber von einem seiner Emire getötet; die ganze Herrschaft der Seldschuken löste sich auf. In den kleinasiatischen Gebieten zwischen Mongolen und Griechen ward dadurch Raum für eine neue Macht, deren Anfänge freilich bescheiden waren. Vielleicht gleichzeitig mit den flüchtigen Chowaresmiern, jedenfalls dem nämlichen Drucke der mongolischen Invasion in Iran nachgebend, sind die osmanischen Türken nach Westen gezogen. In Diensten der letzten seldschukischen Fürsten kamen sie empor. Ihr Führer Ertogrul erscheint dort zuerst in einem Treffen wider die Mongolen. Er erhielt, da er sich auch gegen die Griechen wacker erwies, ein kleines Gebiet, dessen Mittelpunkt das alte Doryläum ist. Ihm folgte 1288 sein Sohn Osman, der durch den Fall der Seldschuken, welchem die Abnahme der Macht der Ilchane zur Seite ging, eine unabhängige Stellung gewann. Er gründete seine Herrschaft vornehmlich auf Karadschihissar, einen Gebirgskessel im Süden von Bithynien. Er wie die Seinen waren eifrige Mohammedaner und griffen in jenen Gegenden, wo es keine fest. Gewalt mehr gab, kräftig um sich; sie erhoben die Waffen gegen die Griechen und die Mongolen: ein Vorspiel — noch im kleinen — der welthistorischen Kämpfe, die sie ein Jahrhundert später bestehen sollten, wo wir sie wieder aufzusuchen gedenken.

Siebzehntes Kapitel.

Der deutsche Orden in Preußen.

Im Orient hatte die vordringende Mongolenherrschaft am Islam, an jenem Mameluckenreich von Ägypten Widerstand und Einhalt gefunden. Wir sahen, wie sehr dadurch die christlichen Interessen in Syrien indirekt geschädigt wurden: auf der anderen Seite darf man nicht vergessen, daß dem südlichen Europa so die unmittelbare Berührung mit dem barbarischen Feinde der Kultur erspart blieb. Weiter nördlich dagegen, an den Konfinien der deutschen und der slavischen Welt, mußte die abendländische Christenheit nach wie vor für sich selbst einstehen; mit jenem durch zufällige Umstände begünstigten Erfolge der Schlacht bei Liegnitz war es offenbar noch nicht gethan. Rußland, das man noch immer zur occidentalen Kirche herüberzuziehen die Absicht hegte — durch Preußen pflegten die dazu abgeordneten Sendboten ihren Weg zu nehmen — Rußland ward, nachdem Batu sich als Herrn von Kaptschak aufgestellt, der Obmacht der goldenen Horde vollkommen unterthan: weit entfernt, noch irgendwelchen Schutz gewähren zu können, bedurfte es vielmehr im Westen eines christlichen Rückhalts, um den Rest seines europäischen Wesens unter der Fremdherrschaft zu behaupten. Polen und Ungarn, welche hierzu, wie zur Verteidigung der abendländischen Christenheit selbst gleichsam als deren Außenwerke zunächst berufen gewesen wären, hatten den verheerenden Zug der Tartaren über sich ergehen lassen müssen und lagen seitdem in tiefer Schwäche darnieder. Die Konsolidation der Macht, welche für die lateinische Welt in diesen Regionen unumgänglich erfordert wurde, konnte von ihnen nicht ausgehen; ihre eigene Existenz ward erst dadurch verbürgt, daß dieselbe durch andere Kräfte zustande kam.

An der Grenze von Ungarn nun erhob sich Böhmen, dessen König Wenzel einst zur Abwehr der Tartaren von den deutschen Marken vielleicht das meiste beigetragen hatte. Unter Wenzels Sohne Ottokar II., dessen wir bald ausführlich gedenken werden, ward Böhmen bei weitem mächtiger, als Ungarn; und weder Ottokar selbst, noch die bedeutenderen unter seinen Nachfolgern, haben der Aufgabe, welche ihnen im Gesamtinteresse des Abendlandes die Stellung ihres Königreiches auferlegte, zu genügen versäumt. Allein ihre politischen Verbindungen wiesen sie doch zugleich jederzeit mindestens ebenso sehr nach Westen und Süden, ins Innere des Reiches und der lateinischen Welt überhaupt zurück; der großen osteuropäischen Angelegenheit war Böhmen eigentlich stets nur mit halbem Angesichte zugewandt. Von ungleich höherer Bedeutung für die gemeinsame Sache war es, daß zur nämlichen Zeit im Rücken und an der Seite Polens der Staat des deutschen Ordens in Preußen und Livland zu imposanter Macht empor-

kam. Die unmittelbare Mission des Ordens, von deren Erfüllung er durch keinerlei Verflechtung in die inneren Bewegungen des Reichs und des Abendlandes im allgemeinen abgehalten ward, die Bekämpfung und Unterwerfung des Heidentums in den preußischen und litauischen Gebieten, stand mit der großen Frage, von der wir ausgingen, in der engsten Beziehung. Nicht als wäre die preußische Eroberung des Ordens von vornherein durch den Mongolensturm veranlaßt worden: die Ritter hatten die Landschaften am rechten Weichselufer bis ans Meer hinab eingenommen, noch ehe von den Mongolen im Abendlande die Rede war. Selbst an der Schlacht bei Liegnitz nahm der deutsche Orden keinen Anteil, wie man nach dem Vorgange von Dlugosz geglaubt hat. Allein am Tage liegt, wie sehr nun jenes uralte nördliche Heidentum, auch jetzt noch in sich selber stark und waffenfertig, in seinem Widerstreben gegen die vordringenden christlichen Institutionen durch den Einbruch der Tartaren angeregt und befestigt werden mußte. Indem der Orden diesen nächsten Feind bezwang und sich in seinem eigenen Bereich unüberwindlich aufstellte, setzte er sich zugleich den von dem überwältigten Rußland herüberdringenden Einwirkungen der goldenen Horde auf das kräftigste entgegen. Sein Staat wurde zum vornehmsten Bollwerk des Abendlandes gegen Osten, an dem sich auch das gesunkene Polen und weiterhin Ungarn allmählich wieder aufzurichten vermochten.

Wenn ich in solchem Sinne die historische Erscheinung des Ordenslandes mit dem Ereignis der mongolischen Weltbewegung unmittelbar verknüpfe, so sollen damit in der Geschichte des ersteren die nationalen und territorialen Momente keineswegs geleugnet werden; sie finden sich vielmehr darin zu allen Zeiten mit den universalen verbunden. Die Namen Hermann von Salza und Hermann Balk verdienen einen Ehrenplatz in der deutschen und preußischen so gut, wie in der allgemeinen Historie. Das Bestreben, ein deutsches Kolonialland zu gründen, festzuhalten und auszubauen, bildet ein Hauptmotiv nicht allein der frühesten, sondern auch der späteren preußischen Begebenheiten; der beständige Zuzug von Kriegern und Ansiedlern aus Deutschland verschaffte dem Orden die Kräfte zu allen seinen Unternehmungen nach innen und außen. Nicht minder jedoch muß man das Prinzip der Gemeinschaft der abendländischen Christenheit als eines Ganzen im Auge behalten, wenn man die Geschichte jener Zeiten verstehen will. Kaisertum und Papsttum, sonst so tief entzweit, wirkten bei der Stiftung des Ordenslandes einträchtig zusammen. Der Papst, der die Eroberungen der Ritter für ein Eigentum St. Peters erklärte, schützte sie dadurch vor den Übergriffen der benachbarten geistlichen Mächte. Der Kaiser gab ihnen ein Recht zur Ausbreitung auf Grund der Theorie, daß die ganze Erde unter der Monarchie des römischen Reiches stehe. Seltsame Ausdrücke, die doch nur so viel bedeuten, daß hier eine der gesamten abendländischen Welt angehörige und ihr wichtige Gründung vollzogen ward, gleich wichtig für die geistlichen und für die weltlichen Interessen. Und so blieb die Anschauung auch hernach; selbst

jene Kombination der preußischen Vorgänge mit dem Verhältnis des Abendlandes zu den Mongolen ist nicht etwa eine nach der Hand gemachte gelehrte Abstraktion: die Bullen der Päpste des 13. Jahrhunderts weisen wiederholt darauf hin; die Zeitgenossen selber lebten und webten in dieser Idee. Man kann daher sagen, daß der Fortgang der preußischen Eroberung, wie er um dieser Beziehung willen notwendig war, so auch durch das Bewußtsein von derselben umgekehrt sehr wesentlich befördert wurde.

Im Jahre 1242, kurz nachdem der Mongolensturm, der die preußischen Grenzen selber kaum gestreift, über Polen dahingebraust war, brach in Preußen der erste große Aufstand aus. Er hängt zunächst mit den polnischen Verhältnissen zusammen. Denn auf das engste waren die piastischen Fürsten mit dem Orden vereinigt; eigentlich war es doch ihre alte Feindschaft mit den Preußen, welche dort durch die deutschen Ritter ausgefochten wurde. Eine namhafte Hülfe dabei zu leisten, waren sie jedoch gerade jetzt am wenigsten in der Lage. Es gehört zu den Folgen der Schlacht bei Liegnitz, daß nach dem Tode Heinrichs des Frommen Herzog Konrad von Masovien sich Krakaus zu bemächtigen suchte, wobei er vielen Widerstand fand. Nach seinem eigenen Tode 1247 teilten seine Nachkommen das Land, zuerst in zwei, dann in noch mehrere Stücke, die sich gegenseitig befehdeten. Die Hauptsache aber war, daß der tapfere Swantepolk von Ostpommern mit den Piasten von Großpolen, sowie von Cujavien und Masovien wegen der Feste Nakel und des Netzedistriktes in Zwiespalt und alsbald in offenen Kampf geriet. Die polnischen Fürsten hielten desto mehr mit dem deutschen Orden zusammen und zogen ihn in die eigene Verwickelung hinein. Von beiden Seiten rief man die Heiden zu Hülfe. Die Polenfürsten suchten sich der Litauer zu bedienen; Swantepolk nahm sich der unterworfenen Preußen an, die — überdies im Vorgefühl des Momentes, in welchem sie völlig christianisiert werden sollten — sich mit wilder Leidenschaft zur Empörung erhoben. Es erhellt nicht, daß Swantepolk auch zu den Tartaren Beziehungen gehabt; aber eben die Verwirrung, welche deren Einbruch hinterlassen hatte, setzte ihn in den Stand, diese Feindseligkeiten auszuüben. Aufstand und Krieg zogen sich beinah ein volles Jahrzehnt über hin; die Ordensherrschaft kam in die Gefahr, fast gänzlich zertrümmert zu werden: Culm und Marienwerder waren gefallen, nur wenige Punkte an der See, darunter Elbing hielten sich auf die Dauer. Mit großer Anstrengung ward die Krisis endlich überstanden; doch eine entscheidende Bewältigung der Preußen lag noch fern, so lange die Hälfte des Volks in den östlichen Landschaften in den alten Zuständen unangefochten verharrte. Auch diese, insbesondere die wichtigste, Samland, mit Erfolg anzugreifen, ward erst möglich durch neue Bemühungen der abendländischen Streitkräfte, die zumeist durch die Furcht vor den Bewegungen der Tartaren hervorgerufen wurden.

Im Jahre 1253 war die Besorgnis vor einem neuen großen Anfall ganz allgemein. Das Jahr vorher war Fürst Andrei von Susdal verjagt

worden und nach Pleskow geflüchtet. Die Tartaren fielen abermals in Sendomir ein. Papst Innocenz IV. erfuhr von einem russischen Fürsten, welcher davon wegen seiner Nähe wissen konnte, ihre Absicht sei, auch die Überbleibsel zu zerstören, welche die göttliche Huld bisher vor ihren Händen errettet! Er forderte also alle Nationen, wie es in der Bulle heißt: Polen, Russen, Böhmen, Mähren, Pommern auf, da sie zuerst gefährdet sein würden, sich mit aller Macht zu widersetzen. Er meinte damals, auch Litauen für sich gewinnen zu können. Vom Jahre 1254 existiert eine Bulle, nach welcher die wilden Tartaren und ihre Genossen sich vorgesetzt hätten, Livland, Esthland, Preußen und die anderen Länder, die in jenen Gegenden durch die Brüder von der heiligen Maria auf die Höhe der katholischen Wahrheit gebracht worden seien, einzunehmen und zu verwüsten. Die erste Teilnahme zeigte sich in Deutschland selbst. Der eben zum Hochmeister erhobene Graf von Wertheim, Poppo von Osterna, früher Landmeister in Preußen, setzte etwas darein, das innere Deutschland in Bewegung zu bringen. Ihm schlossen sich die Ritter von Rheinland und von Franken an, unter den Fürsten vornehmlich Heinrich der Erlauchte von Meißen; ihm gelang es, 1253 das Land Barten zu erobern. Indessen pflanzte sich die Erregung weiter fort. Ein Minorit, genannt Bartholomäus, predigte mit dem größten Erfolg in Mähren, Böhmen, Schlesien.

Hier war nun damals jener Ottokar, der in der deutschen Geschichte so namhaft ist, König von Böhmen und Herzog von Österreich. Die Babenberger in Österreich waren 1246 ausgestorben, und seitdem hatten Ungarn und Böhmen über den Besitz des Herzogtums gestritten. Endlich aber, 1254, ward in Ofen der Friede geschlossen, durch welchen Österreich Ottokar verblieb. Der Friede ist noch ein Werk Papst Innocenz' IV., der dem Böhmenkönig sehr befreundet war, wie sich denn dieser wieder sehr gehorsam zeigte. Überdies war König Bela immer in einer gewissen Verbindung mit den Mongolen; hat er doch dem Nachfolger Batus später einmal seine Tochter vermählen wollen. Ottokar dagegen war der Sohn jenes Wenzel, durch den dem Eindringen der Mongolen nach Deutschland hauptsächlich Einhalt geschehen war. Mit dem Orden, der in Österreich sehr begütert war, fühlte er sich ohnehin eng verbündet. Ottokar war jung und kühn, eine der größten und glänzendsten Gestalten der damaligen Welt. Es machte einen allgemeinen Eindruck, daß er selbst das Kreuz nahm. Ich halte nicht für gut, über die politischen Motive viel hin und her zu reden. Es war die Idee der Einheit der abendländischen Christenheit und ein Gefühl seiner Gesamtstellung, durch die er auch dem Reiche persönlich angehörte, was ihn bewog.

Und in Österreich, Böhmen und Mähren schloß sich dem jungen Fürsten der hohe und niedere Adel in großer Zahl an. Am 25. Dezember 1254 war er in Breslau, wo ihn sein Schwager Otto von Brandenburg begrüßte, der zugleich sein Kriegsmarschall war. Ohne Zweifel war alles dazu vorbereitet,

daß die Sache so rasch wie möglich gehen konnte. Denn inmitten der anderen Verwickelungen, in denen er sich befand, hatte Ottokar nicht viel Zeit aufzuwenden. Er nahm den kürzesten Weg nach Elbing, der ihn nach Balga führte. Dort fand er den Hochmeister und Heinrich den Erlauchten. Alles strömte nun dort zusammen. Die vornehmste Stütze verlieh dem Heidentum die kriegerische Haltung der Samländer, die unter ihren Häuptlingen zu Felde zogen, nachdem sie bei großen Trinkgelagen Mut dazu gefaßt. In ihrem Rücken hatte man 1252 die Memelburg angelegt, zu deren Aufbau der Bischof von Kurland eine Beisteuer gab. Der Papst verbot 1254, den Heiden auf dem Flusse, wie vordem geschehen, Waffen zuzuführen. Es ist bezeichnend, was man erzählt, daß Ottokar einen alten Samländer fragte, ob er mit den Truppen, die er bei sich hätte, Samland werde erobern können; der sagte: nein. Der König zeigte ihm die doppelte Anzahl; der andere verneinte noch immer. Dann aber zeigte ihm Ottokar das ganze bei Balga vereinigte Heer, welches das Feld bedeckte wie die Heuschrecken; damit war der Alte zufrieden: Nun gehe hin, wo du willst, du wirst alles, was du willst, erreichen! Auch verbreitete schon der Name des Königs Schrecken vor ihm her. Der Frost begünstigte ein schnelles Vordringen. Es bedurfte dann nur der Verwüstung eines Tages und einer Nacht, um die Samländer zu beugen. Sie baten um Gnade und gaben Geiseln, die der König an die Deutschen in Preußen überließ. Der König und der Markgraf gaben einem und dem anderen, die sich taufen ließen, ihre Namen. Eine Burg zur Verteidigung des Landes wird errichtet; aus Rücksicht auf Ottokar nennt man sie Königsberg. Ob er gerade selbst, wie man sagt, die Höhe am Pregel ausersehen, um daselbst eine Burg zu gründen, mag zweifelhaft sein; aber er gab zu ihrer Errichtung einen großen Teil der Kosten her.

Es war alles eine rasche Winterexpedition, ein kurzer Streifzug, bei dem die Entwickelung der Macht und der allgemeine Eindruck das beste that. Denn schon im Februar 1255 war Ottokar — so scheint es, wenn die Urkunden seine Anwesenheit beweisen — wieder in seinem Lande. Das Ereignis war nichtsdestoweniger von dem größten Wert. Königsberg gehörte zu den Festungen an den Wasserwegen, welche bei der Eroberung unendlich wichtig waren. In seiner Lage zwischen dem kurischen und dem frischen Haff bildete es hernach den Mittelpunkt der ganzen, Livland einschließenden Eroberung. Im Jahre 1256 kam es zu einem Aufstand der Samländer, mit dem sogar ein Versuch auf die Memelburg in Verbindung stand. Diese aber hielt sich. Die samländischen Edlen selbst wurden in Güte zur Unterwerfung gebracht. Sie hatten doch nur die Wahl zwischen dem Tartarenchan und dem römischen Papst. Und zuweilen erweckte noch jetzt die tartarische Macht ihren Widerstand gegen das Christentum, z. B. bei dem vorerwähnten Einfall Burundais in Halitsch, dem Papst Alexander IV. durch eine Kreuzzugspredigt, bei der er nur das preußische Interesse voranstellte, entgegentrat.

Nicht zu leugnen ist, daß es bei der Unterwerfung des Landes doch auch hier zu sehr wenig geistlichen Handlungen kam. Der Ordensvogt von Natangen, der von einigen preußischen Edelleuten wegen Erleichterung der Abgabe des sogenannten Pflugkorns angegangen wurde und, als er sie verweigerte, in Lebensgefahr geraten war, lud jene zu sich auf die Lenzenburg, ließ diese Burg anstecken und sie sämtlich verbrennen. Es erinnert an die That des alten Markgrafen Gero gegen die wendischen Edlen. Im Jahre 1261 erhob sich alsdann ein allgemeiner Aufstand; die Ritter wurden selbst in offener Feldschlacht besiegt; Königsberg war in der größten Gefahr, nur der Zuzug der Grafen von Jülich und Mark hat es damals gerettet. Hierauf erhob sich die Macht des Ordens aufs neue; Samland wurde nach und nach wieder erobert und nun zu völliger Unterwerfung gebracht. Tritt hiebei mehr der territoriale Gesichtspunkt hervor, so schien ein andermal wieder der universale das Übergewicht zu erhalten: so bei einer zweiten Kreuzfahrt des Königs Ottokar. Neue Einfälle der Mongolen in Polen erweckten den Eifer Papst Urbans IV. gegen Rußland, Litauen und die ihnen in verdammtem Bunde vereinigten Tartaren; auch in den von dem deutschen Orden eingenommenen Gebieten — so klagt er — suchten sie das Christentum zu vertilgen.

Noch war damals König Ottokar von Böhmen bei weitem der mächtigste Fürst des Reiches; er suchte Böhmen zum Mittelpunkte einer eigentümlichen Macht zu erheben, wie später Karl IV.; er hatte 1265 Eger erworben. Die Führung des neuen Kreuzheeres bot ihm insofern eine unermeßliche Aussicht, als ihm der Papst alle Länder, die er über Tartaren, Ungläubige und Schismatiker erobern würde, zu behalten und einen neuen König von Litauen zu setzen gestattete. Ottokar traf darüber ein Verständnis mit dem Orden; gemeinschaftlich wollten sie auf Litauen losgehen. Der König vermittelte den Streit der Ritter mit dem Herzoge von Ostpommern. Seine Absicht war, ein großes Heer an der Grenze aufzustellen, um den Krieg regelmäßig zu führen. Er hatte den Gedanken, Olmütz zu einer großen Metropole zu erheben; Polen würde von Böhmen vollkommen absorbiert worden sein. Allein diesmal war das Glück dem König nicht wieder so hold, wie dreizehn Jahr früher. Er hatte abermals den Winter zu seiner Expedition bestimmt; aber wenn ihn damals der Frost begünstigt hatte, so trat jetzt ein Tauwetter ein, so daß er sich, in dem allenthalben feindseligen Lande ohne Rückhalt, genötigt sah, sein böhmisches Heer so bald wie möglich zurückzuführen. Es läßt sich nicht denken, daß er den Plan aufgegeben habe, denn hochstrebend war er von Natur; aber er übernahm sich in seinen Entwürfen und war bald nicht mehr in der Lage, sie durchzuführen. Auch wäre das dem deutschen Interesse in Preußen freilich nicht günstig gewesen.

Und nun kam es doch vor allen Dingen darauf an, daß der Orden sich durch eigene Kraft festsetzte. Die Erfolglosigkeit des Ottokarischen Unter-

nehmens belebte den Mut der rebellischen Preußen. Im Jahr 1269 standen die Sachen so schlecht, daß der Landmeister Ludwig von Baldensheim abdankte. An seine Stelle trat Dietrich von Gatersleben als Landmeister, dem Anno von Sangerhausen als Hochmeister und der Marschall Konrad von Thierberg kräftig zurseite standen. Sehr merkwürdig ist doch, daß gerade die Landsleute Hermanns von Salza es waren, die hier mit Glück einwirkten. Die vornehmste Hülfe kam ihnen dann wie oft von Meißen. 1272 langte Markgraf Dietrich von Meißen mit dreitausend geharnischten Rittern an. Natangen ward in verschiedenen Schlachten besiegt, die Wehrburgen der Preußen erobert, der tapfere Anführer des Aufstandes, Heinrich Monte, unterworfen: er lebte in einer Höhle im Walde von Kräutern. Das Oberhaupt der Ermländer, Glappe, ward von einem Jüngling, den er liebte, verraten. Beide starben durch den Strang, jener an einem Baum, dieser sogar am Galgen. Hierauf war nur noch die Landschaft Sudauen übrig, die mächtigste unter allen, wie Dusburg sagt. Konrad von Thierberg war es, der als Landmeister auch dieses Gebiet unterwarf. Endlich sahen sich die einen genötigt, auszuwandern, die anderen sich zu unterwerfen. Der letzte Heerführer begab sich 1283 mit seinem ganzen Gefolge nach Litauen. Sudauen war eine Wildnis geworden; die Übergetretenen wurden verpflanzt.

Nachdem die Eroberung dergestalt vollendet worden, konnte sich das eigentümliche Gemeinwesen des Ordenslandes ungestört entwickeln. Der Orden selber trat als Landesherrschaft auf, nicht ganz unähnlich der venezianischen Nobilität; der Hochmeister wird gewählt. Er oder zunächst noch der Landmeister führt mit Beirat der Großgebietiger oder auch sämtlicher Ordenskomthure die Landesverwaltung. Seine Erlasse berufen sich meist darauf, daß zuvor mit den ausgezeichneten Brüdern sorgfältig Rat gepflogen sei. Zu den Gebietigern zählt der Obermarschall, der im Kriege anführt und im Frieden die Burgen beaufsichtigt; der Treßler, der den Schatz verwaltet, der Spittler, der für die milden Anstalten, und der Trappier, der für die Kleidung sorgen sollte. Sie sind daneben als Verwalter großer Komthureien anzusehen. Das ganze Land war in solche Komthureien eingeteilt, militärische Bezirke, in deren Mitte sich immer eine Ordensburg befand, wo Ritterkonvente die Verwaltung ähnlich führten, wie die Großgebietiger um den Hochmeister her. Die politische Macht beruhte vornehmlich darauf, daß der Orden zugleich das Übergewicht über die bischöfliche Gewalt besaß. Die preußischen Bischöfe waren sehr beschränkt. Durch ein päpstliches Dekret war es ihnen verboten, jemals den Bann über ein Mitglied des Ordens auszusprechen. Überdies waren aber auch alle Bischöfe, ja alle Kapitularen in der Regel Mitglieder des Ordens; auf die Wahl des Bischofs selbst hatte der Orden den größten Einfluß. Nur das Bistum Ermland war hiervon ausgenommen und genoß eine etwas großere Unabhängigkeit. Auch den Peterspfennig weigerte sich der Orden zu zahlen; er war im Besitz der geist-

lichen wie der weltlichen Gewalt. Unter seiner Leitung war das Land durchaus neu eingerichtet worden.

Die preußische Bevölkerung, ohnehin schwerlich sehr stark, war in den mörderischen Kriegen sehr gesunken, wenngleich keineswegs ganz und gar vertilgt. Die unterworfenen Überreste war man zu schonen beflissen. So behauptete sich ein preußischer Adel unter dem Titel der Withinge. In den Privilegien werden diese Withinge als Leute bezeichnet, welche von ihren Stammesgenossen abgefallen und bei allen Empörungen gegen den Orden ihm treu geblieben sind. Sie behielten nicht allein ihre Güter frei von Zehnten, sondern es wurden auch eine Anzahl von Eingeborenen ihrer Gerichtsbarkeit und Gutsherrlichkeit unterworfen. Dafür hatten sie alsdann Kriegsdienste zu leisten, sich auf die Reise zu machen wie es heißt, zur Verteidigung des Landes. Auch andere Rekognitionen wurden ihnen zu Zeiten auferlegt. Neben den Withingen stehen mit geringeren Rechten die Freien. Die ganze preußische Bauernschaft war entweder den Withingen oder dem Orden unmittelbar unterthan. Diesen Ureinwohnern zur Seite, allenthalben in ihrer Mitte erhob sich nun eine weit überwiegende deutsche Bevölkerung, ganz wie in den übrigen früher germanisierten Gebieten.

Es tritt ein zahlreicher deutscher Lehnsadel ein, die Tiefenau, Stange, Brandis u. s. w. Im Jahre 1285 ward ihnen Erblichkeit zugesagt, hohe und niedere Gerichtsbarkeit. Sie müssen Kriegsdienste leisten auf gerüsteten Streithengsten und in leichter Rüstung. Ein merkwürdiges Beispiel ist die Vergabung von dreihundert Hufen an Dietrich von Tiefenau schon im Jahre 1236. Städte und Dörfer wurden eingerichtet wie in der Mark und in Schlesien. Dem Unternehmer (Locator) wird überlassen, das Dorf mit Zinsbauern zu besetzen, während ihm selbst einige Freihufen zugeteilt werden. In der Mark und in Schlesien hatte man die gewöhnlichen deutschen Richter. Es ist merkwürdig, daß dies nicht auf den preußischen Orden überging: diese Dörfer wurden durch einen Vogt regiert. Die Städte wurden ebenfalls auf einer bestimmten Anzahl von Hufen gegründet. An ihrer Spitze standen Schultheißen mit einigen Freihufen, die in der Regel erblich waren, z. B. in Kreuzburg, Allenstein, auch in Marienburg, Preußisch-Holland. Stadtrichter und Schultheiß sind in der Regel identisch. Doch war auch eine gewisse Mannigfaltigkeit zu bemerken: hier und da wird der Schultheiß auch erwählt. Im allgemeinen ergießt sich also auch über diese Länder das deutsche Element und macht sie sich allmählich völlig zu eigen. Die Withinge selbst treten doch ganz in ein deutsches Lehnsverhältnis; sie mußten sich allmählich in dem deutschen Adel verlieren. Eben die gründliche Germanisierung gab dann dem Lande seine volle defensive Stärke.

Indessen machten die livländischen Heermeister ebenmäßig die größten Fortschritte. Andreas von Steierland eroberte 1251 Kurland und brachte den litauischen Fürsten Mindowe dahin, daß er das Chistentum und die

königliche Krone aus den Händen des Papstes annahm. Konrad von Herzogenstein unterwarf 1288 Semgallen nach wiederholtem Aufruhr. Dünaburg ward angelegt, überhaupt auch hier eine Anzahl Städte gegründet. Doch ließ sich die bäuerliche Einwanderung in diese entlegenen Gebiete nicht hinüberleiten. Dazu kam, daß dort die Gewalt des Erzbischofs von Riga mit der des Ordens hinderlich konkurrierte: woraus sich denn die später so verschiedenen Schicksale jener Lande verstehen lassen.

Zunächst jedoch blieb die allgemeine Lage immer dieselbe. Russische Großfürsten, die mit dem Chan der goldenen Horde verbunden waren, griffen die den tartarischen Einrichtungen widerstrebenden Gebiete von Nowgorod an und streiften nach Litauen. Auch die litauischen Fürsten selber, die von dem Heidentum doch noch nicht lassen mochten, unterhielten dann freundliche Beziehungen zu den Tartaren. Gegen Litauen ging der vornehmste Kampf, der nun dem Orden oblag; die Chroniken sind erfüllt mit Details darüber; der Krieg setzte sich dahin fort. Die Ritter fielen in die Grenzstriche von Litauen ein und sicherten sich durch Erbauung von Festungen: so 1289 Landshut, Ragnit und Tilsit. Der Landmeister, der sie erbaute, Meinhard von Querfurt, ist derselbe, der auch die Ufer der Nogat und der Weichsel aufschütten ließ, wodurch dieser bisher ganz öde Landstrich einer der blühendsten wurde. Die Kämpfe, die noch im 13. Jahrhundert begannen, zogen sich fast durch das ganze 14. Jahrhundert hin. Es kam zu mehreren großen Schlachten mit den Litauern, von denen die Rudauer von 1370 unter Winrich von Kniprode besonders in Erinnerung geblieben ist.

Inzwischen war eine wichtige Veränderung in der allgemeinen Verfassung des Ordens eingetreten. Wie die ganze preußische Unternehmung als eine Rückwirkung der Kreuzzugsidee zu betrachten ist, so kam selbst der unglückliche Ausgang, der in dem Morgenlande durch die Siege der Mamelucken herbeigeführt wurde, der nordöstlichen Gründung einigermaßen zu gute. Das Haupthaus des Ordens war bisher noch immer in Accon gewesen; durch den Fall von Accon ging es samt den Besitzungen, die man dort noch hatte, verloren. Man bot dem deutschen Orden eine neue Station in Cypern an, wohin sich die anderen Ritter wandten, die daselbst eine Ausstattung fanden; der Hochmeister Konrad von Feuchtwangen fand es aber ratsamer, das Haupthaus nach Venedig zu verlegen, wo man die deutschen Ritter immer als besondere Freunde betrachtete, während die anderen beiden Orden sich mehr an Genua hielten. Die natürliche Tendenz des deutschen Ordens ging jedoch nach dem Lande, wo er seine größte Unternehmung durchzuführen hatte. Nicht ganz ohne Schwierigkeit aber ließ sich die Verlegung des Hochsitzes nach Preußen selber ins Werk setzen.

Der große Landmeister, der doch fast unabhängig war, schien es nicht gern zu sehen, daß ein Hochmeister, wie Gottfrid von Hohenlohe, der auf Reform auch der Sitten drang, zum Besuch nach Preußen kam. Im Jahre 1302 kam es auf einem Kapitel zu Memel zu einem offenen Zwiespalt, durch welchen Hohenlohe

bewogen wurde, sein Amt niederzulegen. Während ein Teil der Ritter diese Abdankung nicht anerkannte, wählte der andere, also wohl die Partei des Landmeisters Siegfrid von Feuchtwangen, der seinen Sitz wieder in Venedig nahm. Aber es zeigte sich, daß dort seines Bleibens nicht war; hauptsächlich wegen der Zwistigkeiten, in welche die Republik mit dem Papste verwickelt wurde, was ihr die Anwesenheit eines unabhängigen halbgeistlichen Oberhauptes verleidete, während auch diesem selbst der Aufenthalt unter solchen Umständen unerträglich wurde. In dem Generalkapitel von 1309, in welchem Siegfrid von Feuchtwangen allgemein anerkannt wurde, faßte man nun — denn gegen den alten Freund machte der Landmeister keine Einwendungen — den Gedanken, den Hauptsitz des Ordens definitiv nach Preußen zu verlegen. Schon im Jahre 1309 konnte der Hochmeister in Marienburg einziehen. Wer kennt nicht diese wundervolle Burg, die am besten erhaltene und im alten Sinn restaurierte Ritterburg des Mittelalters, bei deren Beschauung man ein Mitgefühl des Lebens jener Epoche, auch ihrer häuslichen Einrichtungen empfängt? Ein Landmeister von Preußen war nun nicht mehr nötig. Der Hochmeister, der den Mittelpunkt des ganzen Ordens bildete, zog, wie sich denken läßt, alle Kräfte desselben, auch die pekuniären, die Erträge der weitläufigen Güter, nach diesem prächtigen Herrschersitz. Zugleich erfuhr das monarchische Element in der Landesregierung eine heilsame Verstärkung.

Indem sich der Orden mächtiger, kompakter und reicher als jemals aufstellte, waren die Piasten in Polen, zu deren Seite er sich erhoben hatte, in die größte Verwirrung geraten. Als mit Mestwin II. der Stamm Swantepolks in Pomerellen ausging, war dort als Seitenverwandter Herzog Przemislav von Großpolen zur Herrschaft berufen worden, der sich denn besonders an dem aufblühenden Danzig erfreute. Kaum aber war er überdies 1295 zum polnischen Könige gekrönt, als er — mit Hinterlassung einer einzigen Tochter, Richza — von Mißvergnügten erschlagen ward. Eine allgemeine Unordnung brach bald darauf aus, in welcher der polnische Adel seine Blicke auf einen auswärtigen Fürsten wandte. Auch nach dem Falle Ottokars von Böhmen, auf den wir zurückkommen werden, hatte sich dessen Sohn, König Wenzel II., in hohem Ansehen erhalten. Er war bereits Herzog von Krakau und Sendomir: jetzt wurde ihm mit der Hand jener Prinzessin auch Kalisch und Gnesen, dazu Ostpommern und überdies die polnische Königswürde selbst zu teil. Er ward somit einer der mächtigsten Könige von Böhmen, wie er einer der besten war. Nach seinem Tode 1305 trat sein Sohn Wenzel III. in die nämliche Stellung ein. Gegen diesen aber erhob sich der am meisten berechtigte piastische Fürst, Wladislav Lokietek, ein Enkel Konrads von Masovien. Indem Wenzel III. sich zum Kampfe gegen ihn aufmachte, ward er — im August 1306 — ermordet, und Wladislav Lokietek durch den Bischof von Krakau zum König von Polen erklärt; nicht jedoch ohne viel Widerstand zu finden, namentlich an dem Herzog von Glogau, der die Geistlichkeit für sich hatte, und vielleicht an dem deutschen Element. Auch Po-

merellen dachte er zu behaupten, obwohl dies durch Wenzel III. den befreundeten Ascaniern von Brandenburg übertragen war, deren Haus schon mit Ottokar II. verbunden gewesen.

Wladislav Lokietek hatte einen Teil des ostpommerschen Adels auf seiner Seite, andere aber, wie die Familie Swenza, welche Geldansprüche an ihn machte, widerstrebten ihm. Als ihr Führer erscheint Peter von Neuenburg. Mißvergnügt über Lokietek und dessen Stellvertreter in Pomerellen, wandte sich dieser an den Markgrafen Waldemar von Brandenburg, dessen von Wenzel herstammende und durch kaiserliche Belehnung bekräftigte Rechte er anerkannte. Die Brandenburger eilten herbei; im Jahre 1307 fiel Danzig, dessen Bürger zu den Deutschen neigten, in ihre Hände, d. h. die Stadt, noch nicht die Burg, welche eine Besatzung hatte, die von Lokietek abhing. Da dieser sich jedoch fernab in Sendomir aufhielt, so willigte er in den Wunsch der Besatzung, die sonst keine Rettung sah, ein, daß die preußischen Ritter zu Hülfe gerufen würden. Der Landkomthur Günther oon Schwarzburg rückte daselbst ein; dem Orden war Erstattung seiner Kosten versprochen. Aber zwischen den beiden doch sehr verschiedenen Besatzungen brachen Streitigkeiten aus; die Ritter machten sich zu Meistern, erst der Burg, dann der Stadt. Da Wladislav zudem außer stande war, die versprochene Geldzahlung zu leisten, so nahm der Orden auch Dirschau und Schwetz in Besitz und entschloß sich, die Ansprüche des Herzogs überhaupt nicht anzuerkennen. Markgraf Waldemar von Brandenburg aber ließ sich bewegen, seine eigenen dem Orden für 10000 Mark zu überlassen.

So ward auf einer großen Zusammenkunft in Stolpe in Pommern ausgemacht. Kaiser Heinrich VII. bestätigte die Abtretung Waldemars und die Besitzergreifung des Ordens, der nun das Land bis an die Mündung des Flüßchens Leba an sich brachte. Die Grenzen sind in einer Urkunde von 1313 genau verzeichnet. Die deutsche Kolonisation machte dann auch hier gewaltige Fortschritte. Für den Orden nicht allein, sondern für die deutsche Nation überhaupt ward diese Besitznahme der Weichselmündung und Danzigs von der größten Wichtigkeit. Das ist doch selbst noch der innere Grund dafür gewesen, daß später auch dieser Teil des Ordenslandes in die Hände des preußischen Staates übergegangen ist, nachdem er eine Zeit der unabhängiger Blüte genossen und dann die lange Herrschaft der Polen ausgehalten hatte.

So wenig nun auch damals von nationalen Interessen in modernem Sinne die Rede war, so begreift es sich doch, daß Wladislav Lokietek auf Mittel sann, um den Orden aus dieser neuen Position zu verjagen. Vor der Hand vermochte er freilich nichts dazu; nach und nach erhob er sich wenigstens in Polen selbst zu einer bedeutenden Stellung. Er verdankte das hauptsächlich seiner Verbindung mit dem römischen Stuhl, der sich im Gegensatz mit den Ansprüchen des Königs Johann von Böhmen, welcher die Gerechtsame seiner Vorgänger festhielt, dafür erklärte, daß Polen seinen

eigenen König haben sollte. Unter dem vorwaltenden Einfluß des päpstlichen Stuhles wurde Lokietek 1320 in der Kathedrale von Gnesen zum König erhoben. Ein wichtiger Moment, denn man darf sagen, daß von da an die Erneuerung eines starken polnischen Königtums begann. Das Papsttum wünschte ein so ergebenes Reich — Lokietek verpflichtete sich sogleich zu dem Peterspfennig — auch als Rückhalt gegen das deutsche Reich und die deutschen Fürsten. Auch gegen den Orden nahm der geldbedürftige Papst Johann XXII. unter diesen Umständen für Lokietek Partei, während andere Verhältnisse dazu beitrugen, diesen Gegensätzen eine noch umfassendere Gestalt zu verleihen.

Ohne Zweifel nämlich kam es dieser Wiedererhebung Polens sehr zu statten, daß eben im Jahre 1320 das ascanische Haus in der Mark ausstarb, wodurch Brandenburg, das bisher gewaltig um sich gegriffen, eine Beute seiner Nachbarn, die darüber herfielen, zu werden drohte. Um so fester aber hielten der Orden und der König von Böhmen aus dem luxemburgischen Hause zusammen. Der erste Erfolg dieser großen östlichen Spaltung war, daß sich Schlesien von Polen trennte und unter die Herrschaft von Böhmen geriet. In Oberschlesien waren nach und nach acht, in Niederschlesien zehn verschiedene piastische Herzogtümer entstanden. Bei ihnen war es fast herkömmlich, daß sie sich unter einander befehdeten; im ganzen aber hatten sie sich doch längst dem eigentlichen Polentum entfremdet. So geschah es denn jetzt, daß die oberschlesischen Herzöge, namentlich die Fürsten von Cosel, Troppau und Teschen, sowie der Herzog von Breslau, der bereits im Bündnis mit dem Ritterorden war, sich entschlossen, ihre Lande vom König Johann zu Lehen zu nehmen. Die schlesischen Fürsten gehörten eben zu dem Bündnis zwischen Böhmen und den Rittern; sie hatten auch noch an dem Fürsten von Masovien einen Rückhalt, während die Fürsten von Cujavien und Dobrzyn sich zu Lokietek hielten, der auch mit den Litauern verbunden war; denn mit diesen lag wieder, wie berührt, der Orden in beständigem Kampf.

Da war es nun von hoher Bedeutung, daß der rastlose König Johann, der eben in Tirol geschlagen hatte, noch in seinen Waffen es unternahm, dem Orden in Preußen gegen die litauischen Schamaiten direkt zu Hülfe zu ziehen. Noch einmal kam dem Orden hierbei die Kreuzzugsidee zu gute. Auf besondere Anregung des Papstes, der sich im höheren Interesse der Christenheit über seine Irrungen mit dem Orden hinwegsetzte, predigten damals die Dominicaner das Kreuz. Der ritterliche König, der sich als Nachfolger Ottokars betrachtete, machte sich 1328 auf den Weg. Ein ungeheures Gefolge scharte sich um ihn: Böhmen, Schlesier, Deutsche, selbst Engländer. Es war abermals ein Winterfeldzug: im Dezember 1328 rückte man in Preußen ein; im Februar 1329 wurde die Burg Meleniken in der Nähe eines alten Heiligtums erobert. Man hat dem scharfen Luftzug des Winters in diesen Gegenden die spätere Erblindung des Königs zugeschrieben. Der Orden, dessen Sache es galt, hatte sich ihm mit allen seinen Kräften ange-

schlossen. Für Memel war sein Zug von großer Wichtigkeit. Zugleich aber führte König Johann die Sache des Ordens gegen die Polen. Da diese während seines Zuges in das Culmer Land eingebrochen waren, so wendete der König seine Waffen gegen das Dobrzyner Land am linken Ufer der Drewenz, und brach eine feste Burg, die er samt der Hälfte des Landes dem Orden überließ. Johann trat dabei als König von Polen auf und zugleich als Freund des Ordens. Er übertrug diesem ebenso ganz Pomerellen um Gottes und der ewigen Seligkeit willen, d. h. also aus kirchlichen Rücksichten. Doch gehört der ganze Zug auch politisch in die Reihe von Handlungen, durch welche Johann, wie das luxemburgische Haus überhaupt, sich um die Ausbreitung des deutschen Namens im Osten verdient gemacht.

Es versteht sich, daß Lokietek sich dem allem nicht fügte. Allein das Heer des Ordens war besser bewaffnet und einheitlicher geführt. Beim Dorfe Plowcze wurde der König 1331 nach blutigem Kampfe, der eine Zeitlang unentschieden blieb, geschlagen. In Verbindung mit Ungarn und Litauern bereitete er im Sommer 1332 einen großen Angriff vor. Der Orden aber stellte sich ihm an der Drewenz entgegen und nötigte ihn, einen Waffenstillstand einzugehen, mit Vorbehalt eines Schiedsgerichts über die streitigen Punkte. Wie stark der Impuls zu dem Kriege war, zeigt das schreckliche Ereignis der Ermordung des Hochmeisters Werner von Orseln, dem die guten Verhältnisse mit Böhmen besonders zugeschrieben werden. Er ward von einem Ritter erstochen, dem er aus persönlichen Gründen und, wie es scheint, nach den Gesetzen die Teilnahme am Kriege versagt hatte.

Nun aber erscheint noch einmal ein polnischer König, in welchem sich die friedlichen Tugenden der Piasten zuguterletzt abermals vereinigten, Lokieteks Sohn, Kasimir III. (1333 bis 1370), der bei vielen sich den Beinamen des Großen verdiente, ohne doch ein Kriegsmann zu sein. Um den Polen eine Existenz zu geben, mußte er dem großen Kampfe mit dem Orden und dem luxemburgischen Hause ein Ende machen. Er hatte Teil an dem Friedensspruch zu Wysserad (1335), welcher die Grundlage aller späteren Verhältnisse ist. Nach demselben behält der König Cujavien und Dobrzyn, tritt aber alle seine Rechte an Pomerellen ab: zu seinem und seiner Vorfahren Heil und zum ewigen Almosen um des Friedens willen. Der Spruch wurde von einem der polnischen Magnaten aus piastischem Stamme, der noch immer Anspruch auf Ostpommern machte, nicht angenommen; aber Johann von Böhmen hielt daran fest. Bei einer neuen Heerfahrt nach Schamaiten, die 1337 an der Spitze eines großen Kriegsheeres von deutschen Rittern unternommen wurde, welche einen ganz gewaltigen Drang zu diesem Kriege zeigten, erneuerte er zugleich mit seinem Prinzen Karl, dem späteren Karl IV., dem Orden die alten Schenkungen. Unter diesen Umständen gaben auch die nach, welche noch widersprochen hatten. 1343 kam es zum Frieden von Kalisch, in welchem die piastischen Herzöge allen ihren Ansprüchen auf das Culmer Land, Michelau und Pomerellen entsagten. Die Palatine und

vornehmsten Kastellane, die Landrichter und die Vertreter der Bürgerschaften versprachen, dem König nicht beistehen zu wollen, wofern er jemals den Orden wegen jener Besitzungen bekämpfen würde. So wurde der Orden in jenen Gebieten vollkommen Herr; auch die Polen, die jetzt mit dem Luxemburger in gute Verhältnisse getreten waren, fanden sich darein.

Die große staatsrechtliche Stellung, die der Orden dadurch erlangte, ließ ihn nach allen Seiten als die bedeutendste Macht des Nordens erscheinen. Es gehört in diesen Zusammenhang, daß König Waldemar III. von Dänemark ihm im August 1346 sein Eigentumsrecht an Esthland verkaufte, während sein Bruder Otto persönlich in den Orden trat. Der Kaiser und der Papst gaben ihre Beistimmung dazu. Dieselbe erhellt aus einem Diplom Kaiser Ludwigs des Bayern vom Jahre 1337, worin dem Orden wegen seines heldenmütigen Kampfes gegen die Heiden übergeben wird: Litauen und Schamaiten, Kurland und Rußland, so weit es von den Heiden eingenommen sei. Der Hochmeister soll damit förmlich investiert sein. 1370 konnte noch Schamaiten als Landvogtei eingerichtet werden. 1379 bequemte sich der litauische Fürst Kynstutte dem vorrückenden Ordensmarschall gegenüber zu einem Vertrage, durch welchen zunächst für bestimmte Gebiete ein Friedenszustand angeordnet wurde. Eben damals, unter Winrich von Kniprode (1351—1382) war die Blütezeit des Ordens: „an Rat, Zucht, Mannheit und Reichtum." Man zählte 53 Städte, über 18000 Dörfer in seinen Landen. Es war eine Zeit fortschreitender Kultur in jenen Gegenden überhaupt. Mit den Tendenzen Winrichs von Kniprode stimmten die des Polenkönigs Kasimir überein.

Achtzehntes Kapitel.

Das Papsttum in der Mitte des 13. Jahrhunderts und die italienischen Parteien.

Meine Absicht war, im allgemeinen die großen Gegensätze zu überschauen, welche die abendländische Christenheit bedrohten und zurückdrängten, und sodann eine der wichtigsten Staatsbildungen zu betrachten, die sich im europäischen Nordosten dieser Gefahr entgegensetzte. Es war der deutsche Ordensstaat, welcher im 13. und 14. Jahrhundert vor allen anderen dazu beitrug, die Gefahren, mit denen das aus den tartarischen Einbrüchen neue Kraft gewinnende Heidentum die abendländische Welt bedrohte, abzuwehren. Mit Polen auseinandergesetzt, bildete das Ordensland in diesen Zeiten das wichtigste Bollwerk zur Verteidigung und das mächtigste Institut zur Gegenwirkung. Böhmen zunächst, später auch Ungarn, standen ihm gewaltig zur Seite. Auch

hiebei aber sahen wir uns doch jeden Augenblick auf die große hierarchische Gewalt zurückgeführt, welche in dieser Epoche das Abendland umfaßte. Auf diese wenden wir nun unser besonderes Augenmerk.

Man irrt, wenn man das Papsttum nur als ein Institut des Glaubens und der Religion betrachtet; es war zugleich das Großfürstentum der abendländischen Welt, die durchgebildetste Theokratie, die jemals auf Erden bestanden hat, gerade dadurch stark, daß sie die Tendenzen einer kulturfähigen und nach den höchsten Zielen der Bildung strebenden Welt im Augenblick aussprach. Damals, wo slavische, magyarische, celtische, griechische Elemente doch nur eine geringe Einwirkung besaßen, stellte sich in dem Papsttum recht eigentlich die Einheit der romanisch-germanischen Völker dar, welche es vollkommen umfaßte. Die Hülfsmittel dieser Macht, in den geistlichen Instituten, unter denen soeben die popularen Mönchsorden emporgekommen waren, während die ritterlichen Orden die Aristokratie umspannten, zugleich in der Förderung der Wissenschaft uud der Kunst, waren von einer unvergleichlichen Wirksamkeit. Es waren alte Männer, diese Päpste, losgelöst von den täglichen Bedürfnissen, durchdrungen von der göttlichen Idee des Instituts und dabei doch voller Weltklugheit.

Aber nicht auf diesem Wege allein war die romanisch-germanische Welt gebildet worden. Sie trug ein aus der Besitznahme der Länder und der Fortbildung des neuen Lebens hervorgehendes Element in sich, welchem die Idee seiner eigenen Unabhängigkeit innewohnte. Bisher bildete der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum eines der wichtigsten Momente dieser Geschichte, das eben auf der Zusammengehörigkeit und doch Unvereinbarkeit der beiden Prinzipien beruhte. In der Epoche, die wir nun behandeln, trat der Gegensatz in dieser Form zurück, allein er selbst verlosch damit nicht; er dehnte sich in immer weitere Kreise aus, ohne noch den Glauben an und für sich zu erschüttern oder die Idee der Einheit zweifelhaft zu machen. Darin liegt eigentlich der Charakter dieser Epoche: die Behauptung der Einheit der abendländischen Welt und der unaufhörliche Widerstreit der Nationalitäten und selbst der territorialen Bildungen dagegen. Das Verhältnis spiegelt sich in dem damaligen Stande der Litteratur: während die Landessprachen sich allenthalben aufstrebend zu regen beginnen, verknüpft die lateinisch redende Kirche trotzdem noch die Geister der Völker zu einer einzigen großen Gemeinschaft.

Wir gehen, um diese Entwickelung zu verfolgen, von jenem Konzil zu Lyon aus, auf welchem Innocenz IV. die Absetzung Kaiser Friedrichs II. aussprach. Es war der entscheidende Moment für den Abschluß des Widerstreits in der alten Form und seinen Übergang in die neue. Aus Italien, wo ihn der Kaiser leicht erreichen konnte, war Innocenz IV. diesmal nicht nach Frankreich geflüchtet, da doch selbst Ludwig der Heilige nicht als unbedingt zugeneigt gelten konnte, sondern nach Lyon, das zwar zum Reiche gehörte, aber sich faktisch von der unmittelbaren Autorität des Kaisers emancipiert hatte. Die großen Ritterorden, Templer und Johanniter, stellten sich

ihrer Pflicht gemäß sehr zahlreich ein, um den Papst gegen jeden plötzlichen Angriff zu verteidigen. Das Konzil war lange nicht so zahlreich besucht wie das Innocenz' III., wo sich 500 Metropolitane, Erzbischöfe und Bischöfe eingestellt hatten und bei 800 Äbte. In Lyon sah man nur etwa 150 Erzbischöfe und Bischöfe. Deutsche waren nur wenige zugegen, Ungarn fast keiner, von den Engländern nur die allerergebensten, nicht viele aus Italien; am zahlreichsten waren Franzosen und Spanier; der Orient fehlte nicht ganz. Über die Verhandlungen haben wir eine, wie es scheint, amtliche Nachricht und die Erzählung des Matthäus Paris; in einigen streitigen Punkten erweist sich die erste zuverlässiger.

Friedrich II. hatte die Rechte der weltlichen Gewalt wieder in aller ihrer Fülle angeregt; er war stark genug, um die Römer aufzufordern, sich dem Imperium anzuschließen. Die Getreuen des Kaisers waren die Rebellen des Papstes und umgekehrt. Der Kaiser behauptete ein göttliches Recht seiner Herrschaft. Er hatte hierin die übrigen weltlichen Gewalten ziemlich auf seiner Seite. In dem Konzil repräsentierte sich doch nur eben die geistliche Idee. Der Kaiser von Konstantinopel, Balduin II., der die Hülfe der lateinischen Kirche gegen die schismatischen Griechen unter Vatazes in Anspruch nahm, war zugegen, weil er nur eben von dieser sein Heil erwartete, wie er ihr seinen Thron im Prinzip unbedingt verdankte; insofern ein besonderer Gegner Friedrichs, als dieser zu Vatazes freundliche Beziehungen unterhielt.

Der Papst legte der Versammlung fünf Deliberationen vor, von denen die letzte handeln sollte: von der Verfolgung von seiten des Kaisers; bei dieser hauptsächlich blieb er stehen. Er legte die Zusagen des Kaisers und seiner Vorgänger, die Friedrich gebrochen habe, mit ihren goldenen Bullen im Originale vor und behauptete, es sei nicht wahr, wenn der Kaiser angebe, er sei nur persönlich der Gegner eines der früheren Päpste gewesen, nicht der Kirche. Er behauptete, Friedrich verfolge die Kirche systematisch. Der Bevollmächtigte des Kaisers Friedrich, Thaddäus von Suessa, suchte das alles zu widerlegen; er machte auch vielen Eindruck auf die Anwesenden. Aber der Papst antwortete auf alles, er war sehr gut vorbereitet und völlig in der Sache. Am zweiten Tag wurde der Papst von einem Cistercienser aus Apulien, Bischof von Cales, unterstützt, der die Allgemeinheit der päpstlichen Anklage aufrecht erhielt; der Kaiser strebe hauptsächlich danach, daß die Geistlichkeit zu der Armut der primitiven Kirche zurückkehre. Dem folgte ein spanischer Erzbischof, der den Kaiser ebenfalls beschuldigte, die Kirche zu unterdrücken, und die Versicherung gab, alle spanischen Prälaten, welche zahlreicher und prächtiger angekommen seien als bei irgendwelchem früheren Konzil, würden den Papst unterstützen mit Leben und Blut. Eine ähnliche Erklärung ward auch von den anderen gegeben. Thaddäus suchte auch diese zu widerlegen, doch konnte er nur einen Aufschub der Sentenz bewirken, weil der Kaiser noch in Person kommen könne. Die Bewilligung wurde von vielen ungern gesehen.

Indessen verglich sich der Papst mit den meisten dahin, daß er wegen einiger Gründe, welche offenkundig seien, in dem Verfahren gegen den Kaiser ohne Verzug fortschreiten solle. Sie stimmten bei, und Innocenz entschloß sich, die Absetzungsbulle vorzubereiten. Dieselbe enthält eine Aufzählung der wohlbekannten Streitpunkte, wie sie von seiten des Papstes aufgefaßt waren. Das meiste Gewicht hat wohl, daß der Kaiser als Ketzer angesehen werden müsse; denn er habe sich aus den früheren Exkommunikationen nichts gemacht und ohne Rücksicht darauf den Gottesdienst feiern, das Heilige profanieren lassen. Man müsse also über die Exkommunikation noch einen Schritt hinausgehen. Hauptsächlich wird ihm jener Friede mit den Saracenen zum Verbrechen gemacht; denn er habe nachgegeben, daß der Name Mohammed ausgerufen werde; er stehe in stetem freundschaftlichen Verkehr mit dem Sultan von Ägypten; dem Kaiser Vatatzes, dem griechischen Schismatiker, habe er sogar seine Tochter zur Gemahlin gegeben.

Wir sehen daraus die universale Lage, die es für einen thätigen und unternehmenden Fürsten unmöglich machte, den Kirchengeboten unbedingt zu gehorchen, indem er seine durch die Weltverhältnisse gebotene Politik auf die Orthodoxie beschränkte. Leugnen läßt sich nicht, daß Friedrich II. an den strengen Geboten der lateinischen Kirche nicht festgehalten hat. Der innere Grund der Feindseligkeit mögen seine Reformideen, die sich der politischen Macht der Geistlichkeit entgegensetzten, gewesen sein. Fast das vornehmste Moment für die Verdammung bildeten diese politischen Anklagen, aus denen hervorgeht, daß der Kaiser des Verbrechens der Ketzerei verdächtig gehalten werden müsse; denn auch das bürgerliche Recht verordne, daß den Gesetzen gegen die Ketzer auch alle diejenigen verfallen seien, welche durch das Gericht als von dem Gesetz der katholischen Kirche abweichend erfunden worden wären. Es wurden also die schon eingeführten Gesetze, die den Glauben zur Bedingung des Genusses der bürgerlichen Rechte machten, zur Geltung gebracht.

Thaddäus sah wohl, was bevorstand, und erklärte, wenn es geschehe, an ein allgemeines Concilium appellieren zu müssen, auf welchem auch die weltlichen Fürsten zugegen seien. Der Papst antwortete mit Ruhe und einer Art von Demut, das gegenwärtige sei ein allgemeines Concilium. Auch die weltlichen Fürsten sowie alle Prälaten seien eingeladen worden, und wenn sie nicht gekommen, so sei dies die Schuld des Kaisers selbst. Daran knüpfte er die Erinnerung an seine frühere Freundschaft mit dem Kaiser, wie sehr er ihn geliebt habe u. s. w., alles unter den ehrenvollsten Ausdrücken für ihn. Plötzlich aber, als man es am wenigsten erwartete, ging er dazu über, ihn zu verdammen. Er sprach seine Entsetzung von allen seinen Rechten aus. Da mag es gewesen sein, daß sein Thun und Auftreten ein allgemeines Erstaunen und Entsetzen hervorrief. Man las hierauf die Sentenz, und der Papst intonierte das Te deum laudamus. Die Sentenz wurde von allen Anwesenden unterschrieben. Der Papst, der Gott und Christum auf

Erden vertritt, erklärt also, Friedrich sei von Gott verworfen als König wie als Kaiser, er sei jeder Würde, jeder Ehre beraubt. Er entbindet alle die, welche ihm geschworen haben, ihrer Eide, und erklärt sie sogar des Anathems schuldig, wenn sie ihm fortan gehorchen. Über das sicilianische Reich will er selber verfügen; im römischen mögen ihm die einen Nachfolger setzen, denen die Wahl eines Kaisers zustehe. Der eigentliche Sinn des Verfahrens ist der, daß die Abweichung des Kaisers von der römischen Kirche ihn unfähig mache, ein derselben ergebenes Volk zu regieren.

Der Kaiser behauptete, die über ihn ausgesprochene Sentenz sei nichts, als die Rache des Papstes für die Hinrichtung einiger seiner Verwandten, welche Seeraub getrieben hatten. In einer ausführlichen, an die Engländer, die auf dem Konzil ebenfalls gegen die päpstlichen Anmaßungen protestiert hatten, gerichteten Zuschrift erinnert Friedrich daran, daß er die Sache aller Fürsten verteidige: mit ihm fange man an, um mit den anderen fortzufahren. Er führe ihrer aller Sache und werde die Hand des Königs der Könige für sich haben. Etwas Überschwengliches haben seine Erlasse ebenso, wie die päpstlichen. Zugleich wiederholt er auch die Theorie Friedrichs des Rotbartes, herübergenommen von Justinian, daß er, der Kaiser, über das Gesetz erhaben sei. Es sei lächerlich, daß man die Gesetze — der Papst hatte sich ja auch auf das bürgerliche Recht berufen — auf ihn anwenden wolle; er selbst habe jene Ketzergesetze erlassen.

Darauf antwortet nun der Papst mit einer Abwehr, in welcher er die Gleichstellung Friedrichs mit geborenen Königen verwirft, weil der Kaiser gewählt und von ihm bestätigt werde, dabei aber doch auch im allgemeinen die geistliche und die weltliche Gewalt für sich in Anspruch nimmt. Er stützt sich dabei auf die Propheten des alten Bundes: Christus sei König und Hoherpriester — in der That war er keines von beiden, sondern wurde durch ihre Verbindung umgebracht! — er habe dem heiligen Petrus die Zügel des Reiches im Himmel und auf Erden anvertraut. Hätte der Papst die weltlichen Fürsten mit dem Kaisertum schlechthin identifiziert, so möchte sich wohl die Anmahnung des Kaisers wirksam erwiesen haben. Aber indem Innocenz die Summe aller Autorität in Anspruch nahm, schied er doch diese Kategorien so viel als möglich. Nur den von dem Papst zwar nicht gewählten, aber doch instituierten, anerkannten und überdies mit dem sicilianischen Reiche belehnten Kaiser griff er auf Leben und Tod an.

Die Gegensätze waren allgemeine, ihre Anwendung aber, durch besondere Zustände bedingt, zunächst nur auf Friedrich und seine Anhänger beschränkt. Gegen diesen aber kam Innocenz IV. nun die nicht mehr ganz kirchliche Haltung, die derselbe angenommen, zu statten. In Friedrich II. treten doch schon die Motive des modernen Fürstentums hervor. Er vertrat in seiner Verbindung mit den Saracenen in der That die von der Religion unabhängige Staatsgewalt. Es war ihm vollkommen Ernst mit seinem Dringen auf Reform, d. h. auf Machtentäußerung der Kirche. Gegen einen Angriff

in dem bisherigen Stile hätte er sich wohl auch jetzt noch behaupten können. Wir wissen: der bloßen Exkommunikation vermochte er sich zu entziehen, sie war nicht mehr ganz entscheidend in diesem Kampfe. Heinrich IV. war ihr unterlegen, Friedrich II. hatte sie bestanden. Daß nun aber ein Papst nicht allein die Absetzung der obersten Häupter aussprach, sondern zugleich das in den letzten Jahrhunderten gegen die Ketzerei gegründete Institut in den Kampf zog, gab der Idee der Rechtgläubigkeit, die er vertrat, ein unbedingtes Übergewicht.

Im Jahre 1224 hatte Friedrich selbst eine Konstitution erlassen, welche die Patarener zum Feuertode verdammte, weil sie mehr als Hochverräter seien, und wenn ein Fürst versäumen sollte, sein Land von der Häresie zu reinigen, dieses für verwirkt erklärte und es der Occupation der Rechtgläubigen preisgab. Der Kaiser leugnete jetzt, wie wir sahen, die Anwendbarkeit dieses Gesetzes in seiner eigenen Sache; allein ließ sich erwarten, daß seine Anhänger diese Auffassung unbedingt und standhaft teilen würden? Hätte die Entscheidung allein von den weltlichen Gerichten abgehangen, die ihren Zusammenhang mit dem Kaiser aufrecht erhielten, so wäre der Papst der Ausführung seiner Sentenz vielleicht nicht sicher gewesen. Aber Innocenz forderte nicht bloß die Vollziehung der Ketzergesetze bei Strafe der Exkommunikation: überdies ordnete er die Aufstellung von eigenen Ketzertribunalen an, in deren jedem auch zwei Franziscaner und zwei Dominicaner saßen, und welche das Recht hatten, zu entscheiden. Ihnen sprach er zugleich ein Dritteil der konfiszierten Güter zu, während die anderen zwei Drittel der Stadtgemeinde anheimfallen sollten. Es liegt am Tage, welch eine gräßliche Waffe für die Parteiungen der Zeit das gab.

Und weiter: was schon Innocenz III. im Falle der Albigenser unternommen, die Idee der Kreuzzüge, welche zu dem Ziele der Eroberung des heiligen Landes eingerichtet worden waren, für die inneren Zwecke der geistlichen Gewalt zu benutzen, — es lag freilich sogleich in den ersten Maßregeln Urbans II. — das setzte nun Innocenz IV. gegen Friedrich II. ins Werk. Vor allem lag ihm daran, ihm Neapel zu entreißen, durch dessen fette Erträge er in den Stand gesetzt worden sei, sich als Herrn aufzustellen, so daß seine Tyrannei der Kirche und der Welt so unendlich gefährlich geworden sei. Man müsse das Übel mit der Wurzel ausreißen; dazu müsse man nun auch die nötigen Mittel anwenden; die Drommete des Wortes des Kreuzes müsse lauter erschallen. Allen denen, welche das verurteilte Haupt, von dem der Unglaube in die Glieder niedersteigt', verfolgen helfen, soll der Ablaß gewährt sein, welcher durch die Konzilien für die Kreuzzüge bewilligt ist; aber auch alle, welche jenem Hülfe oder Gunst erweisen, sollen der Exkommunikation verfallen sein. Wer an ihm festhält, soll alle seine Rechte verlieren, die Städte ihre Munizipalfreiheit, die Barone ihre ritterliche Ehre, die Geistlichen ihre Pfründen und Würden, der Hartnäckigkeit ihrer Rebellion gemäß. Niemand sollte sich schmeicheln, Gnade bei der Kirche zu finden,

niemand die Furcht hegen, daß er jemals in den Gehorsam Friedrichs und seiner Nachkommen werde zurückkehren müssen. Niemals werde sich die Kirche mit ihm versöhnen. Die Entscheidung des Konzils wird wie die Entscheidung Gottes als vom Himmel ausgehend bezeichnet. Gott verhüte, daß das Regiment bei ihm bleibe oder jemals auf seine Natternbrut übertragen werde!

Es versteht sich nun von selbst, daß diesen Anordnungen, welche nicht wirkungslos bleiben konnten, sich eine Gewaltsamkeit der Verteidigung entgegensetzte, die sich auch gegen die Kirche richtete. Die hohen Bischöfe wurden schimpflichen Todesstrafen, die inquisitorischen Mönche der Folter unterworfen. Gräßlich wüteten besonders Ezzelin von Romano in Padua und dessen Bruder Alberich. Fünfundzwanzig Edelleute von Treviso wurden durch den letzteren aus keinem anderen Grunde, als weil sie Guelfen, d. h. kirchlich gesinnt waren, am Galgen erhängt, und zwar so niedrig, daß sie in ihren Todeszuckungen ihren herbeigeführten Frauen ins Gesicht schlugen. Die ganze Lombardei erfüllte sich mit diesem greuelvollen Krieg. In jeder Stadt bildete sich eine herrschende Faktion, vor welcher die anderen aus den Stellen wichen und jedes Mittel anwandten, um einmal zurückkehren zu können. Nur unter dem Schutze Bewaffneter konnte die Landarbeit vollzogen werden; die Wölfe nahmen überhand.

Wie sehr dann der Fortgang der ketzerischen Bewegung mit dem Kampf zwischen beiden Gewalten zusammenhängt, sieht man aus dem Beispiel von Florenz, wo vielleicht ein Dritteil der Einwohner Patarener oder Katharer waren, die z. B. die Göttlichkeit der kirchlichen Institute leugneten. Hiegegen bildete der Bischof eine Gesellschaft, welche die Schuldigen angab, sie aus dem Schoße der Familien selbst riß und ein schweres Gericht über sie verhängte. Der Kaiser, den die Politik endlich auf die Seite der unbedingten Opposition trieb, nahm sie in Schutz; sein Podestà hütete sich jetzt, die Ketzer als solche zu verfolgen. Aber darüber kam es zu einem Gefechte innerhalb der Stadt, in welchem die Abweichenden, also die Anhänger des Kaisers, unterlagen. Die Guelfen bekamen indessen dadurch doch nicht die Oberhand, der Kaiser hielt die Ghibellinen aufrecht. Beide Parteien schlugen sich in der Stadt, wo sie befestigte Plätze hatten. Die universalen Gegensätze durchschlangen sich allenthalben mit den örtlichen Feindschaften. Papst und Kaiser erschienen nur noch als zwei Parteihäupter.

Dieser zugleich persönlichen und politisch-religiösen Zerklüftung entsprach es, daß die Ereignisse in Parma, welche für die kriegerische Entscheidung eigentlich den Ausschlag gegeben haben, hauptsächlich auf einem Familienverhältnis des Papstes beruhten. Drei Schwestern Innocenz' IV. waren dort verheiratet; die eine mit Bernardo di Orlando Rosso, einem Manne, der in seiner Person wie ein Fürst erschien und eine ganze Anzahl von Neffen hatte, von denen einer als ein wilder Löwe bezeichnet wird; die zweite mit Guarino di Sanvitale, die sechs Söhne zählte, deren einer be-

reits Bischof von Parma war. Daran knüpfte sich eine weitere Verwandtschaft, zu der auch das Geschlecht di Adamo gehörte, aus welchem der Geschichtschreiber Salimbene hervorging. Mit ihnen waren die Cornazano, Correggio und andere edle Häuser verbunden. Nur den Sohn seiner dritten, geliebtesten Schwester, Hugo Botiero, vermochte Innocenz nicht von der Treue gegen Friedrich abzuziehen. Die anderen bildeten eine feste päpstliche Partei. Man erzählt, der Kaiser habe einen Mordanschlag von ihrer Seite unterdrückt, sie seien dann aus Furcht gewichen; andere, er habe sie als Freunde des Papstes aus der Stadt verjagt. Er hat wohl gesagt: lange genug sei er Amboß gewesen, jetzt wolle er Hammer sein! Parma war einer seiner vornehmsten Waffenplätze, das Centrum seiner kriegerischen Aufstellung vom Kirchenstaat bis an die Alpenpässe. Er war dort 1245—46 Meister, bis jene verjagten Verwandten und Anhänger des Papstes, verbunden mit anderen Ausgetriebenen, den Moment der Abwesenheit Enzios, der gegen Brescia gezogen war, benutzten, um sich unter der Führung des päpstlichen Nepoten Sanvitale bei Gelegenheit einer Hochzeitsfeier keck und tapfer zu Herren der Stadt zu machen (16. Juni 1247).

An dem Versuche, diesen Verlust wieder einzubringen, brach sich das Glück wie die Macht des Kaisers. Es war nicht eigentlich eine Stadt, die Friedrich vor Parma errichtete, sondern genauer ein befestigtes Lager, zum Zwecke, den Parmesen die Zufuhr abzuschneiden. In dieser Bedrängnis — denn die Übergabe wäre ihrer aller Untergang gewesen — fielen die Bürger aus, eben als Friedrich zur Vogelbeize ins Gebirge geritten war, und nahmen seine Burg mit allen ihren Schätzen: selbst die Krone hatte er dort bei sich geführt. Dadurch wurden nun schon die Guelfen des Gebiets der Romagna Meister; bei Malespini erscheinen sie als Genossen der heiligen Kirche. Doch behielt der Kaiser an anderen Stellen noch die Oberhand. Unter anderem kam ihm seine Partei in Florenz, das sich damals mächtig erhob, zu Hülfe. Die Lage war dort, daß die beiden Parteien doch hauptsächlich die des Adels waren. Friedrich hatte sich Geiseln von beiden stellen lassen, dann aber die Ghibellinen freigegeben, so daß sie die Oberhand bekamen. Sie nahmen die Türme und Festungen der Guelfen, u. a. den prächtigen, mit Säulen geschmückten Palast der Tosinghi. Einen anderen Turm, so sagten die Kirchlichgesinnten, hätten sie wollen auf die Kirche St. Giovanni fallen lassen, aber durch die Gnade Gottes sei er auf dem Platze zusammengestürzt. Noch hatten die Guelfen einen festen Platz in Capraja inne; der Kaiser selbst kam den Ghibellinen gegen diesen zu Hülfe. Die Guelfen wurden nach der Einnahme auf das grausamste behandelt. Nur der reichste von allen, Rinieri, aus dem Hause Buondelmonte, ward am Leben geschont, aber er ward geblendet und ist, des Augenlichtes beraubt, als Mönch gestorben.

Da war es nun ein großes Ereignis, daß der Sieg der Guelfen in Parma durch die Niederlage der Kaiserlichen vor Bologna vollendet ward. Der päpstliche Kardinallegat hielt die Kräfte aller guelfischen Städte zu-

sammen und machte einen Angriff auf Modena. Als Enzio dieser Stadt zu Hülfe kam, ward er am 26. Mai 1249 von den Bolognesen, die sich zu dem Legaten und zur Kirche hielten, geschlagen und gefangen. Enzio blieb bis zu seinem Tode im Gefängnis; auch Modena schloß sich den Guelfen an. Wie Malespini sagt, sanken seitdem die Angelegenheiten des Kaisers in Toscana wie in der Lombardei. In Toscana konnten jetzt die Ghibellinen die Schlösser der Guelfen nicht mehr erobern. Die Guelfen, die sich in der Umgegend aufgehalten hatten, kamen in die Stadt zurück. Dieser Moment ist nun von einer universalen Wichtigkeit dadurch geworden, daß eben unter den unaufhörlichen Streitigkeiten des Adels das Volk sich konstituierte. Etwas ähnliches war schon in Bologna und den meisten lombardischen Städten der guelfischen Partei geschehen: am merkwürdigsten ist jedoch, was sich in Florenz ereignete.

Es war hauptsächlich die durch den Kaiser festgehaltene Gewalt der Ghibellinen, welche durch ihre drückende Herrschaft und ihre Auflagen das Volk belästigte, gegen die man rebellierte. Aber würden die Guelfen es anders gemacht haben, wenn sie gesiegt hätten? Die Buoni Uomini, nicht gerade bloß die Handwerker stellten sich bewaffnet bei der Kirche San Firenze auf. Sie wollten nicht wieder auseinandergehen, weil sie einzeln in ihren Häusern der Gewalt unterlagen, und gaben sich eine Verfassung unter den Waffen. Sie wollten sich dem bisherigen Tyrannen, dem Podestà, den noch der Kaiser gesetzt hatte, nicht wieder unterwerfen und ernannten einen neuen. Sie erwählten einen Kapitan des Volkes und in jedem Viertel — oder vielmehr Sechstel — der Stadt zwei Anzianen. Dann erst, nachdem sie also sich rechtlich und militärisch gesichert hatten, zogen sie nach Haus. Es war am 20. Oktober 1250. Dann ernannten sie ebenso Vorsteher der umliegenden Dorfschaften mit Fahnen. Unter diesen Fahnen sollten sich im Notfall die Compagnien sammeln und alsdann dem Kapitan zuziehen, der das Hauptbanner führte und eine Glocke zur Verfügung erhielt. Die Fahnen der verschiedenen Quartiere hatten verschiedene Abzeichen. Die bisherige Signorie hatte bald in dem einen, bald in dem anderen Teile der Stadt gehaust: für die neue Signorie ward ein neuer Palast errichtet. Dieser wurde aus den Steinen gebaut, die sie von den Türmen und Befestigungen der Nobili nahmen. Keine sollte mehr als 50 Klafter hoch sein, während man deren damals bis 120 errichtete; so vor allen die Uberti, aber auch alle die anderen, die Nobili überhaupt. Denn wiewohl die Bewegung gegen den Kaiser und die Ghibellinen gerichtet war, so war sie doch kein Werk der konstituierten Partei der Guelfen. Diese wurden vielmehr erst nach der Hand unter sehr bestimmten Bedingungen aufgenommen. Darin, daß die kaiserliche Signorie abgeschafft und eine neue errichtet wird, erscheint das republikanische Element mit aller Macht; darin, daß man zugleich den großen Geschlechtern überhaupt widersteht, das populare, auf welchem der historische Glanz von Florenz beruht, wie vor Zeiten der von Athen.

Knüpft doch sogleich an diese Ereignisse die Ausbildung der italienischen Historie in der Landessprache an. Ricordano Malespini schrieb im Rahmen einer Art von Weltchronik vornehmlich die Geschichte seiner Zeit und seiner Stadt Florenz; sie ist mitten in dieser Bewegung entsprungen. Auf dieser Grundlage erschien dann in der folgenden Generation Dino Compagni. Villani hat Malespinis Darstellung meist wörtlich herübergenommen und diese Florentiner Geschichtschreibung noch mehr im Sinne der Universalhistorie erweitert, zum Nutzen von Gelehrten und Ungelehrten. An Anmut wetteifern alle miteinander; die entwickelte Bildung drängt das Abenteuerliche in den Hintergrund. Alles atmet mitten unter den täglichen Stürmen neues Leben. Schon war Cimabue geboren; bald darauf erschien Dante: seine göttliche Komödie wurzelt durchaus in den Zuständen der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Es ist bezeichnend, daß in der italienischen Historiographie, die bis ins 17. Jahrhundert die beste unter allen blieb, das bürgerliche Element von Haus aus überwiegt. In der französischen, die mit Villehardouin schon beim vierten Kreuzzuge beginnt, waltet noch im 14. Jahrhundert das ritterliche vor, in dem doch eine gewisse Hindeutung auf die spätere Gattung der Memoiren nicht zu verkennen ist. In Deutschland halten sich die ritterliche Reimchronik und die Prosa der Stadtschreiber fast die Wage.

Für alle Verhältnisse der Welt war es nun von der größten Bedeutung, daß Friedrich II., der zwar von einer Krankheit heimgesucht, aber in der Genesung begriffen war, am 13. Dezember 1250 durch einen plötzlichen Tod hingerissen ward. Er war im Begriff, den Krieg trotz alledem mit großem Eifer wieder aufzunehmen. Man weiß von orientalischen Schätzen zu erzählen, die eben, von zwölf Kamelen getragen, bei ihm angelangt seien. Alle seine Erklärungen atmen noch entschiedene Kampflust für die Sache des Reiches, die er in seinem Testamente vorbehält. Er bedrohte, wie Malespini sagt, alle Guelfen in Toscana mit dem Tod, als die Nachricht von seinem eigenen Tode ankam. Im Jahre 1251 mußten die Ghibellinen aus Florenz weichen, weil sie nicht mit dem Volke gegen Pistoja ausziehen wollten, wo ebenfalls noch Ghibellinen herrschten.

Der Papst verließ Lyon nach dem Osterfest 1251. Er ward in Oberitalien, wie sich denken läßt, von den guelfischen Städten mit Freuden empfangen, doch war er nicht ihr Herr: sie machten Geldforderungen an ihn. Auch in Rom, wo er erst 1253 einzog, fand der Papst nur eine sehr kühle Aufnahme. Der Senator Brancaleone machte ihm Vorwürfe wegen seiner langen Abwesenheit; die Bürgerschaft machte auch hier Geldforderungen geltend. Und noch weniger war er Meister von Neapel, das der natürliche Sohn Friedrichs von Bianca Lancia, Manfred, zunächst verwaltete, wo aber auch der rechte Erbe und legitime Sohn Friedrichs, König Konrad IV., von Deutschland anlangte, um seine Rechte zu behaupten. Konrad überwand die Gegner und ward 1253 auch seiner Hauptstadt Neapel mächtig. Innocenz war aber entschlossen, ihn mit allen seinen Mitteln zu bekämpfen. Das vor-

nehmste bestand darin, daß er fremde Fürsten herbeizuziehen suchte. Darin lag die Macht des Papsttums, daß es das Centrum der abendländischen Christenheit bildete. Innocenz IV. beschloß sie in ungewöhnlichem Sinne zu benutzen. Er rief das Haus Anjou, und da dieses zögerte, die Plantagenets von England zu Hülfe.

Innocenz IV. steht so recht in der Mitte des Papsttums. Er war nach Friedrichs II. Tode der Repräsentant der abendländischen Christenheit, ein Papst ohne Kaiser, mit dem Anspruch, beides zu sein. Sein Hof war der vornehmste, glänzendste der Welt, den er jedoch nur mit Mühe in Ordnung halten konnte. Von Nepotismus ist er kaum ganz freizusprechen. Die Franziscaner haben seinen Tod einer Strafe Gottes zugeschrieben, weil er dem Weltklerus günstiger gesinnt war, als der Klostergeistlichkeit. Wenn er zugleich die geistliche und die weltliche Macht auszuüben sich vermaß, so beruhte das eben darauf, daß er keine weltliche Gewalt neben sich hatte und, z. B. in den Ketzerangelegenheiten auch keine dulden konnte, die ihm hätte Widerstand leisten können. Daß er die Oberhand behielt, ergab sich aus seiner großen Stellung an der Spitze der abendländischen Christenheit und dem Moment der Befreiung von dem Druck der kaiserlichen Gewalt. Er beförderte die Emancipation der Städte von dem Kaisertum, aber er legte ihnen dagegen das schwerste kirchliche Joch auf. Die Ketzergerichte des 13. Jahrhunderts haben die Opposition des 16. hervorgebracht. Mit dem äußersten Anspruch verband Innocenz auch die extremsten Mittel, um jenen durchzuführen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß auch das östliche Reich ihm gehörte, daß er mit den Mongolen in jener Verbindung stand, welche den Übertritt des Chans zum Christentum noch möglich erscheinen ließ.

Für ihn war es nun die nächste große politische Angelegenheit, Neapel und Sicilien ganz in seine Hand zu bekommen. Besonders merkwürdig ist es, daß er den Neapolitanern, deren er schon vor dem Tode Friedrichs sich versichert hatte, und die ihm seitdem besonders treu blieben, versicherte, daß sie immer in unmittelbarem Besitz der römischen Kirche bleiben würden. Sie sollten niemals wieder unter einem Kaiser oder König, auch unter keinem Fürsten oder Herzog stehen. Sie sollten die vollkommene Freiheit haben, sich ihre Magistrate zu setzen, ihre Gesetze zu geben. Man sieht, er geht darauf aus, auch Unteritalien und Sicilien in Kommunen aufzulösen. Daher machte es auch Konrad so viele Mühe, Fuß zu fassen, Neapel zu nehmen. Schon erhob sich indessen hierüber der ghibellinische Name allenthalben wieder, als Konrad 1254 starb; er hatte den Ghibellinen angekündigt, er werde kommen, die Rechte des Reiches wiederherzustellen. Es war damals, daß Innocenz ernstlich nach einem anderen Fürsten aussah, um des sicilianischen Königreichs Meister zu werden, und mit den Plantagenets in England, mit Heinrich III., anknüpfte. Allein dieser plötzliche Tod Konrads, der erst 26 Jahr alt war, gab nun allen Dingen eine andere Wendung.

Manfred selbst hielt für notwendig, sich dem Papst anzuschließen.

Innocenz hatte den Triumph, in Neapel einzuziehen. Allein wie wäre ein wirkliches Verständnis zwischen ihm und Manfred möglich gewesen? Das Recht der Kirche und das Erbrecht, das Manfred noch für seinen Neffen Konradin geltend machte, waren unverträglich. Wer auch den anderen zu überlisten versucht haben mag: als Manfred sich gefährdet glaubte, rettete er sich durch eine schnelle Flucht mit geringem Geleit, kam zu den Anhängern seines Hauses, griff das Heer des Papstes an und schlug es aus dem Felde. Das geschah am 2. Dezember 1254, am 7. starb der Papst. Es ist doch immer sehr bedeutend, daß Manfreds Rettung und seine Macht ihm vor allem von jener Kolonie von Lucera kam, aus Saracenen, die einen neuen Zuzug erhielten und den Eindrücken der päpstlichen Macht, in welcher die Christen lebten, unzugänglich waren.

Alexander IV., der zum Nachfolger Innocenz' IV. erwählt wurde (1254—1261) — nicht ganz aus dem Metall des Vorgängers, wiewohl er an dessen Gesichtspunkten festhielt — mußte vor diesen Saracenen aus Neapel weichen und erlebte es, daß Manfred zum König des sicilianischen Reiches gekrönt wurde. Er würde ihn anerkannt haben, hätte er sich seiner Mohammedaner entäußern wollen. Wie hätte aber Manfred darauf eingehen können, ohne sich selbst zu gefährden? Seine Erhebung in einem der Kirche abgewandten Sinne hatte nun aber die größte Rückwirkung auf die Partei derselben, die Guelfen. Auch die in Florenz wieder aufgenommenen Ghibellinen begannen sich zu regen. Da der Popolo im Gegensatz zu ihnen gegründet worden, so erregten sie den Verdacht, als sei ihre Absicht, dieser Verfassung ein Ende zu machen. Sie wichen 1258 aus der Stadt, fanden aber Rückhalt an Siena. Das führte dann zu einem Versuch des florentinischen Popolo gegen Siena. Alle Guelfen von Bologna, Pistoja und vielen kleinen Orten machten gemeinschaftliche Sache mit ihnen. Sie rechneten darauf, daß ihnen ein Thor von Siena überliefert würde, wie Farinata degli Uberti ihnen listig versprochen hatte. Aber eben aus diesem Thor brachen die Ghibellinen hervor und brachten dem erschreckten Popolo bei Montaperti im September 1260 eine schwere Niederlage bei.

Hierauf wichen die Guelfen aus Florenz; die Ghibellinen änderten die Regierung, setzten einen neuen Podestà ein und führten nun, unterstützt von deutschen Reitern, die ihnen Manfred gab, ein sehr strenges und gewaltsames Regiment ein. So wurden die Guelfen aus den benachbarten Städten allenthalben verjagt. Bei den Guelfen waren auch viele populare Geschlechter, u. a. die Macchiavelli. Zwischen Pisa, Siena, Arezzo und Florenz kam es 1261 zu einer ghibellinischen Vereinigung gegen Lucca, wo allein die Guelfen noch bestanden. Es war damals, daß von dem Landadel der Vorschlag gemacht wurde, Florenz in Burgflecken aufzulösen. Der Führer der Ghibellinen, eben jener Farinata degli Uberti, setzte sich dagegen. Die Ghibellinen hatten für den Augenblick die Oberhand in diesen städtischen Formen des Lebens. Auch in Oberitalien stand es nicht anders: wie zuvor die Ezzelini,

so hielten sich jetzt auch deren alte Gegner, nachdem sie jene besiegt, zu den Ghibellinen. Papst Alexander mußte Rom verlassen: man wollte dort Manfred zum Senator machen. Und in diesem Moment trat für die abendländische Christenheit, vor allem doch für das Papsttum selbst, ein großer Verlust ein: das lateinische Kaisertum in Konstantinopel ging im Jahre 1261 an die Griechen verloren.

Daß dies im allgemeinen mit den Irrungen zwischen Kaisertum und Papsttum zusammenhängt, daran kann kein Zweifel sein. Auf dem Concilium von Lyon war als eine Hauptanklage gegen Friedrich II. geltend gemacht worden, daß er es ratsam gefunden hatte, mit dem Kaisertum Nicäa, welches die vornehmste Neubildung der rein griechischen Welt war, in Verbindung zu treten. Der lateinische Kaiser Balduin war, wie berührt, der einzige weltliche Fürst, der sich damals bei dem Papste befand und von ihm sein Heil erwartete. Nicht unmittelbar wurde nun jener Zusammenhang erhalten, indem die Familie des Vatatzes, das Haus Laskaris, 1258 von einem Paläologen gestürzt wurde. Manfred war also dynastisch mehr ein Gegner der Paläologen, auch hatte er seine Truppen in Thessalien bei Michael Comnenus, als dieser von Michael Paläologus bekämpft und geschlagen wurde. Trotzdem bestand zwischen dem Reiche Nicäa und dem letzten Hohenstaufen ein gemeinsames Interesse: sie widerstrebten beide der Machtstellung der lateinischen Welt in der Einheit ihrer hierarchischen Verfassung. Überdies aber geschah es infolge der Eifersucht der beiden großen Seestädte Genua und Venedig, daß die Griechen sogar eine direkte Unterstützung unter den Abendländern fanden. Um dies zu verhüten, suchten die Päpste zwischen Genua auf der einen, Pisa, Venedig und den Provencalen auf der anderen Seite, die in den italienischen Händeln zusammenhielten, zu vermitteln, aber vergeblich.

Die Genuesen nun brachten ein Geschwader zur Unterstützung des Michael Paläologus, dessen Gesandte sie empfangen hatten, in See, das die Venezianer jedoch bekämpften. An sich aber war Paläologus dem lateinischen Kaiser bei weitem überlegen. Diesem konnte die Pacifikation des Papstes Alexander IV. nicht viel nützen; man hätte ihn unterstützen sollen. Aber Balduin II. war so arm, daß er die angebliche Dornenkrone Christi, eines der größten Heiligtümer, aus seinem Schatze verkaufte und aus dem Blei der Dächer Münzen schlagen ließ. Wie hätte er eine hinreichende Truppenzahl werben können? Es gab noch eine unabhängige Bauernschaft griechischen Ursprungs, Thelematarier genannt — Leute, die ihren Willen haben — welche Konstantinopel mit Lebensmitteln versorgten. Die Armut des Kaisers von Konstantinopel bewog sie jetzt, sich auf die Seite des Kaisers von Nicäa zu schlagen. Die Gelegenheit gab eine Expedition der venezianischen Flotte nach dem Schwarzen Meer. Während ihrer Abwesenheit ergriff der Feldherr des Paläologus, Alexius Strategopulos, den günstigen Moment, um sich durch einen Handstreich der Stadt zu bemächtigen. Einige Thelematarier

überstiegen die Mauern, öffneten das goldene Thor sowie die übrigen, so daß Alexius am 25. Juli 1261 ungehindert die Stadt einnehmen konnte. Kaiser Balduin und die anwesenden Lateiner wagten nicht einen Augenblick, sich zu verteidigen. Sie ließen selbst die Reichskleinodien und den Palast im Stich, um auf der in diesem Moment, aber zu spät zurückkehrenden venezianischen Flotte Rettung zu finden.

Am 13. August 1261 zog Michael Paläologus in Konstantinopel wieder ein; ein Bild der heiligen Maria ward vor ihm hergetragen. Die beste Unterstützung fand er an den Genuesen, denen er die Vorstadt Pera einräumte. Die Venezianer bekämpften jene. Eine Art von Seeräuberkrieg entspann sich in allen diesen Meeren, welcher zugleich zur weiteren Schwächung der fränkischen Besitzungen in Syrien erheblich beitrug. Im Jahre 1264 erfochten endlich die Venezianer einen großen Sieg zur See, durch dessen Folgen Michael Paläologus bewogen wurde, auch ihnen große Privilegien zu gewähren. Wir werden der beiden seemächtigen Republiken und der Wechselfälle ihres Kampfes noch weiter gedenken. Für die Welt war es vielleicht kein Schade, daß die griechische Nation noch einmal in den Besitz von Konstantinopel zurückkam und dann hier noch eine letzte Blüte griechischer Kultur entwickelte; aber für die lateinische Sache war es ein großer Verlust.

Papst Alexander IV. erlebte ihn nicht; er war kurz vorher, am 25. Mai 1261, gestorben. Aber in dem Mangel an seinen Veranstaltungen, der dann freilich wieder durch die italienischen Händel veranlaßt worden, ist doch das Motiv zu suchen. Sein Pontifikat gehört überhaupt zu den wenig glänzenden. Er hielt, wie gesagt, an den Grundsätzen Innocenz' IV. fest; aber die Rückwirkung derselben erreichte ihn auf das empfindlichste. Er war der Mann nicht und fand die Kräfte in Italien nicht, um Manfred zu widerstehen. Er sprach den Bann über Manfred und alle ghibellinischen Kommunen aus, aber gleich darauf wurde Manfred wirklich zum Senator ausgerufen (1261). Er drang noch nicht vollkommen durch, aber schon schien es, als nehme er auf dem Grund seines Anhanges in Rom das Kaisertum selbst in Anspruch. Alles liegt doch in der Heerführung der Christenheit, an deren Spitze der Papst steht. Wir werden sogleich noch weiter ausführen, daß sie damals fast allenthalben angegriffen wurde. Für die religiöse Einheit giebt es ein sehr lebendiges Gefühl. Der Papst ist der Repräsentant derselben, jetzt der einzige. Daher kommt natürlich, daß jede Abweichung ein Kapitalverbrechen wurde. Es ist so unsinnig nicht, wie es scheint, daß man die Waffen der Kreuzzüge gegen die Ketzer trägt.

Neunzehntes Kapitel.

Karl von Anjou.

Man versteht es nur durch den Zusammenhang der orientalischen mit den italienischen Angelegenheiten, daß die Kardinäle nach langem Konklave zur Wahl eines Papstes sich vereinigten, welcher gar nicht einmal ihnen angehörte, der in Erinnerung an den Urheber der Kreuzzüge den Namen Urban IV. annahm. Es war Jacob Pantaleone, Sohn eines Schuhflickers von Troyes in der Champagne, der, durch seine Studien an der Universität zu Paris ausgezeichnet, zu kirchlichen Würden emporstieg, Bischof von Laon wurde, einmal wohl auch in Preußen erschienen und dann zum Patriarchat von Jerusalem erhoben worden war, eine Stelle, in der er sich als ein wahrer Vater der Gläubigen erwiesen hatte. Er war an den päpstlichen Hof gegangen, weil er über einige Schenkungen und Beförderungen Alexanders IV. mißvergnügt war, eigentlich um Abhülfe zu erlangen. Hier aber — es war in Viterbo — machte er so viel Eindruck, daß er selbst zur Tiara gelangte.

Er lebte und webte in den orientalischen Verhältnissen, für die er übrigens noch immer die größten Hoffnungen hegte, da eben damals die Ilchane Meister von Syrien wurden und die ejubidische Macht brachen. Er meinte, mit dem Sultan von Ägypten werde man noch fertig werden.

Daß nun eben damals Konstantinopel an die Griechen überging, verdoppelte seinen Eifer. Er meinte es wieder herbeizubringen, mit Hülfe der Venezianer, der lateinischen Ritterschaft und vor allem der Franzosen. Aber gerade nun geschah jene Erneuerung des islamitischen Prinzips in Ägypten und Vorderasien, welche den Christen in der Mitte zwischen den Ilchanen und Mamelucken so gefährlich wurde. Es war zugleich die Epoche, in welcher die Preußen nach der früheren Pacifikation, aufgeregt durch die von den Deutschen begangenen Gewaltsamkeiten, ihren großen Aufstand von 1261 unternahmen, in welchem der Orden wieder eine Niederlage im offenen Felde erlitt. Eine andere Rücksicht bildete das Emporkommen des Abu Abdallah in Tunis, dessen Macht auf den Trümmern der Almohaden bis nach Spanien übergriff, wo ihm eine Zeit lang Granada gehorchte. Man sieht die ungeheuren Verlegenheiten, die sich am päpstlichen Hofe zusammendrängten; bei weitem die bedeutendste aber war die, welche Manfred bereitete, der damals dadurch, daß er seine Tochter Konstanze mit dem Thronerben von Aragon, Peter, verheiratete, ein weitreichendes Ansehen erhielt. Da setzte nun Urban IV. das ins Werk, was Innocenz IV. vorbereitet hatte: er gewann den Grafen von der Provence, Karl von Anjou, Bruder König Ludwigs IX. von Frankreich, für sich.

Provence, einst mit Aragon vereinigt, geriet bei dem Tode des letzten Grafen aus dem aragonesischen Stamme, Ramon Berenguers IV., in die Hände eines französischen Prinzen. Jener hatte seine jüngste Tochter Beatrix zu seiner Erbin bestimmt und zugleich den Grafen Raimund von Toulouse zu ihrem Gemahl. Über dem aber lag wohl noch der Verdacht der albigensischen Ketzerei. Genug, die Städte des Landes brachen das Testament und zogen ihm Karl von Anjou vor, der zugleich durch eine Art Kaufvertrag mit dem Kaiser Friedrich II. die Ansprüche des Reiches an sich brachte und nun eine große Rolle spielte. Es waren jene Gebiete, von denen einst der vornehmste Impuls zu den Kreuzzügen ausgegangen war. Eine reiche, zumal poetische Bildung hatte sich darauf ebendort entwickelt; die allgemeine geistige Erregung führte zu der albigensischen Ketzerei. Indem diese gewaltsam niedergeschlagen ward, kam in dem Adel nunmehr eine streng kirchliche Richtung zum Durchbruch. Der neue Landesherr, Karl von Anjou, galt nicht minder für höchst devot; er machte den Kreuzzug seines Bruders nach Ägypten mit. Zu Hause suchte er die Städte niederzuhalten. Er war von Ehrgeiz erfüllt, und auch seine Gemahlin Beatrix, deren Schwestern mit den Königen von Frankreich, England und Deutschland vermählt waren, wünschte, wie diese, den Rang einer Königin zu besitzen. Ludwig IX. war eher gegen die Erhebung seines Bruders auf den sicilischen Thron, da ihm das Erbrecht heilig war.

Einige Verlegenheiten bereiteten außerdem die Einwendungen des Kaisers Balduin, der eben flüchtig bei der Kurie angelangt war; aber es scheint ja klar zu sein, daß der Papst auch für seine orientalischen Entwürfe sich auf eine Macht von so unkirchlicher Natur, wie die Manfreds war, nicht verlassen konnte. Eine ganz andere Stütze bot ihm Graf Karl von Anjou dar, wenn sich derselbe jemals Neapels und Siciliens wirklich bemächtigen konnte. Zugleich war die Absicht, ihn dabei nicht allein der Kirche auf immer zu verpflichten, sondern auch sonst in die engsten Schranken einzuschließen. Er sollte einen großen Lehnszins zahlen und eine Anzahl Ritter zu des Papstes Diensten halten. Eine neue Schwierigkeit entstand, da Karl in diesem Augenblick zum Senator von Rom erwählt wurde. Aber er ließ sich herbei, diese Würde, welche ihm eine gewisse Selbständigkeit dem Papste gegenüber verlieh, nur so lange behalten zu wollen, als es dem Papst gefalle. Er stellte nicht in Abrede, daß die Gründung einer weltlichen Herrschaft in Rom die geistliche untergrabe. Dieser kirchliche Gesichtspunkt bleibt immer der vornehmste. Das wichtigste Moment für das Papsttum aber war, das Kaisertum und den Besitz von Neapel auf immer zu scheiden. Da Karl in diesem Punkte nachgab, so ward eine Übereinkunft getroffen. Sie ist die bedeutendste Handlung Urbans IV., der in diesem Momente starb (2. Oktober 1264).

Ricordano Malespini schildert die Berufung Karls von Anjou als eine allgemein von der guelfischen Partei geforderte. Namentlich die ausgewanderten Guelfen von Florenz dringen nach ihm darauf. Hierauf wird eine große Zu-

sammenkunft gehalten. Der Papst erklärt, er denke die Kirche aus ihrer Sklaverei zu befreien. Das könnte nur dadurch geschehen, daß er Karl von Anjou aus vornehmstem Haus zum Kämpen der Kirche und König von Sicilien und Apulien erhebe. Karl nimmt das an, seine Verwandten raten ihm dazu, als zu einem hochherzigen Unternehmen. Manfred meint jedoch, ihn leicht zu bestehen mit Hülfe der Ghibellinen, die ihm Geld versprechen, eines deutschen Zuzuges und der Flotte von Neapel und Pisa. Der Tod des Papstes verzögert Karls Ankunft; viele Provencalen folgen ihm. Die Guelfen bitten den Nachfolger Urbans, sie dem Grafen von Anjou zu empfehlen. Karl setzt sich in Marseille zu Schiffe, obgleich die Flotte des Gegners stärker ist. Er legt wider Erwarten glücklich an dem Ausfluß der Tiber an und begiebt sich sofort nach Rom. Hier erwartet er seine Reiterei, die den Weg zu Lande genommen. Manfred rüstet sich nun an der neapolitanischen Küste, ihn zu empfangen. Auf seine Botschaft antwortet ihm Karl, er wolle nichts als den Krieg; entweder werde er Manfred — er nennt ihn höhnisch Sultan — in die Hölle senden oder dieser ihn in das Paradies: ich werde ihn töten, oder er mich! so soll er geäußert haben. So die florentinische Tradition, welche die Verhältnisse des heimischen Parteiwesens in den Vordergrund stellt und zugleich von novellistischen Zügen durchsetzt ist.

Es kommt hiebei nicht allein auf die Geschichte des Untergangs der Hohenstaufen an, sondern auf die Gründung eines neuen Weltverhältnisses, das aus der Stellung der Provencalen zu Spanien, Afrika, Italien und Konstantinopel entspringt. Karl gehörte zu der nächsten Verwandtschaft der verjagten Kaiser von Konstantinopel. Er war bereits so angesehen in Italien, daß ihn die Römer, wie wir sahen, selbst ohne Vorwissen des Papstes, zum Senator machten. Die Guelfen — denn schon lange war er mit den italienischen Parteiungen in Verbindung — sahen in ihm ihren natürlichen Vorfechter. Der Papst selbst forderte ihn zur Annahme der Senatorwürde auf, aber er sah zugleich das große Interesse der Kirche, bei dieser Gelegenheit sich für künftige Zeit des Senats zu versichern. Für die Einführung Karls in Italien zu der großen Bestimmung, die man ihm gab, konnte nichts förderlicher sein. Es war doch ganz im Zusammenhang mit dem guelfischen Gedanken, daß Karl im Herbst 1264 einen provencalischen Ritter, Gaucelin, zur Besitznahme des Kapitols schickte. Man darf es wohl als die erste Reaktion gegen die Schlacht von Montaperti ansehen, daß die Guelfen in Rom Karl als ihr Oberhaupt aufstellten. Die Verlegenheiten des Papstes können nur sekundär gewesen sein. Daß der Senator Karl die Ghibellinen im Kirchenstaat im Zaum hielt, mußte ihm erwünscht sein. So waren auch alle Kastelle in der Campagna in Unterwürfigkeit gehalten. Der Papst selbst stellte ein kleines Heer ins Feld. Manfred machte vergebliche Versuche, gegen Rom vorzudringen. Wie die Ghibellinen an Manfred, so hatten jetzt die Guelfen an Karl von Anjou ihr Oberhaupt.

Dahin war es nun doch wieder gekommen, daß aus dem ritterlichen

Frankreich wie einst, die vornehmste Opposition gegen die an Deutschland anknüpfende Herrschaft in Italien eindrang. Von Nationalität war hier nicht die Rede; denn Männer wie Friedrich II. und Manfred waren echte Italiener. Alles hängt von der universalen Kombination ab, in der die Kirche nach dem einmal unternommenen großen Kampfe siegen mußte oder untergehen. Daß nun Urban IV. diese Kombination zu stande gebracht hatte, stellte ihn in die Reihe der bedeutenden Päpste. Gregorovius, dessen Werk sonst auf guten Studien beruht, urteilt unrichtig, wenn er sagt: seine Politik war ohne wahrhafte Erfolge! Er kombinierte die orientalischen Verhältnisse, für welche Karl, wie der Erfolg zeigt, ebenfalls bestimmt war, mit den occidentalischen. Er setzte durch, daß ein Fürst von Bedeutung sich bereit finden ließ, das Erbrecht des noch lebenden Staufers zu mißachten und seinen Ruf nach Italien wirklich anzunehmen. Ludwigs IX. Skrupel mußten am Ende schweigen. Dem von Urban erweckten Sinne entsprach es nun ganz gut, wenn nach seinem Tode ein Provencale selbst, Clemens IV., den päpstlichen Stuhl bestieg (5. Februar 1265); ein geübter Staatsbeamter, der eben erst durch Urban in das Kardinalat gekommen war, ein energischer alter Herr, ganz geeignet, die Macht von Frankreich, auch seinen Reichtum, in den Dienst der päpstlichen Politik zu stellen.

Wie im Jahre 1066 die Nordfranzosen, bei denen das Rittertum am stärksten entwickelt war, sich gegen England erhoben, ebenfalls im Bunde mit der Kirche, so warfen sich denn die Südfranzosen, noch besonders durch die Kreuzzugsidee, der sich Frankreich zumal unter Ludwig IX. noch sehr zugänglich zeigte, begeistert, zwei Jahrhunderte später auf das südliche Italien. Die provencalische Ritterschaft bezeichnete sich mit dem Kreuze für dieses Unternehmen. Es waren größtenteils Ritter, deren Macht auf der Allgemeinheit ihrer kriegerischen Begabung beruhte. Wie einst Wilhelm der Eroberer, hatte auch Karl eine Partei für sich. Doch stand ihm eine bei weitem größere Schwierigkeit gegenüber. Manfred war ungleich besser gerüstet, als Harald. Gegen das Landheer hatte er in Oberitalien die allenthalben mächtigen Ghibellinen für sich; er herrschte in Toscana, er hatte die Küsten, namentlich auch den Ausfluß der Tiber, befestigt. Hauptsächlich hatte er eine stattliche Flotte von pisanischen und sicilischen Galeeren auf seiner Seite. Für Karl von Anjou aber war diesmal das Glück noch mehr, als einst für Wilhelm den Eroberer. Die Stürme trieben ihn nach Porto Pisano, da aber erfolgte zu seinem Glück ein Umschlag der Winde — denn sonst wäre er gefangen worden —, so daß er den Hafen wieder verlassen konnte. Als er an der Mündung der Tiber war, stieg er in einen Kahn, der ihn nach Ostia führte. Es kam eben nur auf seine Person an; die guelfischen Geschlechter hielten ihn. Als er am 21. Mai 1265 in Rom war, vollendete er die gesamte Kombination.

Bei Villani, im siebenten Buche, haben wir eine Schilderung von ihm. Er war klug, von gesundem Verstand, tapfer und gefürchtet, hochherzig und

von großen Intentionen. Er setzte alles daran, sein Unternehmen durchzuführen; er hielt Wort, sprach nur wenig, lachte nie, hielt sich ehrbar wie ein Mönch, war streng katholisch; er war groß von Gestalt, von nervigem Körper, habsüchtig, aber freigebig gegen seine Ritter. Er bildet einen Gegensatz zu Manfred, der so eifrig eben keineswegs war und sich Ausschweifungen nicht übel nahm. Ich fand in ihm, sagt ein Araber von Manfred, einen Liebhaber höherer Wissenschaft; z. B. kannte er Euclid. Von dem reichen Geiste seines Vaters hatte er wenigstens einen Teil geerbt. Er war der schönste von allen, stets heiter, von vielen persönlich geliebt, wie sein Gegner gefürchtet. Er war in den italienischen Verwickelungen aufgewachsen, gewandt und, sobald er sich zusammennahm, thatkräftig, ein geborenes Parteihaupt. Der vornehmste Unterschied wird sein, daß jener sich dem katholischen Begriff und der Kirche vollkommen unterordnete, dieser darüber hinausstrebte: Manfred weltlicher, Karl geistlicher; ritterlich waren sie beide. Karl von Anjou kam mit 1000 Reitern, ohne Geld, aber die guelfische Partei sah schon in seiner Ankunft einen Triumph. Auf das Geheiß des Papstes verließ er den Lateran, den er zuerst eingenommen. Auf den Münzen, die er als Senator schlagen ließ, erscheint zugleich die Anerkennung der römischen Prätentionen: Roma caput mundi. Er empfing sogleich die Investitur mit dem apulisch-sicilischen Reiche unter geistlichen Beschränkungen. Schon im Juli 1265 erteilt er Privilegien nach Neapel. Doch war die Sache noch sehr zweifelhaft, da es ihm insbesondere an Geld fehlte und England widerstrebte. Manfred erneute den Versuch eines Handstreichs gegen Rom, der indes bei der Aufstellung, die man dort genommen, nicht gelingen konnte. Er wurde sogleich inne, daß die Sache des Gegners die stärkere war. Die neapolitanischen Barone verweigerten ihm in Benevent, gegen den Papst zu Felde zu ziehen. Dasselbe Moment bewirkte, daß die Alpen nicht verschlossen gehalten wurden und die Guelfen beim Heranzug des angiovinischen Heeres in Oberitalien sich erheben konnten. Dazu kam Verrat. Der durch Dante unsterblich gewordene Verräter Buoso gab die Pässe des Oglio auf. Die Führer der Ghibellinen wichen in feste Städte, wie nach Cremona; die Seestädte hielten sich neutral. Das Heer war räuberisch und zerlumpt, als es gegen Ende 1265 in Rom ankam, aber um so begieriger war es auf den Krieg. Karl selbst konnte sich kaum behaupten, er hatte kaum zu leben. Von großer und fast symbolischer Bedeutung ist es nun, daß der Papst den fremden Fürsten, dem kein Erbrecht zustand, während der rechte Erbe doch noch lebte, in Rom feierlich krönen ließ, wo bis dahin nur die Kaiser gekrönt wurden. Aber eben dieses Kaisertum in der alten Form wollte er nicht mehr. Manfred bat den Papst um Frieden. Alles hat seine Zeit, antwortete der Papst; schon ist der Held in Waffen persönlich erschienen; die Axt ist an die Wurzel gelegt!

Zu Anfang 1266 setzte sich das Heer in Bewegung, nachdem es die Absolution feierlich empfangen hatte; Kardinäle geleiteten es. Ein schlimmes

Zeichen war es, daß einer der früheren Vorfechter der Ghibellinen jetzt zu Karl überging und in dessen Heere sehr wirksam war. Der Paß am Garigliano bei Ceperano ward, wie damals die allgemeine Meinung war, durch die Schuld des Grafen von Caserta verlassen, und zwar aus einem anderen Grunde, der jedoch auch sehr bezeichnend ist: der Graf habe sich rächen wollen, weil Manfred seiner Frau Gewalt angethan. Manfred wandte sich nach Capua, dann nach Benevent: hier wollte er sich verteidigen. Aber nicht mehr ein schwacher Kardinallegat wie früher, sondern einer der geübtesten Kriegsmänner der Welt stand ihm entgegen, und ihn umgab der Verrat. Es scheint, als ob die Besorgnis vor Treulosigkeit und vielleicht der Rat seiner Astrologen ihn vermochte, den Kampf zu unternehmen, ehe alle seine Streitkräfte beisammen waren. Besonders die Guelfen von Florenz erschienen drüben prächtig und furchtbar. Wo sind die Ghibellinen? fragte Manfred. Er war eben in seiner zweifelhaften Stellung nicht fähig, sie um sich zu scharen. Sie hatten seine Hülfe angenommen: ihm selbst leisteten sie, nur vom Augenblick geleitet, keine. Die vornehmste Stärke Manfreds bestand in den Saracenen, die an 10 000 Mann stark waren. Dies aber entfremdete ihm die Gemüter. Neapel sagte ihm, es wolle keine Saracenen. Viele verließen ihn noch vor der Schlacht, die am 26. Februar 1266 bei Benevent geschlagen ward.

Die Saracenen griffen an, wichen aber vor der besseren Rüstung der Gegner. Auch die Waffen der Deutschen, deren doch nicht mehr als 1000 waren, erwiesen sich schlechter als die französischen. Als die Schlachtordnung schwankte, flohen die Italiener. Manfred rief aus, er wolle lieber sterben, als leben, vernichtet und im Exil! Mit einem getreuen römischen Ritter stürzt er sich ins Getümmel und kommt um. Nach der Schlacht suchte man nach ihm und fand ihn nackt unter den Toten, wie Harald bei Hastings. Karl von Anjou versicherte sich, daß er es sei, und ließ ihn bestatten. Ein kirchliches Begräbnis konnte Manfred nicht erhalten. Sein Körper ward neben einer alten baufälligen Kirche in eine Grube gesenkt. Jeder warf einen Stein darauf, wie es bei solchen, die nicht auf den Kirchhof kommen, noch heute in Frankreich der Fall ist. Aber der Erzbischof von Cosenza ließ die Leiche herausheben, an die Ufer des Garigliano schleppen und den Elementen preisgeben. Dem Papste meldete Karl, er habe die Schlacht gewonnen und das Reich in seine Vasallenpflicht gegen die Kirche zurückgeführt, zum Frieden der Kirche und zur Wohlfahrt des Königsreichs. Der Papst sah die Sache vom allgemeinsten Gesichtspunkte an: Untreue sinke, Treue erhebe sich. Er erinnerte Karl von Anjou, wie viel Mühe er sich samt einigen seiner Vorgänger gegeben habe, ihn zu gewinnen; nun sei es endlich gelungen. Auf seinem Schlachtroß von Benevent ritt Karl von Anjou in Neapel ein; hinter ihm die provencalische Ritterschaft, wie einst mit dem Blute der Albigenser, so jetzt mit dem der Saracenen und der politischen Rebellen wider die Hierarchie bedeckt. Ein herrliches Denkmal hat Dante Manfred

gewidmet, jenseit dieser engen kirchlichen Tendenzen: denn die göttliche Gnade breitet ihre Arme weit aus und nimmt alles auf, was sich ihr zuwendet!

Im Innern des Reiches wurde die strenge Finanzordnung, welche Friedrich II. eingeführt hatte, behauptet; denn ohne dies hätte es vollends kein Mittel gegeben, die Armee zu befriedigen. Saba Malaspina nennt besonders einen Rechnungsbeamten, Gezolin von Marra, welcher die Steuerregister dem neuen Könige überlieferte. Und zu diesem Druck wurden die französischen Feudalrechte, die der verlehnten Grundherren, eingeführt, von denen jeder in seinem Bezirke ein unbedingtes Hoheitsrecht, so daß sie sich sogar Ausgangs- und Eingangszölle zahlen ließen, in Anspruch nahm. Wie weit nun reichte die Ansiedlung französischer Barone? Darin war ein ungeheurer Unterschied gegen die englische Eroberung, daß in Neapel der Übertritt oder der Verrat einen so großen Anteil gehabt hatte. Von einer vollständigen Umwandlung der adligen Besitzverhältnisse konnte fürs erste keine Rede sein. Aber der Graf von Anjou führte die Formen der französischen Administration und so die Form der dortigen Hofhaltung herüber. Er wollte aus Neapel ein neues Paris machen. Erst durch ihn wurde Neapel die Hauptstadt beider Königreiche. Er baute ein neues Schloß und reorganisierte die Universität.

Wenn nun die Guelfen, namentlich die florentinischen, so viel zur Berufung und zum Siege Karls von Anjou beigetragen hatten, so mußte ihnen auch der Vorteil davon zugute kommen. Der Umschlag in Florenz selbst wird dadurch merkwürdig, daß er die Republik als solche verstärkte, wozu jedoch der Anfang wiederum durch innere Bewegungen gemacht worden war. Nach Ricordano Malespini neigte sich das Volk zu den Guelfen, weil es, jeder persönlich, von den Ghibellinen vielen Schaden erlitten hatte. Der Führer der Ghibellinen, der bisher zu Manfred gehalten, Graf Guido Novello, setzte darauf 1266 kurz nach der Schlacht von Benevent zwei neue Podestàs, aus der Gesellschaft der Frati Godenti, welche sich bemühten, den Parteigeist zu verlöschen. Es wurden ihnen sechsunddreißig Huomini buoni mercatanti zur Seite gegeben, von beiden Parteien, auch einige Große, gegen die kein Argwohn vorlag, und diese organisierten nun wieder in gleichem Sinne die besseren Einwohner, den später sogenannten Popolo grasso, im Gegensatz zum Popolo minuto. Es waren Rechtsgelehrte und Ärzte, Specereihändler, Wechsler, Seiden- und Wollwarenhändler, Kürschner, Lichtzieher u. s. f. Jede Zunft bekam ihren Konsul und ihre Fahne mit der Pflicht, in dringenden Fällen zu den Waffen zu eilen. Da sich diese jedoch auch dem auf solche Weise gemäßigten ghibellinischen Parteiregimente widersetzten und zur Erhaltung der Truppen nichts betragen wollten, so sollten sie wieder zersprengt werden. Allein der trotzigen Haltung des Volkes gegenüber verlor der ghibellinische Adel den Mut. Ohne eigentlichen Kampf wichen sie unter der Führung des Grafen Guido aus der Stadt und suchten dann vergebens zu-

rückzukehren. Im Gegensatz zu ihnen vereinigte sich darauf der Popolo und setzte neue Podestàs, die aus Orvieto kamen. Dann wurde Friede gemacht. Man suchte sich durch Vermählungen innerhalb der vornehmsten Häuser zu versöhnen.

Man sieht also, daß es zunächst nicht sowohl einen Wechsel der herrschenden Partei galt, als vielmehr eine zwar gegen die Herrschaft der Ghibellinen, doch auch zugleich zur allgemeinen Ruhestiftung angelegte Konstituierung des Volkes. Infolge des allgemeinen Übergewichts, das durch den Sieg Karls von Anjou bewirkt worden war, geriet nun aber doch das Regiment wieder in die Hände der Guelfen. Ostern 1267 wichen die Ghibellinen abermals aus der Stadt. Die Grundlage der popularen Verfassung blieb jedoch bestehen. Der Popolo gewann eine ausgebildete republikanische Verfassung, die sich auf jene Zünfte gründete. Ein Teil der eingezogenen Güter gelangte an die Parte Guelfa, ein anderer an die Stadt, so daß beide doch noch immer verschieden waren. Doch ward dadurch bewirkt, daß der Popolo grasso nicht wieder auf die Seite der Ghibellinen trat. So waren auch die übrigen toscanischen Städte guelfisch, ausgenommen Siena und Pisa. König Karl kam 1267 selbst nach Florenz. Sehr bedeutende Rechte wurden ihm fast gegen seinen Willen eingeräumt. Er wurde auf eine Reihe von Jahren zum Podestà und Herrn der Stadt ernannt. Er führte den Krieg gegen Pisa und Siena, aber ohne entscheidenden Erfolg. Nach einiger Zeit erhoben sich die Zünfte des Popolo grasso gegen ihn und die von ihm eingesetzte Regierung und nahmen nun das Regiment in die eigene Hand. Sie nannten sich Prioren und konstituierten ihre Signorie. Wie man sich der kaiserlichen Podestàs entschlug, so wurden nun auch die angiovinischen Statthalter beseitigt.

Kommen wir aber zurück auf die Ereignisse der Jahre 1267 und 1268, in denen noch alles schwankte. Die Ghibellinen von Toscana und der Lombardei und die Besiegten von Neapel richteten ihr Augenmerk wieder auf Deutschland. Dort lebte der Enkel Friedrichs II., Konradin, wie ihn die Italiener nannten, geboren 1252, damals also kaum dem Knabenalter entwachsen, unter der Obhut seines Oheims von der Mutterseite, Herzog Ludwigs von Bayern. An diesen „jungen, noch unbefiederten Adler" wendeten sich auch die neapolitanischen Ausgewanderten. Unter seinem Namen verteilten sie Diplome, in denen er als König von Sicilien seine nahe Ankunft ankündigte. Der Sicilianer Konrad Capece begab sich selbst nach Pisa, wo alle Ghibellinen sich sammelten, und versprach ihnen die Hülfe der deutschen Fürsten. Die Sache gewann aber noch einen weiteren Horizont.

Zur staufischen Verwandtschaft gehörte das Haus Castilien: König Alfons X. war ein Sohn der Beatrix, einer Tochter Philipps von Schwaben; wir werden noch darauf zurückkommen, wie sich hieran die Rolle knüpfte, die sein Name in dem deutschen Thronstreit jener Tage gespielt hat. Seine

Brüder aber, die Infanten Heinrich und Friedrich, suchten ihr Glück in den südeuropäischen Händeln. Sie erschienen am Hofe Abu Abdallahs, jenes Machthabers in Tunis, dessen Einfluß sich, wie berührt, bis nach Spanien erstreckte und der eine Soldateska, gemischt aus Saracenen und Christen, unterhielt, ähnlich der, die sich um Friedrich II. und Manfred sammelte. Nach der Schlacht von Benevent ging Don Enrique von Tunis nach Italien hinüber, um sich bei Karl von Anjou und Clemens IV. um die Krone von Sardinien zu bewerben, die zugleich von den Aragonesen in Anspruch genommen wurde. Er erhielt einen abschlägigen Bescheid; dagegen gelang es ihm, nach einer entstandenen Irrung in Rom das Amt des Senators zu erlangen, welches Karl von Anjou auf den Wunsch des Papstes niedergelegt hatte. Erbittert wie er war, auf Papst und König, wandte auch er sich nun als Verwandter an Konradin. Noch aber weilte der andere Infant, Don Fadrique, in Tunis: zu dem begab sich alsbald jener Konrad Capece. Sie brachten dort 400 Anhänger zusammen, zugleich eine Anzahl Saracenen, etwa 1600 Pferde. Aber diese reichten hin, um Sicilien, welches von Karl von Anjous ersten Einrichtungen aufgeregt war, zu gewinnen. Der französische Gouverneur setzte sich in Bewegung, um die Bande zu zersprengen. Aber die Sicilianer, die ihn dazu angefeuert hatten, verließen ihn, und alle großen Städte erkannten den Erben des schwäbischen Hauses an. Wäre er nur dort zugegen gewesen.

Auch so jedoch war er nicht ganz in dem Falle verjagter Fürsten. Er hatte eine große Partei, die sich für ihn allenthalben regte. Die Frage konnte doch noch einmal sein, wer der wahre Besitzer des Reiches von Unteritalien sei, ob der rechte Erbe oder der durch den Spruch des Papstes gesetzte Fürst. Der widerratenden Mutter zum Schmerz machte sich Konradin 1267 auf den Weg. Die Ghibellinen empfingen ihn in Verona mit Freuden, aber sie unterstützten ihn wenig. Der größte Teil der Deutschen verließ ihn wieder. Mit nur 3000 Mann machte er sich auf den Weg nach Sicilien. Wie hätte er aber noch zurückgehen sollen, da Heinrich von Castilien in Rom die hohenstaufische Fahne wehen ließ, die Saracenen in Neapel sich empörten, ganz Sicilien gegen Karl von Anjou in Gärung kam? Am 25. Juni 1268 erfochten die Ghibellinen in Toscana, wo Pisa lebhaft für Konradin Partei genommen hatte, einen Sieg für ihn bei Ponte a Valle am Arno. Konradin versprach den Sanesen Erlaß aller Abgaben, wofern er, wonach er trachte, Kaiser werde. Auf das freundlichste ward er von dem Senator in Rom empfangen, und da überdies die französische Flotte von der pisanischen geschlagen war, trug er kein Bedenken, sich am 8. August 1268 nach Neapel auf den Weg zu machen.

Papst Clemens begrüßte ihn als den Sproß der alten Schlange, aus deren giftigem Samen hervorgegangen. Sehr bemerkenswert ist die Exkommunikation, die er über ihn ausspricht, worin er alle Bedrohungen und Ermahnungen aufführt, die er gegen ihn vorgebracht. Allein Konradin habe

sein Ohr verstopft wie eine taube Natter. Er erklärte ihn aller seiner angestammten Rechte, z. B. auf das Reich Jerusalem, für verlustig und sprach die Exkommunikation über ihn aus, auf daß er zunichte werde, wie herabrinnendes Wasser, wie aufsteigender Rauch! Er spricht das Interdikt über alle Städte aus, welche ihn oder seine Begleiter aufnehmen würden. Es ist nun fast zum Erstaunen, daß Konradin doch noch so viel Anhang fand. An den Bergen von Tagliacozzo hatte sich Karl von Anjou aufgestellt. Er wollte vor allem die Verbindung Konradins mit den Saracenen verhüten. Es kam dort am 23. August 1268 zu einer Schlacht, wie jene Ottos II. gewesen war. Die Truppen Konradins schlugen sich tapfer und siegten, aber als die Deutschen sich auflösten, um Beute zu machen, wurden sie von einem Hinterhalte aus von den Provencalen angefallen und völlig vernichtet. Konradin wollte von Astura nach Sicilien flüchten, wo ihm Freunde lebten, ward aber erkannt, eingeholt und ausgeliefert. So geriet er in die Gefangenschaft seines ärgsten Feindes, auf der Flucht. Aus diesen Händen war kein Entkommen.

Man machte es ihm zum todeswürdigen Verbrechen, daß er Klöster angezündet habe. Ein großer Gerichtshof ward berufen. Robert von Bari klagte Konradin an, daß er Kirchen zerstört, daß er widerrechtlich den Titel König angenommen und gegen den rechtmäßigen König Krieg unternommen habe. Guido von Suzara erwiderte, Konradin sei kein Schuldiger, er sei ein Kriegsgefangener. Viele der französischen Barone waren dafür, daß man ihn am Leben erhalten oder sogar mit ihm in Friedensverhandlungen eintreten müsse. Die Italiener hielten sich still. Ob er ein Rebell gegen die Kirche sei oder ein König, war die Frage. Ein provencalischer Jurist sprach das Todesurteil aus. Diesem gesellte sich der König zu. Am 29. Oktober 1268 ward die Hinrichtung vollzogen. Konradin starb mit dem Herzen eines Kindes: sein letzter Ausruf galt dem Jammer seiner Mutter.

Man behauptet, Papst Clemens habe in seiner Aufregung zu Viterbo den Sieg bei Tagliacozzo unmittelbar in einer Art von Vision empfunden. Er teilte die Überzeugung Karls, der ihm schrieb, es scheine, daß der Allmächtige nun der Heimsuchung der Kirche ein Ziel gesetzt; nach allen Seiten hin ordnete er Lobgesänge an. Ob er die Hinrichtung selbst gebilligt, darüber widersprechen sich die Aussagen der Chronisten. Das Schicksal Konradins bildet eine Geschichte, deren ergreifenden Inhalt man überall erzählte. Besonders merkwürdig ist die Klage des Troubadours Bartholomäus Zorgi von Venedig. Ich wundere mich, ruft er aus, wie ich die Kraft noch habe, dies Unglück zu schildern; denn recht wäre es, daß mich der Gedanke daran lautlos tötete, mich und jeden, der die Tugend noch stützt. Wie können Deutsche nur leben, wenn sie die Erinnerung an diesen Verlust im Herzen tragen? Denn sie haben ihr Bestes verloren und an Schmach gewonnen. Wenn sie nicht sogleich Rache nehmen, bleiben sie stets mit Schande bedeckt: so hart verfuhr Karl!

Karl zog zunächst nach Rom, um die ihm wieder übertragene Würde eines Senators anzunehmen. Sodann aber benutzte er den über die Empörung erfochtenen Sieg zur Befestigung seiner Herrschaft. Ungefähr wie in England, so folgte nun auch in Neapel auf den Versuch der Rebellion eine neue Landesverteilung. Eine große Masse von Gütern der Verräter wurde konfisziert. Wir sehen die vornehmsten französischen Familien, selbst von fürstlichem Ursprung, sich in dem Königreich ansiedeln: die Courtenay, Montfort, Vaudemont; die Beaumont empfingen Caserta. Doch blieben auch viele Eingeborene, die sich getreu gehalten hatten: die Sanseverini, Ruffi; andere kamen aus anderen Städten Italiens: die Cenci aus Rom, die La Torre aus Mailand. Es war wie eine neue Besitznahme der siegreich gebliebenen Ritterschaft, wie ein innerer Krieg unter der Autorität des Staates und der Kirche.

Das merkwürdigste begab sich in Sicilien, wo Wilhelm l'Etentard mit einer ausgezeichneten Schar französischer Ritterschaft auftrat. Capece, der Haupturheber des Aufstandes, hatte sich nach einem Felsenschloß Agosta, das Friedrich II. zwischen Syrakus und Catania errichtet hatte, gerettet. Viele von denen, die er einst aus Tunis herübergeführt hatte, waren um ihn. Diese aber waren bald soweit gebracht, ihren Führer ausliefern zu wollen, um sich selbst zu retten. Es ist nicht anders, sagten sie ihm, als er ihnen Vorstellungen machen wollte, es ist unvermeidlich. Aber vielleicht könne er sich retten, wenn er sich dem französischen Sieger freiwillig überliefere. Dazu entschloß er sich. Er ahnte, was ihm bevorstand: gelähmt von Furcht, ohne ein Wort zu sagen, ritt er nach dem Zelte Etendards, wie ein Ochs, sagt Saba Malaspina, der aus der Herde ausgewählt wird, um geschlachtet zu werden. Was that der Kapitän? Er ließ ihm die Augen ausreißen und ihn an einen Galgen von einer ungeheuren Höhe aufknüpfen, wo man seine im Winde schlotternden Glieder weithin sehen konnte.

Der Parteikampf, der sich bisher mehr in Verjagung der einen durch die anderen bewegt hatte, bekam hierdurch einen gräßlichen Beigeschmack von Blut. Nicht ohne harten Kampf ward die Kolonie der Saracenen in Lucera überwältigt und zerstreut. 140 provencalische Familien wurden statt derselben angesiedelt. Auch eine Menge anderer Provencalen kam herüber. Der König kolonisierte das Land mit ihnen, teilte ihnen Äcker aus und bestimmte die Art von Kultur, die sie betreiben sollten. Das Land wurde, ungefähr wie kurz zuvor Griechenland, nach den französischen Formen eingerichtet, ritterlich-militärisch. Der einheimische Adel wurde unter die Ritterschaft aufgenommen. In den Saggi von Neapel, die etwas republikanisches hatten, wurden nach dem Vorgang Friedrichs II. die Edelleute von den Bürgerlichen gesondert. Wer die Waffen trug und sein Streitroß hielt, wurde in den Stadtadel aufgenommen.

Und, wie sich versteht, die Idee des Katholicismus wurde eifrig kultiviert. Wie glücklich war man, als man die Reliquien der heiligen Magdalena zu

entdecken glaubte! Die Universität in Neapel wurde sorgfältig gepflegt; nach dem Muster von Paris wurde sie zu einer eigenen Korporation gebildet. Ein großes Privilegium war es, daß ihr eine eigene Gerichtsbarkeit zugestanden wurde, ein Specialrichter mit drei Assistenten, von denen der eine ein Neapolitaner war, der andere ein dem übrigen Italien Angehöriger, der dritte ein Franzose. Sie hatten alle Prozesse zu entscheiden, die der Doktoren und der Scholaren, kriminale und bürgerliche. Kein anderer Hof durfte sich einmischen. Die Universität gelangte damals durch das große theologische Gestirn, den Doktor Angelicus Thomas von Aquino zu ungemeinem Glanze. Deutsche und Italiener hatten sich niemals ganz verständigt; hier wurde eine Verschmelzung des italienischen und französischen Geistes versucht, die bis zu einem gewissen Grade zu gelingen schien.

Der sichere Besitz des Reiches von Neapel und Sicilien, so hochbedeutend für die Lenkung der italienischen Geschicke — den Einfluß auf die Haltung des Papsttums selbst nicht ausgenommen — mußte nun aber Karl von Anjou, so gut wie sein Vorgänger seit den normännischen Tagen noch in eine Fülle von anderen Weltbeziehungen versetzen. Er warf seine Augen übers Meer hin auf Afrika, Griechenland und den Orient. Es stand auch das im Einklang mit jener Rolle eines Vorkämpfers der hierarchischen Idee, die ihm durch das Papsttum übertragen worden. Auch über die äußeren Feinde der von Rom beherrschten Christenheit wünschte er Siege davonzutragen, die zugleich wie die bisherigen, seiner eigenen Macht zugute kommen mußten. Die nächste große Unternehmung, zu der er sich erhob, entsprang aus einer Anregung seines Bruders, Ludwigs IX.

Noch gab in diesen Zeiten die Haltung der Tartaren einige Hoffnung auf die Wiedereroberung von Jerusalem. Eben jetzt setzte sich der Eroberer von Murcia, Jacob I. von Aragon, dazu in Bewegung, freilich fruchtlos; er kehrte angeblich deshalb um, weil ihm Gott keinen günstigen Wind für die Meerfahrt verlieh. Von großer Bedeutung aber war, daß Ludwig der Heilige von Frankreich im Jahre 1270 sich nochmals aufmachte, um sein Glück gegen die Ungläubigen zu versuchen. Er forderte seinen Bruder auf, ebenfalls das Kreuz zu nehmen; aber dessen Reputation war so groß, daß er ihm zugleich überließ, die Richtung zu bestimmen, die er nehmen solle. Durch eine eigene Gesandtschaft ließ er ihn auffordern, ihm zu sagen, was ihm für dies Unternehmen das Entsprechendste zu sein scheine, das Beste für die Ehre Gottes und den Ruhm der Christenheit. Karl von Anjou riet ihm, die Waffen zunächst gegen Tunis zu richten.

Ich denke, es war das Gesündeste, was sich auch vom allgemeinen Standpunkte aus anraten ließ; denn die Mamelucken waren damals unter Sultan Beibars so mächtig, daß sich weder in Ägypten noch in Syrien etwas Nachhaltiges ausrichten ließ. Und mit Recht bemerkte man, daß Tunis für die Sicherheit dieser orientalischen Macht sehr förderlich sei, daß eine abendländische Überfahrt von dort aus gehindert werde. Dazu kam, daß

man die Hoffnung hegte, den tunesischen Sultan, der in der mannigfaltigsten Verbindung mit Spanien stand, für das Christentum zu gewinnen, den wahren Glauben nach Nordafrika zurückzuführen, wo er einst eine so glänzende Existenz genossen hatte. Auf der anderen Seite läßt sich jedoch nicht leugnen, daß den König von Sicilien auch sein eigenes Interesse auf das nämliche Ziel hinwies. Seine normännischen Vorgänger hatten dort Tribut erhoben, die eine und die andere Küstenstadt besessen, Friedrich II. wenigstens großen Einfluß daselbst ausgeübt. Für wen sonst sollte man dort Eroberungen machen?

Nur hätte Ludwig nicht gerade den heißesten Monat, den Juli, zu seiner Unternehmung wählen und dann auch nicht zögern sollen, den entscheidenden Angriff zu beginnen. Krankheiten brachen aus, hauptsächlich auch infolge des Genusses des schlechten, salzigen Trinkwassers jener Küsten. Eine große Zahl ging zu Grunde, worunter viele der Vornehmsten, ein Sohn des Königs, endlich König Ludwig selbst. Er erlag, indem er noch bemüht war, Frieden zwischen seinem Bruder und dem Palaeologen in Konstantinopel zu stiften, am 25. August 1270. Erst in diesem Augenblick — am 24. August — war Karl von Anjou angelangt. Hatte er absichtlich bis auf die Mäßigung der Hitze gewartet, oder Unterhandlungen gepflogen? Schuld ist dabei wohl nicht.

Karl war tief erschüttert, als er am anderen Tage den Bruder nicht mehr lebend fand, sondern nur seine Leiche. Aber er erinnerte sich, daß nur Frauen eigen sei, Thränen zu vergießen. Er beugte seine Kniee unmittelbar vor dem anwesenden Thronerben, Philipp III. und stellte denselben der Umgebung als ihren nunmehrigen Herrn vor. Philipp war schwach und jung; die Leitung der Unternehmung kam ganz in die Hände Karls. Der junge König von Frankreich schlug sich vortrefflich, folgte aber übrigens dem erfahrenen Oheim. Man kämpfte noch ein paarmal mit den Saracenen, aber ohne große Entscheidung. Die Fortdauer der Krankheiten machte ratsam, die Belagerung aufzuheben und eine Abkunft zu schließen, die am 30. Oktober 1270 zustande kam. Der Sultan bequemte sich, eine Kriegskontribution zu zahlen, sowie den früheren Tribut an den König von Sicilien; er gewährte den Christen Handelsfreiheit und erlaubte christlichen Priestern und Mönchen, in seinen Territorien zu verweilen.

In dem wieder streng moslimischen Ägypten sah man in diesem Vertrag eine Verräterei. Vielleicht noch mißvergnügter war man in dem christlichen Lager; aber der junge König von Frankreich fügte sich auch jetzt. War es jedoch nicht wirklich seltsam, daß sich der große Vorfechter der Kirche hier zuletzt zu einer ähnlichen Politik verstehen mußte, wie die, welche die Päpste Friedrich II. zum Verbrechen gemacht? Und sogleich ereilte ihn ein neues Unglück. Als man an der Reede von Trapani gelandet und die Fürsten und Herren bereits ausgestiegen waren, erhob sich ein Sturm, der die Flotte vernichtete. Die Chronik von St. Denys schreibt ihn dem Neptunus zu,

einem Diener der Hölle, voll Wut und Stolz, der das Meer aufgerührt habe. Karl von Anjou hatte die Flotte und die Ritter alsbald gegen Konstantinopel zu führen gedacht, und wahrscheinlich beruht jener Vertrag mit Tunis zum Teil eben auf dieser Absicht. Allein es zeigte sich unter solchen Umständen unmöglich. Man zählte 4000 von diesen letzten Kreuzfahrern, welche umgekommen seien. Der König von Frankreich eilte nach Hause. Karl von Anjou aber hielt an seinen großen Entwürfen dennoch fest.

Wie soeben berührt, war sein vornehmstes Absehen auf Konstantinopel gerichtet. Auch hiebei läßt sich eine gewisse örtlich traditionelle Politik nicht verkennen: mit ähnlichen Tendenzen hatte sich Roger II. und Heinrich VI. getragen. Noch bedeutsamer tritt jedoch das universale Motiv des Augenblicks hervor. Die Wiederaufrichtung eines schismatischen Thrones in Byzanz durch Michael den Palaeologen bedeutete einen großen Verlust für die abendländische Macht überhaupt, der im frischesten Andenken stand; Michael erscheint als Rebell wider die Hierarchie des Papsttums, nicht anders als Manfred oder Konradin. Sehr umfassend und glücklich nun waren die Vorbereitungen, durch welche Karl von Anjou sich seinem Ziele zu nähern suchte. Nach dem Tode der Witwe Manfreds, Helena Comnena, die im Gefängnis starb, machte er sich zum Meister der Insel Korfu und des albanesischen Küstenlandes. Dem Titularerben des lateinischen Kaisertums, Philipp von Courtenay, dem Sohne Balduins II., vermählte er seine Tochter, um dessen Ansprüche an sich zu bringen. Noch Balduin selbst hat ihm sein Recht auf die Oberherrschaft von Morea, welches die französischen Barone inne hatten, überlassen. Durch eine große Versammlung von Baronen ermächtigt, war dann Wilhelm II. von Villehardouin, Fürst von Achaja, in ein Schutzverhältnis zu Karl getreten. Karls Sohn, Philipp von Anjou, heiratete dessen Tochter Isabella; da er bald starb, so nahm der Vater selbst dessen Rechte in Verwahrung. Sein Statthalter Rousseau von Sully fand dort Gehorsam; man schwur einander gegenseitig. Bei den inneren Irrungen, in denen Florentius als Princeps aufstieg, war doch die Oberherrschaft des Königs vorbehalten. Mit Arta verbündet, führten die Ritter von Morea unaufhörlich Krieg gegen den Kaiser Michael und seinen Großdomesticus; sie wiesen dort dessen Angriffe zurück.

Es versteht sich von selbst, daß Karl von Anjou mit den Venezianern in Verbindung trat, die als die Feinde der Genuesen und des Kaisers Michael auf eine Gelegenheit zur Rache warteten. Auch im Orient fanden sie sich in gemeinsamem Interesse zusammen. König Hugo III. von Cypern, der mit Billigung des Papstes Gregor X. auch den Überrest des Reiches von Jerusalem zu verwalten übernommen, war in Ptolemais mit den Tempelherren und mit den Venezianern zerfallen. Noch aber besaß die Prinzessin Maria von Antiochien durch ihre Abstammung aus dem Hause Lusignan unstreitige Rechte auf den Thron von Jerusalem: Karl von Anjou säumte nicht, ihr dieselben abzukaufen. So trat er dem König Hugo durch eine Art von

Rechtsanspruch gegenüber und nahm sich der Sache der Templer und Venezianer an. Sein Stellvertreter, Hugo Sanseverino, nahm im Einverständnis mit diesen 1277 die Burg von Accon ein und bewog die noch übrigen Barone, denen keine Wahl blieb, wenn sie nicht ihre Lehen verlieren wollten, sich dem Könige Karl als ihrem Herrn anzuschließen. In dessen Namen wurden die Assisen bestätigt; er stand dann wirklich als König von Jerusalem da, auch hier gewissermaßen im Besitz der Spolien des staufischen Geschlechts. Die Venezianer meinten, er strebe geradezu nach der Weltherrschaft. Auch für den Angriff auf Konstantinopel war so eine weitere Grundlage gewonnen.

Trotz alledem ließ sich etwas Entscheidendes in dieser Richtung lange Zeit nicht unternehmen, und zwar aus einem sehr merkwürdigen Grunde. Karl von Anjou stand mit dem Papsttum nicht mehr in vollkommenem Einvernehmen. Hat dazu nicht doch auch jener Friede mit Tunis beigetragen, durch dessen Abschluß Karl von dem streng katholischen Prinzip abgewichen war, während die unbedingte Durchführung desselben noch immer gefordert wurde? War dies die Ursache seiner Differenzen mit Thomas von Aquino und also auch mit Rom? Wenigstens mußten unter solchen Umständen den Päpsten rascher die Augen aufgehen über die drückende Lage, in welche die Kurie selbst durch die einseitige Begünstigung eines Machthabers geriet, der bei aller Ergebenheit doch auch immer die eigenen Ziele verfolgte. Genug, schon Gregor X., der nach langem Zögern 1271 zum Nachfolger des 1268 verstorbenen Clemens erwählt ward, trat von dem engen Verhältnis zu dem Könige von Sicilien einen Schritt zurück. Wir werden noch erzählen, wie die Herstellung des deutschen Königtums durch die Wahl Rudolfs von Habsburg hiermit zusammenhing; jedoch auch in den südeuropäischen Dingen war der Wechsel der päpstlichen Direktion nicht minder zu spüren. Gregor X. lebte vor allem in der Idee einer nach Syrien gerichteten Kreuzfahrt. Eben deshalb hielt er es für ratsam, auf einem neuen großen Concilium zu Lyon im Jahre 1274 die Erklärung des palaeologischen Kaisers von Konstantinopel, daß er die Glaubensformel der römischen Kirche annehme, mit Dank zu begrüßen und so die Erhebung Michaels VIII. gewissermaßen anzuerkennen. Es war damals, daß auch die tartarischen Gesandten sich taufen ließen. Noch weniger aber war Nikolaus III. (1277—1280) der Freund Karls von Anjou. Er schloß einen förmlichen Vertrag mit Michael Palaeologus, in welchem er sich mit einer Art Union der griechischen und lateinischen Kirche begnügte; denn ganz herüberzubringen waren die Griechen nicht; aber der Papst wollte eine Gesandtschaft des Kaisers bei sich sehen.

Endlich im Jahre 1281 ging aus dem Konklave, wiewohl nicht ohne Gewaltsamkeit, ein durchaus angiovinisch gesinnter Papst hervor, ein geborener Franzose, Simon, der den Namen Martin IV. annahm. Alsbald erlebte man, daß er mit Michael alle Verhandlungen abbrach, seine Gesandten aus Italien entfernte, gegen ihn selbst als einen falschen und heuchlerischen

Betrüger den Bannstrahl schleuderte. Dadurch wurde die Idee der lateinischen Kirche wieder vollkommen ihrer selbst bewußt. Der Papst und der König von Sicilien waren aufs neue eng verbunden. Auch die Venezianer als beständige Gegner des griechischen Kaisers sagten ihre Hülfe zu. Karl stellte eine Flotte von hundert Segeln, die Venezianer wollten vierzig hinzufügen; sie hatten die größte Lust zu dem Kriege gegen Konstantinopel. Alles, was Karl von Anjou bisher erreicht hatte, schien noch gering gegen das, was er hoffen durfte, wenn ihm die Eroberung von Byzanz gelang. Schon waren dreitausend Franzosen nach Durazzo hinübergegangen, um die Engpässe für das Landheer einzunehmen. Wir hören von Vorkehrungen für die Aufstellung bei Konstantinopel, die auch gegen die Tartaren gemeint waren. In diesem Moment, wo er sich dem Gipfel seines Glückes zu nähern schien, ward Karl von Anjou durch einen entscheidenden Schicksalsschlag getroffen: die sogenannte sicilianische Vesper.

Über dies Ereignis giebt es drei verschiedene Legenden. Die eine, die ihr den Namen gegeben, ist die, daß bei dem Glockengeläut zur Vesper eine allgemeine Erhebung der Sicilianer gegen die Franzosen stattgefunden habe. Es würde also eine große Verschwörung vorangegangen sein. Diese Version ist jedoch erst bei den Späteren zu finden. Die zweite, bei Bartholomaeus de Neocastro, bezeichnet sehr genau Tag und Örtlichkeit, wo alles vorgefallen sei, am Osterdienstag den 31. März 1282; die kleine Kirche Santo Spirito, wo sich an einem schönen Tage das Volk von Palermo vergnügte: man ging spazieren oder saß auf der Wiese. Eine schöne, junge, adlige Dame, sehr gut gekleidet, mit ihren Brüdern und ihrem Bräutigam geht nach der Kirche. Ein Franzose, den man auch zu nennen weiß, — er heißt Drouet — komm mit bewaffnetem Geleit auf den Zug los, um zu untersuchen, ob sie nicht, was eben verboten worden, Waffen bei sich führten. Er tastet auch die junge Dame an, die ohnmächtig in die Arme ihres Bräutigams fällt. Einer von den anderen, nicht gerade der Bräutigam, reißt dem Franzosen den Degen von der Seite und stößt ihm denselben in den Leib. Ein allgemeines Geschrei erhebt sich: Tod den Franzosen! Es verbreitet sich nach der Stadt, über die Insel und wird allenthalben mit barbarischer Grausamkeit ausgeführt. Es wäre die Geschichte der Virginia, auf Sicilien angewendet.

Eine dritte Erzählung bei Saba Malaspina hat diese Motivierung nicht, obgleich sie sonst ähnlich ist. Das Volk sammelt sich zu einer Festlichkeit, die es alle Jahre begeht, außerhalb der Stadt. Manche von ihnen, sagt der Autor, mögen wirklich Waffen getragen haben. Einige französische Sergeanten mischen sich unter die Feiernden, nehmen an den Tänzen teil und betragen sich insolent, unanständig gegen die Frauen. Die jungen Leute von Palermo, bei denen Ausgewanderte von Gaëta sind, geben ihr Mißvergnügen zu erkennen. Was, sagen die Franzosen, macht denn diese elenden Patarener — also Ketzer, im Sinne der Kirche — so herzhaft? Gewiß haben sie Waffen bei sich! Indem sie nun danach suchen, werden sie mit Steinen geworfen und

unterliegen der Menge. Ein allgemeines Geschrei: Tod den Franzosen! erhebt sich und verbreitet sich nach der Stadt. Der zufälligen Insolenz französischer Dienstmannen wird da alles schuld gegeben. Der Autor schlägt einen klagenden Ton an; wären sie doch nie geboren worden! So hat man vielleicht am römischen Hofe erzählt; das andere ist die sicilianische Version. Amari hat sie beide vermischt, doch sind sie wesentlich verschieden.

Vor kurzem ist noch eine vierte Erzählung bekannt geworden, welche die meiste Wahrscheinlichkeit hat. Von einem bisher unbekannten Werke des Venezianers Marino Sanudo des Älteren, dessen Name einen sehr guten Kredit hat, ist ein Fragment von Karl Hopf bekannt geworden. Danach war der eigentliche Anlaß eine drückende Auflage, welche zu dem Kriege gegen Konstantinopel dienen sollte. Das Gerücht verbreitete sich, daß, wer sie nicht zahle, mit einer Brandmarke bezeichnet werden solle, die soeben, in Wahrheit zur Stempelung des Viehes, in Palermo gefertigt worden war. In der allgemeinen Aufregung nun sei es geschehen, daß bei einer Festlichkeit die französische Obrigkeit nach den Waffen suchen ließ und dabei auch die Frauen nicht verschonte, die vielfach dort nach saracenischer Mode verhüllt gingen. Hieraus entsprang ein Tumult, und das Geschrei: die Stammler — das war ihr Schimpfname wegen ihres mangelhaften Italienisch — sollten sterben! Diese Erzählung ist die einfachste und wahrscheinlichste. Die Festlichkeit, das Suchen nach den Waffen bleibt auch hier, doch fehlt das Lüstlingswesen. Milder erscheint es bei Malaspina, sehr ausgebildet bei Neocastro. Man sieht, wie eins nach dem andern entstand. Die historische Methode aber gebietet, bei der einfachsten Erzählung stehen zu bleiben.

Von Palermo breitete sich der Aufruhr über die ganze Insel aus. Nur Messina schwankte eine Zeitlang. Es schickte selbst ein paar hundert Armbrustschützen aus, um Taormina wieder zu unterwerfen. Indem aber brach die Empörung in der Stadt selber aus; jene Truppe kehrte zurück, um die Zeichen der Lilien umzustürzen; die Stadt pflanzte ihr eigenes mit dem Kreuze geziertes Banner auf. Auch die Kastelle, welche die königlichen Besatzungen noch behaupteten, mußten bald darauf aufgegeben werden. Die Nachrichten über die Anzahl der umgebrachten Franzosen differieren von 8000 bis 20000. Auch Sanudo bezeichnet die Grausamkeiten, die geschehen, als ein Wüten. Wir haben in unseren Tagen ähnliche Volkserhebungen erlebt gegen die Österreicher in Oberitalien, gegen die Engländer in Ostindien: so gräßlich sind sie kaum gewesen. Verfolgte man doch selbst die mit Franzosen verheirateten Sicilianerinnen: man wollte jede Geburt vernichten, in der die verhaßte Vermischung mit den fremden Bedrückern zu Tage käme. Man sah sich die Menschen in französischem Blute die Hände waschen: der Tag der Rache war gekommen.

Eine populäre Leidenschaft von dieser elementaren Gewalt mußte sich früher oder später, so oder so von selbst entladen; insofern kann von künstlicher Anstiftung von außen her, durch ein Gewebe von Intriguen, gar keine

Rede sein. Auch diese Auffassung ist indes durch eine eigene Legende vertreten, die in der romanhaften Geschichte von der Verschwörung Meister Johanns von Procida sehr bald nach dem Ereignisse selbst in Umlauf gesetzt wurde. Johann von Procida, Edelmann und berühmter Arzt, wie es scheint, noch unter Friedrich II. eben als Leibarzt, sodann unter Manfred als Rat in Staatsangelegenheiten thätig, war nach der Katastrophe Konradins nach Aragon geflüchtet. Dort hielt Manfreds Tochter, Konstanze, mit ihrem Gemahl, König Pedro III., dem sie sechs Kinder brachte, einen großen und würdigen Hof. Sehr bezeichnend, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich ist es, was man erzählt, sie habe ihn an ihre Rechte auf das Reich Sicilien, welche die Rechte seiner Kinder seien, erinnert; er jedoch habe gedankenvoll dazu stillgeschwiegen. Jedenfalls aber hielt man dort diese von den Staufern ererbten Ansprüche fest und nährte zudem im eigenen Landesinteresse eine eifersüchtige Gesinnung gegen Karl von Anjou, dessen Weltstellung das Mittelmeer beherrschte. Sehr natürlich, daß sich ein Verständnis mit dessen übrigen Gegnern bildete, mit den Verbannten und Bedrängten des sicilischen Reiches, vor allem mit dem durch Karl mit dem Untergang bedrohten Kaiser Michael. In abenteuerlicher Weise soll nun eben Johann von Procida diese Beziehungen vermittelt haben. Auch Sanudo weiß von ihm; er gedenkt seiner Anwesenheit in Konstantinopel, wo er zusammen mit dem Genuesen Zaccaria — auch das ein charakteristischer Zug, da Genua dem Bundesgenossen Venedigs entgegentreten mußte — den Kaiser mit den Sicilianern in Einvernehmen setzt.

Von allem Persönlichen wird man absehen müssen; soviel aber kann meiner Ansicht nach keinem Zweifel unterliegen, daß die Feinde Karls von Anjou einander als solche kannten und aufeinander rechneten. Das Gold Kaiser Michaels, die Waffen von Aragon und die nationale Verzweiflung der Sicilianer waren nicht sowohl verschworene, als natürlich verbündete Mächte. Karl von Anjou rüstete sich zum entscheidenden Schlage gegen Byzanz; wenn er ihn ausführte, wie er vorhatte, so war nicht allein die unerträgliche Lage des sicilianischen Volkes für immer besiegelt, sondern — auch abgesehen von den Hoffnungen der Manfredischen Erben — selbst die freie Bewegung auf dem Mittelmeer jeder anderen, als der angiovinischen Macht, wer will sagen, auf wie lange verkümmert. König Pedro versammelte in Tarragona eine große Flotte, was bereits allgemeines Aufsehen erregte. Der König von Frankreich fragte besorgt: zu welchem Zwecke? Pedro entgegnete, er habe nichts vor, als was zu seiner Ehre und zum Dienste Gottes förderlich sei. Er unternahm damit eine Expedition nach Afrika, die ihn in die Nähe Siciliens führte. In diesem Augenblick erhoben sich die Sicilianer, bei Gelegenheit einer neuen Besteuerung, die zu dem Feldzuge nach Griechenland dienen sollte. Ihr Losbruch geschah aus eigenen Beweggründen und war zunächst die Antwort auf die eben jetzt aufs neue erfahrene empörende Behandlung. Für Berechnung, selbst für Überlegung war in einem solchen Moment kein Raum. Ganz sicher aber hatten sie dabei das Gefühl, einen

Freund an dem griechischen Kaiser, einen Rückhalt an dem König von Aragon zu besitzen.

Karl von Anjou befand sich in Montefiascone bei dem Papst, als die Nachricht von der Rebellion eintraf. Er betete, wenn Gott seinen Fall beschlossen habe, so möge er ihn wenigstens langsam sinken lassen. Er ruft nun ganz Italien zur Hülfe auf und begiebt sich selbst mit einem sehr beträchtlichen Heere hinüber. Er würde Messina haben erobern können, aber er wollte es der Plünderung nicht preisgeben. Indes restauriert die Stadt ihre Mauern und kann ihm dann widerstehen. Mittlerweile suchten Deputierte der Sicilianer den König Peter von Aragon in Afrika auf und boten ihm ihre Krone an, die er annahm. Er landete bei Trapani; sehr wahrscheinlich giebt Sanudo seine Truppen zu Pferde auf 600, seine Fußsoldaten auf 3000 Mann an. Die ganze Insel ging zu ihm über; er ließ sich krönen und Karl auffordern, die Belagerung von Messina aufzugeben, welches ihm, dem König Peter, gehöre. Für Karl war der Papst, Frankreich, Venedig und fast ganz Italien; aber Beistand erhielt er nicht sogleich. Er, der noch nie gewichen ist, empfindet doch bei der Nähe des Winters und dem allgemeinen Ungehorsam der Insel die Notwendigkeit, zurückzuweichen. Auch Reggio, das von ihm abgefallen war, vermochte er dann nicht zu erobern. In einer Seeschlacht an der Küste von Calabrien werden seine Galeeren von den catalanischen Pedros überwunden; es war die vornehmste That des Admirals Roger de Loria. Pedro blieb Meister von Sicilien, wo nun auch Konstanze als die wahre Erbin anlangte.

Charakteristisch für die Sitte der Zeit ist es, daß Karl von Anjou seinen Gegner zum Zweikampf herausforderte. Denn er selbst besitze das Königreich Sicilien legitim; er habe es „von unserer heiligen Mutter, der Kirche", erhalten und durch zwei Schlachten erobert. Gegen den König von Aragon habe er keine Feindseligkeit begangen und seine Unterthanen nicht verführt, was umgekehrt Peter gethan habe. Dem König von Frankreich habe jener auf dessen Anfrage sein Wort gegeben, kein christliches Reich angreifen zu wollen; er habe es nun doch verräterischer Weise gethan. Mit dem Schwert wolle er, Karl, die Gerechtigkeit seiner Sache beweisen, deshalb fordere er den Feind zum Zweikampf. Don Pedro erwiderte, er sei nur zur Unterstützung unterdrückter Vasallen gekommen; er nehme die Herausforderung an. König Karl war sehr ernstlich entschlossen; minder, wie es scheint, König Peter, doch fand auch er sich in Bordeaux ein, wo der Zweikampf stattfinden sollte. Allein der Papst war ganz dagegen; denn wie sollte er die Appellation an ein Gottesurteil gutheißen in einer Sache, die für ihn und durch ihn ohnehin entschieden war? Karl starb 1285, indem er sich zu neuem Kriege rüstete. Schon hatte jedoch Roger de Loria den Neapolitanern im Juni 1284 im Golf von Neapel eine zweite Niederlage beigebracht. Auch Papst Martin IV. und König Peter selbst sind 1285 gestorben. Aber die Söhne des letzteren behaupteten Sicilien; der jüngere, Friedrich II., wurde

1296 in Palermo gekrönt und stiftete dort eine selbständige Herrschaft neben Aragon.

Karl von Anjou kann als eine Inkarnation des mit der Kirche verbundenen Rittertums gelten. Er glaubt an das Recht der Hierarchie, dem er durch die Waffen Nachhaltigkeit giebt. In ihm repräsentiert sich zugleich der antikaiserliche, aber weltliche Gedanke der Kirche. Welch eine Aussicht für Rom, wenn er das lateinische Kaisertum in Byzanz erneuert hätte! Selbst für den Orient aber hätten sich andere Geschicke erwarten lassen. Ptolemais würde den Mameluken besser widerstanden, der Rest des Reiches Jerusalem sich noch länger gehalten haben. So große Bedeutung hatte die sicilische Vesper. Und war es nicht an sich ein epochemachendes Ereignis, daß ein Volk sich im Widerspruch mit den Geboten Roms einen König zu setzen wagte? Die Restauration des griechischen Kaisertums ist das erste, die Empörung Siciliens das zweite Moment der Verluste des Papsttums in der gewaltigen Stellung, die es seit Innocenz IV. eingenommen hatte.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Päpste und das deutsche Reich von der Absetzung Friedrichs II. bis zur Schlacht auf dem Marchfelde.

Das eigentliche Kaisertum, wie es von Karl dem Großen gegründet, von Otto dem Großen erneuert, von den Saliern festgehalten, von den Hohenstaufen eigentümlich ausgebildet wurde, war mit Heinrichs VI. Tode von den Päpsten zu Grunde gerichtet worden. An eine Fortsetzung des Reiches im früheren Sinne konnte nicht gedacht werden, sobald das alte Geschlecht vernichtet ward. Indes konnte die Würde selbst nicht vernichtet werden; die übrige Welt, besonders aber Deutschland bedurfte ihrer. Der vornehmste Gedanke der Päpste war nun, sie in ihrem Sinne zu leiten. Die Besetzung des kaiserlichen Throns war ein konstanter Gesichtspunkt ihrer Politik. Und da nun vor allem die geistlichen Fürsten die Initiative bei dieser Besetzung hatten, wenngleich immer mit Teilnahme einiger weltlicher, so hatte das geistliche Interesse hiebei den größten Spielraum. Worauf es indes im besonderen ankommt, das ist die Erkenntnis der verschiedenen Gesichtspunkte der einzelnen Päpste; denn man darf ihre Politik nicht als eine einzige, immer konsequent vorwaltende betrachten; sie wechselt sehr nach den Persönlichkeiten und Umständen. Und immer muß man sich vergegenwärtigen, daß sie die Christenheit als eine Einheit betrachteten, in welcher sie nach ihrem Belieben das Auseinanderliegende verbinden konnten.

Bei Innocenz IV. nun können wir nicht zweifeln, welches sein Gesichts-

punkt war. Er suchte den Hohenstaufen, die ja noch existierten, Gegenkönige zu erwecken. Zuerst gelang es ihm mit der Durchführung der von ihm angekündigten Absichten eben in Deutschland. Was hier am meisten wirkte, war die Anklage des Unglaubens. In alle Welt schrieb der Papst, der Kaiser habe Moses, Jesus und Mohammed für drei Betrüger erklärt: wenn sie ihn hörten, so wolle er der Welt eine bessere Form zu leben vorschlagen. Matthäus Paris versichert, jeder würde gegen Friedrich ins Feld gezogen sein, wenn nicht auch das fernere Anwachsen der päpstlichen Macht schon gefürchtet worden wäre. Der päpstliche Legat wandte sich an den Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe, der, da Hessen von Lothar mit Thüringen vereinigt war, als einer der mächtigsten Herren angesehen werden konnte; er besaß auch Rechte im Eichsfelde. Er nannte sich Prokurator des heiligen Reichs in Deutschland, wozu ihn Friedrich einst ernannt hatte. Anfangs weigerte er sich, weil er sich doch nicht für mächtig genug hielt; aber der Papst sandte ihm 25 000 Mark Silber. Andere Skrupel besiegte sein dominicanischer Beichtvater.

Mit unglaublicher Anmaßung kündigte Innocenz den deutschen Fürsten an, daß Heinrich das Reich anzunehmen bereit sei, und gebot ihnen gleichsam die Wahl: einmütig, unverzüglich, zum Erlaß ihrer Sünden. Der vornehmste Vorfechter der Kirche war auch diesmal Albert der Böhme, Archidiakon von Passau. Die Wahl geschah hierauf (22. Mai 1246) hauptsächlich durch die geistlichen Fürsten, jedoch nicht ohne Anteil der weltlichen, von denen allerdings nur zwei dabei waren. Alles war eben unregelmäßig. Besonders wirksam war der Einfluß des Erzbischofs von Mainz, Sigfrid von Eppstein. Allein noch war ein Sohn Friedrichs, der zu seinem Nachfolger designiert war, Konrad IV., zugegen, und dieser war keineswegs gemeint, seine oder seines Vaters Rechte aufzugeben, Heinrich zog ihm mit einem Heere, das sich mit dem Kreuz bezeichnet hatte, entgegen, schlug ihn wirklich bei Frankfurt und zog dann, von manchen Großen unterstützt, nach Süddeutschland. Zunächst widersetzte sich ihm hier der Herzog von Bayern; die größte Opposition aber fand er bei den Städten, die fast überall in Zwiespalt mit ihren Bischöfen, unmöglich diesen den Sieg wünschen konnten.

Heinrich Raspe starb bei seiner Rückkehr 1247, ehe er diesen Widerstand besiegen konnte. In Wilhelm von Holland fand der Papst einen neuen, nicht minder kriegsbereiten Anführer; dieselben Fürsten, die Heinrich Raspe gewählt hatten, wählten auch ihn, unter Vermittelung des Legaten des apostolischen Stuhls, wie die Gesta Trevirorum sagen. Dieser Legat war Peter von Capoccio; er hatte dazu ein Konzil nach Neuß berufen. Denn wie die allgemeinen, so dienten auch die Provinzialkonzilien dem päpstlichen Machtgedanken. Das Concilium war selbst der Wahltag. Der Graf von Holland war des Papstes eigene Wahl; er bezeichnet ihn 1254 als den von seinen eigenen Händen Gepflanzten. So versäumte er auch nichts, um ihn aufrecht zu erhalten. Er suchte die Feindseligkeiten beizulegen, welche ihm hätten gefährlich werden können. Die Bischöfe, die ihm widerstanden,

fordert er persönlich vor sein Gericht. Andere ermahnt er, einen Kreuzzug gegen Friedrich zu predigen. 1252 hielt Wilhelm einen Reichstag zu Frankfurt, wo er alle die ihrer Lehen beraubt, die ein Jahr nach seiner Krönung in Aachen sie noch nicht von ihm empfangen, und Konrad sein Herzogtum Schwaben und alle seine Besitztümer abspricht. Dadurch, daß der mächtige Papst dies bestätigte, bekam es erst Bedeutung. Auch Wilhelm konnte zuweilen dem Papst einen Dienst erweisen; wie wenn er Ezzelin da Romano in die Acht erklärte (1250). 1254 ward Wilhelm aufgefordert, zur Ausführung der Exkommunikation der in Neapel Gebannten beizutragen; er sollte allen, die von diesen Lehen trügen, gebieten, sie zurückzunehmen.

Nach dem Tode Konrads IV. ward Wilhelm auch von den Städten anerkannt, die bisher noch an den Hohenstaufen festgehalten hatten, z. B. von Frankfurt. Allein eine wirkliche Gewalt konnte der Pfaffenkönig — so nannte man ihn — in den oberen Landen nicht ausüben. Seine Regierung hat höchstens darin einen Wert, daß sie durch ihre Schwäche die überall emporkommende Autonomie zu patriotischer Selbsthülfe anregte. Die Städte schlossen einen Bund zur Aufrechterhaltung des Landfriedens. Der König stellte ihnen einen Reichsjustitiar an die Seite; sie selbst aber brachten das für den gemeinnützigen Zweck erforderliche Geld zusammen. Dem König Wilhelm selbst kam seine durch die Krone vermehrte Autorität in den kleinen niederländischen Fehden zu gute. Indessen, indem er hier die Ideen des Reiches wieder ausbreiten, die Friesen zur Zahlung eines Zehnten nötigen will, ereilt ihn sein Geschick. Mit allem Apparat des ausgebildeten Rittertums suchte er im Jahre 1256 die Friesen auf dem Eise heim, auf starkem Pferde, in schwerer Rüstung. Die Friesen erwarteten ihn in ihren leinenen Röcken mit Wurfspießen und dänischen Äxten. Sie wichen nach leichtem Gefecht zurück und lockten ihn in die Rohrbüsche, wo das Eis am schwächsten war. Das Eis brach unter seinem Pferde; das Tier warf ihn ab. In diesem Moment kamen sie herbei. So sehr er auch um sein Leben bat, ward er doch erschlagen (28. Januar 1256).

Es war das ein schwerer Verlust für den Papst, der die Furcht hegte, man würde nun doch den Sohn Konrads, den jungen Konradin, wählen. In einem Schreiben an den Erzbischof von Mainz führte er aus, wie das hauptsächlich deswegen nicht geschehen dürfe, weil in diesem Geschlechte die Bosheit forterbe. Von Alexander IV. wissen wir, daß er den Gesichtspunkt Innocenz' IV. festhielt, aber ohne die Energie, die dazu gehört hätte, ihn zu realisieren. Er hielt darüber, daß kein Hohenstaufe gewählt ward, sonst aber ließ er den Wählern etwas mehr freie Hand. Daß diese jedoch auf Richard von Cornwallis verfielen, geschah wenigstens ganz im Zusammenhang mit der sonstigen Haltung des römischen Stuhles. Im allgemeinen schwankte damals die päpstliche Politik zwischen England und Frankreich. Allein England war die reichste Fundgrube für die päpstliche Schatzkammer, und der Papst konnte von einem Plantagenet wie dem schwachen und leichtbeweg-

lichen Heinrich III. mehr Fügsamkeit erwarten, als von dem religiös strengen Capetinger Ludwig IX. Für die Vergabung des Königreichs Sicilien hatte die Kurie ihr Augenmerk auf einen Sohn Heinrichs III., Edmund, gerichtet. Es war ein leichter Übergang, wenn nun für die deutsche Krone der Bruder Heinrichs, der Graf Richard von Cornwallis bestimmt wurde. Sicilien selbst sollte natürlich unter keinen Umständen mit dem deutschen Reiche vereinigt werden. Aber das eine wie das andere an zwei Prinzen des englischen Hauses zu geben, erschien bei der damaligen Lage als eine nützliche Kombination.

Was dem Papste genehm sein konnte, fand jedoch in Deutschland auch an sich aus anderen Erwägungen Unterstützung. Noch bestand ja dort die alte Parteiung, wenn auch in verschobenen und abgeblaßten Umrissen. Im Anfang des Jahrhunderts hatten Franzosen und Hohenstaufen gegen Engländer und Niederdeutsche zusammengestanden. Es ist nicht so wunderbar, wenn nun der Erzbischof von Köln, der Erbauer des Domes, Konrad von Hochstaden, der bei der Einsetzung der beiden letzten Könige eine Hauptrolle gespielt, seine Augen wieder auf einen englischen Prinzen wandte. Richard von Cornwallis galt übrigens für einen der tapfersten Ritter. Sein Bruder, König Heinrich III., war umsomehr damit einverstanden, weil die Franzosen ebenfalls nach der deutschen Krone trachteten. Rein eine Geldsache war es also nicht, wenn Richard von Cornwallis gewählt ward, obgleich Geld gezahlt wurde, wovon der Erzbischof von Köln das meiste erhielt. Der König von England versäumte nicht, auch von sich aus in Rom für seinen Bruder zu wirken. Ohne Zweifel gab der Papst Alexander ihm seine Zustimmung zu erkennen.

Die Sache erinnerte aber eben doch zu sehr an die alte niederdeutsch-englische Verbindung, als daß sie im übrigen Deutschland ganz ohne Widerspruch hätte durchgehen können. Der Erzbischof von Trier setzte sich dem kölnischen entgegen und ließ ihn und die übrigen Anhänger Richards, die im bewaffneten Zuge zur Wahl nach Frankfurt ritten, nicht in die Stadt. Richard von Cornwallis wurde deshalb am 13. Januar 1257 außerhalb Frankfurts gewählt. Dagegen erwählte oder ernannte vielmehr der Erzbischof von Trier selbst den König Alfons X. von Castilien. Es erhellt noch nicht genau, wie man dazu kam. Das entscheidende Moment war indes ohne Zweifel, daß Alfons, wie erwähnt, ein Enkel König Philipps von Hohenstaufen war. Einige Städte, z. B. Speier und Worms, waren immer für ihn, so daß man sagen muß, daß die Hohenstaufen in Deutschland nicht vollkommen unterdrückt wurden. Alexander IV. zeigte sich auch diesmal als ein schwacher Fortsetzer Innocenz' IV. Er hatte Konradins Wahl unbedingt verboten, diesen staufischen Seitenverwandten aber nicht namentlich ausgeschlossen. So ließ er denn auch diese Wahl ohne Widerspruch geschehen. Daß der Erzbischof von Trier von Frankreich, das natürlich in Erinnerung an Bouvines zur Wahl Richards scheel sehen mußte, Geld empfing, ist nach

Matthäus Paris, bei dem wir über die damaligen deutschen Angelegenheiten fast die besten Nachrichten finden, unleugbar.

Es waren gemeineuropäische Wahlen. Nie war Deutschland von nationaler Haltung entfernter: man wollte eben fremde Könige, die sogut wie keine waren. Alfons ist nie im Reiche erschienen; aber auch Richards Thätigkeit daselbst war gleich Null. Von fünfzehn Regierungsjahren brachte er wenig mehr als ein Viertel in Deutschland zu. Im Reich bildeten sich die Territorialgewalten aus, oder man schützte sich durch Bündnisse. Ein Zustand von Autonomie stellte sich her, bei dem man einen König kaum brauchte. Richard von Cornwallis war in den Rheinlanden anerkannt, auch hat er einmal einen Reichstag gehalten; in dem übrigen Deutschland wußte man kaum etwas von ihm. Er mußte ausdrücklich auf den Gehorsam der Städte Verzicht leisten für den Fall, daß ihm der Papst einen anderen Bewerber vorziehe. Mit der Kirche wollte man sich hierüber nicht in Streit einlassen. Zwischen Alfons und Heinrich von England kam es zu einer anzüglichen Korrespondenz, die aber im Sande verlief. Die Plantagenets, die als Herren der Gascogne an den Pyrenäen mit Castilien sich berührten, konnten es um Frankreichs willen nicht mit ihm verderben.

Auch Alfons machte seine Sache bei der Kurie anhängig, und der Streit der beiden Gegenkönige wurde dort fast in den Formen eines Prozesses lange Zeit erwogen. Die Päpste hielten sich im ganzen leidlich unparteiisch: wiewohl eigentlich anerkannt nur Richard ward, erhielt doch auch Alfons von ihnen den Titel eines erwählten römischen Königs. Zumal solange Konradin lebte, durfte die Kurie die Wahl des Castilianers nicht geradezu für nichtig erklären, weil sonst eben jener echte Staufer von dieser Partei erhoben worden wäre. Die Verhandlungen, an sich leer und ohne Ergebnis, sind höchstens dadurch merkwürdig, daß in ihnen die Beschränkung des Wahlrechts auf eine kleine Zahl von nunmehr eigens sogenannten Kurfürsten, die sich soeben faktisch herausgebildet hatte, von der einen und der anderen Seite als eine rechtliche Institution behandelt ward, so daß sie sich bei Gelegenheit der nächsten Wahl bereits in ziemlich festen Formen ausprägen konnte. Im übrigen begreift man ganz wohl, warum Päpste wie Urban IV. und Clemens IV. den Zwiespalt im deutschen Reich als eine mindestens gleichgültige Erscheinung betrachteten. Die Dienste, welche sonst ein befreundetes Kaisertum dem römischen Stuhle erwiesen hatte, wurden ihm damals von Karl von Anjou geleistet. Allein es traten Zeiten ein, in denen ein solcher Zustand doch selbst in Rom als unzuträglich erscheinen mußte.

Ich komme nochmals auf jenen Kreuzzug gegen Tunis zurück, welchem, nachdem er dort im wesentlichen verunglückt war, Karl von Anjou eine Wendung nach Konstantinopel zu geben suchte, bis der Schiffbruch bei Trapani die Ausführung auch dieses Planes vereitelte. An diesem Zuge hatten sich außer den Franzosen auch die Engländer beteiligt, unter Führung Eduards, ihres Kronprinzen, neben welchem ein Vetter, Heinrich, Sohn

Richards von Cornwallis, erschienen war. Ein gutes Verständnis aber bestand zwischen ihnen und den Franzosen nicht. Die Engländer mißbilligten sowohl den mit Tunis geschlossenen Frieden, wie die Absicht, Konstantinopel anzugreifen. Allen Einreden zu Trotz zog Prinz Eduard, von Palermo aus, doch noch selbstständig nach Accon weiter; Heinrich dagegen begleitete die Könige von Frankreich und Sicilien nach Viterbo, wo damals die Kardinäle über eine neue Papstwahl — denn Clemens IV. war gestorben — nicht einig zu werden vermochten. Dort aber stieß er mit Guido, dem Sohne des Grafen Simon von Montfort zusammen. Wir werden Simons von Montfort, jenes großen Führers der Barone, der dem Parlament von England seine welthistorische Gestalt gegeben hat, im Zusammenhange der englischen Geschichte zu gedenken haben. Nachdem er in der Schlacht bei Evesham gegen König Heinrich III. und den Prinzen Eduard tapfer fechtend umgekommen, war sein Leichnam schändlich mißhandelt worden. In Guido kochte, wie sich denken läßt, Rachsucht. Er suchte den Prinzen Heinrich, dem er doch wohl eine persönliche Schuld beigemessen haben muß, in einer Kirche auf. Heinrich flüchtet an den Altar; Guido ruft ihm zu: du hattest kein Erbarmen mit meinem Vater! Er stößt ihn am Altare nieder und schleift seine Leiche an den Haaren aus der Kirche (13. März 1271). Man sieht, die entsetzliche heidnische Blutrache durchbrach noch einmal gewaltsam die christlichen Ideen der ritterlichen Kultur. Der Mörder, dem es gelang, straflos zu entkommen, war ein begünstigter Anhänger Karls von Anjou, weshalb Prinz Eduard sogar an dessen' Mitschuld geglaubt hat. Jedenfalls wuchs die Spannung und wirkte, wie es scheint, selbst auf den Ausfall der Papstwahl ein.

Unter den Kardinälen war die Parteiung so stark, daß man zu einer unmittelbaren Wahl nicht schreiten konnte. Man traf endlich die Auskunft, einem Ausschuß von sechs sogenannten Kompromissarien die Vollmacht zur Wahl eines Papstes zu erteilen, sei es aus der Zahl der Kardinäle, sei es außerhalb des Kollegs. Diese vereinigten sich nun auf einen Italiener, Thedald Visconti von Piacenza, vordem Archidiakon in Lüttich, welcher damals im Orient weilte. Sie wählen ihn, wie sie sagen, wegen des guten Rufs, den ihm sein Wandel verschafft habe, in der Hoffnung, die Kirche werde unter ihm in ihren früheren gedeihlichen Zustand zurückkehren, und es werde durch ihn insbesondere auch die Sache des heiligen Landes einen glücklichen Ausgang gewinnen; denn er habe ja die dortige Lage mit eigenen Augen gesehen. Thedald war nun lange in England gewesen und von da nach dem Orient gegangen; in Ptolemais war er mit dem Prinzen Eduard zusammengetroffen und hatte sich ihm angeschlossen. Ein näheres Verhältnis zu besonderen englischen Interessen dürfte niemand hieraus ableiten; aber soviel ist klar, daß der Gewählte, der den Namen Gregor X. annahm, von Haus aus dem Kreise der angiovinischen Beziehungen freier gegenüberstand.

Seine Wahl erinnerte auf der einen Seite an die Urbans IV.: auch diesmal ward ein Mann auf den päpstlichen Stuhl erhoben, der dem Kollegium der Kardinäle nicht persönlich angehörte; auch diesmal stand dabei die Angelegenheit des Orients im Vordergrund; beidemale handelte es sich um eine Abweichung von der bisher vorherrschenden Tendenz. Jetzt aber bedeutete das eben eine der Politik Urbans und seines Nachfolgers Clemens entgegengesetzte Wendung. Diese hatten das Heil einzig in dem Bunde mit den Provencalen und mit Frankreich gesehen; Gregor X. hoffte dagegen eine universale Verbindung aller Parteien zustande zu bringen.

Unverzüglich kehrte Gregor aus dem Osten nach Italien zurück. Er vermied Rom, wo er zu sehr an dem Geschäft gehindert zu werden fürchtete, das ihm fast ausschließlich am Herzen lag. Er ging vielmehr nach Viterbo und hielt dort acht Tage lang Rat darüber, was zur Rettung des heiligen Landes zu thun sei, dessen gänzlicher Verlust bei der wachsenden Macht der Mamelucken ohne starke Hülfsleistung unvermeidlich schien. Sein Schreiben an den Prinzen Eduard drückt das lebendigste Gefühl für jene Zustände aus, ebenso all seine übrigen Erlasse. Wir wissen bereits, daß er sich dazu entschloß, ein neues Konzil nach Lyon zu berufen, um nach alter löblicher Gewohnheit wegen der Hülfe für das heilige Land, sowie wegen alles anderen, was das Seelenheil angehe, in gemeinsamer Beratung Fürsorge zu treffen. Von vornherein war es dabei auf Verhandlungen mit Kaiser Michael abgesehen. Der Palaeologe hatte schon vor Jahren dem Könige von Frankreich angezeigt, sein Volk sei bereit, zum Gehorsam der katholischen Kirche zurückzukehren; Ludwig IX. sollte dabei als Vermittler fungieren. Dieser aber hatte eine solche Rolle abgelehnt, denn nur der Papst sei das Haupt des mystischen Körpers der Kirche. Gregor X. nahm nunmehr die Sache selbst in die Hand; er fand es unrecht, daß Venedig ohne sein Vorwissen mit dem griechischen Kaiser in Unterhandlung getreten war. Er forderte den König von Sicilien auf, den Gesandten Michaels auch seinerseits keine Hindernisse in den Weg zu legen. Indem nun der Papst alle Anstalten traf, um sein Vorhaben ins Werk zu richten, war am 2. April 1272 Richard von Cornwallis gestorben, der noch in seinem Testament eine große Summe für den Kreuzzug ausgesetzt hatte. Die Frage der Wiederbesetzung des deutschen Thrones trat an die Welt und vor allen eben an Gregor X. heran. Wie er sich dazu verhielt, begreift man aus den oben dargelegten Umständen seiner Erhebung und seiner ganzen Lage.

Alsbald meldete sich König Alfons von Castilien. Er meinte, durch den Tod seines Nebenbuhlers ohne weiteres in den Besitz des Kaisertums zu gelangen, wie einst Otto IV. nach der Ermordung Philipps von Schwaben. Er forderte den Papst auf, einen Termin für die Krönung anzusetzen, zu der er sich nach Rom begeben wollte. Zugleich jedoch geberdete er sich als den Schutzherrn der Ghibellinen in Italien, die auch ihrerseits ihre Hoffnungen an ihn knüpften. Er ersuchte Gregor, alles das zu widerrufen, was zu

Gunsten des Königs Karl von Neapel in Toscana festgesetzt sei, wo derselbe durch Clemens IV. zum Reichsvicar ernannt worden war. Gregor X. war kein unbedingter Freund der angiovinischen Macht, aber wie hätte er hierauf eingehen sollen? Nichts konnte ihm widerwärtiger sein, als den alten Parteikampf in Italien neu erweckt zu sehen. Er wies daher das Ansinnen des Castilianers überhaupt zurück. Aus dem Tode Richards sei diesem keinerlei Recht zugewachsen. Die Thronfrage könne nicht entschieden werden, ohne daß die Wähler Richards befragt würden; denn eben diese, die Kurfürsten, besäßen, wie er von jedermann höre, das Recht, über die Wahl zu entscheiden. Wie die Prokuratoren Alfonsos bei ihren Forderungen, so blieben Papst und Kardinäle bei ihrer abschlägigen Antwort stehen.

Indem aber zeigte sich noch ein anderer Bewerber von der entgegengesetzten Seite. König Philipp III. von Frankreich, der Neffe Karls von Anjou, trug sich ernstlich mit der Absicht, das Reich an sich zu bringen, und wandte sich dementsprechend ebenfalls an Gregor. Es trifft sehr zum Ziel und ist vollkommen korrekt, wenn dieser ablehnte, ihm seinen Rat dafür zu erteilen; er versicherte, es würde ihn freuen, wenn Philipps Wahl zustande käme; allein seine Hülfe könne er dazu nicht gewähren, denn es lasse sich vieles, wie dafür, so auch dagegen sagen. In der That konnte er natürlich diese Eventualität ebensowenig anstreben; denn das capetingische Haus, d. h. doch vornehmlich Karl von Anjou, wäre so erst recht zur Übermacht in Europa erhoben worden, wodurch wieder der Wunsch Gregors nach einer Aussöhnung mit den Griechen und somit sein ganzes, auf den orientalischen Kreuzzug gerichtetes Trachten vereitelt werden mußte. In dieser Situation konnte ihm nichts willkommener sein, als ein selbständiges Vorgehen der deutschen Wähler, von denen sich eine Entscheidung für Philipp von Frankreich doch nicht erwarten ließ. Wie Gregor in seinem Bescheid an Alfons das Recht der Kurfürsten ausdrücklich anerkannt hatte, so ließ er ihnen bei der Ausübung desselben nicht nur freie Hand, sondern räumte auch die Hindernisse, die sich ihrer Einigung entgegenstellten, bereitwillig aus dem Wege.

Als der vornehmste unter den rein deutschen Kurfürsten war der Bayernherzog Ludwig der Strenge von der Pfalz zu betrachten: der aber befand sich noch als ehemaliger Beschützer Konradins im Banne. Es war ein fernerer wichtiger Akt Gregors, daß er sich entschloß, ihn davon zu lösen; mit Entschiedenheit wich er dadurch von dem Verhalten Clemens' IV. ab. Ludwig konnte nun erst als Wähler auftreten; mit den rheinischen Erzbischöfen, unter denen der Mainzer, Werner von Eppstein, sich am eifrigsten und thätigsten bewies, setzte er sich in das engste Vernehmen. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, aus dem ascanischen Hause, die sich anfangs zurückgehalten, schlossen sich dann gleichfalls den übrigen an. Dagegen gelang es nicht, den mächtigen Ottokar von Böhmen zur Teilnahme herbeizuziehen. Die gewaltige Stellung, die derselbe, zumeist doch auf Kosten des

Reichs, in dessen östlichen Marken eingenommen, ließ ihn eine Wiederherstellung des deutschen Königtums nur unter der Bedingung wünschen, daß die Wahl auf ihn selber fiele. Sehr deutlich tritt diese Absicht in einem Schreiben seines Vertrauten, des Bischofs Bruno von Olmütz hervor, welches dieser in Erwiderung der Einladung zum Konzil an Papst Gregor X. richtete. Der Bischof macht darauf aufmerksam, daß nicht nur im heiligen Lande, sondern auch an den deutschen Grenzen die Christenheit in Gefahr sei. Den Kumanen in Ungarn, dem schismatischen Rußland, den Heiden in Preußen und Litauen gegenüber, von denen die polnischen Bistümer zerstört würden, leiste Böhmen allein festen Widerstand. Daneben herrsche in Deutschland die größte Verwirrung; die Fürsten wünschten ein Oberhaupt und zwar ein kluges, aber sie scheuten seine Macht. Er aber halte gerade die Macht eines Einzigen für das beste; ihrem Mißbrauch ließen sich ja Schranken setzen. Betrachtungen von großer Bedeutung für die allgemeine, wie für die deutsche Lage; dennoch verfehlten sie ihres praktischen Zweckes. Gregor war an sich nicht geneigt, König Ottokar zu begünstigen, da dieser durch einen neuen Krieg mit Ungarn in diesem Augenblick den allgemeinen Frieden störte; überdies hatte der Papst die Wahl eben dem eigenen Ermessen der Deutschen überlassen. Die deutschen Fürsten aber wollten keinen Slaven zum König und allerdings — darin sah Bischof Bruno recht — auch keinen so mächtigen Herrn, wie Ottokar war.

Dieser letzte Einwand nun ließ sich auch gegen eine Wahl des Pfalzgrafen Ludwig geltend machen, von der eine Zeitlang wirklich die Rede war. Zudem schien er wohl zu enge mit den besonderen staufischen Erinnerungen verknüpft, als daß man hätte erwarten dürfen, daß sich alle Stimmen auf ihn vereinigen würden. Auf eine einhellige Wahl aber kam alles an, wenn die bisherige Spaltung überwunden werden sollte; die Städte vom Mittelrhein und der Wetterau hatten eine solche geradezu als Bedingung für ihren Gehorsam gefordert. Indem man dann unter den geringeren Herren Umschau hielt, erschien Graf Rudolf von Habsburg als der geeignetste Mann: unter seinesgleichen der angesehenste, in den oberen Landen von den Schweizer Alpen bis ins Elsaß begütert und vielvermögend, bereits bei Jahren, bewährt als tapfer und klug. Ganz besonders soll sein Verwandter und Kriegsgefährte, Burggraf Friedrich III. von Nürnberg, aus dem Hause Hohenzollern, die Aufmerksamkeit der Kurfürsten auf ihn gelenkt haben. Der Erzbischof von Mainz ward ohne Zweifel deshalb rasch für ihn eingenommen, weil der ritterliche Graf ihn nach Italien und wieder zurück geleitet hatte, als er wegen seiner Konfirmation eine Reise an den römischen Stuhl unternahm. Er erklärte, Großmut und Weisheit seien wichtiger, als Macht, und brachte die beiden anderen Erzbischöfe auf seine Seite.

Da fragte sich nun, was die übrigen Fürsten bewegen konnte, diesen Vorschlag anzunehmen. Sehr bezeichnend ist, daß Pfalzgraf Ludwig von Bayern, der eine Blutschuld auf sich geladen hatte, eine Garantie dafür

suchte, daß diese nicht an ihm gerochen würde; der Graf von Habsburg war in der Lage, sie zu geben. Es fand sich, daß Rudolf mehrere Töchter hatte, die er an die mächtigsten Reichsfürsten vermählen konnte; drei von ihnen wurden für die Kurfürsten von Pfalz, Sachsen und Brandenburg bestimmt. Eine Eheberedung, nach deutschem Ausdruck, war die vorläufige Wahlbedingung. Sie ward so gewiß, wie nur thunlich, abgemacht. Die weltlichen Kurfürsten ließen dergestalt die Rechte des Reiches nur an einen solchen übergehen, mit dem sie alle selbst in enge Verbindung traten. Übrigens konnte sich Graf Rudolf von Habsburg an Adel allenfalls mit ihnen vergleichen. Die Wittelsbacher wie die Ascanier waren doch erst auf den Trümmern der welfischen Besitztümer zu ihrer Machtstellung erhoben worden. Die Habsburger verdankten ihr Ansehen gleichfalls Kaiser Friedrich I. Es waren alles getreue Anhänger der Hohenstaufen gewesen; auch jener Burggraf von Nürnberg, der den Mittelsmann abgab, gehörte dem nämlichen Kreise an.

Nachdem Gregor X. noch einmal zur Eile ermahnt hatte, ward die Wahl am 1. Oktober 1273 in Frankfurt vollzogen; am 24. empfing Rudolf zu Aachen die königliche Krone. Es entsprach der Sachlage, daß den Kurfürsten durch das von nun an regelmäßige Institut der Willebriefe, wodurch sie ihre Genehmigung namentlich bei der Verleihung von Reichsgut aussprachen, ein bestimmter Anteil an der Regierung eingeräumt ward. Denn eigentlich waren sie zuerst, noch ehe das neue Königtum vorhanden war, durch den Papst als die Inhaber und Verwalter der Rechte des Reiches anerkannt worden: ein rühmlicher Ursprung ihrer Befugnis, von hoher nationaler Bedeutung. Eine solche muß man überhaupt der ganzen Begebenheit entschieden zuerkennen. Die Wahl Rudolfs erscheint allerdings von der einen Seite noch als die Fortsetzung jener Eingriffe in die Leitung der deutschen Dinge, welche sich das Papsttum seit Innocenz IV. herausgenommen; auf der anderen bezeichnet sie nicht minder deutlich ein bewußtes Einlenken der hierarchischen Politik. Universale Erwägungen bestimmten Gregor X., in diesem Falle dem nationalen Momente Raum zu geben; die päpstliche Weltherrschaft fand es in ihrem Interesse, um sich selbst von dem Drucke der angiovinischen Macht zu befreien, dem deutschen Reich ein gewisses Maß von Freiheit wiederzuerstatten.

Es war vor allem ein Friedensschluß. Der Hergang beruhte im einzelnen, wie wir sahen, auf einer Transaktion zwischen Rom und der alten staufischen Partei in Deutschland. Die Personen bleiben, die Ansprüche fallen auf beiden Seiten. Es entsprach der Lösung des über die Anhänger Konradins verhängten Bannes, daß der neue König nun für alle Feinde des Kaisers Friedrich Amnestie verkündigte. Und natürlich mußte Rudolf nun auch die Rechte der Kirche in weitestem Umfange anerkennen. Hatte doch der Erzbischof von Mainz schon als ein Hauptmotiv der Wahl die bedrängte Lage der Kirche hervorgehoben: die Schlüssel Petri, sagt er, werden gering

geschätzt, die Freiheit der Kirchen wird verachtet und mit Füßen getreten. Rudolf selbst erklärte, er habe die Krone angenommen aus Ehrfurcht gegen die heilige Mutter Kirche und zur Stütze des katholischen Glaubens. Unter seinen Versprechungen ist es wohl die vornehmste, daß er auch das Reich zur Anerkennung der von Otto IV. und Friedrich II. — versteht sich in den Zeiten ihrer Ergebenheit gegen den römischen Stuhl — gemachten Verheißungen bewegen wolle. Er erweitert nun noch die Zugeständnisse jener beiden Vorgänger, die jetzt erst, von ihm gewährleistet, eine wirkliche Bedeutung erhalten. Ich glaube sie als die Grundlage der späteren Verhältnisse zwischen dem Reich und der Kirche ansehen zu dürfen. Es sind vor allem: die vollkommene Freiheit der geistlichen Wahlen, die Freiheit der Appellation an den römischen Stuhl, und das Privileg, daß alles Geistliche von jeder Besteuerung ausgenommen werden solle.

Auf seinem Konzil zu Lyon im Jahe 1274 nahm Gregor X. die Sendboten Rudolfs an und wies die Alfonsos als vermeinten römischen Königs von der Hand. Dagegen bestätigte ihm Rudolf die Versicherungen der früheren Kaiser über den Kirchenstaat, erkannte Karl von Anjou als König von Sicilien an und schloß einen Vertrag mit ihm. Der Papst ist sehr glücklich, daß er einen so friedlichen Sinn beweise. Auf dieser Grundlage konnte dann das Reich sich besser entwickeln. König Alfons, der die hohenstaufischen Ansprüche, z. B. auf Schwaben, festhielt, wurde von dem Papst wiederholt aufgefordert, seine Prätension an das Reich fallen zu lassen. In einer persönlichen Zusammenkunft zu Beaucaire hat er es versprochen, so sagt wenigstens Rainaldus; doch erweisen damalige Erlasse in Italien, z. B. an Pavia, daß der König von Castilien immer sehr aufgeregt gegen den Papst blieb, der für ihn kein Richter sei, sondern ein Tyrann. Als er von jener Zusammenkunft zurückkehrte, hat er dennoch den Titel weitergeführt. Der Papst drohte ihm mit der Exkommunikation. So bedrohte Philipp III. Deutschland einmal mit Krieg; der Papst erinnerte ihn an die vorliegenden großen Angelegenheiten, um ihn abzumahnen. Im Oktober 1275 hatte er eine Zusammenkunft mit König Rudolf zu Lausanne, bei welcher dieser das Kreuz nahm. Auf die große Schwierigkeit, die trotz alledem noch übrig blieb, den Widerspruch des Königs Ottokar von Böhmen, werden wir alsbald in ausführlicher Betrachtung zurückkommen.

Am 6. Januar 1276 starb Gregor X. Ottokar Lorenz meint, daß seine Thätigkeit ohne alle tieferen Erfolge geblieben sei. Ich urteile anders. Sein Werk ist die Wahl Rudolfs, worin doch die Begründung einer neuen Epoche für das deutsche Reich liegt, das sich fortan mehr mit den inneren eigenen Angelegenheiten, als mit den großen italienischen Kämpfen beschäftigen konnte; ebenso geht auf ihn zurück die Ausgleichung der geistlichen und weltlichen Rechte des Kaisertums und des Papsttums. War das nun eine, zwar in der Sache liegende, aber doch vornehmlich auf persönlicher Friedfertigkeit beruhende Tendenz? Oder geschah es aus Grundsatz, gemäß einer Idee des

Gleichgewichts der Mächte überhaupt? Ich glaube, es war weder das eine, noch das andere. Der Papst lebte und webte in dem einen Gedanken, dem heiligen Lande Hülfe zu bringen. Wie sein Lebensbeschreiber sagt: er gedachte, sich sogar persönlich dahin aufzumachen. Zu diesem Zwecke wollte er sich zugleich mit dem römischen König und den Königen von England und Frankreich vereinigen. Dazu war aber notwendig, den Frieden nicht allein für den Moment herzustellen, sondern haltbar zu begründen. Also mußte vor allem die große über das Kaisertum entstandene Parteiung beendigt und eine feste Ordnung angebahnt werden, wie das in Lausanne geschah. König Rudolf machte sich anheischig, über das Meer zu gehen und dem heiligen Lande Hülfe zu bringen. Die Absichten Karls von Anjou gegen Konstantinopel waren Gregor nach wie vor widerwärtig, selbst dessen orientalische Entwürfe erschienen ihm viel zu einseitig, doch war auch mit Karl eine Zusammenkunft beabsichtigt. Der König von Aragon schloß sich dem Papste an, er war mit in Lyon; der König von Castilien hatte zu viel in Spanien zu thun. Dieser an sich große, freilich sehr ideale Gedanke beherrschte den Papst und bestimmte all sein Thun und Lassen.

Auf Papst Gregor X. folgten rasch nacheinander Päpste verschiedener Gesinnung: im Januar 1276 Innocenz V., der für Karl von Anjou war; im Juli Adrian V., der gegen ihn war und Rudolf von Habsburg nach Italien rief; im September Johann XXI., der wieder für Karl war und die Anmahnung Rudolfs widerrief, im November 1277 endlich Nikolaus III. Dieser hielt sich nah an die von Gregor angebahnte Politik der Unparteilichkeit, verfolgte nun aber doch seine eigenen Ziele. Bei ihm war es nicht die Idee des heiligen Landes, wovon er ausging, sondern die der Selbständigkeit des heiligen Stuhls. Zwei Faktionen hatten einander im Konklave bekämpft, die italienische und französische. Karl von Anjou als Senator der Stadt übte dabei eine ziemlich tyrannische Gewalt aus. Er hielt die Kardinäle im Lateran in engster Klausur. Nach acht Tagen ließ er ihnen nur noch Brot und Wasser zukommen; nur die italienischen aber wurden so streng gehalten, die französischen dagegen mit allem Überfluß versorgt. Niemand war darüber heftiger entrüstet, als Gaetano Orsini, der etwas später, am 25. November 1277 selbst gewählt wurde.

Dahin war die Absicht bei der Berufung Karls von Anjou nicht gegangen, ihn zum Meister der kirchlichen Politik zu machen, wogegen sich schon Gregor X. setzte, noch auch zum Meister des Kirchenstaates, was jetzt Nikolaus für immer zu verhindern sich vornahm. Gregor hatte sich auf den neuen deutschen König lehnen wollen, um den Zusammenhang des Königs Alfons mit den Ghibellinen dadurch aufzuheben; jetzt aber war dieser bereits durch die Ereignisse in Oberitalien selbst geschwunden. Die Ghibellinen hielten sich nun vielmehr zu Rudolf, der bereit war, in Italien vorzudringen. Durch ganz Italien standen einander die beiden Faktionen abermals gegenüber, wie einst in den Zeiten Manfreds. Wie hätten die Päpste einen neuen

Kampf zwischen ihnen wünschen sollen? Nikolaus faßte den Gedanken, in ihrer Mitte und in ihrem Gegenwirken sich selbständig zu behaupten. Er ist dadurch neben Innocenz III. — doch auf anderem Wege: durch Vertrag, nicht durch Eroberung — der vornehmste Begründer des Kirchenstaates geworden. Wie schon die Kardinäle, so forderte jetzt der Papst den König Rudolf auf, nicht nach Italien zu kommen, ehe er nicht Frieden mit Karl geschlossen, besonders aber, ehe er nicht die Schenkungen der alten Kaiser an die Kirche bestätigt habe.

Man kennt die alten Schenkungen von den Zeiten des griechischen Reichs und des Exarchats, von Pippin und Karl dem Großen an. Sie waren von den Kaisern doch nie in dem Umfange, wie man in Rom wohl wollte, anerkannt worden. Heinrich VI. beherrschte alle diese Gebiete unbedingt; Innocenz III. nahm sie in Besitz. Im Gedränge der Umstände ließen sich Otto IV. und Friedrich II. zu einer Anerkennung der Grenzen des Kirchenstaates bewegen, aber diese waren niemals zu fester Geltung gekommen. Die Städte der Romagna bewegten sich in so vollkommen unabhängiger Parteiung, wie die anderen italienischen überhaupt. Rudolf hatte die Urkunden jener seiner Vorgänger zu Lausanne bestätigt, aber das hielt ihn nicht ab, durch seinen Kanzler in den großen Städten, Bologna, Imola, Faenza, Ravenna, die Huldigung zu fordern. Ganz klar ist es noch nicht, inwiefern sich das vereinbaren ließ. Genug, das Reich war noch im Besitz und hatte denselben nicht aufgegeben. Gleich den Tag nach seiner Wahl nun forderte Nikolaus den König auf, den Frieden mit Karl von Anjou zustande zu bringen und zugleich die Versprechungen wegen des Exarchats von Ravenna und der Pentapolis zu erfüllen. Rudolf erwiderte das gleich im Anfang 1278 mit der Erklärung, daß er alle von seinen Vorfahren im Reich der Kirche gemachten Schenkungen bestätige und erneuere. In allen ersinnlichen Wendungen wird die Abtretung bekräftigt. Rudolfs Gesandter, ein Minorit Konrad, fügte noch hinzu, der König willige ein, daß sich Nikolaus III. zum Meister dieses ganzen Gebietes mache: mit den Waffen oder auf gütlichem Wege. Der Papst forderte sodann eine Verzichtleistung auch von seiten der Kurfürsten sowohl auf jene Städte, als auf Sicilien und Neapel, Sardinien und Korsika, was dann ebenfalls geschah. Mehrere Geschichtschreiber behaupten, König Rudolf habe Bologna aufgegeben, um sich der Verpflichtung zu einem Kreuzzug zu entledigen, zu dem er in der That keine Lust verspürte. Rainaldus versichert indes, daß wenigstens der Papst die Idee eines Kreuzzuges nicht habe fallen lassen.

Zugleich wurde nun mit Karl von Anjou unterhandelt. Dieser erneuerte die Versicherung, daß er nicht daran denke, das Kaisertum mit Neapel und Sicilien zu verbinden; er wurde selbst vermocht, auf das Senatorenamt, das er noch in Rom innehatte, Verzicht zu leisten und zugleich seine Stellvertreter aus Toscana zurückzurufen. Denn hier sollte Rudolf anerkannt werden; ohnedies würde derselbe auf die Romagna nicht Verzicht geleistet haben. Was

nun Karl zu diesen Akten der Entsagung vermochte, war vielleicht die Gefahr, welche ein engerer Bund des Papstes mit Rudolf über ihn hereingezogen haben würde; hauptsächlich aber doch die Anerkennung des noch immer bloß provisorischen und praktischen Zustandes, in welchem er war, durch den König und das Reich, welche jetzt an die Stelle der Hohenstaufen getreten waren. In dieser rechtlichen Auseinandersetzung liegt ein ferneres Moment für die allgemeine Beruhigung[1], die jetzt auch ohne jene Rücksicht auf den Orient, welche zuerst dabei vorgewaltet hatte, durchgeführt wurde. Dieser Papst hatte nun schon die dynastische Idee, welche seine Nachfolger später immer mehr beherrschte. Seine Neffen und seine ganze Familie wurden reich bedacht. Merkwürdig ist, daß er sich dabei mit dem Gedanken trug, ein Königreich der Lombardei und ein Königreich Toscana zu errichten, um sie zweien seiner Nepoten zu überlassen.

Was konnte nun aber Rudolf seinerseits veranlassen, sein Verhältnis zum Papsttum noch so viel enger zu knüpfen? Es waren ohne Zweifel die deutschen Angelegenheiten, insbesondere sein großer Streit mit König Ottokar. So prächtig und glänzend dieser König war, so hat er doch die beiden ausführlichen Reimchronisten dieser Epoche, den steirischen Ritter Ottokar von Horneck und den böhmischen Dalimil, fast gleich sehr gegen sich; sodaß man sieht, daß von einem durchgreifenden Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen in ihrer Auffassung noch nicht die Rede war. Beide bürden Ottokar Gewaltsamkeiten in Menge auf. Man kann daraus nur die Thatsache entnehmen, daß er unter den nahestehenden Zeitgenossen große Feinde und einen ziemlich zweideutigen persönlichen Ruf hatte. Dagegen genoß er Ruhm in der Ferne. Dante erwähnt ihn im Purgatorio neben Rudolf von Habsburg und Philipp von Schwaben als eine große Gestalt. Die deutschen Chronisten bezeichnen ihn als den tapfersten Krieger in seinem Heere. So geht es immer, so ging es schon damals: der Mensch, wie er wirklich ist, erscheint in der Geschichte nirgend; die Eindrücke sind je nach den Stellungen, welche die Persönlichkeit einnimmt, verschieden. Wir haben uns schon bei Gelegenheit der osteuropäischen Verhältnisse mit Ottokar beschäftigt; hier handelt es sich besonders um die österreichischen Dinge, deren volles Verständnis noch einmal ein genaueres Eingehen auch auf die früheren Jahre erfordert.

Wir gedachten der bedeutenden Stellung, welche König Wenzel bei dem Einbruch der Tartaren an der Spitze der deutsch-slavischen Stämme und Lande gewonnen hatte. Später wurde er in den Kampf zwischen Papst und Kaiser verwickelt, und zwar gleich von vornherein in Beziehung auf Österreich, welches Friedrich II. selbst in Anspruch nahm. Deswegen trat Wenzel auf die Seite des Papstes und nahm teil an der Wahl des Grafen Wilhelm von Holland; er hat ihn zum Ritter geschlagen. Dagegen aber ergriffen die großen Barone in Böhmen die Partei der Hohenstaufen. An ihre Spitze trat der Sohn Wenzels, Ottokar. Der Vater sah sich 1249 genötigt, ihm die Regierung zu überlassen; er selbst wollte sich mit 4 Burgen begnügen. Aber

sehr bald trat durch die Gegenwirkung des Papstes ein Umschlag ein. Auch in Böhmen behauptete die päpstliche Partei und mit ihr König Wenzel den Platz. Ottokar schloß sich ihm wieder an. Und da nun Österreich, nachdem der Kaiser gestorben war und sein Statthalter sich zurückgezogen hatte, von den Ungarn angegriffen wurde, so machten auch Wenzel und sein Sohn von Böhmen aus Ansprüche auf Österreich.

Es wäre für Böhmen bedenklich gewesen, wenn der vornehmste Mitbewerber, Heinrich von Meißen, durchgedrungen wäre; dieser wurde jedoch durch eine kleine Abtretung befriedigt. Die österreichischen Großen erhoben 1251 durch förmliche Wahl den jungen Ottokar zu ihrem Herzog und nahmen ihn in ihr Land auf. Um auch ein dynastisches Recht zu erwerben, vermählte er sich mit Margarethe, Witwe Heinrichs VII., Schwester Friedrichs des Streitbaren, die im Besitz eines Privilegiums war, durch welches die weibliche Linie für erbfähig erklärt wurde. Eine andere erbberechtigte Prinzessin, Gertrud, Nichte des Erblassers von seinem Bruder Heinrich, wendete sich dagegen an König Bela IV. von Ungarn und übertrug ihm ihre Ansprüche. Zwischen Ungarn uud Böhmen kam es dergestalt zu einem Kampf über Österreich und Steiermark, da das regierende Geschlecht ausgestorben war und die Prinzessinnen ihre Rechte zwei verschiedenen Königen zubrachten. Der Krieg wischen beiden begann; er hatte einen nahen Bezug zu den tartarischen Einbrüchen, weil Bela IV. Kumanen mit sich führte, von denen 1253 Mähren verwüstet wurde. Nachdem Ottokar nach dem Tode seines Vaters selbst den Thron bestiegen, schloß er einen Frieden mit Bela, in welchem dieser Steiermark, Ottokar Österreich behielt.

Auch dies gehörte noch zu Innocenz' IV. Politik, dem die beiden Könige anhingen. Als Ottokar dann jenen Kreuzzug gegen die Preußen ausgeführt, welcher den Anlaß zur Erbauung Königsbergs gab, kam sein Ansehen gewaltig empor. Obgleich ihm ein Unternehmen gegen Bayern mißlang, so schlossen sich doch die steiermärkischen Landherren ihm an und verjagten unter seinem Schutze 1259 die Ungarn. Hierüber entstand ein allgemeiner Krieg in jenen Regionen, in welchen Serben, Bosnier, Kumanen und Russen auf Belas Seite standen, die zunächstgelegenen deutschen Fürsten aber, Meißen, Brandenburg, Kärnthen, mehrere schlesische Herzöge auf seiten Ottokars. Dessen Sache wurde als die der Christenheit, oder sagen wir der Kulturwelt überhaupt betrachtet. Man betete für ihn in Köln. Auf der ungarischen Seite fochten 150000, auf der böhmischen 100000 Mann; doch waren die Böhmen durch ihre Ritterrüstung überlegen. Am 12. Juli 1260 kam es zwischen ihnen auf dem Marchfelde bei Croissenbrunn zu einer großen Schlacht, die nicht allein einen böhmisch-ungarischen, sondern einen europäischen Charakter trägt. Ottokar hat den Feind eingeladen, ihn über die March gehen zu lassen oder selbst herüberzukommen. Bela wählte das letztere, aber ohne ganz die Bedingung zu beobachten. Ottokar sah sich plötzlich im Halbkreise vom Feinde umgeben. Seine Eisenritter haben dann das Beste gethan; er behielt den

Platz. Die Ungarn und ihre barbarischen Verbündeten erlitten eine furchtbare Niederlage. Die Sage, daß man den Fluß auf den Leichen der Toten überschritten, wiederholt sich auch hier. Die Schlacht gehört mit zur Abwehr der Tartaren, denn die Ungarn waren jetzt mit diesen verbündet.

Ottokar erstattete über seinen Sieg einen glänzenden Bericht an Papst Alexander IV., der doch diesen Kampf hätte nicht verhindern können, wie Innocenz. Die Folge war, daß der Böhmenkönig Steiermark für sich behielt und nun auch durch Richard von Cornwallis mit Österreich und Steiermark als Ländern, die dem Reich heimgefallen seien, belehnt wurde; also ohne Rücksicht auf die noch etwa vorhandenen Erbansprüche. Zugleich wagte es nun Ottokar, sich von Margarethe zu scheiden; eine andere Vermählung mit der Enkelin Belas sollte eine neue Freundschaft begründen und befestigen. Er entfernte sich jedoch dadurch noch mehr von den deutschen dynastischen Beziehungen. Mit Pfalz-Bayern, das für den letzten Hohenstaufen war, blieb er in unaufhörlicher Feindschaft. Zuweilen, wie 1266, kam es zum Kriege zwischen ihnen. Ottokar schlug offenbar eine dem Reiche abgewandte Richtung ein; er wollte sich von dem Zusammenhange mit demselben möglichst losreißen; dahin gehört, daß er, wie wir oben berührten, Olmütz zu einer Metropole für den ganzen Osten zu machen suchte.

So weit aber gingen die Päpste nicht mit ihm. Sie würden sonst den Erzkanzler von Germanien, den Erzbischof von Mainz, auf die hohenstaufische Seite getrieben haben, gegen die noch keine endgültige Entscheidung gefallen war. Dagegen gelang es dem Könige im Jahre 1269, auch Kärnthen zu gewinnen, und zwar durch eine Übereinkunft mit dem letzten Herzog, Ulrich, der selbst zu diesem Zwecke nach Böhmen kam. Es ging zunächst ohne Schwierigkeiten auf Ottokar über. Daß der Herzog aber zu diesem Schritte ohne Kaiser und Reich berechtigt gewesen wäre, läßt sich nicht behaupten. Das Land ward für den Fall des Absterbens des Herzogs als ein herrenloses betrachtet. König Ottokar hatte nun eine überaus glänzende Stellung. Er beherrschte vollständig jene slavisch-deutsche Grenzmark gegen die Tartaren. Schlesien hing ihm an; die deutschen Ritter sahen in ihm ihren Rückhalt. Zu seiner unmittelbaren Herrschaft zählte jetzt auch Krain und Friaul. Ungarn war durch die Folgen seiner Niederlage an ihn gefesselt.

Die Erwerbung von Kärnthen hatte jedoch neue Verwickelungen hervorgerufen. Ein Bruder Ulrichs, Philipp, durch Ottokars Unterstützung zum Patriarchen von Aquileja befördert, erneuerte nach der Hand seine Ansprüche auf Kärnthen und fand Hülfe bei den Ungarn, deren Reichskleinodien bei dem Tode Belas IV. von dessen Tochter, der Schwiegermutter Ottokars, diesem selbst überliefert worden waren. Hierüber entstand abermals ein Krieg, der durch Unterhandlungen zu einem Stillstand führte, aber neue Feindseligkeiten im Gefolge hatte. Als Ottokar im Jahre 1270 Kärnthen wirklich mit den Waffen in Besitz nahm, suchten ihn die Ungarn bei seiner Rückkehr am Semmering gefangen zu nehmen. 1271 überzog Ottokar Ungarn, nahm

Preßburg ein und machte viele Fortschritte. Sobald er sich aber zurückzog, fielen die Ungarn mit tartarischer Hülfe in Österreich ein und verwüsteten es. 1273 wiederholte sich das: glückliche Streifzüge und Verheerungen.

Eben jetzt erhielt nun aber das Reich in Rudolf wieder einen wirklichen König. Es ist klar, daß Ottokars gewaltiges Emporkommen wesentlich mit auf der bisherigen Ohnmacht des deutschen Königtums beruhte. Er hatte Österreich und Steiermark nach deutschen Begriffen mit zweifelhaftem Recht, Kärnthen und Krain ohne alle Anerkennung des Reiches erworben. Sein großer Sieg von 1260 war ihm mit Hülfe der Deutschen zuteil geworden; mit diesen selbst aber, namentlich mit Bayern, lebte er in beständigem Streit. Und zugleich hatte er doch seine natürliche Mission nicht ganz erfüllt. Bei aller seiner Macht konnte er Österreich und Böhmen vor den Einfällen der Ungarn und Kumanen nicht ganz behüten. An der Wahl Rudolfs mochte er, wiewohl dazu aufgefordert, sich nicht beteiligen; hernach aber versagte er ihm die Anerkennung. Kein Wunder, wenn die deutschen Fürsten von vornherein daran dachten, ihm in seiner angemaßten Stellung zu Leibe zu gehen. Sein vornehmster Widersacher war nach wie vor Pfalzgraf Ludwig. Bei der Nachbarschaft Frankens und Böhmens, dem Streit über Eger u. s. w., ist es wohl zu erklären, daß auch der Burggraf Friedrich von Nürnberg sein geschworener Gegner war. Bischof Bruno von Olmütz riet seinem Herrn, einen Streit mit dem Reich und seinen Fürsten zu vermeiden und die Entscheidung ganz dem römischen Stuhl anheimzugeben, dem Ottokar so manche Gunst verdankte. Allein wie hätte Gregor X., der die Königswahl so eifrig betrieben und sich von Anfang an mit der größten Entschiedenheit für Rudolf erklärt hatte, einem Fürsten die Hand bieten sollen, der diesem die schuldige Huldigung versagte? Er konnte nicht anders, als der Sache ihren Lauf lassen.

Auf dem Reichstag von Nürnberg wurde nun im November 1274 der Beschluß gefaßt, daß König Rudolf alle seit der Exkommunikation Friedrichs II. an das Reich heimgefallenen Güter in Besitz nehmen solle. Darauf beruht eigentlich zumeist die Idee des sogenannten Interregnums. Die durch Wilhelm vollzogenen Belehnungen wurden also für ungültig erklärt. Auf den Grund, daß König Ottokar Jahr und Tag hatte verstreichen lassen, ohne seine Länder von Rudolf zu Lehen zu nehmen, ward er nun vor ein Reichsgericht geladen. Ottokar wollte darin nur die Machinationen seiner Feinde, namentlich des Pfalzgrafen und des Burggrafen sehen. Er wandte sich nochmals an den Papst, wurde aber zurückgewiesen. Er legte Verwahrung ein und ließ nun in Augsburg seinen Abgeordneten ausdrücklich gegen die Wahl Rudolfs überhaupt protestieren. Im Mai 1275 wurde er feierlich in die Reichsacht erklärt. Das Verfahren erinnert an das unter Heinrich III. gegen Böhmen eingehaltene und hatte den entschiedensten Erfolg. Rudolf gewann zunächst Ungarn, wo zwei Brüder, die um die Krone stritten, sich doch beide für ihn erklärten und mit ihm in Familienverbindung traten. Bisher hatte sich

Heinrich von Niederbayern im Gegensatz zu Herzog Ludwig meist zu Ottokar gehalten; er wurde jedoch durch den Erzbischof von Salzburg davon abgebracht, mit seinem Bruder von der Pfalz versöhnt und schlug sich sogar zu Ottokars Feinden.

Das war ohne Zweifel entscheidend. Denn sonst hätte Rudolf den Feind in Böhmen angreifen müssen, wo er sich in Vertheidigungszustand gesetzt hatte; jetzt aber rückte der deutsche König im Donauthal vor (September 1276). Alles unterwarf sich ihm. Denn die Bischöfe hatten jeden, der die Waffen für Ottokar tragen würde, mit dem Kirchenbann bedroht: das Heer war von Minoriten begleitet. Die Steiermark ging auf der Stelle über. Nur die Städte, die Ottokar durch Privilegien und Schenkungen gewonnen hatte, hielten auf seiner Seite. Aber indem erhob sich in Böhmen ein Aufstand der Landherren. Nun geriet Ottokar doch in Schrecken, als zugleich die Macht des Reiches sich gegen ihn bewegte, Österreich sich dem römischen König ergab, Meinhard von Tirol in Steiermark vordrang, das Heer der Ungarn gegen ihn daherzog. Er konnte nur noch auf Frieden denken, der im November 1276 im Lager vor der Stadt Wien zustande kam. Darin unterwarf er sich völlig den Bedingungen, die man ihm stellte. Er leistete Verzicht auf Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain. Rudolf versprach ihm Belehnung mit Böhmen, Mähren und allen seinen anderen Besitzungen. Der Sieg der Idee des Reiches war vollkommen; denn eben dies hatte man Ottokar früher angemutet, er aber hatte es zurückgewiesen.

Aber des Sieges und des Glanzes von jeher gewohnt, konnte Ottokar auf diese Weise nicht leben. Sein ganzes System, auch im Innern Böhmens, ließ sich nicht behaupten, zumal die Magnaten, die sich gegen ihn erklärt hatten, eine Beziehung zu dem deutschen König suchten. Seine Gemahlin war mit der Familienverbindung unzufrieden, die er mit einem Grafen eingehen wollte. Seine Stellung wird dadurch bezeichnet, daß er seinem Adel drohte, wenn er siege, ihn aus dem Lande zu treiben und dasselbe Meißnern und Thüringern zu geben. Die Hauptsache ist, daß es, wie es zu geschehen pflegt, über die Ausführung des mit Rudolf geschlossenen Friedens zu Streitigkeiten kam. Die Frage der Souveränetät war der wahre Grund des neuen Friedensbruchs. Und es erhob sich jetzt für Ottokar doch eine Menge von Freunden, die über das Verfahren Rudolfs und die Konsolidation seiner Macht aufgebracht waren. Insbesondere rief Ottokar die polnischen Fürsten auf, nicht ohne einen Anflug von panslavistischer Idee. Im Juni 1278 unternahm er im Vertrauen auf eine Bewegung in Österreich sogar den Offensivkrieg am linken Ufer der Donau, indes mit unzureichender Macht. Die Deutschen und Ungarn aber rüsteten sich sofort gegen ihn, und über ihm lag der päpstliche Bannspruch, der, wie es scheint, eben in diesem Augenblick von Nikolaus III. erneuert wurde. So belohnte der Papst das ihm von Rudolf in Italien bewiesene Entgegenkommen.

Am 26. August 1278 kam es zur Schlacht auf dem Marchfelde, in

welcher Ottokar, bei weitem stärker als Rudolf — er hatte sich in einem weiten Bogen aufgestellt, wie einst die Ungarn gegen ihn, um den Gegner zu erdrücken — trotzdem eine vollständige Niederlage erlitt, ohne Zweifel durch die strategische Überlegenheit Rudolfs. Ein besonderes Verdienst erwarb sich der Burggraf Friedrich, der die Sturmfahne führte. Ottokars Statthalter von Mähren, Milota, fiel schon vor der Schlacht offen von ihm ab; im Kampfe selbst soll er von österreichischen Edelleuten getötet worden sein. Ohne Zweifel hatte er indes, wie einst Manfred, selbst den Tod gesucht, als er sah, daß alles verloren war. Auch diesmal stand dem Heere Rudolfs die Sache der Kirche vor Augen: Ottokars Leiche ward als die eines Feindes der Kirche behandelt. Doch erregte sein Fall auch in Deutschland populäre Teilnahme: selbst Elsässer Chronisten haben ihm eine poetische Erinnerung geweiht. Für die deutsche Sache war es indes von der höchsten Bedeutung, daß durch seinen Sturz für ein nationales Regiment an der mittleren Donau Raum gewonnen war: das Haus Habsburg vermochte seine welthistorische Stellung dort zu gründen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Befestigung des Hauses Habsburg.

Die Schlacht auf dem Marchfelde bezeichnet den Sieg der wiederaufgerichteten Reichsgewalt über einen unbotmäßigen Vasallen, dessen Macht über alles reichsfürstliche Maß hinausgegangen war. Insofern erinnert der Fall Ottokars an den hundert Jahre früher erfolgten Sturz Heinrichs des Löwen. Doch war der Gewinn für König Rudolf noch größer und wesentlicher, als einst für Kaiser Friedrich I. Seine Stellung war überhaupt erst jetzt gesichert; denn nach einem ungünstigen Ausgange des Kampfes hätte er schwerlich weiteren Gehorsam gefunden; zugleich jedoch bot sich ihm nun die Möglichkeit dar, das ihm persönlich übertragene Herrscheramt zum dauernden Vorteil seines Hauses zu gebrauchen. Indessen konnte er damit nur sehr langsam und vorsichtig zu Werke gehen. Zunächst trat er in Österreich und in den angrenzenden Landschaften eben nur als Inhaber der Reichsgewalt auf und nahm sie, wie es früher Kaiser Friedrich II. beabsichtigt hatte, als Reichslande in Verwaltung. Wie anderwärts, so erwarb er sich auch hier 1278 ein Hauptverdienst durch Aufrichtung eines Landfriedens, welcher alle Stände im Herzogtum Österreich mit gleichmäßiger Anerkennung umfaßte. Der Parteiung im Lande, wodurch der abermaligen Erhebung Ottokars Vorschub geleistet worden, ward damit ein Ende gemacht; auch Wien schloß sich der neuen Ordnung der Dinge an. So wurde in Steiermark ein großer Landtag gehalten, wo

Reichsfürsten und Landherren nebeneinander sich um den König als solchen scharten. In Kärnthen ward nach dem Tode Philipps, der doch also noch mit zu seinem Rechte gelangte, Graf Meinhard von Tirol zum Verweser eingesetzt.

Dagegen übertrug nun Rudolf 1281 bei seinem Abschied von diesen Gegenden die Reichsverweserschaft in Österreich selbst und in den übrigen Landen seinem eigenen Sohne Albrecht. Dieser erschien schon als fertiger Mann, mit einem gewissen Herrschertalent; er warf alle die nieder, die ihm widerstanden, trug ihnen dann aber kein Widerstreben, keine Feindseligkeit nach. Niemand konnte daran zweifeln, daß der König ihm, oder seinem Hause überhaupt, dort ein eigenes Landesfürstentum zu gründen gedachte. Der Anfang ward damit gemacht, daß die Lehen, welche die Herzöge von Österreich von den benachbarten, besonders bayrischen Bistümern innegehabt, jetzt auf die Söhne Rudolfs übertragen wurden, wogegen der König den Bistümern andere Zugeständnisse gewährte. Dann suchte er die Kurfürsten, an deren Zustimmung er in solchem Falle nach der neuen Verfassung gebunden war, für seine Absicht zu gewinnen.

Aber die geistlichen Kurfürsten waren dazu nicht sehr geneigt. Sie lagen eben damals mit den Grafen und reichsunmittelbaren Herren ihrer Nachbarschaft überall in Fehde, um ihre Landeshoheit über sie auszudehnen. Dieser Bedrängten aber nahm der König sich an, der dann hier, wie gegen Ottokar die Rechte des Reiches an sich verteidigte. Der ansehnlichste von den rheinischen Kurfürsten, Sigfrid von Köln, der sich einiger Reichsburgen bemächtigt hatte und darüber mit seinen geistlichen Nachbarn in Westfalen im Kampfe lag, hatte auch einige Städte vergewaltigt. Rasch überzog ihn Rudolf, nahm die Reichsburgen zurück und machte seinen Landfrieden, der überall zugleich eine Forderung der höchsten Gewalt war, geltend. Dann kam es zur Sühne, und Sigfrid ließ zu, daß der König jedes Land, das er wolle, seinen Söhnen verleihe; er stellte Rudolf hierüber im Herbst 1282 eine Urkunde aus. Bestimmter lautete die Erklärung der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, daß dies geschehen möge in Bezug auf Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain. Dasselbe erklärten zu Boppard, wo ein Landfriede verkündigt wurde, Mainz, Trier und Pfalz. Die nämlichen fürstlichen Häupter, welche die Reichsgewalt dem Grafen von Habsburg übertragen hatten, willigten auch in die Erwerbung der altbabenbergischen Landschaften; die alten Privilegien, wahre und falsche, des Landes wurden hervorgezogen. Am 27. Dezember 1282 belehnte Rudolf seine Söhne Albrecht und Rudolf zu gesamter Hand mit Österreich, Steiermark, Krain und der windischen Mark. Kärnthen ward davon ausgenommen und bald darauf jenem Meinhard von Tirol definitiv überlassen. Man muß das als einen Akt der Besonnenheit rühmen, denn eben in Kärnthen hatten einst die Erfolge Ottokars eine Schranke gefunden. Auf den Wunsch der Stände, welche weder eine Doppelherrschaft, noch eine Trennung wollten, belieh dann der König

1283 seinen Sohn Albrecht allein mit jenen vier Gebieten; für den jüngeren Rudolf ward eine andere Ausstattung oder doch eine Entschädigung in Aussicht genommen: ein verhängnisvoller Vorgang, denn der Sohn dieses Rudolf ist Johannes Parricida!

So geschah das unendlich Denkwürdige, daß in jenen südöstlichen Marken des Reichs die Babenberger durch die Habsburger ersetzt wurden, die nun aber zugleich und zwar infolge des Sieges, der alles entschieden hatte, eine Richtung auf Böhmen und Ungarn nahmen. Obwohl sie damals weder in dem einen noch in dem anderen Lande ihr Ziel wirklich erreichten, so verdienen doch diese Bestrebungen als die ersten Anzeichen einer welthistorisch bedeutenden Direktion unsere volle Aufmerksamkeit. In Böhmen griff nach Ottokars Tode Markgraf Otto der Lange von Brandenburg, indem er sich auf den Willen des Verstorbenen selbst berief, nach der Vormundschaft über den jüngeren König Wenzel II. Die Königin-Witwe Kunigunde dagegen wünschte dieselbe aus der Hand des Siegers für sich zu erlangen. Rudolf rückte nach Böhmen vor. Bei Kolin schien es zu einer Schlacht kommen zu sollen; man ernannte jedoch Schiedsrichter. Diese ließen Otto dem Langen die Vormundschaft, aber sie bestimmten die Vollziehung einer Doppelvermählung. Wenzel ward mit Rudolfs Tochter Gutta, Rudolf, des Königs Sohn, mit einer Tochter Ottokars, Agnes, verlobt. Im Dezember 1278 ward die Trauung vollzogen, wiewohl die Kinder Ottokars noch in zartem Alter standen. Nach einigen Jahren kam Wenzel zur Regierung. König Rudolf verhielt sich zu ihm wie ein Vater; er gab ihm die besten Ratschläge; die Macht im Lande besaß jedoch Zawisch von Rosenberg, der sich mit der Königin Kunigunde vermählte und als Stiefvater Wenzels das größte Ansehen genoß, bis er durch den Einfluß des römischen Königs gestürzt wurde. Wenzel II. war seinem Vater an Bedeutung nicht gleich, noch weniger Wenzel III., der letzte der Przemysliden, der sich jeder Ausschweifung hingab. Er fiel nach nur einjähriger Regierung 1306 durch Meuchelmord. Und nun kam das Haus Österreich in der That für den Augenblick in den Besitz, indem König Albrecht I. seine ganze Macht aufbot, um die böhmischen Stände zur Wahl seines Sohnes Rudolf zu vermögen. Noch vor der Krönung aber raffte diesen 1307 der Tod hinweg, worauf andere Bewerber das Übergewicht erlangten.

Etwas ähnliches war mit Ungarn intendiert: hier aber griffen die italienischen Verhältnisse, vornehmlich das Papsttum selbst, schon vor dem Gelingen, hindernd ein. Es gehörte zu den weltumfassenden Kombinationen Karls von Anjou, daß sein Sohn, Karl von Salerno, genannt der Hinkende, sich mit der Erbin von Ungarn, Maria, vermählte. Deren Sohn Karl Martell ward bei jenem Frieden, welchen Nikolaus III. zwischen Rudolf und Karl von Anjou vermittelte, mit Clementia, einer Tochter König Rudolfs versprochen, eine sicilische Prinzessin, Elisabeth, mit dem König Ladislaus IV. von Ungarn. Diese besaß als Königin eine Zeitlang überwiegende Gewalt; dann wurde sie verstoßen und ins Gefängnis geworfen. Aufs neue nahmen die tartarischen

und kumanischen Einwirkungen in Ungarn überhand. Indem ward Ladislav zur Rache für einen Ehebruch von einem Kumanen 1290 ermordet. Sehr ernstliche Ansprüche erhob hierauf König Rudolf, hauptsächlich aus dem Grunde, weil Bela IV. einst, um sich gegen die Tartaren zu schützen, sein Reich von Kaiser Friedrich II. zu Lehen genommen habe. Er übertrug dies Lehen an seinen Sohn Albrecht. Aber so weit wollte der römische Papst den deutschen König nicht um sich greifen lassen. Nikolaus IV. behauptete gemäß der alten Theorie Gregors VII., das Recht an Ungarn stehe lediglich dem römischen Stuhle zu, und verbot allem und jedem, in dies Reich einzugreifen. In diesem Zwiespalt erlangte der letzte vorhandene Arpade, Andreas der Venezianer, aus einer Seitenlinie von einem Bruder Belas IV. abstammend, durch die Nation selbst die ungarische Krone und nahm eine feindliche Stellung gegen Österreich ein. Die Habsburger sahen sich zurückgewiesen, und nach einigen kurzen Zwischenherrschaften behauptete vielmehr das Haus Anjou den Platz.

Man erkennt auch in diesen mißlungenen Versuchen den kühnen dynastischen Ehrgeiz König Rudolfs; auch das Reich Arelat hat er einem seiner Söhne zugedacht. Epochemachend ist aber jedenfalls jene Erwerbung Österreichs an sich; umsomehr, als er eigentlich dadurch erst das Ansehen gewann, welches dazu gehörte, um seiner Aufgabe als König in Deutschland zu genügen. Wenn diese Aufgabe vor allen Dingen darin bestand, nach einer dreißigjährigen Verwirrung den öffentlichen Frieden herzustellen und zu beschirmen, so zeigte er sich ihr in der That vollkommen gewachsen. Anders war es freilich nicht, als daß er auch die Mittel einer geschickten Politik dazu anwenden mußte; denn die Macht des Fürstentums war nun ein für allemal selbständig befestigt. Wir bemerkten schon, wie er König Wenzel II. von Böhmen an sich zu knüpfen verstand, was denn auch für das Reich von Bedeutung war. Er gab ihm eine bestimmte Stelle als Erzschenk unter den Kurfürsten, worauf ihm Wenzel versprach, wenn Rudolf Kaiser geworden, in die Wahl seines Erstgeborenen zum römischen Könige zu willigen. Bayern hielt er durch unwandelbare Gunst, die er dem Pfalzgrafen Ludwig erwies, in Pflicht. So begünstigte er das ascanische und das braunschweigische Haus in dem nördlichen Deutschland, das ihm für eine unmittelbare Einwirkung zu entlegen war. Er übertrug ihnen die Rechte der Reichsverwaltung.

Eigene Macht dagegen besaß er in Schwaben. Hier waren seine vornehmsten Freunde. Er selbst war alle Jahre ein paarmal zugegen. Geistliche und Städte wußte er sich besonders zu verpflichten. Als Landrichter finden wir Graf Albrecht von Hohenberg, des Königs Schwager, dessen Ansehen einen historischen Kenner wie Kopp an die hohenstaufischen Herzöge erinnert. Die Grafen von Württemberg und Helfenstein unterwarfen sich. Im Elsaß, wo geistliche und weltliche Herren und Städte mächtig emporkamen, hatte König Rudolf seine Söhne als Landgrafen aufgestellt. Er

selbst war auch hier häufig in Person anwesend. Späterhin richtete er unter dem Sohn seiner Schwester eine Gesamtvogtei über das Elsaß ein. Auch im Speiergau setzte er einen Grafen des Reiches zum Landvogt. Am Mittelrhein war es besonders die Treue der großen Reichsstädte, welche seiner Macht Rückhalt verlieh. Indes übertrug er eingeborenen Edlen als Amtleuten des Reiches die Wahrung der königlichen Rechte. Die vier Städte der Wetterau waren besonders mit dem König zum Schutze von Mainz verpflichtet. Auch in Franken war er selbst nicht selten, sammelte Fürsten und Herren um sich und hielt seine Landrichter mit kräftiger Hand aufrecht. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg war ihm immer zur Seite. In Thüringen verschafften ihm die nach dem Hintritt Heinrichs des Erlauchten unter dessen Nachkommen entstandenen Irrungen Einfluß. Er hielt einen großen Hoftag in Erfurt. Mit den Erfurter Bürgern hat er sechzig Raubburgen zerstört.

Genug, durch Tüchtigkeit und Mannhaftigkeit gab er der Reichsgewalt nach dem Innern eine gewaltige Repräsentation. An Empörungen hat es nicht gefehlt: bald erhebt sich der Erzbischof von Köln, bald der Herzog von Savoyen, bald Bern oder Colmar, bald die Grafen in Schwaben und Burgund. Er beugte und besiegte sie alle. Er hielt darüber, daß niemand einen Zoll erhebe, der nicht vom Reichsoberhaupt bewilligt sei nach der Ordnung Friedrichs II. und seiner eigenen, die er zu Würzburg erließ. Er forderte von den Reichsstädten viele Abgaben, in Österreich ausnehmend starke; oft empörten sie sich, aber immer wurden die Empörer geschlagen. Von den Großen heißt es, sie hätten nicht gegen ihn zu murren gewagt, zu so manchen Lasten er sie auch herangezogen habe. Das Volk fühlte sich erleichtert. Er war ein überaus langer, schlanker Mann mit wenigen Haaren auf dem kleinen Kopf, von bleichem Angesicht; in allen Dingen mäßig, leutselig, wie er sich wohl bei den Handwerkern zu Gaste bat und sich selber sein Wams flickte. In Rechtshändeln zeigte er einen Scharfsinn, der den Nagel auf den Kopf traf. Für Deutschland ist er unvergeßlich, weil er auf der Stufe der Macht, auf welche er gekommen, gezeigt hat, was die Reichsgewalt nach innen und nach außen vermochte.

Es ist ein Mißverständnis, das Reich und das Kaisertum noch als das alte anzusehen. In dem großen Kampfe hatten Fürstentum und Papsttum die Oberhand behalten; aus ihrer vereinigten Aktion ging die höchste Gewalt hervor, welche nichts weniger als erblich sein oder werden sollte. Der Papst wollte sie weder ghibellinisch noch guelfisch haben. Das deutsche Reich sollte ein drittes Element in diesen großen Kämpfen darstellen. Die Fürsten brauchten einen Kaiser oder römischen König, — denn nicht eigentlich als deutscher König trat er auf —, um die Ordnung im Reiche zu erhalten. Dies Kaisertum oder Königtum war ein Amt, welches, von Fürsten und Papst zugleich übertragen, die alte Würde des Reiches und den öffentlichen Frieden bewahren sollte. Rudolf von Habsburg ist deshalb von der größten Bedeutung und hat seinen Ruhm darin, daß er das wirklich ausführte.

Einigen Fürsten, welche in ihrer Sphäre bereits überaus mächtig waren, hat er einen eigenen Anteil an dieser Arbeit überlassen, wie den Welfen und Ascaniern, wohl auch Böhmen und Bayern. In Franken und Schwaben traf er indes, wie wir darlegten, selber die ernstlichsten Anstalten dazu. Und so muß man wohl billigerweise eingestehen, daß er die Schranken, innerhalb deren sich Wilhelm von Holland und Richard von Cornwallis bewegt hatten, hauptsächlich durch persönliche Tüchtigkeit überwand.

Mit den späteren Päpsten geriet er nun doch wieder in einige Mißhelligkeiten. Wir berührten, daß Nikolaus IV. ihm gegenüber das Haus Anjou in seinen Ansprüchen auf Ungarn begünstigte, was nicht wenig zu den Verlusten beigetragen hat, die man hernach gegen die Türkei erlitt. Derselbe Papst hatte, wie schon vor ihm Martin IV., dem König von Frankreich die Zehnten in einigen dem Reich angehörigen Bistümern, Basel, Metz, Toul u. s. w. eingeräumt, wogegen sich Rudolf, jedoch ohne Erfolg, wehrte. Die Zehnten waren bestimmt, um den König von Frankreich in den Stand zu setzen, den Krieg gegen Aragon zu Gunsten Neapels zu führen. Schon öfter hatte Rudolf von seinem Römerzug gesprochen: entschieden hat er denselben 1288 durch seinen Oberhofschreiber, Meister Heinrich von Klingenberg, angekündigt. Allein der Papst wollte nichts davon hören; er antwortete so spät wie möglich, und auch dann nichts weiter, als daß er erst einen Boten darüber an Rudolf senden wolle. Daß in Deutschland einige Ordnung gemacht, der Name des Kaisertums fortgepflanzt würde, war dem Papst ganz angenehm: daß dies erneute Imperium ihm widerstreben sollte, wollte er nicht erleben. Das Aufgehen einer wahrhaft bedeutenden Macht, einer starken Dynastie war ihm widerwärtig und verhaßt.

Auch den Fürsten aber, namentlich den rheinischen, schien diese Gewalt wieder zu groß, um sie fortzusetzen. Als Rudolf seinem Sohne Österreich gab, wo derselbe die Hausmacht auszubilden unternehmen sollte, hatte er die Krone eigentlich seinem jüngeren Sohne Rudolf zugedacht. Und dies wäre vielleicht durchzusetzen gewesen. Allein dieser Rudolf starb noch vor seinem Vater. Der König hielt dann im Mai 1291 einen Hoftag zu Frankfurt, um die Fürsten zu bewegen, nunmehr seinem Sohne Albrecht ihre Stimme zu geben; aber er konnte es nicht dahin bringen. Am 15. Juli 1291 ist er gestorben, ohne diese Hoffnung verwirklicht zu sehen. Die große Bedeutung Rudolfs von Habsburg liegt darin, daß er den Übergang von der auf eine allgemeine Herrschaft abgesehenen Autorität zu einer in Deutschland gültigen und auf dieses gegründeten vermittelte. Er setzte diese wirklich in Deutschland durch. Wenn man sich erinnert, wie die Nation allmählich vereinigt worden, zuerst mehr in einem fränkischen als eigentlich deutschen Reiche, um dann ihren ferneren Zusammenhalt durch die Idee des abendländischen Reiches zu gewinnen, so liegt darin der größte Fortschritt, daß die höchste Gewalt sich nun auf deutschem Grund und Boden fixiert und hier

die Idee des Reiches in einem nationalen, in dieser Gestalt doch neuen Sinne aufrecht erhält.

Daß man nun von einer Nachfolge Albrechts nichts wissen wollte, welcher seinerseits entschieden danach trachtete, die Stellung, die er durch seinen Vater erhalten, mit dem Königtum selbst zu vereinigen, dazu haben wohl zum Teil auch persönliche Gründe beigetragen. Albrecht besaß den Fürsten gegenüber nicht die gewinnende Art seines Vaters, dem überdies schon seine Jahre dafür zu statten gekommen waren. Es ist so auffallend eben nicht, daß gerade der nächste Verwandte Albrechts, sein Schwager Wenzel von Böhmen, ihm am meisten entgegen war; denn wie sollte nicht von den Tendenzen Ottokars doch etwas auf den Sohn übergegangen, das Andenken an die erlittenen Verluste dennoch in ihm lebendig geblieben sein? Allein die Zeitgenossen schreiben auch dessen Widerstand eigentlich einer persönlichen Beleidigung zu, die er von Albrecht erfahren habe. Keine Frage jedoch, daß die vornehmsten Motive, die von der Wahl des letzteren ablenkten, allgemeiner Natur waren. In den alten Kaisergeschlechtern, bis auf die Staufer herab, von denen jedes auch mit dem vorhergehenden in einer deutlichen genealogischen Verbindung stand, hatte entschieden die Idee der Erblichkeit vorgewogen; diese Geschlechter aber waren untergegangen. Das Königtum, wie es Rudolf empfing, war, wie gesagt, ein Amt, seinem Ursprunge nach von aristokratisch-geistlichem Charakter; niemand dachte bei seiner Erhebung daran, eine neue Dynastie gründen zu wollen. Hätte man jetzt dies Amt auf den Sohn übertragen, so würde sich nach einigen Generationen wieder ein Herkommen dynastischer Erblichkeit gebildet haben. Ich will nicht untersuchen, ob das nicht vielleicht heilsam gewesen wäre; auf jeden Fall aber lief es der jüngsten Entwickelung der deutschen Angelegenheiten zuwider.

Nach langen vorläufigen Verhandlungen zwischen den einzelnen Kurfürsten, wobei es König Wenzel gelang, die Ascanier von Sachsen und Brandenburg zum Anschluß an seine Entscheidung zu bestimmen, ward die Wahl am 5. Mai 1292 vollzogen. Albrecht hatte sich doch noch Hoffnung gemacht und war in der Nähe erschienen. Merkwürdig, daß gerade einer der vertrautesten Freunde König Rudolfs, Graf Eberhard I. von Katzenelnbogen, die Hand dazu bot, ihn herbeizuziehen, um ihn dann doch in seiner Erwartung zu betrügen. Die Kurfürsten machten geradezu den Grundsatz geltend, es sei nicht Rechtens, daß im Reiche der Sohn dem Vater unmittelbar nachfolge. Auch einen anderen Reichsfürsten aber erkoren sie nicht. Zu dem königlichen Amte, wie man es nun auffaßte, schien — nach dem Beispiele wenigstens, das Rudolf gegeben — auch ein geringerer Mann zu taugen. Sie wählten also abermals einen einfachen Grafen, Adolf von Nassau, von der Walramschen Linie, Herren von Weilburg und Idstein. Er war einer der tapfersten Degen. Aus den Schildereien der belgischen Maler neuerer Zeit kennt man die Schlacht von Worringen vom Jahre 1288, wo die weltlichen Herren, der Herzog von Brabant, die Grafen von Jülich, Berg und Mark,

mit der Stadt Köln verbündet — vornehmlich wegen der Erbschaft von Limburg — gegen den Erzbischof von Köln und dessen Anhänger stritten. Unter diesen bemerken wir besonders die Brüder von Luxemburg und Adolf von Nassau. Adolf war der ritterlichste von allen. Der Herzog von Brabant hatte neun der Seinen aufgestellt, die unter seinen Abzeichen fochten, in vollem Panzer, genau angethan wie er selbst. Adolf machte eben auf diese Jagd und tötete fünf von ihnen, bis er endlich selbst gefangen und vor den wahren Herzog von Brabant geführt wurde. Ich wundere mich, sagte er, daß Ihr meinem Schwert entgangen seid. Der Herzog ließ ihn dafür frei. Ein so tapferer Herr ward nun vornehmlich von dem Erzbischof von Köln, Sigfrid von Westerburg, für den er bei Worringen gestritten, befördert.

Wir kennen diesen Sigfrid, er war niemals gut habsburgisch gewesen; er hatte in dem entscheidenden Moment eher zu Ottokar gehalten und war dann von Rudolf mit Gewalt herbeigebracht worden. Dieser hauptsächlich machte, wie es scheint, auf jenen antidynastischen Grundsatz aufmerksam; er richtete das Augenmerk der übrigen auf Adolf von Nassau. Er nahm so zugleich, wenn ich nicht irre, jene speciell niederrheinische, mehr England zugewandte Politik wieder auf, welche bei den Wahlen Ottos IV., Wilhelms und Richards von Cornwallis vorgewaltet hatte. Vor einigen Jahren ist in Köln eine Urkunde wieder vorgefunden worden, welche die Vereinbarungen zwischen dem Erzbischof von Köln und dem Grafen von Nassau, der in seinem Heere gedient hatte, nachweist. Für die übrigen Kurfürsten war die Wahl Adolfs von Nassau ein momentaner Entschluß, ein Ausweg, um Albrecht nicht wählen zu müssen, ein neuer Versuch. Man muß sich dabei immer gegenwärtig halten, daß auch das Interesse des Papstes, von dessen unmittelbarer Einwirkung übrigens diesmal nichts verlautet, mit dem der großen geistlichen Fürsten, der Erzbischöfe, sehr genau zusammenhing, und daß diese die Wahlen eigentlich machten. Auch Mainz und Trier nahmen Adolf mit Vergnügen an, weil er sich zu großen Zugeständnissen verstand. Dem Kurfürsten von Mainz wurde das Recht seines Erzkanzleramtes zuerkannt. Adolf mußte außerdem sogleich Vogteien, Zölle, Stadtrechte versprechen. Überhaupt war es beinahe, als wählten die Fürsten einen König nur in der Absicht, um sich die Rechte des Reiches auf legale Weise von ihm abtreten zu lassen.

Adolf war nicht gerade von hoher Gestalt, allein sehr behende und kräftig, auch nicht ungebildet — er sprach Latein und Französisch — jedoch nicht sehr besonnen und einsichtig. Er ging immer gerade auf sein Ziel los. Albrecht, der in Österreich und Ungarn vollauf beschäftigt war, konnte zunächst nicht daran denken, sich seiner Wahl offen zu widersetzen; doch ließ er sich nur mit Mühe bewegen, die Reichskleinodien auszuliefern. Ob er die Huldigung geleistet, ist nicht klar; wenigstens will die Zeit, die man für deren Leistung in Oppenheim ansetzt, mit anderen Thatsachen nicht stimmen. Eigentlich aber unterwarf sich Albrecht dem königlichen Ansehen niemals, er

verschmähte eine engere Verbindung beider Geschlechter, welche ihm Adolf antrug. Er hielt die Kinder des Königs nicht für Reichsfürsten. Doch empfing er, wie er in einem Briefe an den Papst ausdrücklich sagt, die Lehen. Er hatte eine Stellung gegen Adolf inne, beinahe wie einst Ottokar gegen seinen Vater.

Die Frage war nun, ob Adolf sich ebenso gut, wie Rudolf, geltend machen würde. In den oberen Landen hatte er freilich viele neue Zugeständnisse machen müssen, z. B. dem Erzbischof von Mainz; dagegen gelang es ihm, das Ansehen des Reiches gegen Colmar aufrecht zu erhalten, wo ein schon von Rudolf entfernter Bürgermeister Rösselmann wieder eingedrungen war und sich auflehnte. Als Adolf gegen die Stadt anrückte, wandten sich die Geschlechter von Rösselmann ab und brachten alles in des Königs Hand. Und bald eröffnete sich diesem auch die Aussicht auf eine große Landerwerbung. Es handelt sich dabei um die thüringischen Verhältnisse, denen ich an dieser Stelle eine weiter ausholende Betrachtung widmen möchte, ohne zu besorgen, daß sie als eine Abschweifung erscheinen werde. Denn in den Landschaften bewegt sich damals eigentlich das deutsche Leben, während zugleich die anscheinend lokalen Wandlungen doch immer unter dem Einfluß der nationalen, ja der welthistorischen Momente stehen.

Ein großes Ereignis für das mittlere Deutschland war die durch den Tod Heinrich Raspes 1247 eintretende Erledigung der Landgrafschaft Thüringen. Zu Thüringen gehörte, zumeist durch Heiraten damit verbunden, das Eichsfeld, die Pfalzgrafschaft Sachsen an Saale und Unstrut und Niederhessen mit Kassel und Marburg. Es war ein Land, voll von Kultur und Anteil an dem allgemeinen geistigen Leben der Zeit, obwohl jener Sängerkrieg auf der Wartburg eben nur für eine diese Thatsache wiederspiegelnde Fiktion zu halten sein wird. Die Landgrafen spielten eine gewisse Rolle in der allgemeinen Geschichte. Man meint, ihr Stamm rühre von den Ludwigen her, die sich von geringen Anfängen als Vögte im Thüringerwald, um Eisenach und die Wartburg herum, weiter ausgebreitet hatten. Doch waren sie von ansehnlichen Grafengeschlechtern, von Weimar und Orlamünde, Kefernburg, Querfurt und Beichlingen umgeben. Gerade aus diesen und den benachbarten Gegenden der meißnischen Lande stammten, wie wir sahen, viele der thatkräftigsten Ritter, welche den Ordensstaat gegründet haben. Neben sich hatten sie einige unbedeutende Städte, die sich sehr unabhängig hielten, namentlich das dem Erzbischof von Mainz verpflichtete Erfurt, und eine große Anzahl von Klöstern, z. B. Reinhardsbrunn: man will ihrer mehr als achtzig zählen. Eine unendliche Mannigfaltigkeit der einzelnen Bildungen, über welche die Ludwige noch kaum eine recht landesfürstliche Herrschaft ausgeübt haben. Wie sie früher an den Kreuzzügen teilgenommen, so ließ sich dann auch Heinrich Raspe als Gegenkönig in eine Fehde für die Kirche ein. Er wurde durch geistliche Einflüsse zu dem Kriege überredet, in dem er umkam. Welch ein Wechsel jedoch: noch eben in der Hoffnung, die

höchste Stellung in Deutschland davonzutragen, wurde das Land eine Beute der Nachbarn!

Die vornehmsten Ansprüche auf die Nachfolge machten Brabant und Meißen: Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen als Sohn der Jutta, einer Schwester Heinrich Raspes, und die von dessen älterem Bruder Ludwig IV., dem Gatten der heiligen Elisabeth, stammende Sophie, Gemahlin des Herzogs von Brabant, für ihren Sohn, Heinrich das Kind genannt. Heinrich der Erlauchte war nun schon früher durch Kaiser Friedrich II. mit beiden Fürstentümern, der Landgrafschaft und der Pfalzgrafschaft, eventuell belehnt worden, auf daß er fortan dem Reiche getreu bleibe. Er drang auch sofort in dem Lande vor und nahm die benachbarten Gebiete ein. Sophie, die sich ebenfalls Landgräfin von Thüringen nannte, nahm die Erbgrafschaft, Eisenach und die Wartburg, in Besitz. Bei dem ersten trat mehr das Lehnrecht in den Vordergrund, beruhend auf der kaiserlichen Macht, bei der zweiten das eigentliche Stammeserbrecht.

Zwischen ihnen erschienen die großen Landherren, die Grafen von Gleichen, Beichlingen, Rabinswald, die vor allen Dingen ihre eigene Stellung wahrnehmen wollten. Sie widersetzten sich dem vordringenden Markgrafen, der aber, wie es scheint, den ritterbürtigen niederen Adel für sich hatte. Nach einigen Wechselfällen des Krieges kam es zu einem Frieden zwischen ihnen zu Weißenfels, in welchem die Großen den Markgrafen anerkannten, sowie dieser ihre Rechte und alten Bräuche. Auf der alten Stätte zu Mittelhausen an der schmalen Gera ward dann 1250 der Friede beschworen: in Gegenwart vieler Edlen des Landes, wie die Annalen von Erfurt erzählen. Sie fügen aber hinzu, das sei gewaltsam und unrechtmäßig geschehen, weil dabei die Belehnung Friedrichs II., der seitdem abgesetzt worden sei, zu Grunde gelegen habe. Man sieht daraus, wie sehr doch das Unternehmen Heinrich Raspes gegen Friedrich, den weiland Kaiser, gebilligt und der Untergang des Geschlechts, das 147 Jahre lang Thüringen beherrscht hatte, beklagt wurde. Die Besitznahme des Markgrafen von Meißen sowie der Anhaltiner, die auf Grund einer ähnlichen Verwandtschaft an der Saale um sich griffen, sah man als Usurpation an. Der Erzbischof von Mainz kam zuweilen nach Erfurt und erzählte der Menge von den gräßlichen Gewaltthaten Friedrichs II. Der Chronist betrachtet die von diesem geschehene Belehnung des Meißner Markgrafen als ungültig.

Die Barone waren nun zum Teil Anhänger Heinrichs, andere hielten zu dem Kinde von Brabant. Aber die ersten hatten offenbar das Übergewicht erhalten, und in einer Zusammenkunft zu Eisenach mit Sophie von Brabant verständigte man sich, daß auch die von ihr occupierten Landesteile, namentlich Hessen, dem Markgrafen von Meißen auf zehn Jahre überlassen werden sollten. Der Markgraf erscheint als der Vormund Heinrichs des Kindes. Sie waren beide mit der Kirche von Mainz in Streit, deren alte, den Landgrafen überlassene Lehen sie nun behielten. Diese Abkunft wurde jedoch von

dem Erzbischof Gerhard von Mainz und dem neuen König Wilhelm von Holland verworfen, welche die Rechte der Kirche gegen die Belehnung Friedrichs aufrecht erhielten. Der Erzbischof sprach das Interdikt über alle jene Plätze aus. Man sieht also mit großer Bestimmtheit, daß Heinrich der Erlauchte als ein Gegner der allgemeinen Kirche und besonders der mainzischen, betrachtet wurde, welcher hinwieder Wilhelm von Holland seinen Schutz verlieh. Nun aber hatte Heinrich eine so bedeutende Macht, und Wilhelm bedurfte seiner Anerkennung so sehr, daß bei einer neuen Zusammenkunft in Merseburg 1252 ihm das Erworbene dennoch überlassen wurde. Wilhelm belehnte ihn ohne Zweifel mit der Landgrafschaft, der Erzbischof von Mainz bestätigte ihn in seinen Lehen. Es war der Preis dafür, daß Heinrich Wilhelm anerkannte. Er ging mithin unter der Bedingung der Behauptung der Landgrafschaft zu der entgegengesetzten Partei über. Er erscheint als ein Fürst, der es vortrefflich verstand, eine gute Auskunft zu treffen.

Noch aber war der Streit mit Brabant übrig, der dadurch verdoppelte Bedeutung bekam, daß indes die Herzogin die engste Verbindung mit dem welfischen Hause geschlossen hatte. Herzog Albrecht I. von Braunschweig war mit ihrer Tochter, dessen Tochter mit Heinrich dem Kinde vermählt, der jetzt zu seinen Jahren kam und das Erbrecht in Anspruch nahm. Von den Niederlanden her wußte er gegen den Erzbischof von Mainz eine Pression auszuüben, der ihm darauf die mainzischen Lehen überließ und ihn nach einer für Sophie ausgestellten Urkunde sogar als Landgrafen anerkannte. Dieses große Interesse unternahm Albrecht von Braunschweig auszufechten. Er überzog Thüringen mit Krieg und drang selbst in die eigentlich meißnischen Gebiete vor. Indem er aber zurückgehen wollte, begegneten ihm die beiden Söhne Heinrichs des Erlauchten im Felde bei Wettin und brachten ihm in der Nähe ihrer Stammburg, bei Besenstädt, am 27. Oktober 1263 eine entschiedene Niederlage bei, durch welche die Landgrafschaft in ihrer Hand behauptet wurde. Der gefangene Herzog Albrecht mußte sich in die Bedingungen fügen, welche die Wettiner ihm auferlegten. In ihrer Abkunft leistete die Herzogin Sophie und ihr Sohn auf ihre Ansprüche an die Landgrafschaft Verzicht; sie nahmen dafür jene Plätze im Eichsfeld und behielten Hessen.

Das ist der Anfang der späteren Gestaltung des mittleren Deutschlands. Die Landgrafen von Hessen nahmen seitdem eine selbständige Stellung ein, aber die Markgrafen von Meißen behaupteten Thüringen und wußten es für immer festzuhalten, wenngleich es ihnen nochmals in einem gewaltigen Kampfe streitig gemacht wurde. Heinrich der Erlauchte muß überhaupt als der Begründer der späteren Macht der Wettiner betrachtet werden. Wie er die Belehnung mit Thüringen ursprünglich Kaiser Friedrich II. verdankte, so war ihm durch diesen auch das Pleißnerland, das eigentlich dem Reiche gehörte und durch königliche Landrichter verwaltet wurde, eingeräumt worden. Es geschah bei Gelegenheit der Verlobung Margarethes, der Tochter des Kaisers, mit Albrecht dem Entarteten, dem Sohne Markgraf Heinrichs.

Dieser Zusammenhang des meißnischen Hauses mit den letzten Hohenstaufen, der durch jene Schwenkung Heinrichs des Erlauchten zu Wilhelm von Holland doch nicht auf die Dauer aufgelöst ward, wie denn noch hernach der junge Konradin sich mit einer Wettinerin verlobte, darf für das Verständnis des thüringischen Erbstreites keineswegs außer Acht gelassen werden. Der Widerstand von Mainz, die Unterstützung, welche Sophie von Brabant fand, und die Braunschweiger Fehde erhalten erst hierdurch ihre volle Beleuchtung. Ich möchte indessen selbst das Wesen des Kyffhäusersage, wenigstens ihre Lokalisierung in Thüringen, damit in Verbindung bringen. Der ghibellinische Gedanke schien eben dort persönlich fortzuleben; es war das allgemeine Gefühl, daß die Partei hier einen Erben der Hohenstaufen suche.

Von der größten Wichtigkeit, auch für diese Dinge, war es nun, daß durch die Erhebung des Königs Rudolf eine ganz entgegengesetzte Strömung, die kirchliche, im deutschen Reiche zur Herrschaft kam. Man hat darauf nicht Rücksicht genommen, aber ich halte es für gewiß, daß die Erklärung der Kurfürsten, welche alle seit Friedrichs II. Absetzung gemachten Vergabungen für ungültig erklärte, sich ganz in der ersten Intention ebensowohl auf Thüringen mit dem Pleißnerlande, wie auf Österreich bezog. Heinrich der Erlauchte war der natürliche Verbündete Ottokars; was sich sonst nicht erklären lassen würde, ist, daß Ottokar bei seiner zweiten Schilderhebung im Jahre 1278 hauptsächlich Meißner und Thüringer in seinem Heere hatte. Nachdem Österreich gewonnen war, wendete nun Rudolf sein Augenmerk auch dorthin. Er behandelte die wettinischen Erwerbungen als erledigte Reichslehen.

Im Jahre 1289 rief ihn nun auch, was man sein Konstabelamt nannte, dahin. Heinrich der Erlauchte war soeben gestorben; unter seinen Nachkommen war die wildeste Unordnung ausgebrochen. Das vornehmste Moment liegt darin, daß die Ehe zwischen Albrecht und der staufischen Margaretha sehr unglücklich endigte, ebenso wie die Ottokars mit der anderen, babenbergischen. Albrecht, den man den Entarteten nannte, ließ sich in ein Verhältnis mit einem Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg, ein, dem die ihrer Herkunft eingedenke Kaisertochter nicht mehr zusehen wollte. Sie ließ sich von der hohen Burg herab, um in Begleitung zweier anderer Damen mit Hülfe eines Ritters zu entfliehen. Sie wurde von dem Abte von Hersfeld empfangen und nach Frankfurt geleitet. Die Erzählung, daß sie am Leben bedroht gewesen sei, ihre Kinder vorher geküßt und Friedrich, der den Namen des staufischen Großvaters trug, in die Wange gebissen habe, ist eine spätere Ausschmückung, die sehr allgemein angenommen wurde. Sie ist sechs Wochen nach der Flucht gestorben; Albrecht heiratete seine Buhle; er hatte mit ihr einen Sohn, Apitz, den er nun gegen seine legitimen Söhne, Friedrich und Diezmann, zu fördern Bedacht nahm, was diese in die größte Aufregung versetzte. In den Wirren, die das Land erfüllten, kam das Raubrittertum empor, dem dann Rudolf so energisch ein Ziel setzte. Außerdem

gelang es jedoch dem König, das Pleißnerland mit Altenburg an das Reich zurückzunehmen; im übrigen ließ er die hadernden Wettiner im Besitz.

Seitdem war nun aber 1291 ein Neffe Albrechts des Entarteten, Friedrich Tuto, der einer früheren Teilung zufolge die Mark Landsberg sowie Meißen selbst innegehabt, ohne Söhne gestorben, worauf über sein Erbe aufs neue eine wilde Fehde zwischen Albrecht und seinen Söhnen entbrannte. Eben hier jedoch setzte König Adolf mit seinen Entwürfen ein. Aus den sorgfältigen Forschungen Wegeles über Friedrich den Freidigen — denn dies ist der echte historische Beiname jenes Friedrich mit der gebissenen Wange — erhellt, daß Adolf von Anfang an die Rechte der Linie Albrechts auf das Erbe Friedrich Tutos nicht anerkannte, sondern Meißen und Osterland als eröffnete Reichslehen angesehen wissen wollte. Überdies aber schloß er über Thüringen mit Albrecht dem Entarteten einen Kaufvertrag, wodurch er für 12000 Mark dies Gebiet erwarb, das Albrecht freilich bei seinen Lebzeiten noch im Besitz behalten sollte. Das sonderbarste ist, daß Albrecht nichtsdestoweniger gleich darauf die thüringische Herrschaft auch seinem Diezmann, und zwar ebenfalls für eine Geldzahlung, in Aussicht stellte. Genug, Adolf ergriff die Gelegenheit, ein bedeutendes, längst von einem erblichen Geschlecht in Besitz genommenes Land in Anspruch zu nehmen. Er ließ sich damit in eine Unternehmung ein, von der man sehr zweifeln darf, ob sie rechtmäßig war. Denn eigentlich lief es doch wider jedes Herkommen, daß ein Vater, den man als ausgeartet bezeichnet und der in unsittlichen Verhältnissen lebte, seine Söhne ihres Erbes zu berauben suchte und dieses dem Könige für Geld übertrug. Ganz etwas anderes jedenfalls, als wenn Rudolf Ottokar aus Landschaften entfernte, an denen ihm kein Erbrecht zustand. Genug, mit dem Prinzip des Erbrechtes setzte sich Adolf in Widerspruch.

Der König brach mit einem Söldnerheer in Thüringen ein. Im September 1294 finden wir ihn in Eisleben, im Oktober in Vippach, dann in Leipzig. Dort hielt er zu Weihnachten einen Hoftag, der ziemlich gut besucht gewesen zu sein scheint. Das zu seinem Vorhaben nötige Geld hat er ohne Zweifel von England bekommen. König Eduard I. wünschte in seinem Kampfe gegen Frankreich diesem auch von Osten her Feindseligkeiten zu erwecken und hatte sich für eine nicht unbedeutende Summe von Adolf Hülfe versprechen lassen. Daß Philipp IV. die Rechte des Reiches, besonders in Burgund, vielfach gekränkt hatte, läßt sich nicht leugnen, und insofern war es Adolf nicht zu verübeln, daß er sich ihm opponierte. Nur hätte es mit eigener Kraft geschehen müssen. Um seiner Verpflichtung einigermaßen zu entsprechen, wendete sich Adolf nach dem Rhein, ohne jedoch viel auszurichten. Im August 1295 finden wir ihn wieder in Thüringen. Er erobert Kreuzburg und läßt es verbrennen, in Eisenach hält er im November, in Altenburg im Dezember Hoftag. Er nimmt alle Thüringer in seinen Schutz, die sich gegen das Reich wohl verhalten würden. Im Januar 1296 erobert er Freiberg; sechzig Mann von der Besatzung läßt er hinrichten, weil sie dem Reiche treulos geworden

seien. Wir haben ein Schreiben von ihm vom April 1297, worin er sich rühmt, daß er Meißen, Osterland und Thüringen zum Reich geschlagen habe. Wie viele dortige Stiftungen weisen seine Gnadenbriefe auf, so das Bistum Naumburg, das Kloster Pforta! Im Juni hielt er dann einen Hoftag zu Frankfurt, wo er eine überaus wichtige Erbteilung in Hessen vollzog.

Seine Gedanken erhoben sich immer höher, und schon forderte er, wie aus den Briefen Albrechts hervorgeht, diesem sein Herzogtum ab. Die Landherren in Österreich waren sehr in Bewegung und neigten sich auf die Seite Adolfs gegen den kräftigen und gewaltsamen Albrecht. Der König erlaubte dem Erzbischof von Salzburg, eine Feste zu bauen, welche Albrecht sehr ungelegen war. Er hatte jetzt eine große Stellung, und wie in Flandern, so waren auch im Reich alle Städte — Straßburg ausgenommen — ihm ergeben. Allein seine Stellung, seine Art und Weise erweckten ihm Eifersucht. Er fing an, die geistlichen Fürsten auch wieder zu verletzen, z. B. durch die Errichtung der Burg von Idstein, welche dem Erzbischof von Mainz sehr unbequem war. Papst Bonifaz VIII. warf ihm vor, daß er sich um Lohn habe für den König von England dingen lassen. Je weniger Adolf die Erwartungen seiner Wähler erfüllte — man sagte, er verachte die Ratschläge der Weisen —, desto mehr verlor er seine Autorität. An die Stelle des Erzbischofs Sigfrid von Köln war ein anderer getreten, der die Gesichtspunkte seines Vorgängers nicht teilte. Gerhard von Mainz, mit dem er auch eines Zolles wegen in nachbarlichen Streit geriet, mußte durch den Thüringer Handel auch um seiner eigenen dortigen Interessen willen sich verletzt fühlen. Und wenn es Herzog Albrecht gelang, durch seine Schwester Gutta ihren Gemahl, König Wenzel von Böhmen, wieder für sich zu gewinnen, so hat doch auch dabei ohne Zweifel der Umstand mitgewirkt, daß dieser selbst ein Gelüste nach der Erwerbung von Meißen trug. Kurzum, es scheint wohl, als habe die Haltung Adolfs überhaupt, sein Bund mit England, sein Begriff von den Rechten des Reiches, seine Beleidigungen geistlicher und weltlicher Fürsten und seine Verbindung mit den meisten Städten eine allgemeine Aufregung veranlaßt. Inwiefern ihm auch die allgemeine Lage der europäischen Parteiung am Ende zum Verderben gereichte, werden wir alsbald in anderem Zusammenhange anzudeuten suchen.

Zuerst bei einer großen Fürstenversammlung zu Prag, wo Mainz, Böhmen, Brandenburg und Sachsen beisammen waren, fing der Einfluß Albrechts an zu überwiegen. Albrecht versprach, dem König Wenzel die Eroberungen Adolfs in Meißen zu überlassen, wenn er König werde. Hierauf erhob sich Albrecht mit allen seinen Freunden, um das Reich zu erobern. Im April 1298 finden wir ihn schon Adolf gegenüber im Elsaß, doch hatte dieser noch das Übergewicht. Sodann berief der Erzbischof von Mainz die Kurfürsten, um über die Irrungen des Reiches Rat zu pflegen, auf den 15. Juni nach Mainz. Es erschienen Albrecht von Sachsen, von Pfalz bevollmächtigt, und Markgraf Otto mit dem Pfeile von Brandenburg. Der Erzbischof selbst war für Köln

und Wenzel beauftragt. Und diese entschlossen sich nun, den König, den sie gewählt, auch wieder abzusetzen. Es geschah am 23. Juni 1298 im Tiergarten bei Mainz. Unter den Gründen sind die merkwürdigsten: die Nichterfüllung seiner Versprechungen gegen Mainz; die Absicht, die geistliche Gewalt der weltlichen zu unterwerfen; Machinationen, um die Reichsfürsten ihrer Länder zu berauben. Genug, die Mehrzahl der Kurfürsten setzte ihn ab und wählte Albrecht. Ob das Rechtens war, wollen wir dahingestellt sein lassen. Die Idee aber, daß die Königswürde ein Amt sei, das man verleihe, also im entgegengesetzten Falle auch wieder nehmen könne, schien überwiegend. Wenn Albrecht jetzt zur Gewalt kam, war es doch ganz etwas anderes, als früher, eher das Gegenteil. Das Wahlrecht war durch den Gegensatz erst recht befestigt. Adolf war noch stark im Felde. Aber Albrecht bekam bald das Übergewicht eben infolge des Absetzungsdekrets. Denn hauptsächlich deshalb geschah es wohl, daß die Städter, die schon herbeikamen, um Adolf zu unterstützen, jetzt erschrocken wieder nach Hause gingen.

Zur Schlacht um das Reich kam es am 2. Juli bei Göllheim, wo ein steinernes Kreuz die Stätte bezeichnet. Adolf hatte noch Boemund von Trier, sowie Pfalz nebst Bayern auf seiner Seite. In beiden Heeren fanden sich Franken, Schwaben, Elsässer, Rheinländer. Die Könige trugen den gleichen Waffenrock, gelb mit schwarzem Adler, und führten die gleiche Sturmfahne. Nach einer Erzählung, die besonders Albert von Straßburg bringt, stießen sie persönlich auf einander. Adolf rief aus: Hier werdet Ihr das Reich lassen! Albrecht antwortete: Das steht in Gottes Hand! Der einäugige Albrecht traf jedoch besser, und zwar den Gegner eben über dem Auge. Das Blut rann Adolf über das Gesicht herunter, er stürzte und kam um. Albrecht hat nie zugeben wollen, daß er den Gesalbten getötet habe. Jedenfalls hat er sich auf dem Schlachtfelde die Krone erkämpft.

Nicht so leicht also ließ sich Habsburg vom Throne verdrängen. Albrecht nahm jetzt die höchste Gewalt, zu der er gewählt war, in Besitz. Ausgerüstet mit aller Macht von Österreich, wäre er auch persönlich ganz der Mann gewesen, eine feste Gewalt in Deutschland zu begründen. Hart wie ein Diamant nennt ihn Ottokar von Horneck. Sein Herz heißt es weiter, war wie ein Turm, wie ein glühendes Eisen. Er war keusch und beherrschte sich selbst; er konnte schweigen. Auch in den Waffen zeigte er sich erfinderisch, er hat z. B. spitze Schwerter eingeführt; er führt das Heer über die schneebedeckten Alpen; Belagerungen gelingen ihm. Vor allem hat er die Rechte des Reiches im Auge. Starr im Eifer dafür nennt ihn eine Quelle: unaufhörlich dachte er daran. Zuerst freilich hat auch er sich zu den größten Zugeständnissen herbeilassen müssen. Er hat dem Erzbischof Wigbald von Köln, auf den es ohne Zweifel am meisten ankam, Kaiserswerth und Sinzig, den Zoll in Bonn, Neuß und Andernach, sowie eine Art Privileg gegen die Reichsgerichte gegeben. Ich finde darin um nichts besseres, als in den Zugeständnissen Adolfs. Dem Erzbischof von Trier gab er eine Summe Geldes.

Er befriedigte so die persönlichen und territorialen Ansprüche derer, die ihn gewählt, ebenfalls von den Besitzungen des Reiches. Aber dadurch geschah nun, daß alle Kurfürsten ihm dienten. Auf einem großen Hoftage, den er hielt, waren sie zum erstenmal alle beisammen.

Indessen bei ihren Ansprüchen und dem Charakter Albrechts konnte ihre Freundschaft nicht lange dauern. Wie Adolf mit Eduard von England, so trat Albrecht mit Philipp dem Schönen von Frankreich, mit dem er schon bei Lebzeiten Adolfs unterhandelt hatte, in einen Bund. 1299 hielten sie eine Zusammenkunft in der Nähe von Toul. Sie haben hier die Marksteine zwischen den beiden Reichen gesetzt. Außerdem beschlossen sie eine Vermählung zwischen der französischen Prinzessin Blanca und dem Sohn des Königs, Rudolf, dem Österreich dafür mit Ausschließung seiner Brüder übergeben werden sollte. Schon hierzu jedoch verweigerten die geistlichen Kurfürsten ihre Willebriefe; sei es, daß sie die Absichten Albrechts durchschauten, diesen seinen Sohn zum Nachfolger im Reich heraufzuziehen, oder daß ihnen der Bund des Königs mit Frankreich um des Papstes willen zuwider war. Denn schon lag Philipp der Schöne mit Bonifaz VIII. in heftigem Streit. In der That übertrug Bonifaz seinen Zorn auf Philipp auch auf dessen Bundesgenossen und versagte Albrecht die Anerkennung.

Ohne Rücksicht darauf beschloß der König zunächst den täglich entschiedeneren Widerstand der rheinischen geistlichen Fürsten zu überwinden. Der Erzbischof von Mainz soll, auf seine Jagdtasche klopfend, gesagt haben, er habe darin noch viele Könige. Im Oktober 1300 war schon wieder ein Bund gegen Albrecht geschlossen, wie einst gegen Adolf, zwischen den vier rheinischen Kurfürsten. Sie nannten ihn nicht König, sondern Herzog Albrecht, der jetzt König von Deutschland heiße. Der Papst war ganz dieser Ansicht. Er erklärte im April 1301, wenn der Herzog Albrecht sich nicht binnen sechs Monaten von dem Verdacht des gegen Adolf begangenen Hochverrats reinige, werde er alle und jeden von dem geleisteten Eide der Treue entbinden. Aufs neue machte diese geistliche Reichsgewalt den Anspruch, den König abzusetzen. Diesmal aber hatten sie keinen Prätendenten und wohl überhaupt die östlichen Territorialfürsten nicht auf ihrer Seite. Es mußte zum Kriege kommen, ehe noch der Papst das entscheidende Wort ausgesprochen hatte.

Auch Albrecht schloß sich an die Städte an, wie Adolf. Das erste, was er that, war, daß er alle Zölle abschaffte, die sein Vater oder andere Herrscher seit Friedrich II., auch er selbst, den Erzbischöfen gewährt hatten. Im Mai 1301 erschien er selbst im Felde. Es wird damals als eine Waffenthat betrachtet, einen Ort wie Bingen zu nehmen. Jedoch geschah es wohl mehr durch Verwüstung der Umgegend, als durch Belagerungswerkzeuge. Rüdesheim wurde verbrannt. Diesmal gelang dem Erzbischof von Mainz sein Vorhaben nicht. Im März 1302 mußte er sich auch noch zu einigen anderen Verzichtleistungen verstehen, auf die Zölle von Lahnstein, sowie auf alle anderen Zölle, die er besaß. Seligenstadt sollte Reichsstadt werden. Seinen Bundes-

brief mit Pfalz versprach der Kurfürst herauszugeben. Im September 1302 ging Albrecht gegen den Erzbischof von Köln vor und nötigte ihn, das Reichsgut, das er weggenommen, herauszugeben, auch Zölle, die nicht alten Rechtes seien, abzuthun. Die Bürger von Köln werden von seinen Zöllen noch besonders befreit. Im September war auch Trier besiegt und zu ähnlichen Bedingungen genötigt. Niemals hatte noch ein König diese mächtigen geistlichen Magnaten so entschieden zu Paaren getrieben. Es kam hinzu, daß Papst Bonifaz, dem der Streit mit Frankreich über den Kopf wuchs, mit Eifer die Gelegenheit ergriff, sich mit seinem deutschen Gegner auszusöhnen. Er erkannte jetzt nicht nur Albrecht an, er war sogar bereit, sich mit ihm gegen Frankreich zu verbinden.

Albrecht ist überhaupt eine bedeutende Erscheinung in der deutschen Geschichte. Allerorten, in der tiefsten Niederung von Holland, in den höchsten Gebirgen der Schweiz, ist er beschäftigt, seine Hausmacht zu gründen. Das Haus Österreich nahm unter ihm einen gewaltigen Anlauf, eine große und durchgreifende Autorität in allen Teilen des Reiches aufzurichten. Dazu gesellte sich eine kühne Politik inmitten der östlichen Verwickelungen. Wir werden noch erzählen, wie es denn auch Albrecht doch nicht völlig gelang, der Summe dieser Schwierigkeiten Herr zu werden: in Meißen wie in Böhmen kam er nicht zum Ziele. Doch läßt sich nicht sagen, wie weit er es bei längerem Leben trotzdem hätte bringen können. Es war sein Verhängnis, daß die herbe Rücksichtslosigkeit, die den Hauptzug seines staatsmännischen Waltens bildet, in seiner unmittelbaren Nähe, in seinem eigenen Neffen ihm den Mörder erweckte, wodurch denn auch für das Reich die Frucht seiner Wirksamkeit größtenteils vernichtet ward. Die Entwickelung, die dann folgte, wird indes erst verständlich, wenn wir das Schicksal kennen, von dem inzwischen das Papsttum betroffen ward.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Bonifaz VIII.; Demütigung des Papsttums.

Sucht man in der Geschichte des Papsttums nach dem Höhepunkt seiner Machtfülle, so wird sich als solcher das Menschenalter von 1250—1280, genauer 1245—1282 darstellen. Denn da herrschte noch die Idee Innocenz' IV. im allgemeinen vor, obwohl in der politischen Richtung bereits ein gewisses Schwanken eingetreten ist. Urban IV. und Clemens IV. handelten durchaus zu Gunsten der Anjous; Gregor X. und Nikolaus III. wollten sich dem Übergewicht der Provencalen nicht mehr fügen: Gregor, um durch den all=

gemeinen Frieden eine Unternehmung nach dem Orient durchzuführen, Nikolaus, für den das Zweck wurde, was für Gregor nur Mittel gewesen war, um den allgemeinen Frieden selbst herzustellen. Martin IV. lenkte darauf in die angiovinischen Bahnen zurück. Noch einmal konnte die Absicht ergriffen werden, zur Herrschaft über den Orient zugleich Konstantinopel zu erobern. In dem Moment jedoch, wo Karl von Anjou bereit war, sich dazu aufzumachen, wurde das durch die sicilische Vesper vollkommen unthunlich. Die aragonesische Macht widersetzte sich der Alleinherrschaft des Papsttums; sie aus Sicilien zu verdrängen, bildete das nächste Ziel für Nikolaus IV., der sich zugleich den Plänen Österreichs auf Ungarn widersetzte. Aber auch Frankreich war dem Papsttum nicht mehr gänzlich sicher. König Philipp IV. versagte in der damaligen Lage der Stadt Ptolemais seinen Beistand: sie fiel 1291 in die Hände der Mohammedaner; fortan lag die Wiedererlangung des Orients außer dem Bereich der Möglichkeit.

Indem die allgemeinen Verhältnisse sich änderten, erfolgte auch ein Umschlag in Rom. Gleich nach der Vesper verlor Karl von Anjou das ihm von Martin IV. zurückgegebene Senatorenamt. Die einheimischen Faktionen, an ihrer Spitze die beiden großen Familien der Orsini und Colonna, bekamen dadurch freieren Spielraum. Durch Nikolaus III. kamen die ersteren, die letzteren durch Nikolaus IV. empor. Eigentlich aus dem Gegensatz der beiden Faktionen war Nikolaus IV. selbst hervorgegangen: ursprünglich den Orsini verbündet, dann ein Freund der mehr ghibellinischen Colonna. Nichtsdestoweniger hat er Karl II. von Neapel zum König gekrönt; die örtliche Parteiung entsprach nicht immer den allgemeinen Weltverhältnissen. Johann Colonna, den Bruder des Kardinals Jacob, machte der Papst zum Rektor der Mark Ancona, von dessen Söhnen den einen zum Kardinal, den anderen zum Grafen der Romagna. Dies ist Stephan, einer der bedeutendsten von allen. Eine Orsinische Bewegung wurde unterdrückt. Die Colonnas herrschten auch im Senate vor. Johann Colonna war wie ein Fürst der Campagna, der einzige Senator von Rom. Aber auch die Orsini waren keineswegs überwältigt. Schon nach Nikolaus' IV. Tode — er starb am 4. April 1292 — hielten sich die Parteien das Gleichgewicht im Konklave. Die Kardinäle kamen zusammen und trennten sich wieder, das Kollegium führte die Geschäfte, so gut es anging, weiter.

Endlich 1294 wählte man den Anachoreten Petrus vom Berge Murrone zum Papst, der sich Cölestin V. nannte. Durch die Strenge seines Eremitenlebens hatte er einen großen Ruf erworben und viele Jünger um sich gesammelt. Auf einem Esel, den der König von Neapel und sein Sohn am Zügel führten, zog er in Aquila ein. Aber ein Mann des beschaulichen Wandels war unfähig, den päpstlichen Stuhl auszufüllen. Niemals trat der Widerspruch zwischen der religiösen Idee und der irdischen Wirklichkeit des Papsttums mehr ins Bewußtsein. Schon in Neapel überzeugte sich Cölestin, daß er für das Gebet und ein vollkommenes Leben, wie er es ver-

stand, keine Muße mehr habe. Er verkündigte als Gesetz, daß auch ein Papst abdanken könne, und legte seine Würde nieder. Schon ihm zur Seite hatte Kardinal Benedict Gaetani die weltliche Potenz vertreten. Daß er Cölestin durch ein Sprachrohr wie durch eine göttliche Stimme zur Entsagung angetrieben, ist eine Fabel seiner Feinde. Interessiert aber ist er bei diesem Schritte jedenfalls gewesen, und zwar wohl im Einverständnis mit Karl II. von Neapel, der gegen Sicilien rüstete und eines politischen Papstes bedurfte.

Benedict kannte die Welt und die Geheimnisse des irdischen Lebens; er war Jurist und Diplomat der Kurie gewesen, an den europäischen Höfen bewandert; hochstrebend, aber auch hochfahrend, einer der Menschen, welche alles und jedes leiten wollen; von der vornehmen Gediegenheit Innocenz' III. weit entfernt, aber auch der Klugheit Innocenz' IV. nicht zu vergleichen: ein welthistorischer Papst, aber kein großer. Gewählt, nahm er den Namen Bonifaz VIII. an und versprach sofort dem Könige Karl II., ihn zum Herrn von Sicilien zu machen, was ihm freilich nicht gelungen ist. Jacob II. von Aragon machte zwar, von Frankreich bedrängt, das Martin IV. wider ihn aufgerufen, seinen Frieden mit dem Papsttum und entsagte Sicilien, wofür er durch die Belehnung mit Sardinien und Korsika entschädigt ward. Aber in Sicilien trat sein Bruder Friedrich an die Spitze der Insulaner, die von einer Wiederkehr der Anjous das Schlimmste befürchteten, und behauptete sich dort als ein unabhängiger König. Bonifaz, der bald alle Hände voll mit seinen übrigen Irrungen zu thun hatte, konnte nichts dagegen ausrichten. Unverzüglich aber machte er sich in Rom zum Herrn. Durch die Pracht seines Einzugs, seiner Krönung betonte er den Gegensatz zu den Tendenzen seines Vorgängers, den er übrigens doch gefangen zu halten für nötig hielt, bis ihn der Tod befreite. Den Colonnas gab er schuld, daß durch sie der päpstliche Schatz veruntreut worden sei. Kardinal Jacob und seine Anhänger antworteten mit der Erklärung, er sei gar kein Papst, sondern der gefangene Cölestin sei es noch. Bonifaz aber sprengte ihre Faktion gewaltsam auseinander.

Überhaupt trat er mit den großartigsten Ansprüchen auf. Er hat der päpstlichen Tiara einen zweiten Kronreif angelegt, um die geistlich-weltliche Doppelmacht des römischen Stuhles zu versinnlichen. Den Kirchen des Ostens untersagte er, ohne Genehmigung des Papstes Patriarchen einzusetzen. Er führte neue jährliche Feste ein, vorzüglich zur Feier der vier großen Doktoren der lateinischen Kirche. Insbesondere aber bestimmte er das Jahr 1300 zu einem großen Jubiläum der vereinigten abendländischen Christenheit. Weder eine Erinnerung an die römischen Säkularspiele, noch der Gedanke der alttestamentarischen Jobelperiode hat dabei vorgeschwebt; den Kern des riesenhaften Festes bildet vielmehr die Idee des Ablasses, welche durch die Kreuzzüge so mächtig in Schwung gebracht worden war. Jetzt, wo Jerusalem wieder fast vergessen war, erschien Rom mehr als jemals als die Metropole der Religion. Bonifaz bestimmte jedem, der in diesem Jahre, das er für ein besonderes Gnadenjahr erklärte, zu vierzehntägigem Gebet die Schwellen der

Apostel besuchen würde, die vollkommenste Lösung von jeder Pön und Schuld für alle seit der Taufe begangenen Sünden.

Wen drückt nicht irgendwelche Schuld? Wer wünscht nicht, von ihr frei zu werden? Welche leichtere, angenehmere Büßung ließ sich denken? Es war eine ungeheuere allgemeine Wallfahrt, an der allerdings der vorwaltende Stamm der Provencalen den meisten Anteil nahm. Die Landsmannschaften empfingen einander, sorgten für einander. Man zählte an manchem Tage 30 000 neu ankommende Gäste, in der Regel 200 000 Fremde, im ganzen zwei Millionen Pilger. Wandertrieb, Schaulust und Inbrunst wirkten zusammen. Die Stadt nahm viel Geld ein, auch die Kirche ward reich. Jeder brachte seinen Pfennig dar. Einige Kleriker scharrten die zu den Füßen der Apostel niedergelegten Opfermünzen mit ein paar Rechen zusammen. Manche sagten, der Papst habe das Fest eben des Geldes wegen veranstaltet. Er belegte sie dafür mit dem Banne. Der Eindruck war jedoch nicht allein kirchlicher Natur. Villani faßte damals die Idee seiner Weltchronik. Es war die größte Manifestation der Einheit der lateinisch-christlichen Nationen, wie sie unter der Weltherrschaft des Papsttums erschien, kurz bevor es mit dieser zur Neige ging. Gleichsam zum Abschiede genoß die Hierarchie noch einmal eine beispiellose Verehrung bei dieser Heerschau der Gläubigen. Kein weltlicher Fürst hätte dagegen Einspruch erheben können, wiewohl von ihnen keiner persönlich an der Wallfahrt teilnahm.

Bonifaz aber ließ es bei dieser praktischen Darlegung seines Ansehens nicht bewenden. Gleichzeitig formulierte er die Theorie, die Innocenz IV. aufgestellt hatte. Er erscheint als Stellvertreter Christi, Statthalter Gottes. Ihm sind die beiden Schwerter übergeben. Das weltliche vertraut er den Fürsten an, um es nach seinem Willen zu verwalten. Die Lehre von der Infallibilität schreibt sich ebenfalls aus diesen Zeiten her. Sie beruht auf der Stelle des Lukasevangeliums: ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Was nun von Petrus gesagt war, sollte auch von seinen Nachfolgern gelten. Es ist ein Privilegium, welches unerschüttert bleiben muß. Dem gegenüber hatten die alten Lehrer wie Gratian immer gesagt: der Papst könne von niemandem gerichtet werden, es sei denn, daß er vom Glauben abirre. Das war also als sehr möglich angenommen. Man bemerkte, daß Paulus dem Petrus ins Angesicht widersprochen habe. Noch Innocenz III. sagt, in anderen Dingen richte ihn Gott: wegen eines am Glauben begangenen Fehltrittes kann ich von der Kirche gerichtet werden! Der Hauptbegründer der Infallibilitätslehre ist nun der große Dogmatiker dieser Epoche, Thomas von Aquino. Er schließt aus den Verheißungen: erstens, daß die allgemeine Kirche nicht irren könne; zweitens, was doch ziemlich ohne Vermittelung ist, der Autorität des Papstes komme es zu, das zu bestimmen, was zum Glauben gehöre, ein neues Bekenntnis aufzustellen. Welch eine Autorität, den Glauben unbedingt zu bestimmen, von jeder Schuld den Gläubigen freizusprechen, den Widerstrebenden zu vernichten!

In der Schrift des Thomas vom Fürstenregiment wird nun aus derselben Prämisse auch die weltliche Gewalt gefolgert. Christus ist König und Priester, so auch seine Nachfolger. Wie der Leib von der Seele sein Wesen empfängt, so hängt alles Zeitliche von dem Geistlichen ab, die weltliche Jurisdiktion der Fürsten von der geistlichen des Petrus. Die Schenkung Konstantins an Sylvester hat nur das, was sich gehörte, bestätigt. Theoretisch erwiderte man darauf doch schon damals: wer alles nehme, sei in Gefahr, alles zu verlieren. Es wäre ein erbärmliches Europa geworden, wenn es Bonifaz VIII. gelungen wäre, diese thomistische Doktrin für die Zukunft zu verwirklichen. Aber notwendig mußte nun auch der Kampf, den die Kaiser bisher allein geführt, für die Unabhängigkeit der weltlichen Macht, von den weltlichen Fürsten insgesamt weitergeführt werden. Der Papst sah sich einigen Fürsten von großer Energie gegenüber, Philipp dem Schönen von Frankreich, Eduard I. von England, dem aragonesischen Friedrich von Sicilien, dem römischen Könige Albrecht I. Selbst jene Colonnas wuchsen über die Stellung einer bloßen Faktion hinaus, indem sie gegen den Papst, der seine universale Gewalt in Rom doch so einseitig ausübte, ihren Widerstreit fortsetzten. Der Ghibellinismus bekam überhaupt wieder etwas zu bedeuten, er war ein Bedürfnis der Welt. Darauf, daß er diesem ghibellinischen Gedanken Ausdruck gab, beruht zwar nicht der poetische Gehalt, wohl aber der welthistorische Charakter der Dichtung Dantes. Er verdammte die Verbindung des Hirtenstabes mit dem Schwerte; er rief dieser Anmaßung gegenüber die Gerechtigkeit Gottes an. Man hat das in Florenz wohl empfunden, als man vor kurzem das sechshundertste Jahr der Geburt Dantes so glänzend feierte; es geschah eben dieser allgemeinen Idee halber.

Der erste Konflikt nun, in welchen Bonifaz mit dem großen Fürstentum seiner Zeit geriet, hängt mit den englischen Verhältnissen zusammen. Eduard I., den wir als Prinzen nach Accon ziehen sahen, als König ritterlich und unternehmend, war für den noch immer ansehnlichen Rest der plantagenetischen Provinzen in Guyenne Lehnsmann der Krone Frankreich, dagegen Lehnsherr über Wales und Schottland. Es war damals, daß er, und zwar mit Hülfe seiner südfranzösischen Vasallen, Wales besiegte. Die rebellischen Fürsten Llewellyn und David wurden enthauptet und ihre Köpfe einander gegenüber am Tower aufgestellt. Der englische Thronfolger empfing den Titel Prinz von Wales. Da starb 1286 das alte schottische Königsgeschlecht mit Alexander III. aus. Dreizehn Prätendenten erhoben sich; einer von diesen, Baliol, wurde von Eduard I. 1292 zum König eingesetzt und huldigte ihm in aller Form. Damit war man indessen in Rom nicht zufrieden, weil der Papst selber die Oberlehnsherrschaft über Schottland in Anspruch nahm. Noch unter Cölestins V. Namen, dem jedoch Kardinal Benedict dabei die Hand geführt haben wird, wurden die Schotten von dem Eide der Treue, den sie Eduard geleistet hatten, losgesprochen. Gewiß wurde dadurch der Ausbruch eines Aufruhrs befördert, gegen welchen jedoch König Eduard nochmals den

Platz behielt. Er nahm 1296 die Herrschaft von Schottland, wie die von Wales, für sich selbst in Besitz. Bonifaz hätte wenig dagegen ausgerichtet, hätten sich nicht die Franzosen ebenso lebhaft dawider gesetzt.

Ein Streit zwischen Seeleuten aus der Normandie und Engländern bot nur den zufälligen Anlaß zu dem Kriege, der schon 1293 zwischen beiden Mächten ausgebrochen war. In der That fühlte sich Philipp IV. bereits als Bundesgenossen der Schotten; er wollte seinen Vasallen Eduard, über dessen Unbotmäßigkeit er sich beklagte, nicht mittelst der Streitkräfte des südwestlichen Frankreichs zum Herrn über ganz Britannien werden sehen. Um Philipp wirksam zu begegnen, schloß dann Eduard ein großes Bündnis mit Flandern und vielen Niederdeutschen, für das er, wie wir berührten, auch den römischen König Adolf gewann. Hatte doch Philipp IV. auch diesen herausgefordert, indem er das Reich Arelat überzog. Mit gleicher Begierde suchte er sich jetzt auf der anderen Seite der englischen Gascogne vollends zu bemeistern. Und hier zuerst behielt er entschieden die Oberhand; denn eben jetzt empörte sich Schottland aufs neue. Dort erhob sich der mächtige Wallace und organisierte eine echt nationale schottische Bewegung zur Verteidigung des Landes; er befreite das schottische Gebiet und nahm selbst Northumberland ein. Unter diesen Umständen wurde auch Flandern, wo die Franzosen eine Partei für sich hatten, von ihnen bezwungen. Sie nahmen Lille in Besitz und waren Meister im offenen Felde.

Bonifaz, der in Bezug auf Schottland seinen Wunsch erfüllt sah, nahm nun keinen Anstand, eine Waffenruhe und darauf, im Mai 1298, einen Frieden zwischen England und Frankreich zu vermitteln. Auf seine Entscheidung hin ward eine Doppelvermählung zwischen den Kindern beider Könige, sowie die Herstellung der alten Besitzverhältnisse angeordnet; der Bund der Engländer mit Flandern wurde aufgelöst. Eben hierdurch geschah es denn, daß König Adolf völlig isoliert dastand, als sein Gegner Albrecht wider ihn zu Felde zog. Albrecht hatte sich überdies an den Papst gewendet, um dessen Einwilligung in die Absetzung Adolfs zu erwirken. Auch ist ein Schreiben verbreitet worden, nach welchem Bonifaz in der That darein gewilligt hätte. Er hat das jedoch mit vieler Wahrscheinlichkeit abgeleugnet; ich glaube, daß er davon vollkommen freizusprechen ist. Der Sturz Adolfs, gegen den sich die geistlichen Kurfürsten erklärt hatten, war ihm an sich nicht zuwider; von der Erhebung Albrechts aber wollte er darum doch nichts wissen, er nannte ihn Königsmörder. Sein Gedanke war gewesen, das deutsche Reich während der Vakanz selbst zu verwalten. Daß Albrecht sich behauptete, ja die wieder von ihm abfallenden geistlichen Kurfürsten niederwarf, war eine Niederlage der päpstlichen Politik. Doch trat sie sehr in den Hintergrund gegen den gewaltigen, aber sein Schicksal entscheidenden Streit, in welchen Bonifaz nunmehr mit Philipp dem Schönen verwickelt ward.

Ludwig IX. hatte die Ergebenheit gegen den römischen Stuhl mit der Behauptung der weltlichen Gerechtsame zu vereinigen gewußt. Unter Philipp IV.

dem Schönen aber erscheint die Idee eines französischen Reiches, das auf niemand als auf sein eigenes Interesse Rücksicht nimmt, in ihrer vollen Stärke. Philipp war siebzehn Jahre alt, als er den Thron bestieg, aber gleich damals vollkommen gebildet; nur vierzig war er alt, als er starb, noch in der vollen Kraft der Jahre. Seine ganze Regierung ist Kampf nach allen Seiten, doch verficht er überall die Idee des persönlichen Königtums, inwiefern es in der Idee des Reiches enthalten ist. Er hat der Institution des französischen Parlamentes Festigkeit gegeben, die Versammlung der drei Stände gegründet, die großen Vasallen unterworfen, finanziell eine durchgreifende Ordnung der Dinge begründet. Er war der erste, der das westfränkische Reich über die Grenzen der früheren Jahrhunderte hinausführte und dem ostfränkischen, deutschen die französisch redenden Gebiete des dritten Reiches, das im 9. Jahrhundert gegründet worden war, des altlothringischen, besonders im Rhonethal entriß. Westfrancien hörte auf, Frankreich vom Atlantischen Ocean bis zu den Alpen begann. Philipp der Schöne war von Anfang an von Rechtsgelehrten umgeben, welche ihm die Notwendigkeit, Geistliche und Barone im Zaume zu halten, vorhielten, und denen er völlig Glauben beimaß. Er betrachtete sich als die Quelle der Gesetze; stolz, jähzornig, hartnäckig, grausam setzte er sie durch. Überall erkennt man, daß er einen bestimmten Willen, einen Plan hatte, den er verfolgte. Er hatte Herrschsucht und Ehrgeiz und scheute kein Mittel, sie zu befriedigen. Er regierte durch die Tribunale. Er war gehaßt und gefürchtet; doch sahen die Unterthanen in der Furcht fremder Nationen vor ihm wiederum eine Befriedigung ihres Selbstgefühls.

Es war nicht anders möglich, als daß ein König von solcher Gesinnung, welcher, in der Idee der vollen Souveränetät seines Reiches lebte, mit einem Bonifaz, der die Oberherrschaft des Papsttums so entschieden in Anspruch nahm, in Widerstreit geriet. Und was kein Kaiser hatte durchführen können, das gelang dem früher so devoten französischen Königtum. Schon die Jahre daher war es zu mancher Zwistigkeit gekommen. Nicht von vornherein und moralisch wird man dem Papste Unrecht geben. Er ließ sich etwas dafür sagen, wenn er sich des Grafen von Flandern annahm, dessen Tochter der König in seiner Haft hielt. Aber ebenso klar ist, daß er dadurch mit dem eigensten Interesse des Königs zusammentraf. Denn der Graf hatte seine Tochter mit dem Prinzen von Wales verlobt, und zwar eben zu der Zeit, als der englische Krieg wieder ausbrach. Für Frankreich hatte er das größte Interesse, daß diese Verbindung nicht zustande käme. Ein Recht gab es, das hierbei in den Vordergrund treten konnte, das auf alle Fälle dieser Art berechnet war: der König mußte bei der Verheiratung der Tochter seines Vasallen befragt werden, was der Graf versäumt hatte. Der Papst aber nahm sich des Grafen an und citierte den König vor das Tribunal des römischen Hofes. Der König antwortete, er habe in seinem Reiche Gerichtshöfe — den großen Pairshof, der den Oberlehnsherren immer so nützlich

geworden —, der Papst habe kein Recht, sich in diese weltlichen Angelegenheiten zu mischen; er, der König, besitze die Souveränetät durch göttliches Recht.

Eine andere, noch weniger zu vermeidende Differenz lag in den finanziellen Angelegenheiten. Die beiden Könige von Frankreich und von England zogen die Geistlichen zu den Lasten des Landes heran, die dann in dem Kriege oft sehr empfindlich wurden. Aber es war die Prätention der Geistlichkeit in aller Welt, daß sie eine Exemtion von diesen Auflagen besitze; in dem Papst sahen sie den Vertreter der geistlichen Immunitäten, und dieser hielt es für seine vornehmste Pflicht und unzweifelhafte Befugnis, sie zu schützen. Der Papst erließ 1296 ein Decretale über die Immunität der Kleriker, in welcher die Geistlichen, die sich einer weltlichen Anmutung zu Kollekten, Taillen und jeder Art von Auflagen einzeln unterwarfen, wäre es auch unter dem Namen einer Hülfsleistung, ohne die Ermächtigung von seiten des apostolischen Stuhles, ebenso aber die Fürsten, die dergleichen eintrieben, mit der Exkommunikation bedroht wurden. Er autorisierte also in diesem Punkt die Geistlichen zum Ungehorsam gegen die Fürsten. Dagegen trat der König mit dem entgegengesetzten Prinzip hervor: er verbot allen Fremden in seinem Reich, irgend eine Art von Geldverkehr zu treiben, was dann allerdings auf die geistlichen Exaktionen des Papstes Bezug hatte und Bonifaz im höchsten Grade verdroß. Es war jener alte Streit zwischen Kaisertum und Papsttum, der hier an anderer Stelle wieder auflebte. Der König von Frankreich aber war glücklicher, als der Kaiser. Die Prälaten selbst machten den Papst darauf aufmerksam, daß der Lehnseid sie verpflichte, dem Könige in seinen Kriegen Dienste zu leisten. Der Papst zog hierauf zurück; denn eine Differenz mit der Geistlichkeit selbst würde ihm höchst widerwärtig gewesen sein. Er erklärte 1297, die Bulle solle für Frankreich nicht gelten.

In jenen Verhandlungen über den Stillstand mit England wollte der Papst bei Strafe der Exkommunikation entscheiden; aber der König erklärte auch das für eine weltliche Angelegenheit, in der er sich keinem lebenden Menschen für untergeordnet erkennen könne. Für Deutschland war diese Differenz ein Glück. Denn sonst würde leicht der Bruder des Königs von Frankreich, Karl von Valois, der in Gnaden bei Bonifaz stand, römischer König geworden sein. Daß das nicht geschah und Karl von Valois in den italienischen Händeln in einem Sinne gebraucht wurde, den der König mißbilligte, weckte dessen Feindschaft gegen Rom noch mehr auf. König Philipp vereinigte sich mit Albrecht von Österreich, der dem Papste entgegen war. Die Colonnas, aus Italien verjagt, fanden Aufnahme in Frankreich.

Da schickte nun Bonifaz einen Legaten nach Frankreich, welcher recht geeignet war, den Hader zu entzünden. Es war Bernhard von Saisset, Bischof von Pamiers, schon zuvor ein Gegner der Krone. Das meiste, was man über den früheren Hader zwischen ihm und Philipp erzählt, ist zweifelhaft. Der neue Bruch erfolgte, als der Bischof nach beendeter Botschaft in seine

Diöcese zurückgekehrt war. Da mag er sich wohl sehr unvorsichtig betragen haben; eine Menge widriger Äußerungen werden ihm schuld gegeben. Man warf ihm vor, er habe zur Rebellion gegen den König aufgereizt. Er wurde gefangen gesetzt, zwar unter der Obhut einiger Geistlicher, denen der König traute, aber doch vornehmlich unter einer ritterlichen Wacht. Philipp wollte über den päpstlichen Legaten, der nach seinem Begriff hochverräterische Reden geführt hatte, Gericht halten lassen. Durch die Belästigung eines hohen Geistlichen von seiten der weltlichen Gewalt zeigte sich nun der Papst abermals aufs tiefste verletzt. Er erließ mehrere Bullen gegen den König, zugleich aber beschied er die französischen Prälaten nach Rom, um solche Maßregeln mit ihnen zu besprechen, wie sie zur Besserung des Königs und zur Abstellung der Mißbräuche erforderlich seien. Und noch ehe dies Konzil beisammen war, erklärte Bonifaz die dem Könige gemachten Konzessionen in Bezug auf die Kriegssteuern für aufgehoben.

Am 5. Dezember 1301 folgte die Bulle Ausculta fili. Darin besteht der Papst auf seinem Primat auch über die Könige und Reiche. Gott habe ihn gesetzt, um in seinem Namen zu zerstören und einzureißen, zu bauen und zu pflanzen. Philipp möge sich ja nicht einreden, daß er keinen Oberen habe. Dann folgt eine neue Verweisung auf die Gewalt: du wirst hören, was Gott der Herr durch mich ausrufen wird! Ein Nuntius brachte die Bulle nach Frankreich, zugleich — so meint man wenigstens, doch halte ich es für zweifelhaft — mit der Erklärung, daß der König, wenn er nicht gehorche, des Thrones verlustig sein, sein Reich für ein dem Petrus heimgefallenes Lehen erklärt werden würde. Der König hörte diese Erklärung mit äußerster Entrüstung. Sein Schwager, der Graf von Artois, entriß dem Nuntius seine Papiere und warf sie ins Feuer. Philipp erklärte seine Söhne für verflucht, wenn sie jenen als Oberen des Reiches anerkennen würden.

Die Hauptsache war, daß er beschloß, um den Streit über das Persönliche zu erheben, die Stände des Reiches zu berufen. Nicht als ob nicht schon ein ähnlicher Versuch vorgekommen wäre: aber zu wirklicher Bedeutung kam der dritte Stand doch erst im April 1302, als er mit Baronen und Geistlichen zu einem großen Reichstag zusammentrat. Der König sprach selbst. Die Breven und Bullen ließ er nicht gerade verlesen, er hob nur hauptsächlich hervor, der Papst habe ihn wissen lassen, das Reich, das er von Gott erhalten zu haben glaube, sei ihm vom Papste verliehen. Er befahl den Versammelten als ihr König und bat sie als ihr Freund, ihn in der Wahrung der Ehre und Freiheit des Landes zu unterstützen. Darauf traten alle ab. Barone und Städte erklärten hierauf dem König ihre völlige Beistimmung mit der Bemerkung: sollte er je die römischen Übergriffe dulden wollen, so würden sie dieselben nicht dulden. Was sollten wir thun? sagen die Prälaten in ihrem Briefe an den Papst. Man wollte ihnen keine Frist gestatten und erklärte ihnen: wer nicht beistimme, sei ein Feind des Königs.

Sie fürchteten den Abfall der Laien von der Kirche; auch sie erklärten, sie würden den König bei der Verteidigung der Ehre und Freiheit des Reiches ihrem Lehens- und Unterthaneneide gemäß unterstützen.

Ein sehr gereizter Briefwechsel erfolgte. Der Papst schrieb u. a. der französischen Kirche: der Wahnsinn einer Tochter könne die Mutter nicht beflecken. Am 30. Oktober 1302 eröffnete er doch sein Konzil zu Rom. Es waren immerhin, hauptsächlich aus dem südlichen Frankreich, vier Erzbischöfe, dreißig Bischöfe und einige Äbte, welche allen Gegenbefehlen des Königs zum Trotz in Rom erschienen und damit ein großes kirchliches Werk zu thun meinten. Man verdammte hier das Verfahren des Königs, stellte die Exkommunikation in Aussicht, wenn er das Hin- und Herreisen der Konziliaren verhindere, und erließ die Bulle Unam sanctam, welche ein großes Manifest der pästlichen Ansprüche war. Nur erhellt nicht, welchen Anteil die Versammlung daran nahm. Darin wird die Einheit der Kirche, die nur Ein Haupt, nämlich den heiligen Petrus und dessen Nachfolger, habe, mit allem Nachdruck hervorgehoben und ebenso die Behauptung, daß beide Schwerter dem heiligen Petrus gebühren. Er ist der Höhere und kann alle richten, aber von niemand gerichtet werden. Die Bulle schließt mit den Worten: alle menschliche Kreatur sei dem römischen Papste untergeben und zwar aus dem Bedürfnis des Heils.

Es sind immer noch Friedensbedingungen von seiten des Papstes vorgeschlagen, von der anderen Seite abgelehnt worden; man hielt dafür, daß die Emissäre des Papstes zugleich die Prälaten zu gewinnen bestimmt seien. Die eigentliche Antwort auf die Bulle Unam sanctam war ein Beschluß des Staatsrats, von Wilhelm Nogaret, einem kleinen und unscheinbaren Manne, aber einem der größten Kronjuristen, die es je gegeben hat, dessen Voreltern zu den Albigensern neigten, vorgeschlagen und durchgeführt, daß der Papst selbst, wenn er auf verbotenen Wegen zum Papsttum gekommen sei, nicht mehr als Papst anerkannt werden dürfe. Seine Lippe fließe über von Verwünschungen, und seine Füße seien schnell zum Blutvergießen. Hierauf schritt nun auch der Papst zu den äußersten Mitteln. Er erklärte den König am 13. April 1303 für ausgeschlossen von der Kirche und verbot, ihm die Sakramente zu administrieren. Er ließ nichts unversucht, um die gallikanischen Prälaten doch zur Reise nach Rom zu vermögen.

In diesem Augenblick trat er in ein Verständnis mit dem römischen König Albrecht, welchen er nunmehr anerkannte; denn die Zeit dazu sei gekommen. Aber stets mit der Verwarnung, das geschehe nicht auf immer; der römische Stuhl, der den Deutschen das Kaisertum übertragen habe, könne es ihnen auch wieder entreißen. Er sprach Albrecht von allen Verbindungen los, die er eingegangen sei. Er ermahnte auch die Wahlfürsten, durch Anerkennung Albrechts sich dem römischen Stuhle willfährig zu erweisen. Albrecht, dessen Ehrgeiz dadurch mächtig angeregt wurde, antwortete in einem unterwürfigen Schreiben, in welchem er erklärt, dem Papst und seinen

Nachfolgern allezeit treu und gehorsam sein zu wollen und sogar die Feinde der Kirche persönlich zu bekämpfen. Er suchte die Gnade des Papstes; denn er konnte nicht wie der König von Frankreich auf Unterstützung der Stände gegen ihn rechnen. Die deutschen Kaiser waren in dem großeu Kampfe nun einmal besiegt. Es war offenbar auf einen Krieg im großen Stil abgesehen; der deutsche König sollte das Strafurteil gegen Philipp den Schönen vollziehen.

Indessen nahmen sich die Franzosen nun umsomehr zusammen. Ein Rechtsgelehrter brachte so viele Beschuldigungen gegen Papst Bonifaz vor — unter anderem er halte einen Hausteufel, glaube nicht an die Unsterblichkeit der Seele u. s. w. —, daß die Versammlung der Stände sich mit dem Könige dahin einigte — auch die Geistlichen — daß ein allgemeines Konzil aus allen Nationen berufen werden müsse, um die Unschuld „unseres Herrn Bonifacius" an den Tag zu bringen. Sie appellieren zugleich an das Konzil und an den künftigen wahren Papst. So erhebt sich zugleich mit der Selbständigkeit der Reichsversammlung die Idee einer großen allgemeinen konziliaren Vereinigung, um über den Papst zu richten. Die Geistlichkeit trat dem König mit ihren Adhäsionsurkunden bei. Der Streit zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt bekommt durch diesen Kampf zwischen Philipp und Bonifaz eine andere Wendung. Es ist die Idee des besonderen Reiches und Staates, die in den Ständen ihren Ausdruck findet, welche nun der allgemeinen Kirche mit ihren unerträglichen Rechten gegenübertritt.

Auch die Verhaftung des Papstes hatte Nogaret bereits in Anregung gebracht. Der König war wirklich stärker als der Papst. König Albrecht wollte von einer Belehnung mit Frankreich nichts hören; denn zwischen ostfränkischen und westfränkischen Fürsten bestehe ein alter Vertrag, welcher ihnen verbiete, einander anzugreifen. Ebensowenig rührte sich Eduard I. von England gegen seinen Nachbar.

Und selbst in seiner Vaterstadt Anagni, wohin er sich begab, war der Papst sehr schwach. Das Geschlecht der Gaetani, dem er angehörte, hatte unter dem Landadel viele Feindseligkeiten erweckt. Nogaret erschien in Italien; ein Bankhaus in Florenz vermittelte die Geldzahlungen. Sciarra Colonna, der sein ganzes Geschlecht rächen wollte, war die Seele von allem. König Philipp hatte über die beiden Schwerter wohl gesagt, das eine bestehe in Worten, das andere in Eisen. Den Kampf in aller Form wollte er nun zwar selber nicht beginnen, aber er bediente sich der italienischen Faktionen. Unter französischer Veranstaltung wurde der Papst am 7. September 1303 in Anagni überfallen und gefangen genommen. Sciarra Colonna drohte, ihm nun zu vergelten, was die Colonnas von ihm erduldet hätten. Aber die Bürger von Anagni befreiten Bonifaz und er ging nach Rom zurück. Er ward mit Jubel empfangen. Er hoffte noch ein Konzil in Rom zu berufen und dann mit aller apostolischen Macht gegen Philipp IV. anzugehen, mit Interdikt und Bann, von dem Konzil unterstützt. Aber in Rom geriet

er in die Hände der Orsini. Auch diese und die Kardinäle selbst wollten ihm die Freiheit nicht lassen, aus der einen der päpstlichen Residenzen, dem Lateran, nach der anderen, dem Vatikan, zu gehen. Also, sagte er, bin ich ein Gefangener! In diesem Gefühle, in dem er die Thüren verschloß und Zeichen von Wahnsinn gab, ist er verstorben. Man fand ihn tot auf seinem Lager. Die Welt wollte ein Papsttum wie dies, die Fülle der weltlichen und geistlichen Gewalt in einer Person nicht mehr.

Der neue Papst, Benedict XI. (1303—1304), war in der größten Verlegenheit. Er suchte besonders die Ruhe im Kirchenstaat wiederherzustellen. Die Urheber der Attentate gegen Bonifaz drohte er zu bestrafen; gegen den vornehmsten der Könige wagte er nicht anzugehen. Seine späteren Bullen beweisen vielmehr, daß er mit demselben in ein gutes Verhältnis zu treten suchte. In dem folgenden Konklave stellten sich die beiden Faktionen einander unversöhnlich entgegen, die italienische von einem Gaetani, die französische von da Prato geleitet. Endlich kam dieser soweit, daß er dem König die Wahl des Erzbischofs von Bordeaux, Bertrand de Got, versprechen konnte. Der König hielt aber für ratsam, diesen erst völlig auf seine Seite zu bringen. Er legte ihm sechs Bedingungen vor, von denen die ersten fünf sich auf die Vernichtung des Andenkens Bonifaz' VIII. bezogen; die sechste wurde nicht bekannt. So erzählt wenigstens Villani. Bertrand de Got schwur bei dem heiligen Evangelium, sie alle zu halten. Hierauf wurde er gewählt, am 5. Juni 1305. Der erste Akt seines Pontifikates war, daß er die Kardinäle einlud, nach Lyon zu kommen und ihn dort zu krönen. So geschah es denn. Lyon konnte bereits als französische Stadt angesehen werden. Es ist nicht klar, ob dies jener versprochene sechste Punkt war. Clemens V. blieb in Frankreich. Siebzig Jahre haben die Päpste dort geweilt. Clemens sprach Philipp vom Banne frei, und zwar wegen seiner erwiesenen Unschuld. Der König von Frankreich triumphierte vollständig.

Noch eine große kirchliche Angelegenheit hat Philipp dann zustande gebracht: den Sturz der Templer. Eben in Paris hatte dieser Orden seinen vornehmsten Sitz; fast ein Drittel der Stadt gehörte ihm; von hier aus dehnte er seinen großen Einfluß über die Christenheit aus. Das Eigentümliche des Verfahrens Philipps des Schönen liegt nun darin, daß er die Kirche mit kirchlichen Ideen bekämpfte. Er besiegte Bonifaz dadurch, daß er ihn mit Beistimmung des Klerus für einen Ketzer erklärte. So wandte er auch gegen die Templer hauptsächlich kirchliche Waffen an. Der Prozeß der Templer zeigt doch, daß die Ordensritter, freilich unter der Folter, aber doch nicht ohne alle Glaubwürdigkeit, der Verleugnung des Christentums sich angeschuldigt haben. Freilich sagten sie wohl: nach dem Beispiel des heiligen Petrus und doch nicht ernstlich. Die Templer befanden sich ungefähr auf dem Standpunkt Kaiser Friedrichs II. und Manfreds. Sie hatten sich mit dem mohammedanischen Wesen lange nah berührt und in ihrer besonderen

Politik auch zuweilen christliche Fürsten bekämpft. In ihren Kirchen finden sich unchristliche Symbole.

Am 13. Oktober 1307 ließ nun Philipp den Großmeister Jacob Molay und 140 Ritter auf einmal gefangen nehmen und den Prozeß gegen sie instruieren. Die großen Herren, stolz auf den eben über den Papst erfochtenen Sieg, klagten sie an. Die Aussagen erschreckten selbst den Großmeister, und seine Verteidigung war sehr schwach. Es scheint, als habe er nur die Vergehen der Einzelnen an diesen selber strafen lassen wollen. Aber die päpstlichen Kommissare — denn auch der Papst hatte nach einigem Widerstreben eingewilligt — wollten den ganzen Orden für ketzerisch erklären. Dieses schreckliche Wort entwickelte noch einmal seine ganze Stärke. Ein Provinzialkonzil unter dem Erzbischof von Sens verdammte auf einmal 56 Ritter zum Tode im Feuer. So fuhr man in Italien, in Spanien fort, wiewohl nicht mit der gleichen Strenge, namentlich ohne Tortur.

Indem der Papst in Bezug auf die Templer nachgab, ließ Philipp zu, daß man Bonifaz VIII. nicht geradezu für einen Ketzer erklärte; sein Verfahren gegen ihn aber ward ebenfalls gebilligt. Im Jahre 1312 kam ein vermeintlich ökumenisches Konzil in Vienne zu stande, bei welchem der König selbst erschien, aber doch eine eigentliche Verdammung der Templer nicht durchsetzte. Der Papst mit den vertrautesten Bischöfen und einigen Kardinälen waren es selbst, welche die Verurteilung des Ordens aussprachen. Auf dem Konzil war auch noch von der Wiedereroberung des heiligen Landes die Rede gewesen; es versteht sich aber, daß mit dem, was soeben geschah, das faktische Ende der Kreuzzüge unwiderruflich ausgesprochen war. Zwei Jahrhunderte lang hatte die Hierarchie der Päpste über Europa geschaltet, hatte die Idee der Kreuzzüge das Abendland in Atem gehalten. Miteinander waren sie emporgestiegen: indem die eine zusammenbrach, verflüchtigte sich die andere.

II.

Zeiten des Übergangs zur modernen Welt.

(14. und 15. Jahrhundert.)

Herausgegeben
von
Alfred Dove und Georg Winter.

Vorwort.

Den Freunden der Rankeschen Weltgeschichte stellt sich hier versprochenermaßen ein neunter und letzter Teil* des Werkes vor, welcher dasselbe mit dem Ausgange des Mittelalters an das von dem Dahingeschiedenen ins Auge gefaßte Endziel führt. Der Zufall hat, wie einst bei den Geschichten Herodots, dem ältesten aller namhaften universalhistorischen Versuche, so auch bei diesem jüngsten unter ihnen den Gang der Darstellung nach dem Gesetz des Musenreigens äußerlich gegliedert und abgeschlossen.

Über den Ursprung des Unternehmens der Herausgeber und die Art ihrer Arbeit überhaupt ist bereits im Vorwort zum achten Teil ausführlich Bericht erstattet worden; nur wenige Bemerkungen, die sich auf den heute vorgelegten Band insbesondere beziehen, sei es erlaubt, zu wiederholen oder hinzuzufügen.

Die dreizehn Kapitel dieses Teils samt Eingang und Schlußwort, das 14. und 15. Jahrhundert umfassend, bilden in allem Wesentlichen, nach Form und Inhalt, den bisher zurückbehaltenen Rest eines Heftes, welches von Ranke selbst für die jüngste, im Sommersemester 1870 unternommene Wiederholung seines Kollegs über das nachstaufische Zeitalter eigenhändig niedergeschrieben worden. Dies Manuskript, dessen erste Abschnitte den letzten sieben Kapiteln des achten Teils nebst dem einleitenden Überblick zu Grunde liegen, befindet sich, im Vergleich mit den ebenso zerstückten, wie mannigfaltigen Papieren, aus denen wir die Rankesche Darstellung der staufischen Periode in den vorderen Partien des achten Teils zusammenzusetzen hatten, in einem verhältnismäßig einfachen Zustande. Nur an wenigen Stellen zeigte sich die einheitliche Fassung des Textes unterbrochen, um für Beilagen von älterer Herkunft Raum zu lassen; noch seltener begegneten, wie z. B. beim Schlußwort, mehrfache, einander parallele Entwürfe, die eine Auswahl oder auch eine Verschmelzung erforderten. Das nachgeschriebene Schülerheft, welches für die dem achten Teile einverleibten Abschnitte allenthalben willkommene Ergänzungen aus dem mündlichen Vortrage des Meisters darbot, versagte schon beim zweiten Kapitel dieses neunten seinen Dienst: der Hochsommer des Jahres 1870

* In der ersten Ausgabe der Weltgeschichte bildete der 2. Teil des 4. Bandes der vorliegenden Textausgabe den 9. Teil des Werkes.

raubte dem Zuhörer die nötige Sammlung, ja der Lehrer selbst blieb unter solchen Umständen weiter als sonst hinter dem Ziele der Vorlesung zurück. Aus alledem ergiebt sich, daß der bescheidenen, von der Pflicht der Entsagung beherrschten Redaktionsthätigkeit der Herausgeber diesmal bei weitem engere Grenzen gezogen waren, als beim vorigen Bande. Unmittelbarer, in ursprünglicherer Gestalt, als damals, hat man hier ein von Ranke selber fertiggestelltes Schriftstück vor Augen.

Desto nachdrücklicher ist freilich daran zu erinnern, daß dies Schriftwerk von dem Verewigten keinesfalls als solches entworfen worden, noch vollends zur Veröffentlichung durch den Druck bestimmt gewesen ist. So gewiß ein gutes Buch ein schlechtes Kollegienheft abgäbe, so wenig läßt sich umgekehrt der leicht angelegte Grundriß einer große Zeiträume, zumal von so verworrenem geschichtlichen Inhalt, umspannenden Vorlesung ohne weiteres auf die Stufe einer endgültigen welthistorischen Darstellung erheben. Wäre es Ranke selber vergönnt gewesen, sein Werk in litterarisch abgeschlossener Form soweit herabzuführen, er hätte sich ohne Zweifel vor allem in diesem Teil zu durchgreifenden Änderungen, im Ganzen wie im Einzelnen, gedrungen gefühlt. Die Komposition, wenn der lockere und unregelmäßige Aufbau der Erzählung diesen Namen verdient, steht zwar mit dem besonderen Charakter der geschilderten Periode, der allgemeinen Auflösung des vordem so straff centralisierten geschichtlichen Gemeinlebens, in innerem Zusammenhang; nichtsdestoweniger wäre wohl eine strengere Betonung der Momente der Einheit, ein Vermeiden der häufigen Wiederholungen, des für den mündlichen Vortrag allerdings nützlichen Vor- und Zurückgreifens der Darstellung erreichbar gewesen. Dazu kommt, daß sich gerade dem 14. und 15. Jahrhundert erst in jüngster Zeit die kritische Geschichtsforschung eifrig und glücklich zugewendet hat: ihren Ergebnissen hätte Ranke sicherlich die aufmerksamste Rücksicht erwiesen, und die Thatsachen selbst, sowie das Urteil über ihre Bedeutung, hätten demgemäß an vielen Punkten eine andere Gestalt angenommen.

Sollten wir jedoch aus solchen Gründen den Lesern, die den achten Teil der Weltgeschichte so freundlich begrüßt, den neunten, dessen Idee nicht minder von den letztwilligen Wünschen des Verstorbenen gefaßt worden, am Ende lieber gänzlich vorenthalten? Wir waren nicht dieser Meinung. Auch in diesen rasch und zu anderem Zweck hingeworfenen Kapiteln tritt die weltumfassende Anschauung Rankes, sein Scharfblick für die geringsten Erscheinungen des geschichtlichen Daseins und so mancher andere unschätzbare Vorzug seines Geistes oft und hell genug zu Tage, um einen dankbaren Sinn darüber das Fehlende, nicht mehr Herbeizuschaffende, verschmerzen zu lassen; statt des Besseren wird man mit dem Guten gern vorlieb nehmen.

Bonn, im Juli 1888.

Alfred Dove.

Eher bei dem Falle Bonifaz' VIII., als bei dem der Hohenstaufen, könnte man einen welthistorischen Abschnitt machen. Denn die kaiserliche Gewalt, wie sie Friedrich II. zuletzt besessen, hatte doch in Wahrheit nur Italien und Deutschland umfaßt; die päpstliche, die in seiner Person das Kaisertum selber zu Grunde gerichtet, erstreckte sich dagegen über das gesamte Abendland. Eben diese Macht nun hatte durch das Ereignis von Anagni einen unverwindlichen Schlag erlitten: die ganze romanisch-germanische Völkerwelt mußte von dessen Wirkung getroffen werden. Es begann damit in der That eine Epoche der Rückbildung für die römische Hierarchie überhaupt: der Aufenhalt der Päpste in Avignon, das Schisma, die Konzilien bilden eine Reihe von Begebenheiten, durch welche das Papsttum in immer unangenehmere Verwickelungen geriet. Als das Unterscheidende kann man bezeichnen, daß bisher das Prinzip der Einheit in den abendländischen Völkern überwogen hatte und noch immer vorgedrungen war, nunmehr aber die einzelnen Reiche auf der von Philipp dem Schönen für alle erstrittenen Grundlage sich zu größerer Selbständigkeit erhoben. Damit hängt denn das Emporkommen der Landessprachen, die mannigfaltige Kultur, die sich allenthalben herausbildet, zusammen. Das 14. und 15. Jahrhundert zeigen einen Fortschritt nationaler Entwickelung unter dem gemäßigten Einfluß der Kirche und bereiten insofern jene große Secession im Glauben vor, welche das 16. charakterisiert. Auch durch diese ward jedoch die Einheit des Lebens keineswegs völlig zerrissen; nicht allein die gemeinsame Grundlage der Kultur wurde beibehalten: indem man nur die anstößigsten und drückendsten Doktrinen beseitigte, behauptete sich im wesentlichen selbst die gleiche Religion.

Noch viel stärker blieben natürlich die Momente der Einheit in den Zeiten des Übergangs, die uns hier beschäftigen. Sie hatten um so größeres Gewicht, als auf der anderen Seite auch die einzelnen Reiche doch noch weit entfernt davon waren, je für sich geschlossene Staatskörper darzustellen. Das in diesem Augenblick mächtigste, Frankreich, wurde sehr bald von seinem Nachbar England beinahe bis zur Auflösung herabgebracht. Handelte es

sich dabei um den Eingriff einer fremden Dynastie, welche der einheimischen die Herrschaft zu entreißen suchte, so stand auch umgekehrt England noch immer unter einem gewissen Einfluß des französischen Wesens: die französische Sprache beherrschte noch von Amtswegen den englischen Staat. Gründlicher fast, als diese großen westlichen Mächte, schienen nach dem Sturze des Kaisertums die so lange eng verbundenen centralen Gebiete, Deutschland und Italien, voneinander geschieden. Dafür war jedoch hier die Absonderung bis zum Extrem entwickelt, das Prinzip der Selbständigkeit bis in die unteren Kreise des öffentlichen Lebens eingedrungen. Allenthalben erhoben sich Autonomien und kleine Staatsbildungen: in Deutschland vorwiegend fürstlich regierte Territorien, in Italien hingegen städtische Republiken. In dem letzteren Lande wirkte dann die Entfernung des Papsttums dahin, die ohnedies vorhandene Zersetzung weiter zu befördern. Anarchische Zustände nahmen überhand, welche alsbald — denn irgend eine höhere, friedenstiftende Autoriät schien unentbehrlich — den Gedanken einer Erneuerung der kaiserlichen Gewalt über Italien nahelegten; was denn nicht geschehen konnte, ohne eine abermalige Verflechtung der deutschen Geschicke mit den italienischen.

Auch insofern ist die Abwesenheit der Päpste von Rom ein großes Ereignis: das Kaisertum des 14. Jahrhunderts hängt wesentlich damit zusammen.

Erstes Kapitel.

Kaiser Heinrich VII.

Von 1273—1308 hatte man nur römische Könige, d. h. solche, welche die höchste Gewalt in Deutschland ausübten mit der Anwartschaft auf das Kaisertum, das sie jedoch nie erlangten. Den drei römischen Königen folgten nun wieder drei römische Kaiser: Heinrich VII., Ludwig der Bayer, Karl IV. Daß es mit dem Königtum allein, von welchem wenigstens Papst Bonifaz behauptete, es könne auch wieder zurückgenommen werden, auf die Dauer in Deutschland selbst nicht gehen würde, zeigte sich wohl. Auf die Wahl Adolfs war in der That dessen Absetzung gefolgt; auch der Gegner aber, der ihn gestürzt, vermochte die Gründung einer festen monarchischen Gewalt am Ende nicht zu stande zu bringen.

Kommen wir noch zurück auf den Ausgang dieses Königs Albrecht, der persönlich ohne Zweifel Eigenschaften besaß, welche ihn zu einer solchen Aufgabe tauglich machten. Wir sahen, wie er den geistlichen Fürsten imponierte, wie er das Verhältnis zwischen Bonifaz und Philipp von Frankreich dazu benutzte, um die Anerkennung des Papstes zu erlangen, ohne sich doch in

dessen Feindseligkeiten fortreißen zu lassen. Für diese Haltung hatte er vor allem ein Motiv in dem Verhältnis zu Böhmen, wo sein Schwager Wenzel II. eine sehr bedeutende Stellung, die ihn auch mit dem Papst entzweite, eingenommen hatte. Wenzel wurde König von Polen im Widerspruch mit dem angemaßten Rechte Roms und streckte die Hand nach Ungarn aus, welches der Papst dem Hause Anjou versprochen hatte. Papst Bonifaz behauptete, die polnischen Provinzen gehörten dem römischen Stuhl an und Ungarn trage jeder König von ihm zu Lehen. Er widersetzte sich dem König Wenzel in der einen und der anderen Beziehung. König Albrecht war in der thüringisch-meißnischen Angelegenheit mit Wenzel verbunden, er hatte ihm Meißen verpfändet; jetzt aber brach er mit ihm: die Vereinigung jener beiden östlichen Kronen mit der böhmischen — eine Kombination, die noch über die Erfolge Ottokars hinausging — dünkte ihn selber als Herrn von Österreich unerträglich. Er trat auf die Seite des Papstes Bonifaz, als dieser kurz vor seinem Sturze den Prinzen von Neapel, Karl Robert, als rechtmäßigen Erben der Arpaden, von denen derselbe in weiblicher Linie abstammte, anerkannte; worauf Karl Robert — übrigens zugleich ein Neffe König Albrechts — an den ungarischen Magnaten wirklich Unterstützung fand.

Wenn König Albrecht nicht gegen Philipp von Frankreich einschreiten wollte, so lag also das vornehmste Motiv dafür in dem Wunsche, den Krieg gegen Böhmen zu unternehmen. Er mutete seinem Schwager Abtretungen sehr bedeutender Art an: Wenzel sollte auch Polen fallen lassen, Meißen herausgeben, ihm den Ertrag der böhmischen Bergwerke einräumen u. s. w. Um dies durchzuführen, überzog Albrecht den friedlichen Wenzel im Jahre 1304 im Bunde mit Ungarn und einer Anzahl deutscher Fürsten mit Krieg. Hauptsächlich gelüstete es ihn nach den Silbergruben von Kuttenberg, und dahin zunächst wandte er seine Waffen; allein er fand hier in der streitbaren Bergmannschaft und auch an den Rüstungen im Lande großen Widerstand. Im Jahre 1305 war er nicht fähig, den Krieg wieder aufzunehmen, und da Wenzel II. damals starb, so schloß er mit dem Nachfolger, seinem Neffen Wenzel III., einen Frieden, nach welchem dieser als König von Böhmen und Polen, jedoch nicht von Ungarn anerkannt ward, das Meißner Land aber dem Habsburger Hause zurückerstatten sollte.

Allein schon 1306 fand auch König Wenzel III., als der letzte Przemyslide, nach wüstem Leben einen jähen Tod. Er hatte Böhmen unter die Verwaltung seines Schwagers, des Herzogs Heinrich von Kärnthen gestellt; und viele von den böhmischen Großen waren der Meinung, diesen sofort zum König zu wählen. Aber König Albrecht nahm als Lehnsherr das Recht an sich, über Böhmen zu verfügen, und ernannte seinen eigenen Sohn Rudolf zum Nachfolger. Und so mächtig war er, daß auch die Barone nur im Einverständnis mit ihm handeln wollten. Im Oktober 1306 wurde Rudolf in aller Form von den Ständen anerkannt, indem er sich zugleich mit der Witwe König Wenzels II., Elisabeth, vermählte. Die Stände versprachen überdies,

im Falle seines Ablebens einen seiner Brüder über sich anzuerkennen; denn mit Österreich verbunden zu sein, hielten auch die Böhmen für notwendig. Dessen ungeachtet wählten sie, als schon im Juli 1307 auch Rudolf starb, da indessen mancherlei Mißvergnügen ausgebrochen war, nun wirklich Heinrich von Kärnthen; im Widerspruch freilich mit den Mähren, die an Österreich festhielten. König Albrecht zögerte keinen Augenblick, seine Rechte geltend zu machen; auch in Kärnthen fiel er ein. Die Städte der Königinwitwe Elisabeth waren für ihn und nahmen seine Besatzungen, Schwaben und Elsässer, auf. Hie und da aber kam es zu Empörungen des Landvolks gegen sie.

Auf das genaueste hängt nun die meißnisch-thüringische Streitfrage hiemit zusammen. Der römische König empfing jenem Vertrage von 1305 gemäß das Meißner Land von Böhmen zurück und nahm es in unmittelbaren Besitz. Im Jahre 1306 erneuerte er sodann den Anspruch des Reiches auf Thüringen, welchen sein Vorgänger erworben hatte. Er lud den Landgrafen Albrecht, der noch auf der Wartburg saß und jetzt mit seinen Söhnen Friedrich und Diezmann befreundet war — der illegitime war bereits gestorben — nach Fulda vor und forderte ihn auf, den früher an das Reich, nicht an Adolf geschehenen Verkauf anzuerkennen, was der alte Landgraf nicht ververweigern konnte. Er sollte zugleich die Wartburg den Leuten des Königs einräumen. Durch den Tod Wenzels III. wurde zwar die Thätigkeit Albrechts zunächst nach der böhmischen Seite gerichtet. Nachdem jedoch die Wahl seines Sohnes dort durchgesetzt war, wandte sich der König, wie nicht anders zu erwarten stand, wieder gegen die Wettiner. Er hatte Meißen inne und in Thüringen in der Stadt Eisenach Unterstützung. Er schickte nun eine kleine Truppenschar unter seinem Feldhauptmann Nortenberg nach dem Osterlande.

Man muß sich seine Politik vergegenwärtigen. Er wollte Österreich und Böhmen unter seiner Familie unauflöslich verbinden, nunmehr das spätere Sachsen hinzufügen: selbst im Elsaß und in Schwaben war sein Ansehen vorwaltend. Noch war die Schweiz ihm unterthan. Eine große Hausmacht, wie die des späteren Österreichs, schien bevorzustehen. Allein die Wettiner hatten sich doch nicht ganz unterworfen. Statt die Wartburg dem Könige zu übergeben, nahm Landgraf Albrecht seinen kriegsgewaltigen Sohn Friedrich den Freidigen in die Burg auf. Es geschah durch den Einfluß der späteren Gemahlin des Landgrafen, Elisabeth von Orlamünde. Friedrich hatte sich zudem mit seinem Bruder Diezmann wieder verbunden. Am 21. Mai 1307 begegneten sie den Truppen des Königs, die sie als die Schwaben bezeichneten, bei Lucka und schlugen sie aus dem Felde; eine unbedeutende Kriegshandlung, die aber dadurch von hohem Werte ist, daß sie das Übergewicht einer lokalen Gewalt über die Reichsgewalt zur Anschauung brachte.

Doch bekam das alles erst Wichtigkeit, da nun im Juli der böhmische König Rudolf starb und jene neue Königswahl eintrat, die alles zweifelhaft

machte. Heinrich von Kärnthen war der Schwager des Markgrafen Friedrich. Dieser ward um so mächtiger, als sein Bruder Diezmann im Dezember 1307 in einer Kirche zu Leipzig aus unbekanntem Anlaß ermordet ward; er konnte als der gefährlichste Feind des Königs Albrecht betrachtet werden. Der König war entschlossen, seine Waffen gegen ihn zu wenden. Die alte Tradition ist, er sei durch die beginnende Empörung der Waldstätte in der Schweiz gehindert worden. Aber nachdem man die Geschichte des Tell als eine Sage hat aufgeben müssen, so stellt sich aus den gesammelten Urkunden auch heraus, daß Albrechts Vögte im hohen Gebirg gar keine eigentliche Bewegung veranlaßten. Wenn es eine solche gab, so war sie mehr in dem benachbarten Adel, der durch allerlei Übergriffe Albrechts verdrossen war. Und aus diesem ging nun auch die Katastrophe des Königs hervor.

Von jenem Bruder König Albrechts, Rudolf, der einst selbst zum römischen Könige bestimmt gewesen, und Ottokars Tochter Agnes lebte ein Sohn, Johann, der die Besitzungen seines Vaters in Anspruch nahm, ohne daß er recht wußte, welche es eigentlich wären. Bei dem Abkommen mit Böhmen im Jahre 1305 war davon die Rede gewesen, Meißen eben ihm zuzuwenden; aber Albrecht konnte sich nicht entschließen, es ihm zu überliefern. Da der König ihn hinhielt, so faßte Johann einen gewaltigen Zorn gegen ihn. Bei einem Gastmahl in Winterthur hatte der König — es war im Mai — Kränze an seine Umgebung verteilt. Johann sagte seinem Oheim: für ihn seien Kränze aus Blumen nicht mehr geeignet; er sei jetzt zu seinen Jahren gekommen und verlange sein Erbe. Der König gab ihm freundliche Antwort, welche aber das erbitterte Gemüt des Jünglings noch mehr aufreizte. Als Albrecht über die Reuß wollte, gab ein Freund Johanns diesem ein, daß dies die erwünschte Gelegenheit zur That sei. Sie hatten ihn ganz allein. Johann stieß dem Oheim selber das Schwert in die Brust (1. Mai 1308). Es war auf der Landspitze zwischen Aare und Reuß, wo später das Kloster Königsfelden gebaut worden ist. Johann befreite die deutschen Fürsten von einem Manne, der sie gewaltig im Zaum zu halten suchte; jetzt konnten sie wieder aufatmen. Albrecht war ihnen zu stark, zu scharf, zu verhaßt gewesen.

Ob es nun noch jemals eine kräftige königliche Gewalt geben, und wie sich Böhmen, Oesterreich und Thüringen zu dem Reich verhalten würden, das waren jetzt die großen Fragen. Sie waren speciell österreichischer und allgemein deutscher Natur. Sollte die Autorität des Königtums und die des Hauses Österreich vereinigt bleiben? Man hätte damit der seit Rudolf wiedererstandenen Reichsgewalt eine entschiedene Wendung zur Erblichkeit gegeben. Zog man das Gegenteil vor, wie einst nach dem Tode Rudolfs, so blieb nicht bloß für die Zukunft den Zufälligkeiten der Wahl ihr Spielraum: auch darüber mußte Zweifel entstehen, ob alsdann einer Territorialmacht, wie die Habsburg-Österreichs, gegenüber ein anderer überhaupt fähig werden könne, das Ansehen der höchsten Gewalt einigermaßen aufrecht zu erhalten. Das Schicksal der Regierung Adolfs sprach nicht dafür.

Kopp führt die Meinung eines Engländers an, welcher den Wunsch aussprach, daß das deutsche Reich in dem Hause Habsburg erblich werden möge, um dem Skandal der Wahlen und den Intriguen der Kurfürsten vorzubeugen; eine Äußerung, die wohl vornehmlich aus der Hoffnung zu erklären ist, daß Deutschland alsdann den Franzosen, den Gegnern Englands, stärkeren Widerstand leisten würde. Denn das läßt sich auch sonst nicht verkennen, daß auf die Entscheidung der obschwebenden Frage, so sehr dieselbe das innere Interesse des deutschen Reiches zu betreffen schien, doch die allgemeinen politischen Verhältnisse den größten Einfluß ausübten. Nach dem Tode Albrechts drang König Philipp von Frankreich geradezu auf die Wahl seines Bruders, Karl von Valois, und Papst Clemens V., damals in französischer Gefangenschaft, erklärte sich für ihn. Wenigstens hat er das dem Könige von Frankreich offiziell versichert: andere sagen allerdings, insgeheim sei er dagegen gewesen. Darauf nun gingen die Kurfürsten freilich nicht ein. Wohl aber ist es klar, daß es hauptsächlich die unter ihnen waren, welche der französischen Partei angehörten, von denen die neue Wahl vollzogen worden ist.

Obenan stand Peter Aichspalter, Erzbischof von Mainz, einst als Leibarzt bei Rudolf von Habsburg emporgekommen, der jedoch in Diensten Wenzels von Böhmen, zuletzt als Kanzler dieser Krone, im Gegensatz zu Albrecht in Verbindung mit Frankreich und dem Papsttum getreten war; Clemens V. verdankte er die Erhebung auf den Stuhl zu Mainz. So war auch Balduin, Sohn des bei Worringen gebliebenen Grafen Heinrichs III. von Luxemburg, der soeben noch in Paris studiert hatte, durch französischen Einfluß unmittelbar nach dem Tode König Albrechts in Trier zum Erzbischof eingesetzt worden. Der nun faßte sofort den Gedanken, seinen Bruder Heinrich von Luxemburg, einen tapferen Ritter, der in Paris bei ihm verweilt hatte, zum Throne zu befördern.

Es war also ein Niederländer, der aber seiner Nationalität nach als ein Franzose betrachtet werden muß. Heinrich war von König Philipp dem Schönen zum Ritter geschlagen worden, hatte sich sogar einst als dessen Vasall bekannt und ihm im englischen Kriege Dienstmannschaft zuzuführen versprochen. Noch 1305 hatte er sein Vasallenversprechen gegenüber Philipp wiederholt und sich 1308 am päpstlichen Hofe in Poitiers aufgehalten. Seine Wahl ist daher wohl als Resultat der nunmehr innigen Verbindung zwischen Frankreich und dem päpstlichen Hof und ihres vereinten Einflusses auf die deutschen Dinge zu betrachten; im Gegensatz gegen die von Albrecht verfolgte Politik, die sich zuletzt entschiedener gegen Frankreich gewandt hatte. Der vornehmste Gedanke war, eine Einmischung des Reichs in die englisch-französischen Händel zum Nachteil Frankreichs, wie sie einst Adolf begangen hatte, zu vermeiden.

Entscheidend wurde erst, daß Heinrich auch den Erzbischof von Mainz, Peter Aichspalter, persönlich für sich gewann. Das geschah jedoch nur durch große Verpflichtungen, u. a. der Erstattung der von König Albrecht der Kirche von Mainz zugefügten Beschädigungen, der Zölle, der Gerichte über Geistliche

und Weltliche. In der Vorwahl zwischen den drei Erzbischöfen zu Rense wurde Heinrich von Luxemburg designiert; die Wahl selbst fand am 27. November 1308 statt. Heinrich bestätigte die schon erklärten Vergünstigungen, wobei er bis an die äußerste Grenze seiner eigenen Erniedrigung, sowie der des Reiches schritt. Es war doch wieder ein bloßer Graf, dessen Wahl von den geistlichen Kurfürsten ausschließend ausgegangen war. Heinrich war schlank, blond, nicht groß, wohlgebildet; er sprach langsam und kurz, zeigte sich großmütig und milde.

Und dem bot sich nun durch ein eigentümliches Glück fast ungesucht die Gelegenheit zu einer großen Erwerbung dar. Heinrich von Kärnthen war mit der älteren der beiden przemyslidischen Prinzessinnen, Anna, vermählt. Aber er zerfiel mit den Großen, und da sich die jüngere, Elisabeth, mißhandelt sah und flüchtete, so nahmen sich diese ihrer an und boten mit ihrer Hand dem Sohne des neuen römischen Königs die Krone von Böhmen an. Palacky schreibt dem Herzog Heinrich von Kärnthen Unfähigkeit zu. Was stärker war, Partei oder Unfähigkeit, bleibe dahingestellt. Im August 1309 kam eine Botschaft der Böhmen, geführt von dem Abte Konrad von Königssaal, zu König Heinrich VII. nach Heilbronn, um ihm die Lage ihres Landes vorzustellen. Der römische König behauptete, es sei ein heimgefallenes Reichslehen; jedoch wolle er dafür sorgen, daß die noch unverheiratete Prinzessin Elisabeth Königin von Böhmen werde. Es dauerte jedoch noch beinahe ein Jahr, bevor er den entscheidenden Schritt hiezu that. Endlich im Juni 1310 auf dem Reichstag zu Frankfurt erklärte er feierlich die Heinrich von Kärnthen geleisteten Eide für nichtig und verlobte seinen Sohn Johann mit der Prinzessin, indem er denselben zugleich mit Böhmen belehnte. Also mit dem doppelten Rechte des Reichs und des Erbes durch eine Tochter kam das luxemburgische Haus nach Böhmen. Es ist wohl kein Zweifel, daß Peter Aichspalter, der frühere Kanzler dieses Landes, die ganze Sache geführt hat.

Ein Reichsheer sammelte sich in Nürnberg und rückte unter Peter Aichspalters Anführung im Oktober 1310 nach Böhmen. Einige Städte widerstanden auch hier, aber der Bischof von Prag ging zu seinem Erzbischof über; am 3. Dezember ward Johann nach Prag geführt und am 7. Januar 1311 vor dem Altar in St. Veit gekrönt. Um den Erfolg zu sichern, hatte Heinrich VII. nicht versäumt, sich mit den vornehmsten Nachbarn zu verständigen. Er hatte anfangs gezögert, die Mörder seines habsburgischen Vorgängers zu ächten; ja er soll einen Augenblick Absicht auf Österreich selbst gehabt haben. Man erzählt indes, es sei gesagt worden, schon fünf Könige seien um Österreich gefallen, er könne leicht der sechste sein. Wie die Sachen standen, konnte er schwerlich daran denken, dieses Land anzugreifen. Er belehnte vielmehr die Habsburger mit Österreich, Steier und Krain und versprach ihnen die Willebriefe der Kurfürsten, auch Geld und eine Vermählung. Sie dagegen sagten zu, ihm auf ihre Kosten zur Erwerbung des Königreichs Böhmen behülflich zu sein.

Dabei blieb es nun doch, oder es kam vielmehr erst jetzt recht dahin, daß Böhmen einen großen Einfluß im Reiche ausübte. Aus einem vergessenen Formelbuch hat Palacky die Zusagen an den Tag gebracht, welche die neue Regierung den Böhmen gemacht hat. Sie enthalten Vorrechte, wie sie damals auch in England behauptet wurden: keinen Kriegszug außerhalb des Landes zu thun, keine Steuer außer bei Gefangenschaft des Königs oder Verheiratung einer Prinzessin zu zahlen u. s. f. Die Privilegien sind dem Adel sehr vorteilhaft; sie stehen, so viel ich sehe, in Widerspruch mit denen alter Könige. Zur ersten Einrichtung gehörte noch, daß Mähren, welches an Österreich verpfändet war, an Böhmen zurückgegeben ward (1311).

So setzte sich das Haus der Luxemburger in Böhmen fest. Sie sind eigentlich Grafen von Limburg und erst durch Vermählung mit der Erbin von Luxemburg, Ermesinde, zu dieser Grafschaft gelangt. Der erste Sproß aus dieser Verbindung, Heinrich II., hat sich durch eine lange, weise und glückliche Regierung (1226—1274) dort einen großen Namen gemacht. Dessen Sohn, Heinrich III., kam in jener Schlacht von Worringen (1288) um; die alte Grafschaft Limburg ging dabei verloren. Aber Luxemburg wurde von dem Sieger, dem Herzoge von Brabant, dem Besitzer, den er mit seiner Tochter vermählte, gelassen. Dies ist Heinrich VII. Sein Bruder, Erzbischof Balduin von Trier (1308—1350), gehört zu den großen Hierarchen des Reichs, die man einmal zusammenstellen sollte. Eine Zeit lang hat er sogar zugleich Mainz verwaltet. Er hat die territoriale Größe des Hauses begründet, das dann hundertunddreißig Jahre eine vorwaltende Rolle spielte, aus dessen Erbe beides hervorgegangen ist: die Größe von Österreich und die Gründung des Hauses Brandenburg.

Damals war fast die vornehmste rein deutsche Frage die alte meißnisch-thüringische. Dem Landgrafen Friedrich, welcher die königlichen Truppen bei Lucka geschlagen, hatten die letzten Rüstungen König Albrechts vorzugsweise gegolten. Friedrich wurde durch dessen Tod von einer großen Gefahr für seine Existenz befreit. Er hatte jetzt selbst die Pleißner Lande, die eigentlich zum Reiche gehörten, vorläufig in seine Hand bekommen. Mit dem Erzbischof Peter Aichspalter hatte er eine Zusammenkunft in Gotha, welches eigentlich mainzisches Lehen war. Noch schien alles ungewiß; aber die Verhältnisse zu Böhmen nötigten den König, Rücksichten auf den Landgrafen zu nehmen, der dort seinen Schwager Heinrich von Kärnthen hätte unterstützen können. Die Reichsstädte in Thüringen sahen sich hierauf genötigt, ihren Frieden mit dem Landgrafen zu machen. Sowie dann Prag eingenommen war, wurde am 18. Dezember 1310 ein Vertrag geschlossen, in welchem das Reich seine Ansprüche auf Meißen und Thüringen aufgab und der erlauchte Herr Friedrich mit Landgrafschaft und Markgrafschaft belehnt wurde. Bald darauf wurde ihm auch die Verwaltung des Pleißner Landes auf zehn Jahre übertragen.

So blieb nach langem Kampfe das Territorialfürstentum Sieger über

die Ansprüche, welche im Namen des Reiches erhoben wurden. Dem neuen Könige war es, wie man sieht, um eine gründliche Beruhigung zu thun. Die Dynasten von Österreich, Böhmen und Meißen-Thüringen kamen neben einander zu friedlichem Besitz. So wurden die Anjous in Ungarn befestigt. Der deutsche Adel kam unter diesen Umständen empor. Der vornehmste Grund für das Verfahren Heinrichs war, daß seine Gedanken von vornherein auf das Kaisertum, d. h. nach Italien gerichtet waren.

Den Römerzug Heinrichs VII. muß man als eine Reaktion gegen die Verwaltung des Papstes Bonifacius ansehen. Das Kaisertum ward ideal noch sehr hoch gehalten. Auf einem Siegel Heinrichs findet sich die Umschrift: Ich, die Krone der Kronen und das Haupt der Welt, bestätige die Gewalt des Herrschers und unterwerfe ihm die Städte und die Stämme der Völker. In einer zu Pisa dem justinianischen Rechtsbuch hinzugefügten Extravaganz heißt es ausdrücklich, jede Kreatur sei schuldig, dem römischen Kaiser zu gehorchen. Es ist eben das Gegenteil von dem, was in der Bulle Unam sanctam vorkam. Insofern war Heinrich VII. ein Verbündeter Philipps des Schönen. Ein Papst wie Clemens V. dagegen konnte für ihn sein: er bestätigte die geschehene Wahl, nachdem er die Persönlichkeit des Gewählten geprüft hatte; er war mit dem Gedanken der Erneuerung des Kaisertums einverstanden. Auf die Erreichung allgemeiner und phantastisch gefaßter Ansprüche kam es jedoch dabei nicht an, sondern nur darauf, in Italien Frieden zu stiften: so faße es nicht allein Papst Clemens, sondern Heinrich VII. selber auf.

In der Versammlung zu Speier, vor seinem Aufbruch, hielt Heinrich eine Rede, in welcher er sagt: seit Friedrich II. sei der Name des Kaisertums verschollen; allein eben dadurch sei die größte Unordnung ausgebrochen. Der Papst lade ihn jetzt selbst ein, die Krone zu empfangen; auch die lombardischen Städte riefen ihn, um die alte Ordnung durch die Autorität seines Namens wiederherzustellen. Sein Sinn war, allenthalben die Verjagten mit den Insassen zu versöhnen, als ein Vater, um Frieden zu machen. Als der erste Verjagte von Vercelli zu ihm nach Turin kam (Oktober 1310), der ihm sagte, er sei als Anhänger der Partei des Kaisers vertrieben worden, versetzte Heinrich: er habe keine Partei; er komme nicht zu Gunsten eines Teils, sondern zum Nutzen der Gesamtheit. Da als das Oberhaupt der Guelfen König Robert von Neapel betrachtet ward, so faßte Heinrich den Gedanken, mit diesem in Freundschaft und Verwandtschaft zu treten; er bestimmte ihm eine Zeit, sein Lehen von Kaiserswegen zu empfangen, und zwar eine entfernte, nach dem Wunsche des Papstes.

Aus Klugheit rieten einige Heinrich, nicht sogleich mit der Zurückführung der Vertriebenen vorzugehen; er ließ sich aber nicht davon zurückhalten. In Chieri führte er zuerst die Ghibellinen heim und setzte einen Vikar ein, welcher den Frieden zu erhalten wußte; so in Asti und anderen Städten. Gleich darauf aber verlieh er einem Guelfen die Markgrafschaft Montferrat, was die Ghibellinen mißbilligten, was aber seinen Ideen ganz entsprach und ihnen

erst den rechten Ausdruck gab. In Novara führte er die Ghibellinen zurück, bewirkte aber zugleich, daß der Bischof, auf den man sich nicht hätte verlassen sollen — wahrscheinlich ein Guelfe — von dem Erzbischof von Mailand, der es bisher verweigert hatte, geweiht wurde.

In Mailand erklärte er der versammelten Bürgerschaft, seine Absicht sei, keine Partei zu bilden; zu seinen Füßen saßen die alten Gegner Visconti und della Torre und hielten sich an der Hand. Es war in der That nichts Geringes gewesen, daß er sich überhaupt nach Mailand gewagt, wo die Guelfen vollkommen herrschten. Er ließ seine Truppen nicht auseinander gehen, bis er selbst im erzbischöflichen Palast seinen Sitz genommen hatte, was seinem ermüdeten deutschen Gefolge sehr unbequem war. Bald darauf nahm er auch den Palast der Kommune ein. Er nahm dann hier die eiserne Krone, nicht in Monza; denn nur deshalb sei dies bisher geschehen, weil seine Vorgänger nicht nach Mailand selbst hätten kommen dürfen. Die Mailänder machten ihm ein ansehnliches Geschenk, nicht von 40 000, wie die Ghibellinen, sondern von 100 000 Gulden, wie die Guelfen vorschlugen. Bei der Krönung wurden Ritter geschlagen, Ghibellinen und auch Guelfen, jene in größerer Anzahl; doch nur darum, weil die Guelfen großenteils nicht von ihm zu Rittern erhoben sein wollten. Und so führte Heinrich nun in allen lombardischen Städten die Verjagten zurück, die Guelfen in Brescia und in Piacenza, die Ghibellinen in Como und Mantua. Da er dann nach Rom gehen wollte, so ward im Rat der Lombarden sowohl wie der Ultramontanen d. h. der Deutschen beschlossen, daß der König einen Generalvikar für den Frieden aufstellen — seinen Schwager, den Herzog von Savoyen — und die Häupter der Parteien mit sich fortführen sollte.

Alles dies war wohlgemeint und groß; aber zunächst konnte es doch nur als ein Versuch, die deutsche Herrschaft herzustellen, erscheinen; kein Wunder, daß sich denn auch alsbald eine entgegengesetzte Bewegung hervorwagte. Zuerst brach ein Aufruhr in Mailand aus, wohl auch darum, weil das dem König bewilligte Geschenk aufgebracht werden mußte, sowie einiges andere, was zu seinem Römerzug gehörte. Der Anstoß kam ohne Zweifel von den Guelfen; er wurde jedoch auch den Ghibellinen zugeschrieben. Bei dem Volke suchte man einen allgemeinen Widerwillen gegen die Deutschen zu erwecken. Diese zeigten aber eine ausnehmende Tapferkeit, vor allen Herzog Leopold von Österreich, und behielten den Platz. Von den übrigen Städten empörte sich zuerst Cremona, sah indes bald, daß es sich nicht behaupten könne. Heinrich wollte sie züchtigen: mit bloßem Schwert zog er ein und ließ ihre Mauern niederreißen. Desto hartnäckiger wehrte sich Brescia; es ward nur durch Hunger bezwungen. Jedoch gehörte auch dann noch die Unterhandlung des päpstlichen Legaten dazu, um die Übergabe zu bewirken. Sie erschienen, einen Strick um den Hals, vor dem König und fügten sich seinen Anordnungen.

Im Oktober 1311 hielt Heinrich ein Parlament der Lombardei zu Pavia. Obwohl alle Elemente zu seinen Füßen wogten, wenige Ghibellinen und wenige Deutsche um ihn waren, so behielt er doch guten Mut und ging vorwärts. Freilich bemerkte er schon überall die Einwirkungen des Königs Robert. Er erfuhr, daß derselbe geheime Verbindungen mit den Guelfen unterhalte, welche ihn nach wie vor für ihren Herrn erkannten. Heinrich wollte das von einem nahen Verwandten des heiligen Ludwig nicht glauben und meinte, es sei mehr ein Thun seiner Räte. Doch die Sache war richtig und unzweifelhaft. Kaum hatte sich daher der römische König entfernt, so regten sich in seinem Rücken die Guelfen in der Lombardei, ohne daß sie jedoch die Oberhand hätten behalten können. König Heinrich stellte im Januar 1312 den Grafen Werner von Homberg als allgemeinen Hauptmann der Reichsgetreuen auf; wer dem Bunde noch nicht beigetreten sei, sollte dazu genötigt werden. Er selbst hatte inzwischen den Weg nach Süden über Genua eingeschlagen.

In Genua hatten sich die Ghibellinnen in der Übermacht erhalten; sie hatten hier mehr eine populare Stellung inne. Unter ihrer Vermittlung war ein sogenannter Volksabt aufgestellt worden. Als sich die Guelfen, unter denen die Fieschi und Grimaldi waren, gegen diese Ordnung der Dinge im Jahre 1289 erhoben hatten, waren sie geschlagen und aller Bedeutung beraubt worden. Unter den Spinola und den Doria wurde dann eine Verfassung gegründet, welche darauf beruhte, daß ein Kapitän mit beschränkten Rechten aufgestellt ward. Die Doria und mit ihnen die Ghibellinen, behielten immer die Oberhand. Im Jahre 1307 war indes eine neue Entzweiung zwischen den Spinola und Doria eingetreten. Die Doria neigten jetzt zu den Guelfen und traten mit den Grimaldi in Bund, wurden aber von den Spinola besiegt. Obizo Spinola erschien als Rektor und Generalkapitän der Republik und des Volkes von Genua. Die Stadt stand damals in der vollsten Blüte ihrer Macht. Ihr kam es zustatten, daß sich das griechische Kaisertum in Konstantinopel behauptete. Während sich Venedig an Neapel hielt, war Genua dessen natürlicher Feind, also auch notwendig antiguelfisch. Es hatte einen blühenden Handel in Korfu und Tripolis. Das früher so mächtige Pisa trat dagegen vollkommen in den Schatten. Der entscheidende Kampf zwischen beiden Städten war im Jahre 1284 bei Meloria ausgefochten worden. Die Genuesen hatten auf das rascheste gerüstet, auch besaßen sie von vornherein die Übermacht; sie eroberten die Standarte von Pisa. Diese Stadt ist seitdem eigentlich niemals wieder emporgekommen. Auf Korsika und Sardinien bekamen die Genuesen das Übergewicht über die Pisaner; auch Elba wurde von den ersteren in Besitz genommen. Im Jahre 1299 mußten sich die Pisaner zu einem Waffenstillstand auf 27 Jahre bequemen.

Für Heinrich VII. war es nun von der größten Bedeutung, daß Genua sich ihm anschloß. Was ihn hiebei am meisten begünstigte, war, wie es

scheint, eine Wiedererhebung der Doria gegen die Spinola. Heinrich stellte den Frieden zwischen ihnen her und wurde selbst von den Einwohnern als Herr der Stadt auf 20 Jahre angenommen. Seiner Rolle als Friedensstifter blieb er somit auch hier getreu. Aber zuletzt war es doch bloß eine Parteiung der Ghibellinen untereinander gewesen, was ihm eine Handhabe zum Eingreifen bot. Und zugleich schienen sich die allgemeinen Gegensätze eher zu verschärfen. Eben in Genua langten Gesandte des Königs Robert bei Heinrich an, um die begonnene Verhandlung über die Vermählung der Kinder beider Herrscher zu Ende zu führen. Heinrich beschwerte sich gegen sie darüber, daß in Toscana Truppen Roberts zur Unterstützung der widerspenstigen Guelfen erschienen seien; sie aber erklärten, sie hätten keinen anderen Auftrag, als die Heirat abzuschließen, und wollten von jener wohlbegründeten Klage nichts hören. Der römische König trug dann kein Bedenken, auch die Sendboten des Königs von Sicilien zu empfangen, die ihn ebefalls in Genua aufsuchten.

Der aragonesische König Friedrich, der 1296 gekrönt worden war, ist merkwürdig durch die Energie, mit der er sich selbst behauptete. Seine ganze Familie, sein Großadmiral selbst, fielen von ihm ab. Mancherlei feindliche Einfälle wurden versucht; er wußte sie dadurch abzuweisen, daß er sich in keinen Kampf im offenen Felde einließ. Der Städte aber war er sicher; diese konnten nicht erobert werden. So wurde er 1302 als interimistischer König, d. h. für sein Leben lang, von Karl II. anerkannt. Aber nach der Thronbesteigung Roberts von Neapel (1309—1343) brachen die Irrungen, die sehr tief in der Sache lagen, wieder aus. Heinrich VII. gedachte sie zu Gunsten Friedrichs beizulegen, ohne doch darüber mit Robert brechen zu müssen; allein wie wenig ließ sich das erwarten!

Ohne mit Robert weiter gediehen zu sein, brach Heinrich von Genua auf und kam im März 1312 nach Pisa, wo er mit Freuden empfangen ward. Aber die anderen mächtigen Kommunen in Toscana: Florenz, Siena, Lucca, wollten nichts von ihm hören. Florenz verweigerte nach tumultuarischen Auftritten, seine Gesandten auch nur aufzunehmen. Siena und Lucca unterstützten die dem Kaiser feindlichen Bewegungen in der Lombardei, namentlich den Abfall von Parma. Nur vergebens eröffnete der König einen Rechtsgang gegen sie. Er giebt den drei toscanischen Städten, ohne Zweifel mit Recht, Schuld, daß die tyrannischen Bürger, welche dort die Macht in Händen hielten, die usurpierten Güter ihrer verbannten Mitbürger nicht herausgeben wollten.

In Florenz war die neue Parteiung entsprungen aus dem Widerstreit der ritterlichen Donati, die sich die Schwarzen, und der kaufmännisch stolzen Cerchi, die sich die Weißen nannten. Guelfen und Ghibellinen im alten Sinne waren es nicht, doch waren die Donati, die Schwarzen, mehr guelfisch, sie hingen mit dem Papst Bonifacius zusammen, die Bianchi dagegen mehr ghibellinisch. Der Graf von Valois, der von Bonifacius berufen wurde, um

Frieden zu stiften, begünstigte doch mehr die Neri; es kam zu neuen Gewaltsamkeiten zwischen den Parteien, in deren Folge die Bianchi Florenz verließen (1302) und von Karl von Valois mit einem Verbannungsdekret belegt wurden. Ihre Versuche, zurückzukehren, scheiterten. Die Schwarzen riefen den Herzog Robert von Calabrien, den nachmaligen König, als ihren Feldhauptmann aus. Sie waren mit Lucca verbunden und eroberten im Verein mit diesem die Stadt Pistoja, die sich zu den Gegnern hielt. Dagegen sammelten sich unter der Leitung eines päpstlichen Legaten die ghibellinisch-bianchischen Geschlechter in Arezzo, was dann zu einer Demonstration gegen die kirchliche Verfassung führte. Florenz unterlag einem Interdikt, ohne aber viel Notiz davon zu nehmen. In Arrezzo dagegen stand das Oberhaupt der Ghibellinen, Uguccione della Faggiuola, dem Versuch, eine neue Partei zu bilden zum Trotz, an der Spitze; er war das Haupt der Ghibellinen in der Romagna.

In diese Parteiung einzugreifen, war für Heinrich VII. noch ungleich schwerer als in der Lombardei. Eben während er in Oberitalien seiner Friedensbestrebung Raum verschaffte, hatten sich die Guelfen in Toscana unter Beihülfe König Roberts desto stärker organisiert. Sie legten die innerhalb der einzelnen Städte drohenden Entzweiungen bei und erneuerten die alten Verbindungen unter einander. Für die pacifikatorischen Ideen des römischen Königs gab es dieser kompakten Macht gegenüber keine Aussicht. Vielmehr ließ sich ein großer Kampf, fast im Sinne der alten Zeiten, gewärtigen, worauf so mancher in der Leidenschaft der Faktion seine Hoffnung setzte.

Unter denen, welche damals als toscanische Verbannte lebten, war auch einer der größten Autoren, einer der berühmtesten Männer aller Zeiten, Dante Alighieri, welcher, der Partei der Ghibellinen oder Weißen angehörend, von Karl von Valois, als dieser, wie berührt, durch die Guelfen berufen, um Frieden zu machen, nach Florenz gekommen, im Januar 1302 aus Florenz verbannt worden war. Vielleicht war das Unglück für ihn so groß nicht. In die Geschäfte der Stadt verwickelt, als Priore an der Spitze einer Partei, hätte er wohl nie die göttliche Komödie geschrieben. Erst die Verbannung gab ihm Zeit zu Studien in Belgien oder in Paris. In der Entfernung und im Unglück entwickelte er eine über alles erhabene, weltumfassende Gesinnung. Er erschien in dem Augenblick der Ankunft Heinrichs VII. bei demselben in Mailand. Er forderte alle Fürsten und Mächte von Italien auf, sich dem Kaiser zu unterwerfen, diesen selber aber, sich gegen die Anstifterin alles Übels, die Stadt Florenz zu wenden. Vielleicht in Pisa bei Heinrich ist das Buch über die Monarchie verfaßt, worin er dem Kaiser die Oberaufsicht über alle Fürsten und Republiken der Welt zu vindizieren sucht. Dem Papst habe der Kaiser Ehrfurcht zu beweisen, weil der Mensch auch des ewigen Heils bedürfe. Genug, ein Geist wie Dante sah die Rettung der Welt in der Herstellung der Idee der Kaisertums.

Sofort, wie Dante begehrte, auf Florenz und Siena loszugehen, wäre jedoch unmöglich gewesen. Heinrich entschloß sich, zunächst in Rom die kaiserliche Krone zu erwerben, und wandte sich über Viterbo dorthin, woran ihn die feindlichen Städte ihrerseits nicht zu hindern vermochten. In Rom befand sich der Bruder des Königs Robert, Herzog Johann von Achaja, von dem Heinrich VII., weil noch immer die Rede von einer Vermählung war, sogar enge Freundschaft erwartete, aber nur Feindschaft erfuhr. Johann behauptete, durch Briefe seines Bruders beauftragt zu sein, ihn nicht nach Rom, noch zur Krönung kommen zu lassen. Indessen konnte er beides nicht hindern. Als Heinrich über den Ponte Molle ging und die Feinde ihre Pfeile auf ihn abschossen, gab der König eine unendlich ruhige und sichere Gesinnung kund. Er sah, daß noch keiner gefallen sei: Gott schützte sie, Gott wird auch mich schützen! So ging er hinüber. Die Peterskirche freilich vermochte er nicht einzunehmen. Oft hat man in den Straßen gegen die Orsini und die Neapolitaner geschlagen, aber vergeblich. Es kamen Briefe des Königs von Frankreich an, welche zum Widerstand gegen Heinrich VII. aufforderten, ganz wider den Sinn ihres Vertrages, der in des Papstes Händen war; daher manche von den Großen gewonnen wurden, andere wieder nicht. Um die Verwüstung der Stadt zu verhindern, beschlossen die Kardinäle, auch ohne daß noch die zur Veränderung der Krönungsstätte nötigen Briefe des Papstes eingetroffen waren, den König im Lateran statt in St. Peter zu krönen; es geschah am Peter-Paulstage (29. Juni) 1312.

Was sich dem König bei seinen Pacifikationsversuchen in Mittelitalien entgegensetzte, war das schon in den Händen der Guelfen befindliche Übergewicht. In der Lombardei, wo es noch nicht so stark war, gelang es ihm damit. In Toscana und Rom aber wollten die Guelfen keinen Frieden, weil es allemal ein Verlust für sie war und ein Vorteil ihrer Gegner, ihnen gleichgestellt zu werden. Weniger als je aber ließ Heinrich jetzt als Kaiser davon ab, seinen Gedanken zu verfolgen. Er wollte auf den Papst, der nun, wahrscheinlich von dem König von Frankreich veranlaßt, einen Waffenstillstand zwischen ihm und Robert forderte, keine Rücksicht nehmen, denn er kannte die Gesinnung des letzteren nunmehr zur Genüge. Seine Tochter Beatrix, die er mit dem Sohne des Königs von Neapel zu verheiraten gedacht hatte, verlobte er noch in Rom mit dem Sohne und Erben des Königs von Sicilien, der durch den Ausspruch des Kaisers einen Anspruch auf Neapel selbst bekam. Heinrich ließ sich durch seine Umgebung nicht abhalten, nachdem die Hitze, derentwegen er nach Tivoli gegangen, vorüber war, noch einmal nach Rom zurückzugehen, um den Guelfen nicht das Übergewicht zu lassen und um seinen Anhängern Vertrauen einzuflößen. Er ließ eine Besatzung daselbst zurück.

Und nun wandte er sich gegen die Florentiner, wie einst Dante ihm geraten hatte. Man hat später behauptet, wenn er ein Kastell vor der Stadt,

wo ihre beste Mannschaft war, eingeschlossen hätte, würde er diese erobert haben. Aber das sind bloße Voraussetzungen und Meinungen. Die Ausgewanderten sagten ihm dagegen, er werde Florenz nehmen, wenn er unmittelbar davor erscheine. Und zu einer regelmäßigen Belagerung gegen eine so große Stadt war Heinrich doch viel zu schwach. Es waren zuweilen, wenn seine Truppen Lebensmittel herbeiholten, nur 300 Mann bei dem Kaiser, der selbst gefährlich krank war. Ende Oktober hob er die Belagerung wieder auf. Indessen war er darum nicht im Nachteil, weder gereizt noch gebeugt. Von San Casciano aus nahm er die umliegenden Örter ein, manche Florentiner bekam er gefangen, unter anderen Konrad Filache, einen der vornehmsten von allen. Man riet ihm, denselben hinzurichten, aber den Kaiser dauerte seine Jugend und Schönheit, und er ließ ihn frei. Der junge Mann ging nach Florenz, wo er den Leuten erzählte, der Kaiser sei freundlich und sanftmütig; aber er machte keinen Eindruck.

Der Kaiser suchte seine Freunde zusammenzuhalten. Er empfand es, wenn sie ihn verließen, so gute Gründe sie auch vorwandten; er sagte, mitten unter seinen Feinden sollten sie ihn nicht verlassen. Er war unglücklich, wenn er hörte, daß die Kirchen beschädigt wurden, und ließ strenge Exekutionen, die freilich wenig nützten, verhängen. Niccolo von Butrinto kann seinen Eifer für die Kirche nicht genug rühmen; aus Rücksicht auf diese allein habe er den Pisanern ihre Privilegien, z. B. über Sardinien, nicht bestätigen wollen. Und da die eigentliche Quelle des Widerstandes gegen ihn nicht, wie ihm Dante gesagt hatte, Florenz war, sondern der König Robert von Neapel, so nahm er sich vor, diesen im nächsten Jahre mit Krieg zu überziehen. Darum sprach er am 26. April 1313 in Pisa nach angeordnetem Rechtsgang ein Verdammungsurteil über Robert aus; als Hochverräter wurde derselbe aller seiner Ehren, Länder und Würden für verlustig und des Todes schuldig erklärt. Zwischen dem Prinzen von Anjou und dem Reiche mußte sonach ein Kampf auf Leben und Tod ausbrechen.

Im Sommer 1313 brachte der Kaiser eine für jene Zeit nicht unbedeutende Streitmacht zusammen, 4000 Ritter, worunter 1500 Deutsche. Soeben kam ihm aber von Deutschland her noch ein größerer Zuzug, mit dem Erzbischof Balduin von Trier bereits in der Schweiz, an dem allgemeinen Sammelpunkte, angelangt war. Heinrich hatte jetzt eine enge Verbindung mit dem König Friedrich von Sicilien, der das hohenstaufische Interesse aufrecht erhielt. Mit dessen Flotte wollte sich die genuesische vereinigen und einen Angriff auf Neapel wagen. In Allianz mit Genua und Aragon stand der Kaiser noch einmal in einer großen Weltverbindung. Schon oft hatte sich auch in Siena Neigung zur Unterwerfung gezeigt, und es ist keine Frage, daß sie zu erreichen war.

Da kam Heinrich VII. um in Buonconvento. Ob ihn jener Dominicaner vergiftet hat? Das wird ewig streitig bleiben. Viele Zeitgenossen führen an, daß er unmittelbar nach dem Genuß des Kelches, der ihm als

Kaiser zustand, krank geworden sei. In Florenz hat man den Dominicaner als den Befreier des Vaterlands begrüßt. Des Kaisers Sohn Johann aber hat den Beichtvater freigesprochen. Auch Niccolo von Butrinto leugnet die Unthat; er und mehrere andere sagen, der Mönch werde fälschlich beschuldigt. Trotzdem ist schon das Gerücht selbst ein Ereignis.

Heinrich VII. war kein großer Mann, aber gut, standhaft, barmherzig, voll echter und glänzender Ideen. Universalhistorisch ist seine Erscheinung insofern von Wichtigkeit, als sie, die Rechte des Kaisertums wahrnehmend, doch auch zugleich die Unmöglichkeit, sie zur Geltung zu bringen, zur Anschauung brachte. Gegen die Menge und Kraft der Feinde war er bei weitem zu schwach. Oder dürfte man sagen, daß der Ausgang seines Unternehmens noch ungewiß war, als ihn sein Schicksal ereilte? So meinten wenigstens alle die, welche an seine Ermordung glaubten. Wie durch Albrechts Katastrophe die Herstellung der königlichen Gewalt in Deutschland, so wäre durch Heinrichs plötzlichen Tod die der kaiserlichen in Italien vereitelt worden.

Das ist gewiß, daß nun die Gegner des Kaisertums fast allenthalben erst recht das Haupt erhoben. Selbst Papst Clemens schien sein früheres Entgegenkommen zu bereuen. Er sprach jetzt nicht bloß von einer Superiorität, die dem Papsttum unzweifelhaft über das Reich zustehe; er bestand sogar auf dem Recht, dem Kaiser während der Vakanz des Thrones seinerseits zu succedieren, und übertrug alsdann das Reichsvikariat in Italien dem Könige Robert. In Toscana setzte sich die Herrschaft der Guelfen und der Stadt Florenz nun erst vollkommen fest. Robert blieb Signore bis 1321, neapolitanische oder französische Prinzen bis 1341; dann folgte der entscheidende Umsturz des Adels, 1343, worauf eine weitere Entwickelung des republikanischen Wesens eintrat. Auch in Genua kamen durch die Einwirkung des Königs Robert die Guelfen wieder empor; die Ghibellinen fanden an den Königen von Aragon und Sicilien Unterstützung. Zuweilen kam es soweit, daß die beiden Parteien die verschiedenen Handelsplätze unter einander teilten. Indessen erhob sich aber das Volk gegen beide. Ein Streit der Seeleute mit den Schiffspatronen, welche Edelleute waren, im Jahre 1339 gab Anlaß, daß ein Doge gewählt wurde. Man wollte eigentlich einen Volksabt einsetzen; da jedoch das allgemeine Vertrauen sich fast zufällig auf einen Edelmann, Simone Boccanegra, wandte, der schon hohe Ämter bekleidet hatte, so kam man überein, ihn zum Dogen auszurufen; was doch wohl eine Nachahmung von Venedig war, hier aber einen populären Ursprung hatte. Boccanegra wußte Ordnung zu halten. Er verwaltete das Amt bis 1364; er verstand es zugleich, die vornehmen Kaufleute zu befriedigen. In Mailand behaupteten sich die Ghibellinen unter dem geschickten und klugen Matteo Visconti den Feindseligkeiten der Guelfen gegenüber. Auch die Päpste hatten trotz ihrer hohen Ansprüche keinen Einfluß: alles erhob sich und erhielt sich durch eigene Kraft.

Zweites Kapitel.

Ludwig der Bayer.

König Rudolf von Habsburg hatte sich einst bemüht, der höchsten Gewalt als solcher in Deutschland selbst eine starke Repräsentation zu geben, als der große Konstabel in die gärungsvolle Welt Frieden und Ordnung wieder einzuführen. Nach seinem Tode war unter Adolf ein Rückschlag eingetreten, und trotz entschiedener Begabung zur Herrschaft, trotz aller Anstrengung, aller ansehnlichen Macht war es Albrecht in zehnjährigem Regimente nicht gelungen, die königliche Gewalt auf die Dauer wider jede Erschütterung zu befestigen. Eine allgemeine Abhängigkeit von der Krone ward in Deutschland freilich wieder anerkannt; allein das Üble war, daß man die Krone selbst von dem Grundsatz der Wahl nicht abhängig machen konnte oder wollte: jeder Nachfolger mußte so gewissermaßen wieder von vorn anfangen. Was Rudolf für Deutschland und das Königtum gethan, bestrebte sich Heinrich VII. für Italien und das Kaisertum durchzusetzen; als er vorzeitig dahingerafft ward, hatte er an seinem Teil noch weit geringere Erfolge zu verzeichnen. Das Schicksalsvolle ist, daß sich die Idee des Kaisertums inmitten der in tödlicher Feindschaft wider einander entbrannten italienischen Parteien nicht realisieren ließ, ohne daß man die eine gegen die andere zu Hülfe rief. Eigentlich wäre nun ein Nachfolger erforderlich gewesen, der beide Richtungen in sich vereinigen und ihnen Bedeutung und Leben hätte geben können. Ob der Sohn des Verstorbenen, König Johann von Böhmen, dazu die geeignete Persönlichkeit gewesen wäre, steht dahin, aber die nötige Macht hätte er am ehesten besessen. Allein er war noch zu jung, als daß seine Wahl von seinen Freunden hätte durchgesetzt werden können. Indem nun hierdurch das Prinzip der freien Wahl an und für sich eine neue Stärkung erhielt, trat das allerungünstigste ein; die vorhandenen dynastischen Gegensätze führten zu einer Doppelwahl, der dritten innerhalb eines Zeitraums von wenig mehr als einem Jahrhundert.

Die Österreicher erneuten, wie sich nicht anders erwarten ließ, ihren Versuch, die Krone wieder zu erlangen. Das Haus war mächtig und reich; zwei Brüder, Friedrich der Schöne und Leopold, der ebenso klug war wie mutig und die Geschäfte eigentlich führte, beide miteinander einverstanden, gaben ihm ein großes Ansehen. Auch gelang es ihnen, jetzt Freunde zu finden, besonders in dem Erzbischof von Köln und dem Kurfürsten-Pfalzgrafen Rudolf von Bayern; mit jenem tritt das Haus Österreich sogar in enge verwandtschaftliche Verbindung. Aber ebenso hartnäckig blieben die Freunde Heinrichs VII. und der bisherigen Politik, deren hauptächlichste Vertreter Balduin von Trier und Peter Aichspalter, Erzbischof von Mainz, waren.

Da auch ihnen selber König Johann von Böhmen noch zu jung erschien, so wandten sie sich an Herzog Ludwig von Bayern. Es gelang ihnen, denselben für sich zu gewinnen, obwohl er Friedrich von Österreich bereits die Versicherung gegeben hatte, daß er für keinen anderen sein wolle. Ludwig war zwar aus einem der vornehmsten fürstlichen Häuser, aber doch, da ihm nur ein Teil von Oberbayern eigen angehörte, nicht viel stärker, als seine Vorgänger von Habsburg und von Luxemburg bei ihrem Anfange gewesen waren. Jedoch er war tapfer und kriegerisch. Als sein Vetter Stephan von Niederbayern gestorben war, der ihn und seinen Bruder zum Vormund des hinterlassenen Kindes eingesetzt hatte, suchten dessen Mutter und Witwe, verbündet mit dem hohen Adel des Landes, Ludwig die Vormundschaft zu entwinden und übertrugen sie dem Herzog Friedrich von Österreich, an welchem der hohe Adel im Reiche einen großen Rückhalt hatte. Aber der niedere Adel und alle Städte waren für die Aufrechterhaltung des Testaments; diese schlossen sich an Ludwig an, der den Kampf allein ausfocht und jenen am 9. November 1313 bei Gamelsdorf eine große Niederlage beibrachte. Dies ohne Zweifel richtete die Augen der Wähler auf ihn. Ludwig war von seiner Jugend auf besonnen und männlich. Auch später gab er keiner Übereilung Raum, obwohl er von Natur heiter war; er flößte Zutrauen ein.

Es kam nun auf die übrigen Stimmen an. Sachsen war entzweit; es hatte sich in zwei Linien gespalten, von denen die eine für den Österreicher, die andere für Ludwig von Bayern war. Auf Böhmen war nicht zu zählen: den Luxemburgern setzten die Österreicher die kärnthnerische Stimme entgegen. Der Ausschlag einer legalen Wahl hing demnach vorzüglich von Brandenburg ab. Markgraf Waldemar hätte eigentlich einen Prinzen seines eigenen Hauses, Heinrich, zu befördern gewünscht; er schwankte deswegen in seinem Bezeigen. Es ist nicht recht klar, weshalb er sich zuletzt zu der luxemburgischen Partei wandte. Indem er aber dieser beitrat, gab er ihr die Majorität. Auf dem Felde von Frankfurt erschienen beide Teile. Beide Bewerber wurden gewählt: Friedrich am 19. Oktober 1314 in Sachsenhausen von dem Erzbischof von Köln und dem vertriebenen König von Böhmen, Heinrich von Kärnthen; Ludwig der Bayer am 20. Oktober in Frankfurt selbst durch die für ihn votierenden Erzbischöfe von Mainz und von Trier und den neuen König Johann von Böhmen. Ein unzweifelhaftes Übergewicht hatte Ludwig dadurch, daß er eine Stimme mehr zählte. Auch öffnete ihm Frankfurt seine Thore. Und wenn man historisch urteilen soll, so war doch seine Wahl allein im Sinne des Reichs geschehen; denn Heinrich von Kärnthen war nie als böhmischer König anerkannt worden. Ludwigs Wähler knüpften überdies an die in Italien beobachtete Politik an, während auf der anderen Seite kein Zweifel ist, daß König Robert von Neapel in gewisser Weise gegen Ludwig eingriff. Mit Robert war Friedrich der Schöne in den ungarischen Händeln verbündet. Ludwig ward am 25. November 1314 zu Aachen gekrönt. Indes hatte auch Friedrich einiges für sich. Er war einen Tag eher

gewählt worden, als sein Nebenbuhler; außerdem dieser zwar an dem bestimmten Orte, er dagegen durch den Erzbischof von Köln gekrönt, dem dies Recht nach dem Herkommen zustand. Beide begannen ihre Regierung mit allerlei Gnadenerweisungen, die von der Seite Ludwigs besonders den Städten, von seiten Friedrichs hauptsächlich den Rittern, die ihm zu Diensten waren, zu teil wurden. Das waren überhaupt die Elemente, die sich eben im öffentlichen Leben auseinandersetzten.

Die allgemeine Parteiung, die nun ausbrach, ist durch ein großes Ereignis, die Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft, ausgezeichnet. Die schweizerische Unabhängigkeit ist recht eigentlich das Produkt dieses Streits zwischen Ludwig dem Bayern und Friedrich von Österreich. Ohne auf die Untersuchung einzugehen, deren negatives Resultat es ist, daß weder die Gewaltsamkeiten Albrechts und seiner Vögte, noch auch die Akte der Rebellion, welche die Tradition erzählt, in der Wahrheit begründet sind, kann man nur so viel aussprechen, daß der Gegensatz der Reichsfreiheit und Unmittelbarkeit und der aufkommenden fürstlichen Gewalt, den wir in jener Epoche an vielen Orten finden, z. B. in Thüringen und im Osterlande, auch in dem Hochgebirge und in den Thälern, in den drei Waldstätten eine innere Gärung erhielt. Diese drei Lande waren noch nicht vereinigt, sie verdanken ihre Freiheit Heinrich VII. Denn nach dem Tode Albrechts und dem Umschlag der Reichsgewalt regten sich hier die Tendenzen, die sonst nicht hervorgetreten wären, alle Anfänge der Landeshoheit abzuschütteln. Sie fanden bei Heinrich VII. williges Gehör. Fast ohne dessen Zuthun wurde das Recht von Schwyz und Uri auch auf Unterwalden erstreckt. Leopold von Österreich, der an der Unternehmung in Italien Teil nahm und sich besonders bei Brescia sehr tapfer bewies, forderte nun von Heinrich VII. die Rechte seines Hauses am Elsaß, Schwyz, Uri, den Waldstätten überhaupt, zurück. Der Kaiser erklärte, er sei über die Rechte des Herzogs und des Reichs nicht genau genug unterrichtet. Er setzte am 15. Juni 1311 eine Kommission nieder, um darüber zu befinden. Diese aber hat wohl nie gesprochen, und es blieb alles beim Alten, d. h. die Rechte des Reichs, die Unmittelbarkeit und Freiheit hatten die Oberhand.

Gerade für diese Lande war es nun von der größten Bedeutung, daß es zu einer zwischen Österreich und Bayern zwiespältigen Wahl kam. Was aber den eigentlichen Anlaß zum Kampfe gab, war ein alter Zwist zwischen Schwyz und Einsiedeln. Das Kloster wurde von den Schwyzern überfallen, diese dafür mit Interdikt und Bann heimgesucht. Indem nun der Krieg zwischen Ludwig und Friedrich entbrannte, und die meisten Dynastien im oberen Lande sich für Friedrich erklärten, fand es Ludwig der Bayer angemessen, die drei Waldstätte von Acht und Bann zu befreien und in seinen besonderen Schutz zu nehmen. Zwischen den Waldstätten und den Anhängern von Österreich, vor allen Luzern, kam es darauf zu offenen Feindseligkeiten. Da erst greifen die Waldstätte einige von Österreich zu Lehen ausgethane Stätten an. Uri, bei dem Werner von Attinghausen und Walter Fürst erschienen, suchte mit

Glarus und Schwyz in eine Art von Bund zu treten, um sich gegen den kommenden Sturm zu verteidigen.

Herzog Leopold, auf seinen Bruder gestützt, faßte nun die Absicht, die Waldstätte, die keine Unterstützung von Ludwig dem Bayern bekamen noch bekommen konnten, durch die Ritterschaft im österreichischen Interesse zu erdrücken. Er vereinigte seine Scharen mit den kyburgischen in Zug. Den Rittern ging auch eine stattliche Schar zu Fuß zur Seite. Aber die Lande hatten die natürlichen Mittel der Defensive eines Gebirgsvolks. Sie warteten der Ankommenden zur Seite des Wegs am Berge Morgarten. Da wälzten sich von der Höhe Stämme und Baumäste in den Weg über die Ritter her. Dann stürzten die Waldleute selbst den Rittern und Fußknechten entgegen und brachten ihnen eine vollständige Niederlage bei (15. November 1315). Sie haben den Tag in allgemeinen Festen gefeiert. 1332 verbündeten sich die Waldstätte mit Luzern, was anfangs mit Vorbehalt der Rechte von Österreich geschah, jedoch, da Österreich darauf nicht eingehen wollte, mit offenem Abfall endigte. Von da aus hat sich dann die Eidgenossenschaft in den folgenden Jahrzehnten Schritt für Schritt immer weiter ausgedehnt. Wäre nun Friedrich anerkannter König gewesen, so würden sich die Schweizer seinen Anordnungen, die dann sofort zu der Größe seines Hauses beigetragen hätten, haben unterwerfen müssen. Da jedoch Friedrich nicht durchdrang, so erfolgte vielmehr das Entgegengesetzte. Auf dem nächsten Reichstag zu Nürnberg nahm das Reich Partei für die Schweizer. Österreich wurde als Reichsfeind betrachtet. Die alten Reichsprivilegien der drei Länder, die nun einen ewigen Bund schlossen, wurden bestätigt.

Der Verlauf des eigentlichen Bürgerkriegs um die Krone in Deutschland selbst hat wenig historisches Interesse, da beide Teile längere Zeit einer großen Entscheidung auswichen. Wenn Ludwigs Sache mehr und mehr die stärkere ward, so geschah es hauptsächlich dadurch, daß er seines feindseligen Bruders, des Pfalzgrafen Rudolf, Meister wurde und es zugleich verstand, Johann von Böhmen bei seiner Sache festzuhalten. Im Bunde mit diesem bestand er endlich den ritterlichen Anlauf Friedrichs von Österreich in der Schlacht bei Mühldorf. Friedrich hatte infolge seines Bundes mit Ungarn heidnische Kumanen um sich und war an Mannschaft bei weitem der stärkere, sodaß Johann von Böhmen anfangs von dem Treffen abgeraten hat. Indessen ein Vorteil ergab sich für Ludwig aus der Ungeduld seines Gegners, welcher am entscheidenden Tage nicht einmal seinem Bruder Leopold, der noch um einen Tagemarsch entfernt war, erwarten wollte. Er wünschte den Glanz der Anführung selbst und allein zu genießen. Im prächtigen Wappenrock warf er sich auf den Feind. Er soll bei fünfzig persönlich erlegt haben. Ludwig dagegen gab sich nicht preis. Es heißt, er habe die Anführung einem Nürnberger, Sigfrid Schweppermann, überlassen, der Wind und Sonne über die Österreicher gewann und sie zur rechten Seite angriff, während Ludwig den Burggrafen von Nürnberg in ihren Rücken entsandte. Doch scheint es, als

gehöre die Erzählung von Schweppermann wohl auch zu den ausschmückenden Erfindungen des 15. Jahrhunderts, von denen man bedauern muß, daß sie nicht wahr sind. Genug, Friedrich ward gänzlich geschlagen und gefangen genommen. „Vetter, wir sehen Euch gern", sagte Ludwig, als er ihn empfing (28. September 1322).

Und hierdurch ward nun Ludwig so mächtig, daß auch er auf die Politik früherer Könige eingehen und erledigte Reichslehen für sein Haus einziehen konnte. Durch den Tod Waldemars war die Mark Brandenburg 1319 erledigt worden; seine ascanischen Vettern von Sachsen und Anhalt hatten gewisse Ansprüche, aber Ludwig hielt jetzt nicht für nötig, diese zu respektieren. 1324 belehnte er seinen ältesten Sohn, Ludwig, feierlich mit der Mark, dem Erzkämmereramte, Stettin und Demmin. Bald darauf vermählte er sich mit Margarethe von Flandern, was ihm eine große dynastische Aussicht gab. Doch muß man sagen, daß er dieser Stützen auch um des Reiches willen geradezu bedurfte. Denn durch die vorhergehende Spaltung war es geschehen, daß sich neben den beiden Gegenkönigen gewissermaßer ein dritter Kompetent erhoben hatte in der Person des Papstes Johanns XXII. Dieser behauptete, das Reich sei noch vakant und dessen Leitung und Verwaltung stehe deshalb ihm, dem Papste, zu. Er setzte alle Reichsvikarien in Italien ab, erließ Befehle nach Basel, nach Braunschweig, gleich als sei er der Kaiser; er wollte die deutschen Bischöfe nicht bestätigen, außer unter der Bedingung, daß sie keinen von beiden Königen anerkennen würden. Über das Wahlrecht spricht er sich höchst sonderbar aus: er redet von den Fürsten, die, wie man sagt, eine Stimme bei der Kur haben. Von sich selbst behauptet er, ihm komme zu die Bestätigung, sowie auch die Zurückweisung und Verwerfung eines Kaisers. Er gebot jedem, den Erwählten den Gehorsam zu verweigern.

Dieser Johann XXII. (1316—1334) war überhaupt beflissen, alle die alten Anmaßungen des Papsttums aufrecht zu erhalten. Ein Franzose von geringer Herkunft, der sich durch seinen Fleiß — er lag Tag und Nacht über den Büchern — und das Feuer, mit dem er sich ausdrückte, zur höchsten Stelle erhoben hatte. Villani erzählt, sein Vater sei ein Schuhflicker gewesen, durch das Haus Anjou sei er emporgekommen. Als Kanzler Roberts habe er sich dem Papste Clemens durch Briefe empfohlen, von denen der König nichts gewußt habe. Im Konklave kompromittierten beide Parteien auf ihn, da sie sich zwei Jahre nicht hatten verständigen können, und er wählte sich selbst. Er hatte eine natürliche Neigung zu Frankreich. Mußte er in Frankreich residieren, so wollte er auch die französische Krone über alle anderen erheben. Die Rechtmäßigkeit Ludwigs des Bayern hatte er niemals anerkannt; er selbst wollte sich als Reichsvicarius gerieren. Jetzt erklärte er Ludwig, der sich das Reich angemaßt, geradezu für abgesetzt, bei Strafe des Bannes im Falle des Ungehorsams. Der Papst nahm also etwa die gleichen Rechte über das Reich im Ganzen in Anspruch, wie der Kaiser über die einzelnen Lehen des Reiches. Nun bestand zwar das Papsttum schon lange nicht mehr

in der Fülle seiner Macht; es war nicht bloß unter den direkten Einfluß von Frankreich geraten: schon fing eine Nation nach der andern an, sich von dem römischen Hofe in größter Selbständigkeit abzusondern. Dennoch setzte das Vorgehen Johanns Ludwig immer in große Verlegenheit.

Jener unermüdliche Leopold faßte, durch diese Umstände bewogen, einen Plan nach dem anderen, um seinen Bruder zu befreien. Ludwig mußte endlich darauf eingehen. Es hat persönlich etwas nobles, wie sich diese Fürsten dabei betragen. Ludwig geht selbst nach der Feste, um seinem Gegner Vorschläge einer Verzichtleistung zu machen. Sie kommen überein, daß Friedrich den König Ludwig anerkennen und seinen Bruder vermögen soll, die Reichsgüter herauszugeben, widrigenfalls er sich selbst in das Gefängnis stellen werde. Friedrich vermag das Versprechen nicht zu erfüllen, ohne Zweifel, weil seine Brüder dagegen waren, und stellt sich in der That wieder zur Haft. Diese deutschen Fürsten behandeln die Gesetze des Rittertums mit einer Art von Religiosität. Hierauf werden die alten Gegner zu Freunden. Sie essen und trinken miteinander; sie schlafen auf einem Bette. Ja, Ludwig überläßt seinem Nebenbuhler eine Art von Statthalterschaft in Bayern, als er gezwungen ist, seinem Sohne in Brandenburg beizustehen. Endlich schließen sie den sonderbaren Vertrag, daß sie das Reich mit allen seinen Würden, Ehren, Rechten, Leuten und Gütern mit einander, gleich als eine einzige Person besitzen wollen (5. September 1325). Sie wollen beide den Titel eines römischen Königs und Augustus führen, einerlei Siegel haben, die Lehen zugleich verwilligen, die Nutzungen gemeinschaftlich genießen. Das Hofgericht soll bald dem einen, bald dem andern folgen. An dem Vertrage selbst läßt sich nicht zweifeln; er ist 1527 und noch einmal unter Leopold I. aus dem kaiserlichen Archive hervorgezogen worden.

Es kommt nicht so sehr darauf an, wie sie sich dabei unter einander verständigen wollten, als darauf, daß sie das Reich gemeinschaftlich zu behaupten dachten, daß einer dem anderen die königliche Würde und Krone gönnte. Sie waren übrigens auch Vettern, beide Enkel Rudolfs von Habsburg. Es steht fest, daß nun auch Friedrich ohne Widerspruch Ludwigs Akte der höchsten Reichsgewalt ausübte, z. B. seinem Bruder etliche Schweizerorte, wie Schaffhausen, St. Gallen, verpfändete. Das ist offenbar, daß Ludwig durch die päpstlichen Anfeindungen dahin gebracht war, mit seinem Nebenbuhler eine freundschaftliche Abkunft zu treffen. Auch nach Leopolds Tode führte Friedrich den Titel eines Königs fort. Keine Frage, daß sich Friedrich selber durch seine Versöhnung mit Ludwig mit dem Papste verfeindete; aber eben dies war die Absicht, nicht mitten in ihrem Streit diese auswärtige Gewalt aufkommen zu lassen. In dem ganzen Laufe des Jahres 1326 hat Friedrich Anteil an der Reichsregierung, aber nicht länger. Bei einer Zusammenkunft mit Ludwig in Innsbruck, 1327, scheint er darauf Verzicht geleistet zu haben, vielleicht, weil die Kurfürsten es nicht billigten oder aus irgend einem anderen Grunde, der uns unbekannt ist. Aus einem

Briefe Ludwigs ersehen wir nur, daß kein neuer Bund zwischen ihm und Friedrich geschlossen worden war; auch findet sich seitdem keine weitere Urkunde in Reichsgeschäften von Friedrichs Hand. Soviel war für Ludwig immer erreicht, daß er diese Opposition los war und es nun wagen konnte, sein Augenmerk nach Italien zu richten und den Streit mit dem Papst energisch in die Hand zu nehmen, welcher inzwischen zu den größten Dimensionen angewachsen war.

Wir sahen bereits, daß Johann XXII. nicht mehr durch bloße rethorische Anmaßungen, sondern ernstlich dazu geschritten war, sich der Gelegenheit der zwiespältigen Wahl zwischen Friedrich und Ludwig zu bedienen, um kaiserliche Rechte auszuüben. Er hatte von Anfang an verboten, dem Könige zu gehorchen; die ihm geschworenen Eide löste er auf, denn sie könnten nicht gehalten werden ohne Schaden an dem ewigen Heile. Ludwig hatte protestiert, der Papst mit einem zweiten und dritten Verfahren geantwortet, welches am 23. März 1324 mit der definitiven Androhung des Bannstrahles endigte. Ludwig ward aufgefordert, abzustehen von den angemaßten Titeln und der Verwaltung des König- und Kaiserreichs; wenn er das nicht binnen drei Monaten thue, solle er dem Banne ohne weiteres verfallen sein. Da der König dem natürlich nicht gehorchte, so ward nun im Juli 1324 der Bann wirklich über ihn ausgesprochen. Die Absicht war, den König Karl von Frankreich zu seinem Nachfolger zu ernennen. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln waren dafür gewonnen; dem Herzog Leopold von Österreich, der mit Karl eine Zusammenkunft in Bar-sur-Aube hielt, war das Reichsvikariat, die Wiederunterwerfung der Schweiz und die Verpfändung einer Anzahl von Städten versprochen worden. Schon ward ein Tag zu Rense gehalten, und der Papst suchte alles hervor, sowohl um die Kurfürsten zu überzeugen, daß er ihr Wahlrecht nicht antasten wolle, als um ihnen einzureden, sein Eingriff geschehe nur für diesmal.

Allein die deutschen Fürsten waren nicht so verblendet, um hierauf einzugehen. Gleich in der Versammlung kam man nicht zum Ziele: es war besonders der Erzbischofs von Mainz, der eine wirkliche Ausführung des Entwurfs verhinderte. Natürlich! Was hätte daraus werden sollen, wenn sie einen Franzosen zum König gewählt und die unmittelbaren Gewaltsamkeiten des Papstes gebilligt hätten? Der König selbst hielt standhaft fest. Er appellierte von dem Papst, dem er nun auch ein langes Sündenregister vorhielt, an ein allgemeines Concilium und an den wahren legitimen Papst. Das Bedeutende ist nun, daß man in Deutschland das Verfahren der Franzosen, d. h. den Widerspruch gegen den Papst, auf dem Grund nationaler Rechte, nachahmte, und zwar nicht allein im Gegensatz gegen den Papst, sondern auch gegen die Franzosen selber, welche die päpstlichen Gerechtsame für sich und ihre eigene Politik in Anspruch nahmen. Es war aber in Deutschland nicht eine Ständeversammlung, wie in Frankreich, sondern jener hochfürstliche Verein der Wähler, der, nicht vom Papsttum anerkannt, eben

sein Wahlrecht auch diesmal mit Festigkeit in Anspruch nahm. Außerdem waren es nicht sowohl Juristen, als Klosterbrüder, Minoriten, damals mit den Dominicanern und dem Papst zerfallen, welche den Streit aufnahmen. Eine sehr nachhaltige Wirkung aber konnte das nicht haben, solange Friedrich, obwohl in Ludwigs Gefangenschaft, doch noch als römischer König anerkannt wurde. Man sieht, daß demgemäß eben die Rücksicht auf den Gegensatz gegen den Papst es war, was Ludwig veranlaßte, eine Vereinbarung mit seinem gefangenen Nebenbuhler zu treffen.

Erst nachdem diese Sache endgültig beigelegt war, beschloß nun Ludwig, sein Glück in Italien zu versuchen. Aber gleich der Reichstag war nicht zu eigentlicher Teilnahme zu bewegen. Die geistlichen Fürsten forderten vor allem erst eine Aussöhnung mit dem Papst, Ludwig ging gleichwohl nach Italien, aber nur mit einem Gefolge von hundert gewappneten Rittern. Er wollte ursprünglich nur in Trient ein Parlament mit den Reichsgetreuen halten und dann wieder nach Deutschland zurückkehren. Hier aber erklärten ihm, wie er in einem seiner Briefe erzählt, städtische Abgeordnete aus neunzehn Bistümern, daß sie ihm ihre Pflicht aufkündigen würden, wenn er sie nicht schütze. Sie wünschten eine kaiserliche Autorität für sich zu haben, um sie dem Papst entgegensetzen zu können. Ludwig schwur den Ghibellinen, nicht zurückzukehren, bis er gekrönt sei und entschloß sich wirklich, weiter vorzudringen. Die Ghibellinen sagten ihm eine bedeutende Geldhülfe zu. Hierauf erst kamen Deutsche in größerer Anzahl über die Alpen. Im April 1327 schreibt er von Como, daß ihm bereits mehr Städte und Schlösser gehuldigt hätten, als weiland Heinrich VII. In Rom war eine Revolution ausgebrochen auf das bloße Gerücht der Ankunft des Imperators. War nun aber Ludwigs Stellung der des Kaisers Heinrich gleich? Ich sollte es nicht denken. Nur sein Auftreten im oberen Italien erinnert im allgemeinen an die Haltung des Vorgängers.

In der Lombardei erhielt er sich in ziemlichem Ansehen, besonders so lange er mit dem mächtigen Galeazzo Visconti verbündet war. In Pisa hielt er Hof und erneuerte die Politik Heinrichs VII. gegen Neapel. Auch in Toscana erhoben sich darauf die Ghibellinen unter dem lucchesischen Tyrannen Castruccio Castracani zu großer Bedeutung. Für die Lösung der nächsten Aufgabe, die Erreichung Roms und den Erwerb der Kaiserkrone, kam Ludwig indes nicht die politische Parteiung Italiens, sondern etwas ganz anderes, die allgemeine Gedankenbewegung des Zeitalters zu Hülfe: unerwartete Bundesgenossen fand er gegen das Papsttum an den Minoriten, den alten Vorkämpfern der Kurie gegen den staufischen Kaiser Friedrich II. Mit dem Streit zwischen Staat und Kirche fiel abermals jene Frage zusammen, die sich schon öfters geregt hatte — zuerst zwischen Paschalis II. und Heinrich V., zuletzt zwischen dem Eremitenpapst von Murrone und dessen Nachfolger Bonifaz VIII. — die Frage, ob Christus und die Apostel, welche der Klerus und vor allem das Papsttum zu repräsentieren vorgaben, Eigentum

besessen hätten, oder nicht. Johann XXII. bestand auf der Bejahung, und es war ihm dies in der kaiserlichen Protestation ausdrücklich zum Vorwurf gemacht worden. Er ließ die Anhänger des Satzes von der absoluten Armut verdammen. Dagegen fand diese letztere Theorie in dem großen Orden der Minoriten Repräsentation und Rückhalt. In einer stattlichen Versammlung zu Perugia (1322) hatten sie die von dem Papst angenommene Doktrin über das gemeinschaftliche Eigentum Christi und der Apostel für falsch erklärt. Es war zunächst eine idealistisch-theoretische Bewegung innerhalb des Franziscanerordens selbst, des am weitesten verbreiteten und populärsten unter allen; indem sie jedoch — nicht zufällig — mit dem Papsttum zusammenstieß, erhielt sie eine allgemeine Bedeutung. Der ganzen Kirche, wie sie damals war, ihrem Besitz und ihrem Einfluß auf die weltliche Gewalt ward durch die extreme Lehre der Minoriten der Boden unter den Füßen entzogen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß sich auch die höhere Gelehrsamkeit der Zeit, die theologische wie die juristische, dieser Handhabe bemächtigte. Die Ideen, welche Dante über die Monarchie und ihre ursprüngliche Berechtigung aufgestellt hatte, wurden von den Monarchisten der neueren Generation dahin ausgedehnt, daß das Papsttum dem Kaisertum geradezu unterworfen sei. Es sind Ideen von der größten Tragweite, welche Kirche und Staat umfassen. Besonders ragt hier Marsilius von Padua hervor, der zugleich mit Johann von Jandun 1324 das Buch Defensor pacis ausarbeitete, worin er des allgemeinen Friedens wegen auf eine Beschränkung der päpstlichen Gewalt dringt. Er behauptet darin, daß unter den Aposteln kein Unterschied bestanden habe, niemand sei der erste gewesen. Das Vikariat Petri bestreitet er damit, daß ja die Anwesenheit Petri in Rom selbst höchst ungewiß sei. Er leugnet die Verbindlichkeit der Dekretalen, die er nur als gewisse oligarchische Festsetzungen betrachtet. Höchst merkwürdig sind die 41 Sätze, mit denen das Buch schließt. Die legislative Gewalt weist Marsilius nur der Mehrheit oder dem besseren Teile der Staatsbürger zu, oder dem Fürsten, sofern derselbe an ihre Stelle tritt. Nur dem Fürsten stehe ferner eine jurisdiktionelle Gewalt zu. Auf die legislative Gewalt führt der Defensor pacis die Dispensation in Ehesachen zurück, ebenso die höchste Gewalt über die Temporalien. Sein ganzes Räsonnement beruht auf dem Begriff der zwingenden Rechtshoheit, die er dem Papsttum ab- und vielmehr der weltlichen Gewalt auch gegenüber der Kirche zuspricht. Diese allgemeinen Tendenzen nun waren es, welche dem Könige den Anhalt zu großen und allgemeinen Unternehmungen gaben, zumal da ihm zugleich eine örtliche Volksbewegung in Rom entgegen kam.

Die Unzufriedenheit der Römer über die Entfernung des Papstes veranlaßte 1327 die Vertreibung der Anhänger Roberts von Neapel, der vom Papst zum Reichsvikar ernannt worden war. Ein demokratisches Regiment wurde eingerichtet, die Angriffe der Guelfen und Neapolitaner wurden zurückgewiesen. Sciarra Colonna, der als Oberhaupt der Ghibellinnen auftrat, berief König Ludwig nach Rom. Der Papst verdammte diese Bewegung

natürlich um so mehr, als sie dem von ihm gebannten Ludwig den Weg bahnte. Die Männer des Kapitols, die Stadtgemeinde, wollten dem Kaiser ihrerseits Bedingungen vorschreiben. Aber ohne Rücksicht darauf zu nehmen, zog Ludwig im Januar 1328 in Rom ein und nahm mit seinen ghibellinisch-monarchistischen Freunden den Vatikan ein. Die hohe Geistlichkeit hielt sich ferne, aber Ludwig gewann das Volk und zwar dadurch, daß er das Recht desselben, sich einen Kaiser zu wählen, anerkannte. Er trug kein Bedenken, sich ganz auf die populäre Seite zu stellen, vollkommen in Übereinstimmung mit den allgemeinen kirchlichen und socialen Tendenzen der Zeit. Am 17. Januar 1328 wurde der Kaiser nicht von dem Papst, noch von den Kardinälen, sondern von den Syndici des Volks gekrönt. Sciarra Colonna setzte ihm die Krone auf, ein anderer reichte ihm das Scepter.

Dann aber konnte man auch den Papst überhaupt nicht anerkennen; man erhob Zweifel an der Rechtgläubigkeit Johanns XXII. und fand ihn im ersten Parlament der Ketzerei schuldig, eines Verbrechens, durch das er notwendig das Papsttum verwirkt habe. Das Volk forderte den Kaiser auf, gegen diesen Ketzer zu verfahren. Am 13. April 1328 erschien Ludwig auf dem Thron, die Krone auf dem Haupte, die Weltkugel und das Scepter in den Händen. Ein deutscher Abt trat auf und erklärte Johann von Cahors für den mystischen Antichrist und für abgesetzt. In einer Versammlung von Klerikern und Laien ward darauf ein anderer Papst gewählt, ein Minorit Rainalucci, der sich Nikolaus V. nannte. Das Volk wurde gefragt, ob es ihn wolle; so — in der nämlichen plebejischen Form wie der Kaiser — wurde er anerkannt.

Merkwürdig, daß es soweit gekommen war; aber freilich war das alles nur ein Moment. Es ist klar, daß Ludwig doch mehr im Interesse der ghibellinischen Partei gehandelt hatte, daß er Ansprüche erneuerte, aber keine wesentliche Macht erwarb. Sehr gewiß, daß eine Reaktion gegen den Kaiser eintrat, daß seine Autorität eigentlich nur auf der Anerkennung durch die Partei beruhte. So wie er Geld von den Römern forderte, empörten sich diese wider ihn und seinen Papst. Nicht einen Augenblick konnte sich der letztere halten. Und da der Kaiser die Neapolitaner in der Umgegend nicht besiegen konnte, so mußte er auch Rom wieder verlassen. Die Guelfen kehrten zurück und stellten alles wieder her, wie es gewesen war. Nikolaus V. folgte dem Kaiser und forderte Gnadengelder von ihm, der selber nichts besaß. Weder in Toscana, noch in der Lombardei ward etwas ausgerichtet. Um nur von Tag zu Tag leben zu können, bot Ludwig alles feil, was noch von kaiserlichen Rechten übrig war. Nikolaus V. ward gefangen und vor Johann XXII. gebracht, den er mit einem Strick um den Hals um Gnade anflehte. Dagegen behauptete sich Ludwig selber wenigstens in ziemlicher Macht. Er konnte das Kaisertum nicht wirklich wiederherstellen, aber er leistete doch Widerstand.

Hiefür nun war es von hoher Bedeutung, daß dem Papsttum überhaupt ein nationaler Widerstand entgegengesetzt wurde. Indem nämlich die Päpste

in ihrem Aufenthalt zu Avignon ihre alte Unabhängigkeit einbüßten, ereignete sich zugleich, daß sie nun ihrerseits die Kirchenfreiheit, die sie einst dem Staate gegenüber begründet, selber bedrängten. Johann XXII. machte, wie Villani sagt, den Anspruch, die kirchlichen Pfründen selbst zu verleihen ohne Rücksicht auf die Wahl. Er dehnte das Recht der Besetzung der in curia vakant gewordenen Stellen weiter aus. Nach einer Bulle vom 30. Juli 1322 eignete er sich die Besetzung aller höheren Stellen in Italien, namentlich in den Diöcesen von Genua, Ravenna, Pisa und dem Patriarchat von Aquileja an. Auch in Deutschland fing er an, auf diese Weise einzugreifen. Eben hier aber setzte sich ihm nunmehr ein nationaler Widerstand entgegen. Der Kaiser fand seinen vornehmsten Rückhalt daran, daß er in jenem Augenblick trotz der päpstlichen Exkommunikation über Deutschland verfügen konnte. Was soviel größere und in anderer Hinsicht mächtigere Männer unter seinen kaiserlichen Vorgängern vergebens erstrebt hatten: auch so fand er in Deutschland noch immer Gehorsam.

Am 5. April 1328 hatte der Papst die Kurfürsten aufgefordert, da der König keine Rechte mehr, weder an das Reich, noch an das Herzogtum habe, zur Wahl eines neuen römischen Königs zu schreiten. Es ist auch im April eine Versammlung deswegen gehalten und eine neue Wahl auf den Mai 1328 anberaumt worden, eben in den Tagen, da der Kaiser in Rom war; allein die deutschen Fürsten schritten nicht zur That: sie wählten keinen anderen. 1330 exkommunizierte der Papst Ludwig aufs neue und forderte insbesondere Johann von Luxemburg auf, auf eine neue Wahl Bedacht zu nehmen. Jeden Aussöhnungsversuch wies der Papst von sich. 1331 erklärte er im voraus alles für nichtig, was Ludwig auf dem Reichstage, den er beabsichtigte, vornehmen könne. Allein in Deutschland ward darauf keine Rücksicht genommen. Und zum Glück für den Kaiser geriet der Papst eben damals mit dem derzeit mächtigsten deutschen Hause, dem luxemburgischen, selbst in Kampf. Jener Balduin von Trier war nach und nach zum Administrator von Speier und Worms, endlich auch, und zwar im Widerspruch mit einem von dem Papst eingesetzten Kandidaten — Heinrich von Virneburg, Propst zu Bonn — zum Erzbischof von Mainz gewählt worden. Hierdurch bekam er ein großes Interesse, sich dem Papst zu widersetzen, zumal da sein Gegner Anhang in Mainz hatte und unaufhörlich bekämpft werden mußte. Das gewöhnliche Mittel, die geistlichen Kurfürsten für sich zu gewinnen, versagte also dem Papst Johann XXII. Aber die Lage des Kaisers war nichtsdestominder noch immer sehr unbequem.

Die größte Schwierigkeit, und zwar eine sich immer wieder erneuernde, bildete für Ludwig den Bayern das Verhältnis zum König Johann von Böhmen, der in der großen allgemeinen Parteistellung sein Freund war, mit dem er aber in einzelnen Interessen unaufhörlich zusammenstieß. König Johann ist ein Typus des ritterlich-fürstlichen Lebens der Zeit; mehr Franzose, als Deutscher und vollends als Böhme; er liebte Paris, hielt sich viel daselbst auf und ließ seinen Sohn dort erziehen. Bald besucht er den päpst-

lichen Hof in Avignon, bald zieht er mit den deutschen Rittern nach Litauen aus, unaufhörlich wie zum Schlagen, so auch zum Frieden bereit. Er war mißvergnügt, daß Ludwig der Bayer die Mark Brandenburg für seinen Sohn behielt, da er das Land doch vor der Bewältigung des Gegenkönigs den Luxemburgern versprochen habe. Eine andere dynastische Frage war, ob Tirol an Österreich, Bayern oder Böhmen fallen sollte. Aber noch weiter, über die deutschen Grenzen hinaus griff die Differenz. König Johann begab sich, wie er sagt, um das Grab seines Vaters zu besuchen, im Jahre 1331 nach Italien, wo er den größten Teil des nördlichen Landes, von Bergamo und Brescia bis Modena und Lucca hin, sich unterwarf. Kaiser Ludwig konnte nicht allein nichts dagegen thun, sondern nach einer persönlichen Zusammenkunft auf einer Donauinsel bei Regensburg im Juli 1331 zeigte er sich sogar den Entschuldigungen Johanns gegenüber ganz einverstanden mit dessen Unternehmung. Es war die erste That des jungen Karl von Mähren, daß er die dortige Herrschaft seines Vaters Johann von Böhmen übernahm, welche auf der Verbindung mit Savoyen und der Erinnerung an Heinrich VII. beruhte, aber freilich ohne bessere Mittel ebenso wenig haltbar war, wie die italienischen Erfolge Ludwigs.

Man begreift die politischen Gegensätze und Abwandlungen jener wirren Jahre oft nicht mehr. Im Jahre 1333 schien der Kaiser der ewigen Streitigkeiten mit dem Papste müde zu sein und erklärte sich bereit, die Krone an seinen Vetter Heinrich von Niederbayern und alle seine französischen Besitztümer an Frankreich abzutreten. Heinrich war zugleich der Schwiegersohn des Königs Johann von Böhmen, und sehr wahrscheinlich war diese luxemburgische Verwandtschaft das Motiv für jenen Gedanken. Als aber, wie die Anhänger des Kaisers überhaupt, so die Städte remonstrierten, ließ er ihnen sagen, es sei ihm nicht in den Sinn gekommen, bei seinen Lebzeiten auf die Krone Verzicht zu leisten. Statt dazu zu schreiten, hegte er vielmehr einen Augenblick den Gedanken, den Papst Johann selbst, der über den Zustand nach dem Tode eine häretische Meinung geäußert habe, abzusetzen; dafür waren die Minoriten, die Universität Paris und selbst ein Kardinal aus dem Hause Orsini. Im Jahre 1334 hat Ludwig den letzteren direkt aufgefordert, ein Konzil an einem sicheren Ort zu versammeln, wo er sich dann mit den geistlichen und weltlichen deutschen Fürsten einfinden wolle. In der That war auch die deutsche Nation jetzt in ihrer Opposition einmütig; die Einheit der Kirche schien nur aufrecht erhalten werden zu können, wenn man zu einem Concilium schritt. Es existiert bei Raynaldus ein Ausschreiben, worin Ludwig nachweist, daß der Papst den Kaiser nicht richten könne, vielmehr selbst das Concilium als Richter über sich anerkennen müsse. Daß Johann XXII. ungeachtet seiner unaufhörlichen Drohungen nicht kräftiger vorging und nicht mehr erreichte, hat ohne Zweifel seinen Grund in diesem inneren Widerstande, auf welchen er stieß. Ohne seines kaiserlichen Gegners Meister geworden zu sein, starb er neunzigjährig am 4. Dezember 1334.

Ihm folgte Benedict XII., ein Müllerssohn aus der Grafschaft Foix (1334—42), der bei weitem gelindere Saiten aufzog. Er konnte die Akte seines Vorgängers nicht zurücknehmen, hütete sich aber, sich so enge wie dieser an Frankreich anzuschließen. Als eine Gesandtschaft ihn um die Absolution des Kaisers Ludwig bat, ließ er dieselbe merken, daß er selbst den Kaiser gern absolviert haben würde, wenn ihm der König von Frankreich nicht gedroht hätte, es werde ihm dann schlimmer gehen, als Bonifaz VIII. Was hiezu beitrug, war der Ausbruch der französisch-englischen Unruhen. Man fürchtete in Frankreich einen Bund Ludwigs mit Eduard III. Aber eben dies mag auch den Mut der Deutschen verdoppelt haben. Immer enger schlossen sich die Fürsten um den Kaiser zusammen. Durch Eduard von England, für den es unendlich wichtig war, in seinen Verwickelungen mit Frankreich die Reichsgewalt auf seiner Seite zu haben, waren einige unter den deutschen Fürsten noch vorwaltende Streitigkeiten vollends vertragen worden. Der König von England hatte die niederländischen Städte, die zum Teil unter das Reich gehörten, für sich. Im September 1338 kam er zu dem Kaiser nach Koblenz, es ward ein prächtiger Hoftag gehalten; in Gegenwart von vier Herzögen, drei Erzbischöfen, wenigen Bischöfen, aber vielen Grafen und vielen tausend Rittern und Herren ward der König zum Reichsvicarius in Niederdeutschland unterhalb Kölns bestellt.

Durch diese Teilnahme an den englisch-französischen Verwickelungen also ward Ludwig in den Stand gesetzt, sich auch dem Papste gegenüber kräftiger aufzustellen. So geschah es, daß endlich alle Deutschen sich gegen die bisherigen Angriffe der Kurie vereinigten. Die Kurfürsten erhoben sich zu dem Gedanken, ihr Wahlrecht vom Papsttum unabhängig zu machen. Im Juli 1338 kamen sie zu Rense zusammen und sollen, wie es in den Urkunden heißt, beschlossen haben: das Reich und ihre fürstliche Ehre, die sie von dem Reich haben, nämlich an der Kur des Reichs, in seinem und ihren Rechten zu handhaben und zu schirmen. Der vornehmste Beschluß aber ist, daß der von den Kurfürsten gewählte König unmittelbar nach der Wahl die kaiserlichen Rechte ausüben sollte, ohne die Bestätigung des Papstes zu erwarten. Ein anderer Beschluß lautet dahin, daß jeder Lehnsmann des Reichs dem Kaiser zuzuziehen verpflichtet sein solle, wenn er einen Kriegszug zur Verteidigung des Reichsrechtes unternehme. Wer sich dem widersetze, solle des Todes schuldig sein. Außerdem wurden dem Fehderecht Beschränkungen auferlegt, der Raub streng verboten. Alles Gesetze, welche die innere Ordnung, hauptsächlich aber die äußere Würde des Reiches betreffen. Ludwig publizierte sie, mit dem Diadem gekrönt. Notwendig hatte hier der Kaiser die deutschen Fürsten auf seiner Seite, welche in der Wahl ihr wichtigstes Recht erblickten. Die Verbindung des Papstes mit Frankreich rief dergestalt die Opposition in Deutschland recht eigentlich hervor. Einer der wichtigsten Akte dieses Jahrhunderts. Das ausschließende Recht der Kurfürsten war niemals vorher förmlich anerkannt worden. Dadurch aber wurden, wie natürlich, auch die

kirchlichen Eingriffe des Papsttums abgewehrt. Der Angriff, der auf den Kaiser geschah, führte zu einem Erwachen der Idee der Selbstständigkeit und engeren Verbindung des Reiches.

Was war es nun, das diesen Fortgang der Dinge lähmte? Eine Territorialfrage wie so oft. Auch Ludwig ward von dem Zwiespalt der Interessen ergriffen, der dem späteren Königtum in Deutschland überhaupt inhärierte: der Repräsentation der allgemeinen Interessen wirkte die Vorliebe für sein Haus in schädlichem Sinne entgegen. Wir sahen, auf der Verbindung mit Luxemburg, oft gebrochen, oft wiederhergestellt, wozu die kriegerische wie politische Beweglichkeit König Johanns das meiste beitrug, beruhte Ludwigs ganze Stellung. Eben mit diesem Hause aber geriet er jetzt in eine schwerwiegende territoriale Differenz. Die Erbin von Tirol und Kärnthen, Margaretha, die Ludwig doch etwas eigenmächtig selbst so reich gemacht hatte, indem er erklärte, daß das Erbe auf Frauen übergehen könne, war mit seiner Bewilligung mit Johann, dem freilich noch sehr jungen Sohne König Johanns von Böhmen, vermählt worden. Bei einem so ungleichen Paar erfolgten naturgemäß Streitigkeiten. Der junge Fürst ward endlich von den Landsassen ausgeschlossen und mußte wieder nach Hause gehen. Der Kaiser nahm sich der Sache auf das lebhafteste an und, von seinen Juristen überredet, daß er auch in Ehesachen zu entscheiden und zu dispensieren befugt sei, hob er endlich jene Ehe auf und vermählte Margarethe mit seinem eigenen Sohne. Es war die Handlung, die ihm eigentlich die Ruhe seines Lebens gekostet hat. Hierdurch verlor der Kaiser die Verbindung mit Luxemburg, der er sein Glück verdankte. Balduin von Trier schloß sich jetzt an Frankreich an. Und auch die übrigen Fürsten konnten unmöglich diesen Anfang einer Vereinigung geistlicher und weltlicher Macht in der Hand des Kaisers gerne sehen. Die territoriale Stellung Ludwigs, welcher Brandenburg behauptete, Niederbayern erwarb, die Landvogtei in Oberschwaben an seinen Sohn Stephan verliehen hatte und überdies seine Augen auf die Niederlande richtete, erweckte ohnedies ihre Eifersucht.

Dazu kam nun, daß eben jetzt ein Papst den römischen Stuhl bestieg, der sich wiederum auf das engste an Frankreich anschloß, Clemens VI. Derselbe stand zugleich mit dem luxemburgischen Hause in der engsten Verbindung. Er war der Lehrer des jungen Karl von Mähren, des Sohnes König Johanns, gewesen. Sein Zögling hatte ihm das Papsttum, er diesem das Kaisertum geweissagt. So wie nun Clemens, ein sehr weltlicher Herr, nach Weibern, Ehren und Macht begierig, in der That Papst geworden war, erneuerte er den Bann, der über Ludwig ergangen, wies dessen Gesandte von sich und erklärte ihm, er habe keine Gnade zu hoffen, wenn er nicht das Kaisertum herausgebe. Zugleich forderte er die Kurfürsten auf, eine neue Wahl vorzunehmen. Und jetzt, da Luxemburg und dessen ganzer Anhang von dem Kaiser abgefallen war, machte das Wort des Papstes doch mehr Eindruck, als bisher. Denn dieses Haus, so wesentlich verletzt, erhob sich eifrig, um

sich zu rächen. Zunächst gelang es König Johann, den Herzog Albrecht von Österreich mit sich zu verbinden. Der eine, Johann, war blind, der andere, Albrecht, war lahm. Aber jener besaß eine unvergleichliche Beweglichkeit, dieser wußte sein Land auf das beste zu regieren. Zum Krieg entschloß man sich auch jetzt noch nicht, aber die Eigenmächtigkeit Ludwigs bewirkte doch so viel, daß der Papst nun anfing, mit seinen Einflüsterungen bei den deutschen Fürsten Gehör zu finden.

Im Juni 1343 waren die Kurfürsten in jenem Baumgarten bei Rense wieder versammelt, diesmal, um über einen Nachfolger sich zu besprechen. An Kandidaten fehlte es nicht. Ludwig, der seine ganze natürliche Freundlichkeit aufbot, um die Fürsten zu beschwichtigen und für sich zu gewinnen, konnte doch die Wahlversammlung nur dadurch unterbrechen, daß er versprach, er werde kein Mittel unversucht lassen, um die Gnade der heiligen Mutter Kirche wieder zu erlangen, ihren Winken werde er sich unterwerfen. Wirklich entschloß er sich zu einer Unterwürfigkeit unter Papst Clemens, welche allen Gerechtsamen des Reichs entgegenlief. Die Vollmacht, die er seinen Gesandten gab, ward in Frankreich vorgeschrieben und enthielt eine völlige Wegwerfung gegenüber dem Papst, welche seine bisherige Stellung geradezu vernichtete. Papst Clemens VI. ergriff den Augenblick, den Kaiser zu einem Widerruf alles dessen zu drängen, was er gegen die Kurie unternommen hatte, vor allem der Erhebung des Gegenpapstes. Ludwig soll erklären, er habe niemals geglaubt, daß jener Petrus wahrhaft Papst gewesen sei, noch auch, daß der Kaiser oder das römische Volk das Recht habe, einen Papst zu wählen. Ferner sollte er sich von den schismatischen Minoriten lossagen, die Grundsätze des Marsilius von Padua anathematisieren und versprechen, daß er der Kirche und dem Papst devot gehorchen wolle. Indem er alle dem absagt, was er gethan, soll er auf der anderen Seite alles anerkennen, was gegen ihn geschehen ist.

Das ist offenbar, daß der Kaiser, indem er eine Faktionsstellung in der Kirche zu der seinen gemacht und sich zu herausfordernden Schritten hatte fortreißen lassen, mit der übrigen lateinischen Christenheit zerfiel; man darf sich nicht wundern, wenn der König von Frankreich gegen ihn war. Daß er sich so lange behauptete, verdankte er wohl nur dem Unternehmen Eduards III. gegen Frankreich. Für das Reich aber war nun die Frage, ob es den Kaiser in seiner Stellung als Oberhaupt schützen wolle, wenn er die offensive Haltung gegen das Papsttum aufgebe, mit anderen Worten: ob es möglich sei, die kirchliche Einheit zugleich mit der Würde des Reiches aufrecht zu halten. Und dies ist allerdings die Richtung, welche der Frankfurter Reichstag von 1344, der größte, den Ludwig während seiner Regierung gehalten, einschlug. Zuerst kamen die Kurfürsten in Köln zusammen, wo sie sich, so viel man sieht, gegen des Papstes Anmutungen in Bezug auf das Reich vereinigten. Dann gingen sie nach Frankfurt, wo bereits die übrigen Fürsten, Herren und Städte beisammen waren. Dem Kaiser wird eine Rede in den Mund gelegt,

nach der er erklärt haben soll, er sei bereit, das Kaisertum in die Hände des Papstes zurückzugeben, wenn die Stände es fordern. Sollten sie aber auf den alten Schlüssen verharren, so werde er sie behaupten. Besonders wird es dem Vicekanzler von Trier, Meister Wicker, zugeschrieben, daß man beschloß, an den früheren Satzungen, vornehmlich von 1338, festzuhalten: denn sonst würde der Kaiser die Regierung, die Kurfürsten würden ihre Würde verlieren. So erklärten namentlich die Städte, von denen hier zum erstenmal eine förmliche Deliberation erwähnt wird: die Artikel seien zu Unglimpf des Reiches, ohne welches sie nicht bestehen könnten. Eine neue Versammlung der Kurfürsten zu Rense wurde hierauf gehalten, woselbst die letzteren dem Kaiser ihr Mißfallen über seine übertriebene Demütigung vor dem Papste aussprachen.

Es war also eigentlich eine Erhebung der Kurfürsten und der damaligen Reichsstände sowohl gegen die Anmaßungen des Papstes, als gegen die Nachgiebigkeit des Kaisers, was hier dem Reiche eine gewisse Repräsentation verschaffte. Der Papst war noch immer stärker als der Kaiser. In solchen Fällen waren sonst die Fürsten meistens deshalb auf die Seite der Kaiser getreten, weil diese Stand hielten. Jetzt ereignete sich dasselbe, obwohl sich der Kaiser selber schwach gezeigt. Offenbar war die Haltung Ludwigs des Bayern kirchlich unhaltbar; in diese hatte das Reich nicht eingestimmt, aber die große politische Stellung wollte es festhalten trotz seiner nunmehrigen Nachgiebigkeit. Das gab nun doch dem Kaiser Ludwig einen nationalen Rückhalt, der überdies fast ein allgemeiner wurde; denn auch England und selbst Spanien nahmen daran Anstoß, daß die Franzosen Anstalten trafen, die Rechte des Papstes in Deutschland zu verfechten. Dem Kaiser gelang es, die Feindseligkeiten des Hauses Luxemburg, das bei der Mehrzahl der übrigen Fürsten in der Tiroler Angelegenheit Sympathien fand, zunächst durch einen Vertrag, durch welchen er jenem die Lausitzen überließ, zu beendigen. Nicht lange jedoch, so wurde die kaum errungene Sicherheit wieder durch eine neue dynastische Frage gefährdet. Solche waren es, was den Kaiser immer mit seinen besten Freunden entzweite.

Ebendamals wurde Holland, zu dem nicht allein Seeland, sondern auch Friesland und Hennegau gehörten, durch den Tod des Grafen Wilhelm erledigt. Der Kaiser, mit dessen Schwester vermählt, zog die erledigten Lehen zu Gunsten seines Hauses ein, im Gegensatz zu Eduard III., welcher ebenfalls mit einer Schwester des Grafen vermählt war und wenigstens Seeland für sich zu behalten wünschte. In dieser Hinsicht waren die Franzosen für den Kaiser. Denn in der Verwickelung der europäischen Angelegenheiten liegt zuweilen auch ein die allgemeine Freiheit rettendes Moment; doch wurde die allgemeine antipäpstliche Politik der über diese territoriale Frage uneins gewordenen Beherrscher von Deutschland und England dadurch nicht wesentlich alteriert. Auch die Unordnungen der Königin Johanna I. von Neapel, die zu der Ermordung des Königs Andreas von Neapel führten, wirkten insofern

ein, als Papst Clemens VI. über den Thron zu Gunsten Ludwigs von Tarent, eines seiner Anverwandten, verfügen wollte. Dem setzte sich aber der König Ludwig von Ungarn aus dem Hause Anjou entgegen, der nun mit dem Kaiser in Bund trat und ganz Italien gegen den Papst aufregte. In Rom selbst erhob sich bereits der große Volkstribun Cola di Rienzi, von demokratisch-antikisierenden Tendenzen erfüllt, unsprünglich nicht geradezu gegen den Papst, aber doch in einer Haltung, in welcher er alle jene verjährten Rechte des römischen Volkes, die man längst als beseitigt betrachtete, wieder in Anspruch nahm.

In dieser Lage, gereizt und erbittert, schritt nun Clemens VI. zu dem äußersten Mittel. Er erließ eine Bannbulle gegen den Kaiser, voll von gräßlichen Verwünschungen: sein Ausgang und sein Eingang sei verflucht; der Herr schlage ihn mit Narrheit; der Zorn Gottes und der Apostel Petrus und Paulus entbrenne über ihn in dieser und in jener Welt! Unverzüglich setzte er dem so Verworfenen den mächtigsten Fürsten, der sich finden ließ, entgegen, den Markgrafen Karl von Mähren, Sohn des Königs Johann von Böhmen. Er ließ denselben fürs erste auf alle Ansprüche in Italien Verzicht leisten. Die Erneuerung der alten päpstlichen Ansprüche auf die Reichsgewalt ist dabei wenigstens nicht so klar ausgedrückt, aber doch zu vermuten. Karl kam nach Avignon und begann damit, alles zu unterschreiben (22. April 1346). Alsdann wurde bei den Kurfürsten alles angewandt, um sie zu einer Neuwahl zu bringen. Der Erzbischof von Mainz, Heinrich von Virneburg, jetzt der beste Freund Ludwigs, wurde für abgesetzt erklärt. Dem Herrenstande gegenüber wurden dem Kaiser sogar die Landfrieden zum Vorwurf gemacht, welche er mit Strenge gehandhabt habe. Unter dem vom Papste neu ernannten Mainzer Gegenbischof, Gerlach von Nassau, kam es nun wirklich zu einer Wahlhandlung. Der Papst dispensierte von den durch das Herkommen geheiligten Wahlstätten. Von den weltlichen Kurfürsten fehlten zwei, Pfalz und Brandenburg, beide dem bayerischen Hause angehörig. Sehr ins Gewicht zu Gunsten Karls fiel die Kur von Böhmen. Die übrigen, von denen einige noch durch Geld gewonnen werden mußten, gingen davon aus, daß der Kaiserthron schon längst erledigt sei und ernannten am 11. Juli 1346 im Zwinger vor Rense den Markgrafen Karl zum römischen König und künftigen Kaiser. Statt ihn wie sonst auf den Altar zu erheben, setzten sie ihn dort auf den Königsstuhl.

Auf den ersten Blick könnte es wohl scheinen, als habe das Kurkollegium so das kaum erworbene Recht der Unabhängigkeit von der Kurie wieder fallen lassen. Jedoch war das Wahlrecht selbst von Clemens nicht eigentlich angefochten worden; und wie oft ist es auch ehedem vorgekommen, daß eine faktiöse Wahl durchgesetzt ward! Man sieht nur, daß der Papst infolge der momentanen Spaltungen und Verwickelungen noch überaus mächtig war. Überdies aber, die Repräsentation des Reiches lag nicht mehr in den Kurfürsten allein. Auf einem neuen Reichstage zu Speier (1346) erklärten die

Städte die geschehene Neuwahl für anmaßlich, unrechtmäßig, aufrührerisch. Der Landfriedensbund am Oberrhein rüstete sich für den Kaiser, am Niederrhein schloß man Konföderationen zu seinen Gunsten. Kein Fürst, keine Stadt wollte Karl anerkennen. Selbst unter den Kardinälen in Avignon regte sich eine Faktion, welche sich der Bestätigung der Wahl widersetzte; sie gehörten der ungarisch-neapolitanischen Richtung an. Von der Schlacht von Crecy, in welcher im August 1346 die Franzosen eine vollkommene Niederlage erlitten und König Johann von Böhmen umkam, kann man dagegen nicht sagen, daß sie dem Kaiser zu statten gekommen wäre. Vielmehr wurde der französische Hof dadurch bewogen, allen seinen Einfluß einzusetzen, um die Bestätigung der Wahl Karls in Avignon durchzusetzen. Hierauf wurde Karl, jedoch nicht in Aachen, noch in Köln, die nichts von ihm wissen wollten, sondern in der erzbischöflich kölnischen Stadt Bonn gekrönt. (November 1346.) Auch damit aber war nichts für ihn erreicht; eine Expedition nach Tirol und Italien endigte zu seinem Nachteil, selbst zu seinem Schimpf.

Es war doch in der That höchst zweifelhaft, ob er jemals etwas ausrichten werde. In diesem Momente war es, daß jener Volkstribun Cola die Rechte des römischen Volkes erneuernd die Stirn hatte, den Papst und die Kardinäle, aber zugleich auch Ludwig und Karl vor das Tribunal des römischen Volkes zu laden, um über ihre Rechte zu entscheiden. Durch den glücklichen Sammler Gaye hat man das Dokument kennen gelernt, durch welches Cola im September 1347 die Italiener sämtlich für römische Bürger erklärt und sie auffordert, 24 Wähler nach Rom zu schicken, um einen Italiener zum römischen Kaiser zu wählen. Man hat damals oft behauptet, Ludwig der Bayer habe mit Rienzi in Verbindung gestanden, um auf einem Zuge nach Neapel die hohenstaufischen Ansprüche durchzuführen, und ich möchte es nicht unbedingt leugnen. Unter allen Umständen lag die Anerkennung der Volksrechte, denen er selbst sein Kaisertum verdankte, nicht außerhalb seiner Ideen.

Unter diesen Umständen war es ein großes Ereignis, daß Ludwig, wiewohl bereits 63jährig, doch immer noch sehr unerwartet, am 11. Oktober 1347 plötzlich verstarb. Er war bei Tisch von einer Kolik ergriffen worden. Um diese zu vertreiben, stieg er zu Pferde; unweit des Klosters Fürstenfeld verlor er die Besinnung und fiel aus dem Sattel. So tragisch war sein Tod nicht, wie der seiner letzten Vorgänger. Bei ihm ist es sehr unwahrscheinlich, daß er Gift erhalten habe; aber er hatte oft schon sich durch Gegengift sicher zu stellen gesucht, und dadurch wohl seine Gesundheit ziemlich erschüttert. Er war ein schlanker Mann, mit zurückfliegendem, gelocktem, jedoch nicht sehr starkem blonden Haar, lebhaften Augen, lächelnder Miene, wohlgebaut, kräftig und körperlich gewandt, auch das Steuer zu führen geübt und im Waidwerk erfahren. Rasch schritt er daher, er war guter Dinge und sprach recht gut. Er unternahm alles und führte es im Glücke tapfer vorwärts; im Unglück wollte man ihn dagegen ratlos finden; auch dann jedoch wußte er sich noch

zu behaupten: wenn er sich unterwirft, sagt Johann XXII. von ihm, muß man ihn fürchten. Das könnte man von ihm nicht sagen, daß er geeignet gewesen sei, etwas auf immer zu gründen. Aber er erhielt sich und die kaiserliche Idee aufrecht. Seine Politik war Verbindung mit England, Gegensatz gegen Frankreich, Opposition gegen das Papsttum, Belebung des städtischen und überhaupt des popularen Elementes; er bleibt unter den späteren Kaisern eine bedeutende Gestalt. Was er nach der vornehmsten Richtung hin, gegen die Ansprüche der Kurie, leistete und erreichte, beruhte freilich weniger auf seiner Person, als auf der Absicht des Reichs, d. h. der Kurfürsten, Fürsten und Städte, sich selbst zu behaupten.

Drittes Kapitel.

Kaiser Karl IV.

Wie die sächsischen, salischen, hohenstaufischen Kaiser, so hatten auch die Könige des späteren 13. und des 14. Jahrhunderts, aus verschiedenen Familien stammend oder vielmehr sie begründend, in ihrer Stellung und selbst in ihrer Persönlichkeit etwas Großartiges. Rudolf von Habsburg gab der höchsten Gewalt eine große Repäsentation. Er beschränkte sich auf Deutschland, hier aber machte er sie geltend. Mit dem Papst, dessen Verbündeter er war, ließ er sich nicht in Streitigkeiten ein; die Autorität der Fürsten, mit deren Häusern er in Verbindung trat, dachte er ebenfalls nicht zu unterdrücken. Immerhin hinterließ er noch große Streitfragen ungelöst: vor allem, sollte das Reich ein Wahlreich bleiben, und welche Einwirkung sollte dann die päpstliche Gewalt ausüben? Durch Adolf, welcher gewählt und abgesetzt ward, durch Albrecht, welcher die Wahl seiner Macht verdankte und nach dessen plötzlichem Tode durch die Wahl Heinrichs VII., endlich durch die der beiden Gegenkönige auf dem Felde zu Frankfurt entschied sich das Wahlrecht unbedingt. Hierdurch trat neben, ja über dem wechselnden Königtum die Macht der Kurfürsten hervor, von welchen nun das Reich abhing. Das hinderte jedoch die Wirksamkeit der großen Persönlichkeiten nicht; das merkwürdigste Beispiel einer erhabenen Gesinnung stellt sich in Heinrich VII. dar. Aufs neue jedoch erhoben die Päpste Ansprüche, welche der Selbständigkeit des Reiches und namentlich diesen Rechten der Kurfürsten geradezu entgegenliefen. Heinrich VII. setzte sich dem Papsttum mehr indirekt entgegen; den eigentlichen Kampf focht Ludwig der Bayer durch, unter dem sich zuerst als die vornehmste Macht die der Kurfürsten ausbildete, die nun fürs erste ihr Wahlrecht unbedingt fixierten; zu ihnen trat das ganze Reich in dem großen Parlament von 1344, welches

sich den Ansprüchen des neuen Papstes ebenso entgegenstellte. So machte die fürstliche Gewalt, welche dem erblichen Kaisertum in Verbindung mit den Päpsten Widerstand geleistet, mit dem Wahlkönigtum vielmehr gemeinschaftliche Sache. Die noch übrigen Gegensätze auszusöhnen und eine feste Ordnung zu begründen, war aber auch dann eine große Aufgabe, die nun Karl IV. übernehmen sollte. Sie war zunächst um so schwerer, da Karl nur durch Gegenwahl, wie man sagte, als Pfaffenkönig erhoben worden, und die Partei des verstorbenen Kaisers noch unbesiegt geblieben war.

Die verwitwete Kaiserin verstand die Mitglieder ihres Hauses zusammenzuhalten. Der Erzbischof Heinrich von Mainz, der von dem Papste abgesetzt und durch jenen Prätendenten Gerlach ersetzt worden war, hielt sich jetzt natürlich zu den Bayern; er, Pfalzgraf Rudolf, Markgraf Ludwig von Brandenburg und der Herzog von Sachsen-Lauenburg — noch immer in der alten Opposition gegen Sachsen-Wittenberg — bildeten die bayerische Partei. Sie boten die Krone zuerst dem König Eduard von England an. Und in der That war dieser Fürst als Opponent gegen Frankreich und gegen den Papst, zudem als ein Vorfechter der Städte ganz geeignet, die Ideen, die im Gange waren, zu vertreten, obwohl seine Wahl freilich eine Vermengung verschiedener Nationen und ihrer Interessen zur Folge haben mußte, welche sonst wenig getaugt hätte. Wahrscheinlich verdanken wir es dem englischen Parlament, daß nichts daraus geworden ist. Die bayerische Partei wandte sich dann an Markgraf Friedrich von Meißen; jedoch ließ sich der zuletzt mit 10000 Mark Silber abfinden. Endlich ward durch jene Stimmen im Januar 1349 Günther von Schwarzburg gewählt, der schon immer im Dienste Ludwigs und Heinrichs von Mainz gestanden und wider die päpstliche Partei gestritten hatte. Hierauf schien es nun ernstlich zum Schlagen kommen zu müssen. Beide Teile rüsteten und begegneten sich im Rheingau. Endlich ließ sich jedoch auch Günther durch eine Zahlung von 20000 Mark Silber zufrieden stellen; ein Ausgang des Streites, wie ihn Karl IV. eben gewünscht hatte.

Denn wie dieser inmitten einer universalen Gärung und Parteiung aufgestellt war, um für das Papsttum einzugreifen und zugleich das luxemburgische Interesse für dasselbe in den Kampf zu führen, mithin das luxemburgische Kaisertum im Sinne des Friedens zu erneuern, so blieb seine ganze Thätigkeit eine fortgesetzte Transaktion mit Vorbehalt dieses luxemburgischen Interesses, wie sie der Augenblick in die Hand gab. Er begann damit, den Einwirkungen von Mainz auf Böhmen ein Ende zu machen, also die böhmische Krone zu konsolidieren, wozu der Papst, entrüstet über Heinrich von Virneburg, sowie dessen eben auf diese Weise zu seiner Stellung gelangter Nachfolger Erzbischof Gerlach die Hand boten. Karl ließ sich durch den Erzbischof von Prag krönen, womit er das Verhältnis Böhmens zu dem Reich für immer feststellte. Die Hausmacht, nach welcher sein Verweser gestrebt, setzte er hierdurch unbedingt fest. Sicher in derselben, konnte er darauf die An-

gelegenheiten des Reiches mehr als auswärtige Angelegenheiten behandeln, wie das dann die österreichischen Kaiser fortgesetzt haben. Zunächst trennte er die Sache des Reiches von der besonderen Sache Englands, ohne jedoch im mindesten für Frankreich Partei zu nehmen. Er ließ vielmehr König Eduard wissen, er sei nicht so französisch gesinnt, wie man glaube, ja er hätte sich gern mit der Tochter Eduards vermählt. Ein Vertrag von 1348 liegt vor, in welchem er verspricht, den König von England gegen alle Menschen zu unterstützen, nur nicht zur Niederwerfung der französischen Krone, es wäre denn, daß Frankreich die Rechte des Reiches verletze. Der König von England ist dagegen Hülfe zu leisten schuldig gegen die Angreifer des Reichs.

Im Innern des Reiches selbst aber traf Karl von Anfang an die klügsten Anstalten, um sich der Krone friedlich zu versichern. Durch die Vermählung seiner Tochter mit dem Sohne des Herzogs Albrecht von Österreich vermochte er diesen, ihn anzuerkennen und sein Land von ihm zu Lehen zu nehmen. Hierauf vermählte er sich selbst mit einer Tochter des Pfalzgrafen Rudolf und faßte so gleichsam Fuß im feindlichen Lager der bayrischen Partei. So trat er auf, behutsam, berechnend, diplomatisch; ein kleiner Mann, etwas gebückt, der niemand seine Gedanken anvertraute. Während man ihm Vortrag hielt, schnitt er an einem Weidenstab und sah wie ein Zerstreuter um sich her; aber kein Wort wäre ihm entgangen; er gab den bündigsten Bescheid. In dieser Welt von stürmischen Rittern tritt er, ein nüchterner Mann und guter Haushalter, mit dem Übergewicht der Klugheit auf und bezwingt sie. Auch durch glänzende Worte ließ er sich nicht täuschen: über ihn vermochten die Schmeicheleien der Italiener, die Vorstellungen Petrarcas von der Herrlichkeit des Kaisertums nichts.

So wie Karl sich jetzt zeigte, war man rasch geneigt, ihn allgemein anzuerkennen; in Franken und Schwaben, im Elsaß und am Rhein. Er versprach Aussöhnung mit der Kirche, die man doch allerorten wünschte. Freilich wünschte man sie nur unter bestimmten Bedingungen. Als man die Absolutionsbulle sah, worin es hieß, daß die Treue gegen Kaiser Ludwig eine Sünde gegen die Kirche gewesen sei, und daß niemand glauben solle, einem Kaiser gebühre das Recht, sich vor der Bestätigung des Papstes der Reichsregierung anzunehmen, so wollte man davon nichts hören. Es wird ein Bürgermeister von Basel erwähnt, Konrad von Behrenfels, der sich besonders lebhaft der Behauptung wiedersetzte, daß ihr Kaiser ein Ketzer gewesen sei. Übrigens hielt Karl selbst jene so anstößige Verbindung mit dem Papste nicht so unbedingt fest. Schon im Jahre 1349 war er mit demselben über die Besetzung einiger bischöflicher Stühle im Streit.

Von allem aber, was er in dieser ersten Zeit im Reiche that, bei weitem das wichtigste, war seine Aussöhnung mit der noch sehr mächtigen bayrischen Familie, wozu jene Ehe mit der Tochter Pfalzgraf Rudolfs nur den ersten Schritt bedeutete. Da die bayrischen Fürsten noch immer unter dem Inter-

dikt lagen, so hat ihnen Karl versprochen, wenn der Papst sich nicht bewegen lasse, ihnen die Absolution zu erteilen, so wolle er als König den Bann als ihnen unschädlich anerkennen, so daß sie der in nichts hindern könne. Hierauf erst gaben sie ihm die Reichskleinodien heraus. Diese Reichsinsignien wurden wie ein Heiligtum betrachtet; man zog ihnen in Prozession entgegen. Der Tag, an welchem sie dem Volk gezeigt wurden, gestaltete sich zu einem großen Festtage. Zur Beruhigung der Wittelsbacher gehörte indes natürlich auch die Anerkennung ihrer territorialen Erwerbungen. Eine Zeit lang hatte Karl sich für den falschen Waldemar ausgesprochen, der als Prätendent auf die Mark Brandenburg von den ascanischen Nachbarn gegen den bayrischen Markgrafen aufgestellt worden war. Er bediente sich dessen gleichsam Zug um Zug wider den von dem Hause Bayern erhobenen Günther von Schwarzburg. Jetzt aber, nach der Beseitigung des letzteren, erkannte Karl, nachdem König Waldemar von Dänemark und der Pfalzgraf Ruprecht sich eidlich zu erhärten erboten, der vermeinte Waldemar sei unecht, den Markgrafen Ludwig den Älteren wieder als Erzkämmerer und Kurfürsten an. Ludwig der Ältere zog jedoch Tirol der Mark vor und überließ diese seinen beiden Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto.

Weniger also durch eine Unterwerfung des bayrischen Hauses, als wiederum durch eine Abkunft mit ihm suchte Karl IV. das Reich zu behaupten. Und erst hierdurch gelangte er zum wirklichen Besitz der Krone und zu allgemeiner Anerkennung; um so begreiflicher, da ja ursprünglich Bayern und Luxemburg zusammengehalten hatten. Noch lebte der alte Balduin von Trier; wahrscheinlich hatte er in allen diesen Dingen eine leitende Hand. Bezeichnend ist, daß Karl nun erst in Aachen — zum zweitenmal — feierlich gekrönt wurde, und zwar zugleich mit seiner bayrischen Gemahlin. Er bekräftigte dadurch selbst, daß er durch Abkunft mit den vorwaltenden Fürsten die Krone erlangt habe, während seine erste Erhebung und der ihm durch den Papst verliehene Anspruch dagegen in den Hintergrund trat; wie denn in jener Nichtachtung des über die Bayern ausgesprochenen geistlichen Bannes sogar eine offenbare Opposition gegen Clemens VI. zu erkennen ist. Ein ähnliches Verhältnis lag wenigstens anfangs darin, daß Karl ohne Rücksicht auf den Papst in nahe Verbindung mit König Ludwig dem Großen von Ungarn trat, obwohl sich hier die Spannung allmählich hob, indem es dem Papste gelang, diesen letzteren mit Neapel und damit zugleich mit der Kurie selber auszusöhnen. Nichtsdestoweniger behielt die Beziehung zu Ludwig für Karl die größte Wichtigkeit; sie gehörte zu den Maßregeln, durch welche er gleichzeitig mit der Sicherung seiner Herrschaft im Reich die eigene Hausmacht zu befestigen wußte.

Nach dem frühen Tode seiner bayrischen Gemahlin vermählte sich nämlich Karl 1353 mit der Nichte und künftigen Erbin des Herzogs Bolko von Schweidnitz, Anna, die zugleich eine Nichte Ludwigs von Ungarn war. Beide Könige setzten sich dabei über die schlesisch-polnischen Verhältnisse aus-

einander. Karl der IV., dem sein Vater Johann in dieser Richtung eifrig vorgearbeitet hatte, konnte jetzt als Herr in Schlesien betrachtet werden; alle schlesischen Herzöge schlossen sich ihm an. Dagegen behielt dann Ludwig der Große freie Hand nach Polen zu. Er schloß 1355 einen Erbvertrag mit Kasimir von Polen und war nun stark genug, die Tartaren aus Podolien zu verjagen, sowie aus der Moldau, nach der Krim hin, die damals eine Wüste war. Rotrußland wurde erobert, und alle Kräfte von Ungarn, Polen und Preußen konnten gegen die Litauer gerichtet werden. Auch nach allen anderen Seiten gelang es Karl IV., seine Hausmacht durch Verbindungen mit den Nachbarn teils zu sichern, teils sogar zu vergrößern. Sorgfältig erhielt er die Kombination, die zur Zeit seines Großvaters getroffen worden war: er war mit Meißen und Österreich befreundet, wozu dann noch die Pacifikation mit dem Hause Bayern kam, zu dessen Gebieten ja auch die Mark gehörte.

Auch nach dem Tode nämlich seiner bayrischen Gattin und ihres Vaters hielt Karl nicht allein ein gutes Verhältnis aufrecht, sondern er wußte den Bruder der Verstorbenen, Pfalzgraf Ruprecht, der ihm viel Geld schuldig war und dem er noch mehr lieh, zur Abtretung der wichtigsten Plätze in der Oberpfalz zu bewegen, so daß sich sein Gebiet bis in die Nähe von Nürnberg erstreckte. Hier wurden dann die Burggrafen von Nürnberg durch Geldzahlungen gewonnen; sie traten dem Landfrieden bei, welchen der römische König in Franken verkündigte, sowie der Graf von Württemberg demjenigen, welcher in Schwaben vereinbart ward. Graf Eberhard forderte anfangs Bedenkzeit. Karl antwortete: so lange du willst. Diese trockene Antwort erschreckte und bekehrte den Grafen. Auf das gewandteste vereinigte so der neue König die beiden Zwecke der bisherigen Herrscher, sich eine Hausmacht zu bilden und zu erhalten, sowie eine allgemeine Pacifikation zustande zu bringen. Dennoch geschah das merkwürdigste Ereignis im Reiche, das in diese Jahre fällt, die Befestigung des Schweizer Bundes, wesentlich ohne sein Zuthun.

Der ursprüngliche Bund ist jene uns bereits bekannte Vereinigung der drei Lande Uri, Schwyz und Unterwalden, worin sie sich gegenseitige Hülfe gelobten. Dem gesellte sich dann, wie berührt, zuvörderst Luzern bei. Hier hatten sich in dem Moment des Kampfes zwischen Innungen und Adel zwei Parteien gebildet. Allmählich kamen die ersteren empor, hauptsächlich infolge des ungünstigen Ausganges der Kriege mit den Waldstätten. Es wurden z. B. in Hinsicht der Münze einige Maßregeln getroffen, welche Österreich mißfielen. Es ward ein Waffenstillstand, endlich (1332) sogar ein Bund mit den Waldstätten geschlossen; vorbehaltlich jedoch, wie es gleich in dem ersten Artikel heißt, der hochgeborenen unserer Herrn, der Herren von Österreich Rechtung, Dienst und Gericht. Dennoch wollten die Herzöge, wie sich versteht, den Bund nicht billigen. Eine Fehde brach aus, auf welche die ihres Ansehens beraubten Vornehmen die Hoffnung ihrer Wiederherstellung bauten.

Spätere Chroniken wissen von der Luzerner Mordnacht zu erzählen, einem Anschlag, den jene gemacht hätten, zu gewaltsamem Sturze der Zünfte: von einem Knaben, der das Waffengeklirr der Verschworenen vernahm, noch rechtzeitig verraten, sei derselbe ins Gegenteil verkehrt worden. Unter Beihülfe der Waldstätte hätte sich dann (1333) durch Einsetzung eines großen Rats von 300 achtbaren Bürgern das neue Regiment und zugleich der Bund mit den drei Landen erst recht befestigt.

Bedeutender und beglaubigter sind die inneren Kämpfe von Zürich, wo im Jahre 1336 einer aus den Geschlechtern, Rudolf Brun, die ungeduldig emporstrebenden Zünfte gegen seine eigenen Standesgenossen zum Siege führte. Die gestürzten Häupter wurden vertrieben und sammelten sich in der Nähe, um in Verbindung mit dem Landadel, fast wie es in Italien zu geschehen pflegte, gegen die eigene Stadt Krieg zu führen. Inmitten der unaufhörlichen Gefahr hielt es Rudolf Brun als beständiger Bürgermeister für notwendig, sich eine immerwährende Hülfe zu sichern und trat deshalb samt seiner Gemeinde im Mai 1351 in Bund mit den Waldstätten. Man beschloß darin, sich gegenseitig innerhalb eines bestimmten Gebietes beizustehen. Es ist wie ein kleiner Landfriedenskreis, den sie damit beschreiben, die Aare und die Thur entlang. Der Streit zwischen den Bürgern von Zürich und den Vertriebenen ergriff indessen hierauf um so mehr die ganze Landschaft. In dem fortdauernden Kriege griffen die Verbündeten auch nach Glarus hinüber, welches dem Herzog von Österreich nicht gegen sie hatte beistehen wollen und deshalb von ihm angegriffen wurde. Im Jahre 1352 trat Glarus in den Bund der Sieger. Da Zug keine Hülfe von Österreich erhielt, that es, halb gezwungen, halb freiwillig, das Nämliche.

Auf eine etwas andere Weise trat Bern in den Bund. Es hatte eigentlich keine innere Revolution bestanden wie die übrigen, sondern, wie es war, wenigstens im ganzen in seinem alten Zustand, war es mit dem benachbarten Adel in Krieg geraten, in welchem es Hülfe von den Waldstätten empfangen hatte. Jetzt aber lag es umgekehrt mit den Zürichern und den Waldstätten sogar im Krieg; mit den ersteren, weil es nach altem Herkommen den Österreichern nun einmal Hülfe leisten mußte; mit den anderen, weil es einigen mit ihnen verburgrechteten Adeligen wider rebellische Landleute am Brünig und bei Brienz Beistand gewährte, die wieder Unterstützung bei Unterwalden fanden. Beide Teile hielten es aber für besser, sich zu vereinigen. Die Schwyzer wurden sowohl von Unterwalden als von Bern gemahnt, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Durch diese wahrscheinlich ist auch die Vereinigung zu stande gekommen. Der ewige Bund zwischen Bern und den übrigen ward 1353 geschlossen.

Dies ist der Bund der acht alten Orte in der Schweiz, die eigentliche Grundlage der Eidgenossenschaft. Wir sehen, es ist ein Bündnis, wie so viele andere im allgemeinen Interesse gegen Adel und Fürsten, ohne einen Gedanken daran, einen besonderen Staat auszumachen: nur dadurch von an-

deren ähnlichen unterschieden, daß zugleich Städte und Länder daran teilhaben. Ferner ist gleich hier eine große Manigfaltigkeit der Interessen und der Vorgänge: die beiden Länder sind halb erobert; Luzern und Zürich haben der Waldstätte ihrer inneren Revolutionen halber bedurft, Luzern, um sie zu vollziehen, Zürich, um die vollzogene zu beschützen. Bern tritt am freiesten, selbständigsten auf: aus einem Gegner nach zwei Seiten hin wird es ein Freund. So beginnt alsbald in den ersten Jahren Karls IV. ein Kampf dieser beiden Elemente. Bei dem Abgang einer kräftigen Reichsgewalt wollen die Herren ihre unmittelbare Macht verstärken, die Städte und Gemeinden dagegen wollen dieselbe völlig abschütteln. Dem Kaiser ist es unmöglich, eine Norm, ein Gesetz hierfür zu geben, überhaupt Ordnung zu stiften.

Bei seiner Anwesenheit in Schwaben hielt Karl einen prächtigen Hoftag zu Konstanz. Dann begab er sich selbst nach Zürich. Sie empfingen ihn mit brennenden Fackeln in der einen und grünen Zweigen in der anderen Hand. Die Stadt und die Waldstätte legten ihm hier ihre alten Freibriefe feierlich vor. Die österreichischen Abgeordneten fragten, warum sie dieselben nicht auch ihrem Herzog vorgezeigt hätten. Sie antworteten, nur dem Kaiser seien sie schuldig, Gnadenbriefe zu weisen. Karl machte ihnen hauptsächlich zum Vorwurf, daß sie sich unzweifelhaft österreichischer Plätze bemächtigt hätten. Er verlangte, sie sollten sie dem Herzog für das Reich abkaufen. Aber sie wollten kein Geld hergeben und sagten ihm, er habe Geld genug. Auf einer großen Fürstenversammlung zu Regensburg ward dann doch beschlossen, Gewalt zu brauchen. Ein großes Unternehmen ward im August 1354 wirklich ins Werk gesetzt. Die deutschen Fürsten, Bischöfe und Grafen des oberen Landes und die Reichsstädte, Straßburg, Basel u. s. w., rückten gegen Zürich heran. Allein die Züricher hielten wacker Stand. Die Hauptsache war: so angesehen war Österreich nicht im Reich, daß es einen ernstlichen Angriff hätte hervorrufen können. Man entzweite sich ernsthaft über das Recht des Vorstreitens; und die Reichsstädte hatten keine Lust, eine der ihren anzugreifen. Die Züricher ließen vom höchsten Turm den Reichsadler fliegen.

Und der König selbst hatte keine Neigung, Gewalt zu brauchen; das lag überhaupt nicht in seiner Art. Überdies aber nahmen ihn die Angelegenheiten in Italien, wo eben die Venezianer, die mit den lombardischen Städten, und die Genuesen, die mit dem Gewalthaber von Mailand, Johann Visconti, verbündet waren, handgemein zu werden drohten, in Anspruch. Sehr ferne lagen Karl IV. Ideen, wie sie Ludwig der Bayer behauptet und wie sie damals in einer wunderlichen Karikatur in Cola di Rienzi erschienen. Er hatte eher die vermittelnde Richtung seines Vaters, als er nach Italien ging. Wie so ganz irrte Cola, als er sich bereits 1350 an Karl gewandt hatte!

Cola hatte einmal die städtischen Gegner besiegt und in der Stadt einen prächtigen Triumph gefeiert; er scheint damals auf Ludwig den Bayern und Ludwig von Ungarn gezählt zu haben, die aber doch ferne waren und wohl schon derzeit (1347) durch den Einfluß Karls IV., den der Papst wenigstens

dazu aufforderte, zurückgehalten wurden. Dazu kam, daß der Bann des Papstes Cola doch den Mut benahm. Ein von den Neapolitanern geschürter Volksaufstand, der nicht einmal bedeutend war, reichte hin, um ihn nach siebenmonatlicher Regierung zur Abdankung zu vermögen (Dezember 1347). Ich denke doch, daß ihn hauptsächlich der Tod Ludwigs des Bayern dazu bestimmte. Er lebte dann eine Zeit lang als Eremit, bis ihn eine Vision eines anderen Einsiedlers vermochte, sich zu Karl IV. nach Prag zu begeben (1350). Dem stellte er vor, daß er der natürliche Sohn Kaiser Heinrichs VII. sei. Der bestritt das nicht, sagte ihm aber, er möge sehen, daß er sich dessen nicht überhebe; denn die Menschen seien ja alle gleich. Nun und nimmermehr hätte er sich auf die Vorschläge des Tribunen, die noch immer sehr radikaler Art waren, eingelassen, obwohl dieser jetzt die gesamtitalienischen Ideen verleugnete und das Kaisertum anerkannte. Cola kam auf die Gedanken und Pläne Ludwigs des Bayern zurück und forderte Karl IV. auf, die Macht seines Klerus zu brechen und die kleinen Herren zu vertilgen, damit er vollständig Kaiser werde.

Karl IV. schickte ihn nach Avignon, wo man ihm den Prozeß zu machen begann, als Clemens der VI. starb. Dessen Nachfolger Innocenz VI., dem es mit der Beruhigung Italiens ernst war, meinte sich Rienzis bedienen zu können und schickte ihn mit dem Legaten Albornoz nach Rom. Mit gutem Willen des Papstes und des Legaten begab sich Cola 1354 abermals dorthin, an der Spitze einer Schar von 500 Abenteurern; er wurde aufs neue Senator und fing nun hier ein anderes Regiment an. Den großen Bandenführer, Fra Monreale, der nach Rom gekommen war und sich, sonst sein Freund, ihm widersetzen zu wollen schien, lud er nach dem Kapitol ein, ließ ihn aber festhalten und auf eine prächtig phantastische Weise hinrichten. Einen beliebten jungen Römer, der mit gefährlichen Gedanken umging, ließ er umbringen. Er stellte sich beinahe den italienischen Tyrannen gleich. Als er nun, von seinen Söldnern bedrängt, um sie zu befriedigen, eine Verbrauchssteuer einführen wollte, verlor er die Gunst des Volkes, und seine Feinde bekamen freie Hand. Die bewaffneten Scharen der Colonna und Savelli rückten gegen ihn heran als gegen den Verräter, der neue Steuern einführe. Er trat ihnen auf dem Balkon entgegen, ganz in Waffen. Er wollte sprechen; da aber in dem allgemeinen Tumulte niemand ihn verstand, so entfaltete er das Banner von Rom und wies mit der Hand auf die Worte: Senatus populusque Romanus. Aber indem war er schon mit einem Pfeile verwundet worden. Dann wurde er heruntergeführt; er stand mit gekreuzten Armen in der Mitte der Menschen; niemand sagte ein Wort; einer, des Namens Cecco del Vecchio, stieß ihm den Degen in den Leib. Man verbrannte seine Leiche und zerstreute die Asche. Der Legat hätte die Mörder bestrafen wollen, aber der Papst verbot es (Oktober 1354).

Eben damals war es, daß Karl IV., von Zürich kommend, in Italien erschien; er kam aber nur mit 300 Rittern. Entscheidung in den inneren

Kämpfen konnte und wollte er nicht bringen. Soeben war auch Johann Visconti gestorben; er war zufrieden, daß ihn dessen Familie nach Mailand einlud. Der neue Erzbischof Robert von Visconti hat ihn dort mit der eisernen Krone gekrönt. In Pisa hatte er ein Gefolge von 4000 Mann; aber die dem Kaisertum innewohnende Autorität war doch so stark, daß die Florentiner, um von der Reichsacht losgesprochen zu werden — denn man glaubte, daß er an den Florentinern vollziehen werde, was sein Großvater geplant hatte — 100000 Goldgulden zahlten und ihm huldigten. Sie versprachen, ihm alle Jahre eine bestimmte Summe zu zahlen. Als er in die Nähe von Rom kam, begab er sich zuerst als Fremder dahin, als Pilger, um es in Augenschein zu nehmen. Am Ostertag 1355 empfing er die Krone von der Hand eines Kardinals. Er hielt dann seinen Krönungszug mit Scepter und Weltkugel unter dem Baldachin reitend nach dem Lateran. Die Römer boten ihm die Regierung an, aber unter dem Vorwand einer Jagd verließ er die Stadt alsbald wieder. In die inneren Angelegenheiten der Römer wollte er sich nicht mischen. Er ermahnte sie zum Gehorsam gegen den Papst, der dann bald darauf hergestellt worden ist.

Man hat dies erbärmlich gefunden, aber es lag eben in der Zeit. Viel weiter haben es die späteren Kaiser, Karl V. ausgenommen, auch nicht gebracht. Auf seinem Rückweg durch Toscana mußte er schon in Pisa mit der alten ghibellinischen Partei streiten, die mißvergnügt über ihn geworden war. Wie sein Großvater mit Dante, so war er mit Petrarca in Verbindung, der nun aber allerdings nicht eine so großartige Energie entwickelte, wie der Dichter der Hölle. Der Kaiser sagte ihm, die römische Republik sei eine Bettlerin geworden; vergebens war es, ihm augusteische Münzen zu zeigen. Mit Petrarca selbst verkehrte er viel und zeigte sich als ein Mann, der die Wissenschaft liebt und Widerspruch vertragen kann. Petrarca sah ihn in Mantua und dann in Prag, wohin er zu ziehen gedachte. Das dürfte man wohl nicht sagen, daß Karls Aufenthalt ganz ohne Einfluß auf Italien gewesen sei. Er kam wie sein Großvater, parteilos, freilich lange nicht mit dessen Schwung und Geist. Er hielt sich dann ebenfalls an die kaiserliche Partei; aber statt die Vertriebenen wieder zurückzuführen, erkannte er überall die gebildeten Staatsgewalten an. Die kaiserliche Autorität in Rom gewann freilich fortan nur noch die Bedeutung einer Ceremonie und der Ehre; wie aber konnte das anders sein?

Karl versuchte es gar nicht, die wichtigsten Streitfragen, die noch im Gange waren, zur Entscheidung zu bringen; z. B. schwieg er von dem Reichsvikariat in Italien; auch setzte er über die Frage, ob das Kaisertum von dem Papsttum unabhängig sei, nichts fest. Er suchte nur für die unbestrittenen Rechte eine Ordnung auf immer zu gründen. Mit jenen Mächten, welche nun einmal den Boden der Welt inne hatten, wollte er sich nicht wieder in einen Kampf einlassen, sondern er traf mit ihnen ein Abkommen. Ohne diese gefahrlose Stellung wäre es auch nicht möglich gewesen, in

Deutschland es zu einer gewissen Ordnung zu bringen, worauf nun sein Augenmerk ging. Begnügte er sich in Italien mit Anerkennung und einigen nicht sehr bedeutenden Leistungen, so daß die Macht der Deutschen daselbst nach und nach aufhörte, so konnte er sich mit um so größerer Kraft und Energie den Angelegenheiten Deutschlands widmen. Das große Ereignis dabei bleibt immer, daß sich Deutschland dadurch von Italien vollends sonderte. Der Kaiser Karl IV. mußte nur erst die Formen in Italien erfüllt haben, ehe er in Deutschland eine Verfassung gründen konnte, die nun auf dem Wahlrecht zum Kaisertum, wie es eben in jener Epoche im Werden war, beruhte.

Wenn man das Wesentliche bezeichnen sollte, was aus der flüchtigen Anwesenheit Karls IV. in Italien hervortritt, so war es die Unmöglichkeit, das Kaisertum auch nur in der Art und Weise, wie es Heinrich VII. und Ludwig der Bayer versucht hatten, aufrecht zu halten. Heinrich war mit dem Papsttum seiner Zeit, Ludwig der Bayer mit den popularen Tendenzen verbunden; das eine war so vergeblich wie das andere. Aber überdies lag das auch in der Natur der Sache. Wenn dann populäre Gewalten aufkamen, welche ein plebejisches Element in sich trugen, so war eine nationale Entwickelung ohne jene allgemeinen Beziehungen möglich. So wie sich die übrigen Nationen dem Papsttum, so setzte sich die italienische dem Kaisertum entgegen. Auf den deutschen Städten zumeist beruhte die deutsche, aus der Freiheit der französischen wie italienischen entwickelten sich die französische und italienische Nationalität. Aber auch die Italiener widersetzten sich nun den päpstlichen Einflüssen von Avignon her.

Ewig merkwürdig ist es, daß gerade die Zeit der Residenz der Päpste in Avignon die Epoche war, in welcher sich die italienische Sprache bildete, und zwar zu einer Vollkommenheit und Reinheit, welche das Ideal der späteren Jahrhunderte geworden ist. Doch ist dabei nicht zu vergessen, daß einer der vornehmsten Autoren der Epoche, Francesco Petrarca, von florentinischer Herkunft, doch ebenso gut dem Hofe von Avignon angehört. Er erhielt dadurch den Antrieb, sich der allgemeinen Kultur zu widmen. Seine Werke gehören schon weit weniger der Idee des Mittelalters an, als die großen Conceptionen Dantes. Sie berühren sich in der Zeit, sind aber doch sehr verschieden. Petrarca hat durch seine klassischen Studien der Wiederherstellung der Wissenschaften den Weg gebahnt, wovon Dante weit entfernt war. Jener faßte die alte Geschichte bereits vom politischen Standpunkte. In den Händeln seiner Zeit sah er etwas den inneren Kämpfen des alten Roms Verwandtes, fast die Patricier und Plebejer. Er rief den Kaiser auf, sich den popularen Tendenzen anzuschließen. Ich habe vergeblich versucht, seinen lateinischen Gedichten Geschmack abzugewinnen. Die italienischen haben den Zauber der Empfindung und der Sprache, doch waren sie mehr ein Wiederhall der provencalischen Poesie. Man kann sie, ich möchte sagen, nur tropfenweise genießen; sonst sind sie zu schwer verständlich. Sein Ver-

dienst besteht vornehmlich in der großen litterarischen Stellung in der Mitte der Zeit, in der Wiedererneuerung der klassischen Litteratur in der italienischen, in der Erweckung des Nationalgefühls. Er bewegte sich in munterer Erzählung und in mystischem Tiefsinn, der sich schon der religiösen Opposition verbündet.

In Deutschland nun knüpfte sich an die Idee des Kaisertums die Herstellung der allgemeinen Ordnung. Denn so lagen die Dinge der Welt doch auch nicht, daß Karl als bloßer Pfaffenkönig etwas hätte ausrichten können. Die Elemente der nationalen Selbständigkeit waren zu stark ausgesprochen, und er wußte wohl, daß er ihrer selbst bedürfe. Nach unvordenklichem Herkommen hielt der gekrönte Kaiser seinen ersten Reichstag in Nürnberg. Dort erschien Karl nun im November 1355. Die ersten Notizen darüber entnimmt man aus einem Schreiben der Sendboten von Straßburg an diese Stadt. Der Kaiser gab danach, vor allem auch den Städten, die sehr umfassende Zusicherung: Ordnung zu machen über die Münze, das Geleite, die Zölle, Friede zu Land und Wasser, und dafür zu sorgen, daß nach seinem Abgange nicht wieder Krieg entstehe wie vor ihm: über das alles wolle er mit Fürsten, Herren und Städten zu Rate gehen. Die geistlichen Kurfürsten waren noch nicht zugegen, kamen aber bald an. Es galt nun zunächst festzustellen, welches die Laienkurfürsten waren. Diese Frage erschien als die wichtigste und brennendste. Denn die kurfürstliche Gewalt war die einzige öffentliche Gewalt, die sich noch neben der kaiserlichen zu einer regelmäßigen Thätigkeit erhoben hatte. Eben durch die letzten Unternehmungen war sie emporgekommen. Nach den unaufhörlichen Entzweiungen der letzten Zeiten war hierüber eine feste Norm notwendig. Waren die Wahlen nur einmütig, so war von der päpstlichen Gewalt nicht viel zu fürchten. Jedoch waren eben die weltlichen Kurstimmen beinahe noch alle streitig: nur in den geistlichen hatte sich ein Herkommen festgesetzt.

Karl suchte nun zuerst diese Streitigkeiten zu beseitigen. Das Prinzip des Territoriums im Verein mit den persönlichen Verhältnissen zu dem Kaiserhause machte die Norm aus. Unter den Geschäften, die zuerst auf dem Reichstage vorgenommen wurden, war für Karl fast das wichtigste, daß die Kurfürsten, unter denen sich nun auch Ruprecht von der Pfalz, bisher sein Verweser, Rudolf von Sachsen, dem er die Anwartschaft auf Lüneburg gegeben, und Ludwig der Römer von Brandenburg befanden, ihre Willebriefe zur Vereinigung Schlesiens mit der Krone Böhmen auf ewige Zeiten gaben. Dar'n erschien, da Schlesien bisher zu Polen gehört hatte, eine Mehrung des Reichs. Dann pacifizierte er die beiden Ruprecht von der Pfalz; der jüngere trat dem älteren seinen Anspruch ab. Die vornehmste Sache war dann noch immer der alte Groll gegen das Haus Bayern. Durch einen Vertrag von Pavia war den wittelsbachischen Fürsten ein Wechsel in der Kurstimme zugestanden; dieser Wechsel wurde jetzt vernichtet. Nur der, welcher die eigentliche Pfalz und das Erztruchseßamt besitze, sollte das Recht

der Kur haben. So hatte sich Ludwig der Ältere, der nach Tirol ging, den Besitz der Kur vorbehalten; sie wurde jetzt Ludwig dem Römer für Brandenburg beigelegt. Das bayrische Haus hatte wohl eben darum den allgemeinen Widerwillen gegen sich aufgeregt, weil es sich verschiedener Kurwürden bemächtigte. Es waren ihrer vier, die Anspruch machten. Kaiser Karl IV. gab nun demjenigen den Vorzug, der mit ihm verbündet war; daher auch Ludwig dem Römer in der Mark. So wurden die Kurwürden von Pfalz und Brandenburg fixiert und recht eigentlich territorialisiert. Zwischen Sachsen-Lauenburg und Sachsen-Wittenberg war der Unterschied, daß sich das erste bei Lebzeiten Ludwigs gegen den König Karl erklärt hatte. Aus diesem Grunde zog ihm Karl die andere Linie vor.

So stand es also nicht, daß bloß etwas ausgesprochen zu werden brauchte, was schon bestand. Es ward vielmehr mit Überlegung fixiert, was bisher regellos vor sich gegangen war. Österreich nahm wegen seiner Anwartschaft auf Böhmen das Recht in Anspruch, bei einer etwaigen Vakanz des böhmischen Thrones das Wahlrecht auszuüben; dies Recht wurde indes für einen solchen Fall den böhmischen Ständen zugesprochen. Genug, diejenigen, welche eben die Oberhand bekommen hatten, wurden in ihrer Würde durch den Kaiser bestätigt. Es geschah im Dezember 1355, einem dadurch für die Reichsverfassung ungemein wichtigen Moment. Man darf voraussetzen, daß besonders die Thätigkeit der Burggrafen von Nürnberg, Johann und Albrecht, dazu mitgewirkt hatte, die Sache zustande zu bringen. Sie waren 1352 und 53 mit dem König Karl und seinem Bruder von Mähren in einer Entzweiung, dann aber mit ihnen in einen ewigen Bund getreten, so daß sie an allen Vorteilen, die Karl erwarb, einen gewissen Anteil hatten. Johann II., genannt der Erwerber, war mit Kaiser Karl in Rom gewesen, hatte ihm auch bei jenem Aufruhr in Pisa zur Seite gestanden und hatte dann den Landfrieden mit ihm bestätigt. Hier also fielen die Interessen des Reichs mit denen der Territorien zusammen. Auf die letzteren wurde ein für allemal das höchste Recht des Reiches fixiert.

Am 10. Januar ward nun die getroffene Abkunft aufs feierlichste verkündigt. Es ist nicht ganz so lächerlich, wie man wohl einmal gesagt hat, wenn sie mit einer Detestation der Entzweiung beginnt. Denn diese hatte bisher in der That alles in wilde Verwüstung gebracht; sie mußte gehoben werden; aber wie sie gehoben wurde, war zugleich ein Moment der Macht. Die Würde beruhte, wie es heißt: auf dem Throne der kaiserlichen Majestät, den Reichsinsignien und der Zier des Diadems — sodann: auf den Kurfürsten; aber aus kaiserlicher Machtvollkommenheit erfolgte die Verkündigung der neuen Ordnung. Sie besteht aus fünf Satzungen, jede in einer Anzahl von Kapiteln. Man hat sie Carolina, später aber wegen ihres goldenen Siegels die goldene Bulle genannt.

Charakteristisch für die Zeit bleibt es immer, daß Karl die eigentliche Publikation des Reichsgesetzes in der westlichen Grenzstadt, in Metz vollzog.

Den dringenden Anlaß gaben ohne Zweifel die französisch-englischen Angelegenheiten, welche die unglücklichste Wendung für die Franzosen genommen hatten. König Johann von Frankreich war bei Poitiers in die Gefangenschaft der Engländer geraten; Johann war ein persönlicher Freund des Kaisers, aber auch mit den Engländern stand dieser gut. Der Papst und der Dauphin hatten den Kaiser gebeten, Johanns Freilassung auszuwirken, überhaupt den Frieden zu vermitteln. Der Reichstag zu Metz (Weihnachten 1356) ward unter diesen Umständen einer der prächtigsten und bedeutendsten. Der Dauphin überreichte im Namen seines gefangenen Vaters, der die Urkunde jedoch schon früher ausgefertigt hatte, die Zusage, Karl bei allen Rechten und Besitztümern, die ihm als römischem Kaiser gehörten, zu erhalten. Er überreichte ihm zugleich eine Reliquie, einen Dorn aus der Krone Christi.

Den Kurfürsten wurden alle der Krone Böhmen erteilten Privilegien bestätigt. Die Unteilbarkeit der Kurländer und die Geschlossenheit der Territorien auch in gerichtlicher Beziehung (das sogenannte Privilegium de non evocando), außer im Falle der verweigerten Justiz, wurde hier festgesetzt. Das Recht des Verbrechens der beleidigten Majestät wurde auch auf die Kurfürsten übertragen, die überhaupt damals definitiv ihre bevorzugte Stellung erlangten. Karl selbst bezeichnet sie als die sieben strahlenden Leuchter. Er gab ihnen auch Anteil an der Regierung, wie es im 12. Kapitel heißt: um zu handeln über das Wohl des Reiches selbst und des Erdkreises sollen sie sich alle Jahr einmal versammeln. Außerdem wurde ihnen das Recht, Reichslehen und Allodien an sich zu bringen, bestätigt. Was nun aber in unseren Augen das wichtigste, ist, daß der von der Mehrheit der Kurfürsten Erwählte sofort die kaiserlichen Rechte ausüben soll. Dann wurde verordnet, wie es mit dem Reichsvikariate gehalten werden sollte, und zwar wurde festgesetzt, daß das Recht desselben in den Ländern fränkischen Rechts an die Pfalz, in den Ländern sächsischen Rechts an Sachsen kommen sollte. Und nun ward die goldene Bulle (Weihnachten 1356) feierlich zu Metz publiziert. Es war eigentlich eine Fixierung der kurfürstlichen Rechte, eine Übertragung eines Teils der kaiserlichen Prärogative an die Kurfürsten, eine Mitteilung des kaiserlichen Rechtes an die Fürsten und eine Entfernung des römischen Einflusses. Innocenz VI. hat dagegen remonstriert, aber da man ihn aufforderte, erst die gegen Heinrich VII. und Ludwig den Bayern erlassenen Extravaganzen aus den Dekretalen abzuschaffen, so regte er sich nicht weiter. Daß der Widerspruch zwischen Papsttum und Reich fortbestand, liegt am Tage.

Darauf gründete sich nun die merkwürdig abweichende Verfassung, welche Deutschland empfing. Die Stände wurden nicht getrennt wie in Frankreich, doch wurden auch nicht geistliche und weltliche Herren sämtlich in Einer Versammlung vereinigt wie in England; sondern da das Recht der Wahl die vornehmste Prärogative des Fürstentums war, diese aber von einer so

zahlreichen Versammlung nicht gut ausgeübt werden konnte, so war es von der größten Bedeutung, daß sie nur auf gewisse, wenngleich zum Teil kleinere Fürstentümer fixiert wurde, so daß nur sieben von allen Fürsten die höchste Prärogative, die Wahl und die Teilnahme an der Regierung, ausübten. Dann erst folgten die anderen, welche jenen an Geburt und Würde — wie z. B. die Erzbischöfe von Salzburg und Magdeburg — gleich, an Macht oft überlegen waren, aber zusammen eine andere Versammlung bildeten, welche später hauptsächlich die legislativen Rechte ausübte. Schon im Jahre 1344 hatte Ludwig der Bayer zu dieser Versammlung auch die Städte herbeigezogen, aber zur Bildung eines Unterhauses kam es in Deutschland trotzdem nicht. Der niedere Adel war so gut wie gar nicht repräsentiert. Das Recht der Steuerbewilligung war immer streitig. Demnach beruhte die Einheit der Versammlung auf den Fürsten, besonders auf den Kurfürsten.

Es leuchtet ein, daß die goldene Bulle nach allen Seiten hin von hoher politischer Bedeutung und des Kaisertums würdig ist. Die Idee des Reiches wirkte noch einmal auf die feste Anordnung der inneren Zustände zurück. Die vornehmsten Fürsten des Reiches kamen gleichsam zur Teilnahme an der kaiserlichen Macht empor. Papst Innocenz VI. war sehr gegen die Beschränkung der päpstlichen Gerechtsame; in den nächsten Jahren hat er die geistlichen und weltlichen Fürsten zu gewinnen gesucht; man sprach schon wieder von einem Gegenkönig. Aber Karl IV. wußte die mit dem Papst Verbundenen zu gewinnen oder zu überwältigen.

Nachdem so auf dem Reichstage von Metz die Ordnung der inneren Angelegenheiten des Reiches begründet war, wurde auf das prächtigste Hof gehalten. Die drei geistlichen Kurfürsten standen mit ihren Siegeln vor der kaiserlichen Tafel. Der Kurfürst von Sachsen brachte in einem silbernen Maß Hafer für die Pferde und wies den Gästen den Platz an. Der Kurfürst von Brandenburg brachte das Wasser in einem goldenen Handbecken, der Kurfürst von der Pfalz setzte die erste Speise in goldener Schüssel auf den Tisch. Das Erzschenkenamt ward von dem Bruder des Kaisers, Wenzeslaus von Brabant, verwaltet. Mit lautem Jägergeschrei erschienen die Jägermeister, der Markgraf von Meißen und der Graf von Schwarzburg, und legten einen Hirsch und einen Eber vor des Kaisers Tafel nieder.

Nachdem diese Dinge soweit gebracht worden, sorgte Karl IV. hauptsächlich für seine Erblande; denn wie alle bisherigen Kaiser, so hatte auch er, ja fast mehr noch als seine Vorgänger, seinen Sinn auf die Erwerbung einer großen Hausmacht gerichtet. Hauptsächlich suchte er nun sich in Böhmen auf das beste einzurichten. Wenn man fragt, was ihm Böhmen so wert machte, so war es nicht allein die große Fruchtbarkeit des Landes, sondern gewiß auch der Segen der Bergwerke. Zu Eule waren Goldgänge. An Ertrag gaben sie in einem Vierteljahr im Jahre 1363 bei 50000 rote Goldgulden. Das Kuttenberger Silberbergwerk wird besonders 1368 als

sehr ergiebig geschildert. Daher kam denn, daß Karl bei allen Streitigkeiten das alles ausgleichende Geld in die Wagschale legen konnte. Auf jede Weise vergrößerte er nun dies sein Böhmen. Schon sein Vater hatte den Egerschen Kreis und die Oberlausitz erworben. Er befestigte diesen Besitz. Er wußte seinen Vetter von der Pfalz dahin zu bringen, ihm die Oberpfalz einzuräumen. In unaufhörlichen Verhandlungen über dieses so große Objekt ist er begriffen. Dem Grafen von Schwarzenberg handelt er Hoyerswerda, dem Landgrafen von Leuchtenberg Pegnitz ab. Die Hauptsache ist, daß es ihm, wie berührt, gelingt, auch Schlesien, das sich innerlich längst von Polen abgesondert hatte, zuletzt im Jahr 1369 auch Schweidnitz und Jauer, an sich zu bringen und hiemit Brandenburg zu vereinigen.

Die Erwerbung der Mark beruhte auf jener in dem bayrischen Hause eingerissenen Entzweiung, die Karl IV. dazu benutzte, die Markgrafen von Brandenburg, Ludwig den Römer und Otto, an sich zu ziehen. Da diese durch ihren Bruder Stephan von Niederbayern, einen der Gegner Karls, in ihrem Erbrechte auf Oberbayern verkürzt wurden, so schlossen sie 1363 mit dem Kaiser einen Erbvertrag, demzufolge der Sohn Karls, Wenzel, sogleich als Markgraf anerkannt wurde. 1364 bereits starb Ludwig; Otto vermählte sich mit einer Tochter Karls. Im Jahre 1370 trat jedoch um dieser ehelichen Verhältnisse wegen ein Mißverständnis ein: Otto neigte sich wieder seinem Vetter von Bayern zu. Karl eilte 1370 herbei. Damals baute er die Feste zu Fürstenberg an der Oder und zwang Otto, den Vertrag zu erneuern. 1371 kam es, da Otto bayrische Mannschaft in der Mark aufgenommen und die Stände seinem Neffen Friedrich hatte huldigen lassen, zu einem neuen Kriege, der jedoch zu einem allgemein vereinbarten Waffenstillstand führte. Nach Ablauf desselben brach zugleich eine Fehde gegen Friedrich von Bayern, in welcher dieser zurückgewiesen wurde, und ein Kampf in der Mark aus, in dem Otto geschlagen ward. Er mußte sich zu einem dritten Vertrage (August 1373) bequemen, in welchem Otto und Friedrich auf den Besitz der Mark Verzicht leisteten. Dem Markgrafen Otto, der sich jetzt wieder Herzog schrieb, wurden sehr ansehnliche Abtretungen in der Oberpfalz und Geldentschädigungen zu Teil.

Für das Land war es ein Glück, daß es aus der Verwilderung unter dem entzweiten Bayern unter die Autorität des Kaisers gelangte. Die Stände selbst sollen die Vereinigung mit Böhmen gewünscht haben, die nun 1374 in aller Form ausgesprochen wurde. Karl IV. kam selbst nach Tangermünde. Durch die Verbindung der Mark, Schlesiens und der Lausitz mit Böhmen gab er nun dieser Krone an sich eine hohe Bedeutung. Er erwarb dergestalt ein ungemein ausgebreitetes Gebiet, welches das Besondere hat, daß es aus lauter slavisch-germanischen Ländern besteht. Er war weit entfernt davon, dasselbe, wie frühere Kaiser, wie noch Rudolf von Habsburg gethan, zu Lehen zu geben, verwaltete es vielmehr mit großer Sorgfalt selber. Es ist keine Frage, daß diese Herrschaft eines deutschen Königs die weitere

Germanisierung mehrerer erst in dem letzten Jahrhundert erworbener Provinzen, hauptsächlich aber den Anschluß Böhmens an die europäischen Ideen mächtig begünstigte.

Eine der größten Handlungen Karls IV. ist es, daß er die Universität Prag stiftete, die erste große wissenschaftliche Anstalt diesseit der Alpen, welche 1348 bestätigt, aber erst 1366 eingerichtet wurde. Sie war nach vier Nationen — der böhmischen, polnischen, sächsischen, bayrischen — eingeteilt; die bayrische Nation umfaßte Franken und Schwaben, die sächsische zugleich Schweden und Dänen. Diese Universität ward Muster und Mutter für andere, zumal im eigentlichen Deutschland. Viele Gelehrte weilten überdies an Karls Hofe selbst. Seine Zeit war in hervorragendem Maße ein Jahrhundert der Bauten. Die Moldaubrücke und die Festung von Prag sind von ihm angelegt, mehrere Kirchen, wie St. Veit in Prag, die auf dem Oybin bei Zittau, eine Kirche in Tangermünde, eine andere in Breslau von ihm gebaut. Überhaupt tritt bei ihm die Fürsorge für das Aufblühen der katholischen Religion besonders hervor. Sein vornehmster und liebster Aufenthaltsort war Prag. Er baute dort Schloß und Kapelle — die Wände mit poliertem Jaspis ausgeziert — und gründete das Domstift, um Gelehrte anzusiedeln. Auch für die heitere Seite des Lebens besaß er Sinn. Er soll der erste gewesen sein, der Frauen in die Gesellschaft brachte und sie dadurch belebte. Aber zugleich saß er selbst zu Gericht, um den Winkelzügen der Rechtsgelehrten ein Ende zu machen. Es war in ihm eine gesetzgeberische Ader. In Böhmen verkündigt er die Majestas Carolina, ein Gesetzbuch, in welchem er zugleich die königliche Macht in Böhmen befestigt und das altböhmische Verfahren durch Elemente des kanonischen und römischen Rechtes durchbricht. An die Stelle der rechtsprechenden Barone traten Doktoren des Rechts.

Eins seiner Hauptaugenmerke war ein ausgebreiteter Handel. Er dachte Prag zu einem großen mitteleuropäischen Emporium zu erheben. Die Venezianer brachten dahin durch Vermittelung der Nürnberger die levantinischen und italienischen Waren. Die Moldau ließ er reinigen, um durch sie und die Elbe in unmittelbaren Bezug zu Hamburg zu kommen. Er ernannte aus diesem Grunde in Magdeburg bloß ganz ergebene, zum Teil aus Böhmen gebürtige Erzbischöfe, welche ihn dabei unterstützten. So suchte er auch die Oder, von der er einen großen Teil beherrschte, vollkommen schiffbar zu machen. In Havelberg und Tangermünde wurden Schiffe gebaut; und wäre es ihm mit seinem Plan, die Hansa unter seine Direktion zu bringen, gelungen, so würde er den ganzen Handel in Nord- und Ostsee beherrscht haben. Der Brief eines Augenzeugen schildert ihn, wie er in Mittenwalde Böhmen und Märker vereinigt, Festungen anlegt, verpfändete Güter zurückkauft, und wie ihm alles nach Wunsch gelingt. Ein merkwürdiges Zeugnis seines Eifers ist das Landbuch der Mark. Er verknüpfte die kleinen Interessen auf das glücklichste mit den großen. Karl IV. beschäftigte sich viel mit der

Geschichte seines Landes und seiner eigenen. Der Kommentar über sein eigenes Leben, tagebuchartige Memoiren, die bis 1346 reichen, ist überaus unterrichtend. Auf seine Aufforderung verfaßte der italienische Reisende, Johann von Marignola, eine böhmische Geschichte, die jedoch, ohne Kunde der Sprache und der Quellen geschrieben, von einem ganz allgemeinen Standpunkte aufgefaßt, niemand befriedigt. Bei weitem besser entsprach Karls Absicht Pulkawa, von dem eine lateinische und eine böhmische Chronik zustande gebracht wurden, die seitdem ein Grundwerk für böhmische Geschichte geworden sind. Der Kaiser brachte selbst die Chroniken zusammen. Leider ist dabei die brandenburgische, die er ebenfalls herbeischaffte, verloren gegangen.

Im ganzen wird man sich wohl dem Urteil des alten Pelzel anschließen dürfen, der im gemäßigten Geiste der josephinischen Epoche mit Vorliebe und Fleiß die Geschichte Karls IV. bearbeitet hat: daß dieser unter allen Menschen, die jemals in Böhmen geboren worden, ohne Zweifel als der wichtigste und größte Mann zu betrachten sei. Die Verdienste Karls IV. um das Reich möchten in drei Punkten bestehen: in der Festsetzung der Unabhängigkeit von dem Papsttum und der Ordnung der Wahl, was zugleich einen Vorrang der Kurfürsten, als der immerwährenden Repräsentanten des Reiches, in sich schließt; — in der Stiftung der Universität, welche den Beginn der geistigen Unabhängigkeit der Nation, die sonst von der Theologie zu Paris beherrscht worden wäre, bezeichnet; — endlich in den merkantilen Einrichtungen, Flußschiffahrt u. s. w., welche das östliche Deutschland in inneren Zusammenhang brachten. Alles ist sein eigenes Interesse, das Interesse von Böhmen und Luxemburg, aber zugleich das Interesse von Deutschland.

Karl IV. war ein Mann von Studien und Gelehrsamkeit, nicht ohne einen gewissen Tiefsinn. Er erzählt in seinem Leben, wie er durch Visionen von aller Unzucht abgehalten worden sei; er glaubt, künftige Dinge im Traum vorhergesehen zu haben. Vielleicht hat diese Richtung ihn davon abgehalten, sich so entschieden wie die anderen der Welt und dem Kriege hinzugeben. Die Verschwendung seines Vaters hatte ihn den Wert des Geldes kennen gelehrt; zugleich sah er aus der Verwaltung von Böhmen, wo bei seinem Regierungsantritt nicht ein einziges Schloß unverpfändet gewesen war, wohin eine Wirtschaft dieser Art führe, und als ganz junger Mensch schickte er sich an, diese zu verbessern. Er verstand die verschiedensten Sprachen: Französisch, Italienisch, Lateinisch, Böhmisch, Polnisch und Deutsch. Bei aller Neigung zum Tiefsinn war er bedächtig und nüchtern. Er wußte, was sich in der Welt ausrichten lasse, und was nicht.

Viertes Kapitel.

England und Frankreich im 14. Jahrhundert.

Wenn es ein Ereignis der Eroberung Englands durch die Normannen war, daß dies Reich auf das engste in die kontinentalen Angelegenheiten, namentlich die französischen, verflochten wurde, so gehörte es zur Existenz von England, daß es dieselben beherrschte oder sich von ihnen befreite. Ewig denkwürdig ist es nun, daß die parlamentarische Verfassung, ebenso wie die politische Selbständigkeit und das Nationalgefühl in England, sich im Gegensatz gegen das Papsttum entwickelt hat. In den Verwickelungen, welche die Bestrebungen einer universalen Herrschaft unter Innocenz III. hervorriefen, ist die Magna Charta entsprungen, als Johann ohne Land, der die Gewaltsamkeit der alten normännischen Könige in voller Schärfe ausübte, zugleich im Felde unterlag und sich der Oberherrlichkeit des Papstes unterwarf. Es war eigentlich gegen diese Verbindung zwischen Papst und König, daß sich die Barone und die Hauptstadt erhoben und dem König am 15. Juni 1215 die Magna Charta abzwangen. Ihr Charakter besteht in der Verbindung der Idee altgermanischer Freiheit mit feudalistischer Opposition, wie sie sich seitdem in England ausgebildet hatte. Von einem eigentlichen Gegensatz gegen Frankreich war dabei noch nicht die Rede; vielmehr beruhte die Erneuerung der Magna Charta in einer mit dem Königtum vereinbarten Form, bei welcher von der Steuerbewilligung nichts erwähnt wird, auf einer Verbindung der Barone mit einem französischen Prätendenten.

Nun folgte aber die engste Verbindung der Krone mit dem Papsttum unter Innocenz IV., der die Oberherrschaft des Papsttums, gegen welche die Engländer remonstrierten, doch auf das stärkste in Anspruch nahm. Wie erwähnt, England war das erste Land, auf dessen Beistand die Päpste in ihrem Kampfe gegen Neapel zählten. Des Königs, Heinrichs III., waren sie sicher. Er ging auf jenen Vertrag ein, durch welchen Neapel an einen englischen Prinzen gelangen sollte. Er gehörte auch durch seine provencalische Verwandtschaft der Kombination an, aus welcher später Karl von Anjou hervorging. Als nun im Jahre 1257 auf Grund jenes Vertrages, der von England starke Geldleistungen forderte, Emissäre der Kurie zur Erhebung päpstlicher Kollekten ermächtigt wurden, erhob sich der Sturm. Der insulare Geist von England regte sich zum erstenmal gewaltig. Die Fremden wurden verjagt. Zugleich aber trat dem König ein Ausschuß der Barone zur Seite, der seine Macht nicht allein faktisch, sondern nun auch formell beschränkte.

In den Provisionen von Oxford wurde festgesetzt, daß ein von den Großen gewählter Ausschuß dem Könige zur Seite treten solle. Neben dem

Begriff der Krone erscheint der des Königreichs oder der Kommunität von England. Noch durch ein anderes Element aber mußte diese repräsentiert werden als durch den hohen Adel allein. Der Papst und der König von Fankreich waren für die Machtvollkommenheit des Königs. Um ihnen widerstehen zu können, entschloß sich Simon von Montfort, der den Namen eines Protektors im Reiche führte, die Städte in das Parlament zu berufen. Wahrscheinlich hat er das Beispiel von dem Reiche Aragon, wo seine Familie viel verkehrte, herübergenommen. Eine englische Erfindung war es also nicht; der Gedanke entsprang aus dem Zusammenhang mit dem südlichen Europa. Aber in England gewann diese Einrichtung nun eine eigentümliche Form, zumal da sie den insularen Geist repräsentierte, und schlug auf das tiefste Wurzel. Zunächst zwar kam es zu einem inneren Kriege und zum Sturze Montforts; aber die Sache selbst behauptete sich. In dem Statut von 1267 heißt es: dies sei gegeben worden durch die Berufung der angesehenen Männer des Reiches, größerer und kleinerer. Früher war alles durch den Rat des Königs angeordnet worden; das bedeutende in der Epoche Montforts ist, daß nun ein gewählter Ausschuß, mit bürgerlichen Elementen vereinigt, sich dem Könige zur Seite setzte. Doch war der Kreis seiner Befugnisse noch lange nicht gezogen.

Da traten nun die Kriege Eduards I. hinzu, deren oben bei der Geschichte des Papstes Bonifaz Erwähnung geschehen ist. In den stets wachsenden Bedürfnissen der Krone fand es der König ratsam, die Abgeordneten der Grafschaften und der Städte zusammenzurufen, zunächst in den Kämpfen gegen Wales. Nur waren diese jetzt nicht mehr geneigt, ihm in den flandrischen Krieg auf das Festland zu folgen. Im Jahre 1297 setzten sich weltliche und geistliche Herren Eduard entgegen und stellten ihre Forderungen systematischer auf. Wir erwähnten, daß sich der König zugleich zum Herrn in Schottland zu machen gedachte. In dem Gedränge, in das er durch den Krieg mit Frankreich und den Aufstand in Schottland geriet, hat er dann wirklich das Zugeständnis gemacht, fortan keine neue Steuern auflegen zu wollen — die alten behielt er sich vor — noch auch einen Zoll ohne Bewilligung der Stände. Man hat davon zwei Texte, von denen der lateinische der unumwundenste ist: kein Talagium oder Hülfsgeld soll aufgelegt werden ohne die gemeinsame Zustimmung der Bischöfe und der anderen freien Leute. Der Feldzug gegen Schottland ward hierauf glücklich ausgeführt; im Jahre 1299 wurde der König, wiewohl nicht ohne Widerstreben, bewogen, das Zugeständnis zu erneuern. Die zugleich gegen das Papsttum gerichtete Tragweite dieser Vereinbarung erkennt man darin, daß der Papst die Oberherrschaft in Schottland selbst in Anspruch nahm.

Zunächst geschah nun unter der schwachen Regierung Eduards II., daß diese ständische Gewalt einen Anlauf nahm, bei dem das Königtum nicht hätte bestehen können; aber auch der König fand Unterstützung. Im Jahre 1323 wurde festgesetzt, daß nichts Gesetz sein sollte, als was durch den

König mit Beistimmung der Prälaten, der Barone und der Gemeinheit des Reiches bestimmt werde. Für die gesetzgebende Gewalt wurde hierdurch eine Grundlage gewonnen: es ist der Ursprung der konstitutionellen parlamentarischen Verfassung; sie entstand dadurch, daß auch das Königtum in seinem Rechte behauptet wurde. Wenn nun auch in Frankreich allerdings der König sich entschlossen hatte, die Stände im Gegensatz zum Papsttum aufzurufen, so war das doch nur ein einseitiges Zugeständnis. In England trat die Bewegung viel nachhaltiger und kräftiger auf. Eduard II. erlag 1327 einem neuen Anfall der Barone, wurde abgesetzt und umgebracht; seinem Sohne blieb es überlassen, das System durchzuführen. Da begab es sich nun, daß eine große, genealogische Verflechtung eintrat.

Die gerade Succession der Kapetinger auf dem französischen Thron brach mit Karl IV., der durch Papst Johann XXII. selbst zum deutschen Kaiser bestimmt war, im Jahre 1328 ab. Zwei Prätendenten traten auf: Eduard III., König von England, Enkel Philipps des Schönen durch dessen Tochter Isabella, und Philipp VI., Bruderssohn desselben, Sohn jenes Grafen Karl von Valois, dem wir in den toscanischen Wirren zu Anfang des Jahrhunderts begegnet sind. Das Recht der Thronfolge war noch nicht ganz festgestellt. Für Philipp brachte man das salische Gesetz zum Vorschein, aber die Frage war, ob sich dies auf die französische Krone anwenden lasse. Juridisch betrachtet war die Sache sehr zweifelhaft; denn in den meisten europäischen Reichen galt die Erbfolge durch Frauen; und so lange die Idee der abendländischen Christenheit vorwaltete, lag die Möglichkeit einer Kombination zweier Kronen in der Natur der Sache. Wäre England noch vollkommen romanisch gewesen, so hätte es auch jetzt dahin kommen können: mit einem romanischen absoluten Regiment konnte man sich in Frankreich vertragen; nicht aber, sobald die Stände der englischen Nation Anteil an der Regierung nahmen, wenngleich diese in der Hauptsache noch in den Händen des Königs blieb. Mit einem Wort: die Großen von Frankreich sahen jetzt in dem Könige von England den Fremden; ihr Grund war ein politischer: sie wollten sich dem Regiment der Engländer nicht unterwerfen. Die Trennung der Nationalitäten, wie zwischen Deutschland und Italien, trat auch hier in den Vordergrund.

Die Sache gewann aber noch einen ernsteren Charakter dadurch, daß das englische Parlament 1337 den König Eduard III. aufforderte, das Recht, das er durch seine Mutter auf den französischen Thron habe, zur Geltung zu bringen. Daß es auf eine förmliche Eroberung von Frankreich abgesehen war, läßt sich nicht wohl denken; aber die französische Macht war durch die Verbindung mit dem Papsttum in Avignon so stark geworden, daß man einen Widerstand gegen dieselbe sehr ratsam fand. Und da trat nun noch ein anderes Moment, das der politischen Verfassung, der ständischen Gegensätze, bedeutend hervor. König Eduard ward durch die flandrischen Städte, die noch zu Frankreich gehörten, aufgefordert, den Krieg zu unternehmen. Wir

verstehen es nun besser, was es sagen wollte, daß Ludwig der Bayer, der Freund des Bürgertums, mit Eduard in Verbindung trat. Es entsprach den Tendenzen, die er vertrat, wenn die Kurfürsten sich im Jahre 1338 zu jenem Beschluß von Rense vereinigten. Diese Kriege waren, wie man sieht, von höchster Wichtigkeit und universaler Bedeutung.

Eduard III. war leutselig und populär — wer ihn gesehen hatte, glaubte, es könne ihm den Tag kein Unglück widerfahren — aber dabei tapfer und beherzt: man sah ihn niemals erbleichen oder in der Gefahr die Miene verändern. Wenn er jetzt den Krieg, zunächst allein seines Erbes wegen, unternahm, so lag darin dennoch zugleich ein anderes, populäres Interesse. Zuerst erschien er in Flandern, 1339, wo er sich mit der Macht der Handwerker, die damals in den Städten gewaltig emporkamen, verbündet hatte; dann in der Bretagne, welche Philipp seinem Bruder verliehen hatte. Doch gingen die Heere auseinander, ohne etwas ausgeführt zu haben. Im Jahre 1346 aber kam es zur Entscheidung. König Eduard zog nach der Normandie, wo er eine unermeßliche Beute machte. Als ihm König Philipp entgegenrückte, hielt er bei Crecy still. Hier, sagte er, sei das Erbteil seiner Mutter: hier wolle er den Feind erwarten. Am 26. August 1346 griffen ihn die Franzosen mit gewohntem Ungestüm an. Ruhig, ohne sich zu rühren, erwartete sie der Prinz von Wales: es ist Eduard, der schwarze Prinz, der hier zuerst seinen Kriegsruhm begründete. Die englischen Bogenschützen schossen richtig und geschwind. Unermüdlich, aber hastig und etwas unordentlich, griff die französische Ritterschaft an, ward aber vollkommen geschlagen. König Johann von Böhmen kam in der Schlacht um. Die Engländer nahmen Calais in Besitz. Sie kämpften damals zugleich mit Schottland. König David Bruce geriet im nämlichen Jahre 1346 in ihre Gefangenschaft. Eine Zeit lang bedurften jedoch die Engländer trotz ihrer Siege der Erholung; als ein besonderes Motiv, den mit Frankreich geschlossenen Stillstand mehrmals zu verlängern, läßt sich zugleich die furchtbare Pestepidemie jener Jahre, der sogenannte schwarze Tod, ansehen.

Erst als König Johann II. der Gute (1350—1364), ein alter Freund und Vertrauter des Luxemburgers Karl IV., den französischen Thron bestieg, bot sich Eduard eine gute Gelegenheit dar, den Krieg zu erneuern. Von Karl IV. konnten sich die Franzosen keine Hülfe versprechen: eine seiner politisch besonnenen Handlungen war, daß er sich mit England in jene Verhandlungen einließ, die sogar eine eventuelle Bundesgenossenschaft involvierten, sobald nämlich Frankreich das deutsche Reich verletze. Dagegen fand Eduard seinerseits in Frankreich selbst einen Bundesgenossen. Karl II. von Navarra, von dem man sagte, er habe seine Laster nie mit einer Tugend befleckt, erregte dem König Johann so viel unruhige Bewegungen, daß dieser ihn endlich gefangen setzte. Oft hatte Johann dem König Eduard angetragen, ihre Zwistigkeiten durch einen Zweikampf zu entscheiden; aber Eduard zog es vor, sich der hierüber entstehenden Unruhen zu bedienen, und unternahm nun

einen neuen Zug nach Frankreich. Anfangs schien es ganz unglücklich damit zu gehen. Schon erbot sich der schwarze Prinz, der sich von allen Seiten eingeschlossen sah, seine Eroberungen sämtlich wieder herauszugeben, wenn man ihn frei hinwegziehen lasse. Aber die Franzosen schlugen alles ab. Der Prinz faßte Mut. Bei Poitiers wurden dann die Franzosen von den Engländern überwunden; der König selbst ward gefangen genommen (19. September 1356). Diese Niederlage aber hatte zugleich eine merkwürdige Folge für die innere Politik Frankreichs.

Auch hier hatten die Stände durch die Teilnahme am Kriege Rechte und noch mehr Ansprüche erworben. Im Jahre 1343 bewilligten sie eine Steuer, welche schon drückend war, wogegen der König gute Münze zu prägen versprach. Im Jahre 1346 versprach er noch weitere Reformen; die ganze Versammlung dauerte nur einen Tag. Noch mehr und Widersprechendes wurde ihnen 1351 zugesagt. Im Jahre 1355 erlangten sie bereits das Recht, daß man ihnen Rechnung ablegen solle. Die unglückliche Führung des Krieges, die man dem Dauphin Karl Schuld gab, und der Untergang so vieler vornehmer Edelleute brachten nun im Jahre 1357 eine Bewegung hervor, die für den Moment einen Umsturz der altfranzösischen Verfassung in sich schloß. Die den Ständen gegebenen Zusagen waren im Getümmel der Waffen nicht erfüllt, die Beschwerden immer lebendiger, sowie begründeter geworden. Unmittelbar nach der Schlacht von Poitiers waren die Stände der nördlichen Provinzen in Paris, die der südlichen in Toulouse zusammengetreten. Die letzteren bewilligten aufs neue Geld und Truppen. Die ersteren, in die nun wirklich etwas von dem Geiste der flandrischen Kommunen gekommen war, traten mit Forderungen auf, die so stark waren, wie sie nur jemals von Ständen gemacht worden sind. Es waren 800 Deputierte beisammen. Adel und Geistlichkeit waren infolge der Schlacht nur schwach repräsentiert. In ihrer Remonstranz oder der von dem Dauphin unterschriebenen Ordonnanz finden sich die folgenden Punkte: sie wollen die für ein Heer von 30000 Mann nötigen Gelder bewilligen; aber ständische Beamte sollen nicht allein die Erhebung, sondern auch die Auszahlung des Geldes besorgen. Die Stände sollen auf einen bestimmten Tag sich versammeln können, wenn sie auch nicht berufen werden. In der Zwischenzeit soll ein ständischer Ausschuß Anteil an der Regierung haben; ohne diesen soll kein Stillstand gemacht werden können. Für die Umgebung des Königs nicht allein, sondern für die Parlamente werden strenge, oftmals beleidigende Vermutungen einschließende Anordnungen getroffen.

Der Fortsetzer des Wilhelm von Nangis versichert, daß die allgemeine Verwirrung, die hierauf folgte, hauptsächlich durch die Trennung des Adels von den Bürgern und der Geistlichkeit veranlaßt worden sei. Der Adel habe sich auf das Land begeben und gräßliche Verwüstungen über die Dörfer ergehen lassen. Nicht allein Bauern, sondern auch Mönche und Nonnen seien nach Paris geflüchtet. Hierauf habe Stephan Marcel, der Prevost der Pariser

Kaufleute, den Gedanken gefaßt, da der Dauphin in seiner Regierung nichts ändere, sich an seine Räte zu halten. Mit einem Gefolge in blauroten Kapuzen sei er nach dem Palast gesprengt. Da habe die Menge zwei Marschälle von Frankreich vor den Augen des Dauphins umgebracht und einen anderen seiner Räte auf der Flucht getötet. Es gab Scenen, wie in der großen Revolution. Als Führer der Kommunen trat der König von Navarra auf. Wir finden ihn in Amiens und Rouen ebenso freudig empfangen wie in Paris. Nachdem der Dauphin sich bequemt hatte, Frieden mit ihm zu machen, war nämlich die Entzweiung doch bald von neuem ausgebrochen, weil nicht alle Edelleute die dem König von Navarra entrissenen und ihnen überlassenen Güter wieder herausgeben wollten. Der Dauphin, den die empörte Hauptstadt zum Regenten ernannt hatte, um durch ihn zu herrschen, ergriff die erste Gelegenheit, um sich in die Provinzen zu retten. Auch hier jedoch begegnete er zunächst der gewaltsamen Umwälzung.

Wie der Aufruhr Marcels an die hauptstädtische Revolution von 1789 anlautet, so die Jacquerie an alles, was im Lande darauf folgte. Im Sommer 1358 brach im nördlichen Frankreich der Aufstand der Jacquerie aus — Jacques ist der französische Michel —, so wild und so blutig wie irgend ein Bauernaufruhr, bei welchem man glaubte, den Adel der ganzen Welt vernichten zu können. Einer des Namens Callet stellte sich an die Spitze. Zwischen den Feinden des Landes und dem Adel, der es nicht verteidigte, erhoben sich die geplagten Bauern. Froissart will die Greuel nicht aufzählen, die sie begingen; was er erzählt, ist gräßlich genug: nie seien, sagt er, zwischen Saracenen und Christen ähnliche Unthaten vorgefallen. Bei Amiens und Corbie wurden 60 Schlösser gestürmt. Damals aber wanderten die Edelleute nicht aus; sie bekamen Zuzug aus der Nachbarschaft, sowie aus der Ferne, sonderbarer Weise von solchen, die soeben noch in Preußen gegen die Schamaiten gekämpft hatten. Gesammelt lieferten sie der Jacquerie eine Schlacht bei Meaux (9. Juni 1358), welche sie vernichtete und die Macht des Adels neu begründete.

Und hierauf ließ sich auch in Paris die Ordnung wieder herstellen. Frankreich hing damals noch zu wenig von seiner Hauptstadt ab; die Provinzen, selbst untereinander noch ohne weitgehende Gemeinschaft von besonderem Leben erfüllt, mochten von einem demokratisch organisierten Paris keine Gesetze annehmen. Von dem siegreichen Adel geleitet, fand der Regent in kurzem auch dort wieder Eingang. In dem Tumult ward Marcel von einem seiner früheren Anhänger erschlagen. Das freilich war unmöglich, unter solchen Umständen die Engländer wieder aus dem Lande zu jagen. Im Frieden zu Bretigny mußten Eduard III. gegen den Verzicht auf die Krone Calais und Ponthieu, Poitou, Guyenne und Gascogne als freie Gebiete überlassen werden.

Als der Dauphin jedoch selbst zur Regierung gekommen war (1364 bis 1380), unternahm er es, aufs neue den Engländern entgegenzutreten. Es ist

Karl V., genannt der Weise, ein blasser, magerer, kranker Mann, der in den Jahren männlicher Kraft einen baldigen Tod voraussah und nicht selber in den Krieg zog — er hätte das Schlachtschwert nicht heben können —, der sich aber eine ruhige Weisheit, welche sich in sinnvollen Sprüchen ausdrückt, und eine vorsichtige Schonung anderer angeeignet hatte. Karl V. scheint eine entschiedene Stütze an Papst Urban V. besessen zu haben, der eben in diesen Jahren den Anspruch der Kurie auf die Oberhoheit in England und die Zahlung eines Zinses wieder erneuerte. Eduard legte die Forderung dem Parlamente vor, in welchem dann die weltlichen Stände sich mit großer Energie dagegen aussprachen und dem Papste ihren offenen Widerstand ankündigten. Auch in dieser Epoche hatten die Engländer zunächst ohne Zweifel noch das Übergewicht. Eduard III. war im besten Vernehmen mit seinem Parlamente, dessen Bewilligung er mit großen Konzessionen erwiderte. Da warf eine spanische Verwickelung aufs neue alles um.

König Alfons XI. von Castilien, einer der kräftigsten Könige, Sohn Ferdinands IV., dem nach dem Tode Alfonsos X. in dem entstandenen Streit um die Erbfolge die Krone geblieben war, führte den Krieg gegen die afrikanischen Mauren, namentlich gegen Abul Hassan von Marocco, mit großer Anstrengung. Der König von Aragon, Peter IV., und der von Portugal, Alfonso IV., standen ihm zur Seite. So waren auf der anderen Seite Granada und Marocco verbunden. Am 30. Oktober 1340 erfochten die christlichen Könige einen großen Sieg am Salado. Man giebt die Saracenen auf 400 000 Mann an, von denen 200 000 geblieben sein sollen. Ungeheuer war die Beute; man erzählt, daß der erbeuteten Schätze so viel gewesen, daß der Wert des Geldes dadurch auf ein Sechstel gefallen sei. Alfonso eroberte Algeziras. Die Stände verwilligten ihm die Alcavala.

Nachdem man aber die großen Siege erfochten, wurden die Länder durch innere Entzweiungen zerfleischt. Alfonso IV. von Portugal ließ die Geliebte seines Sohnes, Inez de Castro, an welche sich die Castilianer anschlossen, von der man meinte, sie werde im Lande allzu mächtig werden, hinrichten. Dann wollte er nicht Wort haben, daß er es befohlen hätte. Daraus folgte, daß Pedro I., als er zum Throne gelangt war (1357—1367), die Anstifter der That auf das grausamste verfolgte. Übrigens hinterließ er seinem Sohne Ferdinand (bis 1383) ein blühendes Land und einen gefüllten Schatz. Auch hier blühte Landbau und Handel. Lissabon erhob sich zu einer Metropole des Verkehrs, wo jedes Volk seine Herbergen und Häuser hatte, so daß die Weltentdeckung von hier ausgehen konnte. So war Barcelona in Catalonien die Mutter des Seerechts. In Aragon bildete sich eine Verfassung aus, welche dem Volke sogar das Recht des Widerstandes vindizierte.

Dagegen kam es in Castilien zu den wildesten inneren Kriegen. Eine Art von Tigernatur zeigte Peter der Grausame, Sohn Alfonsos XI. Hauptsächlich richtete er seine Wut gegen die Kinder seines Vaters aus einer anderen Ehe mit Eleonore de Guzman, welche bisher als Infanten behandelt

worden waren. Der Gemahlin eines seiner Halbbrüder ließ er sagen, er werde ihr diesen zurückgeben, wenn sie nur nach Sevilla käme. Sie eilte zu ihm: er übergab ihr seinen Bruder, ihren Gemahl, aber als Leiche. Seine vornehmste Stütze war der König von England, seit dem Frieden von Bretigny Castiliens Nachbar, mit dem er noch 1360 einen Traktat schloß, der ihn seines Reiches versicherte. Dagegen fand einer der Halbbrüder, Heinrich von Trastamare, Hülfe bei den Franzosen, welche die leichten, seit dem Frieden nutzlosen Banden von Kriegsleuten nach Spanien zu senden gedachten. 1365 zogen sie, 10000 Mann zu Pferde stark, unter Bertrand Duguesclin über die Pyrenäen. Peter ward allenthalben geschlagen, Heinrich in Burgos gekrönt. 1366 hatte er Sevilla in Besitz. Der Prinz von Wales aber brachte jenem von der Garonne Hülfe und setzte Peter durch die Schlacht bei Navarrete wieder ein. Heinrich flüchtete abermals nach Frankreich. Eben damals aber, und nicht ohne Rücksicht auf diese Irrungen, erhoben sich die Franzosen in Poitou und Guyenne wider die englische Herrschaft. Als nun Heinrich von Trastamare den schwarzen Prinzen hierdurch beschäftigt sah, begab er sich nach Spanien. Er zeichnete ein Kreuz in den Boden und schwur, das Land diesmal nicht wieder ohne Sieg zu verlassen. Duguesclin war bei ihm. Sie brachten Peter im März 1369 eine Niederlage bei Montiel bei. Peter selbst flüchtete, Heinrich stürzte ihm nach. Hier sah man die beiden Brüder, einander an Gestalt sehr ähnlich, sich mit Schimpfwörtern herausfordern, einander persönlich anfallen, miteinander ringen. Heinrich behielt den Platz. Ihm folgte sein Sohn Johann I (1379—99).

Im Zusammenhang hiemit wurden nun auch die französischen Irrungen entschieden. Um fernere Kriege zu vermeiden, hatte man, wie berührt, in dem Frieden von Bretigny bestimmt, daß Poitou und Guyenne der Oberhoheit des Königs von Frankreich entzogen werden, dagegen auch der Prinz von Wales, welcher dort die Verwaltung für seinen Vater übernahm, auf alle Rechte und Ansprüche an die Krone Frankreichs Verzicht leisten sollte. Das letztere unterließ der schwarze Prinz. Daher geschah es, daß, als er Widerstand bei seinen Ständen fand, denen er eine neue Abgabe auflegen wollte und diese sich an den König von Frankreich wandten, auch Karl V. seinerseits nicht mehr an den Vertrag gebunden sein wollte. Seit 1368 ist eigentlich der Erfolg schon entschieden. Karl V. wußte sich der Vorteile, welche ihm der nationale Widerstand gegen die Engländer, die sich durch ihren Stolz verhaßt machten, darbot, sehr gut zu bedienen. Die Engländer kamen herüber, durchzogen die Provinzen, konnten aber die Städte nicht erobern. Dann folgte ihnen der König nach und nahm wirklich das Land in Besitz. Diesmal behielten die Franzosen die Oberhand. Einer der englischen Anführer nach dem anderen, Chandos, Knowles, Lancaster, wurden besiegt. Der Prinz von Wales war krank; er verließ das Land und starb noch vor seinem Vater. Nach Eduards III. Tode (1377) kam daher dessen

Enkel, ein minderjähriger Prinz, Richard II., genannt von Bordeaux, auf den Thron. Von den festländischen Besitzungen der Engländer war ihm nichts, als Calais, Bordeaux und Bayonne geblieben.

Zu derselben Zeit aber wurde auch der innere Streit in Frankreich zu Gunsten des Adels durchgeführt. Wir sahen, daß Paris dem Könige Karl V. die Thore wieder geöffnet hatte. An eine Ausführung jener Ordonnanz von 1356 war dann freilich nicht zu denken; doch hat auch er keine eigentliche Reaktion vorgenommen, weder damals, noch später, als er selber König war. Er wußte die großen Barone, die Kapitäne und so auch die Städte an sich zu fesseln. Wie vielen hat er Freibriefe gegeben, wie viele sind zu ihm übergegangen! Keiner ist von ihm abgefallen. Man fand sich in die Zahlung der Steuern, die er forderte. Allein nur eine kurze Zeit dauerte die Ruhe. Nach dem Tode Karls V., als dessen Brüder im Namen des minderjährigen Karl VI. ein schwankendes und gewaltsames Regiment begannen, die alten Räte entfernten, das bisherige System der Ordnung und Sparsamkeit verließen, weigerten sich die Städte, da nun auch das Land wiedererobert war, die Steuern zu bezahlen, zu denen sie sich bisher verstanden hatten.

Es war auch diesmal eine allgemeine Anregung, die besonders von Flandern ausging, wo ein großer Gewerbtreibender von Gent, das sich ebenfalls in gewisse Auflagen nicht finden wollte, der zweite Artevelde — Philipp, Sohn Jacobs, der sich einst mit Eduard III. verbunden — an der Spitze der weißen Hüte den Grafen der Regierung beraubt und dieselbe in eigene Hände genommen hatte. In Paris brach ein Aufruhr aus, der sich zugleich gegen die wohlhabenden Bürger und gegen die Regierung richtete. Die Menge hatte sich der eisernen Keulen des Zeughauses bemächtigt und die Gefängnisse eröffnet. Da sich die meisten Städte an Paris anschlossen, in ganz Europa dieselben oder verwandte Elemente sich regten, so war es von allgemeiner Bedeutung für die Welt, daß der französische Adel sich zuerst gegen den Herd der Bewegung, nach Flandern, wendete, um den Grafen zu unterstützen. Wäre es ihm gegangen wie bei Courtray (1302) oder bei Crecy, oder wie es den Österreichern und Schwaben bei Morgarten ging, so wäre ein allgemeiner Umschwung der Dinge in populärem Sinne zu erwarten gewesen. In Paris dachte man in diesem Augenblicke daran, den damals noch unbefestigten Louvre und die noch im Bau begriffene Bastille zu schleifen. Aber die Entscheidung fiel diesmal zu Gunsten des Adels und der bestehenden Regierung aus. Bei Roosbeke wurden die Flanderer vollständig geschlagen (27. November 1382). Die Ritterschaft glaubte, als bei der Entfaltung der Oriflamme zum Beginn der Schlacht die dichten Wolken sich plötzlich trennten und die Sonne aufstieg, darin ein Zeichen der unmittelbaren göttlichen Teilnahme an ihrem Vorhaben zu erkennen.

Nachdem die Reichsfahne in devoter Feierlichkeit nach St. Denis zurückgebracht war, wendete sich der Zug nach Paris. Die Barrieren waren nieder-

gerissen, die Thore aus den Angeln gehoben; die Ehrenbezeugungen der entgegenkommenden Bürgerschaft wurden indes nicht angenommen. Der König erklärte, er könne die ihm und seinen Oheimen angethanen Beleidigungen nicht vergessen; auch die Thüren der Häuser müßten den Truppen offen stehen. Indem man diesmal dafür Sorge trug, daß sie keine Gewaltthätigkeiten begingen, zog man diejenigen von den angesehenen Bürgern ein, die man für die schuldigsten hielt. Es waren ihrer 300; einige Hinrichtungen fanden statt; unter anderen mußte ein Mann, der vor 25 Jahren bei der Ermordung der Marschälle beteiligt gewesen war, jetzt noch durch seinen Tod dafür büßen. Eine vollkommene Reaktion erfolgte. Die Bürger mußten ihre Waffen abliefern. Die eisernen Ketten, mit denen man nachts die Straßen absperrte, wurden weggenommen. Die Privilegien der Stadt wurden großenteils abgeschafft, alle Auflagen hergestellt, gegen die man rebelliert hatte. Das leuchtet nun ein, daß diese gewaltsam einander widerstrebenden Elemente nur durch einen weisen Sinn im Zaume gehalten werden konnten. Hiezu aber hatte Karl VI. keine Eigenschaften.

Fünftes Kapitel.

Italien im 14. Jahrhundert.

Durch die konstante Politik der Päpste war nun Deutschland von Italien getrennt; sie erreichten wirklich, was an sich kaum möglich schien, daß die kaiserliche Gewalt existierte, ohne sie in Italien zu belästigen. Welches ist nun aber das Schicksal dieser Länder ohne die durchgreifende Macht des deutschen Einflusses? Welches besonders ist das Schicksal des von den Päpsten gestifteten Königreichs Neapel?

Die Macht des Herzogs von Anjou hatte hauptsächlich auf vier Dingen beruht: er hatte Neapel und Sicilien, er besaß Provence und Anjou; er war Generalverweser in Italien und Senator von Rom; er war endlich Generalverweser aller Christen im Orient, auch der Ritterorden. Dazu kam: er hatte den Papst für sich, den König von Frankreich in seiner Hand. Er galt als der tapferste und klügste Fürst der Welt. Maria vou Antiochien hatte ihm ihre Rechte auf Jerusalem übertragen. Seine ganze Stellung nach dem Süden und Osten hin war geordnet. Er hatte die Absicht gehabt, das griechische Reich, als es den Lateinern entrissen war, wieder an sich zu bringen; Michael Palaeologus sah in ihm seinen gefährlichsten Feind. Wir sahen jedoch, wie er durch die sicilianische Vesper daran verhindert und in Kampf mit Aragon und Sicilien verwickelt wurde. Das Haus Anjou blieb

aber auch dann noch sehr mächtig. Nach dem Tode Karls von Anjou (1285) folgte Karl II. (bis 1309). Dessen Nachfolger Robert (1309—43), ward, durch den Papst unter vielen Prätendenten bevorzugt und in seinen Ansprüchen auf Sicilien bestärkt, gegen Heinrich VII. und die schwache Einwirkung Ludwigs des Bayern aufrechterhalten. Er hatte immer eine Partei in Sicilien, beherrschte eine Zeit lang Florenz und war als Oberhaupt der Guelfen auf der ganzen Halbinsel hoch angesehen.

Mittlerweile war nun auch sein Geschlecht zu einer noch größeren Weltstellung gelangt. In Ungarn traten nach dem Abgang der Arpaden an deren Stelle Sprossen des neapolitanischen Hauses Anjou. Die Schwester des ungarischen Königs Ladislaus IV. war mit Karl II. vermählt; ihr Enkel Karl Robert bestieg 1310 den ungarischen Thron. Er vermählte sich mit der Prinzessin Elisabeth von Polen. Sein Sohn Ludwig der Große (1342 bis 1382) war — seit 1370 — zugleich König von Polen und Ungarn. Für Neapel ergaben sich indes aus diesen europäischen Verzweigungen des Stammes Anjou die schwersten Verwickelungen; Robert von Neapel hinterließ nur eine Enkelin, Johanna I., die sich mit einem ungarischen Vetter, dem Prinzen Andreas, einem Bruder Ludwigs des Großen, vermählte. Der aber ward schon 1345, als er neben ihr gekrönt werden sollte, getötet; es war mehr das Werk der Großen, als Johannas selbst, die es nur geschehen ließ. Dann heiratete Johanna einen anderen Verwandten, Ludwig von Tarent, den Sohn eines apanagierten Enkels von Karl von Anjou 1347. König Ludwig von Ungarn aber ergriff die Gelegenheit, sich als Rächer seines Bruders in diese italienischen Händel zu mischen.

Im Jahre 1348 nahm er Neapel und setzte dort ungarische Führer ein. Die Königin flüchtete nach Frankreich, wo sich der Papst ihrer annahm. Durch eine von dem Papst vermittelte gütliche Abkunft ward Neapel 1352 an Johanna zurückgegeben. Johanna hat nach ihrer Widerherstellung einen Vertrag mit Sicilien geschlossen, der den unabhängigen Bestand des Königreichs Trinakrien bestätigte (1373). Auf der anderen Seite aber gab sie aufs neue Anlaß zu weiteren dynastischen Wirren dadurch, daß sie den Herzog Ludwig von Anjou, jüngeren Bruder König Karls V. von Frankreich, adoptierte. So wurden denn auch die Franzosen, oder wenigstens die Provencalen in diese Dinge verwickelt, die sich mehrfach kriegerisch gegen Neapel versuchten, ohne doch die direkten Nachkommen Karls von Anjou von dort verdrängen zu können. Karl III. aus der Linie von Durazzo, die zugleich auf Ungarn Anspruch erhob, behauptete sich als König, wie nach ihm sein Sohn Ladislaus und dessen Tochter Johanna II., durch welche endlich 1435 das Haus Aragon auf den Thron gelangte. Auch die entgegengesetzte Partei gab freilich ihre Rechte niemals auf, und noch Johanna II. ward genötigt, René von Anjou, dem Enkel jenes Ludwig, ebenfalls eine Anwartschaft zu verleihen, die er indessen nicht durchzusetzen vermochte.

In diesen Verwirrungen büßten die Anjous von Neapel allmählich ihren Einfluß auf das übrige Italien ein; doch galten sie den größten Teil des 14. Jahrhunderts hindurch noch immer für die vornehmste Stütze der guelfischen Partei. Mit Florenz insbesondere haben sie jederzeit eine gewisse Verbindung unterhalten. Als hier durch das Emporkommen der Zünfte die inneren Bewegungen beständig wuchsen, ernannte man bald unter dem einen, bald unter dem anderen Einflusse Signoren: so König Robert von Neapel 1308—21, seinen Sohn, den Herzog von Calabrien, Vater Johannas I. 1328; alsdann einen Franzosen, Brienne, Herzog von Athen 1341, bis zuletzt 1343 der Adel gänzlich gestürzt oder genötigt wurde, den Zünften beizutreten. An der Spitze des Volkes erhob sich nunmehr Giorgio Scali; aber das Volk beschützte seinen Anführer nicht. So lange Messer Giorgio im Besitze der Gewalt durch die Straßen ging, riefen sie ihm ein Lebehoch zu. Als ihn aber 1381 die mächtigen Familien gestürzt hatten, schrieen sie: es sterbe der Verräter! Besonders waren seitdem die Albizzi einflußreich. Unter ihrer Verwaltung — sie waren Bankiers — machte man vorzüglich mit Hülfe des Geldes auswärtige Eroberungen. Der Vikar des Karl von Durazzo überließ ihnen 1384 Arezzo. Noch hielt sich Pisa. Halb durch Gewalt, halb durch Kauf brachten die Florentiner es 1406 an sich. Cortona verkaufte ihnen Ladislaus 1411, Livorno erwarben sie 1421, so daß sie sich in den fortwährenden inneren Stürmen nach und nach eine bedeutende selbständige, von Deutschen und Franzosen unabhängige Macht schufen. Den Geschlechtern gegenüber, die sich hierdurch eine ansehnliche Stellung bereitet hatten, erhob sich jedoch das Haus Medici, das seit 1434 das Heft in die Hand bekam.

In der Lombardei war das erste Haus, das sich mächtig aufstellte, das der Scala, 1312 von Heinrich VII. mit dem Reichsvikariat über Verona und Vicenza belehnt. Can der Große und sein Neffe Mastino beherrschten von Verona aus, wo man noch ihre herrlichen Denkmäler sieht, einen großen Teil des östlichen Oberitaliens. Ihnen gegenüber stand das Haus Visconti in Mailand, das auch viele tapfere Kämpfer hervorgebracht hatte, aber noch mehr durch eine kluge Benutzung seiner geistlichen Stellung und die Verbindung mit auswärtigen Mächten emporgekommen war. Der angesehenste von allen, die aus diesem Hause regiert haben, ist Johann Galeazzo, 1385 bis 1402. Man hatte ihm geweissagt, sein Glück werde ohne Waffen kommen; und in der That war seine erste Waffenthat unglücklich. Von Jugend auf hatte er sich mehr bedächtig, als kühn gezeigt. Die Schätze und die Verbindungen die er hatte, wußte er so gut zu benutzen, daß er erst die Scala in Verona, dann die Carrara in Padua stürzte und endlich 1395 die herzogliche Würde erwarb. Die ganze Lombardei gehorchte ihm: Pisa und Siena in Toscana, Perugia und Bologna im Kirchenstaat empfingen seine Befehle. Indessen nach seinem Tode konnte diese Herrschaft nicht behauptet werden. Aus den Lagunen steigen die Venezianer hervor, um einen Teil der Terra ferma in Besitz zu nehmen.

Den Venezianern war nichts so gefährlich gewesen als die Verbindung zwischen Ungarn, welches Dalmatien allmählich an sich brachte, und Neapel, dem die jonischen Inseln und selbst Korfu gehorchten. Im Jahre 1379 waren die Ungarn mit ihren heftigsten Feinden, den Carrara zu Padua, und den Genuesen verbündet. Mit den Genuesen standen die Venezianer in natürlichem Gegensatz. Beide hatten, abgeschlossen von dem übrigen Italien, die einen durch die Lagunen, die anderen durch die Gebirge, sich die See unterthänig gemacht; die einen mehr im Osten, die anderen im Westen. In den Häfen von Palästina waren sie sich früher begegnet: jetzt kämpften sie besonders um die Herrschaft auf der Propontis und im Schwarzen Meer. Die Genuesen besaßen seit der Herstellung des griechischen Kaisertums das Übergewicht in Konstantinopel, die Venezianer dagegen in Armenien, beim Kaisertum von Trapezunt. Bisher hatten sie einander nur in der Ferne bekämpft: jetzt aber, unter so günstigen Umständen, liefen die Genuesen in das Adriatische Meer ein und brachten den Venezianern bei Pola eine große Niederlage bei. Es ist der wichtigste Moment der venezianischen Geschichte. Ungarn und Carrara nahmen ihnen die Besitzungen, welche sie auf dem festen Lande hatten, weg; alle Zugänge von daher hatten sie inne. Die Genuesen unter Lucian Doria eroberten Chioggia und alle Zugänge des Meeres. Man glaubte die Venezianer völlig geschlagen zu haben. Der König von Ungarn ließ ihnen Frieden antragen, doch so, daß er ihnen künftig den Dogen setzen werde.

Die Venezianer erwiesen sich in dieser großen Gefahr unübertrefflich. Das Volk befreite stürmisch den Vettore Pisani aus seinem Gefängnis, in das er wegen jener Niederlage bei Pola eingeschlossen worden; es rief ihm ein Lebehoch zu. Er entgegnete ihnen, sie sollten nichts anderes rufen, als: es lebe San Marco, d. h. die Republik! Alle Vornehmen vergaßen die Parteiungen und wetteiferten, ihre Güter dem Vaterlande darzubringen. Mit ebensoviel Klugheit wie Entschluß betrugen sie sich. Und so gelang es ihnen, die Genuesen zu schlagen (1380). Mit Recht wurde der Tag für heilig gehalten, an welchem der 90jährige Doge Andrea Contarini Chioggia wieder eroberte. Fürs erste freilich mußten sie sich trotzdem zu einem unvorteilhaften Frieden verstehen, aber von diesem Augenblicke an nahm doch ihr Glück den Anfang.

In der Entzweiung der Ungarn und der Neapolitaner nach der Ermordung des Karl von Durazzo erlangten sie Korfu (1386); Ladislaus verkaufte ihnen Zara (1409). In dem Kampf zwischen den Carrara und Visconti brachten sie Treviso an sich (1389). Nach dem Tode Gian Galeazzos unterwarfen sich ihnen Vicenza und Verona im Jahre 1405. Dann griffen sie Padua an. Als der alte Franz Carrara keine andere Hülfe sah, weder menschliche noch göttliche, rief er den Satan an, daß er ihn töte. Er ward nach Venedig gebracht. Keinen Laut erwiderte er auf die Anklage, die man ihm machte; so ward er erwürgt.

Das übrige Italien ward von Condottieri und kleinen Herren in Atem erhalten. Allein eben diese Zeit der Spaltung des Papsttums, des Zerfalls des französischen Regimentes in Ungarn und in Neapel ist es, in welcher sich die neuen Verhältnisse des Landes zu bilden angefangen haben.

Sechstes Kapitel.

Die späteren Luxemburger.

Die Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts ist überhaupt voll von individuellem Leben und hohen geistigen Anregungen. Hier kommt es nur darauf an, die großen Umrisse zu zeichnen, in denen sich der Lauf der Ereignisse bewegt. Wir haben schon dann und wann bemerkt, wie die Entwickelung freier Territorien und der großen Gegensätze zwischen Städten und Rittertum mit dem Kampfe zwischen Papst und Kaiser verbunden war. Indem dieser Kampf eigentlich aufhört, das Papsttum als siegreich betrachtet werden kann, regen sich doch die einmal begründeten städtischen und landschaftlichen Autonomien in ihren eigenen Prinzipien. Sie enthalten eine große Tendenz von landschaftlicher, überhaupt genossenschaftlicher, individueller, religiöser Freiheit, die sie entwickeln, jedoch ohne noch die großen Einheiten zu zersprengen. Wir werden alsbald in einer besonderen Betrachtung dem deutschen Städtewesen in seiner inneren und äußeren Bewegung unsere Aufmerksamkeit zuwenden: zuvor jedoch gilt es, die Träger der höchsten Gewalt im Reiche während der gärungsvollen Zeit um die Wende der beiden Jahrhunderte für sich ins Auge zu fassen.

Die erste Frage für den römischen König oder Kaiser war, inwiefern er fähig sei, jenes sein Konstabelamt in dem weiten Umkreis des Reiches auszuüben. Karl IV. gelang das noch; er erwarb eine sehr ausgedehnte Hausgewalt. Er hatte, wie wir sahen, in Böhmen treffliche, einträgliche Bergwerke, die ihn vollauf mit Geld versahen. Niemals hat ein anderer Fürst das Geld besser zu benutzen gewußt. Er handelte unaufhörlich unter dem Nachdruck des kaiserlichen Ansehens neue Gebiete ein. Alle jene östlichen, germanisch-slavischen Gebiete vereinigte er unter seiner Autorität. Prag sollte ihm die Metropole des Handels und der Wissenschaft werden; durch Nürnberg stand er mit Venedig, durch die Elbe mit Hamburg in Verbindung. Er gewann seine Kompetenten durch Geld, seine Nachbarn durch Verheiratung und Erbverträge. Man hat über seine unzähligen Bullen mit bleiernen und goldenen Kapseln gelacht; aber in diesem Zustand waren sie sehr gut: sie unterwarfen alle gewaltsam Emporgekommenen wieder der Gesetzlichkeit. Karl IV.

starb am 29. November 1378. Auch nach seinem Tode schien das luxemburgische Haus zu einem großen Geschick in dem östlichen Europa bestimmt zu sein. Zu den Erwerbungen des Vaters fügte der jüngste Sohn, Sigismund, Markgraf von Brandenburg, der sich mit Maria, Erbtochter von Ungarn und Polen, aus dem Hause Anjou, vermählte, Ansprüche auf diese beiden Reiche hinzu. Dieselben mit Böhmen und den Marken zu vereinigen, wäre eine große Aufgabe gewesen.

Dagegen entwickelte sich der ältere Sohn, König Wenzel von Böhmen, der zugleich dem Vater im Reiche nachfolgte, auf eine keineswegs vorteilhafte Weise. Es wird der besonderen Nachwirkung eines Giftes, das er genossen hatte, beigemessen, daß er das Bedürfnis empfand, viel zu trinken. That er dies nun mit Maßen, so war er erträglich, aufgeräumt und angenehm. Übernahm er sich dagegen, so beging er tolle und grausame Streiche. Wenigstens waren eine Menge Anekdoten von ihm in diesem Sinne im Umlauf, die im einzelnen ungewiß, im ganzen dennoch bezeichnend sind. Er hatte immer einen Bogen an seiner Seite; einst erschoß er einen Mönch, den er im Holz antraf: ein sonderbares Wild! rief er aus. Die größten Hunde ließ er von allen Enden der Welt zusammenbringen; sie hielten Wacht vor seinem Gemach: seine Gemahlin soll, als sie einst in der Nacht aufstand, durch eines dieser Thiere umgekommen sein. Er wollte wissen, wie es einem in dem Moment der Hinrichtung zu Mute sei: so ließ er sich förmlich die Augen verbinden und den Scharfrichter ausholen, der dann einen sehr gelinden Schlag führte; darauf muß auch dieser, sein Gevatter sich niedersetzen; der König führt aber einen ernstlichen Schlag und haut ihm den Kopf ab. An einer Wand fand man angeschrieben: Wenzel, ein anderer Nero auf Erden; er schrieb dazu: war ich's bisher nicht, will ich's nun werden! Und in der That erinnert er an das bizarre Wesen der verrufensten Imperatoren. Er war ein Mensch, der heute den Erzbischof ersäufen zu lassen drohte, um morgen vor ihm die Knie zu beugen, der einen erzbischöflichen Offizial an einem Tage mit eigener Hand auf der Folter quälte, am anderen, um dies gut zu machen, ihn in die königliche Schatzkammer führte, ihm befahl, sich Geld zu nehmen, und ihm nicht allein die Taschen damit anfüllte, sondern selbst die Stiefel. Populäre Erzählungen, die, wie gesagt, ein Zerrbild seines Wesens geben mögen. Jedenfalls aber fügte er innerer Schwäche und Ratlosigkeit einen sonderbaren Übermut der Gewalt hinzu, mit dem er natürlich vollends alles verdarb.

Eine Stellung, wie sie Wenzel inne hatte, ist kaum mehr dagewesen; er hätte wohl dem Königtum die allgemeine Autorität des Friedens noch retten können, aber er war nicht der Mann dazu. Er war groß im kleinen, klein im großen. Er hat als Kind angefangen zu regieren, im Alter regierte er wie ein Kind. In Deutschland vermochte er nichts. In Böhmen zerfiel er dergestalt mit seinen Brüdern, daß sie ihn im Jahre 1394 gefangen nahmen. Es scheint wohl, als habe Erzbischof Johann, der damals den

König in Rom verklagte, daran Anteil gehabt. Hatte doch Wenzel ein Jahr zuvor den Erzbischof wegen der Wahl eines ihm widerwärtigen Abtes persönlich bedroht und seinen Generalvikar — es ist Johann von Pomuk, ein Märtyrer der religiösen Interessen — nach grausamer Folter in der Moldau ersäufen lassen. Der König ward in anständiger Haft gehalten, d. h. man behandelte ihn auf dem Schlosse zu Prag, als sei er noch frei. Sonderbar, man merkte von seiner Gefangenschaft in Böhmen wenig, in Deutschland gar nichts; die Diplome wurden nach wie vor ausgefertigt. In Böhmen ward ihm ein Rat beigegeben, der größtenteils aus seinen heftigsten Feinden bestand, dem Burggrafen Rosenberg von Prag, dem Erzbischof Johann. Die wichtigsten Stellen wurden denen übertragen, die er am meisten haßte. Vorgänge, welche eine große Ähnlichkeit mit dem haben, was man damals in England mit Richard II. erlebte.

Vielleicht hoffte Wenzel einen Anhalt zu finden, indem er sich jetzt an Frankreich anschloß. Seine Universität zu Prag riet ihm dazu. Im Jahre 1398 begab er sich nach Rheims. Das vornehmste allgemeine Interesse der Zeit war die Abstellung des 1378 ausgebrochenen Schismas, worauf wir noch zurückkommen werden. Damals nun neigten die Franzosen dazu, den Papst zu Avignon fallen zu lassen, wenn nur der römische, dem Wenzel bisher mit dem übrigen Reiche angehangen, ebenfalls zur Abdankung bewogen werde. Die Reise Wenzels bedeutete, daß er sich diesem Standpunkt der Neutralität anzunähern bereit sei. Übrigens war damit auch eine engere politische Verbindung verknüpft. Wir finden eine Urkunde von 1398, in welcher alle Verhältnisse des französischen und luxemburgischen Hauses, wie sie unter Kaiser Karl IV. stattgefunden hatten, erneuert werden. In Deutschland aber erweckte eben dieses Verhältnis des Königs den heftigsten Widerspruch. Schon vor seiner Reise mahnte ihn Pfalzgraf Ruprecht lebhaft ab. Nicht seine Unthätigkeit im Reich war es, die man ihm zum Vorwurf machte, man warf ihm vielmehr neben diesen Beziehungen zu Frankreich hauptsächlich vor, daß er in Reichsangelegenheiten eigene, selbständige Schritte gethan, daß er z. B. Gian Galeazzo Visconti gegen eine ansehnliche Vergütung zum Herzog von Mailand erhoben habe, ohne die Kurfürsten zu fragen, und — was besonders Eindruck auf die öffentliche Meinung machte — daß er in dem päpstlichen Schisma nunmehr gegen den römischen Bonifacius IX. Partei nehme. Er schien die Satzungen der goldenen Bulle gebrochen, seine Pflicht als Vogt der Kirche, wie die Rücksicht auf die Kurfürsten aus den Augen gesetzt zu haben.

Der Widerspruch entwickelte sich sogleich zu dem Gedanken, den König abzusetzen. Es zeigte sich dabei recht der Unterschied zwischen einem französischen und einem deutschen Könige. Jener bewirkte, daß eine Nationalsynode 1398 sich der Obedienz Benedicts XIII. entzog und den Papst in Avignon gleichsam gefangen hielt; dieser dagegen ward nicht ohne den Einfluß Bonifacius' IX. selber abgesetzt. In Deutschland nämlich lag die souveräne

Autorität bei der Mehrheit der Kurfürsten, nicht in dem Reichsoberhaupt. An Papst Bonifacius hielt sich der Erzbischof von Mainz, Johann von Nassau, der von ihm, man behauptet: vermöge bedeutender Geldzahlungen, gegen den Kandidaten des Kapitels, Gottfrid von Leiningen befördert worden war. Johann fand an Ruprecht von der Pfalz eine große Stütze. Im Jahre 1399 kam es zuerst zu einer engeren Vereinigung der Kurfürsten von Mainz, Köln, Pfalz und Sachsen. Sie geloben einander, in Sachen des päpstlichen Stuhls und des Reiches zusammenzuhalten. Ihnen trat dann auch Trier bei, so daß alle Kuren außer den beiden luxemburgischen vereinigt waren. Die Fürsten der Häuser Bayern, Meißen und Hessen und die Stadt Nürnberg verbanden sich mit ihnen; auf einer Zusammenkunft zu Frankfurt (im September 1399) wurde ein allgemeines Abkommen geschlossen. Nach mancherlei Zwischenhandlungen ward der König von den Fürsten geradezu nach Oberlahnstein vor ihr Gericht vorgeladen. Erscheine er nicht, so würden sie dafür sorgen, daß das Reich nützlicher und redlicher gehandhabt würde; sie wollten dann ihrer Eide erledigt sein. Wenzel wandte sich in dieser Gefahr an Bonifaz, aber dieser wandte sich an die Kurfürsten und munterte sie noch auf.

Da Wenzel nun in Oberlahnstein nicht erschien, so schritt man zu seiner Absetzung, als eines unnützen, versäumlichen, unachtbaren Entgliederers und unwürdigen Handhabers des heiligen Reiches. Auf einem Reichstag im Juni 1400 schlossen die Städte sich an. Das Haus Luxemburg wurde ausdrücklich von der Neuwahl ausgeschlossen. Am 21. August wählten dann die Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz. Unter den Bedingungen, die sie ihm setzten, war die fünfte, daß er alle Zölle am Rhein abthun solle, mit Ausnahme der im Besitz der Kurfürsten befindlichen. Die Folge war, daß es, wie zwei Päpste, so auch zwei römische Könige gab; denn Wenzel war weit entfernt, seine Krone fallen zu lassen. Es kam sogleich zu einem Kriege zwischen beiden, der Ruprechts Völker nach Böhmen führte, aber keine Entscheidung hervorrief; die böhmischen Herren, die anfangs für Ruprecht gewesen waren, erklärten sich doch zuletzt wider ihn.

Und nun wollen wir nicht alle die Händel aufzählen, die hierdurch entstanden. Wenzel konnte auch trotz der ferneren Unfälle, die ihn betrafen, niemals bewogen werden, auf seine Würde als römischer König Verzicht zu leisten. Ruprecht machte auf Bitten und mit dem Geld der Florentiner, die ihn wider Visconti zu Hülfe riefen, einen Zug nach Italien, der aber gar keine Folge hatte. Gleich beim Eintritt, zwischen Trient und Brescia, wurde er geschlagen. Seine Aussichten in Deutschland würden noch trüber gewesen sein, wäre nicht zwischen den luxemburgischen Brüdern von neuem Streit ausgebrochen, der zur abermaligen Gefangennehmung Wenzels führte (1402). Seitdem kam Ruprecht etwas mehr empor. Aber 1404 entkam Wenzel der Haft und stellte seine Autorität in Böhmen wieder her. Er erneuerte nicht ohne Glück den Krieg gegen Ruprecht und wurde noch von dem größten

Teil von Europa und selbst von einer Anzahl luxemburgisch gesinnter deutscher Fürsten anerkannt. Das östliche Deutschland hatte Ruprecht niemals für sich gewonnen. Im Gegenteil, er zerfiel sogar mit seiner eigenen Partei. Als er am Rheine Ordnung stiften wollte und einige mainzische Raubschlösser zerstörte, brachte der Erzgischof von Mainz, dem er seine Ernennung verdankte, den Marbacher Bund gegen ihn zustande, der zwischen Baden, Württemberg, Mainz und 17 Städten im Jahre 1406 abgeschlossen wurde. Vergebens bemühte sich der König auf dem Reichstage zu Mainz, die Sache beizulegen; er mußte den Bund sogar bestätigen.

Wie so ganz unbedeutend war doch die Macht des römischen Königs geworden! Man näherte sich bereits Wenzel wieder, einige nahmen die Lehen von ihm und erkannten nur ihn an. Ruprecht war schon in Gefahr, abgesetzt zu werden, als er starb (18. Mai 1410). Die Summe ist, daß das luxemburgische Haus wieder zu Ansehen kam. Wenzel selbst ward jedoch nicht wieder anerkannt. Die Fürsten teilten sich zwischen zwei Luxemburgern, Sigismund und seinem Vetter Jobst von Mähren. Es war hauptsächlich das Werk des Hohenzollern Friedrich VI. von Nürnberg, daß ein Teil der Kurfürsten Sigismund wählte (20. September 1410). Die anderen erkoren dagegen mit Zustimmung Wenzels einige Tage später Jobst von Mähren. Schon rüsteten die beiden nahen Verwandten sich zum Kampf, als noch zu rechter Zeit Markgraf Jobst starb. Hierauf erst erklärte Sigismund, daß er sich des Reiches unterziehen wolle; jedoch mußte er zuvor mit seinem Bruder Wenzel sich ins Vernehmen setzen, dem er versprach, alles zu thun, damit er, Wenzel, das Kaisertum erlange. Sigismund sollte sich vor der Hand mit der Würde eines römischen Königs begnügen. Ferner mußte der letztere dem Erzbischof von Mainz versprechen, die Bestätigung nur von dem Papste Johann XXIII. zu nehmen und die Rechte des Reiches auch in Italien, z. B. über Mailand, geltend zu machen, beziehungsweise wiederherzustellen. So ward Sigismund 1411 aufs neue gewählt. Es waren die onerosesten Bedingungen von der Welt, die er hatte eingehen müssen. Auch konnte er sie nicht erfüllen. Als er 1414 im Reiche erschien, fand er so wenig Teilnahme, daß er schon daran dachte, es wieder zu verlassen; nur durch das Zureden des Burggrafen Friedrich ward er davon abgehalten.

Das war Sigismund nicht gelungen, nach dem Tode seines Schwiegervaters Ludwigs des Großen 1382 als Gemahl der ältesten Tochter Maria dessen beide Kronen an sich zu bringen. Es existiert eine Urkunde aus diesem Jahre, worin er sich als Herr des Königreichs Polen bezeichnet. Allein die Polen wollten einen eigenen König; sie zogen deshalb die jüngere Schwester Hedwig vor, durch deren Hand dann der litauische Großfürst Jagiel erhoben ward. In Ungarn aber behauptete sich Sigismund, wiewohl nicht ohne schwere Kämpfe und mannigfache Verluste, seit 1386. Er nahm dadurch doch noch eine großartige Stellung im östlichen Europa ein, zumal da ihm nach dem Tode Wenzels 1419 auch die böhmische Krone zufiel, deren wirk-

lichen Besitz er sich freilich erst — wenigstens im Hauptlande Böhmen selbst, das nicht ohne Zuthun Wenzels der hussitischen Revolution verfallen war — in langwierigem Krieg mit höchster Anstrengung erstreiten mußte. Das geschah denn zugleich im Sinne des deutschen Königtums, indem er eben vornehmlich die Deutschen wider die Hussiten ins Feld führte, und auf der anderen Seite nicht minder im universalen Geiste des Kaisertums, insofern er dabei als Vorfechter der kirchlichen Einheit erschien, um die er sich bereits vordem durch die Abstellung des päpstlichen Schismas auf dem Konzil zu Konstanz ein europäisches Verdienst erworben hatte.

Welch ein Unterschied zwischen beiden Brüdern! Wenzel neigt sich den populären und häretischen Tendenzen zu und beschränkt sich thatsächlich fast auf das Wesen eines böhmischen Landesfürsten: Sigismund dagegen lebt und webt in der Idee der allgemeinen Christenheit; von der kaiserlichen Würde, die er 1433 in Rom erwarb, hat er die höchste Vorstellung. Als er erfuhr, daß sein Tod nahe sei, ließ er sich in den kaiserlichen Schmuck kleiden; damit angethan, auf seinem Throne sitzend, erwartet er seinen letzten Augenblick. Seine Leiche befahl er einige Tage lang auszustellen, damit jedermann sehen möge, daß der Herr aller Welt gestorben sei. Sigismund war unternehmend, rastlos, geschmeidig, glänzend, lebenslustig. Sich selbst und anderen schien er alles erlauben zu wollen. Freigebig über alle Gebühr, hat er gewirtschaftet als ein Mensch ohne Erben; sein Haushalt bestand darin, daß er sein Kapital aufbrauchte. Daß er mit all diesen Bestrebungen und Eigenschaften nicht der Mann war, eine feste Autoritat des Königtums im deutschen Reiche wiederzugründen, liegt auf der Hand. Der Gedanke daran hat allerdings seine lebhafte Phantasie eine Zeitlang beschäftigt; er hoffte, dazu an den Städten eine sichere Stütze zu finden, die sie ihm doch eigentlich nicht gewährt haben. Im Kampfe gegen die Hussiten machte er dann einen Versuch, dem Reiche wenigstens eine bessere Kriegsverfassung zu geben. Die Kurfürsten haben 1421 den Beschluß dazu gefaßt, 1422 ist eine Matrikel dafür entworfen worden. Allein daß darum die Einheit der Nation wieder mehr im Königtum repräsentiert gewesen wäre, dürfte man doch nicht annehmen: Sigismund selbst ist in seinen späteren Jahren im Reiche außerhalb seiner Erblande nur selten erschienen. Seine Bedeutung für Deutschland liegt weit mehr auf einem anderen Gebiete, dem dynastisch-territorialen.

Sigismund hatte keinen Sohn, aber der Erzherzog Albrecht von Österreich war sein Eidam. Der sterbende Kaiser empfahl den Ungarn und Böhmen, diesen zu wählen, weil dies die beste Vereinigung gegen die damals bedrohlich heranrückenden Türken bilden werde. Das geschah zwar nicht sofort in dauerhafter Weise, erfüllte sich aber doch zuguterletzt. Man halte dazu alsbald eine andere luxemburgische Gründung am entgegengesetzten Ende des Reiches. Karl IV. hatte auch in den Niederlanden eine große Hausmacht zu stiften beabsichtigt: durch die Verbindung von Brabant, der Mark Antwerpen und Limburg mit Luxemburg. Hier hat dann das Haus Burgund

diesen Gedanken aufgegriffen und ausgeführt. Auf der Verbindung von Burgund und Österreich aber beruht die ganze spätere Geschichte des Reiches in den ersten modernen Jahrhunderten. Noch weiter: mit bewußter Absicht hat Sigismund die hohenzollerisch-brandenburgische Macht gestiftet. Unfähig, das Land zu regieren, wie es regiert werden mußte, hat er es dem tapferen Burggrafen Friedrich von Hohenzollern übertragen; so daß aus der Territorialgewalt dieses Kaisers sowohl Österreich unter den Habsburgern, denen es sonst doch nicht gelungen wäre zu einer Stellung ersten Ranges zu gelangen, als auf der anderen Seite Brandenburg, indirekt Preußen, hervorgegangen sind. Keine unbedeutenden Gestalten diese Luxemburger: der Friedensstifter Heinrich VII.; Karl IV., der Schöpfer der goldenen Bulle; Wenzel, der die hussitische Bewegung entfesselt; Sigismund, der das Schisma beilegt und den deutschen Großmächten der Zukunft die Wege weist — mehr, als andere Gestalten des Übergangs, aber durch und durch welthistorisch.

Siebentes Kapitel.

Das deutsche Städtewesen.

So hatte die Verfassung in Deutschland unter dem wiederhergestellten Königtum zugleich die Gestalt einer Aristokratie angenommen. Jene Magnaten und Priester, welche einst durch Karl den Großen begründet waren, hatten jetzt einen größen Anteil an der Gewalt. Es geschah durch eine allgemeine Autonomie; diese Autonomie behauptete sich jedoch auch im Besitze gemeinschaftlicher Rechte: sie stellte sich dar als Korporation. Neben Königtum und Fürstentum erschien nun aber noch ein dritter Stand, der nicht minder eigentümlich emporstrebte.

Der antike Staat ist von dem Begriff der Stadt ausgegangen; Land und Stadt waren Eins. Das römische Reich ist gegründet worden, indem eine Stadt die andere überwältigte. Dagegen war der germanische Staat auf Grundeigentum und Landbau gegründet; auf diesen beruht das ganze Lehnssystem. Wie ja das romanische Leben überhaupt von dem germanischen überwältigt ward, so dauerte es lange, ehe das städtische Wesen wieder emporkommen konnte. Nun aber beruht der Staat der neueren Zeiten zugleich auf den Institutionen der Kirche, welche sich zwar dem Lehnssystem vollkommen anschlossen, aber für sich doch auch das Bedürfnis städtischer Ansiedelungen erhielten: die Bischöfe mußten in Städten wohnen. Ebenso erhielt sich die Idee des Imperiums: auch die Kaiser und Könige hielten ihre Pfalzen in den vorgefundenen Städten aufrecht. An diese beiden Institute der Pfalz und der Kirche hat sich die Erhaltung der ältesten Städte

angeschlossen: Trier, Mainz, Köln, Straßburg, Regensburg, Augsburg beruhen auf beiden Momenten. Die Gründung dieser Städte ging also vor sich: durch die erste Eroberung über die Römer selbst, durch die Ausbreitung der Bistümer und Kirchen, durch die allgemeine Kolonisation, Kultur und Bewaffnung. Wir haben gesehen, daß dies ein Moment des europäischen Lebens war, dem sich die Hohenstaufen in Italien vergeblich widersetzten.

In Deutschland bildeten sich die Städte aus durch Exemtion von der Grafschaft, die Immunität, unter dem Schutz ihrer Ortsheiligen, durch das Weichbildrecht. Man unterscheidet drei Epochen: einmal die Ausbildung des Weichbildrechts, wo der Immunitätsherr Gerichtsbarkeit und Privilegien besitzt, das Recht ein Hofrecht ist; etwa bis zum Jahre 1100 — sodann die Bildung eines Rats, der mit der Herrschaft um ihre Rechte kämpft, aber ganz aristokratisch ist; — endlich das Eindringen der Zünfte. Man ersieht übrigens aus den Urkunden sehr gut, wie der Bischof die Immunität erst nach und nach erworben hat. Einzelne Städte kamen lediglich als Palatialstädte auf, z. B. Frankfurt, Nürnberg, Ulm. Von den bischöflichen Städten, welche neu gegründet wurden, kamen besonders diejenigen empor, welche zugleich Pfalzen hatten, z. B. Magdeburg. Die Städte waren also Sammelplätze des kirchlichen oder auch des staatlichen Lebens. Die Notwendigkeit der Befestigung hatte wenig Einfluß, da ja fremde Einfälle oder innere Kriege wenig besorgt zu werden brauchten, so lange das Reich in seiner Fülle stand. In den Städten bildete sich nun eine doppelte Gemeinde, die eine, welche die Immunität genoß und aus den Hintersassen des Bischofs und der Kirche bestand; sie war der Gerichtsbarkeit des Reiches nur mittelbar unterworfen — und die andere, die unter den kaiserlichen Beamten stand. So verhielt sich das in den karolingischen Zeiten.

Nun aber geschah, daß die Bischöfe die fiskalischen Nutzungen erwarben, Zoll, Münze, Gerichtsgefälle. Sie bekamen dadurch ein solches Übergewicht über die Palatialgemeinde, daß diese mit der Immunität geradezu verschmolz und der bischöfliche Richter hie und da der allgemeine städtische Richter wurde. Unter den Ottonen war dies die Regel. An den meisten Orten bestand aber eine unabhängige Gerichtsbarkeit unter dem königlichen Richter, welcher als Burggraf, Markgraf erschien. Der Zweck der Bischöfe, der auch an vielen Orten erreicht wurde, war, diese ihres Einflusses zu entkleiden und die Gemeinde sich ganz und gar zu unterwerfen. Das geschah z. B. in Augsburg, Straßburg; anderswo, wie in Regensburg, erhielt sich der Burggraf unabhängig. Wie die Unterordnung geschehen, darüber ist unter den Gelehrten viel Streit. Nach Eichhorn unterwarfen sich die Freien dem Gericht der Unfreien, nach Arnold wurden die Unfreien vielmehr dem Gerichte der Freien beigesellt. Ich teile lieber die letztere Meinung, da die ganze Autorität des Bistums zugleich eine kaiserliche war und der Bischof kaiserlicher Beamter wurde und nichts weiter.

Es fand sich jedoch in diesem Gericht ein Moment altgermanischer Frei-

heit. Die Schöffen — Urteilsfinder — wurden aus den nun vereinigten Ständen zusammengesetzt: den altfreien Bürgern, welche Maurer aus der Markgenossenschaft herleitet und die aus den schöffenbar freien und ritterbürtigen Geschlechtern bestanden, und den Ministerialen. Wo die Verschmelzung weniger entschieden war, hatten jene besondere Bedeutung. Unter der bischöflichen Herrschaft selbst bildeten sich ihr entgegengesetzte Elemente. Sie erhoben sich, als der Streit zwischen Kirche und Staat unter Heinrich IV. ausbrach. Gerade da, wo Bischöfe waren, welche sich dem König besonders widersetzten, z. B. in Worms Adalbert aus Sachsen (1068—1107), in Köln Anno, erhoben sich die Städte zur Unterstützung des Königs. Besonders treu bewies sich ihm Regensburg. Sie zeigten sich sehr eifrig in den letzten Jahren für Heinrich IV.; so waren Köln und Lüttich gesinnt. Da zuerst geschah es, daß die städtischen Gemeinden als ein drittes, plebejisches Element in die öffentlichen Angelegenheiten eingriffen. Damit hängt sehr gut zusammen, daß sie an dem Erbrecht der Salier festhielten und von Anfang an für die Hohenstaufen waren. Es versteht sich ja, daß ein mächtiger Kaiser besser für sie war, als die lokalen Gewalthaber. An ihrer Spitze bildeten sich überall mächtige Geschlechter aus, welche zwischen Kaiser und Bischof vermitteln und die politische Bewegung dieser entstehenden Körperschaften leiten. Die Kaiser gaben ihnen bedeutende Privilegien, von denen das wichtigste das Friedrichs I. für Worms von 1156 ist. Er gewährt ihnen Stadträte: Räte und Richter aus der Stadt, die euch beschützen sollen.

Unter dem Schutze des Kaisertums entwickeln sich also die städtischen Gemeinden. Sie stellen die alte Freiheit in ihren Mauern dar. Von Abgaben und Beden hatten sie sich emancipiert. Es gelang ihnen nun nach und nach, ihre Rechte zu erweitern; sie erlangen die innere Polizei und die Verwaltung ihrer Gemeindegüter vollständig, ferner die Gerichtsbarkeit, anfangs nur die Teilnahme durch das Institut der Schöffen, allmählich aber auch die vogteilichen Rechte, ferner die Regalien, nämlich Zölle und Münze, endlich allgemeine Rechte, auf denen ihr Umsichgreifen, ihr Emporkommen hauptsächlich beruht, das Recht des Stapels, kraft dessen alle Waren, die das Gebiet der Stadt berührten, angehalten werden konnten, welches dahin führte, daß allmählich aller Handel und alles Gewerbe in die Städte gebannt wurde. Die meisten von diesen Rechten aber mußten sie sich erkämpfen, und das geschah nicht ohne die größten Schwierigkeiten. Denn auch in Deutschland waren die späteren Hohenstaufen gegen die Städte. Sie ließen sich von den Bischöfen dafür gewinnen, den Städten alle Autonomie abzusprechen. Besonders war diesen Friedrichs II. Edikt von Ravenna (1232) höchst verderblich. In demselben wurden alle Räte und Gemeinden kassiert Den Erzbischöfen und Bischöfen sollten alle ihre verlorenen Rechte zurückgegeben werden. Später aber finden wir Beispiele, daß die Staufer doch wieder, wenn die Bischöfe von ihnen abfielen, den Städten ihre früheren Rechte zurückgaben, z. B. Friedrich II. an Regensburg im Jahre 1245. Wenn dies

Herrscherhaus zuletzt bei den Städten Begünstigung findet, so geschah das auch deshalb, weil die Bischöfe seine Gegner waren.

Auch in Deutschland suchten sich nun die Städte, jede für sich allein zu schwach, schon im 13. Jahrhundert wie in Italien durch Bündnisse zu verstärken. Je mehr die höchste Gewalt zerfiel, desto notwendiger war dies. Eine der ersten dieser Vereinigungen ist der rheinische Bund von 1254—56, hauptsächlich durch Walpot von Mainz gegründet, erst unter Wilhelms von Holland Schutz, der den Verbündeten gewisse Richter anwies, dann auch allein: da wir keinen König mehr haben, nahmen wir darauf Bedacht, daß jegliche Stadt sich nach Vermögen rüste und überdies Söldner und Schützen halte, mit denen wir im Notfall einander augenblicklich zu Hülfe kommen können. Worms schreibt die oberen, Mainz die unteren Städte aus. Ähnliche Bündnisse finden wir nun auch in Niederdeutschland: zwischen Braunschweig und Stade 1248, zwischen Köln und Bremen, und am merkwürdigsten — weil es als die Grundlage der Hansa angesehen werden kann — das Bündnis zwischen Hamburg und Lübeck von 1241, zu dem Zwecke geschlossen, den Weg zwischen beiden Städten, auch das benachbarte Meer freizuhalten. Diese Verbindungen gaben den Städten eine starke politische Bedeutung. Rudolf von Habsburg hatte sie in einem großen Teil des Reiches für sich, Adolf von Nassau suchte sich ganz auf sie zu stützen. Bald suchte auch Albrecht von Österreich ihre Hülfe, z. B. in seinem Kampfe gegen die rheinischen Erzbischöfe, indem er ihnen den Fluß freimachte.

Die Verfassung aller dieser Städte war nun aber noch immer aristokratisch, d. h. die Rechte im Besitz einer wesentlich aristokratischen Gemeinde. Ursprünglich war ohne Zweifel der Stand der Ritter in den Städten fast so bedeutend wie in den bischöflichen Territorien überhaupt. Die Ministerialen oder Dienstmannen, ursprünglich unfreie Elemente, die sich allmählich mit Freien in gleicher Waffenehre vereinigten, verwalteten Zoll und Münze, Einkünfte und Gericht, und saßen im Rate des Bischofs. Nun liegt aber in dem Emporkommen eines städtischen Gemeinwesens im Gegensatz gegen den Bischof, dessen Diener jene doch waren, und der alles durch strenge Gesetze zusammenhielt, eine Notwendigkeit der Trennung. Die Ritter wollten sich den städtischen Ordnungen selbst dann nicht fügen, wenn sie etwa von dem Bischof ausgingen. Sie leisteten auf alle bürgerlichen Gewerbe Verzicht und zogen sich nach dem Lande zurück.

In den Städten blieben aber, mit ihnen nahe verwandt, die Patricier oder Geschlechter, welche Landbesitz und bürgerliches Gewerbe verbanden, Lehen besaßen und zugleich ein Mundium über die anderen Stände ausübten. Sie waren die Altfreien und wurden nun Herren der Stadt; sie waren die Bürger in eminentem Sinne. Sie hatten den Handel in den Händen, trieben aber kein anderes Gewerbe und standen später auch vom Handel ab, der jedoch ihren Reichtum begründet hat und damit auch ihre Belehnung. Wer Handel trieb, aber kein Grundvermögen hatte, erscheint als Mercator. Bei dem Umsichgreifen der Landes- und Grundherren haben sich Maurer zufolge die

Geschlechter zunftartig abgeschlossen. So finden wir in Köln die Richerzecheit, Vereinigung der Mächtigen, wie Eichhorn es auslegt, oder schlechtweg der Reichen, die dann, wie es scheint, wieder mehrere Klassen unter sich hatten, von denen eine die Schöffenbrüderschaft war: so in Mainz die Alten vom Tiergarten, so genannt von ihrem Versammlungsort; in Speier und anderen Städten die Hausgenossen, was eine doppelte Bedeutung hat: Teilhaber am Gildehaus, Stadthaus und zugleich die, welche das Recht der Münze haben. In Straßburg finden wir die Stubengenossen; es waren vier Trinkstuben, von denen die zum Hohensteg, an deren Spitze die Zorne, und die zum Mühlenstein, an deren Spitze die Mühlenheim standen, besonders hervorragten; das waren die beiden großen Faktionen, in die die Stadt zerfiel. In Frankfurt hatten diese Stubengesellschaften z. B. die Besetzung der beiden oberen Bänke des Rates, der Schöffen- und der eigentlichen Ratsbank. Daher ist es gekommen, daß eine von diesen Gesellschaften, die Ganerben zur Altlimpurg, noch im Jahre 1816 ihre Ansprüche bei dem Bundestag darauf gegründet hat. Eine ähnliche Rolle spielte in Lübeck die Cirkelergesellschaft oder Junkercompagnie. Diese Geschlechter erscheinen als die eigentlichen Grundbesitzer in den Städten. Maurer sieht infolge dessen in ihnen die alte Stadtmarkgemeinde. Sie bildeten unter einander eine Art von Familienverbindung, genannt die Freundschaft, wie sie denn in Erfurt als die Gefreundeten der Stadt erscheinen.

Schon hierdurch breitete sich nun die Teilnahme an dem öffentlichen Leben ungemein weit aus. Da die Herrschaft doch nicht ganz exklusiv sein konnte, so trat die Erhebung eines plebejischen Elementes, die wir bezeichneten, eben hierdurch ein. Den Geschlechtern zur Seite erscheinen nämlich die Beisassen, d. h. alle die, welche in die Städte ziehen, ohne an dem Eigentum der Markgenossenschaft Anteil zu haben; sie erscheinen als Einwohner ohne Erbgut, als geringere Bürger. Sie waren Schutzverwandte und bildeten im Gegensatz zu den Vollbürgern die Gemeine. Das eigentümliche Verhältnis ist nun, daß sich diese Beisassen wieder in Genossenschaften zusammenthaten, nach ihren Beschäftigungen. Die deutschen Zünfte kann man nicht mit den altrömischen vergleichen, welche erblich geschlossen waren; die deutschen entsprangen aus der Hofverfassung. Ihre Mitglieder waren wie an den Höfen, so auch in den Städten zunächst Hofdiener: Schiffer und Fischer am Rhein, aber auch Zimmerleute und Sattler in Straßburg. Man hat angenommen, daß sie alle hörig gewesen seien; das erweist sich aber nicht als richtig. Vielmehr waren unter ihnen auch viele von Anfang an freie Leute; sonst hätte sie Karl der Große nicht in die Villen zu ziehen einladen können.

Schon im karolingischen Zeitalter findet man Spuren solcher Zünfte. Im 12. und 13. Jahrhundert ist das Institut bereits sehr ausgebildet. Im Jahre 1106 finden wir die Fischerinnung in Worms erblich, in Magdeburg in den Privilegien des Erzbischofs Wichmann fast die heutigen Innungen (1154—92). Schon üben sie hie und da Zwangsrechte aus. Es ist eine

erbliche Organisation der Arbeit. Allenthalben finden sie Widerstand in den oberen Gewalten, bei den Kaisern, den Bischöfen, ihrem Rat, z. B. in Worms 1233, in Erfurt 1260, in Wien 1278. Aber was vermögen Verbote gegen eine sich mit Gewalt durchsetzende, mit dem allgemeinen Geiste verbündete Tendenz? Allmählich setzten sich Zünfte und Kaufmannsgilden überall in Besitz. Sowie die Gewerbe, dergestalt vereinigt, in sich selbständig regiert wurden, machten sie einen so bedeutenden Teil des städtischen Gemeinwesens aus, daß sie nicht mehr Lust hatten, sich der Herrschaft der Hausgenossen, der alten Geschlechter, zu fügen. Sie erstanden allenthalben infolge des regen Verkehrs, den die Kreuzzüge hervorriefen, wie Maurer annimmt. Sie hatten schon das Recht der freien Wahl ihrer Zunftmeister, zu denen sie zuweilen auch Auswärtige wählten, und erwarben ihre besonderen Rechte; sie hatten ihre Wappen und Siegel, ihre eigenen Heiligen. Sie waren gleichsam künstliche Familien der Handwerker. Die Gildebrüder haben für das Seelenheil ihrer Angehörigen zu beten; sie sind waffenfähig und verpflichtet, der Obrigkeit Waffendienste zu leisten. Man hat die Entstehung der Gilden öfter als eine Einrichtung von oben her betrachtet, etwa nach dem Muster der römischen Markteinrichtungen, oder von den Bischöfen; allein ich stimme der Meinung bei, daß der allgemeine Korporationsgeist sie hervorbrachte, wie besonders noch Wilda nachgewiesen hat.

Da nun aber die Städte die geistlichen Obrigkeiten von sich abschüttelten, in deren Namen doch oft die Schöffen die Verwaltung führen, so folgte natürlich, daß man auch ihnen nicht immer so geradezu zu gehorchen geneigt war. Zwischen den Geschlechtern und den dergestalt organisierten Zünften, welche die Gemeine bildeten, kam es zu Reibungen, welche u. a. auch daher entsprangen, daß die Geschlechter es oft an der Bezahlung für gelieferte Arbeit mangeln ließen. Die Zünfte fangen an, auf ihre Aufnahme in den Rat zu dringen. Hie und da setzen sie es in Güte durch, z. B. in Speier, welches überhaupt eine der ersten Städte ist, in denen sich die Änderung vollzog. Es ward eine Ordnung gemacht, daß ewig 24 Bürger den Rat bilden sollen, 11 vom Adel und den Hausgenossen, 13 von den Zünften. In Freiburg setzten sich 1248 den 24 bestehenden Ratmannen 24 andere zur Seite, ohne welche jene nichts machen können. An anderen Orten aber geschah es durch Befehl, z. B. durch Kaiser Ludwig in Hagenau 1324, wo 24 Schöffen aus den Handwerkern zu den 12 alten traten, in Hanau 1332, in Schwäbisch Hall 1340. Hierüber kam es dann zu einer Reaktion des Stadtadels; in Speier wurde der Rat 1327 gezwungen, seine Rechte fahren zu lassen; er bestand seitdem aus 15 von den Alten, 16 von den Gemeinen.

In Frankfurt waren von jeher Schöffen und Ratmannen aristokratisch; die letzteren hießen Konsuln, Geschworene; die ersteren saßen lebenslänglich und ergänzten sich selbst, die letzteren wurden aus alten Geschlechtern gewählt. Indessen allmählich drangen auch Handwerker ein. Der erste ist 1325 Ratmann und später sogar Bürgermeister geworden. 1358 setzte man fest, daß

die Zünfte immer 6 Mitglieder im Rate haben sollten; endlich aber gewährte man ihnen eine Zunftbank, die ebenfalls 14 Mitglieder zählte wie Schöffen und Ratmannen. An der Spitze aller stand der Schulz. Sigfrid Imhof zahlte die Pfandsumme, um die Kaiser Karl IV. das Amt verpfändet hatte, und löste es ein: so kam es an die Stadt. In Aachen ging es äußerst gewaltsam her. Die Zünfte stellten 1428 einen neuen Rat auf; der alte warb Truppen, eroberte die Stadt und unterwarf den neuaufgestellten Rat. In Nürnberg gab es 1378 neben den altbürgerlichen Geschlechtern acht Zünfte, die in den kleinen Rat kamen, der aus 26 Mitgliedern bestand und dem sich erst 8 Genannte aus den Geschlechtern und jetzt 8 Genannte aus der Gemeine zugesellten. In Augsburg forderten 1368 die Zünfte, an deren Spitze ein Kaufmann stand, indem sie die Thore und Plätze der Stadt bewaffnet in Besitz nahmen, Abdankung des bisherigen Rates. Dieser mußte in der That das Stadtbuch, eine Sammlung aller städtischen Gesetze, den Schlüssel zur Sturmglocke und das Siegel abtreten, setzte aber den Beschluß durch, sich erst bei den übrigen Städten zu erkundigen, wodurch sie belehrt wurden, daß die Zünfte nirgends eigentlich herrschten; diese begnügten sich dann mit einer anderen Einrichtung, bei der sie jedoch das Übergewicht hatten. In Bezug auf Straßburg heißt es bei Königshofen, daß das Regiment bei den Edlen, den städtischen Junkern war. Die Zorn und Mühlenheim behielten hier lange die Oberhand; doch errangen auch hier später die Zünfte im Kampf gegen die Hausgenossen den Sieg und drangen in den Rat ein.

Sehr bezeichnend ist der Kampf in Köln. Hier verlangten die Zünfte zuerst Anteil an der Verwaltung der Stadtkasse. Dann erhoben sich die Wollenweber wegen einer Beraubung kölnischer Kaufleute, welche dem Rate Schuld gegeben wurde; jetzt ward die Richerzecheit abgeschafft und dem alten Rat von 15 aus den Geschlechtern ein weiterer Rat aus der Bürgerschaft zur Seite gesetzt, die dann in einer Art von Gleichgewicht standen. 1332 ward in Mainz ein neuer Rat aus den Zünften gebildet, 22 Personen stark. Hier haben die Zünfte sogar einmal den Anspruch erhoben, daß die Geschlechter sich auflösen und in die Zünfte treten sollten. Ähnliches geschah dann 1334 in Zürich, 1339 in Hall, 1341 in Konstanz, 1345 in Lindau. Es waren häufig Faktionen des Adels, welche Anlaß gaben, z. B. in Straßburg der Mühlenheime und Zorne, in Köln, wo sich die Bewegung 1369 durchsetzte, die der Overstolzen und der Weißen. Hie und da ward eine völlig monarchische Gewalt gebildet, z. B. in Zürich, wo Rudolf Brun, dessen wir bereits gedachten, ein auf die Demokratie gegründetes Regiment führte und sich auch wieder den großen Einfluß der Geschlechter im Jahr 1350 behauptete. Vielleicht läßt sich nachweisen, daß auch in den niederdeutschen Städten das allmähliche Eindringen der Kaufmannsgilden in den Rat während des 14. Jahrhunderts eine im großen und ganzen ähnliche Veränderung hervorbrachte.

Genug, allenthalben erlangten die Zünfte mehr oder weniger Anteil am

Stadtregiment, wenn auch nie vollkommene Gleichheit; als Meister, nicht als Ratsherren, sondern als „des Rates“ treten sie auf. Aus den Zünften erhob sich der Oberzunftmeister oder Ammeister, aus den Altbürgern doch noch über ihm der Bürgermeister. Die Zünfte stellen das demokratische Prinzip daher nur unvollkommen dar. Die meisten städtischen Verfassungen behalten vielmehr eine Tendenz zur Oligarchie oder kehren doch zu einer solchen zurück. Dennoch bleibt es wahr, daß ein den anderen Lebenselementen entgegengesetztes Prinzip hier in das öffentliche Leben eindrang. Die Vereinigung mit den Zünften diente natürlich vor allem dazu, den Resten der bischöflichen Herrschaft ein Ende zu machen. Da nun diese Bewegungen immer durch innere Stürme veranlaßt und befördert und dann durch eigene Verträge geschlichtet wurden, so erschien eine außerordentliche Mannigfaltigkeit von Verfassungen. Es liegt am Tage, daß eine so mächtige, so gewaltige Veränderung auch in der politischen Stellung der Städte hervortreten mußte.

Wahrscheinlich ist es mir sehr, und es wäre ein wichtiges Moment, daß die Gründung des Einflusses der Zünfte in allen Städten, die sich während der letzten Zeit Ludwigs des Bayern vollzog, damit zusammenhinge, daß die Gegner dieses Kaisers unter den Priestern, die von dem Papst eingesetzten Geistlichen, aus den Städten verjagt wurden. Geschah das etwa zugleich durch die Begründung des neuen Regiments? Jedenfalls haben die Minoriten, die für den Kaiser waren, von Haus aus ein nahes Verhältnis zu den niederen Klassen der städtischen Bevölkerung gehabt. So viel ist klar, daß Ludwig der Bayer in seiner Opposition gegen den Papst an den Städten eine vorzügliche Stütze fand. Man sieht, was es besagen will, wenn er ihre Abgeordneten auch zum Reichstage beruft. Statt sich jedoch hier wie in England mit dem niederen Adel zu einem Unterhaus zu vereinigen, tritt das Bürgertum in Deutschland vielmehr in den heftigsten Gegensatz gegen Fürsten und Ritter, welcher eher an die gleichzeitigen Vorgänge in Frankreich anklingt. In vielen Städten sind die Geschlechter ausgewandert, wodurch die Kontraste und Konflikte zwischen drin und draußen noch verschärft wurden. Auf beiden Seiten vereinigte man sich in immer weiteren Kreisen: den großen Städtebündnissen traten fürstliche Verbindungen und Rittergesellschaften gegenüber.

Um das Jahr 1380 vereinigten sich nach und nach die drei im oberen Deutschland bestehenden Städtebünde zu einem einzigen: die, so den Bund halten bei dem Rhein, in Schwaben und in Franken. Im Jahre 1381 traten 43 große Städte zu einem Städtetag in Speier zusammen. Sie versprachen, einander binnen 14 Tagen Hülfe zu leisten. Unter den Rittergeschlechtern dagegen waren die zum Löwen die ausgezeichnetsten. Die Grafen von Württemberg ließen sich schon ungefähr 1378 bewegen, in diese Gesellschaft einzutreten. Fürsten wie Graf Eberhard der Greiner, d. h. der Zänker — auch der Rauschebart genannt — konnten nicht leiden, daß ihre armen Leute in die Städte gingen, um da als Reichsbürger eine Rolle zu spielen,

daß ihnen selbst das städtische Gebiet eine unübersteigliche Schranke zog, daß die Städte oft keine Steuern in dem fürstlichen Gebiet zahlen wollten. Eberhard erwarb sich die königlichen Ansprüche auf die Städtesteuern, welche er dann mit der Härte eines Pächters eintrieb. Er versperrte den Gütern der Klöster, von denen die Städte meistens lebten, den Weg. Unaufhörlich wurde Friede geschlossen, unaufhörlich gab es Krieg. 1377 wurde Eberhards Sohn, der junge Graf Ulrich, von den Bürgern bei Reutlingen vollkommen geschlagen: der Vater wollte mit dem Knaben, wie er ihn nennt, nicht mehr von einem Tischtuch essen. Indessen war auch der ritterliche Adel keineswegs immer mit den Fürsten vereinigt; er that sich in besonderen Genossenschaften zusammen, um seine Interessen gelegentlich auch gegen jene zu verfechten. Die der Schlegler hätte den alten Grafen Eberhard um 1370 beinahe im Wildbad gefangen genommen; er konnte sich dann nicht rächen, wie er wünschte, da andere Fürsten mit ihnen im Bunde waren.

Zuweilen versuchte man nun beide Parteien, Adel und Städte, in einem einzigen Landfrieden zu vereinigen. Im Jahre 1383 brachte König Wenzel einen Landfrieden zustande, in welchem ganz Deutschland in vier Gruppen geschieden wurde, welche unter einander Frieden halten sollten. Im Jahre 1384 wurden die Städte zum Beitritt vermocht. Denn darin liegt der Unterschied, daß die früheren Kaiser den Landfrieden durch ihre Reichsbeamten geübt hatten, jetzt aber eine allgemeine Beistimmung dazu notwendig war. Es war ein Gedanke Eberhards des Greiners. Die Ausführung gelang mit Hülfe des Pfalzgrafen Ruprecht, nicht auf Befehl des Kaisers. Jede Stadt namentlich verschreibt sich gegen jeden Fürsten namentlich, mit ihm im Bündnis zu sein. Da aber keine vorwaltende Obmacht vorhanden war so führten die Verhältnisse notwendig zu immer neuen Kriegen. Ohne Zweifel der wichtigste von allen ist der von 1386—89.

Den ersten Anlaß bot die neu aufstrebende Macht von Österreich. Österreich erwarb 1363 Tirol, 1367 Breisgau und Vorarlberg. Dadurch kam es mit seinen schwäbischen und schweizerischen Besitzungen in unmittelbare Verbindung. Jetzt fiel ihm in der Mitte von Schwaben Hohenburg zu, und zugleich ließ sich Wenzel bewegen, die Landvogtei in Ober- und Niederschwaben, auch mehrere Reichsstädte geradezu an Österreich zu verpfänden. Hierdurch bekam Österreich für alle Städte in Schwaben und der Schweiz neue Bedeutung und Gefahr. Wie natürlich, da Österreich zugleich in alter Feindseligkeit mit der Schweiz verharrte, daß die schwäbischen Städte nun den Bund mit der Schweiz suchten! Im Jahre 1385 ließen sich die schweizerischen Städte, Zürich, Bern und Zug, sowie Solothurn in einen Bund mit den schwäbischen Städten ein. Dieser Bund kam dem Herzog doch wohl zu furchbar vor. Auch ließen sich die Späne noch vertragen. Es kam fürs erste zu einer Abkunft mit den schwäbischen Städten, die der Herzog auch schon deshalb wünschte, um freie Hand gegen die Schweiz zu behalten, mit der er in tausend Zerwürfnissen lebte.

Die vier Waldstätte hatten sich abgesondert. Sie hatten ihre besondere Sache. Die Herzöge von Österreich verstanden es auch, diesen Gegensatz geltend zu machen. Im Jahre 1386 kam es mit den Waldstätten zu einem vollkommenen Bruch, ohne daß die Städte daran Anteil genommen hätten. Der Streit knüpft sich wohl daran, daß die Luzerner die Entlibucher, welche von Leopold III. gedrückt wurden, in ihr Bürgerrecht aufnahmen und gegen den Pfandinhaber schützen wollten. Dem gesamten Adel schien dies ein unverzeihliches Attentat. Leopold hatte Entlibuch einem seiner Ritter verpfändet. Dieser war es, der dort große Gewaltsamkeiten ausübte, z. B. die Landsteuer willkürlich erhöhte und die Einwohner in eine Kirche einschloß, bis sie sich zur Bewilligung verstanden. Die Luzerner fanden dann wieder in den drei Ländern Schutz. Entlibuch und Rotenburg waren der eigentliche Anlaß des Sempacher Krieges. Bern fühlte sich dem Herzoge und den städtischen Bünden zur Zeit noch näher, es versagte den Schweizern seine Hülfe. Hierauf griff alles zu den Waffen. Innerhalb weniger Wochen wurden den Luzernern und den Waldstätten von 167 geistlichen und weltlichen Herren 53 Fehden angesagt.

Bei Sempach kam es zur Schlacht, am 9. Juli 1386. Die Ritter waren abgesessen und gingen in dichten Scharen vorwärts. Die Eidgenossen drangen aus dem Holz hervor und sahen sie anrücken. Sie warfen sich nieder zum Gebet, aber indem die Ritter noch zweifelten, ob das Volk nicht damit seine Unterwerfung ausspreche, waren sie wieder aufgestanden und stürzten in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei auf sie her. Die Ritter bildeten eine undurchdringliche Mauer; man konnte nichts gegen sie ausrichten. Da rief Arnold Winkelried, wie man erzählt, seinen Eidgenossen zu: ich will euch eine Gasse machen! und, wie Johannes Müller sehr schön erzählt, „umschlug mit seinem Arme einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fallen sie mit sich auf den Boden". Über seinen Leichnam drangen die Eidgenossen in die geschlossene Schar. Die Ritter waren nicht minder tapfer; Herzog Leopold erhob selbst das schon gesunkene Banner zum zweiten Male. Aber der Mut der Bauern siegte. Herzog Leopold selbst kam um, über 600 Ritter mit ihm. Ebenso mißlangen die späteren Unternehmungen. Diese Eidgenossen nahmen eine unangreifbare, gewaltige Stellung ein. In kurzem bequemte sich dann das Haus Österreich zu einem Vertrag, in welchem die Schweizer ihre Unabhängigkeit behaupteten.

Nun hatten zwar die Städte hieran keinen Anteil genommen; aber es war schon dadurch auch ihr Vorteil, daß der Tod Leopolds sie von einer gefährlichen Pfandschaft befreit hatte. Jetzt faßte sogar der römische König Wenzel den Gedanken, sich an sie anzuschließen. Er verband sich mit ihnen wider den Gegenpapst Clemens, gab ihnen Reichslandvögte von geringerer Herkunft, die ihnen wenig schaden konnten, und ohne Pfandschaft, bestätigte ihre Freiheiten und versprach, ihren Bund nimmermehr abzuthun all sein Leben lang (März 1387). Sie versprachen dafür, ihn zu verteidigen. Einer der

wichtigsten Momente der städtischen Entwickelung. Endlich war der König geradezu mit den Städten wider die sich erhebende Fürstenmacht verbündet. Wenn man sich gefragt hat, warum er sich nicht zugleich mit der Hansa verbündete, die damals vielleicht noch mächtiger war, so liegt der Grund wohl vor allem darin, daß er dort keine Ansprüche, keine Landvogteien, auch keine Streitigkeiten mit den Fürsten hatte. Allein auch der Hansa hätte das Emporkommen der oberen Städte zu ungemeinem Vorteile gereichen müssen.

So viel ich urteilen kann, war es ein gewisser Trotz der Städte auf diese glückliche Lage der Dinge, daß sie jetzt, obwohl das im Grunde gegen ihre Natur ist, eine Fehde begannen. Der Herzog Friedrich von Bayern hatte ihren Verbündeten, Erzbischof Pilgrim von Salzburg, gefangen genommen; auch hatte er Güter von ihnen niedergeworfen. Aber der Erzbischof war herausgegeben, über die Güter war Vermittlung getroffen; dennoch gaben die Städte sich nicht zufrieden, sondern fingen die Fehde an. Sie hielten 1388 einen Bundestag zu Ulm und ließen ihre Fehdebriefe gegen die bayrischen Herzöge ergehen. Unter Anführung des Grafen von Helfenstein machten sie einen Einbruch in Bayern. Schlösser wurden genommen, Dörfer verbrannt; in Württemberg, das mit Bayern verbündet war, wurden selbst die Weinstöcke nicht geschont. Hierauf kam es zu einem allgemeinen Bund zwischen Fürsten und Rittern, welche in Gesellschaften vereinigt waren. Die Fürsten und Ritter waren die stärkeren. Endlich bei Döffingen in der Nähe von Weil trafen sich die nach verschiedenen Richtungen hin verheerend schweifenden Haufen. Die schwäbischen und fränkischen Städte wurden hier völlig geschlagen (23. August 1388). Ein Charakterzug Eberhards des Greiners in dieser Schlacht ist, daß er, als sein Sohn fällt, seinen Leuten zuruft, sich darum nicht zu kümmern, sondern zu fechten. Eberhard hatte schon große Verluste erlitten, und es stand schlecht: als er Zuzug bekam. Einer jener Schlegler, Wunnenstein, hatte ihm seine Hülfe angetragen, er sie ausgeschlagen. Jener traf noch gerade im rechten Moment ein und fiel wie ein Hagel über die Feinde. Eberhard lud den alten Feind jetzt zur Freundschaft ein. Es steht in alten Rechten, antwortetete dieser und plünderte das nächste Dorf.

Auch die rheinischen Städte erlitten durch Ruprecht von der Pfalz bei Worms eine Niederlage, die wetterauischen wurden bei Frankfurt geschlagen. Doch waren diese Schlachten der Natur der Sache nach nicht entscheidend. In Königshofens elsässischer Chronik kann man lesen, wie hierauf nicht allein die Badener das Straßburger Land, sondern auch die Straßburger das Badener Land verwüsten. Auch die Pfälzer drangen ins Straßburgische ein, die Sturmglocke läutete, vor dem Münster versammelten sich die Handwerker, die Söldner gingen den Feinden entgegen. Die Pfälzischen boten Tag und Ort einer Schlacht an, wie in dem alten Deutschland die Stämme so oft gethan haben mögen; jedoch die Straßburger wollten nur dann erscheinen, wenn auch die anderen zu Fuß schlagen wollten. Und so allerwärts. Nürn-

berger und Eßlinger sind im Vorteil. Die Augsburger geraten mit ihrem eigenen Bischof in Fehde, und beide Teile beschädigen sich. Die Frankfurter werden von dem Kronenberg zurückgetrieben. Entschieden behielt kein Teil den Platz. Der deutlichste Erfolg war, daß Bayern, Schwaben und Elsaß auf unerhörte Art verwüstet wurden. Im Elsaß sind 200 Dörfer verbrannt oder gebrandschatzt worden. Oft traf man meilenweit kein Dorf mehr. Der Handel lag völlig danieder. Die große Landstraße nach den Niederlanden verwuchs mit Gras und Disteln. Es leuchtet ein, daß hiebei der größte Schade doch auf der Seite der Städte war, eben weil aller Verkehr aufhörte.

Wenzel hatte Hülfe von den Städten erwartet; er war viel zu schwach, um selbst zu helfen. Er hielt nun selbst nicht mehr an dem Bunde mit den Städten fest, verbot vielmehr von Eger aus die Städtebündnisse, die er niemals aufheben zu wollen versprochen hatte: der gemeine Bund gemeiner Städte soll ab sein, und sie sollen fürbaß keinen mehr machen. Jedoch können wir Fürsten und Adel darum nicht geradezu als Sieger betrachten. Auch die Bündnisse der Fürsten wurden aufgehoben. Es ward ein allgemeiner Landfriedensbund versucht. Es soll ein Gericht besetzt werden mit vier Männern von den Städten, vier von den Fürsten und einem Obmann vonseiten des Königs. Graf Friedrich von Öttingen war der erste Hauptmann des Landfriedens in Schwaben. Die Abschaffung der Bündnisse ward übrigens nicht gerade immer gehalten. An die Hansa zumal ward garnicht gedacht. Aber auch die Städte am Bodensee blieben bei ihrem Bündnis, und an das schweizerische ward nicht gerührt. Jetzt wurden denn die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Fürsten und Städten geschlichtet. Obwohl nun die Städte nicht zu ihrem Ziel gelangten, so haben sie doch durch diese friedlichen Austräge ihre Selbständigkeit eher gemehrt. Die Landvogtei gab Wenzel sogar einem böhmischen Ritter, der sich natürlich noch weniger geltend machen konnte, als ein deutscher. Schon verbanden sich die Fürsten zuweilen wieder gegen die Ritter, z. B. die Schlegler. Im Jahre 1397 ward ein neuer Landfriede gemacht, und fast alle Städte erhielten neue Gerechtigkeiten.

Noch aber gab es neben alledem eine Region, in der sich das deutsche Städtewesen in der großartigsten Weise darstellte und entwickelte. Der Großhandel bedingte für die, welche ihn betrieben, eine eigentümliche Stellung, die sich vornehmlich dadurch dokumentierte, daß sie auswärts eine besondere Repräsentation besaßen. Im Orient und in Italien bildeten sich landsmannschaftliche Genossenschaften der fremden Kaufleute aus in geschlossenen Räumen unter ihren Konsuln. Einen anderen Charakter bekamen die niederdeutschen Niederlassungen im Norden. In London erscheint eine Handelsgesellschaft zuerst unter dem Namen der Hansa bereits im 12. Jahrhundert: die Kaufleute aus Köln, heißt es, haben ihre Hansa. Die übrigen schlossen sich dann an die Kölner an. Schon 1260 erscheint ein Aldermann der deutschen Kaufleute in London; ihr Haus wird als deutscher Hof — später Stahlhof — bezeichnet, der jedoch nur einen Teil der Gesamtniederlassung bildete. Dem

deutschen Aldermann stand ein englischer zur Seite, der für das Schuldenwesen zu sorgen hatte. Ein anderer Hauptplatz des Handelsverkehrs und der Niederlassung war Brügge in Flandern. Neben den flandrischen hatten in Spanien auch die Kaufleute des römischen Reichs ihre Ansiedlung; so auch in Paris. In Wisby auf Gotland bildeten die Deutschen eine eigene Kommunität. Eine andere Ansiedlung, mit den übrigen in enger Verbindung, war zu Bergen in Norwegen. In Oberdeutschland unterscheidet man die Kaufleute, die auf den Straßen und auf dem Wasser fahren, also Import und Export treiben, von den übrigen. Sie sind nicht überall Vollbürger, aber ihre Institute hatten doch den größten Einfluß.

Der eigentliche Bund der Hansa ging hauptsächlich von Lübeck aus. Lübeck, vom Grafen Adolf I. von Holstein gegründet, erweckte früh die Eifersucht Heinrichs des Löwen, der den Handel anfangs nach Bardewiek zu ziehen suchte, später aber die Stadt sich abtreten ließ und ihr eine Verfassung gab, wie sie Soest hatte. Selbständig bildete Lübeck aber das Privatrecht aus, welches unter dem Namen des lübischen so berühmt geworden ist. Die Stadt hatte unter der Anführung ihres Bürgermeisters Alexanders von Soltwedel bei Bornhöved mitgestritten und setzte diese Fehde auch seitdem noch fort. 1234 haben die Lübecker bereits die Dänen zur See geschlagen; sie führten ein erbeutetes Schiff als Siegeszeichen mit sich fort. In kurzem haben sie das Übergewicht, und gar bald plündern sie Kopenhagen. Hierdurch ward Lübeck in der Ostsee außerordentlich mächtig. Es wird eben dadurch ein Mittelpunkt mannigfaltiger und immer wachsender Bedürfnisse. Der erste Vertrag, den man urkundlich kennt, ist der bereits erwähnte zwischen Lübeck und Hamburg von 1241, hauptsächlich darauf berechnet, den Weg zwischen beiden Städten, auch das Meer von der Mündung der Trave bis zur Mündung der Elbe und die Fahrt diesen Strom hinauf auf gemeinschaftliche Kosten in Sicherheit zu halten; denn in dieser Herrschaft über die See liegt gerade die vornehmste Schwierigkeit. Von demselben Jahre findet sich auch ein Freundschaftsbündnis zwischen Lübeck und Soest. 1256 ist diese Art der Verbindung schon sehr weit gediehen. Wir finden einen Vertrag erwähnt, dessen Urkunde indes leider nicht zu finden ist, nach welchem eine Verbindung zwischen den westfälischen Städten und den niedersächsischen Bremen und Stade, ferner Hamburg und Lübeck zu gemeinschaftlicher Hülfsleistung besteht. Die Kolonisation des Ostens entwickelte dann hier eine städtische Verbindung, die bis nach der Düna geht.

Nun hatte sich, wie wir sahen, am Rhein auch Köln zu einem gewissen Seehandel erhoben. Die Kölner fuhren stromab in die Waal und benutzten besonders den Dordrechter Hafen. Wir finden sie auch thätig in dem vortrefflichen Becken von Antwerpen mit seinem zu Handelsgeschäften sehr geeigneten Hafen. Von dem großen Markt zu Brügge hat sich dann ihr Handel nach London ausgebreitet, wo sie eine Niederlage hatten in der Oberthemsestraße, unmittelbar am Fluß. Von 1267 ist eine Urkunde vorhanden, worin

die kölnischen Kaufleute in ihren alten Rechten bestätigt werden. Viele andere deutsche Städte schlossen sich ihnen an. Darauf geschah, daß auch die baltischen Städte in Verkehr mit England traten. Ihre westdeutschen Landsleute suchten sie zu verdrängen trotz eines Privilegs, das sie von Friedrich II. erworben hatten. Allmählich aber setzten sich die Lübecker durch und erhoben sich zu einer eigenen Hansa, die sodann, da sie nicht mehr zu verdrängen war, mit der kölnischen verschmolz. Hansa war der Name für bevorrechtete Handelsgesellschaften; schon die Kölner führten diesen Namen. Nach der Vereinigung entstand die Hansa der Deutschen 1282. In verschiedenen Städten findet man einen Hansegrafen. Was die Handelsgesellschaft vereinigte, waren gemeinschaftliche Privilegien, welche sie sich erwarben, besonders Freiheit der Einfuhr und Ausfuhr nach geringen Zollsätzen und eigene Gerichtsbarkeit, ferner kriegerisches Geleit zu sicherer Warenbeförderung zu Wasser und zu Lande.

Noch im Jahre 1303 wendet sich die deutsche Kaufmannsgilde zu London an einzelne Städte, um irgend eine Maßregel von ihnen auszuwirken. Vom Anfang des 14. Jahrhunderts, unglücklicherweise unbestimmt von welchem Jahre, existiert ein Einladungsschreiben von Lübeck an Osnabrück zu einer Zusammenkunft, um über gewisse Beschwerden, die von Brügge eingelaufen sind, zu entscheiden. Im Jahre 1330 finden wir zuerst in einer Urkunde den Namen Hansestädte, welcher eigentlich die Verbindung jener beiden Richtungen in sich begreift. Erst im Jahre 1358 haben wir einen förmlichen Beschluß mehrerer der vereinigten Städte, in welchem von dem Unrecht die Rede ist, das dem gemeinen Kaufmann von Alemannien zugefügt worden sei und in welchem es ausdrücklich heißt: Städte von der deutschen Hansa.

Diese Städte hatten nun ihre besonderen Gegner an den dänischen Königen. Unter diesen machte besonders Waldemar IV. den Versuch, das dänische Reich herzustellen. Er entledigte sich der fernen Besitzungen, die nahen suchte er zu behaupten oder zu erneuern. So gelang es ihm 1361 Wisby zu erobern. Da aber vereinigten sich die wendischen und pommerschen Städte mit den Königen von Norwegen und Schweden, mit den Herzögen von Mecklenburg und Pommern, indirekt selbst mit den preußischen Städten. Unter der Anführung des Grafen von Holstein und des lübischen Bürgermeisters Wittenberg entrissen sie dem dänischen König Öland und Gotland, sie nahmen den Zoll zu Helsingör ein. Da ihr Freund Albrecht von Mecklenburg 1363 den schwedischen Thron bestieg, so sah sich Waldemar genötigt, ihnen große Handelsfreiheiten zuzugestehen. Diese Kämpfe haben dadurch eine gewisse Ähnlichkeit mit den oberländischen, daß auch Dänemark auf eine Reichssteuer Anspruch machte. Waldemar forderte Karl IV. auf, ihm dazu zu verhelfen, aber die Acht, die der Kaiser endlich wirklich über die Städte aussprach, verhallte wirkungslos. Auch der Papst Urban war für den König, aber ebenso vergeblich. Gerade die Gefahr machte die Städte aufmerksam, wie notwendig ihnen eine nähere Verbindung sei. Alle Städte von Livland,

Ost- und Nordsee entlang bis nach Seeland vereinigten sich. In Köln schlossen sie 1367 ihren Bund.

Sie waren sehr mächtig und hielten gewaltig zusammen. Schon 1369 sah sich König Hakon von Norwegen genötigt, mit Schweden, jenem König Albrecht, den er angegriffen, Frieden zu machen. Nicht minder glücklich ging es ihnen in Dänemark. 1367 eroberten sie außer vielen anderen Plätzen selbst Kopenhagen unter dem lübischen Bürgermeister Warendorp. In Abwesenheit des Königs schlossen die Reichsräte einen Frieden, kraft dessen die Städte mehrere Landstrecken und zwei Drittel der davon herrührenden königlichen Renten empfingen. In der That haben sie bis zum Tode Olafs (1385) die ihnen verpfändeten Schlösser in Besitz behalten. Ein hohes Übergewicht behielten sie auch während der Regierung Margarethas selbst zu Zeiten der skandinavischen Union. Jene kölnische Konföderation, die 1367 geschlossen ward, war die Grundlage der späteren hanseatischen Einrichtungen.

Das Handelsgebiet der Hansa erstreckte sich jetzt von Nowgorod bis nach Lissabon. Sie tauschte die nordischen Erzeugnisse gegen die westlichen aus. Jene waren besonders Holz zum Schiffbau oder auch zum Betäfeln der Wände; die Produkte der Waldungen überhaupt, Pottasche, Pech und Harz, ferner Pelzwerk; dann aber auch von der Niederung Leinsaat, Getreide, geräuchertes Fleisch u. s. w. In Bergen in Norwegen bildeten die Scharen der Kaufleute und Handwerker eine Art Staat im Staate, eine große Macht. In Nowgorod nahmen sie die entfernteste Verbindung bis zu dem wilden Sibirien hin wahr. Auch von Riga aus gelangte man nach Smolensk und zu Schlitten in das innere Rußland. Dagegen brachten sie nun aus Frankreich den Wein von Bourdeaux und Rochelle. Wir finden Schiffe aus Wisby in französischen und englischen Häfen. Der deutsche Orden, der das Recht hatte, Schiffsreederei zu treiben, ward durch den Austausch der westlichen und nördlichen Erzeugnisse reich. Von Danzig führte ein Handelsweg über Thorn, Gnesen und Posen nach Breslau, der hier mit dem anderen System in Verbindung geriet. An der Oder hatten Frankfurt und Landsberg einige sehr unbequeme Vorrechte, die sie dazu benutzten, sich mit jenen Städten auszugleichen. Ähnlich war das Verhältnis zwischen Magdeburg und Hamburg an der Elbe, welche die Gebiete des Harzes umfaßten. Es war eine unermeßlich ausgebreitete Genossenschaft. Der Mittelpunkt des hanseatischen Handels war im 15. Jahrhundert mehr in Schonen als in Lübeck, wohin von der einen Seite die Nowgorodfahrer, von der anderen die Biscayafahrer kamen. Die Hanseaten besorgten Umladung und Austausch. Durch das Schiffsgeld in Schonen machte man zugleich den Sundzoll ab.

Einigen Einfluß auf die Entwickelung der Hansa hatte es freilich, daß die nordischen Kronen sich auf einem Haupte vereinigten. Auch dadurch wirkte das ein, daß es zunächst ein deutscher Fürst, Erich von Pommern, war, der die Krone trug. Bei verschiedenen Feindseligkeiten versagten dann wohl

die germanischen Städte ihre Mitwirkung. Ihrerseits widersetzten sich die Städte dann wieder der Herstellung der vollen Einheit. Eben um Heinrich von Holstein und Schleswig vor Erich zu retten, begannen die Städte 1427 eine große Fehde gegen den König, die aber nur zu Verwüstungen führte und sogar verhängnisvoll für sie wurde. Sie hätten ohne Zweifel sich selbst in den Besitz des Sundes setzen müssen. So lange derselbe in den Händen des dänischen Königs war, hatte dieser immer Gelegenheit, ihnen beizukommen. Durch diese Rücksicht wurden sie nicht selten gehemmt; zuletzt aber behielten sie doch die Oberhand. 1431 eroberten sie mit den Holsteinern Flensburg. Und da sich Schweden empörte, bequemte sich Erich zu einem Frieden, in welchem er den Städten Zollfreiheit in den nordischen Reichen, sowie in Holstein zugestand. Das verderblichste Ereignis für die Hansen war, daß sich die Niederländer von ihnen trennten (1427). Es kam zum Kriege, der jedoch nur zu Stillständen führte, welche die Beschwerden nicht hoben. Namentlich gewährten die Könige aus dem Hause Oldenburg den Niederländern Vorteile, in Bezug auf den Sundzoll, die den wendischen Städten sehr beschwerlich wurden.

Während sich nun dieser Handel im Osten, Westen und Norden von Europa ausbreitete, hatte nach dem Süden hin Oberdeutschland den Vorzug. Einer der größten natürlichen Handelsplätze der Welt ist Konstantinopel. Nach meinem Dafürhalten wird Deutschland niemals wieder seine richtige Stellung erlangen, wenn nicht diese Gebiete seinem Fleiße wiedereröffnet, Konstantinopel in die Gemeinschaft der europäischen Nationen hereingezogen wird. Im 12. Jahrhundert war es der Sitz des indischen Handels: Pfeffer, Ingwer, Seiden- und Purpurgewänder kamen daher. Andere Waren kamen nach Venedig oder nach Genua. Eine der wichtigsten Stellungen für diesen Verkehr hatte in allen Zeiten Regensburg, besser als Wien, da es dem Rheine näher liegt, wie wir denn die Waren von dort bei Koblenz vorbeiziehen sehen. Das Stapelrecht von Wien nützte nicht viel, da die Regensburger Häuser sich in Wien ansiedelten. Seitdem waren Wien und Regensburg enge vereinigt. Es gab noch eine große Handelsstraße durch Oberschlesien und den Jablunkapaß nach Ungarn und Italien; eine andere aus Krakau, eine dritte aus Kiew nach der Donau. Nach Italien führte eine Straße von Wien, die auf Aquileja ging, und die Landstraße über Füssen und Bozen, die noch von den Römern herrührt. Es leuchtet ein, daß dieser Verkehr von dem nach Osten und Norden gerichteten noch zu entfernt war. Um den Anschluß zu erleichtern, bildeten sich Prag und Wien aus. Der Gedanke Karls IV. war, Donau und Moldau durch einen Kanal zu verbinden, was nun freilich die größte Erleichterung für den Handel gewesen sein würde. Fragt man aber, was Süddeutschland in die Wagschale zu werfen hatte, so waren es zum Teil Metalle, zum Teil aber die Produkte des Augsburger und Nürnberger Kunstfleißes. Theophilus Presbyter kann im 13. Jahrhundert die Geschicklichkeit der Deutschen in Gold- und Silberarbeit nicht genug rühmen.

Nürnberg wird weltberühmt. Hüllmann verzeichnet acht Handelsstraßen der Nürnberger und Augsburger, von denen die wichtigsten folgende sind: nach Süden nach Aquileja und Venedig, nach Westen nach Metz und Verdun, nach Norden über Frankfurt nach den Niederlanden und England, von wo noch immer Zinn geholt wird, nach Osten und Nordosten über Erfurt nach Lübeck und über Görlitz, Glogau, Posen nach Danzig. Frankfurt kam hauptsächlich durch die gute Lage empor, wodurch es den östlichen und westlichen Verkehr vermittelte.

Man könnte vielleicht meinen, daß das Städtewesen trotz alledem nichts dauerhaft Großes bewirkt habe, da von allen diesen mächtigen Unabhängigkeiten jetzt nichts mehr übrig ist. Allein die Wirkung der Städte war eine universale; sie beschränkte sich nicht auf sie selber allein. Hier ward die Kriegführung durch Fußvölker zuerst wieder in Gang gebracht. Im 15. und 16. Jahrhundert waren die Schweizer die beste Miliz der Welt, der sich alsdann die Schwaben als Landsknechte entgegensetzten, um dann ebenfalls eine vorzügliche Infanterie zu bilden. Von den Bürgern ward das Schießgewehr zuerst ernstlich benutzt. In Deutschland finden wir es zuerst in einer Ausgaberechnung der Stadt Nürnberg von 1356; 1378 hatte Augsburg drei große metallene Stücke, deren größtes eine Kugel von 127 Pfund schoß. Schon 1360 finden wir das Schießpulver in Lübeck, 1365 in Eimbeck, 1372 in Braunschweig, 1378 in Gent. Pulvermühlen wurden angelegt, z. B. 1435 in Nünberg. Gleichzeitig finden wir das Pulver auch außerhalb Deutschlands angewandt in den großen Konflikten, welche die Welt trennten: zwischen Spaniern und Mauren bei Algeziras 1342, zwischen Engländern und Franzosen bei Creci 1346, zwischen Venezianern und Genuesen bei Chioggia 1379. Anfangs zur Verteidigung, dient es bald auch zum Angriff, dem es dann ein Übergewicht über die Abwehr verleiht. Eine unermeßliche Naturkraft stellte sich mehr und mehr der Politik zur Verfügung. Es war nicht bloß eine ultima ratio regum, wie man es später bezeichnet hat: die allgemeinen Interessen und Gedanken überhaupt empfingen ein äußeres Werkzeug von ungeahnter Stärke, dessen sich dann eben auch besonders die Städte zur Behauptung ihrer Tendenzen zu bedienen wußten.

Auch für die friedliche Kultur aber gewannen die deutschen Städte die höchste Bedeutung. Neben der Baukunst gedieh jetzt in ihnen als die vorzugsweise moderne Kunst die Malerei. Die erste Schule wahrer Kunst findet sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Köln. Von dem dortigen Meister Wilhelm wird 1390 gerühmt, daß er der beste Maler in deutschen Landen gewesen sei und die Menschen in voller Lebendigkeit abgebildet habe. Kirchlicher Sinn, großartige strenge Einfalt, Tiefe des Sinnes zeigt sich in seiner Schule vereint mit einem unverkennbaren Talent der Induvidualisierung und Naturgemäßheit. Nicht selten ferner bieten die Städte aus eigenem Antrieb Stätten dar für die Stiftung von Universitäten, wie wir an Basel, Erfurt, Köln sehen. In ganz Niederdeutschland gründen sie, oft im Kampfe mit der

Geistlichkeit, Stadtschulen. Meistergesang, Volksdichtung und Fastnachtsspiele verdanken den Städten Ursprung und Pflege. Eine der merkwürdigsten Produktionen endlich, die im Schoß deutscher Städte entstand, ist die Erfindung der Buchdruckerkunst, in der sich das Handwerk mit den höchsten geistigen Bestrebungen unmittelbar in Verbindung setzte; wer wüßte nicht, welche Förderung die Sache der Reformation dadurch erfahren hat? Nehmen wir hinzu, daß in den Städten schon ohnehin eine lebendige Antipathie gegen das Papsttum war, so zeigt sich, wieviel das zu bedeuten hatte. Sie gaben die Grundlage zur Entwickelung eines großen nationalen Gemeingefühls und Sinnes.

Aber selbst abgesehen von allen Einzelheiten, Verkehr, Gewerbe, Kriegführung, Buchdruckerkunst u. s. f., kann man in dem Emporkommen der Städte nichts anderes erblicken, als eines der größten Elemente des modernen staatlichen Lebens. Denn sie sind offenbar die Träger dessen, was man den dritten Stand nennt und was zu allen späteren Bewegungen den Antrieb gegeben hat. Hier wurzeln alle liberalen Ideen. Was war der Sturm des Jahres 1848 anders, als ein Versuch, mit der Idee des dritten Standes die Idee von Land und Lehen umzustürzen? Worauf ist das ganze revolutionäre Bestreben anders gerichtet, als auf einen inneren Umsturz zu Gunsten dieses dritten Standes? Das städtische Element will Staat sein wie im Altertum. Der moderne Staat enthält jedoch noch jene anderen selbständigen und nicht zu beseitigenden Elemente. Immerhin hat sich in diesem Gegensatz das moderne Leben entwickelt, wie früher mehr in dem zwischen Staat und Kirche. Die konstitutionellen Verfassungen sind im] Grunde nur ein Versuch, den Frieden zwischen diesen beiden Elementen zu erhalten, wie die alten Landfrieden, sie gegen einander auszugleichen.

Achtes Kapitel.

Zeiten des Schismas.

Wenn wir darauf zurückkommen, die abendländische Christenheit als eine Einheit zu betrachten, so sehen wir wohl, wie lebensvoll an jeder Stelle, wie schlagfertig zu jeder Stunde alles war, zugleich aber auch, wie es an jeder zusammenhaltenden Kraft gebrach. Die Nationalitäten sonderten sich von einander, sie trachteten nach selbständiger Aufstellung, vornehmlich im Gegensatz gegen das Papsttum, und nach eigentümlicher innerer Gestaltung.

Frankreich hatte durch seine Verbindung mit dem Papsttum, durch welche es zu einer Art von Alleinherrschaft emporstieg, nicht wenig dazu beigetragen,

die Gegensätze zu allgemeinen zu machen; aber es wurde selbst von denselben betroffen. Im Kampfe gegen Eduard III. war es nahe an seinen Untergang gebracht; zumal, da zugleich die inneren Elemente in den heftigsten Widerstreit gerieten. Noch behauptete es sich in seiner nationalen Selbständigkeit, aber unter dem schwachen König Karl VI. brachen die entgegengesetzten Elemente in erbitterten Kampf gegen einander los. Nationalität und Adel hatten miteinander den Sieg erfochten, aber am Hofe selbst, unter den Gewalthabern, brachen die widerwärtigsten Streitigkeiten aus. Im Jahre 1396 verfiel König Karl VI. in vollkommenen Blödsinn. Seitdem waren sein Bruder Herzog Ludwig von Orleans, und sein Oheim, Herzog Philipp der Kühne von Burgund, Stifter der burgundischen Linie (1363—1404), die vorwaltenden Männer. Besonders durch seine Vermählung mit Margarethe von Flandern ward der Herzog von Burgund überaus mächtig. Sie vertrugen sich ziemlich gut, wenigstens äußerlich. Aber nach dem Tode Philipps, als Orleans die ganze Gewalt an sich riß und zu seinem Nutzen brauchte, bildete sich die heftigste Feindschaft, die endlich dahin ausschlug, daß Orleans 1407 ermordet wurde. Herzog Johann von Burgund bekannte sich zu der Missethat.

In England entsprach König Richard II. der Erwartung, die man sich von einem Sohne des schwarzen Prinzen machte, schlecht. Besonders tadelte man ihn, weil er 1396 einen achtundzwanzigjährigen Stillstand mit Frankreich geschlossen. Richard konnte in seinem eigenen Hause nicht regieren. Seine Oheime waren hier gegen ihn. Fortwährend finden wir ihn mit inneren Empörungen kämpfen. Besonders hat er die Londoner gegen sich, die damals wie Froisart sagt, den größten Anteil an der Regierung des Reiches hatten. Endlich empörte sich der junge Herzog Heinrich von Lancaster, der verbannt und darauf enterbt worden war, wider den König und gewann die Hülfe der Londoner für sich. Er nötigte 1399 König Richard, abzudanken. Es war die Zeit, in welcher sich die Stuarts in Schottland befestigten.

Zwischen Castilien und Portugal war soeben ein Vertrag geschlossen worden, als sich beim Tode des Königs Fernando von Portugal 1383 der Streit auf das gewaltigste erneuerte. König Johann I. von Castilien nahm die portugiesische Krone in Anspruch. Nie war die iberische Idee, von der freilich in dieser Form noch nicht die Rede war, ihrer Verwirklichung näher, als im Mai 1385, als die Castilianer Lissabon, dessen Hafen sie innehatten, mit aller Macht auch von der Landseite angriffen. Aber hier regte sich der provinziale Geist, der niemals wieder hat gedämpft werden können. Die Belagerung mußte aufgehoben werden. Der Ordensmeister von Avis, Johann, natürlicher Bruder Fernandos, wurde zum König von Portugal erhoben. Er erfocht den großen Sieg bei Aljubarota.

Wir sahen, wie in Deutschland Kaiser Karl IV. eine große Hausmacht vereinigte und durch diese eine hohe Stellung in der Welt einnahm. Bei dem Tode Karls IV. gingen aber aus seiner Macht durch Erbteilung fünf verschiedene Herrschaften hervor; der kaum vereinigte Länderkomplex wurde

sogleich wieder zersplittert. Wenzel bekam Böhmen und die angrenzenden Länder, Schlesien und die Oberpfalz, Sigismund die Mark Brandenburg, Johann die Lausitz mit Jauer und Schweidnitz, Jobst, Karls Neffe, Mähren, sein Bruder Wenzeslaus behielt Luxemburg und Brabant. Von diesen erlangte dann, wie wir sahen, Sigismund alsbald eine sehr wichtige Stellung, da er in die ungarischen Verhältnisse verwickelt wurde.

Eine überaus merkwürdige Figur war der König Ludwig, genannt der Große, von Ungarn. Wir berührten die Streitigkeiten, die bei dem Tode des mächtigen angiovinischen Königs Robert in Neapel ausbrachen. König Ludwig machte gegen den von dem Papst begünstigten Johann von Tarent sein Recht an Neapel eine Zeitlang sehr glücklich geltend. Durch Vermittelung des Papstes blieb Johann freilich König von Neapel. Aber damit war die Verbindung der Ungarn mit Neapel nicht abgerissen, die nun die Italiener und namentlich die Venezianer mächtig erregte. Nach der anderen Seite hin machte Ludwig 1352 einen sehr glücklichen Feldzug gegen Rotrußland und Litauen. Der Chan der Krim versprach ihm einen Tribut. Dann wieder führte Ludwig jenen Krieg gegen die Venezianer, die ihm so höchst gefährlich waren. Er unterwarf Serben und Bulgaren; die Moldau, die eben damals sich neu bevölkerte, mußte ihm huldigen. Ein bosnischer Ban, der sich dem katholischen Glauben zugesellte, ward von ihm unterstützt. Mit Polen, wie mit Böhmen, war er verbündet. Im Jahre 1370 folgte er nach Kasimirs des Großen Tode diesem in Polen nach. Es schien nun, als würde diese Kombination noch viel umfassender werden, da der luxemburgische Prinz Sigismund, Markgraf von Brandenburg, mit der ältesten Tochter Ludwigs, Maria, vermählt, in Ungarn und Polen als Thronfolger anerkannt wurde. Es würde, wenn es dabei geblieben wäre, die Verbindung der deutsch-slavischen Elemente, die wir entstehen sahen, und zugleich die Entwickelung des Rittertums in Preußen die Oberhand behalten haben.

Allein dem setzte sich eine andere Verbindung, die Polens mit jenem Großfürstentum Litauen entgegen, das bisher das Hauptobjekt für die Angriffe der Ritter und Kreuzfahrer des Abendlandes gebildet hatte. Sigismund hätte kraft des Rechtes der Maria auch Polen erben sollen; aber die Polen, noch wenig mächtig und von allen Seiten angegriffen, verlangten, daß er in ihrem Lande wohne, was für ihn unausführbar war. Sigismund konnte unmöglich diese ganze luxemburgische und angiovinische Erbschaft verwalten. Die Reichsverweserin Elisabeth sprach die Polen von dem ihrer ältesten Tochter geleisteten Eide frei; die jüngere, Hedwig, wählte sich Jagiel von Litauen zum Gemahl. Großfürst Jagiel wurde König von Polen, wofür er das Christentum annahm. Das eben war das Motiv, weshalb Hedwig nach längerer Weigerung in diese Ehe willigte; es machte ihr Eindruck, daß dadurch eine ganze heidnische Nation der Hölle entrissen würde. Wladislav Jagello, wie er nach der Taufe hieß, beherrschte Polen und Litauen fast ein halbes Jahrhundert, von 1385—1434. Er ließ 1386 auf einem großen

Landtag das Christentum förmlich zum Gesetz erheben. Zwar blieben in Litauen noch einige Großfürsten bestehen, die sich aber enge an Polen anschlossen. Die Macht der Jagellonen kam empor, die jener luxemburgisch-ungarischen geradezu entgegenlief.

Zu diesen mancherlei politischen Entzweiungen, welche die Welt zersetzten, gesellte sich nun noch eine kirchliche, als die empfindlichste von allen. Schon lange hatte sich ein allgemeiner Widerwille gegen den Aufenthalt der Päpste in Avignon zu regen begonnen. Er spricht sich zum Beispiel in den Ermahnungen der heiligen Brigitta, der heiligen Katharina von Siena an die Päpste aus. Endlich hatte sich Gregor XI. 1376 nach Rom zurückzugehen entschlossen. Daß dieser Papst nicht lange nach seiner Ankunft ebendort starb, ward ein höchst wichtiges Weltereignis. Vier Italiener, ein Spanier, elf Franzosen gingen als Kardinäle ins Konklave und würden, wären sie sich selbst überlassen worden, ohne Zweifel einen Franzosen erwählt haben. Aber das römische Volk, welches das Konklave beherrschte und bedrohte, nötigte die Kardinäle, einen Italiener zu wählen; sie nahmen einen Neapolitaner, der sich Urban VI. nannte. Sie scheinen erwartet zu haben, daß er nicht annehmen werde, weil die Wahl erzwungen sei, zumal sie selbst die von ihnen getroffene Wahl widerriefen. Elf von ihnen wählten dann den Franzosen Clemens VII. Es war nicht ein einfacher Zwiespalt: in der Wahl Urbans lag eine Reaktion gegen die Herrschaft, welche Frankreich bisher ausgeübt hatte. Beide Päpste fanden Anhänger. Die nächsten Verbündeten der Franzosen hielten an Clemens fest; die übrigen konnten die rechtmäßige Wahl des anderen nicht leugnen. Auf der französischen Seite suchte man die erworbene Oberherrschaft festzuhalten. Urban dagegen hatte besonders im Norden, auch in Deutschland, seine Obedienz. Es findet sich, daß Wenzel den Städten bei seiner Verbindung mit ihnen zur Pflicht machte, an Urban festzuhalten. Die ohnehin so schwierigen politischen Verhältnisse vermehrten ihrerseits die Spaltung.

Zunächst auf die italienischen Angelegenheiten wirkte das Schisma mächtig zurück, wo Karl III. von Durazzo die ungarischen Ansprüche auf Neapel wieder in Anregung brachte. Er hatte die Absicht, diese große Weltstellung seines Hauses zu behaupten. Er ließ die Königin Johanna 1382 ersticken, nachdem er sich, von dem römischen Papst Urban unterstützt, des Reiches bemächtigt hatte. Er schlug sodann eine französische Armee, welche nach Italien zu Gunsten seines Nebenbuhlers, des Herzogs Ludwig von Anjou, herüberkam. Er wußte sich der Reichsverweserin Elisabeth zum Trotz selbst in Ungarn Ansehen zu verschaffen, bis er 1386 dort ermordet ward. Einen eigentümlichen Zusammenhang hatten hiemit, wie wir früher sahen, die venezianisch-genuesischen Kriege. Man dürfte wohl sagen, daß hier fast ein Verhältnis eintrat, wie in Polen. Eine ungarisch-angiovinische Kombination waltete noch vor. Die Venezianer widersetzten sich ihr.

Bei dem Tode Clemens' VII. (1394) suchte nun König Karl VI. von Frankreich eine neue Wahl zu verhindern; aber die Kardinäle ließen sich dadurch nicht abhalten. Der neugewählte Benedict XIII., ebenso wie sein römischer Gegner Bonifaz IX. und dessen Nachfolger, hielten an ihrer Würde auf das nachdrücklichste fest. Benedict aber fand nicht denselben Gehorsam wie sein Vorgänger Clemens. Vornehmlich stieß er bei der Universität Paris auf Widerstand. Ich sollte glauben, diese Universität, die ja nicht eine französische, sondern eine europäische hohe Schule war, müßte durch die einseitige Obedienz gegen einen nicht allgemein anerkannten Papst besonders verloren haben. Verzeichnet findet sich, daß der Hof von Avignon die Vergebung aller Stellen an sich zog und dadurch die Universität Paris, welche darauf auch ein gewisses Recht ausübte, in große Verlegenheit setzte. Besonders war sie über Peter von Luna, der die päpstlichen Geschäfte verwaltete, mißvergnügt. In einem Schreiben beklagt sie sich über ihn als einen nichtswürdigen Menschen. Daher entwickelt sich zwischen der Korporation der Universität und dem Hofe von Avignon ein natürlicher Gegensatz. Die Universität gewann am Ende den König und den Klerus von Frankreich für sich; sie brachte den Gedanken auf, beide Päpste zur Abdankung zu nötigen und dann die Wahl eines neuen vornehmen zu lassen. Dazu aber war natürlich auch die Beistimmung der entgegengesetzten Obedienz nötig. Aus diesem Grunde wandten sich die Franzosen 1395 an die Deutschen, an König Wenzel.

Wie wäre es nun wohl in dieser Lage möglich gewesen, jenen Kampf gegen den Orient, zu dem die Päpste früher alles hatten vereinigen wollen, glücklich fortzusetzen? Fassen wir der allgemeinen Auflösung des Abendlandes gegenüber die Stellung der orientalischen Mächte ins Auge. Ich will hier noch nicht von Timur handeln, der ganz Asien noch einmal der Herrschaft der Mongolen und zugleich des Islam zu unterwerfen strebte, aber dadurch so beschäftigt war, daß er seine Macht zunächst nicht gegen Europa wenden konnte. Das griechische Reich war durch jene Kombination, deren Mittelpunkt die sicilianische Vesper bildete, in seiner Eigentümlichkeit gerettet worden. Der Nachfolger Karls von Anjou konnte es nicht unterwerfen; dagegen setzte sich dieselbe Macht, welche den Anjous überhaupt Widerstand leistete: Andronicus der Ältere († 1332) rief gegen die neapolitanischen Angriffe catalanische Banden unter Roger de Flor zu Hülfe. Die lateinischen Elemente, die Konstantinopel nicht hatten überwältigen können, behalten in jenen Regionen noch immer eine große Einwirkung, und zu einer eigentlichen Konsolidation konnte es um so weniger kommen, als in dem griechischen Reiche selbst Thronentzweiungen ausbrachen. Andronicus II. hat mit seinem Enkel zu kämpfen, der ihn zuletzt verdrängt. Dies ist Andronicus III., welcher 1332 auf den Thron kam. Nach seinem Tode (1341) brach über die Vormundschaft über seinen minderjährigen Sohn Johann noch ein anderer erbitterter Streit zwischen den großen Männern des Reiches, Kantakuzenos

und Apokaukos, aus. Das war es denn, was den osmanischen Türken, die wir gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Bithynien emporkommen sahen, die schönste Gelegenheit gab, immer mächtiger in Kleinasien um sich zu greifen. In einer neuen Entzweiung in Konstantinopel war es ihre Hülfe, welche entschied. Durch sie bestieg 1347 Johann Kantakuzenos den Thron.

Eigentlich beiden, den Türken sowie den Griechen entgegengesetzt, erhoben sich die Serben, die damals eine Periode der Macht hatten. An ihrer Spitze standen die Nachkommen jenes Nemanja, auf dessen Anerbieten einst Kaiser Friedrich I. nicht eingegangen war. Ihr mächtigster Fürst, Stephan Duschan, nannte sich Kaiser und König. Er beherrschte Macedonien und glaubte zur Eroberung von Konstantinopel bestimmt zu sein. Die Serben nahmen sich der Paläologen an, aber die Verwickelung, in die sie dabei gerieten, führte den Untergang ihres Reiches herbei. Murad I., 1357—89, ist als der Gründer der osmanischen Macht in Europa anzusehen. Er machte Adrianopel zu seiner Hauptstadt und stiftete in den Janitscharen ein unüberwindliches Fußvolk. Oft schlug er mit den Serben. Sie stritten um die Herrschaft über das südöstliche Europa. Auf der Ebene von Kossowo trafen sie im Jahre 1389, zum Kampfe auf Leben und Tod bereit, zusammen. Es ist dies der von den serbischen Sagen am meisten celebrierte Moment. Milosch Obilitsch erschlägt den Sultan der Türken mitten in seinem Heer. Aber die Serben werden nichtsdestominder überwunden und sind seitdem in der Knechtschaft der Osmanen. Ihr waffenmächtiger Dienst, lange Zeit nicht ohne einen Rest von Selbständigkeit, ist in ihren Nationalsagen in der Figur des Kraljewitsch Marco repräsentiert. Durch die Mischung von orientalischer Gesinnung und occidentalischen Elementen bildeten sie dann eine für Europa neue, höchst eigentümliche Erscheinung.

Die Osmanen fielen darauf in Bosnien ein und nahmen Besitz von Bulgarien, das zu Ungarn gerechnet wurde. Eine ungeheure Aufgabe hatte dadurch König Sigismund als König von Ungarn: dies Reich gegen die Türken zu behaupten. Er ließ dem neuen Sultan, Bajesid I., Vorstellungen über seinen Friedensbruch machen. Bajesid wies dem Gesandten die in seinen Gemächern aufgehängten Waffen als seine Besitztitel. Die Türken nahmen zugleich die Küsten des Schwarzen Meeres und Salonichi in Besitz. Von beiden Seiten bedrängt, suchte Kaiser Manuel II. (1391—1425) sein Heil bei dem Abendland, namentlich eben bei König Sigimund. Noch war vielleicht etwas auszurichten, da die Walachei und Bosnien sich unabhängig hielten. Die Schlacht von Kossowo hatte man im Abendlande für einen Sieg der Christen gehalten. Und wie nun hier der Eifer, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, noch nicht erloschen war, am wenigsten in Frankreich, so fanden die Bitten Sigismunds Gehör daselbst. Es geschah unter der Beistimmung des französischen Papstes und König Karls VI., daß sich die Ritterschaft von Frankreich, von der so manches hervorragende Mitglied bei Sigismund in Ungarn gewesen war, zu einem großen Feldzug aufmachte. Es war

nach dem Abschluß des 28jährigen Waffenstillstandes mit England, und Krieg war ihr Gewerbe. An die Spitze stellte sich der Sohn des Herzogs von Burgund, der hier seine Ritterschaft erwerben wollte. Die vornehmste Macht jedoch kam aus Deutschland; man zählte, die Ungarn eingerechnet, 100000 Mann. Dies Heer eroberte Widdin und Rahowa, und unternahm im September 1396 die Belagerung von Nikopolis. Bajesid eilte aus Asien zum Entsatz herbei; man hatte ihn nicht erwartet. Am 28. September 1396 — der Tag ist jedoch nicht ganz sicher — kam es zur Schlacht.

Der Franzosen hätte man so sehr nicht bedurft, zumal sie sich die größten Zügellosigkeiten erlaubten, aber wohl der Polen und Litauer. Allein soeben machte Jagello nach dem Tode der Gemahlin Sigismunds im Namen der eigenen Gattin Hedwig Anspruch auf Ungarn. Die Woiwoden Siebenbürgens und der Walachei, die sich im Heere Sigismunds befanden, zeigten deshalb von Anfang an eine zweideutige Haltung. Was jedoch die Katastrophe eigentlich herbeiführte, war der unbesonnene Ehrgeiz der französischen Ritter, welche den ersten Angriff keinem anderen überlassen wollten und ihre Kraft gegen die von Bajesid ins Vordertreffen gestellten leichten Truppen der Türken aufbrachten. An der unbezwinglichen Schar der Pforte der Osmanen, den Janitscharen und Spahis, prallte dann ihr Ansturm ab und sie erlitten die förmlichste Niederlage, in die dann auch die Ungarn und Deutschen umsomehr hineingezogen wurden, als die Walachen von ihnen abfielen, während die Serben den Türken treu blieben. Viele Christen kamen auf der Flucht in den Wellen der Donau um; Sigismund selbst rettete sich nur auf abenteuerliche Weise auf einem Kahne den Strom hinab, worauf ihn ein venezianisches Fahrzeug aufnahm, um ihn auf dem Seewege nach Ungarn heimzuführen. Sultan Bajesid erklärte die gefallenen Türken für Märtyrer, die er nicht ungerochen lassen könne: er ließ die christlichen Gefangenen zu Tausenden gräßlich ermorden; nur Knaben unter zwanzig Jahren und die vornehmsten Ritter, diese um des hohen Lösegeldes willen, wurden verschont.

Auf den Sieg von Nikopolis gründete Bajesid die Ausbreitung seiner Herrschaft in Europa. Er machte Thessalien zu seinem Jagdrevier und überzog den Peloponnes. Kaiser Manuel mußte in Konstantinopel selbst die Errichtung türkischer Moscheen unweigerlich gestatten; er reiste in den Occident, vornehmlich nach Paris, um zu einem neuen Kreuzzuge aufzurufen. Auch im Donaugebiet drangen die Türken weiter vor, sie nötigten die Walachen zur Unterwerfung; ihre Reiter streiften bis nach Steiermark, sie zerstörten Pettau. Schon damals schwebte Ungarn in Gefahr, ihren Waffen zu erliegen: da verschaffte das Vordringen der Mongolen unter Timur im Rücken der Osmanen, ähnlich wie in den Zeiten der Dschingissiden, der Christenheit für eine Weile Erleichterung, die man nur auch diesmal — in andere, innere Händel verwickelt — nicht mit Umsicht und Kraft zu benutzen verstand.

Wie durch das siegreiche Vordringen der Osmanen im illyrischen Dreieck das Schicksal des südöstlichen Europas auf Jahrhunderte hinaus bestimmt

ward, so kommt für den Nordosten des Erdteils nahezu die gleiche Bedeutung jener durch die jagellonische Ehe bewirkten Verbindung von Polen und Litauen zu. Das deutsche Interesse wurde dadurch sogar noch weit unmittelbarer betroffen. Der deutsche Orden in Preußen verlor durch die Bekehrung der Litauer das vornehmste Objekt seiner fortschreitenden äußeren Politik, man kann selbst sagen: den eigentlichen idealen Zweck seines Daseins überhaupt. Von der Offensive ward er in die Defensive gedrängt; denn die Litauer beharrten ihrerseits auch als Christen in feindseliger Gesinnung. In dem Großfürsten Witold, einem Vetter Jagellos, dem von diesem im Heimatlande ziemlich freie Hand gelassen wurde, kam der alteingewurzelte Stammeshaß gegen die Deutschen in Preußen zu groteskem Ausdruck: er vermaß sich wohl, sie allesamt in der Ostsee zu ersäufen. Und wie hätten nicht die Polen, durch die Vereinigung mit Litauen gestärkt, auf die alten Streitigkeiten mit den Hochmeistern zurückkommen sollen? Die Erinnerung an die eigenen Ansprüche auf Pomerellen, denen sie im Frieden zu Kalisch hatten entsagen müssen, wurde um so mehr wieder lebendig, als der Orden, indem er 1402 auch die Neumark von Sigismund käuflich erwarb, seine Stellung am linken Weichselufer für immer zu befestigen beflissen schien. Es bedurfte dann nur einiger an sich untergeordneter nachbarlicher Irrungen, die nicht ausbleiben konnten, um den großen Gegensatz des slavisch-lettischen und des deutschen Elements in den heftigsten Kampf ausbrechen zu lassen.

Im Sommer 1410 zogen beide Mächte gegeneinander; es waren die größten Heere, welche die eine wie die andere jemals ins Feld gestellt. Wladislav Jagello und Witold führten bei 100 000 Streiter herbei, wovon fast die Hälfte aus verbündeten heidnischen Tartaren bestand, gegen die in einer früheren Epoche die Polen mit den Deutschen vereint zu fechten gewohnt gewesen; sie bezeichneten die Straße ihres Angriffs durch grausame Verheerungen. Das Heer des Ordens zählte an 50 000 Mann unter 65 Bannern, davon ein Drittel ritterlich gerüstet. So trafen sie am 15. Juli bei Tannenberg zusammen. Die Schlacht verlief ähnlich der von Nikopolis. Die Ritter jagten die ihnen zuerst begegnenden Litauer und Tartaren in die Flucht; sie haben schon ihr „Christ ist erstanden" als Siegeslied angestimmt. Dann aber vermochten sie ermüdet der Übermacht nicht mehr zu widerstehen; die polnischen Kerntruppen, nicht ohne die Hülfe böhmischer Söldner, erfochten die Entscheidung. Neben dem Hochmeister Ulrich von Jungingen fielen die Gebietiger und die Komture, die Blüte des Ordens. Über 50 erbeutete Banner hat Wladislav im Dome zu Krakau aufhängen lassen. Das Land selbst, schon von inneren Zerwürfnissen der Unterhanen mit den Herren geschwächt, schien dem feindlichen Einfall erliegen zu müssen. Wenn dann die tapfere Verteidigung des Haupthauses zu Marienburg durch den Komtur von Schwetz, Heinrich Reuß von Plauen, und zugleich eine Diversion, die König Sigismund von Süden her gegen Polen unternahm, Jagello für diesmal noch zu einem raschen und

glimpflichen Friedensschlusse bewog, so war das Schicksal des Ordensstaates dennoch seitdem besiegelt: seine Machtstellung in der östlichen Welt sah er unwiederbringlich verloren gehen. Es war ein Umschwung der nationalen und damit zugleich der Kulturverhältnisse jener Regionen bis tief in die Neuzeit hinein.

Indem sich aber dergestalt zu den vorhandenen immer neue und umfassendere politische Entzweiungen gesellten, hatte man auch die kirchliche, die universalste von allen, trotz aller Anstrengung nicht zu überwinden vermocht. Aus den Versuchen, die zu einer Schlichtung gemacht wurden, entwickelten sich vielmehr weitere Streitigkeiten. Der große Wendepunkt in dem eigenen Geschicke Wenzels liegt darin, daß er sich, wie berührt, von der in Deutschland wohl begründeten Obedienz, die auch später als die legitime angesehen worden ist, der des römischen Papstes, abwandte und auf die Idee der Franzosen einging, beide Päpste abzusetzen. Dieser Gedanke ist insofern von hohem Interesse, als daraus, wenn er sich hätte verwirklichen lassen, eine von den Kardinälen und der gewohnten hierarchischen Form unabhängige Aktion der gesamten Kirche hervorgegangen wäre. Indem sich Wenzel dieser Richtung anschloß, ward er selber abgesetzt. Sein Nachfolger Ruprecht hielt dann fast zu stark an der regelmäßigen Folge der Päpste fest. Wie aber hätte er in den allgemeinen Fragen etwas ausrichten sollen, da er sich nicht einmal im Reich als König ein festes Ansehen zu verschaffen wußte? Statt dessen gewann allmählich die Idee der Pariser Universität in den weitesten, endlich auch den höchsten Kreisen der Kirche selber Geltung.

Zunächst waren es eben die Universitäten, in denen die theologische Lehre gepflegt und entwickelt wurde, welche die Einheit der Kirche trotz der eingetretenen Spaltung festhielten. Die Einheit der Lehre hat eine unermeßliche Macht in der Welt. Aber die Lehre ist frei und bewegt sich in nicht genau vorzuzeichnenden Bahnen. In Paris waltete die Tendenz vor, die Kirche zu reformieren, aber auf der Grundlage der bisherigen Verfassung und Lehre. In Oxford und Prag gab es wenigstens eine starke Partei, welche ganz derselben Gesinnung war. Diese Universitäten sind es gewesen, welche ein allgemeines Concilium forderten, worin die Vernichtung der beiden Obedienzen vorgenommen werden sollte, und ein solches zuletzt in der That durchsetzten. Die Universität Paris fand dabei an dem gesamten gallicanischen Klerus Unterstützung. Nach den Beschlüssen des Nationalkonzils von 1406 sollte die französische Kirche sich selbst verwalten bis zur Wahl eines allgemein anerkannten Papstes. Auch die Universitäten in Wien und Bologna schlossen sich dem allgemeinen Verlangen an. Doch würden sie sämtlich wohl nichts ausgerichtet haben, wenn nicht die Kardinäle des einen wie des anderen Papstes auf ihre Seite getreten wären. Die Kardinäle betrachteten sich wie die Kapitulare eines Stiftes, wie die Kurfürsten des Reiches. Da ihre Päpste ihnen nicht folgen wollten, so fielen sie von denselben ab, und es ward das erste große Konzil in Pisa im Jahre 1409 gehalten.

Man zählte dort 24 Kardinäle, gegen 100 Erzbischöfe und Bischöfe, 30 Äbte, viele Sachwalter derer, die nicht persönlich erschienen, aber auch 100 Doktoren der Theologie, 300 Doktoren beider Rechte, welche als die Bevollmächtigten ihrer Universitäten auftraten. Die größte Rolle spielte der Kanzler von Paris, Johannes Gerson. Es setzte sich auch hier die Tendenz, welche gleichzeitig in den Staaten gesiegt hatte, durch, die allgemeine Macht bei der großen Versammlung zu sehen; es war etwas aristokratisch-republikanisches in der Erscheinung des Konzils. Eine der größten Aussichten für die Kirche überhaupt: hier den allgemeinen Consensus durch die Lehrer festzuhalten und die nötige Reform mit gemeinschaftlichen Beschlüssen vorzunehmen. In der fünfzehnten Session, am 5. Juni, sprach man eine allgemeine Sentenz gegen die beiden Päpste aus. Die Kardinäle übten hierauf ihr Recht der Wahl aus; sie nahmen einen Erzbischof von Mailand, einen Candioten, der früher Minorit gewesen war, Peter Philargo, der nach der Versicherung Gersons sich viel mit der zu treffenden Verbesserung beschäftigt hatte. Er nahm den Namen Alexander V. an. Allein er zeigte sich später, ich weiß nicht ob nicht eifrig oder nicht fähig genug; die versprochene Reform ward vertagt. Eigensüchtige Menschen bemächtigten sich seines Vertrauens, unter ihnen besonders Balthasar Cossa, Legat von Bologna, dem es nach dem Tode Alexanders V. 1410 gelang, als Johann XXIII. selber Papst zu werden. Er war ein wilder Neapolitaner, in der Seeräuberei aufgewachsen, der durch Drohungen persönlicher Gewalt die Kardinäle vermocht haben soll, ihn zu wählen, und aller Kirchenverbesserung selbstverständlich abhold war. Und da nun auch die beiden anderen Päpste noch immer Obedienz fanden, Benedict XIII. in Spanien, Gregor XII. weniger in Deutschland, als in Neapel, so war der Zustand noch schlimmer, als er bisher gewesen.

Bei der Besetzung des königlichen Thrones in Deutschland war es ein Moment, zu welchem Papst sich der Neugewählte halten sollte. Jobst war anfangs für den konziliaren Papst, Sigismund für den Papst der alten Obedienz. Aber der Übergang zu dem konziliaren Papst ward ihm zur Bedingung gemacht. Wenn irgend ein anderer, so nahm er sich selber dann der konziliaren Tendenzen an. Durch ihn ward ein neues, das Konstanzer Konzil, zu stande gebracht, obwohl er dabei doch nicht etwa gemeint war, einem Mann wie Johann XXIII. zur Anerkennung zu verhelfen. Das ist überhaupt Sigismunds Stellung in der Kirche: enge Vereinigung mit dem legitimen Ausdruck derselben, welcher damals bei dem fortdauernden Schisma des Papsttums in dem Konzil als solchem lag. Eben mit der herkömmlichen Gewalt der Kirche aber war sein Bruder Wenzel inzwischen als König von Böhmen in heftigen Kampf geraten. Während man in Paris streng orthodox blieb, bildete sich in den Töchteruniversitäten Oxford und Prag eine abweichende Lehre aus. Es war eine prinzipielle Opposition gegen Kirchenlehre und Kirchenverfassung, welche Wiklef in Oxford vortrug. Sie konnte sich dort nicht behaupten, in Prag aber fiel sie auf fruchtbaren Boden, wo die

Regierung Wenzels, mit der nächsten kirchlichen Gewalt zerfallen, auch im Punkte der Lehre nicht so strenge war.

Das Erzbistum Prag, obwohl von so neuer Stiftung, machte dennoch die größten Ansprüche von der Welt. König Wenzel war gar bald mit dem Erzbischof Johann von Jenstein, der von einer sehr weltlichen Aufführung, durch den plötzlichen Tod eines ausschweifenden Erzbischofs aufgeschreckt, zu einem geistlichen und mönchischen Wandel überging und auch den König zu einer ähnlichen Sinnesänderung anhielt, in eine Menge Streitigkeiten geraten. Johann nannte den Papst Monarchen der Welt, sich selbst Vikar dieses Monarchen. An der Spitze einer zahlreichen, durch den vorigen König begünstigten Geistlichkeit fühlte er sich mächtig. Zunächst mit dem königlichen Hof geriet er hierdurch in Widerspruch, der sich nun in kleineren oder größeren Händeln äußerte. Über ein Wehr, das der Hofmarschall des Fischfangs wegen bei Lobkowitz an der Elbe hatte anlegen lassen, in einer Gegend, wo der Erzbischof das Eigentum des Flusses für ein Kloster in Anspruch nahm, kam es dahin, daß der König die Güter des Erzbischofs überhaupt preisgab. Eine förmliche Plünderung begann; der Erzbischof hat den Schaden auf 6000 Schock Groschen angeschlagen. Der König bemächtigte sich der kleinen Insel in der Moldau zu Prag, Venedig genannt, die bis jetzt erzbischöflich gewesen war. Ich finde nicht, daß man diese Güter restituiert hätte, und die Entzweiung mußte deshalb notwendig von Tag zu Tag heftiger werden. Die königlichen Räte beschränkten die Gütererwerbung der Geistlichen überhaupt und zogen sie vor das weltliche Gericht, ließen die Befehle der Päpste nicht geradezu exequieren u. s. w. Der Erzbischof erließ eine Klagschrift wider sie, in der er sie des allmächtigen Gottes und des katholischen Glaubens größte Feinde, des Teufels Handlanger u. s. w. nennt. Im Jahre 1393 starb der Abt von Kladrau. Der König wünschte Kladrau in ein Bistum zu verwandeln und es seinem Kanzler aufzutragen. Die Mönche wählten indes einen anderen zum neuen Abt; der Erzbischof bestätigte ihn auf der Stelle. Hierüber geriet der König in eine wilde Aufregung. Er ließ den Erzbischof und dessen Offizialen gefangen nehmen.

Vergeblich suchte der Erzbischof Schutz bei dem Papste, der selbst des Königs allzusehr bedurfte. Im Jahre 1396 übergab er seine Würde an seinen Schwestersohn Wolfram von Szkworec. Eben damals kam nun aber eine zweite Differenz hinzu. Die Erzbischöfe und die Geistlichen billigten es in Böhmen so wenig wie in Deutschland, daß sich der König auf die Seite des französischen Papstes wandte. Auch Wolfram finden wir deshalb bei allen Empörungen gegen Wenzel beteiligt, ebenso dessen Nachfolger. Der König dagegen hatte die Städte, die ihm überhaupt getreulich anhingen und die er, vor allem Prag, mit großen Freiheiten begabte, und die Universität, sie wenigstens zum Teil, auf seiner Seite. Die Deutschen allerdings waren mehr für Gregor XII., die Böhmen dagegen mehr für den König. So war

hier bereits das weltliche Interesse dem geistlichen, das slavische dem deutschen entgegengesetzt, als nun ein Zwiespalt in der Lehre der ganzen Bewegung neuen Schwung verlieh.

Schon unter Ottokar und wiederum unter König Johann treffen wir sogenannte Ketzer in Böhmen; unter Karl IV. predigt der Domherr Milicz von Kremsier wider die Mönche; Matthias von Janow, Beichtvater Karls IV., ist voll von dem Verderben der Kirche. Durch die Vermählung der Tochter Karls IV. mit Richard II. ward 1382 eine Verbindung zwischen Böhmen und England, zwischen Oxford und Prag vermittelt, die zur Übertragung wiklefitischer Meinungen Anlaß gegeben haben mag. Von dem Schisma begünstigt, hatte Johann Wiklef, Professor in Oxford, den Streit, den er mit den Bettelmönchen führte, zu einem Angriff auf das Papsttum erweitert, die Bibel ins Englische übersetzt, einige Hauptlehren, z. B. die Transsubstantiation, angegriffen und andere Neuerungen gemacht. Wenn man der Sache nachdenkt, so liegt der tiefste Grund auch für seine Lehre darin, daß die Geistlichkeit eine zu große weltliche Macht erworben hatte; eben daher waren alle bisherigen Oppositionen entsprungen: man verwarf die göttliche Berechtigung einer in der That verderbten Geistlichkeit. Das Motiv, von welchem so auch Wiklef ausgegangen war, die allzugroße weltliche Macht der Geistlichkeit bestand nun aber ebenso in Böhmen in hohem Grade. Es war daher natürlich, daß die Lehre desselben hier auf fruchtbaren Boden fiel. Ein reisender Prophet derselben ist Hieronymus von Prag, der Wiklef selbst gehört hatte. Wir finden ihn in Paris, Heidelberg, Prag und Krakau dessen Lehre verkündigen. Immer wird er verfolgt, immer entschlüpft er noch im rechten Moment. Obwohl ein Laie, hat er doch vor König Sigismund gepredigt.

Als nun die Bücher Wiklefs nach Prag kamen, waren, wie natürlich, Erzbischof und hohe Geistlichkeit wider ihre Verbreitung. Es ereignete sich aber zugleich, daß auf der Universität Prag darüber eine Spaltung ausbrach. Es war hier, besonders wohl seit der Absetzung Wenzels von der Würde eines römischen Königs, ein Gegensatz zwischen den Böhmen und den drei übrigen sogenannten Nationen, welche fast sämtlich Deutsche waren, entstanden. Jetzt sprachen sich die Deutschen gegen die Sätze Wiklefs aus, deren sie 45 für ketzerisch und gefährlich erklärten. Die Böhmen widersetzten sich, nicht sowohl den Beschlüssen als der Ausführung, unter der Leitung des Hieronymus, des berühmtesten unter den damaligen böhmischen Magistern, der auch deshalb ein ungemeines Ansehen genoß, weil er zugleich Ritter war und den König oft in seiner Rüstung begleitete. Er trat für seinen Meister Wiklef ein, verehrte dessen Bild in seiner Stube und erklärte ihn für rechtgläubig. Allmählich gesellte sich ihm auch Johann Huß zu: weniger ein wissenschaftlicher Mann, als ein großer Sittenprediger und daneben Verfechter der Privilegien der Universität. Huß wollte nicht leiden, daß die Universität die Bücher Wiklefs zum Verbrennen ausliefere.

Hieronymus und Huß greifen nun zunächst das unheilbare Verderben des Priesterstandes an. Huß erkennt die wahre Kirche in der Gesamtheit der Prädestinierten. Seine erste Schrift de coena domini von 1401 enthält auch über das Abendmahl wiklefitische Ideen, die er aber später wieder aufgab. 1408 wurden die wiklefitischen Lehren überhaupt von der Universität, der Fakultät und der böhmischen Nation verdammt: Huß selbst soll sich dem nicht widersetzt haben. Es wird feierlich erklärt, in Böhmen gebe es keine Ketzer. Inzwischen dauerte jedoch jener erste Streit wegen des Papstes unverändert fort. Der Erzbischof und die Universität in der Mehrheit erkennen Gregor XII., den Freund Ruprechts von der Pfalz, an, während König Wenzel mit seiner slavischen Geistlichkeit von dieser Obedienz nichts wissen will. Diesen Umstand wissen dann die Böhmen zu benutzen, um die deutsche Mehrheit an der Universität zu verfolgen. Indem sie dem Könige das Beispiel von Paris und Bologna vorstellten, wo Franzosen und Italiener, nicht aber Fremde das Regiment führten, brachten sie ihn dahin, den Fremden, d. h. den Deutschen, nur noch eine, den Böhmen aber drei Stimmen zu bewilligen. Mit den Slaven bekamen alsdann die wiklefitischen Meinungen das Übergewicht, wie im Klerus, so an der Universität.

So national böhmisch war diese Gesinnung, daß man sich nichts daraus machte, daß die Universität hierdurch veröden mußte. Als Karl IV. sie stiftete, hatte er sie wesentlich als eine deutsche gedacht, wie das ja die Stadt selber war. Der größte Teil der Magistratspersonen war deutsch: erst unter Wenzel wird eine Gleichheit beider Parteien im Stadtrat zuwege gebracht. Wie nun durch diese Eingriffe des Königs die alte Verfassung erschüttert worden war, verließen alle Deutsche, Lehrer und Schüler, an der Zahl zwar nicht 40000, wie einige behauptet haben, aber doch wohl 5000, die Universität und begaben sich nach Deutschland, wo sie u. a. Leipzig gründeten (1409). Dadurch blieb die böhmische Faktion allein im Besitz. Sie schloß sich an den König an, der eben damals dem italienischen Papste, Gregor XII., den Gehorsam offen aufkündigte, während der Erzbischof allen und jeden, welche Gregor nicht anerkennen würden, die geistlichen Verrichtungen untersagte. So vereinigten sich eine Menge Motive, eine starke Gärung hervorzubringen: Nachwirkungen des päpstlichen Schismas, Opposition der weltlichen gegen die geistliche Gewalt, der böhmischen Nation gegen die deutsche.

Der nächste Kampf entstand darauf zwischen dem Erzbischof und den slavischen Predigern. Der Erzbischof Zbynek ließ die Bücher Wiklefs verbrennen. Er erwirkte, nachdem er sich von Gregor XII. losgesagt und dem konziliaren Papst Alexander V. zugewandt hatte, von diesem eine Bulle, nach welcher keine Predigt außer in den wirklichen Pfarrkirchen geduldet werden sollte, wodurch Huß, der nur über eine Kapelle disponierte, unschädlich gemacht worden wäre. Dagegen schützte der König die Predigt in den Kapellen, welche in der That trotz der erzbischöflichen Interdikte nicht unterblieb. Vielmehr nötigte der König die Priester zur Fortführung ihres Amtes und ward

von Huß deswegen belobt. Huß, häufig in der Stadt, setzte seine Agitation nur um so heftiger fort. Außerdem aber ließ der König den Geistlichen den Geldwert der verbrannten wiklefitischen Bücher abfordern, ihre Einkünfte sperren. 1411 wurde Huß nach Rom citiert, aber König, Adel und Universität vereinigten sich dagegen. Es kam dann zeitweilig zu einer Versöhnung zwischen Huß und dem Erzbischof. Der letztere unterwarf sich dem Ausspruch königlicher Schiedsrichter. Huß legte ein Glaubensbekenntnis ab, in welchem er sich sehr katholisch erklärte.

Aber schon im Jahre 1412 brach die Unruhe aufs neue aus. Papst Johann XXIII. erließ eine Kreuzbulle wider König Ladislaus von Neapel, welche einem jeden Ablaß verhieß, der durch Zahlung an diesem Kriege teilnahm. Als die Bulle nach Böhmen kam, setzte sich Johann Huß dem entgegen. Er hatte die jungen Magister und alle Studenten für sich. Hieronymus wagte schon, die päpstliche Bulle zu verbrennen. Auch der König war anfangs für Huß; er wollte so viel Geld nicht nach Rom zahlen lassen. Dagegen erhob sich aber natürlich die gesamte übrige Christenheit. Sie war sich dem Schisma zum Trotz ihrer Einheit noch entschieden bewußt. Auch muß man gestehen, daß die Böhmen sich sehr schlecht verteidigten. Ja der König selbst wollte sich, als endlich eine päpstliche Bulle förmlich den Bann über Huß aussprach, nicht mehr für ihn erklären. Er entfernte ihn vielmehr wirklich aus Prag, um das Interdikt los zu werden. Indessen breitete sich unter seinem und der böhmischen Barone Schutz die Bewegung unaufhörlich weiter aus. Huß begab sich zuerst auf das Land, um da zu predigen. Dann aber eilte er, durch einige Zeugnisse bestärkt, welche ihm der Erzbischof und ein päpstlicher Ketzerrichter über seine Rechtgläubigkeit gaben, nach Konstanz, wo sich soeben wegen des fortdauernden Schismas ein Concilium versammelt hatte, um sich, eigentlich frei und ungezwungen, vor demselben zu stellen.

Neuntes Kapitel.

Das Konzil von Konstanz und die Hussitenkriege.

Ohne Beihülfe des Staates konnte die Kirche das Schisma nicht beseitigen. König Sigismund, der erst nach dem Tode seines Gegners Jobst allgemein anerkannt wurde, nahm sich nun dieser konziliaren Tendenzen mit größtem Eifer an. Er war ein Fürst, der zwar weder in seinen Erblanden, noch auch im Reiche eine wesentliche Macht besaß, wohl aber Geist, Talent und in dieser Sache guten Willen. Er genoß und benutzte den äußeren Glanz, den der Name römisch königlicher Majestät ihm gab. Mit unendlichem

Eifer und angeborener Beweglichkeit hat er sich für das Zustandekommen eines Konzils verwandt. Es ward dann in der That eine allgemeine Kirchenversammlung in Konstanz beliebt. Im November 1414 ward diese große Versammlung eröffnet. Man hat 33 Kardinäle, bei 350 Bischöfte, 564 Äbte, bei 2000 Doktoren daselbst gezählt. Aber auch eine große Anzahl von Herren und 10000 Ritter waren zugegen. Eben das gab dieser Kirchenversammlung einen eigentümlichen Charakter: es war die Mischung eines allgemeinen Conciliums und eines deutschen Reichstages, eine friedliche Begegnung weltlicher und geistlicher Macht.

Fragte es sich nun aber, wie man zu stimmen, welches Recht ein jeder geltend zu machen habe, so war es sehr rätlich, von der alten Form, wo hauptsächlich die Bischöfe alles entschieden hatten, abzugehen. Die Doktoren der Universitäten bestanden darauf, daß auch sie ein Stimmrecht haben müßten; ein ähnliches vindizierten sie den Fürsten. Allein nach welchen Abteilungen sollte alsdann gestimmt werden? Waren alle Nationen gleich repräsentiert? War es nicht möglich, daß sich die eine oder die andere den Beschlüssen nicht fügte? Man beschloß also, nach Nationen zu stimmen. Was entsprach auch mehr dem Sinne der Zeit und dem Gange der Dinge? Es war fast noch eher geschehen, als es angeordnet ward.

Hierauf kam man wieder auf den Gedanken zurück, daß, obwohl das Konzil von Pisa rechtmäßig gewesen sei, doch alle drei Päpste zur freiwilligen Abdankung vermocht werden müßten. Eben gegen den konziliaren Papst Johann XXIII. erhob man die lebhaftesten Anklagen. Er unterwarf sich anfangs der Cession, widerrief sie aber und ward endlich 1415 förmlich abgesetzt. 70 Artikel, sagt man, seien gegen ihn bewiesen worden. Einige wurden nicht vorgelesen, weil sie zu anstößig lauteten. Dann dankte Gregor XII. ab. Benedict XIII. dagegen bewies sich hartnäckig. Seine Obedienz umfaßte noch besonders die pyrenäischen Staaten. Sigismund unternahm eine große Reise durch Westeuropa eigens zu dem Zweck, ihm diesen Anhang zu entziehen, was denn auch gelang: die große Spaltung der abendländischen Kirche war überwunden. Nun hätte das Konzil vor der Neuwahl zu der längst beschlossenen Reformation schreiten und jeden künftigen Papst darauf verpflichten sollen. Allein man zog doch vor, vor allen Dingen einen neuen Papst zu wählen: Martin V. Nicht zu leugnen ist, daß durch die Absetzung der alten Päpste und die Wahl dieses neuen Konzil und Universitäten zu einer großen Autorität gelangten. Auch schritt man jetzt wirklich zu einigen Reformen, welche sich freilich zunächst nur auf das Recht des Konzils gegenüber dem Papsttum, sowie auf gewisse Geldangelegenheiten bezogen. Im übrigen vertraute man auf die an den Universitäten, zumal der Pariser, ins Leben getretenen Tendenzen. Nur war man weit entfernt, dabei eine von der allgemeinen Kirche so völlig und grundsätzlich abweichende Richtung gutzuheißen, wie sie in Prag zum Vorschein gekommen war.

Gleich zu Anfang des Konzils war Johann Huß von seinen einheimischen Gegnern vor demselben angeklagt worden. Im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit, im Vertrauen auf seine Überlegenheit beschloß er, sich zur Verantwortung zu stellen. König Sigismund versah ihn mit freiem Geleit; überall, wo er durchreiste, bewies man ihm rege Teilnahme. In Konstanz aber traf er all seine Widersacher: die hohen Kirchenbeamten, die Gegner Wiklefs, die Deutschen, einige persönliche Feinde, wie den Bischof von Leutomischl und Stephan von Palecz. Indem das Konzil dazu schritt, etliche Sätze Wiklefs neuerdings zu verdammen, machte man auch eine Menge ketzerischer Artikel aus den Schriften von Huß namhaft, die zum Teil eben als wiklefitisch verdächtigt wurden. Man verlangte von ihm deren Widerruf, den er indes standhaft ablehnte, weil er einige dieser vermeinten Irrtümer überhaupt nie gehegt habe, während man ihn in anderen Punkten nicht zu widerlegen vermöge. Viele unter den Anklagen, selbst die, welche die Lehre vom Abendmahl betraf, waren von geringem Belang; die vornehmste von allen, die Michael de Causis gegen Huß erhob, bezog sich auf seine Lehre von der Kirche, von der Idealität der unsichtbaren, der Unwürdigkeit der bestehenden. Den größten Anstoß erregten natürlich Sätze wie der, daß Kardinäle, welche nicht apostolisch lebten, nicht die Nachfolger der Apostel seien, oder andere, worin die Priester, ja auch die Doktoren der Theologie als Pharisäer bezeichnet zu werden schienen, oder wo es hieß, nur der sei ein wahrer christlicher Fürst, der nicht der Sünde verfallen sei. Stephan von Palecz hielt Huß entgegen, er verwechsele das Amt mit dem inneren Verdienst; es könne jemand recht wohl wahrer Papst oder Bischof sein, ohne daß er wahrer Christ wäre. Michael de Causis aber klagte Huß namentlich wegen seiner Verwerfung der priesterlich-weltlichen Gewalt an.

Sigismund hatte gemeint, wenn man ein Verzeichnis der angeblich ketzerischen Artikel und ihre Widerlegung nach Böhmen schicke, so werde alles geschlichtet werden können. Indes in Johann Huß war der Geist einer universalen Opposition gegen die bestehende Hierarchie ausgedrückt. Er hatte sich vor das Gericht derjenigen gestellt, in denen diese Hierarchie im allgemeinen repräsentiert war und sich behaupten wollte. Eben darauf beruhte der Gegensatz, daß diese Kirche die Summe der geistlichen, auf das Innere bezüglichen Gewalt zu sein behauptete vermöge ihrer Institution, Huß dagegen die Kirche aus bloßen Rechtgläubigen zusammensetzen wollte. Keiner seiner Artikel, so sagt er, sei dem Gesetz Christi und den Sprüchen der Kirchenväter entgegen. Er hegte den Idealismus, zu glauben, er werde die Gegner überreden; aber wie wäre das möglich gewesen: Männer, die selbst die sichtbare Kirche in sich repräsentierten, sollten sich ihm anbequemen, der dieselbe leugnete! Die Böhmen selbst nahmen sich in ihrer Mehrzahl des Landsmannes nicht an, obwohl sie daheim bereits die Kirchengüter eingezogen hatten. Als Huß zum Widerruf nicht zu bringen war, ward er zum Tode im Feuer verurteilt;

ein Schicksal, das alsbald auch seinen Schüler Hieronymus von Prag traf. Was sie zu Grunde richtete, war ein übertriebenes Vertrauen auf die Unwiderlegbarkeit ihrer Meinungen, eine sorglose Verwegenheit.

König Sigismund hatte auch deshalb dringend gewünscht, daß Huß widerrufe, weil er das sichere Geleit, das er ihm gegeben, sonst nicht halten konnte. Man stellte dem König von geistlicher Seite vor, daß einem Ketzer ein derartiges Versprechen nicht zu halten sei. Doch ist es ein vergebliches Bemühen, den König von Wortbrüchigkeit freizusprechen. Er wußte das selbst: er wollte sein Wort halten, aber er durfte es nicht. Das Konzil hat darüber in seiner neunzehnten Sitzung einen förmlichen Canon bekannt gemacht: aus freiem Geleit dürfe der geistlichen Gerichtsbarkeit kein Präjudiz erwachsen; was denn freilich ein furchtbarer Satz ist, aber aufs genaueste mit der herrschenden Theorie zusammenhängt. Man wollte die geistliche Macht von allen Störungen durch die weltliche Gewalt durchaus unabhängig erhalten. Sigismund sagt, er habe sich fügen müssen, weil sonst das ganze Konzil sich aufgelöst hätte. Er errötete, als ihm Huß einen Vorwurf darüber machte, aber er ließ es geschehen. Der Akt selbst war entsetzlich. Einen Mann, der anerkannt fromm und in den meisten Artikeln gut katholisch war, dem Feuer zu übergeben, nur weil er die allgemeine Verderbtheit der Priesterschaft heftig anklagte und befehdete: das war doch überaus stark! Huß, der mit großartiger Gelassenheit und sich als wahrer Christ zeigend den Tod ertrug, hat in einem Briefe gesagt, er sei nur ein Haustier, eine Gans — was sein Name bedeutet — die nicht hoch fliege, aber es würden andere nach ihm kommen, welche höher fliegen und die Schlingen zerreißen würden. Auf diese Weise lag die hierarchische Gewalt, mit dem Gesetze des Feuertodes bewaffnet, furchtbar über der gesamten gebildeten Erde.

An Huß ward so das alte Recht gegen die Ketzer vollstreckt, allein damit war seine Meinung keineswegs unterdrückt; im Gegenteil: an sein Andenken knüpfte sich die wildeste geistliche Revolution. Der große Gegensatz warf sich auf einen Punkt, der ein äußerlich erkennbares Abzeichen gewährte, jedoch sonst nicht eben der wichtigste war. Erst das Konzil von Konstanz selber hat den Genuß des Abendmahls in beiderlei Gestalt durch Laien, worüber sich Huß nur sehr zweifelhaft ausgesprochen hatte, förmlich verurteilt. Erst während Hussens Abwesenheit ward die entgegengesetzte Meinung, wie die Überlieferung will, durch ein paar Lehrer aus Dresden, Niklas und Peter, unter den Böhmen ausgebreitet. Jene hatten von der Notwendigkeit, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu empfangen, schon in Dresden gelehrt. Darauf waren sie von dem Bischof von Meißen verwiesen worden: sie begaben sich dann nach Prag. Hier errichteten sie eine Schule in der Neustadt und lehrten weiterhin auch, daß es kein Fegfeuer gebe, daß man die Heiligen nicht anbeten müsse, ja sogar, daß der Papst mit seinem Klerus der Antichrist sei. Der Inhalt dieser Lehren ist doch im Grunde der, daß sich von der Forderung und dem Wesen des Christentums ein so tiefer Begriff gebildet

hat, daß er sich der Gestalt, welche die Kirche angenommen, geradezu entgegengesetzt empfindet. Wer aber waren jener Niklas und Peter, woher kamen sie?

Gewiß ist, daß in Böhmen selbst besonders lebhaft Jacobellus von Mies die Lehre vom Laienkelch ergriff, die alsbald um so größere Fortschritte machte, da die böhmischen Herren und Ritter schon 1416 auf einem Landtage einen förmlichen Schluß vereinbart hatten, der ganz protestantisch dahin lautet: das Wort Gottes frei und ungehindert nach dem wahren Sinn der heiligen Schrift predigen zu lassen. Gleichzeitig erließen sie einen scharfen Brief an das Concilium. Die Herren schlossen dann ein Bündnis auf sechs Jahre. Es waren jedoch auch einige katholisch Gesinnte da, die das Interdikt beobachten wollten: diese wurden mit den Waffen besiegt. König Wenzel gestattete die Ernennung hussitischer Priester und die Austeilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt; die Universität erklärte sich unter ihrem Rektor selbst hierfür. Im Jahre 1417 legten die Barone schon ihren Predigern den Zwang auf, den Laien den Kelch darzureichen. Vergebens waren alle Abmahnungen des Konzils, des neuen Papstes und des Königs Sigismund. Durch Landtagsbeschluß wurde Böhmen von jedem fremden geistlichen Gericht eximiert. Ein päpstlicher Gesandter, Johann von St. Sixt, bekam schon darum kein Gehör bei dem Hofe, weil er Wenzel den Titel eines römischen Königs versagte. Auf die Vorstellung der Bürgermeister der drei Prager Städte wurden drei bestimmte Kirchen daselbst angewiesen, wo das Abendmahl in beiderlei Gestalt gespendet werden sollte.

Die Privilegien der Universität waren inzwischen vom Konzil suspendiert worden; der neue Papst hatte die Mächte der Christenheit gegen die Hussiten aufgefordert. Auch Gerson war der Meinung, daß man sie mit weltlichen Mitteln bekämpfen müsse. Die Frage war nur, ob das Land sich der Autorität des Conciliums gegenüber zu halten vermögen werde. Wenzel war mächtig genug; wenn er sich mit seinem Volke für ein so wichtiges Interesse verbündete, wer wollte ihm etwas anhaben? Allein er selbst war — vielleicht aus Besorgnis vor einer soeben aufkommenden extremen Richtung — schon wieder zweifelhaft geworden. Es hieß, er fürchte, man werde ihm einen Gegenkönig setzen, der dann mit ihm als Böhme aus einem Kelche trinke. Er entfernte seine hussitische Umgebung und schien im Begriff, sich von der Bewegung abzusondern, als er starb (16. August 1419). Hierdurch erhielt nun Sigismund, der das Konzil zu Konstanz gelenkt hatte, alle Anrechte auf den böhmischen Thron. Kein Wunder, daß der Aussicht auf seine Erbfolge gegenüber die Erregung der Gemüter desto heftiger ward: die exaltierte Partei bekam mehr und mehr das Übergewicht.

Denn schon vordem war auch eine andere, bei weitem entschiedenere Meinung in Böhmen entwickelt worden. Der Enthusiasmus, von keinem überlegenen Geiste gezähmt, übertrieb sich selber. In dem Städtchen Austi fanden sich bei einem Tuchmacher eine Anzahl aufgeregter Personen zusammen,

welche die Universität vergeblich im Zaume zu halten versuchte. An sie schlossen sich zwei von Wenzel bei seiner letzten Sinnesänderung abgefallene Günstlinge an, Nikolaus von Pistna und Johann Zizka von Trocnow. Auf dem Berg Hradestin befestigten sich die exaltiertesten Massen; sie nannten ihn Tabor. Die Taboriten hegten die schrecklichsten schwärmerischen Neigungen. Nach ihren Theorien sollte nichts übrig bleiben, als die Bibel; keine alte Einrichtung, kein altes Gesetz sollte bestehen. Ihre vornehmste Waffe war und blieb der fanatische Enthusiasmus, mit dem sie gerüstet waren. Sie verschmähten Gelehrsamkeit und freie Künste; sie meinten, einen Grad an der Universität suchen, laufe wider das Evangelium Christi. Von keinem Ritus noch Ornat bei einer heiligen Handlung wollen sie wissen. Es ist eine weltstürmerische Gesinnung, bei welcher nichts übrig bleibt, als ein trockener Begriff. Ihre Richtung war kirchlich durchaus destruktiv und revolutionär. Sie zerstörten alle Klöster, selbst die Kirche halten sie für eine Erfindung des Satans; sie schafften die Altäre ab, zerstörten Monstranzen, Kelche, ja selbst die Rituale und Gesangbücher. Man sagt, daß anderswo verjagte Begharden ihnen noch besondere Antriebe zuführten. Im Jahre 1420 haben sie ihre Lehre in 20 Artikeln formuliert. Sie glaubten, sie seien die Racheengel Gottes.

In Prag selbst, noch vor Wenzels Augen, hatten sie ihre Tumulte begonnen und am 30. Juni 1419 mehrere Mitglieder des Stadtrats aus dem Fenster geworfen. Nach Wenzels Tode fingen sie an, alle Andersgesinnten zu verfolgen; sie schlugen die Truppen der Königinwitwe und der Barone, die sich mit ihr verbündeten. Nicht im mindesten waren sie geneigt, die Ansprüche Sigismunds auf ihren Thron anzuerkennen: Zizka erklärte, Sigismund sei der ärgste Feind des Volkes. So erhebt sich aus der Tiefe der katholischen Gesellschaft eine sie geradehin negierende, wahrhaft verderbliche Meinung. Wäre das böhmische Volk einig geblieben, so würde man seiner niemals Herr geworden sein. Allein diese wilde Lehre der Taboriten erweckte doch bei den einigermaßen vernünftigen Leuten Abscheu und Widerwillen. Zunächst zwar, indem Sigismund zur Krone zu gelangen gedenkt und einige Gewaltsamkeiten gegen die Utraquisten erfolgen, bekommen die Taboriten die Oberhand; Prag konföderiert sich mit ihnen. Dagegen befestigt sich in der Stille eine gemäßigtere Partei derer, welche Schrift, Kirchenlehre und wohlbegründete alte Schlüsse der Kirche, auch die sieben Sakramente, festhalten wollen und sogar zugeben, daß auch in Einer Gestalt das ganze Sakrament vorhanden sei. Dies sind die Grundsätze der utraquistischen Synode von 1421.

Inzwischen aber hatte sich das Königtum Sigismunds den vorwaltenden Taboriten energisch entgegengesetzt und sie mit deutschen Kräften zu bekämpfen begonnen. Das deutsche Reich hatte sich selbst noch einmal unbedingt an die Kirche angeschlossen. Es wurde dann dafür weit und breit verwüstet, aber ein großer Vorteil war es doch, daß es an der allgemeinen Idee der Christenheit noch festhielt. Wie viel Züge hat man vergebens gegen die Böhmen

gethan! Sie waren zunächst auch im Felde unüberwindlich. 1420 belagerte Sigismund Prag; er ließ sich krönen, aber die Stadt konnte er nicht einnehmen. 1421 hatten die Meißener einige Vorteile erfochten, aber der König zögerte zu lange, zu ihnen zu stoßen: das deutsche Heer zog sich ohne Kampf zurück. Bei Deutschbrod wurde Sigismund 1422 vollständig von Zizka geschlagen. 1423 war er schon dahin gebracht, auf eine Abkunft mit Zizka zu denken und ihm die Statthalterschaft in Böhmen anzubieten. Mittlerweile waren zwischen den beiden Parteien der Hussiten mehrfach Versöhnungsversuche gemacht worden. Die Utraquisten beriefen den litauischen Fürsten Sigismund Korybut, einen Neffen Witolds, der von Zizka 1421 als König anerkannt wird und eine Zeit lang die Vereinigung von beiden Richtungen in sich darstellt. Da starb Zizka im Jahre 1424. Zizka, unter einer Eiche bei Trocnow geboren, wo seine Mutter Schnitter beobachtete, dann ein Schüler von Huß, am Hofe Wenzels in den Waffen geübt, führte sein Heer, auch nachdem er beide Augen verloren, unaufhörlich zum Siege. Er ließ sich auf einem hohen Wagen, bei der Hauptfahne stehend, die Lage, den Ort und die Stellung der Feinde beschreiben: so gab er seine Befehle. Er war so recht der geborene Anführer einer wildnationalen Armee.

Die Fanatischen hatten ihr Oberhaupt verloren und entzweiten sich — die einen unter dem großen Prokop; die anderen, die „Verwaisten", unter einem Kriegsrat, an dessen Spitze der kleine Prokop stand — aber desto furchtbarer schienen sie zu werden. Als die Sachsen im Jahre 1426 wieder in Böhmen einbrachen, kam es zur Schlacht bei Außig: die Sachsen wurden nach hartnäckiger Gegenwehr am 16. Juni vollkommen geschlagen. Im Jahre 1427 drangen die Sachsen nochmals vor, aber sie erwarteten diesmal den Anfall der Hussiten gar nicht. So wie sie sich zurückgezogen hatten, brachen die Hussiten selbst über das Gebirge und trugen die Verwüstung unaufhaltsam in die Lande. 1430 rüstete man noch gegen sie, als sie schon hervorbrachen, die Sachsen bei Grimma schlugen und ganz Meißen verwüsteten. 1431 jagten sie ein großes Kreuzheer der Deutschen bei Tachau in die Flucht und drangen hernach von allen Seiten vor: nach Mähren, Schlesien, Ungarn, Meißen u. s. f. Prokop der Kleine jagte die Österreicher aus Mähren, Prokop der Große die Schlesier, die bis Saaz gekommen waren, aus Böhmen. Dann vereinigten sich beide und gingen nach Ungarn. Beide vereint finden wir später in der Mark Küstrin berennen. Ihr Kunstgriff in der Feldschlacht war, daß sie eine große Wagenburg aufschlugen, die sie mit doppelten Ketten an einander schlossen, hinter der dann die Böhmen mit ungeheuren Tartschen standen, welche sie vor sich in der Erde befestigten. Diese Befestigung hielt den Feind gewaltig auf; hatte er sie aber je durchbrochen, so sprangen sie selbst zum Angriff auf. Ihre Spieße waren mit langen Haken versehen, an denen sie die Reiter von den Pferden zogen. Sie wußten sich auch der Geschütze wohl zu bedienen.

Fragt man nun aber, ob etwas Positives von ihnen zu erwarten war, irgend ein Heil für die Welt, so geselle ich mich denen zu, die das leugnen. Wandten sich doch, wie gesagt, auch unter ihren Volksgenossen die Gemäßigteren mit Widerwillen von ihnen ab. Die calixtinische Richtung gewann angesichts der allgemeinen politischen und socialen Zerrütung im Lande mehr und mehr Boden; mit ihr aber schien auch der übrigen Welt, zumal den Deutschen, die am meisten unter diesem verheerenden Kriege litten, eine Aussöhnung möglich. Eigentlich darum ward im Jahre 1431 ein neues großes Konzil in Basel eröffnet, dessen Berufung man, auf die Dekrete von Konstanz gestützt, dem widerstrebendem Papste Martin V. kurz vor seinem Ende abgewann. Vergebens strebte der neugewählte Eugen IV., die Versammlung wieder aufzulösen, welche infolge dessen eine beiweitem schroffere Haltung gegen das Papsttum annahm, als die Konstanzer Synode. Einen völligen Bruch zwischen Basel und Rom verhinderte wenigstens für die ersten Jahre König Sigismund, der sich 1433 die Kaiserkrone aus der Hand Eugens IV. holte, im übrigen aber an der Berechtigung der konziliaren Tendenzen festhielt. Es waren dann eben das Konzil weit mehr als der Papst, und die deutschen Reichsfürsten, unter ihnen besonders Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg, ohne viel Rücksicht auf den Kaiser, welche den Frieden mit der gemäßigten Partei der Hussiten zustande brachten. Für das Reich ward derselbe zu einer unbedingten Notwendigkeit, da ein erneuter Angriff der Deutschen 1431 bei Tauß abermals mit schimpflicher Flucht geendet hatte. Die Niederlagen, die man in den Hussitenkriegen erlitt, lassen sich in ihrer Bedeutung den Tagen von Nikopolis und Tannenberg an die Seite stellen: die deutsche Nation vermochte in ihrer aufgelösten Verfassung den emporkommenden nationalen Kräften im östlichen Europa nirgend mehr Stand zu halten.

Die gemäßigt hussitische Meinung ward auf dem Konzil durch Johann Rokyczana vertreten, der in Basel selbst noch wenig ausrichtete, weil hier die rechtgläubige Kirche doch zu stark repräsentiert war. Umgekehrt fand die Gesandtschaft, welche das Konzil darauf seinerseits nach Böhmen schickte, anfangs bei den Baronen lebhaften Widerstand. Indessen war es für die Utraquisten selbst im höchsten Grade erwünscht, sich mit dem Konzil zu verständigen, sowie diesem mit ihnen: auf beiden Seiten trat man einen Schritt zurück. Auf diese Weise kam es zu den Prager Kompakten von 1433, in welchen die Kirchenversammlung von Basel in der That die vier von den Böhmen aufgestellten Artikel unter einigen Einschränkungen anerkannte. Den Böhmen ward dadurch freie Religionsübung in wesentlich nationalen Formen, darunter auch das Abendmahl unter beiderlei Gestalt erlaubt. Nur die Taboriten wollten schlechthin von keiner Unterwerfung unter den Papst hören, unter keiner Bedingung. Erst durch einen wirklichen inneren Krieg konnte die Revolution überwunden werden. Katholiken und Utraquisten in Böhmen reichten einander dazu die Hand. Die Herren vereinigten sich zu einer Regentschaft unter Meinhard von Neuhaus. Die beiden Parteien, die Calixtiner

und Herren auf der einen, die Taboriten auf der anderen Seite, rückten einander entgegen, die Herren zuerst; dann stellten sich auch die beiden Prokope ins freie Feld. Sie hatten den größten Teil der Städte auf ihrer Seite und waren entschlossen, den ganzen Adel auszurotten. Es war dahin gekommen, daß hier eine militärisch-fanatische Republik aufgerichtet werden sollte. Aber Prokop der Große vergaß in seinem Eifer die bisherige Klugheit, sich hinter seiner Wagenburg zu halten. Er ward gänzlich geschlagen, bei Lipan am 30. Mai 1434.

Allmählich bequemten sich die Böhmen dann auch, Sigismund als ihren König anzuerkennen; aber die bedeutendsten geistlichen Zugeständnisse mußte er ihnen machen. Er mußte versprechen, die vier Artikel, sogar noch erweitert, halten zu wollen, den böhmischen Landherren, Prag und den übrigen bischöflichen Städten Anteil an der Wahl des Erzbischofs und der Bischöfe zu verstatten, Tabor als königliche Stadt anzuerkennen; ja er mußte sogar am 20. Juli 1436 den Städten den Besitz der eingezogenen Kirchengüter bestätigen. Gleichwohl war die hussitische Bewegung wenigstens in ihren exaltierten Übertreibungen damit niedergeworfen. Es war zugleich ein Sieg des Adels und der alten Verfassung. Insofern die Taboriten sich mit den Städten vereinten, um den Adel auszurotten, hatten sie einen ideellen Zusammenhang mit dem allgemeinen Kampf der Epoche zwischen Adel und Städten; aber sie wurden besiegt.

Wäre die höchste Gewalt in Deutschland stärker gewesen, so würden die Hussiten zu Grunde gerichtet worden sein, wie die Albigenser. So aber hielt sich doch die calixtinische Meinung im deutschen Reich aufrecht, und die Kirche war schwach genug, es nachzugeben. Es erhob sich in den Gebieten des deutschen Reiches, unmittelbar in dem Lande des Kaisers eine eigentümliche, in Kampf und Widerstand gegründete unüberwundene Kirche, welche sich den übrigen unabhängigen Gewalten zugesellte. Die Böhmen hatten den Einfluß sowohl der Deutschen, als der römischen Kirche mit den Waffen zurückgewiesen. Man könnte fragen, ob ihnen selber dies nützlich gewesen ist; für die allgemeine Entwickelung war es ein bedeutendes Moment.

Es ist offenbar, daß die Gefahr vor den Hussiten zuerst wieder ein gewisses Leben in das Reich brachte. Auf der Versammlung in Nürnberg 1421 beschlossen die Kurfürsten, nur gemeinschaftlich gegen die Hussiten vorzugehen. 1422 ward ein Reichstag gehalten, auf welchem man, wie berührt, die erste Matrikel gemacht hat, die schon hier auf Geld anzuschlagen die Absicht war, was aber die Städte verhinderten. So ward ein Versuch gemacht, sich zu vereinigen, doch war es eigentlich nicht gelungen, und man war doch überaus schwach. Eben dies hatten die Unternehmungen gegen Böhmen zur Anschauung gebracht. Es war weder an Frieden, noch an Verfassung zu denken. Am 26. August 1436 empfing Sigismund auf dem Altstädter Ring zu Prag auf dem Throne sitzend, mit der böhmischen Krone geziert, den Treuschwur der Bürger. Am 9. Dezember 1437 ist er zu Znaim gestorben.

Zehntes Kapitel.

Momente der deutschen Geschichte im weiteren Verlaufe des 15. Jahrhunderts.

Daran war eigentlich schon seit dem Untergange des staufischen Geschlechts niemals ernstlich gedacht worden, die Reichsgewalt an und für sich als solche zu realisieren. Jene mindermächtigen Fürsten, welche in der späteren Zeit auf den Thron gelangten, suchten sich vor allen Dingen stets eine bedeutende Hausmacht zu verschaffen: diese ihre autonome landesfürstliche Stellung war es dann, worauf im Grunde regelmäßig auch ihr königliches Ansehen im Reiche beruhte. Die Verhältnisse, wie sie Rudolf von Habsburg vorfand, leiteten ihn und infolge dessen auch seine Nachfolger zu dem Bestreben, diese territoriale Grundlage des wiederhergestellten Königtums vornehmlich im Südosten, in Österreich, Böhmen und den angrenzenden Gebieten zu suchen. Die ersten Versuche, auf das eine oder andere Land, neben jenen beiden besonders beharrlich auch auf Meißen gerichtet, führten zu keinem dauernden oder doch nicht zu einem ausreichenden Erfolge. Erst dem luxemburgischen Hause gelang es, in den östlichen, halb slavischen Marken des Reichs eine kompaktere Macht zu begründen. Wenn Sigismund sich veranlaßt sah, Brandenburg an die befreundeten Hohenzollern abzugeben, so behauptete er doch nicht bloß die böhmischen Nebenlande Mähren, Schlesien und die Lausitz, sondern, wiewohl erst nach unablässiger Anstrengung, Böhmen selbst und vereinigte hiemit überdies die Herrschaft über das dem Reiche benachbarte Ungarn. Er starb, ohne daß von dem ganzen Hause der Luxemburger mehr, als eine Dame übrig geblieben wäre, seine Tochter Elisabeth, die mit Erzherzog Albrecht von Österreich vermählt war. Hierdurch erhob sich nun Österreich zuerst zu Ansprüchen, die ihm eine europäische Bedeutung gaben, womit natürlich zugleich eine Rückwirkung auf die Verhältnisse des deutschen Reiches verbunden war.

Sigismund hatte Österreich früher den größten Schaden zugefügt. Daß sich Friedrich von Tirol — mit der leeren Tasche — bewegen ließ, Papst Johann XXIII. zur Flucht aus Konstanz behülflich zu sein, half diesem nichts und brachte ihn, den Herzog selbst, ins Verderben. Der König selbst war damals nicht mächtig, aber er hatte die alten Feinde von Österreich, die schweizerischen Eidgenossen, auf seiner Seite: in einem Moment war Friedrich aller seiner vorderen Lande beraubt und dahin gebracht, sich in die Gnade des Königs zu ergeben. Die Schweizer, jetzt nicht mehr zufrieden frei zu sein, sondern begierig Herren zu werden, eroberten und behielten den Aargau. In allen vorderen Landen ward die so mühselig gegründete österreichische Herrschaft tief herabgebracht. Wie reichen Ersatz aber gewährte alsdann dem Hause jene Ehe Albrechts mit der Kaisertochter! Einst war Österreich eben

durch Luxemburg aus der Würde des Reiches verdrängt worden: als Erbe von Luxemburg kehrte es jetzt zu derselben zurück. Unmittelbar nach Sigismunds Tode erlangte Albrecht die Krone von Ungarn. In Böhmen freilich machte die national-slavische Partei einige Schwierigkeit, sie wählte einen polnischen Prinzen; aber sie ward durch die vereinigte Hülfe von Bayern, Sachsen und Brandenburg, zuletzt durch einen Einfall in Böhmen selbst, zur Unterwerfung gebracht. Schon zuvor aber, im März 1438, hatten die Kurfürsten, in der Einsicht, daß es zur Aufrechterhaltung der Reichshoheit einer überwiegenden Macht bedürfe, Albrecht II. auch zum römischen König gewählt.

Albrecht II. war eine tüchtige Persönlichkeit, ein starker, ernster, stattlicher, militärischer Mann; er ward nie ohne Schwert an seiner Seite gesehen: Sigismund hat ihn als einen Spiegel der Ritterschaft bezeichnet. Nach kurzem Bedenken nahm er die Krone an; allein er hat sie eigentlich niemals wirklich empfangen. Durch die Einfälle der Türken in Ungarn zurückgehalten, starb er daselbst noch inmitten der ersten Erwartung schon im Oktober 1439 an einer Krankheit, erst 42 Jahr alt, ohne das Reich auch nur betreten zu haben. Erst nach seinem Tode wurde ihm ein Sohn geboren, Ladislaus, der, in Ungarn und Böhmen als Nachfolger anerkannt und zugleich Erbe des Erzherzogtums, jene schon von Albrecht I. erstrebte, durch Albrecht II. verwirklichte Kombination der drei Länder, auf der die spätere österreichische Monarchie ihrem Wesen nach beruht, wenn auch ohne das Kaisertum fortzusetzen berufen schien. Allein auch Ladislaus lebte nur bis 1457 und nach seinem Tode erhoben beide Reiche einheimische Fürsten, die Ungarn Matthias Corvinus, die Böhmen Georg Podiebrad.

Der letztere erwarb sich das Verdienst, daß er die ständischen, mit den Vorrechten der Calixtiner vereinigten Gerechtsame aufrecht erhielt. Er war schon unter Ladislaus der mächtigste Mann gewesen und hatte ihn z. B. genötigt, seine Vermählung in Prag anzusetzen; aber ehe noch dies geschah, starb der junge König an der Pest: wie ein Licht verlischt, sagt eine Chronik. Podiebrad hatte die Wehrkraft der Städte und die Utraquisten auf seiner Seite. Er wurde nach einer Rede Rokyczanas, die ihn dazu empfahl, selber zum König gewählt (7. Mai 1458). Er behauptete sich in einer stolzen Haltung dem Papst und dem Klerus gegenüber. Ich denke, daß dieser Mann mehr als jeder andere die Aufrechterhaltung der abweichenden Doktrinen, die nun einen unaufhörlichen Einfluß auf Deutschland hatten, bewirkt hat. Damit war jedoch naturgemäß eine nationale Selbständigkeit Böhmens dem Reiche gegenüber verbunden, welche bei der Schwäche des letzteren eine ernste Gefahr in sich schloß. Fast als einen Gewinn für die deutsche Sache muß man es unter solchen Umständen ansehen, daß der glänzende Herrscher von Ungarn, Matthias Corvinus, obwohl er seinerseits Österreich seine Überlegenheit fühlen ließ, doch auf der anderen Seite, besonders in Schlesien, einer Befestigung des tschechischen Regiments im Wettkampf mit Podiebrad kräftig entgegenwirkte. Wie dem auch sei: am Tage liegt, wie durch das

Ereignis von 1457, den Hingang des Ladislaus Posthumus und die Auflösung jener luxemburgisch-habsburgischen Kombination zwischen Österreich, Böhmen und Ungarn, die erst nach 70 Jahren wieder ins Leben trat, sich die Machtverhältnisse im Südosten des Reichs in das Gegentheil verkehrten. Aufs empfindlichste hatte unter diesem plötzlichen Umschwung die Repräsentation der obersten Gewalt im Reiche selber zu leiden.

Zu dieser war inzwischen durch die Wahl der Kurfürsten am 2. Februar 1440 der Habsburger Friedrich III. befördert worden, ein Vetter Albrechts II., Enkel des bei Sempach gefallenen Leopold, von der steirischen Linie, deren Besitz, Steiermark, Kärnthen und Krain, er indes mit einem jüngeren Bruder Albrecht zu teilen hatte, mit welchem er sich niemals vertrug, vielmehr — zumal nachdem auch das Erzherzogtum nach Ladislaus' Tode dieser Linie zugefallen war — in unaufhörlichen Irrungen und Kriegen zu streiten hatte. Tirol war in den Händen eines Vetters Sigismund. Da nun Ungarn und Böhmen an Ladislaus und nach dessen Abgang an jene einheimischen Gewalthaber fielen, wie denn Friedrich in der That keinerlei Erbanspruch auf diese Kronen hatte; so fehlte nicht viel daran, daß dieser, wenn sein Vorgänger der mächtigste unter den deutschen Fürsten gewesen, für sich selbst vielmehr den ohnmächtigsten von ihnen beizuzählen war. Ja er ist während seiner langen Regierung — der längsten auf dem deutschen Thron, von 1440—93 — trotz des königlichen und kaiserlichen Namens in der That zuweilen der allerohnmächtigste gewesen. Desto bezeichnender für die Zustände des Reichs ist unter solchen Umständen seine Wahl. Anders war es wohl nicht, als daß außer ihm ein wirklicher Bewerber nicht vorhanden war, daß sich niemand mehr recht getraute, das Königsamt über sich zu nehmen. Dagegen besaß Friedrich selbst ungeachtet seiner Schwäche, die ihn hinderte, mit Nachdruck aufzutreten, auf der anderen Seite eine merkwürdige, geradezu unverwüstliche Zuversicht auf das Emporkommen seines Hauses. So vollkommen gleichgültig er sich jederzeit gegen die Interessen des Reichs verhielt, so sicher behielt er die seiner eigenen territorialen Macht im Auge. Er eröffnet die Reihe jener engherzigen, phlegmatischen, aber zäh ausdauernden und festhaltenden Naturen, die hernach in dieser Familie öfters zum Vorschein gekommen sind. Von dem unternehmenden Wesen der früheren Habsburger, das in seinem Sohne Maximilian wiederkehrt, ist kein Zug in ihm. In noch schärferem Kontraste steht er zu den schwungvollen, beweglichen Gestalten der vornehmsten Luxemburger; selbst mit Wenzels immer von Leidenschaft erfülltem Hinbrüten läßt sich sein kühles Zuwarten, sein unerschütterliches Ausharren, das zuguterletzt mit wunderbarem Erfolge gekrönt ward, nicht vergleichen.

Gleich in seinen ersten Jahren hat Friedrich III. in der wichtigsten allgemeinen Angelegenheit der Zeit, in der kirchlichen Frage, den Geschicken des Reichs eine verhänignisvolle Wendung gegeben. Das Konzil von Basel, auf welchem die Idee der Reform der Kirche in dem Kreise der zahlreich erschienen Doktoren der Universitäten ungleich entschiedener vertreten war, als

vordem in Konstanz, war mit dem Papsttum bald in den heftigsten Zwiespalt geraten. Es faßte die radikalsten Beschlüsse zum Behuf der Einschränkung der päpstlichen Gewalt über die Landeskirchen; vor allem auf Beseitigung der fiskalischen Übergriffe des römischen Stuhles war es dabei abgesehen. Man dekretierte die Freiheit der kanonischen Wahlen, Abschaffung der Annaten, Palliengelder und Sporteln, Beschränkung der Appellationen u. s. w. Die Autorität der Konzilien ward so kräftig wie möglich eingeschärft: ohne sie anerkannt zu haben, sollte hinfort kein Papst den Anspruch auf Obedienz erheben dürfen. Kein Wunder, daß Eugen IV. den Vorwand ergriff, den ihm das Erscheinen einer von dem byzantinischen Kaiser selbst begleiteten Deputation der griechischen Kirche darbot, welche in ihrer Bedrängnis durch die Türken Vereinigung mit der römischen in Aussicht stellte, um das Konzil in den Bereich seines eigenen Einflusses nach Ferrara und später nach Florenz zu verlegen. Die Baseler Väter antworteten mit einem Prozeß gegen Eugen, der mit dessen Absetzung endigte; das Konzil ernannte darauf in der Person eines alten Herzogs von Savoyen einen eigenen Papst, Felix V. Diese Spaltung benutzten die Franzosen, um durch Annahme der Baseler Dekrete in der pragmatischen Sanktion von 1438 eine Art von Nationalkirche bei sich zu gründen. Auch die Deutschen aber erklärten sich für die Dekrete. Die Kurfürsten aber beschlossen zugleich, sich während des neuen Schismas zwischen Rom und Basel neutral zu verhalten. Albrecht II. erwarb sich das Verdienst, diesen Beschlüssen als römischer König ausdrücklich beizupflichten.

Da war es nun von der höchsten Bedeutung, daß Friedrich III. diese Politik der Neutralität und damit die Sache der kirchlichen Reform überhaupt aufgab und das meiste dazu beitrug, das Reich, ohne daß die allgemeinen Beschwerden gehoben worden wären, in die römische Obedienz zurückzuführen. Gewiß wird man das Talent des päpstlichen Unterhändlers nicht gering anschlagen dürfen: es war jener Aeneas Sylvius, welcher, wie man weiß, Frivolität und Bildung, rücksichtslose List mit Verständnis der vorwaltenden Zeitströmung zu verbinden wußte. Auch ist es nur allzu wahr, daß sich bei den deutschen Fürsten auf die Dauer nicht der rechte Sinn für den nötigen festen Zusammenschluß gefunden hat: sie ließen sich großenteils einzeln durch Sondervorteile, um nicht zu sagen Bestechung, von der Kurie gewinnen. Unzweifelhaft jedoch ist darin nicht allein am weitesten, sondern auch den übrigen voran König Friedrich III. selbst gegangen; ja er hat aus eigenen Mitteln dazu beigesteuert, deren Überredung ins Werk zu setzen. Er trägt die Hauptschuld an dem für die deutsche Nation so fruchtlosen und kläglichen Ausgang der großen konziliaren Bewegung. Er war eben weder fähig noch gewillt, eine neue Ordnung der Dinge anzunehmen, so wenig damals auf kirchlichem Gebiet, wie nachher auf dem politischen Boden der Reichsverfassung. Mit Sympathie und Bewußtsein trat er auf die päpstliche Seite zurück. So schloß er mit dem Nachfolger Eugens, Nikolaus V., jenes Wiener Konkordat, das im folgenden Jahre (1449) zu Aschaffenburg als

Reichsgesetz vollzogen ward, wodurch die deutsche Kirche dem römischen Stuhle abermals ebenso tributpflichtig wie unterwürfig wurde. Wenn wir der späteren Entwickelung gedenken, werden wir das vielleicht nicht eben bedauern mögen: die Reformation des 16. Jahrhunders hat die Stärke ihrer Impulse wesentlich mit daher empfangen, daß sich im 15. eine Abstellung der Mißbräuche nicht erreichen ließ. Welch ein Rückschritt aber war es doch an sich betrachtet, daß 100 Jahr nach dem Ausgang Ludwigs des Bayern das Oberhaupt des Reiches in einer beiweitem günstigeren Lage gegenüber Rom ohne Bedenken zur Wiederherstellung der päpstlichen Gewalt über Deutschland schritt, in einem Umfange, daß dagegen die kaiserliche so gut wie vollständig in Schatten trat!

Friedrich III. hat im Jahre 1452 noch einmal als der letzte, zum Dank für sein Verhalten in der kaiserlichen Sache, in Rom die Kaiserkrone empfangen. Aber nicht er, der Kaiser, hatte noch etwas in Italien zu sagen: sehr viel dagegen nach dem, was sich soeben ereignet, der Papst in Deutschland. Er war sozusagen Mitregent im Reich, d. h. er übt in der Auflösung aller Ordnung, wie sie um die Mitte des 15. Jahrhunderts eintritt, eine alles Zusammenhalten vollends zersetzende Gewalt aus. Er zieht weltliche Streitigkeiten vor sein Forum, wie die Soester zwischen Cleve und Köln, die Gröninger zwischen Utrecht und Ostfriesland. Er hat von Rom aus Zölle bestätigt, so 1472 einen im Trierischen. Durch seine Provisionen vergabt er Bistümer oder Pfründen an italienische Priester; einen Erzbischof von Mainz, Erzkanzler des Reichs, setzt er ab, weil er die Kosten des Palliums nicht bezahlt hat. Fast unaufhörlich ergeht sein oder seiner Kommissarien Bann: wie viele Fürsten sind darin gestorben! Wie viele Städte hat das Inderdikt getroffen: in Braunschweig blieben die Kirchen dreizehn Wochen lang geschlossen, weil ein Bürger dieser Stadt sich weigerte, eine überdies ziemlich zweifelhafte Geldforderung an einen Hildesheimer zu zahlen. Von Jahr zu Jahr durchzogen päpstliche Ablaßverkäufer das Land: in der Mark Brandenburg allein finden wir sie von 1479—1500 in fünf verschiedenen Expeditionen. Friedrich III. war mit alledem zufrieden; er hatte sich in ein untergeordnetes Verhältnis gegenüber dem Papste gefunden. Er ließ zu, daß ein weltlicher Kurfürst, den er allezeit verwarf und bekämpfte, Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, von Rom als solcher anerkannt wurde. Die Reichstage waren königliche und päpstliche zugleich; oft erschien dort der päpstliche Kommissar eher, als der königliche. Nur in solcher Allianz mit der Autorität von Rom glaubt der Kaiser im Reich etwas ausrichten zu können. Reich und Kirche wurden auch von anderen der Idee nach als gleichartig betrachtet; wir finden als Zweck von Bündnissen angegeben: Stifter und Fürstentümer bei der heiligen Kirche und bei dem heiligen römischen Reich in Ehre und Würdigkeit zu behaupten. Von einem deutschen Königtum, von Deutschland ist dabei niemals die Rede; es ist noch immer angeblich das römische Reich der Cäsaren, in Wirklichkeit kaum noch der Schatten eines einheitlichen Staatsgebildes.

Wenn es der Zweck gewesen wäre, mannigfaltiges Leben zu gründen: niemals gab es eine größere, lebensvollere Mannigfaltigkeit, als Deutschland in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Aber einmal: es fehlte durchaus an einer gesicherten Weltstellung nach außen. Wie Ungarn und Böhmen unter Matthias und Podiebrad, so erhob sich im Nordosten Polen auf Kosten des Reiches: der Orden, mit seinen eigenen deutschen Unterthanen zerfallen, verlor im zweiten Thorner Frieden 1466 Westpreußen und selbst für Ostpreußen die Selbständigkeit an die polnische Krone. So begann im Norden die Verwickelung der holsteinischen Verhältnisse mit den dänischen. Wir werden sogleich sehen, wie das westliche Niederdeutschland von dem burgundischen Zweige der Valois in Besitz genommen ward. Selbst gegen den Oberrhein erfolgte ein französischer Angriff durch die Armagnaken. Von allen Seiten dringen eben fremde Elemente ein. Indessen ich sehe in der äußeren Unabhängigkeit nicht das einzige Objekt des nationalen Lebens: dies liegt fast noch mehr in der Entwickelung der inneren Kräfte und dem von ihr abhängigen Fortgang der nationalen Hervorbringungen. Wie aber konnte hievon ohne Gesetz und Ordnung die Rede sein?

Das Reich stellte eine Fülle von einzelnen Selbständigkeiten dar, die jede für sich selbst da war, in der größten Mannigfaltigkeit und dem produktivsten Lebenstriebe: geistliche und weltliche Fürstentümer, Städte, Orden u. s. f. Vielfach aber weiß man nicht einmal, wer unmittelbar zum Reiche gehört und wer nicht. Mit großer Willkür werden die Ausschreiben zu den Reichstagen verfaßt. Man hat keine Formen für die Beratungen; es ist nicht bestimmt, ob die Städte an denselben teilzunehmen haben oder nicht. So sind auch allenthalben die Grenzen der Landeshoheit in den einzelnen Fürstentümern weder nach oben, noch nach unten festgesetzt; fast allenthalben ist der Adel in Insurrektion gegen die Landesfürsten: hie und da finden wir, daß diese die Weigerung ihrer Edelleute, sich vor ihr Gericht zu stellen, mit nichts anderem zu strafen wissen, als daß sie ihnen ihren Schirm entziehen. Es ist sehr bemerkenswert, daß der Hansebund, der in dieser Zeit die größte Handelsmacht in Europa ausmachte, mit Ausnahme von Lübeck und wenigen anderen, größtenteils aus landsässigen, mittelbaren Städten bestand, die dann natürlich ihren Landesherren nur einen höchst beschränkten und ungewissen Gehorsam leisteten. Mit der inneren Autonomie war überhaupt eine natürliche Schwäche aller einzelnen Glieder verbunden. Was ein jeder noch an Kräften besaß, mußte er vor allem in Kämpfen mit den Nachbarn, den Reichsgenossen selber verbrauchen. Namentlich das obere Deutschland war voll von Gewaltsamkeiten und Selbsthülfe.

Die Aufgabe war nun offenbar, einmal die inneren Elemente des Lebens zu erhalten und zu entwickeln, und sodann doch auch wieder eine Einheit zu begründen, welche dem Ausland widerstehen, das Recht handhaben und aufrecht erhalten konnte. Von den vorliegenden Interessen war dies doch das nächste, eine solche Autorität hervorzubringen, welche das Ganze zusammen-

faßte, ohne das Einzelne zu zerstören. Hiefür nun boten sich zwei Wege dar: entweder der einer lebendigen Reorganisation der Reichsverfassung an sich, sei es nun in mehr monarchischem oder wesentlich föderativem Sinne. Nach vergeblichem Bemühen gegenüber dem passiven Widerstande Friedrichs III. kam man damit unter seinem Nachfolger Maximilian zu einem gewissen Ergebnis, das jedoch auch keinen rechten Bestand zu gewinnen vermochte. Glücklicherweise blieb dann noch der andere Weg: die lebensfähigen territorialen Gebiete, vor allem die Hausmacht der Kaiser selbst, mußten sich je für sich soweit entwickeln und konstituieren, daß dadurch der Schutz der vornehmsten nationalen Interessen, der äußeren wie der inneren, geistigen, dennoch möglich wurde. In dieser Hinsicht ward das Wesentliche schon zu Zeiten Friedrichs III., wenn nicht vollbracht, so doch wirksam angebahnt, und insoweit erscheint diese Periode doch mit nichten unbedeutend. Ohne in das Einzelne einzugehen, worüber ich im Eingang meiner deutschen Geschichte ausführlicher gehandelt, will ich hier nur die Hauptmomente nach der einen wie der anderen Seite kurz in Erinnerung bringen.

Für Friedrich III. hatte es die größten Schwierigkeiten, sich im Besitz der kaiserlichen Macht auch nur zu behaupten. Man kann das u. a. aus Müllers bekanntem Reichstagstheatrum ersehen. Seine zweite Periode schließt mit der vorgewesenen Exauktoration des Kaisers (1456), die dritte mit König Georg Podiebrads in Böhmen Bestrebungen nach dem Kaisertum, 1460, die vierte geht bis zur anderweit vorgenommenen Absetzung des Kaisers 1471, so daß in der Geschichte der Thätigkeit dieses Kaisers die Versuche, ihr ein Ende zu machen, die verschiedenen Perioden konstituieren. Diese Versuche gingen natürlich von den Kurfürsten aus; denn die wirksame Macht im Reiche war nun bereits herkömmlich die kurfürstliche. Durch sie wurden im 15. Jahrhundert die Reichstage ausgeschrieben, die Hussitenkriege bewirkt; im Jahre 1446 erklären sie es für ihre Pflicht, die Gebrechen in der Christenheit abzustellen. Was die Kurfürsten zum Einschreiten gegen Friedrich III. bewegt, ist vor allem, daß der Kaiser Friede und Einigkeit nicht herzustellen und keine Unternehmung gegen die Türken zustande zu bringen vermochte. Dann trat als besonderer Grund die pfälzische Entzweiung hinzu.

Der Kaiser wollte nicht zugeben, daß Friedrich von der Pfalz — nahe verbunden mit seinem eigenen Bruder Albrecht, mit dem er selbst in unaufhörlichen Streitigkeiten stand — an der Stelle seines unmündigen, bei dem Tode des Vaters erst elf Monate alten Neffen die Kurwürde verwalte. Er fürchtete die Opposition dieses gewaltigen und kriegskundigen Mannes. Aber Friedrich weiß seine Feinde in der Nachbarschaft sämtlich zu besiegen und den vornehmsten von ihnen, Erzbischof Diether von Mainz, sogar zu dem engsten Bunde zu bewegen. Eben daher kommt es, daß man 1456 darauf denken konnte, den Kaiser abzusetzen — er verdankte es nur den Bemühungen des Hauses Brandenburg, daß es nicht so weit kam — daß man 1461 damit umgeht, ihm einen tapferen und mächtigen, aber fremden Fürsten, Georg

Podiebrad, an die Seite zu setzen, und zwar war es wieder Markgraf Albrecht von Brandenburg und sein Bruder, Kurfürst Friedrich II., die das verhinderten. Es kam zu Kriegen, in welchen sich Friedrich von der Pfalz behauptete, so daß der alte Plan 1471 noch einmal aufgenommen und nur durch den Tod Georg Podiebrads rückgängig wurde. Den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz aber hat der Kaiser bis an dessen Tod (1476) niemals anerkannt; doch dieser hat nichtsdestoweniger an den wichtigsten Reichsgeschäften den größten Anteil gehabt.

Natürlich konnte es unter solchen Umständen weder zu einem Frieden, noch zu einem Gericht, noch zu gemeinschaftlichen Unternehmungen kommen. Die Fehden waren in der That in gewisser Hinsicht in einigen Fällen gesetzlich. In der sogenannten Reformation Friedrichs III., sei sie nun offiziell oder nicht, wird ausdrücklich bestimmt, daß man seinen Feind dann angreifen dürfe, wenn man nach landläufigem Recht nicht zu seiner Genugthuung gelangen könne. In der goldenen Bulle ist ein besonderes Kapitel von der Absage, worin bestimmt wird, daß die wirkliche Fehde erst drei Tage nach dem Anfang stattfinden dürfe. Die Absicht König Albrechts II., einen allgemeinen Landfrieden durch Reichskreise zu befestigen, war mißlungen, da er so bald gestorben war. Friedrich III. nahm die Sache sogleich wieder vor. Jedoch anfangs geschah nichts, als daß man jenes Kapitel von den Fehden in der goldenen Bulle erneuerte. In der sogenannten Reformation Friedrichs III., die man 1442 setzt, ist eigentlich nur von einer Sicherung der Bauern, Weingärtner, der geistlichen Personen und der Pilgrime gegen alle Kriegsbeschädigungen die Rede. Das kaiserliche Hofgericht, das man vor aller Selbsthülfe hätte anrufen sollen, war in schlechtem Zustande und ohne alle Autorität. Wenn der Kaiser einmal Recht sprach, so geschah es mehr infolge willkürlicher Wahl.

Da erhob sich nun in dem Inneren der Stände die Tendenz, die Rechte und die Idee des Reiches aufrecht zu erhalten und zugleich eine neue Ordnung zu begründen. Einen Anfang dazu machten die Kurfürsten im Jahre 1455. Auf einem Konvent von Neustadt machten sie einen Anschlag, wie das Reich wieder aufgerichtet und der Friede in deutschen Landen befestigt wrrden könne. Es war die Absicht, daß Kaiser und Kurfürsten sich irgendwo im Reich vereinigen und ein beständiges Gericht errichten sollten. Allein es war allzu weitaussehend. Erst als der Kaiser der österreichischen Feindseligkeiten einigermaßen überhoben war und die Päpste auf einen Türkenzug drangen, kam man der Angelegenheit etwas näher. Denn es war schlechterdings notwendig bei dem bildenden, schöpferischen Triebe, der der Nation innewohnte, daß endlich die Sache der öffentlichen Ordnung und Verfassung wieder einmal in Anregung kam. Friedrich III. hielt sich nach wie vor eng an den Papst. Der erste Versuch, das Reich zu konstituieren, wurde unter ihrer verbündeten Autorität gemacht. Sie verkündigten 1466 einen Landfrieden und machten 1471 einen Versuch, eine Steuer, den gemeinen Pfennig, einzuführen. Aber

die Stände waren dagegen, daß der Papst so mächtig eingriff. Der Landfriede ward nicht gehalten; im Jahre 1479 vermochten die vereinigten Gewalten nichts mehr. Die Stände hatten eine andere Tendenz; sie wollten den Eingriffen des Papstes gesteuert wissen und forderten von ihrem Kaiser eine größere eigene Thätigkeit. Schon im Jahre 1467 haben deshalb die Fürsten durch Übereinkunft mit dem Kaiser allein den ersten allgemeinen Landfrieden mit bestimmten Pönen zustande gebracht, jedoch war auch das nur eine einseitige Satzung. Ein besserer Zug kam erst dadurch in diese Dinge, daß die Kurfürsten sich 1486 dazu entschlossen, den Sohn Kaiser Friedrichs, Maximilian, zu seinem Nachfolger zu designieren.

Das erste nun, worauf bei der Ordnung der inneren Verhältnisse alles ausging, war die Bildung einer gewissen Regel des Reichstages. Schon oft hatte der Kaiser mit den Städten besonders beratschlagt; die Städte hatten sich geweigert, die Bewilligungen, die von den Fürsten ausgingen, anzuerkennen. Zwar waren die Städte gewöhnlich auch zu den Reichstagen berufen worden, aber ihre Teilnahme war nicht gesetzlich geordnet. 1460 weigerten sie sich, mit den Fürsten gemeinschaftlich dem Kaiser zu antworten, 1474 den von Kaiser und Fürsten beschlossenen Landfrieden gutzuheißen. Jetzt aber erschienen sie nicht allein zahlreich, sondern sie nahmen an den Ausschüssen teil, in welchen die Fürsten selbst saßen. Auch die Geistlichen hatten sich früher wiederholt abgesondert. Sie wollten sich dem beschlossenen Landfrieden ohne besondere päpstliche Konsekration nicht unterwerfen, so daß die Beschlüsse des Reichstags keine rechte Folge hatten. Zuerst im Jahre 1487 wurden diese Absonderungen beseitigt. Der Kaiser erklärte, er wolle die Ungehorsamen aus dem Schirm des Reiches setzen. Ein Reichstag in bestimmten Formen und mit voller Autorität fand zuerst im Jahre 1489 statt. Die drei Kollegien setzten sich auseinander; die vornehmste Beratung geschah in dem kurfürstlichen, in den anderen die Annahme.

So wie man aber in der Form übereingekommen war, erhob sich in der Sache der große Streit zwischen dem Kaiser und den Ständen. Worauf bei der gegenseitigen Unabhängigkeit der verschiedenen Landschaften und den durch einander laufenden Rechten alles ankam, das war ein höchstes Reichsgericht, welches eine gewisse Unabhängigkeit vom Hofe und sogar ein Cooptationsrecht, sodann aber das Recht haben sollte, die Acht auszusprechen. Eine Reform war hier dringend geboten, denn bisher hing das Gericht ganz vom Kaiser ab und ward, wie gesagt, mit der äußersten Willkür verwaltet. Den Exekutoren der Richtersprüche ward dann selbst noch wieder in weitem Umfange freie Hand gelassen. Es war notwendig, diesen Übelständen ein Ende zu machen. Damit aber war bei Friedrich III. nicht durchzubringen; er wollte es nur so haben, wie es vor alters gewesen. Am allerwenigsten war er geneigt, die Achtserklärung an das Gericht übergehen zu lassen; er wollte diese vornehmste Waffe der höchsten Gewalt in seinen eigenen Händen behalten. Da kam nun der Idee des Reiches das Bedürfnis und die Be-

weglichkeit König Maximilians zu Hülfe. Schon 1489 versprach er alles ihm mögliche zur Einführung eines Kammergerichts auf die vorgeschlagene Weise zu thun, was ihn moralisch verpflichtete. Nach seines Vaters Tode aber, im Jahre 1493, als Europa aufs neue in die größte Bewegung geriet, mußte er sich zu noch größeren Zugeständnissen bequemen.

Da ist nun besonders der Reichstag zu Worms von 1495 merkwürdig. Die vorwaltende Idee ist, daß, nachdem das Kaisertum als Centralgewalt seine Bedeutung verloren, der Reichstag den Versuch macht, eine Einheit anderer Art zu gründen. Die Absicht der Stände, namentlich ihres damaligen Führers, Berthold von Mainz, ging dahin, eine freie Vereinigung aller Glieder des Reiches zu stiften und hierdurch die Macht des Reiches, die nicht mehr monarchisch sein konnte, auf einer mehr aristokratisch-republikanischen Grundlage zu befestigen. Ihr erster Gedanke war, einen Reichsrat zu errichten, von dem König, den Kurfürsten und den verschiedenen Landschaften zu besetzen, welcher die innere Regierung ganz in seiner Hand gehabt haben würde. Die Absicht Maximilians dagegen war, Hülfe an Geld und Mannschaft zu erlangen, nicht allein für den Augenblick die eilende Hülfe, sondern auf immer, was er die währende Hülfe nannte, eine Kriegs- und Kontributionsverfassung. Beide wollen, wie wir sehen, die Einheit, aber jene mehr in aristokratischem, dieser mehr in monarchischem Sinne. Natürlich hatten die ersteren das Übergewicht, weil sie an sich bedeutend mächtiger waren. Auch die Stände übrigens schlugen vor, eine Kriegsverfassung, aber nicht auf dem Grund eines Lehnssystems, sondern einer allgemeinen Auflage zu gründen. Sie hatten die Großmut, dem König anfangs das Geld zu bewilligen, das er zu seiner eilenden Hülfe forderte, um, wie sie sich ausdrückten, ihn nicht gleichsam zu pfänden. Die Städte, die besonders auf den Landfrieden drangen, gaben das nur auf Bitten Bertholds nicht ohne ein gewisses Widerstreben zu. Da Maximilian jedoch auch dann noch zögerte, nur immer aufs neue Geld und Truppen verlangte, die Festsetzung der immerwährenden Hülfe, so fing man an, ihm alles abzuschlagen, bis Friede und Gericht aufgerichtet worden sei.

Es wurden Ausschüsse bestellt, Entwürfe gemacht und begutachtet. Durch den Widerspruch kam es endlich dahin, daß auch Maximilian sich in das Notwendige fand und sie annahm. Es waren folgende vier Punkte: 1. Der Landfriede, der sich besonders dadurch von den früheren unterscheidet, daß er nicht wie bisher auf einige Jahre, sondern auf immer bestimmt wurde: allgemein und beständig. Die Strafe der Reichsacht ward beibehalten. 2. Das Kammergericht, das jetzt so besetzt wurde, wie Friedrich III. niemals hatte zugeben wollen: mit Rat und Willen der Versammlung und durch auf der Stelle vollzogene Wahl; der Kammerrichter soll sogar selbständig in die Acht erklären können. 3. Der gemeine Pfennig oder die immerwährende große Hülfe; eine allgemeine Reichsauflage, wie sie später nie zustande gekommen ist: ein pro Mille von dem Besitztum, wie es in der That eingeführt ward, und damit zusammenhängend 4. zwar nicht das Reichsregiment, aber eine

Versammlung der Reichsstände alle Jahre einen Monat hindurch, die sogar in dringenden Fällen von den Kammerrichtern zusammenberufen werden sollte. Man sieht, daß der Erfolg sich jetzt ganz auf die ständische Seite neigt. Die Reichsversammlung würde das Geld zu verwenden gehabt und alle auswärtigen Geschäfte geleitet haben. Durch die hohe Berechtigung des Kammergerichts würde selbst ein Teil der richterlichen Gewalt auf eine Vereinigung aus den Ständen übergegangen sein.

Es ist kein Wunder, wenn Maximilian eine Verfassung dieser Art nicht eben liebte und beförderte. Gleich bei der ersten Reichsversammlung erschien er nicht. Daraus folgte, daß nach dem vorigen Beschluß über den gemeinen Pfennig nicht verfügt werden konnte. Einige Fürsten hatten die Gewissenhaftigkeit, ihn ihren Unterthanen zurückzugeben: gleich im zweiten Jahre wollte ihn niemand mehr zahlen. Daraus folgte dann weiter, daß das Kammergericht, das man aus diesem gemeinen Pfennig hatte besolden wollen, ebenfalls nicht behauptet werden konnte, wodurch es dem Landfrieden an aller Exekution mangelte. Offenbar lag doch die Schuld großenteils an dem Könige. Da er nun zugleich in seinen Kriegen, in dem schweizerischen so gut wie in Italien, den Kürzeren zog, so nötigte man ihn in der That im Jahre 1500, auf dem Reichstage zu Ausburg einen Reichsrat — oder Reichsregiment — zuzugeben, was er früher immer abgeschlagen hatte. Jeder Kurfürst sollte ein Mitglied, die Städte deren zwei schicken. Auch die Kanzlei sollte vom Kurfürsten von Mainz besetzt werden. Die Stände bewilligten dafür eine Art von Truppenaushebung. Wirklich empfing der neu geschaffene Reichsrat hierauf die Gesandten von Frankreich. Allein der König, der diesem Rate präsidieren sollte, erschien nicht. Er verhinderte eine vollständige Besetzung der Ratsstellen; aus dem ganzen Vorhaben wurde abermals nichts. Auch einen neuen Reichstag berief er nicht. Anstatt, wie man ihm so oft nachsagt, das Reich in dieser Zeit gegründet zu haben, hat Maximilian vielmehr alles aufgelöst. Er hat dann wohl ein Kammergericht, aber ganz in der alten Weise, aus ein paar Bischöfen und auf Sporteln beruhend, gegründet. Da das aber von niemand anerkannt wurde, richtete es gar nichts aus.

Im Jahre 1502 vereinigten sich die Kurfürsten dahin, wenigstens alle Jahre zusammenzukommen, und jeder mit den ihm zunächst gesessenen Ständen die Reichsangelegenheiten zu beraten. Maximilian wußte jedoch auch diese Absicht dadurch zu sprengen, daß er bei der Vakanz von Köln einen ihm ganz ergebenen Fürsten zur Ernennung brachte. Er selbst war so mißvergnügt, daß er zuweilen äußerte, er wolle die Krone zu den Füßen der Stände werfen und sie zertreten. Die Stände ihrerseits haben im Jahre 1503 sogar daran gedacht, den König abzusetzen. Da erschien er, wie einst (1343) Ludwig der Bayer, selbst in der Versammlung, um das zu hintertreiben. Und so ohnmächtig war er doch wirklich nicht im Reich: er besetzte eine Anzahl von Bistümern und geistlichen Stellen; Albrecht von Sachsen und Heinrich von

Calenberg standen in seinen Diensten. Weiter war es ein Glück für ihn, daß die Landshuter Fehde ausbrach, an der er so erfolgreich Anteil nahm, daß er sein Ansehen, seinen Einfluß herstellte. Es geschah dies hauptsächlich durch den schwäbischen Bund, der sich seit 1488 gebildet. Es kam hinzu, daß auch sein Sohn Philipp in der Fehde von Geldern den Sieg davontrug, dessen Schwiegervater Ferdinand der Katholische sein Ansehen in Neapel aufrichtete, und daß man soeben mit den Franzosen einen Austrag getroffen hatte. All diese glücklichen Umstände veranlaßten, daß nach und nach der Grund zu einer Verfassung gelegt wurde, in welcher die Ansprüche des Königs und der Reichsstände mit einander ins Gleichgewicht gesetzt wurden. Das rein ständische Prinzip konnte seitdem nicht mehr die Oberhand behalten, aber es ganz zu unterdrücken war auch unmöglich.

Auf dem Reichstage von Köln 1505 bewilligten die Stände dem Könige eine Hülfe gegen Ungarn, nach den Anschlägen wie früher. Es ward ausdrücklich jeder Gedanke an eine Einforderung des gemeinen Pfennigs zurückgewiesen. Dagegen ward hier die Hülfe zugleich zu Geld angeschlagen und ein Sold bestimmt. Der König versprach die Errichtung des Kammergerichts und die Handhabung des Landfriedens auf die zu Worms beschlossene Weise. Auf dem Reichstag zu Konstanz im Jahre 1507 setzte man dies Bestreben fort. Schon war die Macht des Königs so konsolidiert, daß ein französischer Gesandter, welcher Schreiben an die Reichsstände mit sich führte, festgenommen und ziemlich schnöde behandelt werden konnte. Hier wurden nun einmal jene Anschläge erneuert und auf den Zweck eines Römerzuges gerichtet. Man sieht, wie stark hiebei die Städte herangezogen wurden. Die sämtlichen Kurfürsten, Böhmen einbegriffen, haben zu stellen: 760 Reiter, 557 Mann zu Fuß, und 16230 Gulden zu zahlen; die Städte haben 632 Reiter, also beinahe ebenso viel wie jene, dagegen 1335 Mann zu Fuß aufzubringen, anderhalbmal so viel als die Kurfürsten, und 39942 Gulden zu entrichten. Dann ward ein fester Grund für das Kammergericht gelegt, die Besetzung desselben zwischen König und Ständen geteilt, die Besoldung auf die fiskalischen Strafen und, insofern diese nicht hinreichen sollten, auf einen Reichsanschlag gegründet. Der Kammerrichter sollte das Recht haben, in die Acht zu erklären. Die Reichshülfe ward indes nur auf ein halbes Jahr gewährt, das Kammergericht vorläufig nur auf sechs Jahre angenommen. Doch war es schon sehr wichtig, daß es wirklich zu Sitzungen und einer regelmäßigen Thätigkeit kam, die erst von dieser Zeit zu datieren ist.

Auf dem Reichstage von Köln im Jahre 1512 wurden diese Bemühungen dann weiter fortgesetzt. Das Kammergericht ward auf neue sechs Jahre bewilligt: es ward eine Revision desselben festgesetzt. Es fehlte nur noch an der Exekution seiner Urteile. Dazu ward nun die Einteilung des Reiches in zehn Kreise vorgenommen. Es waren schon 1500 in Augsburg sechs Kreise entworfen, mit Ausschluß jedoch des Königs und der Kurfürsten. Jetzt wurden aus den österreichisch enGebieten zwei neue und aus den kurfürstlichen ein

rheinischer und ein obersächsischer Kreis oder, wie es in dem Reichsabschied heißt, Zirkel gebildet. In jedem Zirkel soll ein Hauptmann mit seinen Zugeordneten sein. Bei jedem Landfriedensbruch soll der Hauptmann in dem Bezirk, in welchem die Thäter, ihre Helfer und Anhänger wohnen, mitsamt seinen Zugeordneten zusammenkommen, ratschlagen und fürnehmen, damit der Landfriede gehandhabt werde. Die Schweiz blieb von dieser Verfassung ausgeschlossen, wie sie denn für sich selbst sorgte. Noch waren hiebei andere Pläne; es war die Rede von einer neuen allgemeinen Auflage wie sie in Worms beschlossen worden, von acht dem Kaiser zuzuordnenden Räten, überhaupt von einer engeren Vereinigung des Reiches. Der Kaiser drückt das in dem Abschied sehr gut so aus: Wir haben uns mit des heiligen Reiches Ständen und sie mit uns nachfolgender Artikel und Meinungen als ein christliches Corpus und Versammlung gegen und miteinander vereint, verpflichtet und vertragen. Die Städte waren seit einiger Zeit von der Siegelung ausgeschlossen, jetzt wurden sie wieder dazu genommen.

Man dürfte jedoch nicht glauben, daß diese Beschlüsse nun auch wirklich sofort ausgeführt worden wären. Es waren Ideen, über deren Notwendigkeit man übereingekommen war, welche aber in ihrer Ausführung die größten Schwierigkeiten machten. Die Kreise wurden doch vielleicht erst zwanzig Jahre später wirklich eingeführt, die Hauptleute wurden nicht ernannt, ebenso wenig die Räte, auf die man Bedacht genommen hatte. Maximilian selbst war in einer unaufhörlichen Fluktuation von Ansehen und Verachtung, von Glück und Unglück, von Macht und Ohnmacht. Es hängt das sehr mit seinen auswärtigen Verhältnissen zusammen. In diesen erreicht er für sein Haus und dessen Macht, vornehmlich durch Verträge und Ehebündnisse, unermeßlich viel; wie merkwürdig, daß ihm dagegen, wo er für die Rechte des Reichs, und zwar mit großer, wenn auch nicht immer wohlüberlegter, kriegerischer Anstrengung eintritt, eigentlich alles mißlingt! Seine italienischen Feldzüge verfehlen ihr Ziel; selbst die Kaiserkrönung erlangt er nicht: nur den Titel gestattet ihm Papst Julius II. anzunehmen. Sein Bemühen, den Trotz der Schweizer zu brechen, führt nach heftigem Kampfe zum entgegengesetzten Ergebnis: 1507, übrigens damals im Zenith seiner Macht, muß er sich bequemen, sie vom Kammergericht zu eximieren, welches anfangs seine Gewalt auch über die Schweiz hatte erstrecken sollen. Dies ist ohne Zweifel, obwohl weder in der deutschen noch in der schweizerischen Geschichte davon die Rede zu sein pflegt, wie denn eine faktische Unabhängigkeit sich schon ohne dies herausgestellt hatte, der eigentliche Moment, wo dieselbe auch legal, wenn nicht vom Reiche, so doch vom Kaiser anerkannt wurde.

Maximilian war ein Mann der Entwürfe, nicht der Ausführung; voll von Talenten und Kunstfertigkeiten: der beste Jäger und Schütze, so recht ein Gemsensteiger durch Gewohnheit und Neigung; unermüdlich, geheimnisvoll, dabei populär, so daß man ein freudiges Andenken an seine Person knüpfte — aber gethan und zu Ende gebracht hat er nichts. Er war uner=

schöpflich in neuen Ideen, dadurch hat er auch für die Zukunft des Reiches viel Bedeutung, nicht durch unmittelbare Institutionen. Vielmehr waren die letzten Jahre seiner Regierung noch weniger als die ersten in lobenswürdiger Ordnung. Im Jahr 1513 berief er einen Reichstag, der gar nicht zustande kam; im Jahre 1517 kam wohl ein Reichstag zu Mainz zusammen, den er durch seine Kommissarien besuchen ließ, den man jedoch mit jenem Reichstag im Reineke Fuchs vergleichen kann, so viele Beschwerden liefen ein. Das Kammergericht sogar, welches soeben erst errichtet war, in dessen Verwaltung aber Maximilian unaufhörlich eingriff, erfuhr die heftigsten Anfechtungen.

Überhaupt war das Reich in einer allgemeinen Gärung begriffen. Die gegenseitigen Rechte des Kaisers und der Fürsten waren auf jedem Punkte streitig. Von allen Institutionen kam keine eigentlich zur Ausführung. Man wußte immer noch nicht, welches unmittelbare und welches mittelbare Stände waren. In allen Landschaften war darüber mannigfaltiges Mißbehagen. Die Matrikeln, welche zustande kamen, waren eben aus diesem Grunde ganz unbrauchbar. Der Adel, über die um sich greifende Autorität namentlich der fürstlichen Gerichte besorgt, that sich in Bündnisse zusammen oder erfocht auch in einzelnen Scharen sein Glück. Ebenso waren die Städte in großer Erregung. Bedrängnisse von seiten der fürstlichen Macht, der ewige Unfriede der Landschaften, der Beschränkung ihres Handelsverkehrs, der sich nichtsdestominder herrlich erhebt, und eine Menge innerer Unruhen setzen sie in Bewegung. Aber das gefährlichste war, daß es in den Bauernschaften so mächtig gärte. Schon in der zweiten Hälfte des 15., dann fast in allen Jahren des anfangenden 16. Jahrhunderts finden wir Empörungen der Bauern, die natürlich dadurch sehr genährt wurden, daß sie, die Bauern, jetzt die Kriegführung gelernt haben und, da sie so gut zu schlagen wissen wie die Schweizer, nun auch deren Rechte in Anspruch nehmen.

Eine Periode voll so mannigfaltiger innerer Unruhe wie die Maximilianische, giebt es in der deutschen Geschichte nicht wieder; selbst die heutige Zeit kann man nicht damit vergleichen. Eine feste Reichsordnung, welche dieser Unruhe hätte steuern können, hatte man nicht zustande gebracht. Unter solchen Umständen war es eigentlich die religiöse Bewegung der Reformation, die, indem sie die allgemeine Erregung um ein neues Moment vermehrte, dieselbe zugleich vom politischen Gebiete ablenkte und in sich aufsog. Und hier erschien nun doch auch ein Augenblick, wo das an sich so geringe Resultat der ständischen Verfassungsbestrebungen von der größten Bedeutung ward. Indem man dem Erben Maximilians, Karl V., gegenüber auf die Idee eines Reichsregiments zurückkam, das in dessen Abwesenheit fungieren sollte, geschah es, daß in den ersten, zweifelhaftesten Jahren der umsichgreifenden kirchlichen Neuerung eine dieser zugeneigte Centralgewalt, eben dies Regiment, an der Spitze des Reiches stand, bereit, das nationale Anliegen in entgegenkommendem Bestreben zu fördern. Die entscheidenden Kämpfe sind dann freilich wieder von Macht

zu Macht, zwischen den territorialen Gewalten der Fürsten und des Hauses Österreich geführt worden, von denen die deutsche Entwickelung seitdem überhaupt Maß und Richtung empfing.

Das Emporkommen des Hauses Österreich zu europäischer Macht beruht zumeist auf seinem Eintritt in die burgundischen Verhältnisse. Das ursprünglich französische Haus Burgund erhob sich in französischen und deutschen Gebieten zu einer ansehnlichen Stellung. Die Erbtochter von Brabant und Limburg, Johanna, vermählt mit Wenzel von Luxemburg, hatte ehedem versprochen, wenn sie keinen Erben erhalte, auch diese Niederlande an Karl IV. und dessen Haus zu bringen. Unter König Wenzel bekam sie jedoch von ihren deutschen und böhmischen Verwandten so wenig Hülfe, daß sie das Recht ihrer zweiten Schwester Margarethe, Gräfin von Flandern, Gemahlin Ludwigs de Male, abtrat, was Geistliche, Adel und Städte anerkannten (1384). Hierdurch wurden Brabant und Limburg, wenigstens in Hinsicht künftiger Vererbung, mit Flandern und Artois vereinigt. Aber auch Margarethe und ihr Gemahl hatten nur eine Tochter, Margarethe, und diese vermählten sie mit Philipp dem Kühnen von Burgund, dem Sohne Johanns des Guten, der nunmehr mit dem Herzogtum und der Grafschaft Burgund, die ihm aus französischen Ansprüchen zustanden, Artois und Flandern zasammenbrachte. Dessen Enkel nun, Philipp der Gute, ward auf Grund der alten Ansprüche 1430 nach dem Tode des letzten Herzogs Philipp auch in Brabant mit Hülfe der Stände anerkannt. So bildete sich zum Teil aus luxemburgischen Ansprüchen, auf altlothringischem Boden, zwischen Frankreich und Deutschland die stattliche Herrschaft von Burgund.

Sie breitete sich vor allem während des französisch-englischen Krieges des 15. Jahrhundert aus. Namur ward 1421 durch Kauf erworben. 1433 wurde die letzte Fürstin aus dem bayrischen Hause, Jakobäa, in dem Parteikampfe der Kabeljaus gegen die Hoeks — Burgund hielt es mit den ersten, sie mit den zweiten — genötigt, auf Holland, Seeland und Hennegau Verzicht zu leisten. Die Engländer mußten diesem Gange der Dinge ruhig zusehen. Die Franzosen mußten sich dann im Frieden zu neuen Abtretungen verstehen. Hierauf aber richtete dies Haus sein Augenmerk auf die eigentlich deutschen Länder, wo streitige Succession, Verpfändungen und zwiespältige Bischofswahlen ihnen einen glänzenden Schauplatz eröffneten. 1443 brachten sie Limburg selbst, das Stammhaus des luxemburgischen Geschlechts, auf das Ladislaus Posthumus sehr bestimmte Ansprüche hatte, an sich, indem zwei aus diesem Hause stammende Prinzessinnen, Elisabeth von Görlitz und Anna von Sachsen, über ihre Rechte uneins geworden waren. Jene verkaufte die ihrigen an Philipp den Guten; der Gemahl der anderen, Wilhelm von Sachsen, ward mit Geld abgefunden. In Utrecht brachte Philipp seinen legitimierten natürlichen Sohn David, in Lüttich seinen Neffen Philipp auf den bischöflichen Stuhl. Die Gemeinden, die gegen die Bischöfe rebellierten, wurden mit gewaltiger Hand im Zaume gehalten (1456). In Niederdeutsch-

land gewann dadurch ein ursprünglich fremdes Haus eine gewaltige Stellung und strebte danach, sie fortwährend auszubreiten.

Bei allen diesen Unternehmungen war nun schon besonders der Sohn Philipps des Guten, Karl der Kühne, thätig. Seine Entzweiungen mit Ludwig XI., welche die geschichtlichen Darstellungen gewöhnlich erfüllen, sind nicht so wichtig wie der allmähliche Fortgang dieser Territorialerwerbungen. Karl nahm sich 1470 des Herzogs Anold von Geldern gegen den Sohn desselben, Adolf, an. Der Sohn ward von den Rittern des goldenen Vließes zu ewigem Gefängnis verdammt; der Vater übergab sein Herzogtum für 300000 Dukaten Karl dem Kühnen, der es 1472 einnahm. In verschiedenen Schlachten besiegte Karl Lüttich; nachdem es wiederholt sich ihm widersetzt, eroberte er es 1468 und verhängte eine furchtbare Plünderung über die Stadt.

In allen diesen Dingen war Österreich mit Burgund einverstanden. Friedrich III. hatte schon 1443 eine Zusammenkunft mit Philipp dem Guten gehalten und ihm seine deutschen Erwerbungen bestätigt. Zu dem Unternehmen gegen Geldern hatte Friedrich Karl den Kühnen sogar aufgefordert. Jetzt verpfändete diesem Sigismund von Tirol seine Besitztümer im Elsaß oberhalb und unterhalb Basel, auf die Bitten seiner Ritterschaft, die in dem unaufhörlichen Kampfe mit den Schweizern eine etwas nachdrücklichere Hülfe wünschte. Hierauf gründete Karl, und zwar mit gutem Grunde, die weitreichendsten Pläne. René von Lothringen, eine Zeitlang von Karl gefangen gehalten, mußte ihm die Öffnung der lothringischen Städte bewilligen. Im Kölner Erzbistum waren Städte, Kapitel und Adel wider ihren Erzbischof in Aufruhr, und dieser Erzbischof, Ruprecht von der Pfalz, rief Karl als Schirmherrn an. Dessen Landvogt im Elsaß legte nicht allein neue Steuern auf und übte persönliche Gewaltthätigkeiten aus, sondern bedrängte auch die Städte Straßburg und Mühlhausen, und ließ sich vernehmen, sein Herzog werde bald Herr daselbst sein. Weiter in der Ferne war Karl mit Savoyen verbündet. Da wäre es von der höchsten Bedeutung gewesen, wenn der alte Kaiser Friedrich sich sogleich mit dem Hause Burgund zu einem wirklichen Bunde vereinigt hätte.

Im Jahre 1473 ward eine Zusammenkunft in Trier gehalten, in welcher die Rede davon war, Herzog Karl von Burgund zum König zu krönen. Es ist wohl kein Zweifel, daß dieser wirklich römischer König zu werden und Anteil an der Reichsregierung zu erwerben gedachte. Wie weit es damit kam, sieht man am besten aus einem Schreiben des Kurfürsten Albrecht Achilles an den Herzog Wilhelm von Sachsen. Alle Länder, die Karl erobert, auch Lothringen, die Bistümer, die er eingenommen, Utrecht und Lüttich, sollten in einem einzigen Körper vereinigt werden. Der Herzog von Burgund sollte dann dem Kaiser seine Lebtage mit 10000 Mann zu dienen verpflichtet sein. Er versprach, ihn in den inneren Angelegenheiten des Reiches zu unterstützen. Hätte Karl entschieden zugesagt, seine Tochter Maria

mit dem Sohne des Kaisers, Maximilian, zu vermählen, so würde es wohl zu diesem Erfolge gekommen sein. Allein Karl der Kühne irritierte mit seinen hochfahrenden Plänen und Reden den friedfertigen Kaiser, der von dem Range des Kaisertums und der Bestimmung seines Hauses eine hohe Idee hatte. Es mögen fremde Einflüsterungen dazu gekommen sein. Genug, der Kaiser war mißvergnügt und verließ Trier an dem Tage, wo er Karl zu krönen vorgehabt hatte.

Darauf wollte nun Karl seine Pläne mit Gewalt durchsetzen. Da er keine Rücksicht kannte und in das Erzbistum Köln einbrach, dort sein Wappen anschlagen ließ und die feste Stadt Neuß angriff — 56 Stürme hat er dagegen versucht, aber es wehrte sich auf das tapferste — stellte sich Friedrich an die Spitze des deutschen Heeres — drei Kurfürsten, eine große Anzahl Fürsten, bei 500 Grafen und Herren waren bei ihm — und zog ihm entgegen. Zur Schlacht kam es nicht. Durch Vermittelung des päpstlichen Legaten ward ein Vertrag geschlossen, kraft dessen Karl der Kühne diese Länder binnen vier Tagen zu räumen versprach. Jene Vermählung seiner Tochter mit Maximilian kam neuerdings zur Sprache; sie ward zwar auch jetzt noch nicht völlig entschieden, aber man näherte sich gegenseitig. Dazu bequemte sich Karl hauptsächlich, weil sich ihm indes auch auf allen anderen Seiten die gefährlichsten Gegner erhoben. Ludwig XI. erneuerte an den niederländischen Grenzen den Krieg. René fiel von Burgund ab, Sigismund wies die Lösung für seine verpfändeten Lande an. Der Landvogt Karls wurde von seinen bisherigen Unterthanen geradezu hingerichtet. Hauptsächlich aber die Schweizer erhoben sich gegen ihn: Bern kündigte ihm Fehde an.

Karl geriet hierüber in Wut und erhob sich aufs neue. Leicht war Lothringen genommen, und nun warf er sich gegen das Elsaß, das indes mit der Schweiz in engen Bund getreten war. Die benachbarten Fürsten erwarteten ihn mit Verlangen. Die Fürsten von Savoyen hielten ihn für ihren rechten und wahren Messias. Man muß in Diebold Schillings Beschreibung der burgundischen Kriege die Schilderung des weiteren Verlaufes lesen. Der Herzog erobert Granson: die Besatzung, welche sich auf Treu und Glauben ergeben hat, wird umgebracht. Hierauf rückten die Berner, ihre Eidgenossen und Zugewandten heran. Man gedachte, wie Schilling sagt, der Ehre und Mannheit nach, wie man sich mit Hülfe des allmächtigen Gottes möchte rächen: „anders nütt da was, dann Sterben oder Genesen!“ Es kam nacheinander zu den Schlachten von Granson und Murten. Bei Granson griffen die Burgunder an, bei Murten warfen sich die Eidgenossen auf das burgundische Lager. Beidemal siegten die Schweizer vollständig, am 2. März und 22. Juni 1476. Die Angriffe von den Niederlanden und von der Franche Comté aus, wurden ebenso gut zurückgeschlagen, wie einst die von Österreich und Schwaben aus. Hierdurch bekamen die Schweizer eine hohe Bedeutung für alle umliegenden Länder. Mit ihrer

Hülfe kehrte René von Lothringen in sein Land zurück; sie schlugen Karl bei Nancy zum drittenmal, eine Schlacht, in der er selbst umkam (5. Januar 1477).

Es ist keine Frage, daß diese ganze Bewegung sich hauptsächlich auf die Opposition von Österreich gegen Burgund gründete. In dem Manifest, in welchem Burgund der Krieg erklärt wird, ist von der Aufforderung des Kaisers ausdrücklich die Rede. Ein sonderbares Geschick, daß so Österreich erst die Aussichten und Entwürfe von Burgund hintertrieb und darauf sie selber erbte und fortsetzte. Nun erst ward die von Karl niemals vollkommen zugesagte Vermählung Maximilians und Marias vollzogen. Maximilian hatte den schwersten Stand. Unaufhörlich und auf allen Seiten angegriffen, mußte er zugleich, besonders nach dem frühen Tode seiner Gemahlin (1482) mit allen inneren Parteien kämpfen, die sich jemals seinen Vorgängern entgegengesetzt hatten: den Städten in Flandern, die immer Einfluß auch auf Brabant gehabt hatten, den Hoeks in Holland, Seeland und Hennegau, den Bürgern in Lüttich und Utrecht. Im Jahre 1488 hielten ihn die Einwohner von Brügge auf ihrer Burg geradezu gefangen. Allmählich aber besiegte, beruhigte er die Faktionen. Auch in dem Kriege gegen Frankreich behauptete er den größten Teil der in Anspruch genommenen Provinzen. Als dann bereits 1494 sein Sohn Philipp dahin gelangte, die Regierung selbst übernehmen zu können, war, da auf diesen auch Österreich kommen mußte, die Vereinigung von Österreich und Burgund definitiv vollzogen.

In Österreich selbst hatte indes Maximilian nicht minder Beschäftigung. Matthias Corvinus hatte Friedrich III. von Wien vertrieben; er hielt Österreich für sein eigenes Land; er starb zu Wien. Nach diesem Todesfall kehrte Maximilian nach Österreich zurück; am 19. August 1490 zog er in Wien ein. Obwohl er aber in St. Stephan Tedeum hielt, so mußte er erst dann noch die Burg erobern; er ward dabei sogar verwundet. Im Jahre 1496 starb Sigismund von Tirol. Schon vor seinem Tode hatte er die Verwaltung seines Landes an Maximilian aufgeben müssen. Die schlechte Wirtschaft, die er führte, bewirkte, daß sich ihm die Stände opponierten und, unabhängig von ihm, um so leichter die Regierung an Maximilian übergehen ließen. Maximilian hatte das Talent, während er sich in unabsehliche auswärtige Unternehmungen einließ, die nächsten dringendsten nicht zu versäumen. Während er Sorge dafür trug, durch seine europäischen Verbindungen seinem Hause die Erbschaft von Spanien zu verschaffen, ließ er es sich doch auch zugleich nicht verdrießen, in dem pfälzischen Kriege von 1504 einige kleine Besitzungen an sich zu bringen, wie Kufstein, Kitzbüchel u. a. m. Aber sein Hauptabsehen war den alten Tendenzen seines Hauses gemäß auf Böhmen und Ungarn gerichtet.

Noch einmal hatte in Böhmen die nationalslavische Partei den Sieg davongetragen und den polnischen Prinzen Wladislav zu ihrem König erhoben (1471). Wladislav gewöhnte sich hier an eine Regierung über Magnaten, die ihm wenig Autorität übrig ließen. Eben dies mochte ihn zum ungarischen

Thron empfehlen, zu dem er 1490 nach Matthias' Tode im offenen Kampfe mit Maximilian berufen wurde. Allmählich indes wurden auch diese Verhältnisse friedlich. Im Jahre 1515 hielt Maximilian eine Zusammenkunft mit Sigmund I. von Polen und dessen Bruder, seinem Nebenbuhler, König Wladislav. Er brachte eine Doppelverbindung zustande, seiner Enkelin Maria mit dem Sohne Wladislavs, Ludwig, seines Enkels Ferdinand mit der Tochter Wladislavs, Anna. Erst einige Jahre später wurden diese Vermählungen vollzogen; sie hatten einen Erfolg, größer als ihn selbst Maximilian sich gedacht haben mochte. Nachdem Ludwig in der Schlacht bei Mohacz 1526 geblieben war, ward Ferdinand König von Ungarn und Böhmen, und in der That, obwohl unter gar manchen Schwierigkeiten anerkannt.

Durch den Gang dieser Ereignisse ward so alles überboten, was je einem deutschen Kaiserhause gelungen war. Was sind die Erwerbungen der früheren Habsburger, der Bayern und selbst der Luxemburger gegen diese großartigen Besitztümer? Von den Enkeln Maximilians erwarb der eine, nachdem er König in Spanien geworden, auch die kaiserliche Würde und gab ihr eine neue, rein politische Bedeutung; der andere, mehr auf den Osten angewiesen, nahm die ungarisch-böhmischen Ansprüche an sich und hatte an der Verwaltung des Reiches selbstthätigen Anteil. Das Geschlecht hatte freilich große und gefährliche Gegner. Der alte Wettkampf des 13. Jahrhunderts um Italien — Staufen-Aragon wider Anjou — wurde in anderen Formen wieder lebendig, zugleich hatte Habsburg auch die burgundische Entzweiung mit Frankreich auszufechten; einen neuen Feind, die Türken, verscheuchte es von den Grenzen von Ungarn und nahm wenigstens den wichtigsten Teil dieses Reiches an sich. Der Besitz der Reichsgewalt erweckte in ihm natürlich vor allem die Absicht, sich der Kräfte des Reiches zu seinen verschiedenen politischen Zwecken zu bedienen. Darauf beruht jene Gestalt der deutschen Verfassung, wie sie sich am Schluß des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts bildete, großenteils.

Von dem deutschen Fürstentum läßt sich überhaupt sagen, und es leuchtet besonders in diesem Momente hervor, daß es das meiste dafür that, die Grenzen des Reiches aufrecht zu erhalten. Zunächst aber ist das doch namentlich das Verdienst des Hauses Österreich. Wäre dies nicht an die Stelle des burgundischen Hauses getreten, so würden alle niederländischen Provinzen, wie es späterhin doch geschehen ist, sich schon damals von dem Reiche abgesondert haben. Hätte es nicht zuletzt Böhmen erworben, so würden Schlesien und die Lausitzen schwerlich beim Reiche und beim deutschen Wesen behauptet worden sein. Auch die Ansprüche des Kaisertums auf Italien machte dies Haus zu seinen eigentümlichen und hat sie wohl, freilich nicht auf die Art, wie man in Deutschland wünschte, ausgefochten. Allerdings aber standen die Habsburger schon derzeit in solchen Leistungen nicht allein. Auch die Erhaltung der Grenzen gegen Polen, in Pommern und der Neumark, ist dem Fürstentum zuzuschreiben. Der Orden hatte sich überlebt und vermochte sich

gegen Polen kaum zu behaupten; er verlor außerordentlich viele Gebiete. Eine sehr bedeutende Stellung aber nahm in seinem Rücken das Haus Brandenburg ein. Preußen ist für Deutschland nur durch die Besitznahme des Hauses Brandenburg gerettet worden. Wäre für Livland ein gleiches geschehen, so würde auch das nach meinem Dafürhalten nicht unter Polen und später unter Rußland geraten sein. Die Familienverbindungen deutscher Fürsten, welche alle Ansprüche und Rechte zu gemeinschaftlichen machten, gaben für die Erhaltung im großen ein außerordentlich wichtiges Moment ab. Den Königen von Dänemark konnte es doch nicht einfallen, ihr Erbherzogtum mit ihrem Staate zu vereinigen und von Deutschland abzureißen, da sie im Reiche die größten Privilegien hatten durch das Herzogtum. Sie blieben nun deutsche Fürsten und breiteten das Ansehen des deutschen Namens immer weiter aus. Auch im Inneren des Reiches aber, in demselben Maße, wie sich die zusammenhaltenden Institutionen auflösten, stieg das Fürstentum im 15. Jahrhundert zu immer größerer Macht empor. Ein wichtiges Moment ist, daß es ihm gelang, nach und nach die bedeutendsten geistlichen Fürstentümer in seine Hände zu bringen. Es war dies jetzt selbst die Maxime des päpstlichen Hofes, das zu begünstigen. In den meisten Fällen ist überhaupt eben damals der spätere territoriale Bestand des Fürstentums begründet worden. Durch Erwerbung und Befestigung, Anfall und Vereinigung konsolidierten sich Sachsen und Brandenburg, Hessen und Württemberg, Pfalz und Bayern. Sie waren es dann, die in Kampf oder Gemeinschaft mit dem Hause Österreich die großen religiösen Interessen der Nation in die Hand nahmen, die Reformation begründeten und verteidigten, oder zurückdrängten und einschränkten, und dem modernen Dasein des deutschen Geistes und der deutschen Macht so oder so seine geschichtliche Gestalt gaben.

Elftes Kapitel.

Frankreich und England im 15. Jahrhundert.

In den beiden großen westlichen Reichen kam es in diesem Jahrhundert abermals zu inneren Irrungen, die, wie jene des 14., an sich selbst von größter Bedeutung und Wirksamkeit waren. Überall erscheint jener Städtekrieg', dem wir in Deutschland begegneten, in mehr oder minder ausgesprochener Form. In Frankreich, wo durch die Einrichtungen Karls V. der niedere Adel zu besonderem Ansehen gelangt war, erfolgte unter Karl VI. (1380—1422) mehr als ein heftiger Zusammenstoß. Zu den ständischen Gegensätzen aber gesellte sich eine Parteiung innerhalb des Adels selbst, die

sich um die großen Familien von Burgund und Orleans-Armagnac gruppierte. Nach der auf Anstiften Johanns von Burgund 1407 erfolgten Ermordung des Herzogs Ludwig von Orleans trat Graf Bernhard von Armagnac, der Schwiegervater von Ludwigs Sohne Karl, an die Spitze dieser Partei, welche zuletzt die Oberhand bei Hof und Regierung behielt.

In diesem Moment der größten inneren Entzweiung, erneuerte nun König Heinrich V. von England seine Ansprüche auf die Krone von Frankreich. Die Pariser Bürger boten der Ritterschaft ihre Hülfe gegen denselben an: bei der herrschenden Stimmung begreift man es, wenn sie zurückgewiesen wurde. Der Adel glaubte allein die Aufgabe und die Kraft zu haben, den Einfall der Engländer zurückzuwerfen und an ihnen zu strafen. Aber der Ungestüm, mit dem man das unternahm, hatte denselben Erfolg wie früher. In der Schlacht bei Azincourt (1415) sollen bei 8000 Edelleute geblieben sein.

Man dürfte noch an kein eigentliches Verständnis zwischen Burgund und England, oder zwischen Paris und dem Herzog oder dem König denken, aber ein gleiches Interesse war allerdings für sie vorhanden. Die Armagnacs waren die gemeinsamen Feinde aller. Der ungeheure Verlust, den diese Partei in der Schlacht gegen den auswärtigen Feind erlitten, kam ihren Gegnern im Inneren zu Statten. Im Mai 1418 kam es zu einem Aufruhr in der Hauptstadt, in welchem die Einwohner unter dem Geschrei: es lebe der König und der Herzog von Burgund! sich sammelten, wie sie denn schon burgundische Truppen bei sich aufgenommen hatten. Ihnen konnten die Armagnacs, die das Feldgeschrei: es lebe der König und der Dauphin! erschallen ließen, nicht mehr widerstehen. Nachdem sie sich zuerst in die Bastille gerettet, wurden sie bei einem Versuch, die Stadt wieder zu erobern, geschlagen und samt ihren Anhängern der gräßlichsten Rache preisgegeben. Das Volk weidete sein Auge an den zusammengebundenen Leichen des zum Connetable des Reichs erhobenen Grafen Armagnac und des Kanzlers, denen sie bisher hatten gehorchen müssen. Unter dem Namen Armagnacs widmete ein jeder seine Feinde dem Tode.

Der öffentliche Geist bewegte sich schon damals in unaufhörlichen Konvulsionen. Es gab eigentlich keinen König. Karl VI., entweder irrsinnig oder in lichteren Momenten völlig schwach, ließ sich bald von der einen, bald von der anderen Partei beherrschen. Es gab ebensowenig eine feste Ansicht. Bald wurde die Lehre von dem notwendigen Anteil des Volkes an der Regierung, bald die entgegengesetzte von dem ursprünglichen Unterschiede aller Stände gepredigt. Der Franziscaner Jean Petit, der zur Rechtfertigung des Herzogs von Burgund den Satz, daß ein Tyrann getötet werden könne, verteidigt hatte, war einst damit durchgedrungen; später war er darüber verurteilt worden; jetzt ward seine Theorie aufs neue verteidigt. In dem Auf- und Abfluten der Leidenschaften wird jedes Attentat nach einiger Zeit an seinen Urhebern heimgesucht. Die Empörung von 1357

wurde 1383 gerochen; die Erinnerung an das, was damals geschehen, belebte den Aufruhr von 1413. Die Empörung von 1418 ist von denen veranlaßt worden, die bei dem letzten Aufruhr der Reaktion verfallen waren.

Noch waren aber die Orleans nicht so schwach, daß nicht auch sie auf Rache gedacht hätten. Unter schrecklichen Umständen, eben bei einer Zusammenkunft, die zur Versöhnung dienen sollte, auf der Brücke von Monterau, ward im Jahre 1419 der Herzog Johann von Burgund von den Armagnacs erschlagen. Man hat später als das wahrscheinlichste angenommen, daß der Dauphin von dieser Unthat im voraus nichts gewußt habe; aber sie war in seiner Gegenwart geschehen, er behielt den Thäter in seiner Umgebung. Der Sohn des Ermordeten, Philipp der Gute, hielt es für gerechtfertigt, wenn er sich von ihm lossagte und die Ansprüche des Königs von England anerkannte. Er vermittelte den Vertrag von Troyes, nach welchem Heinrich V. sich mit der Tochter Karls VI. vermählte, und als zukünftiger König und sogleich als Regent des Reiches anerkannt werden sollte.

Und diesem Vertrage trat die Hauptstadt ohne langes Bedenken bei. Die Mitglieder des Parlaments und der Universität, die Geistlichkeit und alle Behörden der Stadt gaben ihm in feierlicher Versammlung durch lauten Zuruf ihre Zustimmung; des salischen Gesetzes gedachte man nicht. Nie war ein Fürst aus dem Hause Valois besser aufgenommen worden, als Heinrich V.: als er mit dem Herzog von Burgund, der noch in Trauerkleidern ging, in der Stadt erschien, schrie ihm das versammelte Volk das freudigste Vive zu. So beging man die Vermählung des Herzog von Bedford mit einer Prinzessin von Burgund als ein öffentliches Glück. Nach dem Tode der beiden Könige — Heinrich V. starb noch vor Karl VI. 1420 — ward der Vertrag von Troyes aufs neue beschworen; die versammelten Stände hatten ihn angenommen. Der französische Thron ward dem Kinde Heinrich VI. von England vorbehalten. Durch eine Art von Rechtsgang war der Dauphin Karl VII. seines Anrechts an die Krone verlustig erklärt worden. Der sagte bei der Nachricht, er appelliere von dieser Sentenz an sein Schwert.

Eine Art englischer Regierung hätte auf diese Weise auch in Frankreich stattfinden können. Es wäre aber eine der wunderlichsten Verwirrungen, gewesen, wenn die innere Einrichtung des französischen Reiches ihm hätte vom Ausland kommen sollen. Niemals ist es ein Glück, dergestalt unterworfen zu sein. Jetzt lief es wider den eingeschlagenen Gang der Dinge, wider die Forderung der Weltgeschicke, wider den Sinn und das Schicksal der Nation. Allzu eigentümlich waren Franzosen und Engländer einander gegenüber ausgebildet, als daß eine solche Vereinigung möglich gewesen wäre. Aber auch immer wird man da, wo der Genius angegriffen ist, ihn auf die wunderbarste Art sich verteidigen sehen.

Wie der Herzog von Bedford im Norden, so hielt der Dauphin, der sich als Karl VII. hatte krönen lassen, im Süden Ständeversammlungen, die ihm ebenfalls Bewilligungen machten. In einer und der anderen Stadt zeigte sich ein royalistischer Enthusiasmus für den angestammten Fürsten, vor allem in Oleans, wo Bedford, der es im Jahre 1428 belagerte, einen Widerstand fand, wie er anderen Städten nicht selten unsterblichen Ruhm verschafft hat. Aus dem untersten Stande, den Arbeitern auf dem Lande, tauchte endlich die wunderbarste Erscheinung auf. Die Tochter armer Arbeiter in Dom Remy, an den Grenzen der Champagne und Lothringens, riß sich von ihrer Heimat los, um den König von Frankreich zu seiner Krönung zu führen. Dies junge Mädchen, eine Hirtin, die unter einem Baume an einem heiligen Brunnen Erscheinungen hat, erhebt sich, um dem Könige von Frankreich zu sagen, daß er der rechte König sei. Es ist in ihr etwas von dem Geiste der Ritterbücher: sie sagt dem König, Karl der Große und St. Louys bäten für ihn. Sie gesellte sich dem Rittertum zu und erneuerte alle seine religiösen Sympathien.

Man kann sich dies nur einigermaßen erklären, wenn man weiß, wie das Haus der französischen Könige, die Royaux de France, und die Krone der Lilien von der Sage verherrlicht ward. Das Königtum Karls des Großen, an dessen Namen sich alles knüpfte, erschien als eine Institution des Himmels. In jenen Gegenden, wo so viele Kirchen dem heiligen Remigius gewidmet sind und das Erzbistum von Rheims reiche Besitzungen hatte — Dom Remy gehörte wahrscheinlich selbst dazu und hatte eine Kirche des Heiligen, in der Jeanne d'Arc getauft worden ist — mochten diese Anschauungen besonders verbreitet sein und ein einfaches, kraftvolles und erregbares Gemüt einnehmen. Es ist hier nicht der Ort, das Geheimnis dieser Geschichte zu enträtseln. Wo aber eine Erscheinung, wie diese, möglich ist, da ist noch der volle Glaube, die Religion des Königtums in den Massen.

Der Hof, die Staatsmänner und Ritter zweifelten: allein sobald die Jungfrau erschien, ward sie von dem Enthusiasmus der Massen empfangen. Sie traf bei ihrem Zuge nach Orleans noch eben im rechten Augenblicke ein, als die burgundischen Hülfsvölker die Belagerung verlassen hatten. Sie ist immer in vollen Waffen voraus; sie betritt keine Stadt, ohne sogleich nach der Kirche zu gehen. Gerade das Wunderbarste wirkte am meisten; es ergaben sich Städte, vor denen die Jungfrau mit einer einzigen Kanone erschien. Sie verjagte die Engländer und führte ihren Dauphin glücklich nach Rheims, wo er aus der heiligen Ampulla gesalbt und mit allen in den pontifikalen Büchern vorgeschriebenen Ceremonien gekrönt wurde. Die Jungfrau stand bei der Krönung mit der Fahne in der Hand neben dem König; sie küßte ihm die Füße mit heißen Thränen; denn nun sei Gottes Wille vollzogen: es liege am Tage, daß der Gekrönte der wahre König sei und das Reich ihm gehöre. Den Herrn, der sie sende, bezeichnet sie nun als den

König des Himmels. Ihre innere Sendung war damit erfüllt; indem sie den Krieg als Krieg weiter führte, fiel sie den Engländern in die Hände, die ihr nicht vergeben konnten, daß sie vor ihr geflohen waren, und sie als Ketzerin verbrannten. Ihr Märtyrertum gab den Ideen, die sie verfocht, nur eine noch höhere Gewähr. Das Landvolk der Normandie, das von den Engländern gegen den König bewaffnet worden war, erhob sich zu Gunsten desselben. Zuweilen wurden sie wieder zu Paaren getrieben, zuweilen aber auch nicht, wie die Kommunen des Landes Caux; der größte Teil der festen Plätze desselben, Harfleur, Tancarville, Lilleborne, wurden wieder französisch. Mit ihrer Hülfe gelang es einem französischen Marschall, sich Dieppes zu bemächtigen, welches als der vornehmste Waffenplatz der Engländer betrachtet werden konnte.

Nie hat das Königtum eine zugleich idealere und wirksamere Verteidigung gefunden. Die Religion, auf der es alle Jahrhunderte daher beruht hatte, ward wieder erneuert. Doch wäre es noch nicht hergestellt worden, hätte sich nicht endlich auch der Herzog von Burgund bewogen gefühlt, seinen Frieden zu machen. Der König von Frankreich erklärte, der Mord Johanns des Unerschrockenen mißfalle ihm. Hierauf trug dessen Sohn, Philipp der Gute, kein Bedenken, sich zu Arras mit ihm zu verbünden. Es mußten ihm ungeheure Zugeständnisse gemacht, sein Herzogtum Burgund erweitert, sein niederländisches Reich bis an die Somme ausgedehnt werden: aber dafür war auch sein Üebertritt entscheidend. Die Engländer konnten sich gegen die Verbindung der Burgunder mit den Königlichen nicht halten. Der nächste Erfolg war, daß sie Paris verloren. Der alte Parteigänger von Burgund, L'Isle-Adam, den Parisern wohlbekannt, erschien jetzt von französischen sowohl wie burgundischen Truppen begleitet, vor den Mauern der Stadt, zeigte den Bürgern die Amnestie, welche Karl VII. unter dem großen Siegel für sie hatte anfertigen lassen, und beschwur sie, auch aus Rücksicht auf den Herzog von Burgund, dessen Partei sie so gut gehalten, in den Gehorsam des Königs von Frankreich zurückzukehren. Nach kurzer Beratung der städtischen Führer ward er aufgenommen. Die Engländer waren zufrieden, durch Überlieferung der Bastille ihr Leben zu retten. Burgundische Truppen nahmen an der Eroberung Teil. Noyon und Soissons wurden von dem Herzog an den König zurückgegeben.

Karl VII. hatte eine Armee, die sich tapfer schlug und an deren Spitze nach langem Zögern er endlich selber erschien. Dem sich wieder erneuernden Königtum kam die Meinung des Volkes entgegen. Aber unleugbar ist, daß die Großen des Reiches einen sehr wesentlichen Anteil an der Herstellung der höchsten Gewalt nahmen. Die Herzöge von Anjou und Bourbon haben hauptsächlich den Übertritt des Herzogs von Burgund hervorgerufen, der dann die Hauptsache entschied. Die Zeitgenossen bemerken, daß ein fester Widerstand gegen die Engländer erst dann möglich geworden sei, als die Kinder der bei Azincourt erschlagenen Edelleute groß geworden seien. Die

Erinnerung hielt die Jugend noch ab, nicht wieder eine Schlacht zu wagen, wenn der Feind sie wünschte; man zog vor, ihn durch allmähliche Eroberung der festen Plätze, die er inne hatte, zu überwältigen.

Es dauerte noch ein Jahr, ehe Karl VII. seine Hauptstadt wiedersah. Auch bei deren Einwohnern trat dann die Rückkehr zu den royalistischen Gefühlen für ihren König und natürlichen Herrn deutlich hervor. Man sah Thränen der Freude in den Augen der Alten, die diesen Umschwung der Dinge noch erlebt hatten. Auch der König trug Sorge, daß von seinen Truppen niemandem etwas zu Leide geschehe. Das Bemerkenswerte ist, daß es diesmal zu keiner Reaktion kam; jetzt wurde nicht, wie früher, eine Partei durch die andere ausgestoßen und bestraft. So brachte es der Gang der Dinge mit sich; auch lag es nicht in dem Charakter Karls VII., Gewaltsamkeiten auszuüben. Sein ganzes Sinnen war nur darauf gerichtet, das Land wieder zu beruhigen und die Engländer vollends aus demselben zu verjagen. Und hiezu ergriff er ein paar Maßregeln von allgemeiner Bedeutung, auf denen die spätere Monarchie zum guten Teil beruht, die aber ganz in den Zuständen des Moments wurzeln und nur daraus zu erklären sind.

Für das platte Land und seine Bewohner hat es wohl niemals verderblichere Kriege gegeben, als die Fehdschaften zwischen Adel und Städten im 14. und 15. Jahrhundert. Es gehörte zum Kriegsgebrauch, daß Freund und Feind das Land verwüsteten. In Frankreich war aber die Verwüstung noch ärger als irgendwo sonst, weil der Krieg, wie später der dreißigjährige in Deutschland, zugleich ein innerer und äußerer war. Auch an diesem französischen Kriege nahmen alle Nachbarn teil. Wir finden Kapitäne aus allen Nationen. Der mächtigste von ihnen war einst ein Spanier, Villandrate, den Karl VII. aus den Grenzen verjagen mußte, um ihn dahin zu bringen, daß er ihm wieder seine Dienste anbot. Denn eigentlich für unabhängig hielten sich diese Hauptleute, oder doch für berechtigt, jeden Augenblick sich jeder Rücksicht zu entschlagen. Wie oft haben Kapitäne, die für den König von Frankreich fochten, die Befehle seiner Marschälle zurückgewiesen: wie oft haben sie sich hinter den Mauern ihrer Festungen die schnödesten Ausbrüche gewaltsamer Gesinnungen erlaubt! Was sie von diesen festen Plätzen aus erreichen konnten, hielten sie für gute Beute.

Das dringendste von allem war nun, diesem Zustande ein Ende zu machen, und wir finden Karl VII. mit allem Eifer beschäftigt, es zu vollführen. Er setzt die räuberischen Kapitäne ab; solche, deren Thaten allzu verbrecherisch gewesen, bestraft er mit dem Tode; um alle die übrigen von weiterer Plünderung abzuhalten, weist er sie auf bestimmte Einkünfte an, die ihnen der Bezirk zu zahlen hat. Hie und da konnten diese nicht in Geld aufgebracht werden; dann werden die Bedürfnisse für Mann und Pferd, wie der Landbau sie erträgt, geliefert. Es ist wie eine Brandschatzung, ein Abkauf der sonst unvermeidlichen Plünderung, wie die Kriegssteuern, welche im Laufe

des dreißigjährigen Krieges in Deutschland von den Generalen den Kreisen und Kommunen, welche sie inne hatten, auferlegt worden sind. In Frankreich ward die Sache jedoch nicht zufällig und nach Gelegenheit, sondern von Staats wegen und auf immer eingerichtet; sie ist in einer Ständeversammlung zu Orleans im Jahr 1439 in aller Form beschlossen worden. Die Versammlung erscheint bei den Chronisten als aus Abordnungen der Herzöge von Orleans, Bourgogne, des Grafen von Armagnac und der Stadt Paris bestehend, zu denen noch eine Anzahl von Notabeln aus den Provinzen und Städten des Reiches kamen. Man faßte hier die wichtigsten Beschlüsse über eine Abkunft mit England und besonders über die Herstellung der Ordnung im Lande.

Aber erst, als sich auch Bretagne wieder mit der Krone verbündet hatte, wurde Guyenne und der wichtigste Platz im Süden, Bordeaux, im Juni 1451 erobert. Durch diese großen Siege, die eine neue Eroberung in sich schließen, ward nun natürlich auch die königliche Macht ganz neu begründet. Indem Karl VII. in den Hommes d'armes ein stehendes Heer einführte und das Volk deshalb zum erstenmale zu einer immerwährenden Auflage nötigte, gab er der ganzen Staatsverfassung eine neue Wendung. Durch die Annahme der Baseler Konzilsbeschlüsse und die pragmatische Sanktion verlieh er seinem Lande zugleich eine sehr selbständige geistliche Haltung. Ihm folgte Ludwig XI. nach, 1461—1483, der zuerst den Gedanken faßte, er sei ein Beamter der Krone — Officier de la Couronne — und diese Krone, wie er sich ausdrückte, von einer Schnürbrust, d. h. von der überwiegenden Gewalt der Großen zu befreien beschloß. Das Glück wollte ihm so wohl, daß er die großen Lehen Berry, Anjou, Provence, endlich Burgund an sich brachte. Institute hat er nicht geschaffen; von großartiger Gesinnung war er weit entfernt; er lebte in unaufhörlicher Furcht vor Gott und den Menschen. Aber er war listig, unermüdlich und gründete wieder eine stabile Gewalt in Frankreich, die selbst während der Minderjährigkeit seines Sohnes aushielt.

Mittlerweile waren in England die heftigsten inneren Kämpfe ausgebrochen, aus denen erst nach langwieriger Anstrengung das Königtum, ähnlich wie in Frankreich, mit neu befestigter Gewalt siegreich hervorging. Gerade wie es unter Richard II. geschehen war, bewirkten auch bei der schwachen Regierung Heinrichs VI. (1422—1461) vornehmlich die auf französischem Boden erlittenen Verluste neue Parteiungen. Die einst bei der Erhebung Heinrichs IV. übergangenen Ansprüche der Linie von York wurden jetzt von Herzog Richard geltend gemacht: die ganze englische Aristokratie spaltete sich für die Lancasters oder Yorks. Zuweilen schlug man, wie das erste Mal 1455 bei St. Albans, wo König Heinrich VI. selbst gefangen ward; zuweilen vertrug man sich: alle gingen dann Hand in Hand mit einander in die Kirche. Aber gleich darauf bricht der Streit um einer elenden Entzweiung von ein paar Dienstboten willen aufs neue aus. Mehr und mehr bekamen die Yorks allmählich durch den alten Richard das Übergewicht,

doch scheute sich dieser, die Krone selber anzunehmen; sein Sohn Eduard IV. aber nahm den Thron unbedenklich ein.

Auch unter ihm aber dauerten die inneren Kämpfe fort. Es war nicht eigentlich eine Spaltung der Nation, vielmehr eine Entzweiung der vornehmen, mit dem königlichen verwandten Geschlechter. Bald war die eine, bald wieder die andere Partei im Vorteil; der Erfolg des Sieges war immer in wenigen Tagen entschieden. Dann zog sich die andere Partei nach Asylen zurück und wartete auf die Wiederkehr eines günstigen Augenblicks. Wer im Vorteil war, berief ein Parlament seiner Partei, ließ die andere verdammen und gab Gesetze im eigenen Interesse. Von Bedeutung für die Entwickelung der Verfassung sind diese Kriege der weißen und roten Rose nur insofern, als sich der Adel, im ganzen betrachtet, dabei selber zerfleischte. Viele der Häupter kamen dabei um; Comines nennt ihrer achtzig, welche er gekannt habe. Eduard IV. rief anfangs in seinen Schlachten ausdrücklich: schonet das Volk, tötet die Herren! Allmählich aber, seit 1471, ward ihm auch das Volk zuwider. Er behauptete sich, glänzend, schön und unermüdlich wie er war, obwohl seine eigenen Freunde von ihm abfielen.

Aber das Unglück wollte, daß er keinen Sohn hinterließ, der seine Herrschaft unmittelbar hätte fortsetzen können. Noch als Knabe ward Eduard V. auf Anstiften des eigenen Oheims, Richards III., umgebracht; das Haus York, das den Platz behauptet hatte, zerstörte sich in sich selbst, bis dann endlich 1485 Heinrich VII. Tudor, ein echter Lancaster, auch die von Richard mißhandelten Yorks um sich sammelte, um sie gegen den Usurpator zu führen. Die Schlacht bei Bosworth, in der Richard fiel, ist indessen nicht ohne französische Hülfe für Heinrich entschieden worden. Dann freilich, als König, wußte er den fremden Einfluß von seinem Reiche auszuschließen. Heinrich VII. repräsentiert, wie drüben Ludwig XI., zum erstenmal wieder eine starke, nationale Monarchie, ein Regiment in modernen Formen.

Frankreich und England sind von nun an für immer getrennt. Dort werden die mächtigen Barone der königlichen Gewalt unterworfen; hier behält das Oberhaupt einer Partei den Platz und regiert, ohne viel Rücksicht auf die im Bürgerkrieg entwürdigte parlamentariche Verfassung, nach seinen persönlichen Interessen, die jedoch auch hier zugleich die des Landes sind.

Zwölftes Kapitel.

Nordische Reiche.

Für Dänemark bildete das Verhältnis zum deutschen Reich jederzeit fast die vornehmste äußere Frage. Die entschiedene Durchführung des Christentums unter Erich Eiegod war, wie wir sahen, mit einer Entfremdung von Deutschland verbunden, welche die Gründung des Erzbistums Lund zu ihrem Ausdruck hat. Die dänische Geistlichkeit stand seitdem unmittelbar unter dem Papst, sie hielt sich in ihrer Bildung an Paris. Aber darum emancipierte sich das Land doch nicht völlig von Deutschland. Gleich zu Anfang seiner Regierung entschied Friedrich I. eine Erbstreitigkeit zwischen Svend und Knud; er hielt selbst die Rechte des Erzbistums Bremen im Norden fest. Die Wahl Waldemars des Großen ward ihm förmlich angezeigt, und er bestand auf der ihm zu leistenden Huldigung, welche dann auch wirklich geleistet ward.

Die inneren Unruhen, vor allem der Streit zwischen Staufern und Welfen, machten es jedoch dem Reich unmöglich, diese Stellung gegenüber dem Norden aufrecht zu erhalten. Wie Waldemar I., so nahmen noch mehr Knud VI. und Waldemar II. an der Bekämpfung des Heidentums an der Ostsee selbständig teil. Waldemar II. hatte infolge dessen ein großes baltisches Reich aufgerichtet, als er 1227 bei Bornhöved besiegt ward und die deutschen Küsten vollkommen freilassen mußte.

Im 13. Jahrhundert hatten auch die dänischen Könige viel mit den Geistlichen zu kämpfen. Ihre Streitigkeiten mit dem Erzbischof hatten ein Interdikt zur Folge, das siebzehn Jahre lang auf dem Lande lag. Der Erzbischof Jacob Erlandson behielt den Platz. Als das Interdikt 1274 aufgehoben ward, war doch die Unabhängigkeit des Erzbistums gesichert. Im Jahre 1282 erhoben sich die weltlichen Großen gegen den König. Man setzte fest, daß künftig jedes Jahr Danehof — ein dänisches Parlament — gehalten werden sollte. Ein demokratisches Element hatte man eigentlich nur an den deutschen Städten, welche einen großen Einfluß auf den Norden ausübten. Erich Menved — soviel wie Manneswitz, oder auch als eine abgekürzte Beteuerungsformel erklärt — 1286—1319, scheint von allen dänischen Königen dieser Epoche der geachtetste gewesen zu sein. Sein Andenken erscheint in späteren Klageliedern; er war Lehnsherr und Schirmvogt über Lübeck, Rostock und Stralsund, Mecklenburg und Pommern. Dessen Nachfolger Christoph II. mußte den Großen 1320 eine Wahlhandfeste ausstellen, welche die wichtigsten königlichen Rechte beschränkt, das königlichee Gericht der Appellation des Reichstages unterwirft. Da er sie nicht hielt, so ward im Jahr 1326 beim Antritt Waldemars III. das Reich durch eine neue Handfeste auf das

vollständigste in ein Wahlreich verwandelt; der König sollte keine Burgen bauen, alle Städte sich befestigen dürfen.

Es war dieser Waldemar, dessen Konstitution von dem nämlichen Jahre festsetzt, daß Schleswig niemals mit Dänemark vereinigt werden sollte. Gerhard der Große, Graf von Holstein, welcher diese Konstitution durchsetzte, vermochte bei weitem mehr als der König im Lande. Die Ermordung des Mächtigen mitten unter seiner streitbaren Schar (April 1340) gehörte dazu, um dem dänischen Wesen noch einmal einen gewissen Vorsprung zu ermöglichen. König Waldemar IV., Atterdag — soll heißen: morgen ist wieder ein Tag, zur Rache u. dgl. — nahm infolge dessen eine desto stärkere Stellung gegen die Deutschen ein. Die Deutschen, heißt es in einer Chronik von 1350, mußten aus Dänemark, weil die holsteinischen Grafen, die Erben Gerhards des Großen, in Nachteil gerieten. Allein, als bei der Erneuerung des Kriegs auch die Hansen für die deutsche Sache eintraten, zeigte sich bald, daß Dänemark noch immer der schwächere Teil war. Der König wich aus dem Lande; im Jahre 1370 schloß der Reichshauptmann Henning von Podebusk samt den weltlichen Herren einen Frieden mit den Hansen, in dem es ausdrücklich heißt, der König müsse ihn bestätigen, falls er bei seinem Reiche bleiben wolle. Sie wollen keinen anderen Herrn empfangen, es sei denn mit dem Rate der Städte.

Inzwischen aber hatte derselbe Waldemar nach einer anderen Seite hin dem dänischen Königtum eine große, recht eigentlich skandinavische Aussicht eröffnet durch die Verlobung seiner Tochter Margarethe mit dem Erben von Norwegen, Hakon VIII. Wir wissen, wie sich hier im 12. und 13. Jahrhundert die Könige Sverrir und Hakon V. der Alte zu bedeutender Macht erhoben hatten, auf welche selbst das weltbeherrschende Papsttum jener Zeiten behutsame Rücksicht nahm. Von nicht geringer Bedeutung ist auch Hakons Sohn, Magnus VII. Lagabätter, 1263—1280, der die bisher rein kriegerischen Institute friedlich umbildete. Eine große Kaufstadt, Bergen, kam empor; die Sklaverei hörte auf. Der König ließ die Lehen nicht erblich werden. Der Geistlichkeit wurden jedoch dabei, dem Zuge der Zeit entsprechend, bedeutende Rechte verwilligt, und sie gelangte eigentlich auch hier zu ihren Absichten. Nun vermählte Hakon VII., Magnus' Sohn, seine Tochter mit Herzog Erich, dem Bruder des Königs Birger von Schweden; es geschah, daß ein Kind aus dieser Ehe Erbrecht auf beide Reiche erhielt. Im Jahre 1319 kamen auf der Wiese bei dem Morastein die schwedischen Stände zusammen; ein tapferer Kriegsmann trat mit dem Knaben Magnus VIII. Erichson hervor und bewirkte, daß er als König anerkannt wurde. Die schwedischen Stände waren aus geistlichen und weltlichen Großen, Adel, Bürgern und Bauern zusammengesetzt. Sie schlossen mit dem norwegischen Reichsrat eine Abkunft, nach welcher Magnus auch hier anerkannt wurde. Magnus VIII. lebte fast immer in Schweden, wo er durch ein allgemeines Landesgesetz, das sich trotz alles Widerspruchs durchsetzte, ein gutes Andenken

gestiftet hat. In Norwegen vermißte man jedoch seine Anwesenheit, und er entschloß sich im Jahre 1350, seinen erst zwölfjährigen Sohn, Hakon VIII., dorthin als Regenten zu schicken; denselben, der sich mit Margarethe, der Erbin von Dänemark, vermählte.

Auf diesem Verhältnis beruhte der Gedanke der Union. Margarethe bewirkte nach Hakons Tode 1380, daß ihr Sohn Olaf III. hier wie dort anerkannt wurde. Nachdem auch er 1387 früh gestorben, übernahm sie selbst die Herrschaft in beiden Reichen. Sie verstand es, mit den Reichsräten des einen wie des anderen gut zu stehen. Alsbald aber streckte sie ihre Hand auch nach Schweden aus. Hier hatte Magnus VIII., mit seinem Sohne Hakon bald entzweit, bald verbündet, schwere Tage gehabt und manche Gewaltsamkeit verübt. 24 vertriebene schwedische Herren entboten deshalb 1363 den Herzog Albrecht von Mecklenburg, dessen Mutter eine Schwester des Magnus war, nach Schweden und gaben ihm die Herrschaft in die Hand. Er führte das Regiment hauptsächlich durch deutsche Ritter und Bürger, die wir als Befehlshaber finden. Allein hiegegen erhob sich eine starke nationale Partei, die besonders an Bo Jonsson, dem reichsten Mann in Schweden, der je gelebt, Rückhalt hatte. Bei dessen Lebzeiten ward der König von ihnen in Schranken gehalten. Nach seinem Tode aber, als dieser wieder um sich griff, boten die Großen des Reichs die Krone der dänischen Margarethe an. Es kam zu einem Kampfe, in welchem Margarethe die Empörung unterstützte. Durch die Schlacht bei Falköping, in welcher Albrecht gefangen genommen wurde, kam die Sache 1389 zur Entscheidung.

Zwar nahmen sich die wendischen Städte und mehrere deutsche Fürsten Albrechts an, wie er sich ja überhaupt auf deutsche Hülfe lehnte; sie bewirkten auch seine Befreiung, aber zum König konnten sie ihn nicht wieder machen. Am 20. Juli 1397 ward vielmehr die Union zu Calmar geschlossen, nach welcher jedes Reich inskünftig nach seinen Gesetzen regiert werden, aber alle drei einen gemeinschaftlichen König wählen sollten. Margarethe war klug und gewandt genug, um die Herrschaft bis an ihren Tod (1412) allenthalben zu behaupten. Allein diese Union, als ein äußerliches Werk, das sie war, vermochte sich doch nicht gegen den nationalen Widerwillen durchzusetzen. Statt der Einigung ergab sich am Ende eine lange Kette von Streitigkeiten und Kämpfen, die das Bild einer allgemeinen Zersetzung, wie es das 15. Jahrhundert gewährt, auch hier im Norden vervollständigen. Erst auf der Losreißung Schwedens von der Union, welche Gustav Wasa vollbrachte, beruht alsdann die moderne Entwickelung Skandinaviens überhaupt.

Und eine Schwierigkeit trat allbereits unter Margarethe selbst hervor, die sie nicht zu beseitigen vermochte und die merkwürdigerweise noch unser Jahrhundert beschäftigt hat: die Frage über Schleswig. Jener mächtige Gerhard von Holstein hatte sich, wie berührt, Ansprüche auf Schleswig, das ein dänisches Lehen war, erworben. Nach dem Tode Waldemars IV., der sie

nicht hatte anerkennen wollen, setzten sich die Söhne Gerhards, hochstrebend wie der Vater, mit Gewalt in Besitz (1375). Königin Margarethe, mit anderen Entwürfen beschäftigt, gab ihnen Schleswig im Jahre 1386 zu Lehen: einer von den holsteinischen Herren soll immer Schleswig als Herzog besitzen. Man hat noch im 18. Jahrhundert ausführlich untersucht, ob sie damit einen Staatsfehler beging oder nicht. In der Sache lag eine natürliche, nicht leicht zu hebende Schwierigkeit. Einem deutschen Hause, mächtig in der Nachbarschaft, wurde ein Land zu Lehen gegeben, das der dänischen Krone angehörte. Faktische Verbindung mit Deutschland, rechtliche mit Dänemark, ward dabei gleich anfangs verschmolzen.

Notwendig kam es nun hierüber zu fortwährendem Hader. Bei der ersten Gelegenheit, die sich darbot, im Jahre 1410, erklärten die Dänen das Lehen für verfallen und eröffneten einen Krieg, um es wieder zu erobern. König Sigismund als erwählter Schiedrichter erklärte sich, beirrt durch eine falsche Information für die Dänen. Dagegen nahmen die deutschen Städte im Jahre 1426 Partei für die Holsteiner. Sie haben 1431 Flensburg erobert und im Jahre 1435 sich einen Frieden nach ihrem Sinne erzwungen. Es waren hauptsächlich Hamburg, Lübeck, Wismar, Lüneburg. Alle ihre alten Rechte und Zollfreiheiten wurden ihnen bestätigt. Dem Grafen Adolf VIII. ward alles abgetreten, was er er von dem Herzogtum Schleswig besaß, samt Femarn und Friesland. Seine Lehnsfolge ward auf bloßes Friedehalten beschränkt. König Christoph der Bayer suchte die Hansen zu beschränken, indem er die Westsee der Ostsee entgegensetzte; er starb aber, ehe er etwas ausgerichtet hatte, 1448.

Bei dem Tode Christophs hätte nun Adolf VIII. selber leicht die Krone erlangen können, die ihm angeboten ward; aber, ohne daß man gerade angeben könnte — was Dahlmann gleichwohl versucht — aus welchem Grunde: er lehnte sie ab und schlug — denn in dem dänischen Reichsrate saß er selbst — seinen Schwestersohn, den Grafen Christian I. von Oldenburg, vor. Christian, den die Holsteiner Kersten nennen, versprach, weder Krieg zu führen, noch ein Geschäft von Bedeutung zu unternehmen, noch auch Frieden aufzurichten, ohne den Reichstag gefragt zu haben. Dann erst empfing er die Huldigung, am 28. September 1448. Indessen war Karl Knudson zuerst in Schweden, dann auch in Norwegen gewählt worden. Hauptsächlich von Adolf unterstützt, mit den Kräften von Schleswig-Holstein, erlangte Christian von Oldenburg 1450 die Krone von Norwegen, 1457 auch die schwedische. Als 1459 mit Adolfs VIII. Tode der Mannsstamm Gerhards des Großen ausging, ward Christian auch von den Holsteinern und Schleswigern anerkannt. Hier hätten zwar eigentlich die Grafen von Schaumburg als Agnaten das bessere Recht gehabt, und so erwarteten die Hansestädte, daß es geschehen würde. Aber zu ihrem Ärger, wie die Chronik sagt, wurden die Holsten Dänen und verschmähten ihren Erbherrn. Wir bemerkten schon, daß durch solche Verbindung der geistige Einfluß des deutschen Wesens auf Dänemark eher be-

fördert ward. Allein politisch führte sie doch unausbleiblich zu weiteren Verlusten der Macht an den Grenzen des Reichs: ungelöst hinterließ das 15. Jahrhundert eine nationale Streitfrage, die dann noch im 19. eine so große Rolle spielen sollte.

Dreizehntes Kapitel.

Timur Beg; Eroberung Konstantinopels durch die Türken.

Von der Welteroberung Dschingischans sind wir ausgegangen und haben sie so weit begleitet, bis allenthalben eine Reaktion gegen die Herrschaft der Dschingissiden eintrat: in Persien durch die einheimischen Häuptlinge, die sich gegen die Ilchane aufstellten (1353); in China durch die Erhebung des Bonzen Tschuh (1368); in Kaptschak durch die Entzweiung innerhalb der goldenen Horde und die Teilnahme der Chane an den Streitigkeiten der Russen, welche sich seit 1380 auf das kräftigste emporrichteten; in Tschagatai durch die allgemeine Empörung der Emire (1358), insbesondere den Abfall von Kaschgar und Chowaresmien. Eben hier aber in Tschagatai entstand nun der zweite mongolische Welteroberer Timur, der Asien unter Eine Hand zu vereinigen den Anlauf nahm, während sich Europa in die kleinsten Unabhängigkeiten zerklüftete und das Papsttum dem großen Schisma verfiel. Er erscheint als der Polarstern seines Volkes. Seine Derwische erneuern die Lehre, daß es nur Einen Herrn geben müsse.

Timur ist im Jahre 1336 zu Kesch, südlich von Samarkand, geboren, ein Mongole, aber nicht aus dem Geschlecht Dschingischans. Auch nannte er sich nur Timur Beg, niemals Chan, wiewohl er Chane einsetzte und unter sich dienen sah. In den inneren Kämpfen in Tschagatai wußte er seine Jugendgefährten um sich zu sammeln; bald unterstützte er den einen bald den anderen von den Prätendenten; zuletzt aber unternimmt er die Vertreibung der nach Tschagatai eingedrungenen, von demselben abgefallenen Kaschgarier. Er gewinnt und verliert; oft hat er nur noch 40 Ritter um sich; aber endlich gelingt es ihm, die Kaschgarier zu überwinden. Dann spricht er zu sich selbst: wie es nur Einen Gott giebt, so darf es auch nur Einem Herrn in seinem Königreich geben! Ein Emir nach dem anderen wird unterworfen. Im vierunddreißigsten Jahre seines Lebens, 1370, ist Timur Herr von Tschagatai. Auf einem Landtag zu Samarkand setzt er sich selbst die goldene Krone auf. Die Einwohner von Tschagatai galten für die tapfersten von allen Mongolen: Berge im Widerstand, reißende Ströme beim Angriff. Mit diesen beginnt er die Eroberung wie Dschingischan; sein Ziel ist, alle im Abfall begriffenen mongolischen Gebiete wieder zu unterwerfen. Zuerst

gelingt ihm das mit den Ländern, welche früher zu Tschagatai gehört hatten: mit Kaschgar 1376, mit Chowaresmien 1379. Hier stellte er sich selbst zum Zweikampf dar, den indes der Herrscher nicht annahm. 1381 überwindet er Chorasan, dessen Fürst den Landtag zu besuchen sich weigerte. Alles, was es hier Ausgezeichnetes gab, Gelehrte und Scherifs, selbst die Thore von Herat, nahm er mit nach seiner Vaterstadt Kesch, die seitdem als das Haus der Tugend berühmt wurde.

Timur war strenger Mohammedaner: alle Pflichten der Religion erfüllte er; unzählige Bauten hat er aus diesem Gefühl unternommen. Sein Sinn war, zugleich die Herrschaft der Mongolen zu erneuern und den Islam zu pflanzen. Er trifft dann mit den Schahs Kothbeddin von Sedschestan und Zein Abidin von Fars zusammen. Kothbeddin flieht, wie er sagt, vor ihm zu ihm und unterwirft sich. 1387 bringt Timur nach Fars, wo sich die Mozafferiden, vor allen Zein Abidin selbst, ihm mit Tapferkeit im offenen Felde widersetzen, aber geschlagen werden. Der Sieger erfüllt Ispahan mit Blut: die Köpfe läßt er tausendweise zu hohen Haufen aufschichten. Nur die Abkömmlinge des Propheten werden verschont. Von allen den Bergfesten, wie sie seit den Sassaniden die eine nach der anderen Dynastie errichtet, kann Timur keine widerstehen. Dann trägt Timur kein Bedenken, auch den Herrscher von Bagdad selbst, Ahmed, einen Enkel des großen Hasan, unterwerfen zu wollen. Der Herr, sagte ihm ein Derwisch, der dir das eine gegeben, gewährt dir damit auch das andere! Er schickte einen Boten, sich nach Ahmed zu erkundigen. Er ist, antwortete der Bote, ein Stück Fleisch, welches zwei Augen hat! Mit reißender Geschwindigkeit — bei Fackeln ließ er sich des Nachts einhertragen — stürzte sich Timur auf Bagdad los. Er traf die Stadt ohne alle Verteidigungsanstalten und nahm sie ohne Widerstand, die Gelehrten ließ er nach Samarkand wegführen.

In Kaptschak, wo ähnliche Zerrüttung, wie in Tschagatai eingerissen war, hatte Timur früher den Toktamisch eingesetzt. Der aber trug den Stolz eines dschingissidischen Abkömmlings in sich und wollte seinem Helfer nicht gehorchen. Timur ließ ihm einmal sagen: Weißt du nicht, daß ich meine Freunde liebe, daß aber vor meinem Zorn auch die Tiefe des Meeres nicht errettet? Im Jahre 1391 griff er Toktamisch an. Er verwunderte sich über die unermeßlichen Steppen, die er zu durchziehen hatte. Er bestieg einen Hügel, von dem aus er nichts sah, als die ungeheuere grüne Ebene. Sein Heer war geschwächt und mutlos, als er vor dem Feinde ankam. Aber er wußte zuerst seine nächsten Verwandten wieder zu stimmen, und diese flößten den übrigen Mut ein. Ein Imam aus dem Geschlechte des Propheten verfluchte die Feinde: ihr Antlitz solle geschwärzt werden vom Schimpfe des Abfalls! So ward das Heer wieder mutig. Den Träger der feindlichen Hauptfahne bestach Timur. Wie die Fahne gefallen, war alle Tapferkeit des Toktamisch unnütz; er ward unweit der Wolga völlig geschlagen (1391). Auf einer Wiese teilte Timur die unermeßliche Beute aus. Junge Mädchen mit

lang herabwallenden Locken reichten dem Fürsten und seinen Gefährten Wein in goldenen Bechern. Doch war Toktamisch noch nicht völlig besiegt, und im Jahre 1395 unternahm Timur einen neuen Zug wider ihn. Am Fuße des Elburs hielt Timur Heerschau: vier Farasangen bedeckte das Heer; die Hauptleute, die Zügel ihrer Pferde am Arm, fielen vor ihm nieder und schwuren ihm Treue. So ging er vorwärts. Am Terek, in der Nähe von Jekaterinograd, brachte er dem Feinde eine entscheidende Niederlage bei. Er verwüstete die Herrschaft des Toktamisch und brachte sie selbst an sich. Auch drang er unverweilt in Rußland ein und nahm Jelez. Eben damals war das Großfürstentum an Moskau gelangt; Fürst Wassilij Dimitrijewitsch sammelte sein Heer zum Widerstand. Es war ein Krieg, der als ein Religionskrieg betrachtet wurde; das vornehmste Marienbild ward aus Wladimir nach Moskau geführt, und der Mutter Gottes ward die Rettung des russischen Landes aufgetragen. Indessen wollte sich Timur nicht allzu weit einlassen; Ssarai und Asow zerstörte er, dann kehrte er um und gab seinem Heere am Fuße des Kaukasus ein prächtiges Siegesfest. Nach wie vor verfolgte er alles, was nicht an Mohammed hielt: auf die unzugänglichsten Bergfesten, auf die Inseln des kaspischen Sees. Die Christen, die er erreichte, nötigte er, das Licht der Lehre des Propheten anzunehmen. An Seilen ließen sich die Tartaren in die Höhlen herab, in welche die armen Christen geflüchtet waren.

Prächtig kehrte Timur nach Samarkand zurück. Schon hatten sich ihm auch seine nördlichen Landsleute beugen müssen. Die alte mongolische Eroberung — ausgenommen China — war hergestellt. Doch unternahm er, seine Waffen auch in neue Gebiete zu tragen. 1397 überstieg er das Gebirge unter ungeheuren Mühseligkeiten, besiegte die Afghanen und näherte sich dem Indus. In Indien hatten nach dem Verfall der ghaznawidischen Herrschaft die Puschtaneh oder Patanen eine weitreichende Herrschaft gegründet. Ihr Stifter ist Kuttub († 1210). Sie widerstanden manchem Anfall und breiteten ihre Herrschaft von Dehli über ganz Dekhan aus (1230). Eine wilde Mischung von Roheit und schroffem Regiment mit höchstens einiger poetischer Bildung tritt an ihnen hervor. Ein Sultan hat ein Monument zum Andenken eines verlorenen Zahnes errichten lassen. Wir gedachten der wiederholten Angriffe der Ilchane, die doch kein anderes Ergebnis hatten, als die fürchterliche Rache, die Alaeddin von Dehli an den Mongolen im Lande nahm. Timur nun eroberte Multan und, indem er die Feueranbeter furchtbar verfolgte, rückte er gegen den Indus. Mahmud II. von Dehli zog ihm mit einem indischen Heere und seinen Elephanten entgegen. Timur verschanzte sich und ließ zusammengekoppelte Auerochsen gegen den Feind los, welche sehr bald die Elephanten scheu machten und zurückwarfen. Hierauf ward Dehli eingenommen und verheert. Timur bestieg den kaiserlichen Stuhl. Dann besuchte er die Quellen des Ganges. Die Wunder Indiens begleiteten ihn nach Samarkand; eine prächtige Moschee auf 480 Säulen ward gebaut.

Historisch wichtiger ist, wie darauf diese neue mongolische Macht in

Vorderasien mit den Mameluden und der aufkommenden türkischen Macht zusammenstieß. Seit 1382 herrschte in Ägypten Barkok, ein circassischer Mameluck, der trotz unzähliger Empörungen die abtrünnigen syrischen Emire in Pflicht hielt. Von dessen Sohne Faradsch forderte Timur, daß er seinen Namen in das Kanzelgebet aufnehme, d. h. ihm huldige. Er war gereizt dadurch, daß sich seine Flüchtlinge von Asien her oft zu den circassischen Mameluden begeben hatten. Jetzt erschien er zugleich mit indischen und europäischen Kriegsmitteln, Elephanten und Feuergewehr. Er eroberte Aleppo und Emesa. Die Mameluden kamen, um wenigstens Damaskus zu schützen, allein vergebens. Timur nahm die Stadt und züchtigte sie nach seiner Weise, weil sie einst die Omajjaden gegen das Haus des Propheten unterstützt habe (1401).

Sodann kam die Reihe an die Osmanen. Sultan Bajesid hatte sich von seinen Erfolgen in Europa nach Asien zurückgewandt, die Emire gebeugt und die noch unabhängigen Karamanen im inneren Kleinasien besiegt. Die einen wie die anderen riefen Timur um Hülfe an. Selbst Kaiser Manuel verschmähte nicht, bei ihm Schutz zu suchen; er erklärte, lieber ihm, als Bajesid seinen Tribut entrichten zu wollen. Auch gegen Bajesid hatte Timur die Beschwerde, daß jener einige Flüchtlinge nicht hatte herausgeben wollen. Er ließ dem Sultan sagen: liefere man seine Feinde nicht aus, so werde alles offenbar werden, was unter dem Schleier des Schicksals verborgen liege. Die Osmanen aber pochten auf ihre Siege in Europa. Bei Angora maßen sich am 16. Juni 1402 die Heere. Unter Bajesids Scharen dienten Serben, alle in Schwarz gekleidet. Wie wild sind diese Derwische, sagte Timur. Es sind keine Derwische, es sind Christen! wird ihm geantwortet. Bajesid ward geschlagen und in der Mitte seiner Janitscharen gefangen genommen. Mein Chan, sprach Timur, was würdest du thun, wenn du mich so hättest, wie ich dich? Ich würde, entgegnete der wilde Bajesid, dich in einem Käfig herumführen. So that ihm, sagt man, nunmehr Timur. Alle kleinasiatischen Emire machte er von ihm frei. Den Byzantinern gab er einige zuletzt verloren gegangene Besitzungen zurück.

Herrlicher als je kehrte Timur nach Samarkand zurück. Indem er sich aufmachte, China zu erobern, starb er 1405 am Jaxartes. Scherefeddin rühmt vor allem seine Ehrfurcht gegen die Religion, seine strenge Gerechtigkeit. Er begnügte sich nicht mit scheinbarer Unterwerfung, sondern forderte die entscheidende. Seine Politik war, überall einzugreifen, immer dabei zu sein. Er berief Versammlungen, richtete sich aber nicht nach ihnen. Sein Lauf war wie der Gang des Schicksals. Unter den Eroberern ist er wohl derjenige, der das größte Stück Welt eingenommen hat, der Napoleon des Orients.

Unter seinen Nachkommen brachen trotz aller seiner Anordnungen sogleich Entzweiungen aus, und eine zeitlang behauptete wohl Khalil, ein Enkel Timurs, Samarkand und dadurch das oberste Ansehen. Aber wie hätte ein Mann wie er, der völlig in die Liebe zu Schadi-Mulk versenkt war, ein Reich

wie dieses beherrschen können? Sein Oheim Schah Rokh stürzte ihn im Jahre 1409. Khalil vergnügte sich, seine Liebe zu besingen; darin wenigstens war er glücklich: nach seinem Tode tötete sich Schadi-Mulk selbst. Seitdem beherrschte Schah Rokh das Land, eigentlich als einziger Nachfolger Timurs. Er selbst hatte im siebzehnten Lebensjahre an den Kriegen des Vaters gegen die Perser teilgenommen, einen blutigen Kopf zu den Füßen Timurs niedergeworfen mit den Worten: so mögen alle deine Feinde umkommen! Von Chorasan aus, das ihm sein Vater gegeben, hatte er Mazenderan und Transoxanien erobert. Er wird als sparsam und weise gerühmt; er beförderte den Handel. Es sind einige Gesandtschaftsberichte an ihn erhalten, die Abdul Rizak, sein Almosenier, ihm abstattete. Schon unter ihm, wie viel mehr nach ihm — sein Sohn Ulugbeg ist berühmt durch seine astronomischen Tafeln, wurde aber schon 1449 von dem eigenen Sohne getötet — empörten sich die unterworfenen Völker.

In Iran erhoben sich die Turkmenen, und zwar am mächtigsten diejenigen, die sich gegen Timur gehalten hatten, deren Sitz in Mosul war. Sie besiegten die schwarzen Turkmenen — sie unterschieden sich nach ihrer schwarzen und weißen Fahne —; Usunhassan eroberte Schiras und war völlig Herr in Iran. Der Timuride Abusaid betrachtete sich noch einen Augenblick als den Herrn und forderte die Turkmenen vor sich. Die begegneten ihm mit ihrer bewaffneten Macht, schlugen und töteten ihn (1468). Usunhassan hatte eine Reiterei von 50 000 Mann; er hielt sich im Westen und Osten des persischen Gebirges mit ungeschwächter Kraft. Aber sein Geschlecht entzweite sich, und im Jahre 1501 kam die einheimische Dynastie der Sfafi zur Regierung, die blutdürstigste, die je auf einem Thron gesessen hat. Da kam es nun zu dem Zustand von Persien, wie er noch heute ist. Die alten Einwohner, die noch persisch reden, großenteils Mohammedaner, aber sehr gemischt — die Tadschiks, d. h. Bauern auf mongolisch — sind die arbeitende Volksklasse für die kriegerischen Oberherren. Aber diese sind bei weitem roher. Es ist derselbe Zustand von der hohen Bucharei bis nach Ägypten hin; ja die christlichen Unterthanen des türkischen Reiches sind in einer ähnlichen Lage. Eben darauf beruht das Prinzip der Unkultur, daß man nur die Herrschaft des Rohen kennt, eine wahre Kakistokratie.

In Kaptschak erhielt sich ein Anhänger Timurs, Mohammed, bis 1467, doch erhoben sich auch hier gar bald Unruhen. Die Chanate von Kasan und Astrachan sonderten sich ab. Am wichtigsten aber wurde das Chanat der Krim. Seit 1468 setzte sich dort Ahmed auf das kühnste dem Chan entgegen und nötigte ihn, seine Zuflucht zu den Polen zu nehmen, bei denen er aber wenig Trost fand (1501). In diesen Bewegungen machten sich dann die Russen völlig unabhängig und erwarben seit 1487 sogar die Oberherrschaft über die Chanate. Auch in Turan unter den Uzbeken erhoben sich dschingissidische Geschlechter. Bald waren sie verbündet, bald bekämpften sie einander. Im Jahre 1482 behielt Schaibek die Oberhand. Dieser warf sich

auf Tschagatai und eroberte es im Jahre 1494, sodaß seitdem dies Geschlecht in jenen Gegenden herrschte. Samarkand, Balkh, Buchara hatten sie inne. Von diesem Reiche riß sich Chowaresmien 1516 wieder los, von welchem das mongolische Reich in Indien ausging.

In Indien erhob sich nach Timur wieder seine arabische Dynastie, die ihren Sitz in Agra nahm, bis 1448. Hierauf folgten wiederum die Afghanen. Es war ein unaufhörlicher Kampf zwischen einem fast barbarischen Islam und den einheimischen Kasten und ihrer Religion. Einen Versuch machte Nanak († 1539), den Hinduismus und Mohammedanismus zu vereinigen; jedoch entstand daraus nur die Sekte der Sikhs. In Tibet richtete sich der Lamaismus zu voller Unabhängigkeit auf. Es war dort ein großer Lehrer Tzongkaba gewesen († 1312), dessen Schüler sich außerordentliche Macht erwarben. Mit dem Tode Timurs fällt die Erhebung der eigentlichen Dalailamas zusammen. Der erste ist ein Schüler des Tzongkaba. Er bestieg den Thron in L'Hassa, das von Tzongkaba erst erbaut ist; er vereinigte weltliche und geistliche Herrschaft.

An allen diesen Ländern ist die Zeit Timurs und der Seinen vorübergegangen, ohne die geringste Spur einer neuen Entwickelung zurückzulassen. Es gilt von dieser zweiten Periode mongolischer Eroberung, was von der ersten: sie hat ihren Weg einzig durch Zerstörung bezeichnet. Die alte Blüte von Asien war dahin, und kein frischer Anfang einer menschenwürdigen Entfaltung ist seitdem dort zutage gekommen. Nur an einer Stelle möchte man den Rückgang der Macht der Timuriden geschichtlich ebenso bedauern, wie vordem die Ermattung der Dschingissiden. Hätten diese einst die Mameluken besiegt, so wäre Akkon nicht gefallen: hätte das Reich Timurs Bestand gehabt, so würde sich Konstantinopel behaupfet haben. Wie aber hätte Schah Rokh, der von Samarkand aus Persien kaum im Zaume zu halten vermochte, auf Vorderasien und die Osmanen irgendwelchen Einfluß ausüben können?

Auch unter den Söhnen Bajesids waren Thronstreitigkeiten ausgebrochen. In ihre inneren Kämpfe mischten sich die Griechen, und da sie Musa zu Tribut zwingen wollte, so wandten sie sich an dessen Bruder Mohammed. Mohammed beschützte die Griechen in der That. Er ist, wie die Türken sagen, der Noah, dessen Arche die Griechen aus der tartarischen Sintflut errettet hat; allein eben in diesen Kämpfen gab er dem zerfallenden türkischen Reiche wieder eine Einheit, die sich nach seinem Tode als unzerstörbar erwies. Zwar fehlte es auch jetzt nicht an Zwistigkeiten. Aufs neue begünstigten die Griechen einen asiatischen Thronbewerber wider den europäischen; aber diesmal fielen die Würfel des Kriegsglücks anders: der Europäer Murad II. (1422—1450) behielt den Platz und war nun der entschiedene Gegner des konstantinopolitanischen Reiches, dem er sogleich die größten Verluste beibrachte.

Kaiser Manuel II. Palaeologus teilte vor seinem Tode sein Reich unter seine Söhne, deren er sieben hatte, so daß sich allenthalben Despoten erhoben, die sich an die lateinischen Herrschaften anschlossen, welche in Athen, Theben,

Achaja, Ätolien noch immer bestanden und sich nach dem Prinzip der Teilung immerfort vervielfältigten. Unter diesen Umständen sah Johann VIII. Palaeologus keine andere Hülfe als in dem Westen. Er hatte sich tief in theologische Streitigkeiten eingelassen; unter so vielen Gefahren beschäftigte er sich noch damit, Juden zu bekehren. Er glaubte die Möglichkeit zu entdecken, sich mit der lateinischen Kirche zu vereinigen. Im Jahre 1439 ward auf dem florentinischen Konzil in der That eine Vereinigung geschlossen, die hernach öfters bei solchem Versuch zu Grunde gelegt worden ist. Auch bewirkte dies, daß Papst Eugen IV. sich anstrengte, noch einmal einen Versuch zustande zu bringen, den unabhängigen Gewalten im Bereiche der türkischen Macht durch einen großen Schlag Luft zu machen.

Die Lage von Europa hatte sich insofern ganz verändert, als das polnische Reich damals mächtig emporkam, vor allem im Kampfe gegen das Deutschrittertum, dessen umfassender Herrschaft es ein Ende machte. Jagello spielte die größte Rolle in dem östlichen Europa. Nach seinem Tode ward sein Sohn und Nachfolger Wladislav III. durch die Mehrzahl der Ungarn, im Gegensatz zu dem jungen Ladislaus Posthumus, 1440 auch zum König dieses Landes gewählt. Eugens IV. Kreuzpredigt war in Frankreich und England unwirksam; nur einige deutsche Ritter wurden gewonnen. Die Hauptstärke aber bestand in dieser neugebildeten jagellonischen Macht. Die Absicht war, daß zugleich sowohl Lateiner als Griechen an den Küsten den Krieg beginnen und die Karamanen in Asien sich erheben sollten.

Im Jahre 1443 unternahm man einen großen Zug. An der Spitze der Christen stand Wladislav III. und sein ungarischer Feldherr Johann Hunyad, in der türkischen Geschichte berühmt unter dem Namen des Janku; die Christen nennen ihn den weißen Ritter von der Walachei. Hunyad war schön, gutmütig, tapfer, durch Unglück nicht zu überwinden und von dem hinreißenden Heldenmut, der auch in schwierigen Lagen die Gemüter noch erwärmt. Man schlug den Feind bei Nissa. Im Winter ging man durch das Gebirge: man langte in Bulgarien an, und schon durch die Verwandtschaft der Sprache machten die Polen einen großen Eindruck. Murad, zweimal besiegt, bequemte sich zu einem Vertrag, der die Walachei sowie, wenigstens faktisch, auch Serbien unter den Einfluß des ungarischen Reiches gestellt haben würde. Triumphierend zog man nach Ofen zurück.

In diesem Augenblick aber kam die Nachricht, daß Karamanien in Waffen, daß die päpstliche Flotte im Hellespont angelangt sei; und es schien der Moment gekommen, der türkischen Macht auf immer ein Ende zu machen. Kardinäle in Italien erklärten, man sei den Vertrag zu halten nicht schuldig; denn man habe Gott und Christo eher geschworen, als den Türken, den Feinden desselben. Und so erhob sich das Heer aufs neue, aber um vieles schwächer. Es rückte die Donau hinab. Hunyad schmeichelte sich, König von Bulgarien zu werden. Murad II. war ein Mann von Gefühl für das Recht, Nachdenken und Sinn. Der Treubruch der Christen entrüstete und begeisterte

ihn zugleich. Das Pergament des geschlossenen und gebrochenen Vertrages ließ er vor sich hertragen. Mit ungeheurer Übermacht begegnete er den Christen bei Warna am 10. November 1444 und brachte ihnen eine Niederlage bei, wie die bei Nikopolis gewesen war. Der polnisch-ungarische König Wladislav kam selbst in der Schlacht um.

Noch einmal zog Hunyad 1448 wider die Türken, mit dem schönsten Heer, das aber zu klein war. Die Türken machten den Fluß, über den sie zogen, drei Tage lang trübe, die Ungarn nur einen Tag. Er hatte weder Serben noch auch Polen, aber böhmische und deutsche Schützen. Obwohl 30000 Türken und nur 8000 Ungarn fielen, so ward doch Hunyad auf dem Felde von Kossowo völlig geschlagen. Als ein Flüchtling, der mit Mühe dem Tode in der Schlacht entronnen, kam er in das Reich zurück.

Seitdem war die Herrschaft der Osmanen in Europa ganz entschieden, und durch die Unterwerfung der noch erhaltenen unabhängigen Fürsten setzte sie sich fort. Im Peloponnes hatte sich ein Despot Konstantin, in Albanien Georg Castriota, besonders infolge jenes glücklichen Feldzuges von 1443 erhoben und ausgebreitet. Gleich 1446 griff Murad den ersten an und eroberte Korinth; dann wandte er sich gegen den zweiten, der als Skanderbeg, der letzte christliche Held, so berühmt ist. Er war schon ein Sklave der Türken gewesen, aber in der Schlacht von Nissa entronnen. Auf das listigste bemächtigte er sich Krojas. Alle Osmanen in Albanien wurden getötet. Alle umwohnenden Herren, die von den Osmanen ihren Ruin vor Augen sahen, schlossen sich an ihn an, an ihrer Spitze die beiden Topia. Sie bildeten eine sehr bedeutende Macht. Murad rückte selbst wider sie heran, auch eroberte er einige Bergfesten, doch konnte er Kroja nicht bezwingen.

Aber schon folgte ein Fürst auf dem türkischen Throne, der alle diese Bestrebungen vollenden sollte: Mohammed II., 1451—81. Das Kaisertum erschien nur noch wie eines jener Despotate und war auf Konstantinopel beschränkt, aber sein bloßes Dasein erhielt den Mut in den übrigen. Dies griff Mohammed zuerst an. Im April 1453 erschien er vor Konstantinopel. Eine ungeheure Belagerungskanone, von fünfzig Paar Ochsen gezogen, pflanzte er vor dem Thore des heiligen Romanos auf, das noch heute das Kanonenthor heißt. Er hatte auch viel anderes Geschütz. Das Heer war drittehalbhunderttausend Mann stark. In der Stadt hatte aber unglücklicherweise die Vereinigung mit den Lateinern ihre Rückwirkung. Der Kaiser Konstantin XI. Palaeologus und der Klerus des Hofes waren lateinisch gesinnt, die Mönche und der Admiral Notaras griechisch; sie verfluchten einander. Notaras sagte, er wolle lieber den türkischen Turban, als den lateinischen Hut in der Stadt sehen.

Der Angriff Mohammeds unterschied sich dadurch von allen bisherigen, daß er zugleich von der Landseite und vom Hafen her gemacht ward. Als alles so weit war, die Gräben erfüllt, Breschen geschossen, und die Griechen dennoch ihre Stadt nicht überliefern wollten, bestimmte der Sultan den Sturm.

Sein Volk war entzückt, da er ihm die Plünderung der Stadt versprach. Dem La illaha illallahu antworteten die Christen mit Kyrie eleison. Am 29. Mai in den ersten Morgenstunden begann der Sturm. Außerordentlich tapfer wehrten sich die Christen. In der Sophienkirche hatte der Kaiser Konstantin noch einmal das Sakrament empfangen. Er fiel wenigstens rühmlich. Das Volk drängte sich nach der Kirche. Sie hatten eine alte Prophezeiung, wenn die Türken bis zur Säule Konstantins vorgedrungen sein würden, würde ein Engel vom Himmel steigen und einem armen Manne das Schwert in die Hand geben mit den Worten: räche das Volk Gottes! Den Sinn dieser Prophezeiung verstanden sie nicht. Ihre Kirche wurde genommen, ihre Paläste von dem Sultan bezogen.

So ward Konstantinopel erobert; bald fielen dann auch die Despotate. Skanderbeg selbst erkämpfte sich Frieden, aber nach seinem Tode fiel auch Albanien dem Feinde in die Hände. So siedelte sich der christlichen gegenüber die türkische Macht in Europa an und verwandelte jene gesamten Gebiete in asiatische. Sie schließt sich unmittelbar an die mongolische Herrschaft an, die ganz Asien, wie wir sahen, einnahm, um es zu verwüsten. Was die Gefahr vor den Türken noch steigerte, war, daß sich nach dem Tode Wladislavs III. jene slavisch-lettisch-magyarische Macht wieder aufgelöst hatte.

Indessen leistete man doch im allgemeinen guten Widerstand; in Ungarn besonders die Hunyads; so Johann, der Mohammed 1456 bei Belgrad eine starke Niederlage beibrachte, und sein Sohn, jener Matthias Corvinus, welcher 1458—90 den ungarischen Thron innehatte und ihn mit großem Glanz behauptete. Er unterwarf sich die Walachei und Bosnien; und nur die unaufhörlichen Zwistigkeiten bald mit dem böhmischen Könige Podiebrad, in dem sich das hussitische Element repräsentierte, bald mit den Polen, bald mit den Österreichern, welche die ungarische Krone noch nicht aufgeben mochten, hinderten ihn, etwas Bedeutendes gegen die Türken selbst auszuführen. Aber in dieser unmittelbaren Nähe des gewaltigen Feindes hielt er sich sehr gut. Er bildete die Kriegsverfassung in Ungarn dahin aus, daß auch hier die Fußvölker, die schwarze Garde, und die leichte Reiterei, die Husaren, die Hauptsache ausmachten. Er lernte die Kriegskunst übrigens von den Alten. In Ofen stiftete er eine Bibliothek, die zu den größten gehörte. Ein glänzender und mächtiger Fürst.

Neben ihm regierte Kasimir IV. von Polen mit nicht minderem Ruhm, bis 1492. Er vereinigte Litauen und Polen endlich innerlich unter Einer Herrschaft. Die Einfälle der Tartaren wies er glücklich zurück. Die Walachei half er noch immer gegen die Türken beschützen. In seinen letzten Jahren hatte er das Glück, seinen Sohn Wladislav auf den böhmischen und endlich 1490 auf den ungarischen Thron steigen zu sehen, so daß dies litauische Geschlecht alle Nationen beherrschte und vereinigte. An seine Stelle hat dann später das Haus Habsburg an der Donau die Vormauer gegen die Türken gebildet.

Schlußwort.

Als Mohammed II. in die Kirche der heiligen Sophia trat, rief er aus: die Spinne spinnt ihr Gewebe in dem kaiserlichen Palast und die Eule singt ihren Wächtergesang auf den Türmen! So viel Herrlichkeit war vergangen: heute neigt sich auch die, welche er gestiftet, zum Untergang. Ja wohl vergeht aller Glanz, wie eben der menschliche Leib, das menschliche Leben! Ewig ist nur der Geist, dessen unendliche Entwickelung in den Schicksalen des Menschengeschlechts die Geschichte als Wissenschaft darstellt. Doch erscheint er sich selber keineswegs nur gleichsam nachträglich in dieser allein. Die Geschichte als Wissenschaft wäre nichts, wofern ihr nicht als reales Objekt eine Geschichte als Daseinsform zu Grunde läge. Jene Schicksale des menschlichen Geschlechts enthalten einen ununterbrochenen Zusammenhang des Lebens. Jede wahrhaft welthistorische Handlung, die niemals einseitig aus bloßer Vernichtung besteht, vielmehr im flüchtigen Augenblick der Gegenwart aus dem Vergangenen ein Künftiges zu entwickeln weiß, schließt ein volles und unmittelbares Gefühl ihres unzerstörbaren Wertes in sich ein. Hierin erblicke ich den vornehmsten Unterschied des orientalischen und des occidentalen Systems, wie sie seit dem Ausgang des Mittelalters einander gegenüberstehen.

Welch unschätzbaren Anteil hatte vor Zeiten nicht gerade der Orient an der Gründung der Kulturwelt gehabt! Jedoch das Prinzip der Bildung, das noch die Araber so gut wie die westlichen Nationen in sich aufgenommen, hatte zuletzt im Osten nicht den Sieg erfochten. Nicht allein bewahrten die hinterasiatischen Völker in Religion und Sitte ihr eigenes Wesen in abgeschlossener Gestalt. Auch der vordere Orient von Mittelasien bis nach Afrika hinein ist seit der mongolisch-osmanischen Epoche gleichsam Schritt für Schritt aus dem weltgeschichtlichen Leben ausgeschieden. Fast allenthalben waren es türkische Nationen, welche die Oberherrschaft mit den Mongolen teilten oder sie allein besaßen. In den osmanischen Türken hatten sie einen großen Mittelpunkt. Auch diese aber haben die antike Kultur von sich ausgestoßen. Sie vernichteten deren großen Ruf an ihrer Heimstatt selbst und nahmen nichts als ein leeres Ceremoniell von dem letzten byzantinischen Rest des alten Imperiums an.

So ergoß sich die rohe Kraft von Asien zerstörend nach Europa herüber. Glücklicherweise fand sie hier Widerstand. Gegen die Mongolen erhob sich die slavische Nationalität, eigentümlich geformt durch die griechische Lehre, in den Russen nach und nach zu größter Selbständigkeit. Den Osmanen stellten sich Polen, Walachen, Ungarn, Litauer, Böhmen entgegen, unter der Hegemonie des jagellonischen Geschlechts, und hielten ihnen die Wage. Hierdurch verdienten sich diese Völker des östlichen Europas in höherem oder geringerem Grade die Aufnahme in den Kreis der abendländischen Bildung im engeren Sinne.

Denn die ganze Kultur der Welt hatte sich nun in der That zurückgezogen in die Nationen des entfernten Occidents, romanische und germanische, die nur einen kleinen Teil des Erdraumes einnehmen, und jetzt an den großen Weltkämpfen minderen Anteil hatten, die sich aber soeben auf die eigentümlichste Weise ausbildeten. Die Einheit, welche sie bisher mit einander verknüpfte, fing an, sich aufzulösen. Fast bei jeder von ihnen gewahrten wir im 14. und noch mehr im 15. Jahrhundert eine verwirrende Fülle von inneren Gegensätzen und mit einander ringenden Elementen. Überall aber hielt man nichtsdestoweniger an den überlieferten Grundlagen der allgemeinen wie der besonderen Bildung fest; aus dem Getümmel der Kämpfe ging das alte Leben verjüngt und erfrischt hervor.

Die Staaten bildeten sich, jeder nach verschiedenen Prinzipien, aus, was ihre innere Stärke notwendig steigern mußte. Es wurden eine Menge neuer Gestaltungen versucht; Freiheit und Kultur haben gleichsam einen engen Bund geschlossen. An mehr als einer Stelle treten mächtige Fürsten auf, Männer von schöpferischem Talent, die das Prinzip ihrer Nationalitäten repräsentieren. Wir sahen, wie so in Frankreich und England — in verschiedenen Formen, aber mit gleicher Energie — aus den inneren wie den gegenseitigen Kämpfen beider Länder sich die moderne Monarchie erhob. In Spanien kam es zu einer weiteren Vereinigung der Reiche; das katholische Königspaar giebt durch geistliche und politische Einrichtungen insbesondere der Macht von Castilien einen neuen Impuls. Während Osteuropa sich der Türken erwehren muß, erobern Ferdinand und Isabella Granada und machen Entwürfe, den Islam jenseit der Meerenge heimzusuchen. Die Portugiesen steuern die afrikanische Küste entlang; ihre Erwerbungen erweitern sich zu Entdeckungen, noch im 15. Jahrhundert finden sie den Seeweg nach Indien. Im Wetteifer mit ihnen enthüllen die Spanier Amerika. Ein unermeßlicher Schauplatz thut sich auf für die künftige Ausbreitung der Herrschaft der Kultur über die historisch ausgelebte alte Welt sowohl wie über eine neue, die noch niemals von der Geschichte berührt worden.

Der formlose Versuch, die skandinavischen Gebiete unter derselben Herrschaft zu vereinigen, führt zu einem Erstarken der nationalen Lebenstriebe. Italien hält im 15. Jahrhundert die Franzosen, die Spanier, die Deutschen von sich ab. Durch ein System des Gleichgewichts bleibt es eine Zeitlang in Ruhe; lange genug, um die Keime einer modernen Geistesbildung zur Entfaltung zu bringen. Dort zuerst war man soweit gekommen, die Hervorbringungen des Altertums wieder in ihrer reinen Eigentümlichkeit zu würdigen. In Deutschland bildet sich die anderwärts unterdrückte Aristokratie zu der wahren Inhaberin des Staates aus. Die Reichsgesetze geben dem Oberhaupt nur eine richterliche Gewalt, die es zu erweitern sucht. Die gesamte Verfassung beruht auf dem Frieden, der nur eben die innere Zerstörung verhindert, aber die allgemeine Erregung nicht zu dämpfen vermag, so daß

diese alsbald in der größten Erhebung der Gemüter, auf dem Gebiete der Religion, einen Ausweg sucht.

Schon bevor es hiezu kommt, kann der Papst über so viele Unabhängigkeiten nicht mehr gebieten, wie ehedem. Er hat noch einmal mit den Ansprüchen der versammelten Kirche in Basel zu kämpfen gehabt und auch da noch den Sieg davongetragen: die Gegenpäpste sind erdrückt worden. Jedoch hat man Grundsätze aufgestellt, welche die einzelnen Länder annehmen und zum Teil behaupten. Mit allen muß der römische Stuhl Konkordate abschließen, hauptsächlich muß er den Fürsten einen großen Anteil an der geistlichen Gewalt überlassen. Heinrich VII. von England und Ferdinand der Katholische setzen ihre Bischöfe ein; Karl VII. behauptet die gallikanischen Freiheiten; in Deutschland werden den Territorialfürsten starke Einwirkungen auf ihre Landeskirche gestattet. Das Papsttum bewahrt so eine noch immer gewaltige, jedoch durch den Gang und die Notwendigkeit der Dinge beschränkte Macht.

Unter solchen Umständen treten diese Nationen in die neuere Geschichte ein, in der es ihnen bestimmt ist, die Weltherrschaft über den Erdkreis an sich zu bringen und mit hoher Ausbildung eine unerschöpfliche Kraft zu vereinigen. Unter den größten Stürmen bewahren sie ihre welthistorische Tradition, die es denn ist, woraus sie die Fähigkeit zur Bildung neuer Formen des Lebens schöpfen. Die reformierten Kirchen, die sich dem Papsttum entgegen und an die Seite setzen, besitzen geradezu den Nerv ihrer Kraft in der geistigen Beziehung auf die ursprünglicheren Formen der auch nach der Trennung immer noch gemeinsamen Religion. In den großen Mächten, welche sodann nach dem Abschluß der konfessionellen Kämpfe neben einander auftreten, um mit einander um Vorrang und Einfluß in der Welt zu streiten, erscheinen die vordem historisch gestalteten Nationen in dem erhöhten Bewußtsein ihrer selbständigen, einander ebenbürtigen Berechtigung. Die bürgerlich demokratischen Tendenzen endlich, die wir im 14. und 15. Jahrhundert in lokalen oder doch partikularen Erhebungen emportauchen sahen, begegnen uns nunmehr wieder in den großen, immer weitere Kreise der Völkerwelt erschütternden Revolutionen. Ihnen gegenüber aber behaupten die alten Rechtsordnungen der Staaten nicht minder ihren Platz. In unaufhörlicher, immer neue Schöpfungen hervorbringender Bewegung, und dennoch in allen Grundzügen sich selber treu, gleichsam in jedem Moment sein eigener Erbe, vollzieht sich so das welthistorische Geschick.

III.

Über die Epochen der neueren Geschichte.

Vorträge dem Könige Maximilian II. von Bayern gehalten.

Herausgegeben

von

Alfred Dove.

Vorwort.

Der erste, gegen Ende des Jahres 1880 diktierte, sodann jedoch wieder zurückgezogene Entwurf einer Vorrede Rankes zu seiner Weltgeschichte begann mit folgenden Sätzen: „Ich habe Vertrauen genug zu dem Publikum und der Welt, um im hohen Alter ein Werk zu unternehmen, zu dessen Durchführung frische und jugendliche Kräfte erforderlich wären; aber es ist nicht ein Werk der letzten Jahre, was ich vorlege: es beruht auf den Arbeiten meines ganzen Lebens. In frühen Jahren mit dem Unterricht in der Geschichte betraut und später dazu ausdrücklich berufen, habe ich die Idee einer allgemeinen Geschichte vorlängst gefaßt und niemals aus den Augen verloren. Unaufhörlich mit geschichtlichen Arbeiten beschäftigt, für welche ich die Archive der meisten europäischen Länder für die bezüglichen Epochen durchforscht hatte, trug ich doch auch in der Universität die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit in der Absicht vor, den universalhistorischen Zusammenhang der verschiedenen Perioden aufzufassen und nachzuweisen. Ich habe darüber einst dem verewigten König Maximilian II. von Bayern bei einem Landaufenthalt in Berchtesgaden Vortrag gehalten, was eben nur ein Versuch war, das ganze in einen Rahmen zusammenzufassen. Aber die Arbeit in dieser oder ähnlicher Form dem Publikum vorzulegen, würde doch die Wünsche, die mir auch von seiten meiner Zuhörer entgegenkamen, nicht befriedigt haben.“ Vor allem — so wird dann weiter ausgeführt — habe es noch eines nachholenden Studiums der von ihm seit Jahrzehnten nicht mehr berührten, inzwischen so hoch entwickelten Altertumskunde bedurft, bevor er zu einer wirklichen Darstellung der Weltgeschichte habe schreiten können.

Das Bekenntnis, welches wir hier aus dem eigenen Munde des Greises vernehmen, daß seine Weltgeschichte auf den Arbeiten seines ganzen Lebens beruhe, darf man noch entschiedener dahin ausdrücken, daß bereits seine gesamte frühere Thätigkeit als Forscher, Lehrer und Darsteller der Geschichte

einen universalhistorischen Charakter an sich getragen habe. Jedem Leser der zahlreichen und mannigfachen Schriften Rankes muß sich die Bemerkung aufdrängen, daß eben hierin — in der allseitigen Ausdehnung des Gesichtskreises, der steten Rücksicht auf das Ganze des Menschengeschicks, in der Wechselbeziehung des Besonderen und des Allgemeinen — die vornehmste Eigentümlichkeit seiner Geschichtschreibung überhaupt bestehe. Und so erhellt denn auch aus ungedruckten Briefen seiner Jugendzeit, daß schon beim ersten Erwachen einer Teilnahme an historischen Studien in ihm der Drang nach allumfassender Anschauung der geschichtlichen Welt aufs lebendigste rege war. Von vornherein verehrt er in „dem Zusammenhang der großen Geschichte" etwas vorzugsweise heiliges, nennt es süß und verführerisch, in dem Reichtum aller Jahrhunderte zu schwelgen, und erhebt sich zu der kühnen Absicht: „die Mär der Weltgeschichte aufzufinden, jenen Gang der Begebenheiten und Entwickelungen unseres Geschlechtes, der als ihr eigentlicher Inhalt, als ihre Mitte und ihr Wesen anzusehen ist; alle die Thaten und Leiden dieses wilden heftigen gewaltsamen, guten edlen ruhigen, dieses befleckten und reinen Geschöpfes, das wir selber sind, in ihrem Entstehen und in ihrer Gestalt zu begreifen und festzuhalten."

Über das Wesen dieser ihm von Jugend auf beständig vorschwebenden universalhistorischen Wissenschaft pflegte sich Ranke in der Einleitung zu den oben erwähnten, dem einen oder dem anderen Abschnitte der allgemeinen Geschichte gewidmeten Universitätsvorlesungen nicht selten auch theoretisch eingehender auszulassen. Begreiflicherweise bewegte sich diese Erörterung je nach Zeit und Gelegenheit in mannigfachen Wendungen; doch läßt sich darin ein stetiger Grundzug nicht verkennen: es ist das Bestreben, die Universalhistorie als solche auf der einen Seite von der gewöhnlichen historischen Specialforschung, auf der anderen von der sogenannten Philosophie der Geschichte, dort mehr in freundlicher Abgrenzung, hier eher in feindlicher Entgegensetzung zu unterscheiden. Es dürfte dem Leser des vorliegenden Büchleins zum Zwecke der richtigen Würdigung desselben willkommen sein, die in Rede stehenden Eröffnungen des Meisters aus einigen Beispielen kennen zu lernen. Wir beginnen mit einem im Nachlaß erhaltenen Entwurf in der Handschrift der dreißiger Jahre.

„Es ist oft," so heißt es daselbst, „ein gewisser Widerstreit einer unreifen Philosophie mit der Historie bemerkt worden. Aus apriorischen Gedanken hat man auf das geschlossen, was da sein müsse. Ohne zu bemerken, daß jene Gedanken vielen Zweifeln ausgesetzt seien, ist man daran gegangen, sie in der Historie der Welt wiederzusuchen. Aus der unendlichen Menge der Thatsachen hat man alsdann diejenigen ausgewählt, welche jene zu beglaubigen schienen. Dies hat man wohl auch Philosophie der Geschichte genannt. Einer von den Gedanken, mit welchen die Philosophie der Historie als mit unabweislichen Forderungen immer wiederkehrt, ist, daß das Menschengeschlecht in einem ununterbrochenen Fortschritt, in einer stetigen Ausbildung zur

Vollkommenheit begriffen sei. Fichte, einer der ersten Philosophen in diesem Fach, nimmt fünf Epochen an; wie er sagt, einen Weltplan: Vernunft durch Instinkt herrschend; Vernunft durch das Gesetz herrschend; Befreiung von der Autorität der Vernunft; Vernunftwissenschaft; Vernunftkunst — oder: Unschuld, anhebende Sünde, vollendete Sündhaftigkeit, anhebende, vollendete Rechtfertigung; Epochen, die in dem Leben eines Einzelnen vorkommen können. Wäre dies oder ein ähnliches Schema einigermaßen wahr, so würde die allgemeine Geschichte den Fortschritt zu verfolgen haben, den das Menschengeschlecht in der bezeichneten Richtung von dem einen Zeitalter zum anderen genommen; sie würde mit einer Entwickelung derartiger Begriffe in ihrer Erscheinung, in ihrer Darstellung auf der Welt ihr ganzes Gebiet erfüllen. Doch ist dem bei weitem nicht so. Einmal nämlich sind die Philosophen selbst über die Art und Auslese jener angeblich herrschenden Ideen außerordentlich verschiedener Meinung. Sodann aber fassen sie wohlweislich nur einige wenige Völker der Weltgeschichte ins Auge, während sie das Leben aller übrigen für ein Nichts, gleichsam eine bloße Zugabe erachten. Sonst könnte keinen Augenblick verborgen sein, daß die Völker der Welt von Anfang an bis auf den heutigen Tag in dem allerverschiedensten Zustande gewesen sind.

Menschliche Dinge kennen zu lernen, giebt es eben zwei Wege: den der Erkenntnis des Einzelnen und den der Abstraktion; der eine ist der Weg der Philosophie, der andere der der Geschichte. Einen anderen Weg giebt es nicht, und selbst die Offenbarung begreift beides in sich: abstrakte Sätze und Historie. Diese beiden Erkenntnisquellen sind also wohl zu scheiden. Demohnerachtet irren auch diejenigen Historiker, welche die ganze Historie lediglich als ein ungeheures Aggregat von Thatsachen ansehen, das man ins Gedächtnis zu fassen sich das Verdienst erwerben müsse; wodurch geschieht, daß Einzelnes an Einzelnes gehängt und nur durch eine allgemeine Moral zusammengehalten wird. Ich bin vielmehr der Meinung, daß die Geschichtswissenschaft in ihrer Vollendung an sich selbst dazu berufen und befähigt sei, sich von der Erforschung und Betrachtung des Einzelnen auf ihrem eigenen Wege zu einer allgemeinen Ansicht der Begebenheiten, zur Erkenntnis ihres objektiv vorhandenen Zusammenhanges zu erheben.

Um den wahren Historiker zu bilden, sind meines Bedünkens zwei Eigenschaften erforderlich: erstlich eine Teilnahme und Freude an dem Einzelnen an und für sich. Hat man eine wirkliche Neigung zu dem Geschlecht dieser vielgestaltigen Geschöpfe, aus welchem wir selber sind, zu diesem Wesen, das immer das alte und immer wieder ein anderes, das so gut und so bös, so edelgeistig und so tierisch, so gebildet und so roh, so sehr auf das Ewige gerichtet und dem Augenblick unterworfen, das so glücklich und so unselig, mit wenigem befriedigt und voll Begier nach allem: hat man Neigung zu der lebendigen Erscheinung des Menschen schlechthin, so wird man ohne allen Bezug auf den Fortgang der Dinge sich daran erfreuen, wie er allezeit zu

leben gesucht; man wird mit Aufmerksamkeit die Tugenden, denen er nachgetrachtet, die Mängel, die an ihm zu spüren, sein Glück und Unglück, die Entwickelung seiner Natur unter so mannigfaltigen Bedingungen, seine Institutionen und Sitten, und um alles zu fassen, auch die Könige, unter denen die Geschlechter gelebt, die Reihenfolge der Begebenheiten, die Entwickelung der Hauptunternehmungen zu verfolgen suchen — alles ohne weiteren Zweck, bloß aus Freude an dem einzelnen Leben; so wie man sich der Blumen erfreut, ohne daran zu denken, in welche Klasse des Linnäus, oder zu welcher Ordnung und Sippe Okens sie gehören; genug: ohne daran zu denken, wie das Ganze in dem Einzelnen erscheint.

Indessen ist es damit nicht gethan; es ist notwendig, daß der Historiker sein Auge für das Allgemeine offen habe. Er wird es sich nicht vorher ausdenken, wie der Philosoph; sondern während der Betrachtung des Einzelnen wird sich ihm der Gang zeigen, den die Entwickelung der Welt im allgemeinen genommen. Diese Entwickelung aber bezieht sich nicht auf allgemeine Begriffe, die in diesem oder jenem Zeitalter vorgeherrscht hätten, sondern auf ganz andere Dinge. Es ist auf der Erde kein Volk, das ohne Berührung mit anderen geblieben wäre. Dieses Verhältnis, welches von der ihm eigentümlichen Natur abhängt, ist es, in welches es zur Weltgeschichte tritt, und welches in der allgemeinen Historie hervorgehoben werden muß. Nun sind einige Völker vor den anderen auf dem Erdboden mit Macht ausgerüstet gewesen; sie vor allen haben eine Wirkung auf die übrigen ausgeübt. Von diesen also werden vornehmlich die Umwandlungen herrühren, welche die Welt zum Guten oder zum Bösen erfahren hat. Nicht auf die Begriffe demnach, welche einigen geherrscht zu haben scheinen, sondern auf die Völker selbst, welche in der Historie thätig hervorgetreten sind, ist unser Augenmerk zu richten; auf den Einfluß, den sie aufeinander, auf die Kämpfe, die sie miteinander gehabt; auf die Entwickelung, welche sie inmitten dieser friedlichen oder kriegerischen Beziehungen genommen. Denn unendlich falsch wäre es, in den Kämpfen historischer Mächte nur das Wirken brutaler Kräfte zu suchen und somit einzig das Vergehende der Erscheinung zu erfassen: kein Staat hat jemals bestanden ohne eine geistige Grundlage und einen geistigen Inhalt. In der Macht an sich erscheint ein geistiges Wesen, ein ursprünglicher Genius, der sein eigenes Leben hat, mehr oder minder eigentümliche Bedingungen erfüllt und sich einen Wirkungskreis bildet. Das Geschäft der Historie ist die Wahrnehmung dieses Lebens, welches sich nicht durch Einen Gedanken, Ein Wort bezeichnen läßt; der in der Welt erscheinende Geist ist nicht so begriffsgemäßer Natur: alle Grenzen seines Daseins füllt er aus mit seiner Gegenwart; nichts ist zufällig in ihm, seine Erscheinung ist in allem begründet."

In den vierziger Jahren, aus denen uns allerdings statt originaler Aufzeichnungen nur einige nachgeschriebene Schülerhefte zu Gebote stehen, wählte Ranke, so viel aus den letzteren erhellt, gewöhnlich folgenden Gedankengang.

Gleich anfangs stellt er die Methode historischer Einzelforschung, die er auch die antiquarische nennt, der kombinierenden philosophischen gegenüber. Als Muster der ersteren preist er Niebuhr, während er als Vertreter der letzteren jetzt in erster Linie Hegel bekämpft. Jenem rühmt er nicht allein das volle Verdienst der kritischen Forschung samt allen dazu gehörigen wissenschaftlichen Tugenden nach: auch darüber hinaus erkennt er ein erfolgreiches Bestreben an, das Thatsächliche geistig zu durchdringen und jede einzelne Erscheinung sittlich an dem uns eingeborenen Ideal zu prüfen. Was er trotzdem dabei vermißt, ist eben jene stete Rücksicht auf den Zusammenhang des Ganzen: hinter dem Besonderen verschwinde das Allgemeine; in der Vorüberführung der einzelnen Momente des Völkerlebens trete die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge dem Beschauer niederschlagend entgegen. Eben diesem Mangel nun scheine die Geschichtsphilosophie Hegels, die an Stelle des Details das System setze, durch ihr großartiges, ja gigantisches Unterfangen abzuhelfen. Allein ihr Verfahren sei nicht selten willkürlich und gewaltsam; ihre Ergebnisse gerieten ins Schwanken, sobald die Forschung den Begebenheiten näher trete. Und indem sie die Meinungen einer bedeutenden, aber keineswegs allgemeingültigen Philosophie zu Grunde lege, bekomme die gewonnene Ansicht doch auch wieder etwas beschränktes. Sie widerspreche zumal durch ihren pantheistischen Charakter der Bedeutung des individuellen Daseins. Wohl niemals habe ein hervorragender Historiker oder Staatsmann die Geschichte aus solchen Gesichtspunkten aufgefaßt. Hingegen in ihrer Tendenz habe die philosophische Methode etwas wahres, sie beruhe auf einem berechtigten Grunde, auf dem Bedürfnis nach universeller Anschauung.

Wie aber: sollte man diese nicht mit größerer Sicherheit auch auf rein historischem Wege erreichen können? Durch den Weg, welchen Niebuhr einschlug, und die Tendenz, welche Hegel vorschwebte, lasse sich allein zur Erfüllung des universalhistorischen Zweckes gelangen. Mit aller Liebe müsse man sich der Einzelforschung zuwenden, das Individuelle nach sittlichem Maßstabe prüfen, indessen dabei jederzeit den Gang der Geschichte im großen und ganzen aufzufassen trachten. Das Gebiet der historischen Forschung sei zuletzt das eines geistigen Daseins, welches in unaufhörlichem Weiterschreiten begriffen sei; freilich richte sich dies nicht nach den Gesetzen logischer Kategorien, sondern die geschichtlichen Erscheinungen hätten immer ihren eigenen geistigen Gehalt. In ihrer Folge offenbare sich nicht eine unbedingte Notwendigkeit, aber ein genauer innerer Kausalnexus. Hier herrsche die größte Freiheit und Mannigfaltigkeit der Gebilde, auf der anderen Seite jedoch auch eine bewunderungswürdige Stetigkeit des allgemeinen Zusammenhanges. Ob nun dieser zu erkennen sei? Sicherlich: gebe es eine objektive allgemeine Entwickelung, so werde sie sich auch dem einfachen, gewissenhaften, zugleich auf das Ganze wie auf alles Einzelne aufmerksamen Anschauen erschließen.

Verbinden wir hiemit endlich, ohne uns vor gewissen Wiederholungen zu scheuen, noch eine dritte, eigenhändige Fassung aus den sechziger Jahren;

einer Zeit, wo es Ranke für überflüssig halten mochte, von der Philosophie der Geschichte, als von einer für das wissenschaftliche Urteil abgethanen Erscheinung, noch ferner ausdrücklich zu reden. „Gestehen wir ein," lauten nunmehr seine Worte, „daß die Geschichte nie die Einheit eines philosophischen Systems haben kann; aber ohne inneren Zusammenhang ist sie nicht. Vor uns sehen wir eine Reihe von aufeinanderfolgenden, einander bedingenden Ereignissen. Wenn ich sage: bedingen, so heißt das freilich nicht durch absolute Notwendigkeit. Das Große ist vielmehr, daß die menschliche Freiheit überall in Anspruch genommen wird: die Historie verfolgt die Scenen der Freiheit; das macht ihren größten Reiz aus. Zur Freiheit aber gesellt sich die Kraft und zwar ursprüngliche Kraft; ohne diese hört jene in den Weltereignissen sowohl, wie auf dem Gebiete der Ideen auf. Jeden Augenblick kann wieder etwas neues beginnen, das nur auf die erste und gemeinschaftliche Quelle alles menschlichen Thuns und Lassens zurückzuführen ist; nichts ist ganz um des anderen willen da; keines geht ganz in der Realität des anderen auf. Aber dabei waltet doch auch ein tiefer, inniger Zusammenhang ob, von dem niemand ganz unabhängig ist, der überall eindringt. Der Freiheit zur Seite besteht die Notwendigkeit. Sie liegt in dem bereits Gebildeten, nicht wieder Umzustoßenden, welches die Grundlage aller neu emporkommenden Thätigkeit ist. Das Gewordene konstituiert den Zusammenhang mit dem Werdenden. Aber auch dieser Zusammenhang selbst ist nichts willkürlich Anzunehmendes; sondern er war auf eine bestimmte Weise, so und so, nicht anders. Er ist ebenfalls ein Objekt der Erkenntnis. Eine längere Reihe von Ereignissen — nacheinander und nebeneinander — auf solche Weise miteinander verbunden, bildet ein Jahrhundert, eine Epoche. Die Verschiedenheit der Epochen beruht darauf, daß aus dem Kampf der Gegensätze von Freiheit und Notwendigkeit andere Zeiten, andere Zustände hervorgehen. Vergegenwärtigen wir uns in diesem Sinne die Reihe der Jahrhunderte, jedes in seiner ursprünglichen Wesenheit, alle in sich verkettet, so werden wir die Universalgeschichte vor uns haben, von Anbeginn bis auf den heutigen Tag. Die Universalgeschichte begreift das vergangene Leben des menschlichen Geschlechts, und zwar nicht in einzelnen Beziehungen und Richtungen, sondern in seiner Fülle und Totalität.

Dadurch unterscheidet sich die universalhistorische Wissenschaft von der Einzelforschung, daß sie, im einzelnen forschend, doch immer das große Ganze, an dem sie arbeitet, vor Augen hat.

Die Erforschung des Einzelnen, ja eines einzigen Punktes, hat ihren Wert, wenn sie glücklich vollzogen wird. Menschlichen Dingen gewidmet, bringt sie doch immer etwas unmittelbar Wissenswürdiges zu Tage; auch im kleinen geübt ist sie belehrend, denn das Menschliche ist immer wissenswürdig. Aber auch sie wird sich doch allezeit auf einen größeren Zusammenhang beziehen; selbst die lokale Geschichte auf die eines Landes, die Biographie auf die einer größeren Begebenheit in Staat und Kirche, auf eine Epoche der

nationalen oder der allgemeinen Geschichte. Alle diese Epochen aber gehören, wie gesagt, wieder dem großen Ganzen an, das wir Universalhistorie nennen. Ihre Erforschung in größerer Umfassung hat einen entsprechend größeren Wert. Das letzte Ziel, ein noch unerreichtes, bleibt immer die Auffassung und Produktion einer Geschichte der Menschheit. Bei dem Gange, den die Studien in unserer Zeit genommen haben und den sie insofern behalten müssen, als sie gründlich erforschte, genau erkannte Dinge darstellen sollen, laufen wir doch Gefahr, das Allgemeine, von jedermann zu erkennen Begehrte, aus dem Auge zu verlieren. Denn nicht allein für die Schule studiert man Historie: die Erkenntnis der Geschichte der Menschheit soll ein Gemeingut der Menschheit sein und vor allem der Nation, der wir angehören und ohne die unsere Studien selbst nicht sein würden, zu gute kommen.

Wir haben nicht zu besorgen, in die vagen Allgemeinheiten zu geraten, mit denen eine frühere Zeit sich begnügte; sie dürften jetzt gar nicht mehr vorgetragen werden: so fruchtbringend und eingreifend haben die emsigen und zugleich energischen Studien gewirkt, die auf jeder Stelle unternommen worden sind. Auch zu den systematischen Kategorien, mit denen man sich dann und wann getragen hat, dürften wir nicht zurückkehren. Eine Anhäufung historischer Notizen mit einem flüchtigen Urteil über Charakter und Moralität führt ebensowenig zu einer gründlichen und befriedigenden Kunde. Meiner Ansicht nach müssen wir auf zwei Direktiven ausgehen: Erforschung der wirksamen Momente der Begebenheiten, und Wahrnehmung ihres allgemeinen Zusammenhanges.

Das Ganze zu umfassen und doch dem Gesetz der Forschung gerecht zu werden, bleibt freilich immer ein Ideal: es würde das Verständnis der gesamten Menschheitsgeschichte auf festem Grund und Boden in sich schließen. Die Erforschung des einen und des anderen Punktes erfordert schon ein tiefes und höchst eindringendes Studium. Heutzutage sind wir indes alle einverstanden, daß Kritik, objektive Auffassung und umfassende Kombination zusammengehen können und müssen. Die Beziehung auf ein Allgemeines kann der Forschung keinen Eintrag thun: ohne jenes würde diese erkalten, ohne diese die Auffassung in ein Hirngespinst ausarten."

Von solchen, jahrzehntelang in Nachdenken und Schaffen entfalteten und befestigten Grundsätzen erfüllt, ging Ranke am Abend seines Lebens an die Ausführung seines jugendlichen Vorhabens: jene Mär der Weltgeschichte, wie er es einst genannt, d. h. den realen Zusammenhang der historischen Weltbegebenheiten, in ausführlicher Erzählung darzustellen. Noch mitten in der Arbeit an diesem großartigen Werke begriffen, ward er von dem Geschick der Sterblichen erreicht; seine Weltgeschichte selbst blieb leider unvollendet. Der natürliche Wunsch, sie wenigstens ihrer allgemeinen Idee nach in ungefährem Umriß ergänzt zu sehen, lenkt unsere Aufmerksamkeit zu jenem eingangs berührten älteren Unternehmen des Meisters zurück, das Ganze der universalhistorischen Entwickelung in einen Rahmen zusammenzufassen. Die nachstehend

veröffentlichten Vorträge, welche derselbe im Herbst 1854 zu Berchtesgaden dem Könige Maximilian II. von Bayern gehalten und bescheiden als einen „Versuch, die welthistorischen Epochen der neueren Zeit zu bestimmen und zu charakterisieren", bezeichnet hat, sind in der That, wie sich der Leser überzeugen wird, dazu angethan, ein solches Verlangen zu befriedigen. Um ihre äußere Entstehung zu erklären, sei es erlaubt, an einige biographische Daten zu erinnern.

Rankes Verhältnis zu König Max gehört zu den schönsten und freiesten Verbindungen, die zwischen einsichtigen Fürsten und hervorragenden Geistern in Deutschland jemals vorgekommen. Es umspannt ein volles Menschenalter: vom Jahre 1831 an, wo der junge Professor, soeben von seiner italienischen Forschungsreise heimgekehrt, dem Kronprinzen von Bayern an der Berliner Universität einige Vorlesungen hielt — „nicht gerade viele, die mir aber seinen Beifall und seine Gunst für das Leben gewannen" —, bis an den 1864 erfolgten Tod des Königs, durch den sich Ranke heftig erschüttert fühlte: „denn ich habe an König Max vielleicht meinen besten Freund auf Erden verloren, den treuesten Schüler, den eifrigsten Leser, den wohlwollendsten Gönner. Ich darf wohl sagen," fügt er später einmal in öffentlicher Rede hinzu, „unter allen fürstlichen Personen, denen ich näher treten konnte, ist keine gewesen, der ich durch wissenschaftliche Studien der Historie mehr verbunden gewesen wäre." Wohl begreiflich bei der Geistesart des Königs, über die sich Ranke so oft auf das vorteilhafteste ausgesprochen, in gedruckten und ungedruckten Urteilen, von denen wir hier nur wenige, besonders bezeichnende anführen. „In Genialität des Wesens und Umfang der Vorbildung," räumt Ranke ein, „ließ sich Maximilian II. nicht mit Friedrich Wilhelm IV. vergleichen; aber er war ruhig, still nachdenkend und dann sehr fest. All seine Bestrebungen waren auf die Erhebung Bayerns zu einer hohen Kulturstufe gerichtet; er liebte die Wissenschaft an sich und in Beziehung auf sein Land. Seine Gespräche zielten immer auf das Allgemeine." Eben deshalb mußte er für Rankes universalhistorische Ideen vorzugsweise empfänglich sein. „An den historischen Wissenschaften," berichtet der letztere, „zog König Max am meisten der dem philosophischen analoge Moment an: die Entwickelung des geistigen Lebens und seiner Produktionen in alter und neuer Zeit; wie die Begebenheiten und die Entwickelung der Ideen im Laufe der Weltgeschichte zusammengegriffen, namentlich in den Jahrhunderten des Mittelalters und der neueren Zeit, der große Gang und Zug der Begebenheiten, wohlverstanden auf dem sicheren Boden der historischen Forschung; die Anschauung des Allgemeinen überhaupt. Er verfolgte diesen Gegenstand mit gespannter und unermüdlicher Aufmerksamkeit. Es ist vorgekommen, daß ein Vortrag, der am Morgen nicht vollendet werden konnte, weil irgend ein hoher Besuch ihn unterbrach, am Abend wieder aufgenommen wurde. Er hatte einen Tag vier Stunden gedauert."

Im Jahre 1853 versuchte der König, Ranke persönlich nach München

zu ziehen: „als er in den Verwirrungen der Revolution von 1848, die auch Bayern ergriffen, den Thron bestiegen und sich einigermaßen befestigt auf demselben fühlte, hatte er die Güte, sich meiner zu erinnern, und bot mir eine sehr ehrenvolle Stellung an." Als Ranke den Ruf ausgeschlagen, der ihm übrigens in Berlin selbst eine längstverdiente namhafte Verbesserung seiner Besoldung eintrug, lud ihn der König, um sich wenigstens eine Zeit lang seines Umganges zu erfreuen, im folgenden Jahre zu einem Herbstbesuche seines ländlichen Hoflagers in Berchtesgaden ein. Rankes Aufenthalt daselbst dauerte von Ende September bis Mitte Oktober etwas über drei Wochen; er wohnte als Ehrengast des Königs in dessen Villa in Berchtesgaden selbst, oder mit ihm auf dem Jagdhaus der alten Pröpste zu Wimbach, höher in den Bergen. In seinen Briefen erzählt er, wie er neben Maximilian auf einem kleinen norwegischen Gebirgspferde in unaufhörlicher Unterhaltung dahinreitet; wie ihm der König den eigenen Mantel umhängt, damit er sich nicht erkälte, die Königin einen Lindenzweig bricht, um seinen Hut durch eine Hofdame damit schmücken zu lassen.

Auch er versucht wohl auf der Gemsjagd einen Schuß, aber nur in die Luft: „ich gestehe, es war mir nur um den Knall und das Echo zu thun; denn nichts ist prächtiger, als diese daherrollenden Donner der Büchse, welche über den Bergen wie ein Luftrausch zu vernehmen sind." Naturgenuß und geistige Anregung verschmolzen miteinander: „Größe des Hofes und Anspruchslosigkeit des Landlebens sind hier vereinigt . . . . . o wohl! so geht das Leben hin; es stiftet sich aber ein Gedächtnis an den Lebendigen!"

Das erste Zwiegespräch bezog sich auf Religion: „mit meiner Anschauung vom Christentum fand ich hier volles und entgegenkommendes Verständnis. Der König ist der erste, der mir vorkommt, der in der That etwas von Schelling gelernt hat und durch philosophische Bildung auf Geschichte und Religion des Menschen zurückgekommen ist. Seine Einwendungen auf dem Gebiet allgemeiner Gedanken sind oft sehr gut und treffend." Am Abend knüpft dann Maximilian an das Gespräch vom Morgen an, das er sich inzwischen überlegt hat: „er hatte meine Ansicht von dem Geheimnis der Erlösung mit der Lehre von der Sühne, wie er sie in der Jugend gefaßt hatte, in Verbindung zu bringen gesucht. Die Region unseres Gesprächs wurde von den Differenzen der christlichen Parteien nur wenig berührt." Natürlich blieb auch die Politik nicht unbesprochen, zumal da soeben die Kunde vom Falle Sebastopols eintraf. Allein der König blieb bei einzelnen Fragen nicht stehen; auf seinen Wunsch entschloß sich Ranke dazu, seine Ansicht von dem großen Gange der weltgeschichtlichen Bewegung, wenigstens in den nachchristlichen Jahrhunderten, kundzugeben, und zwar auch hier mit bestimmter Polemik gegen die geschichtsphilosophischen Ideen, als deren Anhänger Maximilian in gewissem Maße gelten konnte. „Wir haben hier historische Vorträge begonnen," meldet Ranke am 1. Oktober seiner Gattin, „auch in Wimbach war ein solcher gehalten worden. Ein Stenograph, der am Hofe in der

Kanzlei ist, nimmt jedes Wort auf; er war zweimal nach dem Gebirge beschieden worden. Der König ließ mich nicht los, bis ich noch am Abend nach der Rückkehr einen solchen Vortrag gehalten hatte, bei dem er dieselbe Lernbegier und aufnehmende Freude bewies. Ich habe nicht die Spur eines Buches bei mir und bin selbst begierig, wie sich meine Rhapsodien ausnehmen werden, wenn man sie mir einmal, was man versprochen hat, reinlich abgeschrieben zuschickt. Meiner Historie habe ich mich, glaube ich, noch nie so von ganzem Herzen und vollkommen erfreut, wie hier am Ort. Aber du siehst wohl, daß es neben Vergnügen und Leibesübung an geistiger Arbeit nicht fehlt; der König ist in beidem unermüdlich. Es war schon nach zehn Uhr, als er mich entließ." Fünf Tage darauf heißt es: „ich habe einen Vortrag begonnen, den ich noch zu Ende führen muß. Der König wünscht, daß ich bei ihm bleibe, so lange es mir möglich ist." Am 13. Oktober 1854 abends ward mit dem neunzehnten Vortrage der am 25. September begonnene Cyklus beendigt.

König Max bewies seinen Dank durch ein wertvolles Geschenk, das er im November dem Heimgekehrten übersandte. Noch deutlicher spricht ein eigenhändiges Schreiben aus Hohenschwangau vom 1. Dezember, worin es heißt: „Zugleich erneuerte Ihr Brief die Erinnerung an die schönen mit Ihnen verlebten Tage in jenen trauten Bergen, die Zeugen so mancher mir lieben, unvergeßlichen Unterredung mit Ihnen, mein verehrter Lehrer! . . . In der Stille des hiesigen Aufenthaltes beschäftige ich mich täglich und aufmerksamst mit dem Studium Ihrer vortrefflichen Vorträge, die nun seit Wochen in Reinschrift vor mir liegen; dasselbe zu vollenden, verlängerte ich meinen hiesigen Aufenthalt um einige Tage. Heute, spätestens morgen hoffe, wird es der Fall sein. Diese wertvolle Arbeit muß in succum et sanguinem übergehen, so ganz zu meinem bleibenden Eigentum werden. Ich trage mich schon mit der Hoffnung, deren Verwirklichung ich von Ihrer Freundlichkeit zuversichtlich glaube erwarten zu können, einmal auch die alte Geschichte auf gleiche Weise vortragen zu hören, und zwar je eher je lieber, vielleicht wieder in trauten Bergen. In früher Morgenstunde bei Lichte schrieb ich diese Zeilen, schließen muß ich, mein Tagewerk zu beginnen. Sie sagen, Sie glauben, Sie hätten in meiner Seele gelesen; das haben Sie, das sollen Sie immer! Viel Freundliches von der Königin, sowie meinem Patchen (Rankes Tochter) von Ihrem treuen Schüler Max."

Die erwähnte, für den König besorgte Reinschrift ist dem Vernehmen nach später der Münchener Bibliothek einverleibt worden. Ranke selbst erhielt die versprochene Abschrift, welche der nachstehenden Ausgabe zu Grunde liegt, in Begleitung der folgenden Kabinettsordre aus München vom 20. Juni 1855: „Mein lieber Herr Professor Ranke! In der Anlage folgt die Abschrift jener interessanten Vorträge, durch welche Sie Mir während Meines vorjährigen Landaufenthaltes so viele genuß- und lehrreiche Stunden verschafft haben. Sollten Sie vielleicht Muße finden, um, wie Sie früher einmal sich

äußerten, über einige bayrische Regenten, deren Geschichte Ihnen interessant scheint, monographische Skizzen zu verfassen, so würden Sie Mir sehr Angenehmes erweisen. Mit bekannten Gesinnungen Ihr wohlgeneigter Max."

Im Herbst 1857 kehrte Ranke abermals als Gast des Königs in Berchtesgaden ein; ein Besuch, der besonders wichtig geworden ist, weil bei dieser Gelegenheit zwischen beiden die ersten Gedanken über die Stiftung einer Anstalt zur Pflege deutscher Geschichtsforschung ausgetauscht wurden, welche ein Jahr darauf als Historische Kommission bei der Akademie der Wissenschaften zu München ins Leben trat. Eben die Jahresversammlungen dieser Kommission, in denen Ranke persönlich den Vorsitz führte, boten dann noch zu wiederholten Malen den Anlaß zu ähnlichen Begegnungen in den bayrischen Alpen dar. Im Herbst 1859 und 1861 erschien Ranke wiederum in Berchtesgaden; 1862 hat er dem Könige in Hohenschwangau einen Vortrag gehalten, über dessen Inhalt jedoch keine Nachricht vorliegt. Zu einem zweiten Kursus, wie ihn Maximilian wünschte, über die Epochen der alten Geschichte, ist es jedenfalls nicht gekommen; ebensowenig hat Ranke, wie bekannt, zu den beregten Arbeiten über die Geschichte bayrischer Fürsten Zeit gefunden.

Ranke erinnerte sich jener Herbstreisen ins Gebirge jederzeit mit Freuden. Noch in seinen letzten autobiographischen Diktaten von 1885 bekennt er sich seinem königlichen Freunde zu Danke verpflichtet, weil ihm dieser dabei eine Seite der deutschen Natur und Nation eröffnet habe, die er bisher nicht gekannt. Besonders ansprechend erscheint das Andenken an die Erlebnisse dieser schönen Tage in der Gedächtnisrede, die er im Herbst 1864 vor der Historischen Kommission auf den König hielt. „Niemand," sagt er dort von Maximilian, „konnte mehr Empfänglichkeit für einfachen Naturgenuß haben. Mehr als einen wohlgelegenen Ort in dem bayrischen Hochland hat er sich zu wechselndem Landaufenthalt ohne Prunk eingerichtet. Er empfand den Genuß der frischen Morgenstunde, wenn ihn sein Weg etwa zur Jagd in Berg und Wald führte. Wie war ihm so wohl in der lautlosen Stille des Mittags, unter dem unbewölkten Himmel im hohen Gebirge, ehe der Lärm der Jagd sich ihm in seinem Standort näherte! Er widmete diesem Vergnügen, das zugleich zur Ökonomie des Landes gehört, sehr lebendige Teilnahme. Er begrüßte jeden guten Schuß, der dem anderen gelungen war, und schmückte sich selbst mit Genugthuung mit dem Abzeichen des Jägers. Wenn aber dann die Pferde bestiegen wurden auf den Pfaden, die er dazu hatte herrichten lassen, so liebte er es, wenn irgend jemand neben ihm ritt, mit dem er irgend eine Frage höheren Inhalts besprechen konnte. Dann stellte sich wohl beim Sonnenuntergang das Alpenglühen dar, das er mit immer gleichem Entzücken begrüßte. Am späteren Abend wurde dann bei frugalem Mahl im traulichen Kreis etwas von dem Neuesten gelesen, das der Tag brachte, oder auch von dem Alten, das ihm zufällig unbekannt geblieben war (wie etwa einmal Schillers Fragment Demetrius) und mit Bewunderung aufgenommen. Oder man wanderte, den Wagen verlassend, die

langen Abende an den dahinbrausenden Bergströmen entlang. Er liebte auch dann jemand bei sich zu haben, mit dem er die Fragen besprechen konnte, die ihn beschäftigten. Man konnte ihm das Beste sagen, was man überhaupt dachte und wußte; es fand bei ihm allzeit gute Aufnahme, Verständnis, eingehende Antwort. Bei aller idealen Beweglichkeit war seine Seele ruhig und still, er hatte ein innerliches Mitgefühl für die Geheimnisse des Lebens, der moralischen Weltordnung, für die Tiefen der Religion."

Wie manches von dem besten Denken und Wissen Rankes mag damals in den Bergen gesprochen und verklungen sein, ohne einen anderen Widerhall zu finden, als in dem Herzen König Maximilians! Um so größeren Dank wissen wir dem letzteren, daß er dafür Sorge getragen, die universalhistorischen Vorträge von 1854, die wir in diesem Bändchen dem Publikum mitteilen, im unmittelbaren Ergusse festhalten zu lassen und somit ihre spätere Veröffentlichung zu ermöglichen. Über ihren Gehalt kann kein Zweifel obwalten. In der denkbar knappsten Fassung geben sie die Hauptsumme der Lieblingsideen Rankes, seine Ansicht vom Zusammenhange der wesentlichsten Weltbegebenheiten im Wechsel voneinander abweichender Epochen, von denen doch eine jede die folgende bedingt. Von der lang ausgesponnenen „Mär der Weltgeschichte" erzählen sie in kurzen Worten gleichsam die bloße Handlung, deren tiefen Sinn sie zugleich in eindringender Betrachtung erwägen und schätzen lehren. Mit einem so gewichtigen Inhalt steht denn freilich die kunstlos hingeworfene Form in auffallendem, aber, wie uns däucht, ebenso anziehendem Gegensatz. Es ist, wie Ranke selber sagt, eine Rhapsodie der Universalhistorie, aber aus dem Munde ihres besten Kenners, die im Augenblick improvisierte Darlegung einer jahrzehntelang gereiften wissenschaftlichen Weltansicht.

Unsere Ausgabe folgt in allem wesentlichen treu der Handschrift. Nur einige wenige Irrtümer, die auf Mißverständnis seitens des Stenographen oder Abschreibers, vielleicht auch einmal auf einem Versehen oder Versprechen des Vortragenden beruhen, sind ohne Bedenken verbessert worden. Irgend etwas fortzulassen, konnten wir uns nicht entschließen. Selbst die beiläufigen Bemerkungen Rankes, die schon im Manuskript als Noten erscheinen, sind hier als solche wiederholt worden, obwohl sie meist geringfügigen, bisweilen anekdotenhaften Inhalts sind. Noch weniger durften die hie und da begegnenden Gespräche zwischen Lehrer und Schüler fehlen: sie erhöhen den individuellen Reiz, den schon der Text des Vortrages dadurch gewinnt, daß er auf einen Zuhörer von solcher Art und Stellung berechnet ist. König Max stellt sich in seinen Fragen von der besten Seite dar; er legt darin politischen Verstand, nationales Gefühl, moralische Gesinnung an den Tag. Um Rankes Antworten, so weit sie auf die Gegenwart Bezug nehmen, nach Gebühr zu würdigen, wird man nicht vergessen, daß es sich dabei um eine Zeit handelt, die nun bereits ein Menschenalter weit hinter uns liegt. Wie jede echte Rede, lebt auch diese ganz in dem Moment.

Und so hoffen wir denn, daß diese Vorträge mit demselben Vergnügen gelesen werden, mit dem sie einst gehalten und entgegengenommen worden sind. Die Freunde der großen Weltgeschichte Rankes mögen in ihnen Bestätigung, Erläuterung und Ergänzung dessen begrüßen, was sie an jenem Werke liebgewonnen haben: aber auch jeder andere kann sie, selbständig und in sich abgeschlossen wie sie sind, mit der hohen Befriedigung genießen, welche eine durchaus eigentümliche, überaus lehrreiche Lektüre zu allen Zeiten gewährt.

Bonn, im Juli 1888.

Alfred Dove.

Erster Vortrag.

(Vom 25. September 1854.)

Einleitung.

Zum Behufe der gegenwärtigen Vorträge ist es vor allem nötig, sich über zweierlei zu verständigen: 1. über den Ausgangspunkt, den man dabei zu nehmen haben wird; 2. über die Hauptbegriffe. —

Was den Ausgangspunkt betrifft, so würde es uns für den vorliegenden Zweck viel zu weit führen, wenn wir uns mit der Anschauung in ganz entfernte Zeiten, in ganz abgelegene Zustände versetzen wollten, welche zwar immer noch einen Einfluß auf die Gegenwart ausüben, aber nur einen indirekten. Wir werden also, um uns nicht ins rein Historische zu verlieren, von der römischen Zeit ausgehen, in welcher eine Kombination der verschiedensten Momente zu finden ist.

Hiernächst haben wir uns zu verständigen: 1. über den Begriff des Fortschrittes im allgemeinen; 2. über das, was man im Zusammenhang damit unter „leitenden Ideen" zu verstehen habe. —

1. Wie der Begriff „Fortschritt" in der Geschichte aufzufassen sei.

Wollte man mit manchem Philosophen annehmen, daß die ganze Menschheit sich von einem gegebenen Urzustande zu einem positiven Ziel fortentwickelte, so könnte man sich dieses auf zweierlei Weise vorstellen: entweder, daß ein allgemein leitender Wille die Entwickelung des Menschengeschlechtes von einem Punkt nach dem anderen förderte, — oder, daß in der Menschheit gleichsam ein Zug der geistigen Natur liege, welcher die Dinge mit Notwendigkeit nach einem bestimmten Ziele hintreibt. — Ich möchte diese beiden Ansichten weder für philosophisch haltbar, noch für historisch nachweisbar halten.

Philosophisch kann man diesen Gesichtspunkt nicht für annehmbar erklären, weil er im ersten Fall die menschliche Freiheit geradezu aufhebt und die Menschen zu willenlosen Werkzeugen stempelt; und weil im anderen Falle die Menschen geradezu entweder Gott oder gar nichts sein müßten.

Auch historisch aber sind diese Ansichten nicht nachweisbar; denn fürs erste findet sich der größte Teil der Menschheit noch im Urzustande, im Ausgangspunkte selbst; und dann fragt es sich: was ist Fortschritt? Wo ist der Fortschritt der Menschheit zu bemerken? — Es giebt Elemente der großen historischen Entwickelung, die sich in der römischen und germanischen Nation fixiert haben; hier giebt es allerdings eine von Stufe zu Stufe sich entwickelnde geistige Macht. Ja es ist in der ganzen Geschichte eine gleichsam historische Macht des menschlichen Geistes nicht zu verkennen; das ist eine in der Urzeit gegründete Bewegung, die sich mit einer gewissen Stetigkeit fortsetzt. Allein es giebt in der Menschheit überhaupt doch nur ein System von Bevölkerungen, welche an dieser allgemein historischen Bewegung Teil nehmen, dagegen andere, die davon ausgeschlossen sind. Wir können aber im allgemeinen auch die in der historischen Bewegung begriffenen Nationalitäten nicht als im stetigen Fortschritt befindlich ansehen. Wenden wir z. B. unser Augenmerk auf Asien, so sehen wir, daß dort die Kultur entsprungen ist, und daß dieser Weltteil mehrere Kulturepochen gehabt hat. Allein dort ist die Bewegung im ganzen eher eine rückgängige gewesen; denn die älteste Epoche der asiatischen Kultur war die blühendste; die zweite und dritte Epoche, in welcher das griechische und römische Element dominierten, war schon nicht mehr so bedeutend, und mit dem Einbrechen der Barbaren — der Mongolen — fand die Kultur in Asien vollends ein Ende. Man hat sich dieser Thatsache gegenüber mit der Hypothese geographischen Fortschreitens helfen wollen; allein ich muß es von vornherein für eine leere Behauptung erklären, wenn man annimmt, wie z. B. Peter der Große, die Kultur mache die Runde um den Erdball; sie sei von Osten gekommen und kehre dahin wieder zurück.

Fürs zweite ist hiebei ein anderer Irrtum zu vermeiden, nämlich der, als ob die fortschreitende Entwickelung der Jahrhunderte zu gleicher Zeit alle Zweige des menschlichen Wesens und Könnens umfaßte. Die Geschichte zeigt uns, um beispielsweise nur ein Moment hervorzuheben, daß in der neueren Zeit die Kunst im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts am meisten geblüht hat; dagegen ist sie am Ende des 17. und in den ersten drei Vierteilen des 18. Jahrhunderts am meisten heruntergekommen. Gerade so verhält es sich mit der Poesie: auch hier sind es nur Momente, wo diese Kunst wirklich hervortritt; es zeigt sich jedoch nicht, daß sich dieselbe im Laufe der Jahrhunderte zu einer höheren Potenz steigert.

Wenn wir somit ein geographisches Entwickelungsgesetz ausschließen, wenn wir andererseits annehmen müssen, wie uns die Geschichte lehrt, daß Völker zu Grunde gehen können, bei denen die begonnene Entwickelung nicht stetig alles umfaßt, so werden wir besser erkennen, worin die fortdauernde Bewegung der Menschheit wirklich besteht. Sie beruht darauf, daß die großen geistigen Tendenzen, welche die Menschheit beherrschen, sich bald auseinander erheben, bald aneinander reihen. In diesen Tendenzen ist aber immer eine bestimmte partikuläre Richtung, welche vorwiegt und bewirkt, daß die übrigen

zurücktreten. So war z. B. in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das religiöse Element so überwiegend, daß das litterarische vor demselben zurücktrat. Im 18. Jahrhundert hingegen gewann das Utilisierungsbestreben ein solches Terrain, daß vor diesem die Kunst und die ihr verwandten Thätigkeiten weichen mußten.

In jeder Epoche der Menschheit äußert sich also eine bestimmte große Tendenz, und der Fortschritt beruht darauf, daß eine gewisse Bewegung des menschlichen Geistes in jeder Periode sich darstellt, welche bald die eine, bald die andere Tendenz hervorhebt und in derselben sich eigentümlich manifestiert.

Wollte man aber im Widerspruch mit der hier geäußerten Ansicht annehmen, dieser Fortschritt bestehe darin, daß in jeder Epoche das Leben der Menschheit sich höher potenziert, daß also jede Generation die vorhergehende vollkommen übertreffe, mithin die letzte allemal die bevorzugte, die vorhergehenden aber nur die Träger der nachfolgenden wären, so würde das eine Ungerechtigkeit der Gottheit sein. Eine solche gleichsam mediatisierte Generation würde an und für sich eine Bedeutung nicht haben; sie würde nur insofern etwas bedeuten, als sie die Stufe der nachfolgenden Generation wäre, und würde nicht in unmittelbarem Bezug zum Göttlichen stehen. Ich aber behaupte: jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst. Dadurch bekommt die Betrachtung der Historie, und zwar des individuellen Lebens in der Historie einen ganz eigentümlichen Reiz, indem nun jede Epoche als etwas für sich Gültiges angesehen werden muß und der Betrachtung höchst würdig erscheint.

Der Historiker hat also ein Hauptaugenmerk erstens darauf zu richten, wie die Menschen in einer bestimmten Periode gedacht und gelebt haben; dann findet er, daß, abgesehen von gewissen unwandelbaren ewigen Hauptideen, z. B. den moralischen, jede Epoche ihre besondere Tendenz und ihr eigenes Ideal hat. Wenn nun aber auch jede Epoche an und für sich ihre Berechtigung und ihren Wert hat, so darf doch nicht übersehen werden, was aus ihr hervorging. Der Historiker hat also fürs zweite auch den Unterschied zwischen den einzelnen Epochen wahrzunehmen, um die innere Notwendigkeit der Aufeinanderfolge zu betrachten. Ein gewisser Fortschritt ist hiebei nicht zu verkennen; aber ich möchte nicht behaupten, daß sich derselbe in einer geraden Linie bewegt; sondern mehr wie ein Strom, der sich auf seine eigene Weise den Weg bahnt. Die Gottheit — wenn ich diese Bemerkung wagen darf — denke ich mir so, daß sie, da ja keine Zeit vor ihr liegt, die ganze historische Menschheit in ihrer Gesamtheit überschaut und überall gleich wert findet. Die Idee von der Erziehung des Menschengeschlechtes hat allerdings etwas Wahres an sich; aber vor Gott erscheinen alle Generationen der Menschheit gleichberechtigt, und so muß auch der Historiker die Sache ansehen.

Ein unbedingter Fortschritt, eine höchst entschiedene Steigerung ist anzunehmen, soweit wir die Geschichte verfolgen können, im Bereiche der materiellen

Interessen, in welchen auch ohne eine ganz ungeheuere Umwälzung ein Rückschritt kaum wird stattfinden können; in moralischer Hinsicht aber läßt sich der Fortschritt nicht verfolgen. Die moralischen Ideen können freilich extensiv fortschreiten; und so kann man auch in geistiger Hinsicht behaupten, daß z. B. die großen Werke, welche die Kunst und Litteratur hervorgebracht, heutzutage von einer größeren Menge genossen werden, als früher; aber es wäre lächerlich, ein größerer Epiker sein zu wollen, als Homer, oder ein größerer Tragiker, als Sophokles.

2. Was von den sogenannten leitenden Ideen in der Geschichte zu halten sei.

Die Philosophen, namentlich aber die Hegelsche Schule hat hierüber gewisse Ideen aufgestellt, wonach die Geschichte der Menschheit wie ein logischer Prozeß in Satz, Gegensatz, Vermittelung, in Positivem und Negativem sich abspinne. In der Scholastik aber geht das Leben unter, und so würde auch diese Anschauung von der Geschichte, dieser Prozeß des sich selbst nach verschiedenen logischen Kategorien entwickelnden Geistes auf das zurückführen, was wir oben bereits verwarfen. Nach dieser Ansicht würde bloß die Idee ein selbständiges Leben haben; alle Menschen aber wären bloße Schatten oder Schemen, welche sich mit der Idee erfüllten. Der Lehre, wonach der Weltgeist die Dinge gleichsam durch Betrug hervorbringt und sich der menschlichen Leidenschaften bedient, um seine Zwecke zu erreichen, liegt eine höchst unwürdige Vorstellung von Gott und der Menschheit zu Grunde; sie kann auch konsequent nur zum Pantheismus führen; die Menschheit ist dann der werdende Gott, der sich durch einen geistigen Prozeß, der in seiner Natur liegt, selbst gebiert.

Ich kann also unter leitenden Ideen nichts anderes verstehen, als daß sie die herrschenden Tendenzen in jedem Jahrhunderte sind. Diese Tendenzen können indessen nur beschrieben, nicht aber in letzter Instanz in einem Begriff summiert werden; sonst würden wir auf das oben Verworfene neuerdings zurückkommen.

Der Historiker hat nun die großen Tendenzen der Jahrhunderte auseinanderzunehmen und die große Geschichte der Menschheit aufzurollen, welche eben der Komplex dieser verschiedenen Tendenzen ist. Vom Standpunkte der göttlichen Idee kann ich mir die Sache nicht anders denken, als daß die Menschheit eine unendliche Mannigfaltigkeit von Entwickelungen in sich birgt, welche nach und nach zum Vorschein kommen, und zwar nach Gesetzen, die uns unbekannt sind, geheimnisvoller und größer, als man denkt.

Gespräch.

König Max: Sie haben oben vom moralischen Fortschritt gesprochen; haben Sie dabei auch den inneren Fortschritt des Einzelnen im Auge gehabt?

Ranke: Nein, sondern nur den Fortschritt des menschlichen Geschlechtes; das Individuum hingegen muß sich immer zu einer höheren moralischen Stufe erheben.

K. M.: Da aber die Menschheit aus Individuen zusammengesetzt ist, so fragt es sich, ob, wenn das Individuum zu einer höheren moralischen Stufe sich erhebt, dieser Fortschritt nicht auch die ganze Menschheit umfassen wird.

R.: Das Individuum stirbt; es hat ein endliches Dasein; die Menschheit dagegen ein unendliches. In materiellen Dingen nehme ich einen Fortschritt an, weil hier eines aus dem anderen hervorgeht; anders in moralischer Beziehung. Ich glaube, daß in jeder Generation die wirkliche moralische Größe der in jeder anderen gleich ist, und daß es in der moralischen Größe gar keine höhere Potenz giebt; wie wir denn z. B. die moralische Größe der alten Welt gar nicht übertreffen können. Es kommt in der geistigen Welt sogar häufig vor, daß die intensive Größe zu der extensiven in umgekehrtem Verhältnis steht; man vergleiche unsere heutige Litteratur mit der klassischen.

K. M.: Sollte man aber nicht doch annehmen dürfen, daß die Vorsehung, unbeschadet der freien Selbstbestimmung des Einzelnen, der Menschheit im ganzen ein gewisses Ziel gesteckt hat, auf welches dieselbe, wenn auch nicht gewaltsam, hingeleitet wird?

R.: Dies ist eine kosmopolitische Hypothese, die man aber nicht historisch nachweisen kann. Wir haben hiefür zwar den Ausspruch der Heiligen Schrift, wonach einst nur ein Hirt und eine Herde sein wird; aber bis jetzt hat sich dieses noch nicht als der herrschende Gang der Weltgeschichte ausgewiesen. Dafür dient zum Beweise die Geschichte Asiens, welches nach Perioden der größten Blüte wieder in die Barbarei zurückgefallen ist.

K. M.: Ist nicht aber doch jetzt eine größere Anzahl von Individuen zu einer höheren moralischen Entwickelung gediehen, als früher?

R.: Ich gebe das zu, aber nicht prinzipgemäß; denn die Geschichte lehrt uns, daß manche Völker gar nicht kulturfähig sind, und daß oft frühere Epochen viel moralischer waren, als spätere. Frankreich in der Mitte des 17. Jahrhunderts z. B. war viel moralischer und gebildeter, als zu Ende des 18. Jahrhunderts. Wie gesagt, eine größere Expansion der moralischen Ideen läßt sich behaupten, aber nur in bestimmten Kreisen. Vom allgemein menschlichen Standpunkt aus ist es mir wahrscheinlich, daß die Idee der Menschheit, die historisch nur in den großen Nationen repräsentiert ist, allmählich die ganze Menschheit umfassen sollte, und dies wäre dann der innere moralische Fortschritt. Die Historie opponiert sich dieser Anschauung nicht, weist sie aber nicht nach. Insbesondere müssen wir uns hüten, diese Anschauung zum Prinzipe der Geschichte zu machen.

Unsere Aufgabe ist, uns bloß an das Objekt zu halten.

Zweiter Vortrag.

(Vom 26. September 1854.)

Der Begriff des Fortschrittes, mit dem sich unsere einleitende Betrachtung vornehmlich beschäftigte, ist, wie wir sahen, nicht anwendbar auf verschiedene Dinge. Er ist nicht anwendbar auf die Verbindung der Jahrhunderte im allgemeinen; d. h. man wird nicht sagen dürfen, daß ein Jahrhundert dem anderen dienstbar sei. Ferner wird dieser Begriff nicht anwendbar sein auf die Produktionen des Genius in Kunst, Poesie, Wissenschaft und Staat; denn diese alle haben einen unmittelbaren Bezug zum Göttlichen; sie beruhen zwar auf der Zeit, aber das eigentlich Produktive ist unabhängig von dem Vorhergängigen und dem Nachfolgenden. So z. B. ist Thucydides, der die Geschichtschreibung eigentlich produziert hat, in seiner Weise unübertrefflich geblieben.

Ebensowenig würde ein Fortschritt anzunehmen sein in dem individuell moralischen oder religiösen Dasein, denn dieses hat auch eine unmittelbare Beziehung zur Gottheit. Nur das könnte man zugeben, daß die früheren Begriffe der Moral unvollkommen waren; aber seitdem das Christentum und mit ihm die wahre Moralität und Religion erschienen ist, konnte hierin kein Fortschritt mehr stattfinden. Auch das ist richtig, daß z. B. unter den Griechen gewisse nationale Vorstellungen herrschten, wie über das Erlaubtsein der Rache, die durch das Christentum geläutert wurden; aber das Essentielle des Christentums ist darum nicht durch frühere unvollkommene Zustände vorbereitet worden, sondern das Christentum ist eine plötzliche göttliche Erscheinung; wie denn überhaupt die großen Produktionen des Genies den Charakter des unmittelbar erleuchteten an sich tragen. Es kann nach Plato kein Plato mehr kommen; und so wenig ich die Verdienste Schellings um die Philosophie verkenne, so glaube ich doch nicht, daß er Plato übertroffen hat. Letzterer war in Sprache und Diktion, überhaupt in seiner poetischen Erscheinung unübertrefflich, wobei, was den Inhalt betrifft, nicht geleugnet werden kann, daß Schelling eine größere Masse von Stoff, der ihm von seinen Vorgängern überliefert wurde, zu benützen wußte.

Dagegen ist ein Fortschritt anzunehmen in allem, was sich sowohl auf die Erkenntnis als auf die Beherrschung der Natur bezieht. Die erstere war bei den Alten in der Kindheit, und auch in letzterer Beziehung können sich die Alten nicht mit uns vergleichen. Dies hängt weiter zusammen mit dem, was wir Expansion nennen. Die Expansion der moralischen und religiösen Ideen, überhaupt der Ideen der Menschheit ist in einem unaufhörlichen Fortschritt begriffen, und da, wo einmal ein Mittelpunkt der Kultur besteht, hat dieselbe die Tendenz, sich nach allen Seiten hin auszubreiten; aber nicht so, daß man sagen könnte, der Fortschritt sei an jedem Punkte ohne allen Still-

stand. — In den mehr materiellen Beziehungen also, in der Ausbildung und Anwendung der exakten Wissenschaften und ebenso in der Herbeiführung der verschiedenen Nationen und der Individuen zur Idee der Menschheit und der Kultur ist der Fortschritt ein unbedingter.

Hingegen fragt es sich bei den einzelnen Geisteswissenschaften, namentlich bei der Philosophie und Politik, ob hierin in der That ein Fortschritt stattgefunden hat. In der Philosophie muß ich bekennen, daß mir die älteste Philosophie, wie wir sie bei Plato und Aristoteles ausgebildet finden, genügt. In formeller Hinsicht ist man nie darüber hinausgekommen, und auch in materieller Beziehung kommen neuere Philosophen jetzt wieder auf Aristoteles zurück. Dasselbe ist bei der Politik der Fall: die allgemeinen Grundsätze derselben finden sich schon bei den Alten mit der größten Sicherheit angegeben, so sehr auch die nachfolgenden Zeiten an Erfahrungen und politischen Versuchen reicher geworden sind. Die Politik, in der wir uns jetzt bewegen, beruht natürlich auf den historisch gegebenen Zuständen. Die Fragen von der konstitutionellen und ständischen Monarchie u. s. w. sind Fragen, die auf unserem Standpunkt die vollste Berechtigung haben, die aber doch nur auf den gegebenen Zuständen beruhen; denn niemand wird behaupten können, daß mit der Monarchie in der Idee schon die Stände verknüpft seien. Die späteren Zeiten haben also nur das vor den Alten voraus, daß ihnen eine größere Fülle von Erfahrungen auf dem politischen Gebiete zu Gebote steht. Ebenso ist die Frage von der Souveränetät des Volkes oder des Fürsten nicht durch die Wissenschaft zu lösen, sondern sie wird auf historischem Wege durch die Parteigestaltungen ausgemacht. — Was ich von der Politik gesagt habe, gilt auch von der Geschichtschreibung. Niemand kann, wie berührt, die Prätension haben, ein größerer Geschichtschreiber zu sein, als Thucydides, hingegen habe ich selbst die Prätension, etwas anderes in der Geschichtschreibung zu leisten, als die Alten; weil unsere Historie voller strömt, als die ihrige, weil wir andere Potenzen in die Historie heereinzuziehen suchen, welche das gesamte Leben der Völker umfassen, mit einem Worte, weil wir die Geschichte zur Einheit zu fassen suchen. —

Nachdem wir so einige Hauptbegriffe und den Ausgangspunkt dieser Vorträge festgestellt haben, gehen wir nunmehr zum eigentlichen Gegenstand derselben über.

§ 1.

Grundlagen des römischen Reiches; Überblick über die ersten vier Jahrhunderte unserer Ära.

Am Eingange dieser Betrachtungen haben wir uns vorerst zu vergegenwärtigen, was das römische Reich war in Bezug auf seinen intellektuellen Inhalt und Standpunkt. Man kann sagen, daß alle alte Geschichte in die römische sich hinein ergießt, gleichsam in einem Strom, der in einen See mündet,

und daß die ganze neuere Geschichte wieder von der römischen ausgeht. Ich wage es zu behaupten, daß die ganze Geschichte nichts wert wäre, wenn die Römer nicht existiert hätten.

Die erste Frage, welche Ew. Majestät angeregt haben, ist die, ob die alte Geschichte abgestorben ist, oder inwiefern in der römischen Geschichte alle Elemente wirksam waren, welche die alte Geschichte angeregt hat. Die Lösung dieser Frage ergiebt sich daraus, wenn wir erwägen, daß das römische Reich errichtet wurde auf dem ihm vorangegangenen, durch Alexander den Großen und seine Nachfolger gestifteten griechisch-macedonisch-orientalischen Reiche, welches in sich die bedeutendsten Momente des Orientalismus aufgenommen hatte.

Werfen wir hier einen kurzen Rückblick auf die älteste Geschichte, so finden wir im Orient starke religiöse Gegensätze. Wir finden dort die Juden, auf der einen Seite von den Ägyptern, auf der anderen Seite von dem assyrischen und dem babylonischen Reiche begrenzt, dessen religiöse Vorstellungen mit denen der Ägypter eine unverkennbare Ähnlichkeit tragen[1]).

Inmitten dieser heidnischen Völkerschaften waren die monotheistischen Juden unaufhörlichen Kämpfen und Anfechtungen ausgesetzt. Sie wurden von den Assyrern und Babyloniern in die Gefangenschaft fortgeführt, und für einen Augenblick schien der nationale Monotheismus dem Untergange nahe zu stehen, wenn nicht ein anderes Element, welches mit dem jüdischen Verwandtschaft hatte, hülfreich an dasselbe herangekommen wäre. Dieses Element war das persische. Die Perser, deren religiöse Anschauungen reiner und geläuterter waren, als die der assyrischen und semitischen Götzendiener überhaupt, machten es sich zur Aufgabe, das jüdische Element zu restaurieren. Darauf kam aber Alexander der Große, der selbst ein eifriger Götzendiener war und restaurierte wieder den nationalen Götzendienst. Während Kambyses den Apis getötet hatte, erklärte Alexander sich für einen Sohn des Jupiter Ammon und acceptierte den orientalischen Mythus.

Die beiden Momente, nämlich die reinere Religion, an der die Perser einen gewissen Anteil hatten, und welche bei den Juden als Monotheismus erschien, wie die Götzendienerschaft der anderen Völker, gingen nun in das römische Reich über, welches das macedonische, syrische und ägyptische Reich zwar eroberte, im übrigen aber alles dort bestehen ließ, wie es war.

Die Römer waren, gleich den Nachfolgern Alexanders, heftige Gegner der Juden, und da geschah nun jenes große Weltereignis, daß aus den Juden die Idee der Weltreligion hervorging. Die Juden hatten nämlich zwar die Idee von der Einheit Gottes — wahrscheinlich die Uridee der Urzeiten — erhalten, aber sie betrachteten Gott mehr als einen Nationalgott. Da erschien Christus, und hat, auf ihre Religion fußend, den allgemeinen Gott gepredigt

---

1) Neu aufgefundene Denkmäler in Assyrien beurkunden eine auffallende Übereinstimmung des ägyptischen mit dem assyrischen Götzendienste.

und von allen Völkerinteressen und Nationalgöttern abstrahiert. Aus dem Judentum ging die Weltreligion hervor, in dem Augenblicke, wo die Römer die Eroberung des Orients vollendet hatten und eine Masse orientalischer Elemente in ihr Reich aufnahmen [1]). Der ganze religiöse Kampf, der sich im orientalischen Reiche vollzogen hatte, ging in das römische Reich über, und erst im römischen Reiche hat das Christentum seine Welteroberung gemacht.

Wir haben somit gesehen, daß in religiöser Beziehung das Römerreich ein Komplex aller früherer Elemente war. Gehen wir nun auf die politischen Gegensätze über.

Die alten Völker des Orients waren religiös entzweit, aber politisch vereint und waren alle Gegner der Griechen. Es hatte sich dort eine ungeheuere Monarchie ausgebildet, deren Herrschaft sich nur die entfernten Karthager entziehen konnten, und nun trat diesem Koloß das kleine Häufchen der Griechen entgegen, welche sich dem ungestümen Andrang zu widersetzen wagten. Die Elemente der stetigen Unabhängigkeit und der großen konzentrierten Monarchie gerieten miteinander in einen Konflikt, in welchem weder die Perser die Griechen, noch die Griechen die Perser unterwerfen konnten, so lange nämlich die ersteren republikanisch waren, weil während dieser Epoche die Eifersucht des Volkes jeden stürzte, dem eine größere Unternehmung zu glücken schien.

Die Perser wurden nur dadurch dem griechischen Elemente unterthan, daß auch in Griechenland die Monarchie aufkam, eine Monarchie, welche das griechische Wesen mit orientalischen Formen repräsentierte. Die Monarchie, die bisher rein orientalisch und barbarisch gewesen war, wurde gräcisiert. Man kann sagen: wenn die Monarchie bloß persisch geblieben wäre, so hätte sie niemals im Occident populär werden können, und wir hätten dann vielleicht nichts anderes gesehen, als ein wunderliches Wesen, ähnlich der Herrschaft der Sassaniden. Allein, wie gesagt, so sehr sich auch die Nachfolger Alexanders als die Nachfolger der Pharaonen und anderer Dynastien betrachteten, so wurde doch die orientalische Monarchie mehr civilisiert, indem diese Könige nun zugleich als Träger der Kultur auftraten. Man denke z. B. nur an Alexandria, jene große Pflanzschule des griechischen Geistes!

Das monarchische Element blieb also in den Gebietsteilen, welche später römisch wurden, sehr lebendig, so sehr, daß ich glaube, daß, wenn Marcus Antonius, der nach Ägypten ging und mit der Cleopatra haushielt, gesiegt hätte, er vermöge seiner orientalischen Sympathien die orientalische Monarchie auf den Occident übertragen haben würde. —

Der griechisch-republikanische Geist wurde aber durch diese Vorgänge nicht unterdrückt, sondern erhielt sich fortwährend lebendig und wirkte auf

---

1) In der späteren Kaiserzeit finden sich der Isis-, der Mithras- und sonstiger orientalischer Götzendienst — vermischt mit jüdischen und christlichen Anschauungen — in Rom vor.

Rom zurück, zu einer Zeit, wo dort nur mehr die Formen der Republik bestanden. Dieser griechisch-republikanische Geist hatte einen um so größeren Einfluß auf Rom, als er das republikanische Prinzip mehr theoretisiert hatte und es in solcher Gestalt fortpflanzte, indem die vornehmen Römer eine vollkommen griechische Erziehung sich aneigneten. Auf diesem griechisch-republikanischen Boden hat Augustus seine Monarchie errichtet, keine Monarchie, wie wir sie uns denken, sondern ein Prinzipat, in dem alle republikanischen Formen stehen blieben. Augustus hätte es nie gewagt, sich König zu nennen, und insofern unterschied sich die Tendenz des Antonius total von der des Augustus.

Bei den Griechen war indes außer der Religion und Politik noch ein Moment hervorragend, welches Rom in sich aufnahm, nämlich das der Kunst und Litteratur, ein Moment, welches sich schon unter den Nachfolgern Alexanders des Orients zu bemächtigen gesucht hatte. Ein Gedanke, auf den ich hier Wert lege, ist der, daß bei den anderen Nationen die bisherigen litterarischen Bestrebungen vereinzelt geblieben waren, bei den Griechen aber sich nach und nach eine Erscheinung entwickelte, die man Litteratur nennen darf, d. h. ein Umkreis von litterarischen Produktionen, welche die Tendenz hatten, alles Wissenswürdige in sich aufzunehmen. Dieses alles ging in das römische Reich über. Freilich kann man sagen: wenn das römische Reich einen anderen Charakter gehabt hätte, der dem griechischen nicht analog gewesen wäre, so würde es sich nicht auf diese Weise haben entwickeln können. Dadurch aber, daß die republikanische Form in Rom die Oberhand behielt, blieb die Analogie zwischen den beiden Volksgeistern fort und fort aufrecht. Die Schriftsteller unter Augustus brauchten sich bloß an Griechenland anzuschließen, was, wenn Antonius die Oberherrschaft errungen hätte, nicht der Fall gewesen wäre. So aber trat die ganze orientalische, jüdisch-semitisch-griechische Welt in allen Produktionen in das römische Reich ein und kam mit demselben in einen unbedingten Zusammenhang. —

In dem ersten Jahrhundert unserer Ära hingegen trat Rom in Zusammenhang mit dem Occident. Dieses erste Jahrhundert, das man gewöhnlich so mißachtet, war ein Jahrhundert voll von Geist und Leben.

Hier aber müssen wir in unseren Betrachtungen einen Augenblick zurückgehen in die frühere Geschichte des Westens. Diese Geschichte beruht darauf, daß in früheren Zeiten die celtischen Völkerschaften in Gallien und Spanien die Oberhand hatten, in ersteren zum Teil in Verbindung mit den Germanen. Gallier waren bis nach Rom vorgedrungen; ein Brennus hatte Rom, ein anderer Delphi genommen; sie hatten ein kleines Reich in der Nähe von Byzanz gegründet; sie waren nach Syrien hinübergegangen und wollten einen Augenblick sogar Ägypten erobern. Kurz, die Gallier waren eine Zeit lang das mächtigste Volk, und ein Teil der römischen Geschichte beschäftigt sich damit, die Hinaustreibung der Gallier aus Italien zu beschreiben.

Da kam Cäsar und vollzog die große Eroberung Galliens; eines der

wichtigsten Ereignisse der Weltgeschichte, denn auf Gallien beruht die ganze nachmalige Konfiguration des Occidentes. Ich sage in meiner französischen Geschichte: das sind die großen Eroberer, welche zu gleicher Zeit auch die Kultur verbreiten, und dadurch zeichnete sich auch Cäsar aus! Er eroberte Gallien nicht allein, um es zu haben, sondern romanisierte und kultivierte es zugleich. Nun kann man zwar die Zwischenfrage einwerfen, ob es nicht möglich gewesen wäre, daß die Celten sich selbst kultiviert hätten. Ich glaube kaum, diese Frage mit Ja beantworten zu können; denn sie waren von karthagischen und anderen civilisierenden Einflüssen umgeben, und doch brachen sie stets als Räuber in Italien und Asien ein und setzten sich fortwährend der Kultur entgegen, und erst durch ihre Besiegung bekam die Kulturwelt in Italien, in Griechenland und im Orient Ruhe vor diesen Barbaren.

Nachdem Cäsar auch nach Britannien übergesetzt hatte, so erschien später Augustus und erwarb sich durch seine Eroberungen immense Verdienste um den Occident; denn er ist es, der Spanien vollends den Römern unterwarf, Gallien von Lyon aus nach allen Richtungen hin kolonisierte und seine Kulturbestrebungen bis an den Rhein ausdehnte. Mit einem Worte: was Cäsar verrichtete, war unübertrefflich im Kriege; was aber Augustus vollführte, war noch stabiler; er vollendete die Romanisierung Galliens, und die Celten mußten anfangen, alle lateinisch zu sprechen. Eine der größten Thaten des Augustus war aber die, daß er, mit Hülfe des Drusus und Tiberius, die Alpen öffnete. So lange die barbarischen Bevölkerungen der Alpenthäler sich wie ein Querbalken zwischen die Kulturwelt — Italien u. s. w. — und den übrigen Occident legten, war eine Verbreitung der Civilisation in Mitteleuropa nicht denkbar. Nun aber, nachdem die Alpen eröffnet waren, fingen die Römer an, auf der einen Seite bis nach Pannonien vorzudringen — so Tiberius —, auf der anderen Seite rückten sie in Deutschland bis an das Innerste von Westfalen vor. Hier wurden sie zwar geschlagen; aber demungeachtet wurde das ganze Gebiet längs des Rheines und südlich der Donau romanisiert: Köln und Augsburg waren römische Städte.

Was Cäsar in einer anderen Richtung begonnen hatte, vollendete Claudius, der als einer der dümmsten Menschen verschrieen ist, nämlich die Eroberung Britanniens. Diese Ländererwerbungen zogen sich fort bis in das 2. Jahrhundert, in welchem Trajan nach Besetzung Daciens und Mösiens das Gebiet der Rumänen oder Walachen vorbereitete. Die Herrschaft der Römer erstreckte sich über das Schwarze Meer bis an den Euphrat und fand ihre westliche Grenze im Atlantischen Ocean.

Das Hauptereignis des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung war also, daß die in Rom aufgenommene orientalisch-griechische Kultur, die sich mit der lateinischen vereinigt hatte, nunmehr in den Occident strömte, daß also alles in diesem ersten Jahrhundert eroberte Land Kulturgebiet wurde. Es ist ein Glück, daß diese Eroberungen ihre Grenze in Deutschland fanden, aber ohne die römischen Eroberungen würden wir nichts von Kultur wissen,

und innerhalb dieser Grenzen war ihre Erscheinung das größte Weltereignis, welches je vor sich gegangen ist. Diese ungeheure Einheit löste sich zwar wieder auf in zwei Hälften, in eine griechische und eine lateinische; der Westen redete lateinisch[1]), der Osten griechisch; aber das Ganze bildete doch eine Einheit. —

Dritter Vortrag.

(Vom 27. September 1854.)

Es fragt sich nunmehr, was, nachdem das Reich der Römer in den ersten Jahrhunderten gegründet worden war, auf diesem von ihnen eingenommenen unermeßlichen Schauplatz zu stande kam.

Dies kann der Natur der Sache nach nicht mehr etwas nach außen hin, sondern nach innen Gehendes gewesen sein, da es nicht möglich ist, daß ein Reich sich unaufhörlich nach außen entwickele. Auch Rom fand also seine Grenze, und es trifft in gewisser Hinsicht mit der welthistorischen Tendenz, die man freilich erst hinterher erkennen kann, zusammen, daß die erobernde Kraft sich bloß nach dem Occident ergoß. Wenn man sich wundert, daß die Römer nicht auch, wie Alexander der Große, nach Arabien und Indien gingen, sondern alle ihre Kräfte darauf verwendeten, Spanien, Gallien, Germanien, Dacien zu civilisieren, so liegt der welthistorische Grund dieser Erscheinung darin, daß die civilisierende Tendenz im Osten schon durchgeführt war, und der welthistorische Beruf Roms nur der war, von der Mitte der Welt aus, welche Rom eingenommen hatte, den Occident zu civilisieren. Dazu brauchten die Römer aber nichts weiter, als die bereits eroberten Elemente; die übrigen konnten sie ausschließen.

Die Produktionen, welche Rom zum Vorschein brachte, sind folgende: 1. eine allgemeine Weltlitteratur — 2. die Ausbildung des römischen Rechts zu einem allgemeinen Rechte — 3. die Bildung der monarchischen Verfassung und damit im Zusammenhang die Bildung einer durchgreifenden Verwaltung — 4. die Erhebung der christlichen Kirche zur Herrschaft.

1. Gründung einer allgemeinen Weltlitteratur.

Das ganze römische Wesen hatte zwar einen griechisch redenden und einen lateinisch redenden Teil, die beiden vorausgehenden Litteraturen aber

---

1) Das lateinische Idiom wanderte nach Gallien und Spanien, und ersteres nahm sich sogleich der römischen Beredsamkeit eifrigst an. Das argute loqui, das Witzigreden war schon damals eine Hauptsache bei den Galliern, und im 3. und 4. Jahrhundert ging man zu ihnen, um die römische Beredsamkeit zu üben.

hatten, obwohl die eine im Orient herrschte und die andere im Occident herrschend wurde, doch gewissermaßen Ein Hauptziel. Dieses sieht man unter anderm in der Historie mit der größten Bestimmtheit: sobald die Römer zur Weltherrschaft gelangten, hatten die Griechen keine höhere Idee, als das römische Gemeinwesen zu erfassen und zu beschreiben — Polybius, Dionys von Halicarnassus! — Diese Tendenz setzte sich auch in den folgenden Jahrhunderten fort, wie denn der Hauptgeschichtschreiber der Kaiserzeit, Dio Cassius, ein Grieche war. Die Römer haben zwar in ihrem Tacitus einen der größten Geschichtschreiber, welche je gelebt haben, aufzuweisen; allein dieser ergreift mehr die moralische Seite der Weltgeschichte und beschreibt die Inkonvenienzen, die durch das Prinzipat im römischen Staate hervortraten; aber das Universalhistorische in der Geschichte wurde mehr von den Griechen, als von den Römern erfaßt — so von Appian, von Plutarch, der die Römer als Persönlichkeiten zu begreifen suchte, indem es ihm darauf ankam, sie durch Vergleichung mit den Helden einer anderen Nation zu welthistorischer Bedeutung und Würde zu erheben.

Es bildete sich also jene sonderbare Erscheinung einer Doppellitteratur, jene Litteratur in zwei Sprachen, welche, obwohl beiderseits mit einer besonderen Tendenz, doch in der Idee ganz identisch ist. Hienach fragt es sich: welches war der Erfolg dieser Litteratur? Um die Frage zu beantworten, werfe ich einen kurzen Rückblick auf die klassische griechische Litteratur. Die Produkte dieser Zeit entstanden wie Naturprodukte, jedes in eigentümlicher Weise auf eigentümlichem Boden; jeder Autor schrieb in seinem Dialekte, und die klassische Litteratur von Athen z. B. ist in den Epochen des prägnantesten, ich möchte sagen, schroffsten Geistes entstanden. Diese Art von litterarischer Produktion konnte nun später nicht mehr stattfinden. Die Dialekte schliffen sich ab, und anstatt des attischen kam der allgemeine Dialekt auf; es konnten jetzt auch Schriftsteller von der Größe, wie in der früheren Zeit nicht mehr entstehen. Die nunmehrigen Autoren der Griechen teilen nur das allgemein Wissenswerte mit, und ihnen gesellten sich die Römer bei. Da keine Reibung der Parteien mehr stattfand, so hörten selbstverständlich auch die großen Redner auf, und man schrieb Briefe, wie Plinius und andere.

Mit einem Wort: es wurde eine allgemeine Litteratur gegründet, welche alle Zweige des Wissens umfassend, sich in beiden Sprachen bewegte, in der griechischen mit mehr Glück, in der lateinischen mit mehr Applikation.

2. Juristische Entwickelung.

Hier muß man davon ausgehen, daß der eigentlich wissenschaftliche Genius der Römer juridischer Natur war. In keinem Zweige sind sie so originell gewesen, wie im bürgerlichen Rechte. Die anderen Nationen haben zwar hierin auch einiges geleistet, aber die Römer haben von Ursprung ihres

Staates an die Begriffe des Rechtes so scharf erfaßt und mit so großer Konsequenz ausgebildet, wie kein anderes Volk.

Ursprünglich wurde das Recht nur übertragen von einem Lehrer auf den anderen, sowie als gültiges Recht auf dem Forum. Das römische Recht erhielt aber darum eine so bedeutende Ausbildung, nachdem das römische Reich mächtig geworden war, weil da den großen Juristen, die in den Juristenschulen von den Kaisern herangezogen wurden, in ihren Aussprüchen Gesetzeskraft beigelegt wurde, so daß Theorie und Praxis sich niemals enger vereinigten, als während der römischen Kaiserzeit. Darum finden wir in einer Epoche, die sonst in anderen Litteraturzweigen wenig fruchtbar war, jene Reihe der größten Juristen, aus deren Aussprüchen im 6. Jahrhundert die Pandekten und Institutionen zusammengesetzt wurden, wie Gajus, Ulpian, Papinian u. s. w.

Das erste Moment bei der Entwickelung des Rechtes war das, daß Männer von juridischem Genius die ursprünglich römischen Rechtsideen ausbildeten; das zweite, daß die regelmäßig ausgebildeten Rechtsideen durch die Kaiser Gesetzeskraft erhielten, wodurch dieses Recht, wie es die Konstitutionen enthielten, zugleich einen wissenschaftlichen Inhalt bekam. Das dritte, für die Menschheit höchst wichtige Moment war, daß das römische Recht infolge seiner wissenschaftlichen Entwickelung das Partikuläre, was ihm noch anklebte, abstreifte und eine hohe allgemeine Bedeutung dadurch gewann. Auf diese Weise entstand nun das jus gentium in diesem Sinne, nämlich als das römische Recht, welches applikabel gemacht worden war. Ew. Majestät sehen hieraus, welche Wichtigkeit es hat, daß ein richtig entwickeltes Recht von Partikularitäten frei gemacht werde, welche dessen Anwendung auf andere Nationen stören, wie es bei dem römischen Rechte der Fall gewesen war. Man kann behaupten, daß das römische Recht die größte Produktion des römischen Reiches überhaupt war.

3. Gründung der monarchischen Verfassung und einer durchgreifenden Verwaltung.

In dem Kampfe zwischen Augustus und Antonius, der vielleicht ein Kampf zwischen dem occidentalen und orientalen Prinzip war, blieb zwar Augustus Sieger und kumulierte darauf die wichtigsten republikanischen Würden in seiner Person; allein er hätte niemals daran denken können, sich König zu nennen, und erfand den Titel Augustus, das ist: der Verehrungswürdige. Mit einem Wort: es kam eine Differenz zu Tage zwischen der Persönlichkeit des Fürsten und den republikanischen Bestrebungen, die eigentlich noch immer konstitutionell waren. Daher rührte es auch, daß viele Kaiser, abgesehen von ihrer unwürdigen Persönlichkeit, in eine schiefe Stellung gerieten und eine so wunderliche Rolle spielten; denn wiewohl sie eine unumschränkte Gewalt in Anspruch nahmen, so erschienen sie in den Augen der

alten Geschlechter und insbesondere der Senatoren immerhin nur als große Oberhäupter, welche in dem Bürgerkriege faktisch die Oberhand erhalten hatten. Der erste, der eine gewisse Festigkeit in den Prinzipat brachte, war Vespasian, aus der Familie der Flavier. Als dieser gesiegt hatte, ließ er sich von dem Senate in der berühmten lex regia gewisse Rechte dekretieren, namentlich das, für sich allein Verordnungen mit Gesetzeskraft erlassen zu dürfen, ohne die Mitwirkung des Senates.

Dessenungeachtet traten später wieder die alten Reibungen und Gewaltthätigkeiten hervor. Der Senat gelangte wieder zur Herrschaft und ernannte den Nerva zum Kaiser, wie denn auch die nachfolgenden Kaiser durch Adoption von dem regierenden ernannt und unter Zustimmung des Senates eingesetzt wurden, so die Antonine. Im 3. Jahrhundert hingegen brach jene Epoche der gräßlichsten Verwirrung über das Reich herein, welche man auch die Zeit der dreißig Tyrannen nennt, und während welcher bereits die Barbaren mit Macht in das römische Reich eindrangen. In dieser Zeit der Bedrängnis, da einerseits die Grenzen des Reiches eines mächtigen Schutzes bedurften, andererseits jede Armee denjenigen, der an ihrer Spitze stand, als Kaiser durchzusetzen suchte, erfand Diocletian einen Ausweg, um sowohl den Trotz der Armeen zu brechen, als auch dem Bedürfnis einer kräftigen Verteidigung des Staates zu genügen. Er aggregierte einige Männer als Augusti oder als Caesares, welche bei ungeteilter Gewalt mit ihm zugleich die Regierung führten, so daß der eine da, der andere dort die höchste Autorität repräsentierte, die in ihm als oberstem Kaiser konzentriert blieb.

Aus dieser Kombination ging Konstantin hervor, welcher im 4. Jahrhundert die Alleinherrschaft auf Grund der Diocletianischen Institutionen vollständig durchführte, was ihm übrigens ebensowenig wie anderen Generälen der Kaiserzeit gelungen wäre, wenn er nicht die Reform der Verfassungszustände in die Hand genommen und sich nicht alsogleich mit dem Christentum in Verbindung gesetzt hätte. Vor allem galt es, das Übergewicht der Armeen vollständig zu bewältigen und den Umtrieben der aristokratischen Parteien ein Ziel zu setzen. Das wichtigste, was Konstantin zu diesem Zwecke einführte, war die Trennung der Civil- und Militärgewalt, deren Vereinigung in einer Hand bisher den Provinzialbeamten eine so unermeßliche Macht beigelegt hatte. Dadurch wurde die ganze Population in den Städten ruhiger, und die Aristokratie bewegte sich mehr in lokalen, und darum weniger gefährlichen Parteiungen. Ferner teilte Konstantin das ganze Reich in Diöcesen und die Diöcesen in Provinzen und führte eine förmliche Hierarchie der Titel und Würden ein, von denen manche noch bis auf den heutigen Tag bestehen; der Corregidor in Spanien ist z. B. der alte Corrector provinciae. In diesen Verwaltungssprengeln richtete Konstantin eine absolute Verwaltung ein, in welche er, nur um die Population nicht geradezu den Übergriffen der Praesides provinciarium preis zu geben, das Institut der Defensores einreihte, Anklänge an frühere provinzialische Institutionen, die zu keiner Zeit ganz ver-

schwunden waren. Zu diesen Centralisationsbestrebungen gesellten sich noch andere Reformen, z. B. die Heranziehung des bisher exemten Italiens zu dem ingens malum tributorum, die Aufhebung des Unterschiedes zwischen den Civitates; die Ausdehnung des römischen Bürgerrechts auf sämtliche Provinzen schon durch Caracalla u. s. w.

Auf diese Weise wurde das römische Reich zu einer noch nicht dagewesenen großen Einheit verbunden, deren Bedeutung dann erst recht hervortritt, wenn man sie mit der Masse der unabhängigen Nationalitäten vergleicht, welche früher bestanden hatten. Also auch hier begegnet man in großartiger Weise, wie bei der Litteratur und dem Rechte, der Erscheinung, daß aus dem Partikulären sich allmählich etwas Allgemeines entwickelt. An der Spitze dieser Einheit stand der Princeps, dessen Erblichkeit, wenn sie auch nicht geradezu ausgeschlossen war, doch nicht als herkömmlich betrachtet wurde.

Fragt man am Schlusse dieser Betrachtung, ob der Orient auf die Bildung der Monarchie Einfluß hatte, so läßt sich zwar nicht verkennen, daß einige Attribute derselben, z. B. das Diadem, von dort herstammen; aber der Kern dieser Institution ging aus der Macht der Verhältnisse und dem Bedürfnisse des Landes hervor.

4. Gründung der Weltreligion.

Nachdem im ersten Jahrhundert die römische Eroberung vollzogen worden war, im 2. Jahrhundert die Weltlitteratur sich entwickelt, im 3. Jahrhundert die Ausbildung des römischen Rechtes und zu Ende des 3. und 4. Jahrhundert die Ausbildung der Monarchie in einigermaßen haltbarer Form stattgefunden hatte, so trat nun auch die Begründung einer Weltreligion als die größte in die Reihe der welthistorischen Produktionen ein.

Konstantin basierte seine Würde: 1. auf seinen Sieg und die Waffen, 2. auf die Reform der Verwaltung, 3. auf die Religion. Die welthistorische Frage ist aber die: worauf beruht es, daß das Christentum im römischen Reich begründet werden konnte, und hat das römische Reich seiner Natur nach etwas hiezu beigetragen?

Man kann sagen, daß das römische Reich die Idee des Christentums, weltlich gefaßt, im höchsten Grade gefördert hat. Es mußte zuerst ein großer Völkerkomplex entstanden sein, der eine gewisse Einheit hatte, in welchem die Idee der Weltreligion sich Bahn brechen konnte; so lange die Völker nebeneinander als verschiedene Individualitäten mit verschiedenen Religionen bestanden, waren nur nationale Gottheiten möglich. Meine Idee von Kirche und Staat ist die, daß der Staat zuerst vorhanden sein muß, und danach die Kirche erscheint. Der Staat macht die Kirche möglich, und dies zeigt sich bei der Erscheinung der Kirche im römischen Staat im höchsten Grade; ohne denselben wäre die christliche Religion schwerlich auf der Erde eingeführt worden.

Gehen wir um einen Schritt weiter, so würde die Einführung des Christentums, wäre nicht die orientalische Welt bereits gräcisiert gewesen, auf die größten Schwierigkeiten gestoßen sein. Hätte nicht eine allgemeine Sprache und Litteratur damals existiert, so hätte die Religion nicht eine so allgemeine Wirksamkeit haben können. Gesetzt den Fall, das Christentum hätte durchaus in dem syrischen Idiom, welches Christus sprach, verkündet werden müssen, so wäre es den Menschen als etwas ganz nationales und absonderliches erschienen; in der Weltsprache mitgeteilt, wurde es den Menschen, wurde es der übrigen Bildung analog.

Außer diesen Momenten der politischen und litterarischen Einheit lag aber noch etwas im römischen Wesen, was die Ausbreitung der Weltreligion unendlich gefördert hat. Dadurch, daß die Römer alle nationalen Gottheiten der ihnen bekannten Völker nach Rom transportierten und dort verehrten, wurde diesen Götzen gleichsam der Boden unter den Füßen weggezogen. Die Verehrung der Isis z. B. hatte nur in Ägypten ihre große Bedeutung, in Rom hatte sie gar keinen Sinn. Durch die Aufnahme fremder Götter verlor das nationale Prinzip seinen Wert; und eine Idee, welche durch sich selbst Geltung hat und deren Durchführung in den Dingen selbst präpariert ist, konnte um so leichter die verschiedenen Kulte überwältigen, als sie ihre ursprüngliche Bedeutung verloren hatten.

Dazu kam noch folgendes, kaum minderwichtiges Moment: die Römer hatten von Anfang an sowohl in religiöser als moralischer Beziehung einen eigentümlichen Geist, eine größere Fülle strenger moralischer Begriffe, als irgend ein Volk der Welt. Man denke z. B. an die hohe Vorstellung, welche die Römer von der Ehe hatten, so daß Jahrhunderte vorübergingen, bis die erste Ehescheidung eintrat; man denke an das häusliche Leben der Römer, an das Institut der väterlichen Gewalt u. s. w. Diese stärkere Repräsentation moralischer Tendenzen wirkte auch später in den Zeiten der größten Entsittlichung noch fort.

Ein ferneres entscheidendes Moment ist der unaufhörliche Widerstreit der reineren religiösen Anschauungen der Römer und des semitischen Götzendienstes. Dieser zeigte sich schon im Kampfe gegen die Karthager, deren Menschen opfernden Kultus die Römer stets verschmähten. Selbst der sonst ganz anrüchige Kaiser Claudius verbot ausdrücklich die Menschenopfer. Diese und noch andere Vorkommnisse weisen darauf hin, daß die Römer höhere Begriffe vom Werte des Menschen hatten, als andere Völker. Also auch in dieser Beziehung trafen die römischen, wenn auch immerhin noch unvollkommenen Vorstellungen mit den christlichen zusammen.

Die weitere Frage ist nun die: welchen Wert gewann das Christentum in seiner ersten Ausbreitung, welche Eigentümlichkeiten waren es, die das Christentum fähig machten, stärker zu werden, als alle anderen Religionen?

In den ersten Jahrhunderten suchten noch orientalische Götzendienste und Glaubensvorstellungen überall in das Christentum einzudringen; ich erinnere

an die Manichäer, deren Glaubenssätze bis nach Afrika und Indien sich verbreiteten und a. m. Hätten diese Sekten die Oberhand gewonnen, welche das Christentum zu orientalisieren suchten, so wäre auch aus letzterem nichts anderes geworden, als eine dieser orientalischen Religionen. Das Christentum fand aber eine andere Verbindung, mit deren Hülfe es sich diesen Einflüssen widersetzte, nämlich die mit der römischen und griechischen Philosophie. Die Weltweisen, ja zuweilen auch die Dichter dieser beiden Nationen hatten von jeher in einer gewissen Opposition gegen den Götzendienst gestanden, und so wurde es auch dem Christenthum nicht schwer, sich an diese Philosophen anzulehnen, wohingegen auch viele der christlichen Märtyrer den Heiden als Philosophen erschienen, insofern sie von vielen Dingen abstrahierten, an denen andere festhielten (Justinus).

Das Hauptmoment, welches dem Christentum zu statten kam, ist wissenschaftlicher und dialektischer Natur. Während der Götzendienst mehr oder minder in die größten Abenteuerlichkeiten und Phantasmagorien ausgeartet war, besaßen die wissenschaftlichen und religiösen Begriffe des Christentums, abgesehen von dem unergründlichen Mysterium, auf dem es basiert, vielmehr die Eigenschaft, nach den verschiedensten Seiten hin erörtert werden zu können. Man erkannte bald, daß das Christentum mit den größten Produktionen des menschlichen Geistes zusammentraf, und diese Erkenntnis war einer der mächtigsten Hebel bei der Verbreitung der Weltreligion. Diese Verbindung des Christentums mit der antiken Kultur, die Ehe der zwei Prinzipien, die einander widerstehen und doch unaufhörlich verbunden waren, sie ist es, die der Sache eigentlich ihre Weltbedeutung gegeben hat.

Ganz unabhängig von Interessen, die irgend ein Potentat wie Konstantin verfochten haben mag, hat die Weltstellung des römischen Reiches, die eigentümliche Richtung des römischen Geistes in religiöser und moralischer Beziehung und die einheitliche Verfassung in Verbindung mit der allgemeinen Litteratur zusammengewirkt, um dem Christentum das Übergewicht über alle anderen Religionen zu geben.

Vierter Vortrag.

(Vom 28. September 1854.)

Nachdem wir von der Ausbreitung der Religion gesprochen haben, ist die Frage zu beantworten, auf welche Weise die Begründung einer Kirche vor sich gegangen ist. Hiebei ist einiges als Analogie aus dem Judentum herübergenommen worden, z. B. der Unterschied zwischen Geistlichen und Laien. So wie es bei den Juden einen besonderen Stamm, die Leviten, gab, dem die Besorgung des Gottesdienstes vorzugsweise oblag, so

wurden auch im Christentume die Geistlichen, im Gegensatz zum Volke (λαός) als Los Gottes (κλῆρος) angesehen. Ungeachtet der in manchen Beziehungen nicht zu verkennenden Analogie mit dem Judentum gewann die Kirche jedoch eine andere Gestalt, als dieses, namentlich durch die höchst eigentümliche Bildung und Erscheinung der Synoden und Konzilien.

Schon in den frühesten Zeiten der Kirche bildeten sich Gemeinden, welche in einer gewissen Verbindung miteinander standen und sich eine Art von kirchlichem Selfgovernment angeeignet hatten. Die Hauptsache aber ist, daß die Vorsteher dieser Gemeinden, die Episkopi, zusammentraten und streitige Fragen über das Dogma in letzter Instanz entschieden, unter der Behauptung, daß dieser ihrer Verbindung der heilige Geist innewohne. Merkwürdig ist es hiebei, daß diese Synoden zuerst in echt republikanischen Gegenden zusammenkamen, wo noch die Idee von den alten Bundesverhältnissen sich erhalten hatte, wie in Achaja. Ursprünglich waren diese Synoden partikulärer Natur, später dehnten sie sich zu allgemeinen Konzilien aus, zu denen die ganze Welt (die Οἰκουμένη) zusammenströmte, und auf welchen dem Christentum jene doktrinelle Grundlage gegeben wurde, auf der wir heutzutage noch stehen. Dieses höchst wichtige Institut gab dem Christentum auch eine größere Repräsentation für die Doktrin, wie sie noch nicht dagewesen war, und während die Staatsverfassung sich zur Absolutheit ausbildete, trat in der Kirche eine ganz andere Erscheinung hervor, nämlich die der Selbstregierung und Selbstbestimmung von unten her, welche, alles zusammenfassend, wieder neben dem großen Staate ein eigenes Reich bildete.

Das Christentum war bereits, bald unter der Verfolgung, bald unter der Konnivenz der Kaiser ziemlich weit verbreitet worden, als Kaiser Konstantin in der Mitte des 4. Jahrhunderts es in seinem Interesse fand, oder durch irgend einen uns unbekannten Umstand bewogen wurde, das Christentum anzunehmen. Es war für ihn von der größten Wichtigkeit, sich, nachdem er als Imperator an der Spitze der Armee und als Regent an der Spitze der von ihm eingerichteten Verwaltung stand, auch an die Spitze dieser neuen Organisation zu stellen. Er begriff auch die hohe Bedeutung dieses Schrittes und gerierte sich als obersten, sozusagen äußeren Bischof der Kirche, wodurch erst die Einheit des Reiches zum vollständigen Abschluß kam.

Dadurch aber wurde zu gleicher Zeit auch die Kirche, die bisher noch keine Einheit gewesen war, zu einer großen Genossenschaft erhoben; denn die römischen Bischöfe waren damals noch weit entfernt davon, sich als Oberhäupter der Kirche zu betrachten; vielmehr standen die Patriarchen gemeinschaftlich unter den Kaisern, obwohl sie sich in geistlicher Beziehung nicht viel von ihnen dreinreden ließen.

Da nun entstand die Frage: sollte das Christentum in diesem doch immer engen Bezirke des römischen Reiches eingeschränkt bleiben?

Das römische Reich barg eine Menge Mißstände in seinem Schoße. Hiezu muß man vor allem die verderbliche, viel zu gewaltsam eingreifende

Verwaltung rechnen. Ferner war das römische Reich nicht prolifik genug; es hatte infolge der verheerenden Bürgerkriege, infolge der gegen die Ehe nach und nach eintretenden Abneigung und aus anderen Gründen eine unendliche Abnahme[1]) der Bevölkerung erlitten, zu deren Vermehrung auch das Christentum nichts beitrug, in welchem sich sehr bald mönchische Tendenzen kundgaben.

Wir sehen also hier die merkwürdige Thatsache, daß das römische Reich, nachdem es die größten Produktionen hervorgebracht hatte, die für die Welt nötig waren, in sich selbst verödete. Es kam nun darauf an, daß sich die expansive Kraft der zur Herrschaft gelangten Weltideen bethätigte. Dies konnte auf zweierlei Weise geschehen: erstens indem diese Anschauungen den übrigen Nationen durch Übertragung nahe gebracht wurden, was auch teilweise der Fall war, — in Britannien verbreitete sich das Christentum weit über den römischen Wall hinaus. Jedoch geschah das mehr in einer sektiererischen Form, welche der Aufgabe nicht genügen konnte. Zweitens konnte die Expansion der christlichen Ideen vor sich gehen durch den Krieg, welcher eine Menge Völkerschaften, namentlich aber Germanen, in unaufhörliche Berührung mit den Römern brachte und dadurch auch zu einem Moment der Kulturverbreitung wurde.

Beides konnte aber nicht bewirken, daß die Welt jene Elemente sämtlich in sich aufgenommen hätte: die Propagation der welthistorischen Ideen und der Kultur, wie sie sich im römischen Reiche entwickelt hatte, wurde mehr vollzogen durch die Eroberungen fremder Völker im römischen Reiche, als durch die Eroberungen der Römer über fremde Nationen. Hätten die Römer diese Ideen durch Besiegung der anderen Völker über die Welt verbreitet, so würden sie damit zugleich ihre Sprache und ihr ganzes Wesen den anderen Völkern aufgeprägt haben; die übrige Welt würde ebenso romanisiert und gräcisiert worden sein, wie es bereits im Orient und teilweise auch im Occident geschehen war. Dahin aber sollte es nicht kommen; die anderen Nationen der Welt hätten dadurch ihre ganze Ursprünglichkeit eingebüßt. Da indes die Römer auch nicht stark genug waren, das zu vollführen, so fiel jene Aufgabe den Germanen zu. Diese durchbrachen auf allen Seiten den römischen Limes, und erst dadurch, daß sie das Christentum annahmen, wurde die Weltreligion die Religion aller Nationen.

Einen merkwürdigen Gegensatz hiezu bilden die Araber, welche nicht die Weltreligion, wohl aber die römische Kultur in sich aufnahmen. Dadurch aber entwickelte sich die wunderbare Weltverkettung, daß auf der einen Seite im Westen die Germanen, auf der anderen Seite im Osten die Araber die von den Römern überlieferten Anschauungen kultivierten und fortpflanzten.

1) In Hinsicht auf Fortpflanzungsfähigkeit besteht überhaupt zwischen der germanischen und romanischen Bevölkerung ein Unterschied. Frankreich z. B. hatte im Jahre 1815 eine Bevölkerung von 30 Millionen, Preußen von 10 Millionen, jetzt hat Frankreich 35 Millionen, Preußen aber 17 Millionen Einwohner, so daß Preußen nunmehr fast die Hälfte der Bevölkerung Frankreichs besitzt.

Fünfter Vortrag.

(Vom 30. September 1854.)

§ 2.

Umwandlung des römischen Reiches durch die Einwanderungen der Germanen und die Eroberungen der Araber.

Unsere germanischen Altvordern[1]) waren in folgender Weise um die römische Welt gelagert:

An der nordfranzösischen und niederländischen Küste saßen die Friesen und Sachsen. Die Römer hatten in diesen Gegenden nach der Mitte des 3. Jahrhunderts gegen die Seeräuber, welche die Küsten beunruhigten, einen Befehlshaber, namens Carausius, aufgestellt. Dieser hatte empörerische Neigungen, vereinigte sich mit den sächsischen Küstenanwohnern in Deutschland und lehrte sie zur See mächtig werden, was sie schon frühe zu Einfällen in das gegenüberliegende Britannien[2]) benützten.

Am Niederrhein erschienen um die Mitte des 3. Jahrhunderts die Franken an den römischen Grenzen, und zwar im Delta des Stromes als salische, weiter aufwärts als ripuarische Franken. Die Sachsen auf der einen, die Franken auf der anderen Seite waren hier im Norden die nächsten Nachbarn der Römer.

An dem Limes zwischen Rhein und Donau lagerten verschiedene germanische Völker, unter denen die Alemannen die vornehmsten waren. Die Deutschen breiteten sich überhaupt an der ganzen Donau bis zu deren Ausflüssen aus, wo die Goten[3]) (in Dacien und Moesien) die Hegemonie über viele andere Stämme, Vandalen, Gepiden u. s. w. besaßen.

Da besitzen wir nun aus den ersten Zeiten des Kaisertums jene merkwürdigen Schilderungen des Tacitus von den Germanen, eines Geschichtschreibers, der so viel welthistorischen Sinn besaß, um die natürlichen Gegensätze zu fassen, welche zwischen den Römern und Germanen bestanden. Von diesen Unterschieden will ich nur einige hervorheben: vor allem die römische Korruption im Gegensatz zu der germanischen Einfachheit und Naturgemäßheit; sodann insbesondere die höchst eigentümliche Kriegsverfassung der Germanen. Während der römische Heeresverband vorzugsweise auf dem streng militärischen Gehorsam beruhte, basierte die germanische Kriegsverfassung auf

---

1) Mit dem Namen Germanen wurden (nach Tacitus) ursprünglich keine deutschen Völkerschaften, sondern ein paar celtische Stämme in den wallonischen Niederlanden bezeichnet.

2) In Britannien hatten die Römer in dem noch nicht eingenommenen Irland und demjenigen Teil von Schottland, der jenseit des Limes lag, celtische Barbaren zu Nachbarn.

3) Zu diesem Volksstamme gehören wahrscheinlich auch die Bayern.

dem Prinzip der persönlichen und erblichen Treue. Bei den Germanen bestand: erstens das Königtum als eine Art religiöser Würde, und: zweitens das Gefolgschaftswesen, eine Institution, der zufolge sich an die vornehmsten Germanen eine Anzahl anderer im Kriege anschloß, diese mit der Verpflichtung, den erkorenen Führer zu schützen, jener mit der Verpflichtung, ihnen ein treuer und sorgsamer Anführer zu sein; eines der vorzüglichsten Elemente, welches den Unterschied zwischen den Römern und Germanen begründete, indem bei den Römern alles Staat war, und die persönlichen Verhältnisse verkümmerten. Gerade diese Gefolgschaftsverfassung gab den Germanen, den Römern gegenüber, einen stärkeren Zusammenhalt. Dieser Umstand war für die ganze Weltgeschichte von der größten Bedeutung insofern, als bei den Römern zwar eine Verfassung gefunden war, aber nur als eine Form, die sie nie recht realisieren konnten, indem ein Machthaber den anderen ausstieß, dahingegen bei den Germanen in ihrem uralten Königtum und in ihrem eigentümlichen militärischen Wesen der alles durchdringende Kitt der Treue die ganze moderne Geschichte zu dem stempelte, was sie geworden ist. Diese Germanen wurden für die Römer um so bedeutungsvoller, als, wie wir gesehen haben, der römische Staat an Bevölkerung verarmte und seine Grenzen nicht mehr behaupten konnte. Das Grenzgebiet wurde durch eine lange und langsame Bewegung noch vor der Völkerwanderung germanisiert; wie man sich denn überhaupt die letztere nicht als eine allgemeine Bewegung von Europa, — diese trat nur einmal ein — zu denken hat, sondern als einen Kampf an den Grenzen, in welchem die Germanen vordrangen, und die Romanen zurückwichen. Doch wäre ohne dieses Ereignis jene große Veränderung in Europa nicht erfolgt, welche gleichsam von dem Geschicke intendiert schien.

Der erste Anstoß zur Völkerwanderung ging von den Goten aus. Diese gerieten am Schwarzen Meere mit den Hunnen in Konflikt, einem Volke, welches zu demselben Stamme gehört, wie die Tschuden und Finnen. Die Hunnen stürzten im 4. Jahrhundert das große Reich des Ostgoten Hermanarich, und bedrängten hierauf die Westgoten dergestalt, daß sie im römischen Reich um eine Zufluchtsstätte bitten mußten, die ihnen auch nicht verweigert wurde. Sie zogen hierauf in großen Scharen auf Kähnen über die Donau in das römische Reich. Hier kamen sie aber mit dem Befehlshaber der Provinzen in Streit, welche ihnen, um sich für gelieferte Lebensmittel bezahlt zu machen, ihre Kinder und ihr Vieh abnahmen. Darüber kam es im Jahre 378 zu einer Hauptschlacht bei Adrianopel, in welcher der Kaiser Valens getötet wurde, und die Goten Sieger blieben, so daß dieselben sich in Moesien festsetzten und dort eine große Rolle zu spielen anfingen.

Während man sich hier unaufhörlich schlug, und dadurch das römische Reich in die größte Verwirrung geriet, kamen fast alle germanischen Völker in eine gewisse Bewegung. Die Westgoten selbst, die in das oströmische Reich übergegangen waren, und aus denen dort zu Anfang des 5. Jahrhunderts Alarich hervorging, machten den römischen Befehlshabern unendlich zu schaffen.

Kaiser Arcadius wußte sich zuletzt nur dadurch zu helfen, daß er sie gegen das westliche Reich hetzte, worauf sie in der That unter Alarich nach Italien vordrangen.

Eben nach dem Westen aber ergossen sich gleichzeitig noch andere Völker, nämlich die Vandalen, Alanen und Sueven. Diese drei Völkerschaften gingen zuerst über den Rhein, zogen nach Gallien und von da nach Spanien. Die Vandalen setzten nach Afrika über und gründeten dort auf den Trümmern von Karthago zu Anfang des 5. Jahrhunderts ein großes Reich.

Man muß nun aber zwischen diesen germanischen Nationen einen Unterschied machen: die einen drangen, wie z. B. Alarich und seine Mannschaften als Volksheere vor, d. h. als Völker, die zugleich Armeen waren, Weiber und Kinder, wie überhaupt alles was zum Leben gehört, mit sich führten und beständig zum Kriege bereit waren. Sie kamen in das römische Reich, um entweder Geld (Subsidien) oder Lebensmittel zu bekommen, und da sie zu keinem von beiden gelangten, so siedelten sie sich unter ihren Oberhäuptern, denen sie Heeresfolge leisteten, die aber zugleich ihre Könige waren, wie eine Kriegerkaste in einem großen Teil des römischen Reiches an, wo sie sich mit den Provinzialen in der Art abfanden, daß diese ihnen einen Teil des Landes einräumten. Zu diesen Völkerschaften gehörten die Goten, von denen ein Teil, eben die Westgoten, Rom eroberte, sodann nach Gallien überging — ihr Hauptsitz ward Toulouse — und von da auch in Spanien sich ausbreitete; sodann die Burgunder, welche sich in den römischen Provinzen am Rhein und an der Rhone niederließen; die Sueven, die mit ihnen verbündeten, nicht ganz germanischen Alanen und die Vandalen.

Der andere Teil der Germanen drang von den heimischen Sitzen aus langsamer über die Grenze vor und kolonisierte. Während die vorher genannten Völkerschaften, wenn sie endlich zur Ruhe kamen, nur einen Teil des Gebietes einnahmen, blieb da, wohin diese kolonisierenden Völker drangen, nichts mehr vom römischen Wesen übrig. Zu ihnen gehörten die Alemannen, Sachsen und Franken.

Für den Augenblick aber trat noch eine andere Frage ein. Von Anfang an hatten die Hunnen einen großen Anteil an der allgemeinen Umwandlung gehabt; jetzt errichteten sie an der Donau ein mächtiges Reich und beherrschten dort eine Menge germanischer Völker (Ostgoten, Gepiden u. s. w.). Nun machte der Hunnenkönig Attila den Versuch, das ganze weströmische Reich unter die Herrschaft seiner Hunnen zu bringen. Diese waren aber noch ganze Barbaren und der Kultur fast unzugänglich. Wären sie Herren des römischen Reiches geworden, so hätte die Barbarei den Sieg in Europa davon getragen. Dem sollte aber nicht so sein. Attila wurde in der welthistorischen Schlacht auf den catalaunischen Gefilden in Gallien (bei Chalons sur Marne) geschlagen. Eine Schlacht, die auch deswegen merkwürdig ist, weil hier ein Teil der Germanen, namentlich die Westgoten, mit den Römern vereint, ein anderer mit Attila verbündet, sich gegenüberstanden (451).

In Italien hatte der Anführer der germanischen Hülfsvölker, der Heruler, Turcilinger u. s. w., namens Odoaker, dem weströmischen Reiche ein Ende gemacht (476); die Oströmer aber behaupteten, daß ihnen Italien gehöre, und stifteten daher die Ostgoten an, nach Italien zu gehen, welcher Aufforderung diese auch nachkamen, und nach Besiegung Odoakers unter Theoderich das ostgotische Reich gründeten, das sich übrigens mehr dem Systeme der Volksheere anschloß.

Das oströmische Reich hatte dadurch, daß es nunmehr von den Goten befreit war, wieder größere Kraft erlangt, und zu Anfang des 6. Jahrhunderts konnte Justinian die Idee, das römische Reich in vollem Umfange wiederherzustellen, mit Hülfe seines trefflichen Feldherrn Belisar, nachdrucksamer verfolgen. Diesem gelang es, zuerst das Reich der Vandalen wieder zu zertrümmern, worauf er sich gegen die Ostgoten wendete. Um diese völlig niederzuschlagen, rief sein Nachfolger im Oberbefehl, Narses, auch Langobarden zu Hülfe, welche damals an der mittleren Donau saßen. Diese erschienen indes bald darauf mit gesamter Macht, um den Byzantinern das kaum eroberte Italien wieder abzunehmen und es für sich zu behalten. Die Griechen blieben nur in dem Besitz eines großen Teils der Küste: des Exarchats von Ravenna, Venedigs, Neapels und der südlichen Landspitzen.

Sehen wir nun, in welcher wunderlichen Weise sich die verschiedenen Teile des weströmischen Reiches gestalteten.

In Italien konnte es zu keiner Einheit kommen, denn hier widerstrebten einander beständig drei Elemente: 1. das Papsttum, welches in der allgemeinen Verwirrung mächtig wurde; 2. das griechische Element, welchem auch Rom eigentlich mit Recht gehörte, und 3. die Langobarden, welche fast ganz Oberitalien, Toscana und von Unteritalien Benevent besaßen. Es setzte sich also schon damals jene Trennung Italiens in verschiedene Landschaften durch, die bis auf den heutigen Tag fortbesteht.

Die Vandalen verschwanden ganz aus der Geschichte, nachdem ihr Reich in Afrika zertrümmert worden war; dagegen gewann das westgotische Reich in Spanien eine höchst eigentümliche Gestalt, indem hier die Hierarchie nach Bekehrung der Westgoten vom Arianismus einen mächtigen Einfluß gewann, so daß die Könige, welche Wahlkönige waren, fortwährend den geistlichen Großen Gehorsam leisteten, und überhaupt die ganze spanische Verfassung bereits einen hierarchischen Charakter an sich trug.

Am merkwürdigsten hatten sich aber die Verhältnisse in Gallien ausgebildet, wohin zu Ende des 5. Jahrhunderts die Franken drangen. Ihr König Chlodwig besiegte zuerst die Römer, die unter Syagrius noch eine Art Königtum gebildet hatten, sodann die Burgunder und den Teil der Westgoten, welcher nicht nach Spanien gezogen war. Er scheint eine Vereinbarung mit den zwar besiegten aber nicht vernichteten Römern getroffen zu haben, infolge deren sie sich an ihn anschlossen. Durch seine Bekehrung zum katholischen Bekenntnis und durch seine Bekämpfung des Arianismus, welchem

die Burgunder und Westgoten zugethan waren, gewann er die kräftige Unterstützung der Geistlichkeit, die es ihm möglich machte, nicht nur seine Feinde im Inneren zu unterdrücken, sondern auch seine Herrschaft tief nach Deutschland hinein auszudehnen.

In Britannien dagegen wurde von den Barbaren das ganze römische Wesen vernichtet. Alles was noch von kirchlichen Elementen vorhanden war, zog sich in die christlichen, nicht römischen Celtenländer, besonders nach Irland zurück, und erst später wurde das Christentum im germanischen Britannien neu eingeführt.

In den übrigen Provinzen aber war es gerade die Kirche, die sich unter allen diesen Trümmern allein stabil erhielt. Die ganze Macht des Widerstandes, wenn der Staat vernichtet war, konzentrierte sich in den Bistümern. Dadurch empfingen indes auch die Könige ein natürliches Interesse, die Kirche zu fördern und auszubreiten; so daß durch diese Eroberungen unter den größten Stürmen dennoch zwei Hauptmomente der Weltentwickelung vollbracht wurden. Das römische Reich wurde im Westen zwar zerstört, aber die Provinzialen traten dort in eine gewisse Verbindung mit den Eroberern, aus denen neue Nationen hervorgingen. Zugleich ward jedoch auf solche Weise der Westen — Italien, Spanien, Gallien, Britannien, Germanien — vom Orient vollkommen getrennt; er bildete seitdem infolge dieser Mischung von germanischen und romanischen Elementen eine Welt für sich. Hierauf beruht die ganze Entwickelung unserer Zustände bis auf die neueste Zeit.

Sechster Vortrag.

(Vom 1. Oktober 1854.)

Unter den vornehmsten Elementen der nunmehr gebildeten Welt tritt uns von römischer Seite her die Provinzialaristokratie entgegen, welche sich mit den eingedrungenen Volkskönigen und adeligen Häuptern in einem friedlichen Zustand unter Vertrag vereinigte. Fragt man nun, unter welchen Umständen sie zu einer Einheit gelangten, so zeigt sich uns als wichtiges Moment jener Epoche die Gesetzesbildung.

In dem Augenblick, wo dies alles geschah, kam in Konstantinopel Kaiser Justinian auf den Thron (527), der die Gesetzesbildung des römischen Reiches zum Abschluß brachte. Er kodifizierte das römische Recht, dessen lebendige Fortbildung unter dem Einströmen der Barbaren aufgehört hatte, gerade in dem rechten Moment zu zwei großen Sammlungen, so daß dieses ursprüngliche Werk des römischen Geistes, an dem derselbe Jahr-

hunderte lang gearbeitet hatte, erst zur Zeit des Umsturzes der römischen Weltherrschaft zu einer festen Gestaltung gedieh. Wir sehen auch hier die Beobachtung bestätigt, daß, so lange die Geister im fortwährenden Bilden und Schaffen begriffen sind, sie an eine Fixierung der Dinge nicht denken, daß vielmehr erst dann, wenn die Epoche erschienen ist, in welcher der lebendige Trieb fehlt, sich Leute finden, die mit dem Sammeln sich abgeben. Die Sammler der justinianischen Zeit suchten unter der Masse des vorliegenden Stoffes dasjenige hervor, was ihnen am besten zu sein schien, und dieses wurde von Justinian für das allein gültige Gesetz des römischen Reiches erklärt.

Daran war freilich nicht zu denken, daß schon die damaligen Germanen Lust gehabt hätten oder auch nur fähig gewesen wären, unter diesen Gesetzen zu leben. Der Westgotenkönig Athaulf, der Nachfolger Alarichs, sprach es offen aus, wie er aus Italien nach Gallien ging, er würde das römische Reich in ein gotisches verwandeln, wenn seine Goten nur auch unter Gesetzen, wie die Römer, leben wollten. Eine gewisse Summe legaler Einrichtungen aber erwies sich nunmehr als unentbehrlich. Es wurde daher unter diesen Nationen eine eigentümliche Art von Gesetzesbildung versucht, die dahin abzielte, die beiden nebeneinander lebenden Völker, Germanen und Romanen, in eine einzige Genossenschaft zu verbinden. Diese Bedeutung haben die Leges oder Volksrechte der Westgoten, Burgunder, Franken u. s. w. Das am meisten in die Augen fallende, was uns bei diesen Gesetzen entgegentritt, ist das sogenannte Wergeld, welchem die Auffassung zu Grunde liegt, daß nicht der Staat, sondern die Familie des Ermordeten oder sonst Beschädigten bei solchen Kriminalfällen beteiligt sei, eine Auffassung, welche der römischen Staatsidee schnurstracks entgegenläuft. So barbarisch nun auch diese Kombination von Rechtssätzen sich ausnahm, so war sie doch ein Fortschritt des gesetzlichen Geistes, und es ist dieselbe eines der wichtigsten Ereignisse dieser Zeit, aus welchem wir gleichfalls die Propagation der Weltidee wahrnehmen können.

Wie aber konnten nun diese Länder im übrigen regiert werden, und wie wurden sie regiert? Von der altrömischen Verwaltung war überall noch vieles bestehen geblieben, was die germanischen Könige zur Vermehrung ihrer Macht benützten und annahmen. Hiezu gehört namentlich die Organisation der Finanzverwaltung, welche für die Könige sehr einträglich war, da nicht die Germanen, wohl aber die Provinzialen der Tributaria sollicitudo unterworfen waren[1]). Also auch die Idee der römischen Verwaltung ging auf den germanischen König über, was um so mehr zu sagen hatte, als die germanischen Könige einen Ehrgeiz darein setzten, sich von den oströmischen Kaisern anerkennen zu lassen. Die ganze spätere absolute Monarchie beruht auf dem Gedanken, das römische Kaisertum wieder herzustellen. In das germanische Königtum

1) Daher kam es z. B., daß in Frankreich der Adel bis zur französischen Revolution steuerfrei blieb.

aber, wie es sich in der späteren Zeit entwickelte, ging außer römischen Elementen insbesondere das germanische Prinzip über, welches die Regierungsgewalt für ein erbliches Recht hält, was bei den Römern nicht der Fall gewesen war. —

Nachdem wir von der Politik gesprochen haben, müssen wir jetzt unsern Blick auf die Religion und Kultur werfen, um auch hier die Keime der modernen Zeit zu entwickeln.

In der romanischen Welt war, wie oben gesagt, das vornehmste, was übrig geblieben war, die Kirche, die durch ihre Verbindung mit der Philosophie und Litteratur einen immensen Inhalt der Civilisation hatte. In diese Kirche gingen nunmehr auch die Germanen ein. Wie die Römer in den germanischen Hof- und Kriegsdienst, so traten die Germanen in den geistlichen Dienst, wie wir z. B. bei den Westgoten und im fränkischen Reiche eine Menge Germanen als Bischöfe finden; im letzteren hatten die Könige eine Zeit lang die größte Autorität über die Bischöfe, ja sie setzten dieselben geradezu ein; je machtloser aber die merowingischen Könige wurden, desto höher stieg die Autorität der Bischöfe, ohne damals schon von Rom abzuhängen.

Die weitere Frage ist, wie Dogma und Kultus dieser Kirche den Barbaren beigebracht werden konnten, wie sie fähig waren, ein Dogma, das durch die tiefsinnigsten Kombinationen gebildet war, in sich aufzunehmen, und wie der Kultus der reinen Religion mit dem durch die Kriege und in den Kriegen verwilderten germanischen Wesen verschmolzen werden konnte.

Das Dogma wurde den Germanen als reine Formel überliefert, ohne daß man sich um den Inhalt bekümmerte, und in den Kultus mischte sich auf sonderbare Weise der heidnische Götzendienst. Wenn aber auch das Dogma in einer Formel begriffen war, so hatte doch diese Formel die Wahrheit in sich, und es konnte sich später doch wieder ein Gefühl für das Mysterium entwickeln; ja es war jenes der einzige Weg, auf dem das Christentum diesen Völkern beigebracht werden konnte. —

Auch in der Kultur und Litteratur standen sich zwei verschiedene Elemente gegenüber: die römische Kultur und Litteratur der späteren Zeit hatte sich rein resümierend verhalten; die Doktrin wurde in den überall vorhandenen Schulen als etwas Gewonnenes den Gemütern überliefert, von einer Forschung war in keinem Zweige der Wissenschaft mehr die Rede. Mit dieser etwas verknöcherten römischen Litteratur kam nun gleichfalls das Germanentum mit seiner Poesie und seinen Sagen in Kontakt. Sehr anschaulich tritt das bei den Historikern hervor, so bei Jordanes in seiner Geschichte der Goten, bei Gregor von Tours in seiner Frankengeschichte, später bei Paulus Diaconus in seiner Geschichte der Langobarden. In diesen höchst unvollkommenen Versuchen zeigt sich jene Vermischung und Berührung der Geister, woraus in der späteren Zeit ein drittes lebensfähiges Element hervorging.

Die Kirche, das Königtum, die Verfassung, die Verwaltung, das Recht, die Litteratur waren nunmehr romano-germanisch geworden. — —

Auf ganz andere Weise fing der Kampf der bestehenden mit neu entstehenden Elementen im Orient an. Dort waren nicht um das römische Reich her eine Anzahl Volksstämme gelagert, die es zu erobern trachteten, nachdem sie in dessen Kriegsdienste getreten: die Hauptbewegung im Osten ging von der Religion aus. In der Religion waren die orientalischen Völker noch lebendig angeregt, und es waren in dieser Hinsicht hier die größten Gegensätze vorhanden, nämlich: 1. die Juden mit ihrem uralten Monotheismus, die im 4. und 5. Jahrhundert solche Fortschritte unter den Arabern machten, daß ein ganzer Stamm dieses Volkes zum Judentum überging; 2. der arabische Götzendienst, hauptsächlich Gestirndienst; 3. der Parsismus, der wieder erneuert worden war, und eine Menge verwandter dualistischer Doktrinen; 4. weiter im Osten der Buddhaismus, welcher sich der brahmanischen Religion entgegensetzte, was in der allgemeinen Bewegung auch auf den Westen zurückwirkte. Auf der anderen Seite drangen in den Orient die aus dem römischen Reiche durch die Beschlüsse der Konzilien verdrängten Sekten ein, Nestorianer, Monophysiten und andere mehr, welche hauptsächlich darum stritten, wie die Idee vom Sohne Gottes zu denken sei.

In die Mitte dieses ungeheuren Confluxus aller Religionen der Welt trat am Ende des 6. Jahrhunderts Mohammed ein, der als Handelsmann auf seinen Reisen mit allen diesen religiösen Kulten in Berührung gekommen war. Er wollte aber weder mit dem Judentum noch mit dem Sabaeismus, dem sein Stamm zugethan war, noch mit dem Christentum sich befreunden, sondern stellte eine eigene Religion auf, die mit all diesen verschiedenen Elementen vermischt war, und die man unter dem Namen Islam, das ist Gottergebenheit, begreift. Nach vielen heftigen Verfolgungen gelang es ihm, eine Schar von Gläubigen um sich zu versammeln, deren Fanatismus bald alles vor sich niederwarf.

Diese Religion war entstanden in dem Augenblicke, wo die Perser mit den Oströmern im heftigen Kampfe begriffen waren. An diese beiden Reiche richtete Mohammed die Aufforderung, sich zu unterwerfen, und als sie dieses nicht thaten, warfen sich seine Scharen, trunken von nationaler und religiöser Begeisterung, sowohl auf die Oströmer als auf die Perser. Ihre ungeheuren Eroberungen gingen in zwei Epochen vor sich. In der ersten eroberten sie Syrien, Jerusalem, Ägypten und Persien und drangen bis an die indischen Grenzen vor; in der zweiten, um die Mitte des 7. Jahrhunderts, stürzten sich die Omajjaden auf den Westen, besetzten die Küste Afrikas, setzten von da nach Spanien über, wo sie die Westgoten in der berühmten Schlacht bei Xerez de la frontera aufs Haupt schlugen, überstiegen die Pyrenäen und behaupteten sich eine Zeit lang in einem Teile Galliens. So gründeten sie ein unermeßliches Reich, dessen Hauptsitz zuerst Damaskus, später Bagdad war.

Dies ist die zweite große Veränderung, welche die römische Welt von einer anderen Seite erlitt. —

Siebenter Vortrag.

(Vom 2. Oktober 1854.)

Werfen wir, teilweise anticipierend, einen Blick auf die großen Gegensätze, die heutzutage die Welt bewegen, so finden wir deren Keime schon in den damaligen Zeiten gelegt. Auf der einen Seite sahen wir das centralisierte römische Reich mit seiner Staatsidee an der Spitze, mit seiner Beamtenhierarchie, die trotz ihres Glanzes dem Willen eines Einzigen unterthan war, mit seinem Klerus, dessen Macht eine mehr geistliche, und der in weltlicher Beziehung den Kaisern unterworfen war. Auf der anderen Seite erblicken wir das germanische Königtum mit seinem Prinzip der Erblichkeit, beschränkt übrigens durch eine Menge gegenüberstehender persönlicher Berechtigungen; wir sehen das germanische Gefolgschaftswesen im schroffsten Gegensatze zu der strengen Unterthanenpflicht der gewissermaßen zu Verwaltungsobjekten gewordenen römischen Provinzialen, wir sehen ein sehr starkes aristokratisches Moment, welches sowohl unter den Laien, als unter dem Klerus sich nach und nach zu immer größerer Bedeutung erhebt. Diese scharfen Gegensätze wirken noch heutzutage mit der größten Gewalt fort, und sind in der neuesten Zeit in offenen Kampf miteinander geraten. Die Tendenz unserer Zeit geht dahin, jenes germanische persönliche Prinzip wegzuschaffen und den absoluten Staat, der sich durch sich selbst bewegt, wiederherzustellen, worin einerseits etwas dem römischen Staat Analoges, dem germanischen Widerstrebendes liegt, andererseits aber auch der Ursprung des republikanischen Elementes zu suchen ist; denn auch dieses tendiert dahin, alles Persönliche aus dem Staate wegzuschaffen. Das germanische Königtum steht zwischen den beiden Gegensätzen, denn es hat sich sowohl mit der römischen Idee über Verfassung und Verwaltung, als mit dem persönlichen Elemente alliiert. In dem großen Kampf der Gegensätze, in welchem die Fürsten mehr ein Interesse daran haben, das germanische Prinzip zu vertreten, liegt die Aufgabe des modernen Königtums darin, über beiden Gegensätzen zu stehen und bald dem einen, bald dem anderen Rechnung zu tragen. Würde die neue Staatsidee in Deutschland vollkommen Herr werden, so würde von persönlichen Berechtigungen nichts mehr übrig bleiben, und es wäre von da ab nur mehr ein Schritt zur Republik und später zum Kommunismus. Wenn aber auf der anderen Seite der germanische Staatsgedanke sich zu weit entwickeln würde, so daß die persönlichen Rechte alles wären, so würden die öffentlichen Dinge Gemeingut der Privaten, und der Staat würde ganz zur Privatsache werden[1]). Darin

1) Die Stärke Englands beruht meines Erachtens auf diesen beiden Gegensätzen; das Königtum ist zwar dort schwach, aber eine Aristokratie, kräftiger als irgend eine der Welt, hält dem universalen Prinzip, das im Unterhaus und der Presse beruht, das Gleichgewicht.

also weiche ich von der gewöhnlichen Ansicht ab, daß die einen sich auf die Seite des Staates, die anderen auf die Seite der Kirche, wieder andere auf die Seite der persönlichen Berechtigungen stellen, während ich behaupte, daß alle diese Elemente notwendig sind, daß auf dem Gegensatz des Besonderen und Allgemeinen die ganze europäische Geschichte beruht, und daß die Kirche ein Drittes ist, welches zwischen den persönlichen Berechtigungen und den allgemeinen Tendenzen des Staates in der Mitte stehend, sich für sich selbst entwickelt.

Fragt man, nach welcher Seite hin die Kirche mehr gravitiert, so ist die Antwort, daß sie in früheren Zeiten sich mehr auf die Seite der persönlichen Berechtigungen gestellt hat, obwohl der Papst eine allgemeine Idee repräsentierte, daß sie aber gegenwärtig eine Tendenz nach der allgemeinen Staatsidee hin entwickelt, ohne ihrer Natur nach damit zu koincidieren, da die kirchliche Idee etwas besonderes, für sich Bestehendes ist. Ich muß bekennen, daß ein natürlicher Gegensatz zwischen Staat und Kirche besteht, der nie zu heben ist; denn würde der Staat die vollkommene Herrschaft erlangen, so würde er alles in seinem Umkreis vollenden müssen; es würde eine Staatskirche entstehen. Der Fürst aber, der das Allgemeine des Landes repräsentiert, soll, ohne die Gegensätze hervorzurufen, sich ihrer bedienen.

Achter Vortrag.

(Vom 3. Oktober 1854.)

Die Ausbreitung der arabischen Herrschaft, die wir in ihrem äußeren Umriß betrachtet haben, beruhte auf zwei Momenten. Zunächst geschah sie unter den Nachfolgern Mohammeds, welche keine andere Berechtigung hatten, als die, Kalifen, d. h. Nachfolger des Propheten, zu sein. Das Kalifat konnte sich aber in dieser Weise nicht behaupten, weil die mohammedanische Herrschaft doch nicht allein eine religiöse war, sondern auch auf der Stammesberechtigung basierte. Infolgedessen erhob sich die mehr politische Dynastie der Beni Omajja, die von der Mitte des 7. Jahrhunderts bis in die Mitte des achten herrschte. Unter ihr wurde die große Eroberung des Westens vollbracht. Nachdem das Reich begründet war, folgten unter neuen Streitigkeiten, die größtenteils auf Stammesgegensätze sich bezogen, auf die Omajjaden die Abbasiden, deren Hauptsitz Bagdad war. Zu dieser dritten Herrscherreihe gehören jene Kalifen, welche die Kultur unter den Arabern zu verbreiten suchten. Sie hatten z. B. eine Übersetzerschule organisiert, die vornehmlich jene griechischen Werke übertrug, welche sich auf Philosophie, Arzneikunde

und Geographie bezogen. Dieses abbasidische Kalifat erstreckte sich indes nicht mehr über den ganzen Westen der alten Welt; denn Einer der Omajjaden, welcher dem fürchterlichen Blutbad, das über seinen Stamm erging, entflohen war und sich nach Afrika geflüchtet hatte, ging von da nach Spanien über und gründete dort das Kalifat von Cordova. Auch dieses Kalifat setzte sich die Pflege der Kultur zur Aufgabe, und man kann sagen, daß dadurch die Herrschaft der Araber über Spanien bedeutungsvoller wurde, als die der Goten.

Ich will nun einen Blick werfen auf das politische Element, welches der Herrschaft der Mohammedaner zu Grunde liegt und auch in der jetzigen Zeit noch fortwirkt. Wir sehen im Orient über das Gebiet der ältesten Kultur (Assyrien, Babylonien, Ägypten u. s. w.) eine Herrschaft verbreitet, deren Prinzip das der Religion und des Glaubens war. Wer sich nicht zum Islam bekennt, der kann weder Teil haben an dem Staate, noch an den Waffen; denn in dem Fürsten konzentriert sich auf ganz ununterscheidbare Weise das religiöse und politische Prinzip. Die unterworfenen Unterthanen gerieten so zwar oft in einen ziemlich erträglichen Zustand, blieben aber vom Staat und der Kirche ganz ausgeschlossen, da sie nur die Unterlage des Islam zu bilden bestimmt sind. Dies ist das Verhältuis der heutigen Rajah in der Türkei. Wir erkennen darin den großen Unterschied zwischen dem Orient und Occident in politischer Hinsicht, dessen Summe darin besteht, daß die Staaten des Orients sich nie vollkommen nationalisieren können, weil weder ihr Staat noch ihre Kirche bis auf den Grund der Bevölkerung reicht, sondern dieser immer von beiden ausgeschlossen ist, während im Abendlande das Prinzip im allgemeinen das ist, Kirche und Staat zu nationalisieren.

Darin liegt nun auch der Grund der Macht des Occidents gegenüber dem Orient. Der Orient erhob sich zwar glanzvoller, aber im Occident ist die Entwickelung eine reelle gewesen. Das Christentum fixiert das Centrum der Thätigkeit überall in kleineren Kreisen; jedes von unseren Reichen hat eine nationale Begründung und eine nationale Aufgabe. Je mehr aus den unteren Schichten Leute emporkommen, desto mehr hat sich das christliche Prinzip realisiert; und wenn auch das Fürstentum durch sein persönliches Prinzip größere Analogie mit den aristokratischen Gewalten bekommt, so ist es doch seiner Natur nach wieder mit den unteren Ständen verbündet, indem es seine Macht zu entwickeln hat, und insofern erfüllt das Fürstentum den vom Christentume vorgezeichneten Beruf. Je tiefer die Kultur eindringt, wenn sie mit der Moral und Religion vereint ist, desto mächtiger werden die Fürsten.

Nach dieser Betrachtung kehren wir wieder zu unserem allgemeinen historischen Gange zurück, welcher uns nunmehr zur dritten Periode führt.

§ 3.

Die karolingische Zeit nebst der Periode des deutschen Kaisertums.

Wir müssen uns auf den Punkt zurückversetzen, in welchem die Omajjaden, in der einen Hand den Koran, in der anderen das Schwert, sich Ägyptens, der nordafrikanischen Küste und Spaniens bemächtigt hatten, und auf der einen Seite von Tunis aus den Vatikan, auf der anderen Seite Konstantinopel bedrohten. Betrachten wir dem gegenüber den Zustand des germanischen Abendlandes. Der Papst, so sehr er auch vom Occident verehrt wurde, hatte wenig Gewalt; denn er wurde unaufhörlich von den Langobarden bedrängt. Überhaupt war das einzige mächtige Reich, das damals existierte, das fränkische. Dieses bestand unter den späteren Merowingern aus drei verschiedenen Gebieten: Neustrien mit Paris, Burgund und Austrasien, welches seinen Hauptsitz in Metz hatte, und zu welchem auch die germanischen Länder Bayern, Alemannien und Thüringen gehörten. In jenen drei Gebieten hatten Adel und Kirche sich gewissermaßen gegen den König koalisiert. Ersterer hatte es unter den Merowingern dahin gebracht, daß die Hausmeier (Majores domus) die königliche Gewalt faktisch in der Hand hatten.

Unter ihnen zeichnete sich namentlich ein Geschlecht aus, welches merkwürdigerweise von einem Bischof herrührte: Arnulf von Metz, der früher verheiratet gewesen war. Am Ende des 7. und zu Anfang des 8. Jahrhunderts kam aus diesem Geschlechte Pippin von Heristal empor. Dieser trachtete schon im 7. Jahrhundert nach dem Königtum, allein die legitime Macht war damals noch zu stark, als daß er sie hätte überwältigen können. Dieser Pippin starb mit Hinterlassung eines unechten Sohnes, welcher damals von Pippins Gemahlin Plektrudis gefangen gehalten wurde. Dies ist der berühmte Karl Martell; er riß sich in dem Augenblick der größten inneren Verwirrung aus seiner Gefangenschaft los und bemächtigte sich mit Gewalt der Herrschaft im Lande, indem er mit Hülfe der alten Anhänger seines Hauses den neustrischen Hausmeier besiegte und nach Neustrien vordrang. Nachdem dies geschehen war, wälzten sich die Saracenen gegen das Frankenreich heran, welche unstreitig ganz Gallien unterworfen hätten, wenn sie nicht von Karl Martell in der berühmten Schlacht bei Poitiers (732) geschlagen worden wären. Dieser setzte sich nicht allein den Saracenen im Kriege entgegen, sondern organisierte auch das gesamte fränkische Land in kräftiger militärischer Weise. Sein Erbe hinterließ er namentlich seinem Sohne Pippin dem Kleinen. So erscheint im Abendlande zuerst eine widerstands- und fortschrittsfähige Gewalt, nicht in dem bisherigen Königtum, welches ganz heruntergekommen war, sondern in Männern, welche einem der vornehmsten Geschlechter des Landes angehörten und, nachdem sie das fränkische Reich mit Recht oder Unrecht an sich gezogen hatten, nach allen Seiten hin sich kampffertig aufstellten.

Was nun die Stellung des Papstes anbelangt, so war es hier von der größten Wichtigkeit, daß er, der noch immer dem oströmischen Reiche angehörte, sich von demselben trennte und zwar gerade in der Epoche Karl Martells. Das geschah in folgender Weise. Kaiser Leo der Isaurier hatte den Gedanken, sich dem Mohammedanismus zu nähern, weshalb er auch Sarakenophron, d. h. der saracenisch Gesinnte, genannt wurde. Um den Vorwurf der Mohammedaner, als ob die Christen Götzenbilderverehrer wären, von sich abzuwenden, oder vielleicht auch aus Überzeugung, verbot er den Bilderdienst und zerstörte die Bilder großenteils. Dadurch kam er natürlich in Konflikt mit dem römischen Papst, der ohnehin aus verschiedenen Gründen nicht mehr zum oströmischen Reiche halten wollte. Hierhin gehört namentlich die geringe Hülfe, welche Byzanz dem Papste in seinem Kampfe mit den Langobarden leisten konnte, und die Ungeneigtheit verschiedener italienischer Städte, sich von Konstantinopel aus regieren zu lassen. So richtete der Papst nunmehr sein Augenmerk nach dem Abendlande, wo er sich bereits einer hohen Verehrung zu erfreuen hatte. Das entscheidende war aber hiebei, daß der Papst von den langobardischen Königen immer stärker und stärker bedrängt wurde. In dieser Not wendete er sich an den fränkischen Hausmeier.

Im Frankenreich war der Zustand ein ganz anomaler geworden: da war der alte Volkskönig, der auf seiner Villa haushielt und auf die öffentlichen Angelegenheiten gar keinen Einfluß mehr ausübte, und ihm gegenüber der Hausmeier, der die ganze Gewalt in Händen hatte. So lag die Frage ganz nahe: soll dieser Zustand so fortdauern, oder soll derjenige, welcher die Gewalt hat, auch König sein? Diese Frage legte Pippin, der die ungeheure Autorität des Papstes im Abendlaude kannte, dem Papste Zacharias vor. Dieser antwortete, ihm scheine es besser, daß derjenige, welcher die Gewalt habe, auch König sei, und fügte ausdrücklich die motivierenden Worte bei: ne conturbaretur ordo. Kaum war diese Antwort angelangt, so wurden die Großen des fränkischen Reiches zusammengerufen, Pippin von ihnen auf den Schild gehoben und als König anerkannt. Mittlerweile ging der Kampf zwischen den Langobarden und dem Papste immer fort, so daß Pippin über die Alpen steigen und dem Papste zu Hülfe kommen mußte. Er eroberte das sogenannte Exarchat, welches die Langobarden schon in Besitz genommen hatten, und schenkte seine Eroberungen dem Papste, „pro amore Dei et sancti Petri“. Der Papst erschien hierauf selbst in Francien und salbte den König.

Wir sehen also nunmehr eine überaus enge Vereinigung des Pasttums mit dem Königtum. Das Papsttum wurde durch das Königtum gerettet, und das Königtum von dem Papsttum zur höchsten Autorität erhoben. Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß der Papst an die Stelle des alten Ansehens der Legitimität die geistliche Autorität setzte. Dadurch wuchs die im Abendlande begründete Völkervermischung zu einer großen Einheit empor. Auf der einen Seite stand der große Romane, der Papst, als Führer der

Bischöfe, die voll Verehrung zu ihm aufschauten; auf der anderen Seite das Oberhaupt der Germanen mit seiner ungeheuren weltlichen Macht, die aber durch die Krönung und Salbung einen gewissen geistlichen Beisatz empfing. So entstand eine neue Welt im Abendlande, alles aber vereinigte sich unter doppelter Führung, unter der geistlichen und der weltlichen.

Neunter Vortrag.

(Vom 4. Oktober 1854.)

Das merkwürdigste bei dieser Vereinigung zwischen Kirche und Staat war, daß beide Mächte von ganz verschiedenen Anfängen ausgegangen waren; denn der Hausmeier, welcher jetzt die höchste Gewalt im fränkischen Reiche erlangte, entbehrte sogar der religiösen Autorität, welche das Volkskönigtum in Germanien bisher gehabt hatte; der Hausmeier war bloß der Repräsentant der weltlichen Gewalt, dagegen der Papst war durchaus geistlicher Fürst und hatte damals gar keine weltliche Macht, und sein Gehorsam war auch zweifelhaft.

Dies war die Grundlage des karolingischen Reiches, wie sie unter Karl Martell und Pippin dem Kleinen sich festgesetzt hatte. Wenn Karl der Große zuerst die Langobarden unterwarf (774), so war das ein großer Vorteil sowohl für ihn, weil dadurch die Franken in Italien festen Fuß faßten, als auch für den Papst, dessen geschworene Feinde die Langobarden gewesen. Nach der Befreiung des Papstes von seinen Feinden zog Karl der Große in Rom ein und wurde von dem Papste unter den größten Feierlichkeiten empfangen.

Den Langobarden blieb nur mehr das Herzogtum Benevent. Dieses stand in Verbindung mit dem Bayernherzog Tassilo, der gleichfalls Karl dem Großen feindlich gesinnt war und sich mit den in Pannonien herrschenden Avaren verbündete. Allein trotz dessen war Karl der Große viel zu mächtig, als daß ihm seine Feinde hätten widerstehen können. Gleich wie die Langobarden durch die vereinigte Aktion des Papstes und des Kaisers unterworfen worden waren, traf dieses Schicksal auch die Herzöge von Bayern und von Benevent. Hiernach warf sich der durch die Waffen bekräftigte Bekehrungseifer des großen Frankenkönigs zugleich von Bayern und Italien aus auf die heidnischen Avaren. Auch sie unterlagen und ein Teil ihrer ungeheueren Beute fiel als Geschenk dem Papste zu. Dadurch wurde Pannonien für das Christentum gewonnen. Unter der Herrschaft der Avaren war eine große Menge slavischer Nationen vereinigt gewesen, die nun eine gewisse Freiheit

bekamen und anfingen, sich selbst zu organisieren; und weil dies durch Karl den Großen bewirkt worden, so nannten sie ihre Fürsten, die nur Abbilder Karls waren, „Krale“, ein Wort, welches jetzt im Slavischen überhaupt König heißt. Überdies breitete Karl durch seinen Sieg über die Avaren die lateinische Kirche in jenen Regionen aus, so daß auf dieser Seite die Verbindung zwischen Papst und König unbedingt war. Wir müssen hier anticipierend beifügen, daß der Papst niemals dulden konnte, daß der oströmische Kaiser, mit welchem sowohl die Avaren als die Herzöge von Benevent verbunden waren, dort wieder Einfluß bekam.

Hiernächst ist der Kampf Karls gegen die Sachsen zu berühren. Diese waren alle noch Heiden, und da Karl der Große sie zu Christen machen wollte, so waren diese Kriege hauptsächlich Religionskriege. Sowie der Frankenherrscher vorrückte, gründete er in den eroberten Ländern Bistümer und legte den neuen Unterthanen zu Gunsten dieser neu errichteten geistlichen Anstalten den Zehenten auf. Eine Auflage, welche, da sie aus dem alten Testamente sich herschreibt, einen gewissen geistlichen Charakter an sich hatte; die Bischöfe aber waren zugleich weltliche Beamte, welche den Gehorsam gegen den König förderten. Die Gründung dieser großen Bistümer (Münster, Bremen, Hildesheim, Halberstadt u. s. w.) war ein höchst gewichtiges Moment zugleich für die geistliche und weltliche Herrschaft. Auf diese Weise wurde nach und nach das Christentum und die Autorität des Königs zugleich bis an die Küsten der Nordsee und die Elbe ausgedehnt.

Aber auch auf die Saracenen und den Islam hatte Karl sein Augenmerk zu richten. Dies war der vornehmste Feind der in der Bildung begriffenen occidentalischen Christenheit und gegen ihn führte nun Karl der Große die aus Italien, Frankreich und Deutschland vereinigten Streitkräfte und unternahm verschiedene Züge. Schon Pippin hatte die Saracenen aus dem westlichen Frankreich völlig vertrieben. Karl ging hinüber nach Spanien. Hier kam es ihm sehr zu statten, daß das abgesonderte Kalifat der Omajjaden in fortwährenden Zwistigkeiten mit den Abbasiden begriffen und auch von inneren Empörungen bedroht war, so daß Karl der Große sogar von einigen spanischen Emiren zu Paderborn aufgefordert wurde, nach Spanien zu gehen. Bei Roncesvalles in den Pyrenäen erlitt er zwar eine Niederlage, infolge deren er sich zuerst im südlichen und westlichen Frankreich mehr befestigen mußte; aber nachdem dies geschehen war, überschritt er zum zweitenmal die Pyrenäen, und nunmehr gelang es ihm, die spanische Mark (um Barcelona) zu gründen, aus welcher später die Königreiche Catalonien, Valencia, Murcia hervorgingen.

Karls des Großen Thätigkeit war eine ganz ungeheuere; wenn man bedenkt, daß er Italien, Frankreich, Germanien gleichmäßig beherrschte, dabei von seinen Feinden unaufhörlich bald an diese, bald an jene äußerste Grenze seines Reiches gerufen wurde und darüber sein großes Ziel als Fürst der

Kultur doch nicht aus dem Auge ließ. Hiebei sind zwei Momente besonders merkwürdig:

1. Daß diese drei Nationen das Bewußtsein ihrer Nationalität, die noch nicht ausgebildet war, Karl dem Großen zu verdanken haben. Wir haben nämlich gesehen, wie in Italien die drei Elemente, Griechen, Papst und Langobarden, sich unaufhörlich bekämpften. Das hörte nun ganz auf: die Griechen wurden aus Italien ausgestoßen, die Langobarden gedemütigt, und der Papst vereinigte sich mit den Franken. Deutschland ferner existierte vor Karl dem Großen eigentlich gar nicht[1]); denn bis dahin hatten sich die alten Stämme gar nicht als etwas Zusammengehörendes betrachtet. Erst dadurch, daß Karl der Große sie alle unter seinem Scepter vereinigte, lernten sie sich als Einheit kennen. Ebenso war es endlich in Frankreich; es wäre an eine französische Nationalität nicht zu denken gewesen, wenn nicht die Gascogne und Guyenne mit Frankreich fest verbunden worden wären.

2. Dabei blieb es aber nicht: diese drei Länder wurden nicht allein mehr nationalisiert, sondern, was noch mehr ist, es wurde auch eine Verbindung zwischen ihnen begründet, welche unaufhörlich fortwirkte, und worauf noch heutzutage das europäische Leben beruht. —

Fragt man nun, welche von beiden Gewalten damals die überwiegende war, die geistliche oder die weltliche, so glaube ich, kann man mit Bestimmtheit darauf antworten, daß die weltliche Gewalt überwog, indem der Papst noch nicht so viel Macht hatte, um selbstthätig einzuwirken, sondern mehr die Absichten des Kaisers förderte und unterstützte. Dazu kam, daß der Papst in Rom von einem solchen Parteiengewühl umgeben war, daß er dort kaum zu existieren vermochte. Leo III. wurde sogar einst von einer dieser Faktionen auf der Straße angefallen, zu Boden geworfen, und ihm ein Stück der Zunge abgeschnitten. In dieser Not rief der Papst Karl den Großen um Hülfe an (800). Karl kam auch nach Rom, machte dort Ordnung und setzte den Papst wieder auf den Stuhl. Da war es nun, daß Leo den Gedanken faßte, mit stammelnder Zunge dem König der Franken die weströmische Kaiserwürde zu übertragen. Dazu bestimmten ihn mehrere Gründe: 1. wollte er sich definitiv vom oströmischen Kaiser losreißen; 2. wollte er sich des fortwährenden Schutzes der fränkischen Könige versichern und hiezu schien ihm die Übertragung der Kaiserwürde an Stelle des bereits von Karl dem Großen innegehabten Patriciates notwendig; 3. befanden sich die ehemaligen Bestandteile des weströmischen Kaisertums ohnehin in den Händen Karls des Großen, so daß er also faktisch bereits Kaiser von Westrom war. Dessenungeachtet war die Übertragung dieser Würde eines der größten Weltereignisse; denn von nun an trat der germanische König auf als ein römischer Imperator, und nachdem diese große Einheit des Abendlandes begründet wurde, nachdem schon

---

1) Die gemeinsame Bezeichnung „deutsch“ kam erst im 9. Jahrhundert durch Karl den Großen in Aufnahme.

ins germanische Königtum Ideen der römischen Staatsgewalt aufgenommen worden waren, so wurde doch dieses Element viel stärker dadurch, daß der mächtige Fürst zugleich römischer Kaiser wurde; denn nun behauptete er, daß ihm alle die Gerechtsame gebührten, die früher dem römischen Kaiser zugestanden hatten.

Dadurch wurde die Verbindung zwischen Papst und Kirche, zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt noch fester. Zugleich schrieben aber die Päpste von dieser Zeit ihr Recht, die Kaiser zu ernennen, her, was insofern verkehrt war, als sie ihnen zwar die Würde, nicht aber die Macht gegeben hatten. Das karolingische Reich beruhte nun aber einmal auf dieser engen Verbindung des Papsttums mit dem Königtum, welche alle Schichten der Bevölkerung durchdrang und bis in die untersten Verwaltungskreise sich erstreckte. Das ganze Reich war eingeteilt in Grafschaften und Bistümer. Neben jedem Grafen stand ein Bischof und beide waren gehalten, einander die Hand zu bieten; ebenso die untergeordneten Centenarien und Archidiakonen. Wenn der Graf jemand zu einer weltlichen Strafe verdammte, so sollte der Bischof diesen exkommunizieren und umgekehrt. Und doch kann man nicht sagen, daß unter den Karolingern die Bischöfe eine bedeutende Autorität hatten. Sie galten nur als die Repräsentanten der geistlichen Gewalt, die dem Könige zum weltlichen Gehorsam verpflichtet waren und deshalb von ihm getragen und gefördert wurden. Im übrigen setzte der König die Bischöfe ein und versetzte sie, hielt Konzilien u. s. w.

Mit diesen politisch-kirchlichen Einrichtungen war zugleich eine mehr systematische Wiederaufnahme der Kultur aus der antiken Welt verbunden.

Nachdem Karl der Große diese Einheit gestiftet hatte, sah er darauf, daß die unter den Stürmen der Jahrhunderte verwüsteten Schulen wieder hergestellt und gehoben wurden. Zu diesem Zwecke verschrieb er sich von allen Seiten Lehrer, aus Italien den Geschichtschreiber der Langobarden, Paulus Diaconus, aus England, wo er großen Einfluß besaß, den gelehrten Alcuin und andere mehr. Er selbst gründete nicht nur Klosterschulen, welche vor der Entstehung der Universitäten die wichtigsten, ja die einzigen Pflanzschulen der Bildung waren, sondern ging selbst in diese Schulen, belobte selbst die Fleißigen und tadelte die Faulen. An seinem Hofe bestand eine Akademie, unter deren Mitgliedern auch er sich befand. Aber nicht nur diese, sondern auch alle Elemente der Kultur nahm Kaiser Karl zusammen. Er erneuerte den Kirchengesang, von dem alle Musik ausging. Er erneuerte die Baukunst, die Malerei u. s. w.; kurz er war ein Riesengeist, dessen Aufmerksamkeit das Kleinste wie das Größte nicht entging.

Resümieren wir die leitenden Ideen, die seinem Jahrhunderte zu Grunde liegen, so sind es in Kürze folgende: 1. Vereinigung von Kirche und Staat, 2. Bildung der Nationalitäten, 3. Verbindung des gesamten Europa, 4. Gründung der Kultur auf dieser Unterlage, und zwar dergestalt, daß sie auf einer Seite die Antiquität umfaßte, jedoch auch dem modernen Elemente Gerechtig-

keit widerfahren läßt. Karl der Große fühlte sich überhaupt als guter Deutscher, der, indem er das eine Moment der Kultur festhielt, das andere darüber nicht vergaß.

Nur einem so eminenten Geiste, wie Karl der Große war, konnte es gelingen, die einander widerstrebenden Elemente, nämlich auf der einen Seite das Kaisertum und die verschiedenen Nationalitäten, auf der anderen Seite die geistliche und weltliche Gewalt, diese Keime künftigen Zwiespaltes zusammenzuhalten. Seine Nachfolger waren dazu nicht mehr imstande. Nach dem Tode seines Sohnes, Ludwigs des Frommen, waren drei Söhne vorhanden, unter welche das Reich geteilt werden sollte. Die Idee der Geistlichkeit war es, das Kaisertum unter allen Umständen aufrecht zu erhalten, und diese Idee drang bei dem Teilungsentwurf vom Jahre 817 durch. Lothar, der älteste der Söhne Ludwigs des Frommen, wurde hiebei in einer Weise begünstigt, daß seine Brüder ihm gegenüber gleichsam als apanagierte Prinzen erschienen. Darüber kam es zum Streit zwischen den Brüdern Lothar, Ludwig und Karl dem Kahlen. Der fränkische Heerbann betrachtete sich lange Zeit als eine Einheit und wollte lange für oder wider die Brüder nicht Partei nehmen. Endlich kam es zum Treffen bei Fontenay 841, in welchem Lothar geschlagen wurde, und hierauf 843 zur berühmten Teilung von Verdun. In dieser erhielt Karl der Kahle alles Land bis an die Maas, Ludwig der Deutsche alles Land bis an den Rhein und Lothar die Rheinlande selbst bis ans Meer auf der einen und bis an die Rhone auf der anderen Seite (Lothringen im weitesten Sinne) nebst Italien. Das merkwürdigste hiebei ist, daß infolge dieses Vertrages nicht drei Reiche entstanden, sondern daß drei Brüder ein großes Reich teilten, von denen der älteste ein oberstes Ansehen behielt.

Lothar II., Lothars Sohn, starb ohne Hinterlassung von Erben, und ebenso sein Bruder Ludwig II.; und nun entstand die Frage, ob ihr Erbe den östlichen oder westlichen Karolingern zufallen sollte. Karl der Kahle machte alsbald Ansprüche darauf; er eilte schnell nach Italien und wurde vom Papst unterstützt; allein die deutsche Linie behauptete das Kaisertum und jagte Karl den Kahlen aus Italien hinaus, dessen Enkel 879 auf das lothringische Erbe am Rhein und Italien Verzicht leisteten, welches nun mit Deutschland vereinigt wurde. Daher kam es, daß von nun an die späteren deutschen Könige immer Kaiser waren. Hätte Karl der Kahle seine Idee durchgesetzt, so wären die französischen Könige Kaiser geworden; da aber die Linie Ludwigs des Deutschen die Oberhand behielt, und zwar nicht bloß durch die Gewalt der Waffen, sondern auch durch Vertrag, so blieb die Kaiserwürde bei Deutschland.

In diesen Kämpfen zwischen den Gliedern der karolingischen Familie war die Macht der Großen ungemein erstarkt; es war nämlich den Großen gewissermaßen freigestellt, zu welchen von den drei Brüdern sie sich bekennen wollten, und dadurch stiegen sie aus der Rolle gehorsamer Unterthanen gleich-

sam zur Würde von Beschützern empor. Bereits unter den Karolingern finden sich Spuren von Erblichkeit der Ämter. Wir können die Sache zwar nicht mit Bestimmtheit erforschen, aber wir finden ein Capitulare aus der Zeit Karls des Kahlen, nach welchem die Könige nicht mehr das Recht haben sollen, die Magnaten ihrer Honores, d. h. nicht nur ihrer Ehrenämter, sondern auch ihrer Besitztümer zu entkleiden. Während also unter Karl dem Großen das Ganze eine alles umfassende Einheit gewesen war, so erhob sich unter seinen Söhnen und Nachfolgern eine mächtige Aristokratie in den Herzögen und anderen Großen.

Während dessen suchte auch die Geistlichkeit den Verfall der höchsten weltlichen Autorität zu ihren Gunsten auszubeuten. Hiebei diente ihnen als mächtiger Hebel eine der merkwürdigsten Produktionen, die je menschliche List zum Vorschein gebracht, nämlich die falschen Dekretalen, d. h. eine Sammlung von meist gefälschten päpstlichen Dekreten, in welchen den Päpsten Rechte beigelegt wurden, die oft jeder Begründung entbehrten. Da aber diese Dekrete überall, und namentlich in Deutschland, für echt angesehen wurden, so fanden die späteren Ansprüche der Päpste, die sie im 9. Jahrhundert zwar nicht durchsetzten, wohl aber bereits formulierten, hierin die kräftigste Basis.

Also durch drei Momente war die mächtige Einheit, welche Karl der Große gestiftet hatte, wieder zersetzt worden: 1. durch die inneren Kämpfe seiner Nachfolger; 2. durch die Erhebung der Magnaten infolge dieser Kämpfe; 3. durch das mächtige Emporstreben der Päpste, welche nunmehr Rechte geltend machten, an die man früher nicht dachte. Die Einheit des Reiches bestand aber noch fort, und auch die Kultur war im vollen Schwunge und hatte sich nach Regionen erstreckt, die sie früher nicht erreicht hatte.

Zehnter Vortrag.

(Vom 5. Oktober 1854.)

Nachdem im Abendlande eine große Mitte der Kultur gebildet worden war, erschienen plötzlich Völker, welche das mühsam aufgerichtete Gebäude mit einemmal über den Haufen zu stürzen drohten. Dies waren von der einen Seite auf dem Kontinent die Ungarn, auf der anderen Seite von der See her die Normannen.

Die Ungarn hingen mit dem ugrisch-finnischen Stamme zusammen, aus welchem die alten Hunnen hervorgegangen waren, so daß sie mit einem Scheine von Recht auf das von Attila früher innegehabte Ungarn Ansprüche erheben konnten. Während der damalige deutsche König Arnulf mit dem groß-

mährischen Reiche im Kampfe begriffen war, bemächtigten sich die Ungarn des letzteren, überfluteten die bayrischen Grenzen und drangen durch die thüringischen und fränkischen Marken bis Lothringen vor. In dieser Bedrängnis erkannten die deutschen Großen das Bedürfnis einer größeren Einigkeit.

Aus dieser Erkenntnis ging die Wahl Heinrichs des Finklers aus sächsischem Geschlechte hervor. Er bekam eine außerordentlich schwierige Aufgabe zu lösen, denn er hatte teils mit den Ungarn und Slaven, teils mit den Normannen und Dänen zu kämpfen, was er indes alles mit glücklichem Erfolge ausführte. Er war überhaupt einer der größten Fürsten jener Zeiten. Das deutsche Reich wurde unter ihm wieder erneuert, aber dessen König war nicht mehr der karolingische Kaiser; Heinrich hatte mit den westfränkischen Karolingern eine Art Abkommen getroffen, infolge dessen er im unangefochtenen Besitze des ostfränkischen Königtums blieb.

Auf ihn folgte Otto I., ebenfalls ein trefflicher Fürst, der mit dem deutschen Königtum das Kaisertum vereinigte. Er ging nämlich mit oder ohne Willen des Papstes nach Rom und setzte dort seine Krönung zum Kaiser durch, eines der wichtigsten Ereignisse der deutschen Geschichte.

Man könnte hier die Frage aufwerfen, welches Recht die deutschen Fürsten auf Italien hatten, und ob es nicht besser gewesen wäre, wenn sie dieses Land hätten fallen lassen. Die Antwort darauf ist, daß sie dasselbe Anrecht auf Italien hatten, wie die Karolinger, und daß man ihnen daher nicht verdenken kann, wenn sie dasselbe geltend machten. Andererseits aber war es für die Entwickelung des deutschen Elementes und namentlich der deutschen Staatsverfassung von der größten Wichtigkeit, daß die Deutschen des Papstes mächtig wurden; und endlich muß man anerkennen, daß die Verbindung Deutschlands mit Italien auf die Kultur jenes Landes den heilsamsten Einfluß äußerte. An das Kaisertum knüpfte sich zudem die Idee der Weltherrschaft im allgemeinen, und daher war es von der größten Wichtigkeit, daß das Kaisertum an Deutschland gelangte. Dieser Umstand hat aber auch allen deutschen Fürsten ihre Bedeutung gegeben; denn dadurch, daß sie den Kaiser wählten, erhielten sie unbestritten eine höhere Würde, als die Großen aller übrigen Nationen.

Otto dem Großen gelang es im Jahre 955, auf dem Lechfelde den Einfällen der Ungarn ein Ende zu machen. Sie zogen sich hierauf in ihr Land zurück, fingen an, deutsche Sitten anzunehmen und gewissermaßen als Vasallen der deutschen Kaiser zu leben. Auch die Dänen nötigte er, die Oberhoheit des deutschen Reiches anzuerkennen.

Nachdem wir so gesehen, wie aus dem Siege über die Ungarn unter Heinrich I. die Einheit von Deutschland und unter Otto I. die Herstellung des Kaisertums hervorgegangen, haben wir unseren Blick auf die Normannen zu werfen.

Die Normannen kamen durch eine wunderbare Verflechtung von Umständen zur welthistorischen Bedeutung. Wir heben hier nur die zwei wichtigsten Momente hervor:

1. Das Heidentum, das überall in Deutschland geschlagen und mit großer Gewaltthätigkeit ausgerottet worden war, zog sich in den höchsten Norden zurück und konzentrierte sich dort bei den Normannen mit der fortwährenden Tendenz, gegen das Christentum vorzudringen.

2. Ein anderes wichtiges Moment war, daß die Normannen jetzt die Seefahrt am besten ausübten[1]) und dadurch imstande waren, die entferntesten Küsten mit Leichtigkeit zu beunruhigen. Sie richteten ihre Raubzüge an die Elbe, an die Schelde, an die Mündungen der französischen Flüsse u. s. w. An der Elbe wurden sie im Jahre 880 geschlagen und konnten sich seit dieser Zeit in Deutschland nicht mehr recht festsetzen. Desto mächtiger wurden ihre Angriffe auf Frankreich und England, welch letzteres Land sie schon ganz in Besitz hatten, bis sie durch Alfred besiegt und mit Gewalt zum Christentum bekehrt wurden. Dieser Kampf mit den Normannen beherrschte überhaupt das ganze Jahrhundert und war von der größten Bedeutung, weil die Normannen zu mächtig waren, als daß sie nicht in die große europäische Völkerfamilie hätten aufgenommen werden müssen. Die glücklichen Kämpfe Heinrichs des Finklers und Ottos I. gegen die Normannen und Dänen waren auch insofern von Wichtigkeit, als sie dazu beitrugen, eine gewisse Oberhoheit des deutschen Reiches über seine Nachbarn zur Anerkennung zu bringen.

Wenn wir nun unsere Aufmerksamkeit auf Frankreich richten, so sehen wir dort die ohnehin ohnmächtigen Karolinger noch dazu auf das heftigste von den Normannen bedrängt, so zwar, daß sich 911 Karl der Einfältige genötigt sah, eine Provinz an der nördlichen Küste Frankreichs (die Normandie) an den Normannenherzog Rollo abzutreten. Unter diesen Kämpfen war besonders das Haus eines gewissen Grafen Robert erstarkt, der sich am besten darin hervorgethan hatte und der Stifter der Capetinger wurde. Sein Nachfolger Odo wurde schon im 9. Jahrhundert König; sein Haus konnte sich aber noch nicht behaupten, und es trat nunmehr zwischen den Karolingern und diesem neu emporgekommenen Geschlechte ein ähnliches Verhältnis ein, wie jetzt zwischen den Napoleoniden und den Bourbonen.

Der deutsche Kaiser, namentlich Otto I., hatte damals eine große Autorität in Frankreich, und das deutsche Reich war derzeit ohne Zweifel das mächtigste in der Welt; denn es erstreckte seinen Einfluß außer Italien auch auf Dänemark, Polen, Böhmen und Ungarn. Das deutsche Reich war aber nicht nur extensiv, sondern auch intensiv groß, indem es die Kultur in ihren verschiedenen Elementen zusammenfaßte und stetig fortentwickelte.

Wenn man nun fragt, wie es gekommen ist, daß das deutsche Reich auf dieser Höhe nicht stehen bleiben konnte, so tragen daran hauptsächlich folgende Momente die Schuld: 1. daß Otto II. in der Blüte seiner Jahre 983 plötzlich dahingerafft wurde und einen Sohn hinterließ, der noch im Kindesalter

---

1) Sie waren es auch, welche im 10. Jahrhundert bereits Amerika entdeckten, welches sie Vinland, d. i. Weinland, nannten.

stand; 2. daß sich in den anderen Reichen nach und nach mächtige Gewalten konsolidierten, die in einen gewissen Gegensatz mit Deutschland gerieten, namentlich die Capetinger in Frankreich durch Hugo Capet, und die Herrschaft der Normannen, begründet durch Wilhelm den Eroberer in England; 3. dadurch, daß die deutschen Kaiser in Kampf mit den Päpsten gerieten.

Elfter Vortrag.

(Vom 6. Oktober 1854.)

Wir haben bisher drei verschiedene Stufen der Weltentwickelung gesehen: 1. die römische — vom 1. bis zum 4. Jahrhundert; 2. das Zeitalter der Völkerwanderung und der Einwanderung der Germanen und der Eroberung des Islam über das römische Reich — vom 4. bis zum 8. Jahrhundert; 3. das karolingische und das deutsche Reich.

Das deutsche Kaisertum war, wie wir gesehen haben, eine etwas einseitige Fortsetzung des karolingischen Reiches; in der Hauptsache aber verfolgte es dieselben Ideen und hatte dieselben Bestrebungen, wie jenes. Im Inneren war es zwar nicht so mächtig unter den Ottonen, wie unter Karl dem Großen, weil in dieser Epoche die Nationalitäten sich zu größerer Selbständigkeit emporgeschwungen hatten; aber die abwehrende und civilisierende Stellung hatte es mit dem karolingischen Zeitalter gemein; in letzterer Beziehung nahm es aus dem byzantischen Reiche infolge der Verbindung Ottos II. mit einer griechischen Prinzessin manche Elemente in sich auf. Ebenso war das Verhältnis zum Papste dasselbe: die Union zwischen Kirche und Staat blieb; das kirchliche Element wurde zwar für unentbehrlich gehalten, doch herrschten die Päpste nicht über das Reich, eher wurden sie von demselben beherrscht.

In folgenden Thatsachen wenigstens zeigte sich eine gewisse Abhängigkeit des Papsttums vom Kaisertum: 1. Otto I. setzte den Papst ab und ließ einen anderen wählen; 2. Otto III. setzte seinen eigenen Lehrer Gerbert zum Papst; 3. Kaiser Heinrich III. setzte 1046 drei Päpste auf einmal ab und einen Deutschen an ihre Stelle. Letzterer war überhaupt einer der mächtigsten Kaiser und wußte jede Opposition zu unterdrücken. Er besiegte um das Jahr 1050 die Ungarn, welche sich zum Christentum bekehrt hatten und die deutsche Verfassung bei sich aufnahmen, und wußte die Polen und Dänen in Abhängigkeit vom Reiche zu erhalten. Auch die Capetinger in Frankreich waren zu ohnmächtig, um etwas gegen das Kaisertum auszurichten, obwohl dasselbe unter den Saliern nicht mehr die Fülle der Macht hatte, wie unter

den Ottonen. So stand es um die Mitte des 11. Jahrhunderts; von da an beginnt jedoch eine neue vierte Epoche, welche ich das hierarchische Zeitalter nennen möchte.

§ 4.

Das hierarchische Zeitalter.

Vom 11.—13. Jahrhundert.

Man irrt in der Regel, wenn man die Hierarchie des Papsttums als Entwickelung der geistlichen Idee betrachtet. Das Papsttum erwarb ein förmliches Reich und ist zu dieser Herrschaft nicht durch eine Entfaltung der Doktrin gekommen, welche schon vorher entwickelt war, sondern durch Kampf und Krieg. In dieser hierarchischen Erscheinung liegt die Summe der Geschichte bis auf die Reformation. Hier will ich nun handeln: 1. von der Emancipation des Papsttums vom Kaisertum; 2. von den auswärtigen Unternehmungen des Papsttums, den Kreuzzügen; 3. von der Überwältigung der weltlichen Gewalt durch das Papsttum.

1. Emancipation des Papsttums vom Kaisertum.

Im 10. und 11. Jahrhundert war es dahin gekommen, daß Europa beinahe vollständig christlich geworden war. Jedoch war es nicht ganz zur römischen Kirche übergegangen; denn gerade in diese Epoche fällt die Verbindung Moskaus (unter Wladimir) mit Konstantinopel, indem die Russen von Osten aus bekehrt wurden. Daher rührt der Hauptgegensatz Rußlands und Polens: in jenem kam der eigentümliche Gang und die volle Bedeutung der orientalisch kirchlichen Entwickelung zur Anschauung, infolge deren der Kaiser über die Kirche die Oberhand hat. In diesem hingegen entwickelte sich die occidentalische Anschauung mit ihrer mächtigen Aristokratie in Kirche und Staat. Der Impuls der abendländischen Völker wurde zwar durch diese Lostrennung der russischen Kirche vom Occident gehemmt, aber man kann meines Dafürhaltens darin keinen Nachteil erblicken, weil hierdurch die Gefahr entfernt wurde, daß das mächtige germanische Element in der Kirche durch das slavische verdrängt werde.

Wir haben also unsere Betrachtungen auf den Kreis der durch die Karolinger und das Kaisertum bekehrten und civilisierten Völker zu beschränken, wozu außer den spanischen Reichen Frankreich, England, Deutschland und zum Teil auch die nordischen Reiche, sowie Polen und Ungarn gehören. Hier brach nun um die Mitte des 11. Jahrhundert jener große Zwiespalt aus zwischen Kirche und Staat, zwischen Kaisertum und Papsttum. In diesem Streit darf man nicht ein Unglück sehen, denn er liegt zu tief in der Natur der Dinge begründet, und an diesen Gegensätzen ist der europäische Geist gereift. Wir wollen nicht den Papst anklagen, weil er zu so großer

Bedeutung gelangt ist; eben so wenig aber verdient der Lob, der sich ihm unterwerfen wollte.

Die wichtigste Frage ist nun die: worauf beruhte die Oberherrschaft der päpstlichen Macht, in welcher die Anhänger des Papsttums in irrtümlicher Weise eine normale und notwendige erkennen? Sie beruht auf drei Momenten.

1. Die Kirche hatte schon in der karolingischen Zeit, wie wir oben gesehen haben, ihre Ansprüche auf Grund der falschen Dekretalen, wenn auch nicht durchgesetzt, so doch formuliert. 2. Die deutschen Kaiser waren sehr religiös gesinnt und wünschten selbst die Begründung eines geordneten Papsttums, was sie auch durch ihre kräftige Einwirkung auf das römische Faktionswesen bethätigen[1]). Durch ihren religiösen Sinn trugen sie also auch dazu bei, dem Papst eine höhere Stellung zu geben. 3. Die römische Kirche hatte sich nach und nach das Recht der letzten Entscheidung in den Sachen beigelegt, welche früher den Synoden anheimgefallen waren. Die letzteren verloren aber ihre frühere Bedeutung, und dieselbe ging auf die römische Hierarchie über. So z. B. wurde die Lehre von der Transsubstantiation des Brotes und Weines durch die römische Hierarchie allein fixiert.

Da kam nun Hildebrand als Gregor VII. an die Spitze der geistlichen Angelegenheiten. Dieser hielt mit der ihm angeborenen Energie an dem Gedanken fest, nicht nur, daß er mit seiner lateranischen Synode in jeder Sache, welche die Kirche betreffe, die letzte Entscheidung geben könne, sondern, daß eigentlich der Kirche die Führung der Welt gehöre; denn Gott habe die Kirche unmittelbar selbst gestiftet, und was ihr widerstrebe, widerstrebe Gott. Infolge dieser Ansichten, zu denen er sich bekannte, faßte er auch den chimärischen Gedanken, sich zum Oberlehnsherrn aller Fürsten zu erheben, und prätendierte, daß Ungarn, Spanien, England und Schottland von der römischen Kirche abhängen sollten. Einige richtige Ideen, namentlich in Bezug auf die Reform der Kirche, kann man zwar diesem Papste nicht absprechen, aber er neigte sich zu sehr zu den Extremen hin, die er nun mit aller Entschlossenheit geltend zu machen suchte.

Dabei entsteht jedoch die Frage, ob das Papsttum allein fähig gewesen wäre, diese Ideen durchzuführen. Darauf können wir ganz entschieden mit Nein antworten: es mußte sich nach Verbündeten umsehen, und wo anders konnte es diese finden, als in den Gegnern des jungen Kaisers Heinrich IV.?

Die Hauptstreitpunkte zwischen dem Kaisertum und dem Papste waren folgende drei: 1. Soll der Kaiser einen entscheidenden Einfluß auf die Papstwahl haben? 2. Soll der Kaiser die Bischöfe setzen oder nicht, und sollen die Bischöfe überhaupt abhängen von dem Kaiser? 3. Soll der Papst das Recht haben, über den Kaiser zu richten?

1) Heinrich III. hatte unter anderen Leo IX. als Papst eingesetzt, der ein Reformpapst war und an die wirkliche Durchführung der geistlichen Idee ging, ohne sich mit dem Kaiser darüber zu verfeinden.

In ersterer Hinsicht bestand bereits zu Justinians Zeiten der Gebrauch, daß, so oft ein römischer Papst gewählt wurde, man es dem Kaiser anzeigte, worauf dieser einen Gesandten abschickte, und unter dem Einfluß des Kaisers der römische Bischof gewählt wurde. Die Bischofswahl, welche damals unter der Mitwirkung des Volkes und des römischen Kaisers vor sich ging, nahm später die hohe römische Hierarchie für sich allein in Anspruch.

Schon unter Heinrich IV. kam nun die Sache zur Entscheidung. Es gab damals auch in der Kirche zwei Parteien. Einige von den deutschen Bischöfen waren mehr für die kaiserlichen Rechte, andere mehr für das Papsttum gestimmt, und ebenso verhielt es sich auch in Italien. In Deutschland waren die vornehmsten Geistlichen, welche das eine und das andere Prinzip verfochten, Anno von Köln, welcher auf der Seite des Papstes stand, und Adalbert von Bremen, welcher mehr kaiserlich gesinnt war. Die den minderjährigen König umgebenden Faktionen trugen zum Teil selbst dazu bei, daß die Theorie der Unabhängigkeit des römischen Stuhles durchgeführt werden konnte.

Sein Hauptaugenmerk mußte der Papst, um dem Kaiser möglichst viele Anhänger zu entziehen, auf die Besetzung der Bistümer richten. Die Bischöfe waren aber durch die Kaiser mächtig geworden; sie waren am Hofe und verwalteten zum großen Teile die Reichsgeschäfte; denn eine ordentlich eingerichtete weltliche Verwaltung gab es damals nicht. Auf diesen Punkt richtete nun der Papst seinen ersten Angriff: er beschuldigte Heinrich IV., daß er durch Verkauf kirchlicher Pfründen das Verbrechen der Simonie begangen habe. Es mag allerdings wahr sein, daß es bei der Besetzung der geistlichen Ämter nicht immer mit rechten Dingen zuging, und daß die Könige, um ihre Zwecke durchzusetzen, manchmal Geld nahmen und gaben. Aber Heinrich IV. selbst nahm wohl kaum an diesem Mißbrauche Teil. Der Papst indessen warf ihm dieses Verbrechen vor, indem er seine Räte desselben schuldig erklärte und ihn aufforderte, dieselben zu entfernen, widrigenfalls er selbst an diesem Gott verhaßten Verbrechen teilhaftig erklärt würde. Einige der Bischöfe nun, welche nicht auf rechtmäßige Weise zu ihren Stellen gekommen waren, wurden zwar abgesetzt, allein dem Papste genügte das nicht, und er bestand darauf, daß der Kaiser seine Räte entfernte. Hierin war aber der Kaiser der Meinung, nicht nachzugeben, und nun entspannen sich jene denkwürdigen Verwickelungen, deren wahren Verlauf man bisher nicht in vollkommen genügender Weise verfolgt hat.

Mit den erwähnten Streitigkeiten, die schon sehr weit gegangen waren, verbanden sich noch andere: die kaiserlich gesinnten Kardinäle machten dem Papst das Leben sauer und wurden hiebei vom kaiserlichen Hofe aus unterstützt. Hierüber geriet der Papst in heftigen Zorn und richtete an den Kaiser eine sehr anzügliche Zuschrift, worin er seinen schlechten Lebenswandel rügte und ihm vorwarf, daß er eine Menge Verbrechen begangen habe, wegen deren er verdiene, abgesetzt zu werden. Daß es dem Papste möglich sein sollte,

durch eine Verurteilung den Kaiser abzusetzen, schien nun dem König eine unerhörte Sache. Er schritt also sogleich dazu, diese Anmaßung energisch abzuweisen, und berief eine Synode deutscher Bischöfe nach Worms (1076), welche dafür hielten, daß sie den Papst wegen der Verbrechen, die ihm zur Last fielen, absetzen könnten. Ehe noch der Papst seine Drohung, den Kaiser zu stürzen, verwirklichte, erklärte jene Synode den Papst für abgesetzt; ein Vorgehen, das in der Geschichte, wie wir gesehen haben, nicht ohne Beispiel war, während auf der anderen Seite die Absetzung eines Kaisers durch den Papst allerdings bisher unerhört war. Die vom Kaiser Heinrich IV. mit dem Beschlusse der Synode abgesendeten Boten kündigten dem Papste seine Absetzung gerade in dem Augenblicke an, wo er an der Spitze einer lateranensischen Synode saß. Gregor VII. und seine Synode exkommunizierten nun alsbald den Kaiser und erklärten ex parte omnipotentis Dei et Sancti Petri, daß er nicht mehr Kaiser sein könne.

In Deutschland waren mittlerweile Verhältnisse eingetreten, die es Heinrich fast unmöglich machten, seine Entschlüsse durchzuführen. Der Kaiser war nämlich mit den Sachsen und ihren Fürsten in Streit geraten, wobei Recht und Unrecht auf beiden Seiten wohl gleich verteilt war. Die Sachsen hatten rebelliert, und er hatte die Flucht ergreifen müssen. Später gelang es ihm zwar, sich dieses Land wieder zu unterwerfen, und dadurch gewann er für einige Zeit die Mittel, sich dem Papste zu widersetzen; allein vielen von den deutschen Fürsten, darunter Rudolf von Schwaben, Welf und anderen mehr, schien es gefährlich, daß der deutsche Kaiser zu mächtig werde. Sie ließen daher die gefangenen sächsischen Großen wieder nach Hause gehen, wodurch Sachsen neuerdings in große Gärung geriet, und verbündeten sich mit dem Papste. Auf der von Heinrich nach Mainz berufenen Synode erschienen die wichtigsten deutschen Fürsten nicht, und sie ging wieder auseinander. Der später nach Tribur berufene Reichstag spaltete sich in zwei Lager, in ein kaiserlich und ein päpstlich gesinntes, die zu Tribur und dem gegenüberliegenden Oppenheim getrennte Zusammenkünfte hielten, und somit nicht die Einheit des Reiches, sondern dessen Entzweiung repräsentierten. Die Hauptfrage war die, ob der Papst das Recht habe, den Kaiser zu exkommunizieren, und da die deutschen Fürsten dies nicht anerkennen wollten, so schrieb der Papst eine Menge von Briefen, worin er sich auf die falschen Dekretalen stützte, und schickte eigene Legaten nach Tribur, welche mit den deutschen wohlgesinnten Bischöfen lange Konferenzen hielten. Die Folge davon war, daß, weil niemand an die Echtheit jener Dekretalen zweifelte, die deutschen Bischöfe und Fürsten anerkannten, daß der Papst das Recht habe, den Kaiser zu exkommunizieren, besonders wenn ein Kaiser es wage, sich dem Papste zu widersetzen[1]).

1) Man betrachtete nämlich, gestützt auf die falschen Dekretalen, welche dieses aussprachen, das Recht der Exkommunikation des Kaisers durch den Papst als ein solches, welches die Päpste von Anfang an ohne Widerstreit in Besitz gehabt hätten.

Dieses war der größte Sieg, den das Papsttum je erfochten. Nun bestand aber in Deutschland das Recht, daß, wer innerhalb Jahr und Tag sich nicht aus dem Banne löse, auch seine weltliche Stelle verliere. Die Fürsten verlangten also vom Kaiser, daß er innerhalb dieser Frist die Absolution vom Papst erwirke; wo nicht, so müßten sie ihm den Gehorsam versagen. Darauf nun versprach der Kaiser, er werde sich dem Papste unterwerfen, begab sich mitten im Winter über die Alpen und traf mit dem Papste, der eben im Begriffe war, auf die Einladung mehrerer deutschen Großen nach Deutschland zu gehen und dort die Absetzung des Kaisers zu betreiben, in Canossa zusammen. Dort that Heinrich IV. die verlangte Buße, wenn auch weit entfernt von jeder Zerknirschung, und der Papst sprach ihn vom Banne frei, nicht gerade zum großen Vergnügen der Deutschen.

Die fernere Frage aber, ob der Kaiser nicht Verbrechen begangen habe, infolge deren er die Absetzung verdiente, sowie die Frage, ob die dem Papst zur Last gelegten Verbrechen auf Wahrheit beruhten, war hiemit noch keineswegs erledigt. Da fiel nun jene denkwürdige Scene vor, in welcher der Papst eine Hostie weihte, in zwei Stücke zerteilte, und mit den Worten: „Wenn ich die mir zur Last gelegten Verbrechen wirklich begangen habe, so soll mich diese Hostie vom Erdboden vertilgen; wenn du dich eben so rein weißt von den Verbrechen, deren du beschuldigt bist, so nimm die andere Hälfte" — die eine Hälfte der Hostie konsumierte. Der Kaiser weigerte sich, seinem Beispiele zu folgen, und darauf sagte der Papst zu den deutschen Fürsten: „Ich habe euern Kaiser zwar absolviert, aber ich gebe ihn euch schuldiger zurück, als früher" (culpabiliorem vobis reddo).

Nachdem dies geschehen war, ging der Kaiser unversöhnt mit dem Papste von Canossa weg, und nun sammelten sich alle Italiener um ihn. Die deuschen Fürsten aber setzten ihn ab, weil sie seinen Zorn fürchteten.

Auf diese Weise hatte Gregor erreicht, was er bezweckte: 1. daß der Papst sich von dem Kaiser faktisch emancipierte, 2. daß der Kaiser die Bischöfe nicht ein- und absetzen konnte, wie er wollte; 3. daß der Papst das Recht, über den Kaiser die Exkommunikation auszusprechen, durchsetzte.

Nun kam es zum Kriege, in welchem der Kaiser nach Rom ging und den Papst verjagte (1084). Gregor flüchtete sich sodann zu den Normannen und starb bald darauf, mit den Worten: „morior in exilio, quia justitiam dilexi."

Sein Nachfolger Urban II. führte die päpstlichen Ansprüche erst vollends durch. Roms Anhänger in Deutschland, die viel stärker waren, als in Italien, stellten zwei Gegenkönige auf, zuerst Rudolf von Rheinfelden, und nachdem dieser getötet worden war, Hermann von Luxemburg, welch letzterer eine gewisse Autorität in Norddeutschland erlangte. Nachdem auf einem Konzil zu Quedlinburg die hierarchischen Ansprüche volle Anerkennung gefunden hatten, gelang es dem Papste sogar, den Sohn Heinrichs IV., den nachmaligen Heinrich V., für sich zu gewinnen. Dieser stellte sich am Ende, damit nicht

die ganze Autorität des Hauses in Trümmer gehe, an die Spitze der Opposition gegen seinen Vater und nötigte denselben, ihm die Krone abzutreten.

Dadurch wurde die ganze Lage der Dinge verändert: das Kaisertum war zwar nicht unterdrückt, behauptete aber nicht mehr jene unbedingte Höhe, die es unter den Ottonen und noch mehr unter Karl dem Großen eingenommen hatte. Der Papst spielte jetzt die erste, der Kaiser nur mehr die zweite Rolle. —

Zwölfter Vortrag.

(Vom 7. Oktober 1854.)

Die Hauptfrage, von wem die Bischöfe in Zukunft investiert werden sollten, war aber immer noch nicht entschieden. Die Päpste, von der Absicht ausgehend, nicht nur sich selbst, sondern die ganze Hierarchie von den Kaisern zu emancipieren, hatten den Grundsatz aufgestellt, daß kein Geistlicher von einem weltlichen Fürsten belehnt werden dürfe.

Mit dieser Absicht hing auch die Idee von der Ehelosigkeit zusammen, die bis dahin zwar in den höheren Graden eingeführt war, aber auf die niederen Grade der Geistlichen erst jetzt ausgedehnt wurde. Die Päpste hatten bei diesem Verbot die Zustimmung des Volkes für sich, welches wenigstens in dem größeren Teil von Europa die nicht verheirateten Geistlichen für heilig hielt. In Deutschland hingegen wollte man sich das Cölibat lange nicht gefallen lassen. Die Päpste setzten es aber durch und hatten hiemit in ihrem Bestreben, die Geistlichkeit von allem Zusammenhang mit der übrigen Welt loszureißen und ganz ihren eigenen Zwecken dienstbar zu machen, den erwünschten Erfolg.

Was nun die Investitur betrifft, so war der größte Teil der fürstlichen Besitzungen an die Geistlichen übergegangen, und die Kaiser behaupteten, daß jeder, der weltliche Güter besitze, sie von ihnen zu Lehen nehmen müsse. Wenn nun die Päpste ihre gegenteilige Ansicht durchsetzten, wonach die Geistlichen ihre Güter behalten sollten, ohne sich von dem Kaiser belehnen zu lassen, so wurde das Fürstentum unendlich geschwächt, indem es einen der wichtigsten Teile seiner Befugnisse verlor. Zwar konnte man auch auf den Gedanken geraten, daß die Geistlichen gar keine weltlichen Güter besitzen sollten, und diesen Gedanken faßte wirklich der Papst Paschalis, welcher darüber mit Heinrich V. zusammengeriet. Der Papst erregte aber dadurch bei der Geistlichkeit einen solchen Widerstand, daß er sich gezwungen sah, davon abzustehen und dem Kaiser zu schwören, daß er ihn nicht exkommunizieren wolle. Der

nächste Papst, Calixtus, exkommunizierte dann den Kaiser dennoch, worauf es zu weiteren Streitigkeiten zwischen beiden kam, bis die deutschen Fürsten sich der Sache annahmen.

Es wurde im Jahre 1122 zu Worms das erste große Konkordat zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt abgeschlossen, welches besonders dadurch wichtig ist, daß das Kaisertum schon so weit herabgebracht war, daß es allein die Sache nicht mehr durchführen konnte, sondern alle Fürsten zusammenkommen und sich gleichsam als Repräsentanten des Kaisertums gerieren mußten. Das Konkordat ließ es bei der Belehnung der Geistlichen durch die weltliche Gewalt, nur mit dem Unterschiede, daß in Italien die Weihe der Belehnung, in Deutschland die Belehnung der Weihe vorangehen solle.

So waren nun Kaisertum und Papsttum wieder einigermaßen mit einander verträglich geworden; aber das war das alte Kaisertum nicht mehr; es hatte viel an seiner früheren Bedeutung eingebüßt. Das zeigte sich am grellsten bei den Kreuzzügen, auf die wir jetzt zu sprechen kommen müssen.

2. Die Kreuzzüge.

Schon der erste Kreuzzug selbst hat unmittelbar zur Entscheidung des großen Kampfes zwischen Heinrich IV. und Urban II. beigetragen, indem die zur kriegerischen Wallfahrt vereinigten Truppen dazu angewendet wurden, um die Kaiserlichen aus Italien zu verjagen. Das ist aber nicht die wichtigste Seite der Sache, die Kreuzzüge haben vielmehr noch eine ganz andere Bedeutung. Sie berühren alle allgemeinen Verhältnisse der Welt und zeigen zugleich, daß nicht mehr der Kaiser, sondern der Papst der Führer der Christenheit im Abendlande ist.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Islam als erobernde Macht aufgetreten war und einen großen Teil des zum römischen Reiche gehörigen Gebietes überflutet hatte, so liegt der Gedanke nahe, daß, nachdem im Abendlande sich eine feste Gewalt gebildet hatte, diese die ganze in ihr wohnende Kraft dazu hätte anwenden sollen, sich dem Islam entgegenzusetzen und ihm die eroberten Provinzen wieder zu entreißen. Dieser Gedanke ist auch einmal gefaßt worden: Otto III. und Papst Gerbert hatten den Plan gemacht, zunächst nach Afrika zu gehen und die Provinzen wieder zu erobern, welche voreinst zum weströmischen Reiche gehört hatten, und von da aus Syrien zu erobern. Ein solcher Gedanke konnte aber unter den damaligen Umständen nicht realisiert werden.

Was ist das Charakteristische bei den Kreuzzügen? Sie sind große gemeinschaftliche Unternehmungen des abendländischen Reiches gegen den Orient. Eine solche gemeinschaftliche Unternehmung, angefangen unter einem weltlichen Oberhaupt, hätte eine methodische Kriegführung verlangt; davon war aber bei den Kreuzzügen beinahe gar keine Rede; sondern diese gingen

von einem rein geistlichen Gesichtspunkte aus, nämlich bloß von dem Verlangen nach dem Wiederbesitz des heiligen Grabes, dessen Besuch den frommen Wallfahrern durch die Saracenen auf alle mögliche Weise erschwert wurde.

Die Erinnerung daran, daß das mohammedanische Reich auf den Trümmern römischer Provinzen entstanden sei, war gänzlich entschwunden. Nur die Belästigungen der Wallfahrer durch die Moslimen hallten im Abendlande wider, und die Erbitterung hierüber wurde durch die feurige Beredsamkeit eines phantastischen Einsiedlers, Peter genannt von Amiens, zu hellen Flammen angefacht. Seine Aufforderungen fanden namentlich Anklang im Reiche der Capetinger, wo eine glänzende Ritterschaft unter dem Einfluß einer lebendigen, durch Poesie genährten Phantasie lebte.

An die Spitze dieser Bewegung stellte sich der Papst; er forderte auf den Konzilien zu Piacenza und Clermont zum Zuge gegen die Ungläubigen auf, und unter dem Rufe „Deus lo volt" nahm alles das Kreuz. Wie der Papst überhaupt sich gerne mit der populären Meinung vereinigte, was er bei der Cölibatsfrage bewiesen hatte, so that er es auch hier. Es wirkten religiöse, populäre und hierarchische Motive zusammen, und es ist gewiß niemals in der Welt ein wunderlicheres Unternehmen gewagt worden, als dieser erste Kreuzzug. Die Kreuzfahrer wollten ein Land jenseit der See erobern, ohne daß sie eine Seemacht besaßen. Es blieb ihnen daher nur der Landweg über Konstantinopel übrig. Dort trafen sie vor allem ein ihnen nicht homogenes Element in der Dynastie der Comnenen, welche sich natürlich vor dieser gewaltigen Verbindung abenteuerlicher und ehrgeiziger Wallfahrer fürchteten. Sie gestatteten ihnen daher den ungehinderten Durchzug nur nach Ablegung eines feierlichen Versprechens, daß sie die den Saracenen abgenommenen Provinzen den Griechen übergeben würden. Nun stürzten sich die Kreuzfahrer auf die saracenischen Länder, eroberten nach unsäglichen Mühseligkeiten[1]) Jerusalem 1099 und gründeten daselbst wider alle Erwartung ein Königreich. Der religiöse Impuls zeigte sich dabei in einer Mischung von Zügen, die einander zu widersprechen scheinen: die saracenischen Bewohner der eroberten heiligen Stadt wurden in Haufen hingewürgt, und an den heiligen Stätten strömte das Blut. Als man aber Gottfrid von Bouillon die Krone von Jerusalem antrug, schlug er sie aus mit den Worten: „Da, wo unser Erlöser eine Dornenkrone trug, will ich keine weltliche tragen!" Ein wunderbares Gemisch von Fanatismus und Hingebung. Erst von Jerusalem aus wurde die Küste erobert und dort eine Reihe von christlichen Fürstentümern gegründet.

Die Frage ist nun aber die: wie konnten diese Gründungen, vom Mutterlande getrennt, bestehen? Zwei Momente machten es möglich: 1., daß unter

---

1) In Antiochien, als der Mut der Kreuzfahrer schon ganz erschlafft war, wurden sie durch das bloße Auffinden der Speerspitze, mit welcher die Seite Christi durchbohrt worden war, zu neuen Anstrengungen begeistert.

demselben Impuls die Seemacht der romanischen Städte sich entwickelte (Venedig, Genua, Barcelona u. s. w.), welche die Verbindung mit dem Orient unaufhörlich vermittelten; 2. traten die Ritterorden hinzu, in welchen sich die sonderbarste Gestaltung des europäischen Adels ausbildete. Es hatten sich nämlich im Morgenlande Rittervereine gebildet, welche ursprünglich keinen anderen Zweck hatten, als den, die Pilger zu verpflegen und den Weg der wallfahrenden Christen vor den räuberischen Saracenen zu sichern. Diese ritterlichen Vereinigungen (Johanniter und Templer) breiteten sich nach und nach über das zurückliegende Europa aus, wurden mit reichlichen Dotationen ausgestattet und erhielten bald zahlreichen Zuzug von dem europäischen Adel, der eine Ehre darin fand, sich ihnen anzuschließen.

So nahm das Städtewesen sogleich beim ersten Aufkommen und ebenso der ganze europäische Adel eine hierarchische Gestalt an, und der Papst, der an der Spitze der Kreuzzüge stand, verbündete sich dadurch 1. mit den großen Vasallen, 2. mit dem gesamten Adel, 3. mit den Städten, 4. mit der gesamten Population, welche fast an nichts anderes mehr dachte, als an die Kreuzzüge. Man kann also sagen, daß die Kreuzzüge zunächst die Wirkung hatten, die päpstliche Macht ungemein zu vermehren.

Die Position aber, welche die Kreuzfahrer eingenommen hatten, erschien von vornherein als eine ganz unhaltbare. Sie hatten sich nämlich gerade in der Mitte der saracenischen Welt festgesetzt, nicht weit von Bagdad, wo das Kalifat seinen Sitz hatte, und nicht weit von Ägypten, wo ebenfalls ein Centrum der islamitischen Kultur war, so daß sie sich ungefähr in derselben Lage befanden, wie einst die Juden in der Mitte zwischen den Ägyptern und Assyrern.

Fragt man, wie es den Kreuzfahrern überhaupt gelingen konnte, trotz dieser ungünstigen Verhältnisse im Orient Fuß zu fassen, so ist der Grund der, daß das abbasidische Kalifat nicht bloß die Omajjaden in Spanien gegen sich hatte, sondern daß ein drittes Kalifat, nämlich das der Fatimiden in Afrika entstanden war, ausgehend von einer mystischen Sekte, welche behauptete, mit Fatima, der Tochter Mohammeds, zusammenzuhängen. Die Kalifate der Fatimiden und Abbasiden waren in fortwährendem Kriege miteinander begriffen, und dies war der politische Grund, warum es den Kreuzfahrern gelang, ein einigermaßen dauerndes Reich zu stiften.

Das Kalifat der Abbasiden hat das Schicksal erlebt, daß es von verschiedenen Völkern, namentlich türkischen Stämmen, überflutet ward. Darunter hatten die Seldschuken die größte Bedeutung, welche, nachdem die Kalifen in Bagdad zu bloßen geistlichen Fürsten herabgesunken waren, die eigentlich ausführende militärische Gewalt in Händen hatten. Hätten nun die Kreuzfahrer alsbald auf der einen Seite nach Ägypten, oder auf der anderen Seite nach Bagdad vordringen wollen, um rechtzeitig das eine oder andere Kalifat zu stürzen, so würde es ihnen wahrscheinlich gelungen sein; aber das fiel ihnen nicht ein. Es giebt gewisse historische Kombinationen,

denen keine Macht auf Erden, auch die klügste nicht gewachsen ist; und so kann man auch sagen, wenn man sich auf die Höhe jener Zeit stellt, daß, wenn beide Kalifate vereinigt wurden, es um die Kreuzfahrer geschehen war.

Dieses Ereignis trat dann wirklich ein. Die seldschukischen Emire bildeten ihre Macht immer mehr aus, und endlich machte Saladin dem Kalifat von Kairo ein Ende. Unter diesen Umständen führte weder der zweite noch der dritte Kreuzzug (1189) zu einem Resultate; denn das ganze Asien stand gegen die Kreuzfahrer vereinigt. Auf diese Weise ging Palästina wieder verloren; ein Ereignis, das man aber im Abendlande nicht verschmerzen konnte. Der Impuls zu diesen Unternehmungen dauerte fort, und es kam ein neuer Kreuzzug zu stande, der aber durch mancherlei Zufälligkeiten — hauptsächlich auf Veranlassung der Venezianer — seine Richtung nach Konstantinopel nahm und zur Stiftung eines lateinischen Kaisertums am Bosporus führte. Friedrich II., der Hohenstaufe, machte ebenfalls noch einen Versuch, Palästina den Saracenen abzunehmen; aber er brachte es zu nichts weiter, als zu einem Vertrage, wodurch die Pilgerfahrt nach Jerusalem erleichtert wurde. Schließlich unternahm Ludwig der Heilige von Frankreich, und zwar auf dem Wege, den ich für den richtigen halte, einen Zug nach dem Orient, nämlich gegen Ägypten, wo er jedoch gefangen wurde, und hernach einen zweiten gegen Tunis, auf dem er umkam.

Obwohl nun die Kreuzzüge wegen des unmethodischen Verlaufes, den sie nahmen, ihren direkten Zweck nicht erreichten, so hatten sie doch eine Menge indirekter Folgen, die von der größten Bedeutung waren. Sie gaben dem gesamten Abendlande ein unaufhörliches Gefühl der stärkeren Einheit; sie erzeugten einen fortwährenden Impuls nach dem Orient, bildeten das Städtewesen, das Rittertum und einen stärkeren allgemeinen Verkehr aus, und vor allem gaben sie dem geistlichen Oberhaupt ein ungeheures Übergewicht.

Den Päpsten konnte es sogar lieber sein, daß die Unternehmung gegen Jerusalem nicht glückte; hatten sie doch dadurch einen immerwährenden Grund, Europa fort und fort für ihre Zwecke in Bewegung zu setzen. —

Dreizehnter Vortrag.

(Vom 8. Oktober 1854.)

3. Überwältigung der weltlichen Gewalt durch das Papsttum.

Einer der vornehmsten Gedanken, die ich mir gebildet habe, und von dem ich der Überzeugung bin, daß er vollkommen richtig ist, ist der, daß der Komplex der christlichen Völker Europas als ein Ganzes, gleichsam als Ein

Staat zu betrachten ist, sonst könnte man den ungeheuren Unterschied, der zwischen der occidentalen und orientalen Welt, und die große Ähnlichkeit, welche zwischen den germanischen und romanischen Völkern besteht, nicht recht begreifen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, haben wir die Kreuzzüge als auswärtige Unternehmungen der Christenheit betrachtet und gehen nunmehr auf die inneren Angelegenheiten dieses Völkerkomplexes über, als welche wir das Verhältnis der einzelnen Fürsten zu einander und zu dem Papste betrachten.

Zwischen dem Kaisertum und dem Papsttum war, wie wir gesehen, ein Konkordat abgeschlossen worden, und man hatte sich so ziemlich mit einander verständigt. Da bekam das Kaisertum eine höchst würdige Repräsentation in dem Hohenstaufengeschlechte, welches mit den Saliern in weiblicher Linie zusammenhing und insofern gewissermaßen eine Fortsetzung des früheren Kaisertums war. Auf der anderen Seite aber unterschieden sich die Staufer dadurch von den Saliern und Ottonen, daß sie schon von vornherein nicht als die ganze Gewalt an und für sich umfassend, sondern in einem gewissen Verhältnis zu der allgemein von den Fürsten angestrebten Unabhängigkeit emporkamen. Wir haben nämlich oben gesehen, wie der Kampf des Kaisers mit dem Papste nicht hatte ausgemacht werden können, ohne die Fürsten hereinzuziehen. Unter diesen war das mächtigste Geschlecht, das der Welfen, in Niederdeutschland begründet von dem sächsischen Kaiser Lothar, der seine Tochter mit dem Welfen Heinrich dem Stolzen von Bayern vermählte. Ohne die Hülfe der mächtigen Welfen wäre es Friedrich I. nicht geglückt, die Kaiserkrone zu erlangen und sich in deren Besitz zu behaupten; und von da an wurde es den Kaisern überhaupt nicht mehr möglich, sich anders, als durch ein persönliches Verständnis mit den Fürsten auf dem Throne zu erhalten. Friedrich I. schloß ein solches Verständnis mit Heinrich dem Löwen ab, und da er nun diesen mächtigsten Fürsten auf seiner Seite hatte, so konnten auch die übrigen nichts gegen ihn unternehmen; aber man sieht, daß es mit der unbedingten Autorität des Kaisers ein Ende hatte.

Als nun Friedrich I. Kaiser geworden war und die Idee des deutschen Reiches wieder herzustellen suchte, geriet er mit dem Papst in Streit über gewisse Ehrenrechte. Papst Hadrian hatte in einem Briefe an den Kaiser sich des Wortes Beneficium in Bezug auf das deutsche Reich bedient, was der Kaiser ebensowenig wie die Fürsten zu dulden gemeint waren.

Der vornehmste Streit aber, worauf die ganze Geschichte der Hohenstaufen basiert, drehte sich um die Herrschaft in Italien. Die Hohenstaufen hatten nämlich ihre Hauptgüter im südlichen Deutschland und suchten durch die Verbindung dieser ihrer süddeutschen Besitzungen mit dem nördlichen Italien ihren Einfluß in Italien überhaupt zu erhöhen. Dabei jedoch hatten sie das Unglück, mit den Städten in Oberitalien in Konflikt zu geraten. In diesen war schon früher ein Gefühl von Unabhängigkeit erwacht, welches sich vielleicht auf Momente ihrer alten Verfassung zurückführen läßt. Diese Städte

waren von den Ottonen den Bischöfen unterworfen worden; als aber der große Streit zwischen den Kaisern und den Päpsten ausbrach, suchten sie sich sowohl von ihren Bischöfen als von dem Kaiser freizustellen.

Friedrich I., schon seiner Natur nach sehr geneigt, sich Gehorsam zu erzwingen, wurde in seinem Unwillen gegen diese Städte noch mehr bestärkt durch die römischen Juristen, welche in ihm die Ideen vom altrömischen Imperium wachzurufen strebten. Da die Städte sich eigene unabhängige Obrigkeiten zu setzen suchten und die bei Römerzügen herkömmlichen Leistungen verweigerten, so kam es zum offenen Kampfe zwischen ihnen und Friedrich, in welchem sie besiegt und die Rechte des Kaisers durchgesetzt wurden. Nun wollte dieser seine Rechte auch auf Mittelitalien, wo der Papst mächtig war, und von da auf Rom ausdehnen, und da geriet er nun mit dem Papste zusammen. Mittlerweile war in Rom eine streitige Papstwahl ausgekommen, indem ein kaiserlich Gesinnter und ein anderer mit mehr hierarchischen Tendenzen einander gegenüberstanden. Der Kaiser glaubte, er sei befugt, ein Concilium zu berufen und dort seinen Kandidaten durchzusetzen. Dem widersetzte sich Alexander III., worauf der Kaiser nach Rom ging, den Papst verjagte, und alles durchsetzte, was er beabsichtigt hatte. Indem aber dies geschah, schlossen die Städte das lombardische Schutz- und Trutzbündnis gegen den Kaiser und vereinigten sich mit dem Papste. Friedrich kehrte mit seinem durch Kämpfe und Seuchen geschwächten Heere über die Alpen nach Deutschland zurück, und rüstete sich dort neuerdings zum Kampf gegen das Papsttum und die Städte, welche durch ihre Macht dem Papsttum eine nicht hoch genug anzuschlagende Widerstandsfähigkeit verliehen[1]).

Hätte der Kaiser in dem nunmehr ausgebrochenen Kampfe die gehörige Hülfe aus Deutschland erhalten, so würde er wohl die Oberhand gewonnen haben. Allein nun brach auch dort ein Streit zwischen Friedrich und seinem mächtigsten Reichsfürsten, Heinrich dem Löwen, aus. Kaum erfuhren dies die italienischen Städte, so warfen sie sich mit doppeltem Ungestüm auf den Kaiser und schlugen ihn bei Legnano 1176 aufs Haupt. Infolge dieser Schlacht mußte Friedrich sich dem Papste unterwerfen, die feierliche Erklärung abgeben, daß er in den 25 Jahren seiner Regierung geirrt habe, und den Papst um Verzeihung bitten. Ich kann überhaupt Friedrich I. für keinen großen Politiker ansehen; sein wichtigstes Ziel, die Unabhängigkeit des Kaisertums vom Papsttum zu behaupten, hätte er wahrscheinlich erreicht, wenn er durch einige Konzessionen sich mit Heinrich dem Löwen verständigt und die italienischen Städte für sich gewonnen hätte.

Friedrich I. gab nun seinen Kampf mit dem Papste vollständig auf und wendete seine ganze Aufmerksamkeit auf Deutschland; aber das Kaisertum faktisch mächtig zu erhalten, blieb immer noch sein Hauptgedanke. Zu diesem Zwecke schloß er mit den italienischen Städten zu Konstanz einen Ver-

1) Sie gründeten dem Papst Alexander III. zu Ehren Alessandria.

gleich, in welchem die Rechte des Kaisers und der Städte ziemlich ausgeglichen wurden, um sich mit seiner ganzen Macht auf seinen verhaßtesten Gegner, Heinrich den Löwen, werfen zu können. In diesem Kampfe gegen den gewaltigen Herzog, welcher Sachsen und Bayern zugleich besaß, wurde Friedrich auch von den übrigen deutschen Fürsten unterstützt, die lieber unter dem Kaiser stehen, als einen so übermächtigen Genossen neben sich dulden wollten. Es gelang ihnen, Heinrich dem Löwen ganz Bayern zu entreißen und ihn auch in Niederdeutschland auf einen sehr engen Kreis einzuschränken. Endlich wurde er sogar in die Reichsacht erklärt und mußte Deutschland ganz meiden. Dadurch gelangte Friedrich wieder zu hohem Ansehen. Er faßte aber auch noch einen anderen Gedanken, nämlich den, das hohenstaufische Haus mit dem normännischen Fürstengeschlechte in Verbindung zu setzen und das Erbe von Neapel und Sicilien an sich zu bringen.

Schon Karl der Große war in Neapel gewesen, und die Ottonen hätten es ganz in Besitz nehmen können. Später bemächtigten sich die Normannen des Landes, welche sich zuerst an das Kaisertum und später an den Papst anschlossen, was nicht ohne Einfluß auf die Verhältnisse war; denn sie hatten eine bedeutende Macht erlangt, mit welcher sie auch dem griechischen Kaiser sehr beschwerlich fielen, an den Kreuzzügen lebhaften Anteil nahmen und sogar nach Afrika übersetzten. Das normännische Königsgeschlecht starb aber in männlicher Linie aus, und der letzte König von Neapel und Sicilien hinterließ nur eine Tochter, Namens Konstanze. Diese vermählte Friedrich mit seinem Sohne, dem nachmaligen Kaiser Heinrich VI. Auf diese Weise machte Friedrich I., obwohl er den Papst nicht hatte bezwingen können, dadurch, daß er dessen Autorität anerkannte, seinen vornehmsten Gegner in Deutschland entfernte und Neapel an sein Haus brachte, das Kaisertum und sein Geschlecht wieder mächtig. Er war ein ebenso würdiger Repräsentant des Kaisertums im 12. Jahrhundert, als Heinrich III. es im 11. Jahrhundert gewesen war.

Sein Sohn Heinrich VI., welcher zwar kein so idealer Mensch war, wie sein Vater, aber Klugheit und Geist in hohem Grade besaß, gedachte nun, die von dem Vater ererbte Macht immer weiter zu entwickeln. Unter den heftigsten Kämpfen setzte er sich in den Besitz von Sicilien, beherrschte die oberitalienischen Städte und setzte in der Mark Ancona seinen Seneschall ein. Er hatte seine Beamten in Rom, und der Senat mußte ihm Gehorsam schwören. Ja er faßte sogar den Gedanken, nach Konstantinopel zu gehen und dieses mit dem Reiche zu vereinigen. Ein anderer Hauptgedanke, den er aber nicht ins Werk zu setzen vermochte, war der, das deutsche Reich erblich zu machen. Zu diesem Zwecke wollte er bewirken, daß sein Sohn zu seinem Nachfolger ernannt werde, wofür er das Gegenversprechen machte, Sicilien und Neapel, die seinem Hause gehörten, mit dem Reiche für immer zu vereinigen und den deutschen Fürsten in ihren Besitzungen eine gewisse Latitüde zu lassen. Wäre er mit diesem Vorhaben durchgedrungen, so würden

die deutschen Fürsten um einen Grad tiefer in ihrer Macht herabgekommen sein; denn die Unabhängigkeit der Einzelfürsten Deutschlands steht mit der Macht des gesamten Deutschlands im umgekehrten Verhältnis. Es war aber wie ein Schicksal, daß das deutsche Reich nie zur Entwickelung kommen sollte. Auch Heinrich VI. starb in der Mitte dieser seiner Bestrebungen mit Hinterlassung eines Sohnes, der noch in der Kindheit sich befand, und an die Stelle des schwachen Papstes Cölestin trat Innocenz III., einer der thatkräftigsten und mächtigsten Päpste.

In Deutschland erhoben sich jetzt wieder die beiden Parteien der Welfen und Staufer. Heinrich der Löwe war nach Friedrichs I. Tod wieder zurückgekehrt und hatte sich an die Spitze seiner Anhänger gestellt. Es kam zu einer streitigen Kaiserwahl in Deutschland, bei der sich zwei Bewerber gegenüber standen, nämlich Otto, der Sohn Heinrichs des Löwen, und Philipp der Hohenstaufe.

Der Papst entfernte nunmehr die kaiserlichen Beamten aus Rom und stellte die päpstliche Gewalt wieder in ihrem vollen Umfange her, setzte seine Macht auch in Toscana fest und behauptete sein Übergewicht auch in Oberitalien. Was die beiden Prätendenten betraf, so forderte er sie auf, vor seinen Richterstuhl nach Rom zu kommen, um sich dort seiner Entscheidung zu unterwerfen. Der Papst war anfangs für Otto, später für Philipp; als aber durch die Ermordung Philipps der kaiserliche Thron erledigt wurde, erklärte er sich abermals für Otto. Dieser hatte sich indessen mit einer Dame aus dem hohenstaufischen Hause vermählt und war durchaus nicht gemeint, das mindeste von den Ansprüchen der Kaiser aufzugeben. Ja, er erlaubte sich sogar in Italien wirkliche Übergriffe, worüber der Papst in den höchsten Zorn geriet: „Poenitet nos, fecisse hominem“. Otto besaß zwar nicht die Fülle der hohenstaufischen Macht, aber in Italien ging eine bedeutende Partei mit ihm, und was ihm, als er nach Deutschland zurückkehrte, eine noch größere Bedeutung gab, das war sein Verhältnis zu England, auf welches wir jetzt einige Blicke zu werfen haben.

In England war im Jahre 1066 Wilhelm der Eroberer nicht ohne Mitwirkung des Papstes auf den Thron gekommen. Die Angelsachsen waren zwar gut päpstlich gesinnt, aber es hatte sich doch eine angelsächsische Kirche gebildet, die mit dem damaligen Papst Alexander II. in Streit geriet. Dieser forderte Wilhelm selbst auf, nach England zu gehen, worauf dieser daselbst eine römische Hierarchie einrichtete und sich enge an den Papst anschloß. Dieses Verhältnis dauerte aber nicht lange; auch die normännischen Fürsten gerieten in Opposition mit der römischen Kirche und schlossen mit derselben ein Konkordat ab. Die normännisch-englische Macht kam dadurch zu hoher Bedeutung, daß das Geschlecht der normännischen Herzöge ausstarb, und Heinrich von Anjou, genannt Plantagenet, einer der ausgezeichnetsten Könige, die jemals existierten, den Thron bestieg. Auch ein äußerer Umstand trug dazu bei, die Macht dieses Königs zu vermehren. Einer der gewaltigsten Fürsten in Frank-

reich, der Herzog von Aquitanien (Guyenne), hinterließ eine Erbtochter, Eleonore, welche sich mit Ludwig VII. von Frankreich vermählte. Dieser ließ sich jedoch später von ihr scheiden, worauf sie eine neue Ehe, eben mit Heinrich Plantagenet einging, und diesem ihre reichen Besitzungen zubrachte. Infolgedessen wurden die französischen Könige in ihrem unmittelbaren Besitz auf einen sehr geringen Teil von Frankreich, nämlich auf fünf der jetzigen Departements, eingeschränkt. Außerdem vereinigte Heinrich II. von England auch Irland mit seinem Reiche und erwarb sich das Verdienst, die englische Gerichtsverfassung so begründet zu haben, wie sie noch heutzutage besteht. Hierüber geriet er in einen Streit mit der kirchlichen Jurisdiktion. Durch die Ermordung seines ehemaligen Kanzlers Thomas Becket, Erzbischofs von Canterbury, der ihn in diesem Streite exkommuniziert hatte, brachte er aber das Volk in eine solche Aufregung, daß er vor dem Schreine des Gemordeten Abbitte thun und sich dem Papste unterwerfen mußte.

Wir sehen also hieraus, daß dieselben Verhältnisse zwischen Kirche und Regenten, die sich in Deutschland entwickelt hatten, auch in England Platz griffen. Der Sohn Heinrichs II. empörte sich gegen seinen Vater und rief in diesem Kampfe seinen Oberlehnsherrn, den klugen Philipp August, König von Frankreich zu Hülfe. Darüber starb Heinrich II. in großem Kummer. Der zweite von seinen Söhnen war Richard Löwenherz, der anfangs auch mit Philipp August enge verbunden war, sich aber später, während des Kreuzzuges, mit ihm entzweite. Infolgedessen geriet er auf seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande in Gefangenschaft und wurde, als er daraus wieder befreit war, bei der Belagerung eines Schlosses in Aquitanien getötet. Auf ihn folgte sein jüngster Bruder Johann ohne Land, ein höchst gewaltthätiger Fürst, der immer mit seinen Vasallen in Streit lag und durch die Ermordung seines Neffen Arthur, Herzogs der Bretagne, es dahin brachte, daß die Pairs von Frankreich ihn seiner Lehen, die er in Frankreich besaß, für verlustig erklärten, worauf Philipp August, sein oberster Lehnsherr, die Normandie und den größten Theil der englischen Besitzungen in Frankreich eroberte. In dieser Not verband sich Johann mit dem Welfen Otto in Deutschland, und beide faßten nun den Gedanken, sich gemeinschaftlich dem Papst und dem König von Frankreich zu widersetzen.

Allein Innocenz III. war Manns genug, um sie beide zu besiegen. Er unterstützte daher den Gedanken des Königs von Frankreich, nach England zu gehen und dort mit Hülfe der mißvergnügten Vasallen Johann zu stürzen; und um den Kaiser Otto im Schach zu halten, schickte er den 18jährigen Hohenstaufen Friedrich II. (1212) als Gegenkönig aus Sicilien nach Deutschland. Dieser fand in Deutschland großen Anhang, und so bildete sich eine Koalition des Papstes, des Königs von Frankreich und des jungen Hohenstaufen Friedrich auf der einen, des Königs Johann von England und des Kaisers Otto auf der anderen Seite. Im Jahre 1214 kam es zu einem

Treffen bei Bouvines in Flandern, in welchem der König von Frankreich den Sieg behielt.

Von dieser Zeit an war das Übergewicht des Papstes vollkommen entschieden; denn er hatte die ganze Macht Heinrichs VI. in seine Hände gebracht; er hatte den Welfen vollkommen gedemütigt und die englischen Angelegenheiten so geleitet, daß Otto von dorther keine Hülfe mehr finden konnte, und auf der anderen Seite war Philipp August von Frankreich sein engster Verbündeter. Durch eine Kombination von politischen Beziehungen und Kriegsfällen war es also, daß der Papst seine Übermacht erhielt, und nicht durch die Entwickelung der geistlichen Idee.

Otto verlor das Kaisertum und wurde auf einen sehr kleinen Machtkomplex in Niedersachsen reduziert; Philipp August hingegen zog im Triumph in Paris ein und wurde dort von den Franzosen, in denen sich zum ersten Mal seit der capetingischen Zeit das Nationalgefühl regte, mit Jubel empfangen. In England brach mit der Niederlage Johanns ein neuer Tumult der Barone aus, die ihn im Jahre 1215 nötigten, ihnen die Magna Charta zu geben. Der neue Kaiser Friedrich II. war zwar auch ein Hohenstaufe, aber keiner von der älteren Schule; denn die Unabhängigkeit des Kaisertums war dadurch keineswegs gefördert worden, daß er seine Krone dem Papste zu verdanken hatte. Der Papst hatte sich von dem jungen Fürsten versprechen lassen, daß er, sowie er einen Sohn bekäme, denselben sofort zum sicilischen König machen, ihn aber alsbald außer aller Verbindung mit Deutschland setzen wolle.

Die Absicht der Päpste war also lediglich die, die Hohenstaufen zu ihren hierarchischen Zwecken zu benützen und sie in solcher Schwäche zu erhalten, daß sie nichts gegen sie ausrichten konnten. Das wollte sich Friedrich aber nicht gefallen lassen, und so geriet auch er in Kampf mit seinem ehemaligen Beschützer. Um die Wahl seines Sohnes Heinrich zum deutschen König durchzusetzen, gewährte er den geistlichen Fürsten eine Menge von Rechten; diese sperrten sich aber dessenungeachtet gegen ihn, und als er, um in den weltlichen Fürsten ein Gegengewicht zu erhalten, auch diesen viele Rechte abtrat, so löste er seine deutsche Macht vollkommen auf.

In seinem Streite gegen den Papst hat dieser Kaiser drei verschiedene Direktionen verfolgt: 1. die kaiserliche Würde aufrecht zu erhalten, 2. die oberitalienischen Städte zu zügeln, 3. Neapel und Sicilien zu beherrschen. In letzterem Lande hatte er eine sonderbare Stellung, denn dort wohnten noch Saracenen, die ihm ebenso lieb waren, wie die Christen, weshalb er in Verdacht des Unglaubens geriet[1]). In Oberitalien, wo sich die Parteien der Guelfen und Ghibellinen am schroffsten gegenüberstanden, kämpfte er mit vielem Glück, und es gelang ihm, die lombardischen Städte 1237 zu besiegen.

---

1) Friedrich II. richtete in Neapel eine sehr gute Administration ein, die als Muster für spätere Zeiten gilt.

Den Papst Innocenz IV. zwang er, aus Italien zu entweichen, worauf ihn derselbe von Lyon aus absetzte und exkommunizierte. Die Päpste waren überhaupt seit Anfang des 13. Jahrhunderts noch viel mächtiger geworden durch das Institut der Bettelorden, welche allenthalben für sie wirkten. In Deutschland erhob sich in Heinrich Raspe, dem Landgrafen von Thüringen, ein Gegenkönig; der Kaiser selbst wurde in Italien geschlagen und kam inmitten dieser Tumulte 1250 um.

In seinem ganzen Gebiete wurde der Papst Alleinherr. Der Sohn Friedrichs II., Konrad IV., vermochte sehr wenig. In Neapel hielt sich Manfred, ein unechter Sohn Friedrichs, sehr tapfer; allein der Papst rief Karl von Anjou, einen Bruder Ludwigs des Heiligen von Frankreich, zu Hülfe, welcher Manfred schlug und Neapel und Sicilien als Lehen aus den Händen des Papstes entgegennahm, so daß diese Länder nunmehr vom Kaiserreiche getrennt wurden. In Oberitalien war Innocenz IV. durch die guelfische Partei mächtig; in Deutschland stritten die Gegenkönige sich miteinander herum; der französische König war dem Papste ganz ergeben, und so konnte sich niemand mehr gegen die geistliche Gewalt regen. Nach dem Tode Manfreds faßte Friedrichs II. Enkel, Herzog Konradin von Schwaben, den Entschluß, nach Italien zu gehen und dort den Kampf des Erbrechtes gegen die päpstlichen Ansprüche auszufechten, allein er wurde geschlagen und unter der Form Rechtens hingerichtet. Sein Tod bezeichnet das Ende des alten Kaisertums, denn obwohl er selbst nicht Kaiser war, so gehörte er doch zu dem Geschlechte, welches die Würde des Kaisertums stets aufrecht zu erhalten suchte.

Nun erübrigt mir noch, ein paar Worte über den allgemeinen Zustand nach diesen Kämpfen der geistlichen mit der weltlichen Macht hinzuzufügen. Die Päpste geboten in Italien, denn da hatten sie vermöge ihres Rechtes den mächtigsten König aufgestellt, und diese Könige aus dem Hause Anjou, welche in Neapel herrschten, haben stets an der Spitze der guelfischen Partei gestanden und die Ansprüche des Papstes in Italien unterstützt. In Deutschland trat ein Interregnum ein, es standen mehrere Prätendenten einander gegenüber, bis es den Päpsten zu arg wurde und sie den deutschen Fürsten befahlen, einen König zu wählen. Die Kurfürsten traten zusammen und wählten, vornehmlich die geistlichen, Rudolf von Habsburg (1273), den Stifter des Hauses Österreich, der, mit Hülfe des Papstes gewählt, sich auf die innern Angelegenheiten Deutschlands beschränkte und dem Papste die Rechte des Reiches in Italien überließ.

In England, welches für die römische Kirche ein sehr einträgliches Land war, saß Heinrich III., der Sohn Johanns ohne Land, auf dem Throne, welcher durch die päpstlichen Kommissarien regierte und regiert wurde. In Frankreich standen die Capetinger nicht nur auf Seiten der Päpste, sondern befanden sich in einer noch näheren Beziehung zu ihnen. Die capetingische Herrschaft hatte sich über das südliche Frankreich ausgebreitet, nicht allein im

Namen der Oberlehnsherrschaft, sondern infolge eines Kirchenstreites. Dort war nämlich die Sekte der Albigenser entstanden, welche sich zu Religionsansichten bekannten, die von der römischen Kirche abwichen und an dem Grafen von Toulouse ihre Stütze fanden. Dieser wurde von dem Papste exkommuniziert, und König Ludwig VIII. von Frankreich ward Exekutor des päpstlichen Bannes. So verbreitete das Königtum in Frankreich seine Macht über den Süden dieses Landes lediglich dadurch, daß es die päpstlichen Befehle exequierte.

Ebenso waren in Spanien die neu entstandenen Königreiche Aragon, Castilien und Portugal ganz in den Ideen der Kreuzzüge gegründet worden. In derselben Zeit breitete sich im nördlichen Europa der geistliche Ritterorden der Deutschherren aus, durch welchen das Land jenseit der Weichsel, Preußen, Kurland, Livland erobert, christianisiert und dem Einfluß des Papsttums unterworfen wurde. Auch die Städte in Italien und Frankreich, die unter der Fahne Oriflamme ihre Mannschaften zu den Kreuzzügen entsendet hatten, standen unter geistlichem Einfluß und hatten sogar überall eine Art geistlicher Verfassung.

So war das Papsttum aus der Tiefe der europäischen Dinge emporgestiegen und beherrschte sie im 13. Jahrhundert vollkommen. Kunst und Wissenschaft waren allenthalben von geistlichen Elementen durchdrungen und beherrscht. In der Baukunst hatte sich der gotische Stil geltend gemacht, in welchem die Idee der Christenheit symbolisiert wurde, und der, da er keinem Lande besonders angehört, in Wahrheit der Stil der Hierarchie genannt werden kann. Dieselben Tendenzen zeigen sich in der Litteratur. Die Universitäten des 11. und 12. Jahrhunderts waren nichts als theologische Schulen. Der Papst selbst ließ sich zwar nicht in theologische Streitigkeiten ein, aber in Paris entwickelten die Dominicaner die Lehre der Kirche ganz im geistlichen Sinn; die spätere dogmatische Gestaltung des Katholicismus wurde durch die Schriftsteller aus diesem Orden fertig gemacht. Die Poesie hatte zwar auch noch einen anderen, als bloß geistlichen Inhalt, aber sie bewegte sich doch in diesen Kreisen; ich erinnere an die Gralssage, eine Mischung von altheidnischen Traditionen und christlichen Anschauungen. Mit einem Worte, diese Vereinigung von Religion und Herrschaft, von Priestertum und Rittertum, Poesie und Kunst bildete ein glänzendes aber drückendes Ganze, gegliedert wie ein gotischer Dom, an dessen Spitze der Hohe Priester stand und alles beherrschte.

Vierzehnter Vortrag.

(Vom 9. Oktober 1854.)

Während diese überaus merkwürdige Entwickelung des Westens vor sich ging, verfiel der Orient in die vollständigste Barbarei. Auf die kultivierbaren Araber waren die rohen Türken (Seldschuken) gefolgt, und im 13. Jahrhundert, gerade in den Tagen, wo Friedrich II. und Papst Innocenz IV. mit einander schlugen, erschienen an den Pforten der westlichen Welt die Mongolen. Der große Dschingischan bildete sie zu einer Gemeinschaft, welche der übrigen Welt unwiderstehlich war. Sie stürzten sich von den Hochebenen Asiens auf alle rund herum wohnenden Nationen, überwältigten das Reich Chowaresm, das Kalifat von Bagdad, das chinesische Reich, errichteten an den Pforten Europas und Asiens das goldene Chanat, welches von da aus über ganz Rußland und Polen sich erstreckte, und erfüllten alles mit Raub und Mord. Es war das Ideal der Barbarei, welches hier gewissermassen realisiert wurde; das einzige Denkmal, das sie aufrichteten, bestand aus den Köpfen der Erschlagenen. — Unter den Nachfolgern Dschingischans drangen die Mongolen bis Neustadt in Österreich und Liegnitz in Schlesien vor, wo sie endlich auf das Haupt geschlagen wurden. Wären aber die ursprünglichen Sitze der Mongolen Europa näher gewesen, so daß sich nicht bloß die äußersten Ausläufer dieses Völkerstromes an die Grenzen Deutschlands ergossen hätten, so wäre wahrscheinlich die europäische Christenheit verloren gewesen; denn Kaiser und Papst hatten vollauf mit ihren gegenseitigen Händeln zu thun, und fanden keine Zeit, sich den Einfällen der Mongolen zu widersetzen.

Die Barbarei, welche damals über den Orient sich ergoß, beherrscht ihn auch noch heutzutag, und wir sehen hier an einem eklatanten Beispiele, wie wenig an einen allgemeinen Fortschritt des menschlichen Geschlechtes zu denken sei. Wir aber wenden jetzt unsere Aufmerksamkeit wieder auf jenen großen Völkerkomplex des Abendlandes. In diesem war zwar die Entwickelung des Papsttums ein höchst wichtiges Moment, aber es leuchtet ein, daß dadurch nicht die Vollendung der Dinge bezeichnet ward, wie sie in Europa geschehen konnte und sollte.

Weder in den äußeren, noch in den inneren Angelegenheiten entsprach das Papsttum der Idee, welche man sich von einer allgemeinen, im Abendlande herrschenden Autorität bilden mußte. Jerusalem und Konstantinopel waren verloren gegangen; Polen und Ungarn gerieten, wenn auch nicht auf immer, in die Hände der Feinde. In Bezug auf das Innere lag das Papsttum durch sein bis in das kleinste entwickeltes Dogma, seinen Kultus und seine kirchlichen Ansprüche überhaupt, unendlich drückend auf der europäischen Welt. Man denke nur an die Verfolgungen der Albigenser und Waldenser,

welche letztere die Bibel nur in der Ursprache lesen wollten! Das Papsttum konnte also sein europäisches Reich nach außen nicht verteidigen, und nach innen drückte es auf dasselbe.

Wenn wir weiter bis auf den letzten Grund zurückgehen, der die Ausbildung jener päpstlichen Weltherrschaft erklärt, so liegt derselbe darin, daß das europäische Gemeinwesen, das wir aus einer Verbindung der romanischen mit der germanischen Welt haben entstehen sehen, vom Ursprung an zu einer hierarchischen Richtung angethan war; denn im romanischen Wesen hatte die Kirche die größte Bedeutung. Sie war aber doch nicht alles, und im germanischen Wesen lag ein unendlicher Freiheitstrieb und Sinn für das Naturwüchsige, der auf die Dauer in dem hierarchischen Wesen seine Befriedigung nicht finden konnte. Auf der anderen Seite war doch auch die weltliche Gewalt etwas für sich Bestehendes. Die Germanen waren aus ihren Wäldern gekommen, um das römische Reich zu erobern, nicht aber, um der römischen Kirche dienstbar zu sein. Die Kultur hatten sie annehmen wollen, nicht aber diese Dienste. Es liegt also in der Natur der Sache, daß auf diese hierarchische Epoche eine andere folgte, in welcher sich der innere Trieb der romano-germanischen Völker, die wir als eine lebendige Einheit betrachten, auf das lebhafteste entwickelt, nicht nach einer vorgezeichneten philosophischen Regel, sondern in unaufhörlicher Ausbildung seiner Tendenz.

§ 5.

Fünfte Periode.

14. und 15. Jahrhundert.

Die Einheit des Staates und der Kirche löste sich in diesen Jahrhunderten auf.

Das Papsttum konnte nicht herrschen, ohne alle Momente des Lebens zu umfassen. Doch gelang ihm das nicht so vollkommen, daß nicht Dante ungeachtet seiner streng religiösen Gesinnung die Idee des ausschließlich regierenden Papsttums bekämpft und die des weltlichen Staates aufgefaßt hätte. Eine andere Erscheinung der Litteratur in dieser Richtung ist das Sagenwerk, aus welchem nachher Ariost, Bojardo und viele andere ihre Erzählungen genommen haben, die sogenannten Royaux de France, eine Verherrlichung des französischen Königtums, welche, ohne im mindesten von der Einheit des Christentums abzugehen, aus einer rein weltlichen Tendenz entsprungen war. Auf diese Weise konnte nun freilich nichts Entscheidendes erreicht werden; allein es traten andere Ereignisse ein, welche der Macht des Papsttums die größten Niederlagen beibrachten.

Gleich am Anfang des 14. Jahrhunderts treffen wir den Papst Bonifacius VIII., welcher die päpstlichen Hoheitsansprüche zwar nicht am besten geltend gemacht, aber am stärksten formuliert hat, als eine Umfassung aller

geistlichen und weltlichen Rechte, wie er in Streit geriet mit einem König, dem seine Klugheit die Mittel an die Hand gab, sich seiner zu entledigen, nämlich mit Philipp dem Schönen von Frankreich.

Dies Königreich war im Bunde mit dem Papsttum stark geworden. Die römische Kurie hatte die Franzosen in ihrem Kampf gegen die Engländer unterstützt; sie hatte ihnen die Rechte gewährt, durch welche sie Meister des südlichen Frankreichs geworden waren; die südlichen Franzosen von Marseille waren durch den Papst unter Karl von Anjou nach Italien gerufen worden; Ludwig der Heilige hatte die beiden letzten Kreuzzüge unternommen und schloß sich den geistlichen Ideen unbedingt an, obwohl er den unbedingten Ansprüchen des Papsttums eher Widerstand als Folge leistete, und von den Bedürfnissen seines Reiches gut unterrichtet war. Am Ende des 13. Jahrhunderts folgte ihm aber sein Enkel Philipp der Schöne nach, einer der merkwürdigsten Fürsten der neueren Zeit. Dieser schließt sich in Durchführung des weltlichen Gesichtspunktes ganz an Kaiser Friedrich II. an, braucht viel Geld zu seinen Feldzügen mit England und erhält es auch von seinen Unterthanen, kommt aber eben dadurch in Konflikt mit dem Papste, dessen Exaktionen dadurch benachteiligt werden. Im Jahre 1302 beruft der König seine Stände und opponiert sich in Gemeinschaft mit ihnen dem Papste. Dadurch allein wurde er aber des Papstes nicht Herr, sondern er brauchte Gewalt dazu, überfiel den Papst und setzte ihn gefangen, worüber dieser in einem der Raserei ähnlichen Zustand verstarb. Damit begnügte sich indes der König von Frankreich nicht. Er verstand es besser als die deutschen Kaiser, ließ durch die Kardinäle einen ihm beliebigen Papst wählen und wies ihm Avignon im südlichen Frankreich zum Aufenthaltsorte an. Dadurch machte König Philipp der Schöne der Autorität des Papsttums durch einen plötzlichen Schlag — ich will nicht sagen ein Ende —, aber er vernichtete die Idee der allgemeinen Autorität, die sich daran knüpfte.

Philipp der Schöne war überhaupt ferne davon, die geistlichen Anschauungen der früheren Jahrhunderte zu teilen und zeigte dies auch in seiner grausamen Procedur gegen die Tempelritter, obwohl er ihnen die Schändlichkeiten nicht nachweisen konnte, die er ihnen zur Last legte.

Aus diesen Verhältnissen erwuchs gegen Ende des Jahrhunderts das sogenannte Schisma. Die übrigen europäischen Mächte waren nicht gewillt, einen Papst anzuerkennen, der in Frankreich residierte, und so kam es außer zur Wahl eines französischen, auch noch zur Wahl eines sozusagen europäischen Papstes, und ganz Europa teilte sich in verschiedene Obedienzen. Man kann sagen, daß die Weltherrschaft des Papstes, welche in der Einheit beruht, sich in sich selbst auflöste nicht durch den fortwährenden Streit zwischen Geistlichkeit und Weltlichkeit, sondern durch den infolge des Schisma hervorgerufenen Gegensatz der verschiedenen Nationalitäten.

Überhaupt entstand nun eine allgemeine Auflösung, und diese Jahrhunderte sind dadurch merkwürdig, daß es keinen festen politischen oder

geistlichen Körper mehr giebt. Es ist zwar richtig, daß nun die Nationalitäten mehr zur Geltung kamen, und daß man Verfassungen machte, aber weder die einen noch die anderen konnten fürs erste recht zusammenhalten.

Dadurch, daß die Päpste die Kaiser dahin gebracht haben, auf Italien Verzicht zu leisten, haben sie allerdings viel dazu beigetragen, die Nationalitäten voneinander zu sondern, allein vollständig ist diese Absonderung jetzt noch nicht zu stande gekommen. Im Jahre 1340 erhoben sich die englischen Könige und machten Anspruch auf Frankreich; dort behauptete man aber, daß das Königtum nur im Mannesstamm forterbe, und infolgedessen kam das Haus Valois auf den Thron. Dies war die Veranlassung zu langwierigen Kriegen zwischen England und Frankreich, in deren Folge beide Nationen einander schwächten. So wenig das Papsttum seine Einheit oder das Kaisertum seine Autorität zu behaupten vermochte, so wenig konnten sich die Nationen als solche alsbald zu einer bedeutenden Macht entwickeln.

In diesen Zeiten fing man, wie erwähnt, an, den verschiedenen Staaten mehr zusammenhaltende Verfassungen zu geben. Dieser Gedanke war sehr natürlich. Das Bedürfnis, das sich geltend machte, beruht darauf, daß bisher unter dem Papsttum die Geistlichkeit der einzelnen Länder, welche sehr mächtig und durchgreifend war, sich fast mehr an den Papst, als an den eigenen König hielt, so daß es von der größten Bedeutung war, durch eine nationale Institution den Klerus mit dem König und dem Adel fester zu vereinigen. Ferner waren König- und Kaisertum in jener Zeit noch von ziemlich willkürlichem Charakter. So konnte z. B. der König von England von rechtswegen eine Menge Dinge sich erlauben, welche in das Privatleben eingriffen. Auch waren die Begriffe vom Eigentum noch nicht recht entwickelt; König Philipp der Schöne z. B. war der Meinung, daß alles gemünzte Silber und Gold im Lande ihm gehöre, und ließ es wegnehmen, wo er es fand. Diese Umstände gaben Veranlassung, daß man nach und nach an die geordnetere Organisation der öffentlichen Gewalt ging.

Zuerst wurde die Sache in England in Angriff genommen, und zwar in einer Art und Weise durchgeführt, daß die englische Verfassung ein Muster für alle Zeiten bleibt. Die Magna Charta, unter tumultuarischen Verhältnissen eingeführt, war die erste Verbriefung der Privilegien der verschiedenen Stände, des Klerus, des Adels und der Städte. Heinrich III. wollte zwar nicht alles das ausführen, was in der Magna Charta zu Gunsten der Stände enthalten war; namentlich wollte er sich der Bestimmung nicht unterwerfen, daß die Stände in ihrer Vereinigung die Steuern zu bewilligen hätten. Erst Eduard I. hat den englischen Ständen, bei denen auch die Städte repräsentiert waren, das Recht der Steuerbewilligung zuerkannt, und unter Eduard III. wurde die Sache praktisch, da zum Kriege gegen Frankreich immer neue Geldbewilligungen notwendig wurden; denn dies ist der Angelpunkt, um den sich das ganze Ständewesen dreht.

Um bei Frankreich und England stehen zu bleiben, so fragt es sich, ob sie stark genug waren, um wirklich stabile Gewalten zu bilden. Sieht man näher zu, so erkennt man, daß ihre Verfassungen doch noch keineswegs dahin gediehen waren, den inneren Unordnungen ein Ziel zu setzen. Denn das ständische Wesen entbehrte in sich selbst der Einigkeit. Eine Hauptrolle spielte darin das Element der mit zur Vertretung gezogenen Städte. Etwas ähnliches war auch in Deutschland geschehen, wo im 14. Jahrhundert durch Ludwig den Bayern die Städte in den Reichstag aufgenommen worden waren, und man im Jahre 1344 gleichfalls von einem Parliamentum sprach. Die älteren Städte hatten nun eine sehr aristokratische Verfassung, aber im Laufe des 14. Jahrhunderts sind die Zünfte in den Rat der Städte gedrungen und dadurch, daß die Städte in den Reichstagen Sitz und Stimme hatten, kam ein demokratisches Element in die Versammlungen. Der Adel setzte sich demselben entgegen, und es kam zu heftigen Streitigkeiten zwischen ihm und den Städten, die auch England und Frankreich ergriffen. Da der König von England eine mehr freisinnige Richtung hatte, so hatte er auch die Sympathien der Städte für sich, was eine bedeutende Rückwirkung auf Frankreich äußerte. Hier brachen im Jahre 1355 schon Unruhen im modernen Sinne aus, bei denen das Königtum in große Gefahr geriet. In England selbst aber entspannen sich bald dynastische Streitigkeiten um die Thronfolge zwischen den Häusern Lancaster und York, so daß jede Partei ein eigenes Parlament um sich versammelte. Die Folge war, daß selbst dort so wenig wie anderswo die emporkommenden ständischen Vertretungen die Ordnung irgend aufrecht zu erhalten vermochten, so daß alles in eine ungeheure Verwirrung geriet. Diese Zeit ist es, welche dem Mittelalter seinen schlechten Ruf bereitet hat, wo jeder Ritter aus seinen Mauern ungestört hervorbrechen und die Vorüberreisenden berauben konnte, wo jeder Edelmann, der eine Burg besaß, unabhängig war[1]). Man suchte zwar dem Unwesen zur Notdurft durch lokale Bündnisse, vor allem der Städte, zu steuern. Denn nur in den Städten war inmitten der überall verübten Gewaltthätigkeiten noch eine gewisse Ordnung, welche wenigstens die Bürger zusammenhielt.

In dieser allgemeinen Auflösung der Dinge richtete man sein Augenmerk doch wieder auf den Papst, als die einzige Autorität, welche noch so ziemlich allenthalben anerkannt wurde. Leider aber bestanden zwei Päpste nebeneinander, von denen immer wieder jeder seinen Nachfolger hatte. Wie sollte man nun diesem Mißstande steuern? Man entschloß sich zur Berufung von Konzilien nach Pisa, Konstanz und Basel. In Pisa setzte man beide Päpste ab und wählte einen neuen, wodurch aber das Übel noch ärger wurde, indem sich nicht nur dieser neugewählte Papst, sondern auch die beiden abgesetzten zu behaupten wußten. In Konstanz gelang es dagegen der Autorität des

1) Als z. B. die Hohenzollern zu Anfang des 15. Jahrhunderts nach Brandenburg kamen, fanden sie dort gar keinen Gehorsam.

Kaisers Sigismund, die Trennung zu beseitigen und einen neuen Papst, Martin V., durchzusetzen, auf welchem von nun an die Einheit des Papsttums beruhte.

Unter diesen schismatischen Tendenzen waren aber auch viele dogmatische Abweichungen zu Tage gekommen. In England trat Wiclef auf, in Böhmen Johann Huß, der über die Rechte der Kirche eine sehr ins Abstrakte gehende Ansicht aufstellte. Wegen dieser seiner Lehre wurde er vor das Concilium von Konstanz gerufen, dort verurteilt und verbrannt. Damit aber war die Sache nicht abgethan, denn er hatte einen sehr großen Anhang in Böhmen. Dieser brach, um seinen Tod zu rächen und seine Lehre zu verbreiten, aus Böhmen hervor, und überschwemmte einen großen Teil von Deutschland mit Scharen von kriegsgeübtem Fußvolk. Das Konzil konnte mit ihnen nicht fertig werden, und als Sigismund sich als Exekutor der Beschlüsse desselben aufstellte, so fand er den hartnäckigsten Widerstand. Die deutschen Heere wurden mehrmals geschlagen und viele Landstriche mit Raub, Mord und Gewaltthaten erfüllt. Zum Glück entzweiten sich die Hussiten, da ihre Sache keinen festen Boden hatte, indem die Bewegung neben dem religiösen auch einen nationalen und socialen Charakter an sich trug. Dadurch bekam Sigismund Luft, und er konnte auf dem Konzil zu Basel einen Vertrag mit den Hussiten abschließen, vermöge dessen ihnen die Beibehaltung des Kelches (daher Utraquisten) zugestanden wurde, was nachher auf die Reformation einen großen Einfluß hatte.

Das Konzil von Basel, welches hauptsächlich aus Doktoren der Universitäten bestand, wollte die geistliche Verfassung nach Art der weltlichen ordnen; es richtete sich vornehmlich gegen das Papsttum, welches man durch Gründung von Nationalkirchen beschränken wollte. Dieses Konzil ist auch deshalb merkwürdig, weil es neue Grundsätze zur Behauptung der weltlichen Rechte gegen den Papst aufstellte. Diese wurden in Frankreich zu einer pragmatischen Sanktion ausgebildet, und auch in Deutschland von Albrecht II. von Österreich recipiert. Wie das Konzil von Konstanz die dogmatischen Streitigkeiten nicht abzustellen vermochte, so brachte also das Konzil von Basel den Zwiespalt zwischen Kaiser und Papst erst wieder recht in Gang, indem es die weltlichen Gerechtsame mit vielem Geschick gegenüber dem Papste formulierte. Das Papsttum aber ist seiner Natur nach unumschränkt, und konnte sich diese Beschränkungen nicht gefallen lassen. Und da Kaiser Friedrich III. sich wenig eingenommen für die Synode zeigte, es vielmehr lieber mit dem Papste hielt, so siegte auch endlich derjenige Papst, der sich den Beschlüssen von Basel opponierte, Nikolaus V. Vollkommen indessen blieb das Papsttum in diesem Kampfe nicht Sieger; in Frankreich und Deutschland hatten sich mächtige Parteien gebildet, welche den Beschlüssen des Baseler Konzils nach wie vor anhingen.

In dieser Epoche geschah es nun, daß die Türken in Europa vordrangen. Wer konnte unter den oben geschilderten Verhältnissen daran denken, ihnen

energischen Widerstand zu leisten? Alle die bestehenden Gewalten waren so schwach, daß keine die Fähigkeit hatte, sich selbst zu verteidigen. Man ließ also die Türken Herren in Konstantinopel werden, da alle Versuche zu einer Vereinigung der griechischen und lateinischen Christenheit gescheitert waren, und die Griechen sich öfters dahin äußerten, sie wollten lieber den Turban tragen, als den lateinischen Hut. Die Osmanen unterwarfen sich Serbien, und in Ungarn gelang es nur manchmal einigen ausgezeichneten Anführern, wie Hunyad und Matthias Corvinus, auf einige Zeit den Andrang der Feinde zu brechen.

Diese Ereignisse hatten aber auch wieder einen anderen für die Entwickelung des Abendlandes höchst wichtigen Erfolg. Nachdem Konstantinopel erobert war, zogen sich jene Griechen, welche es mit der lateinischen Kirche hielten, nach Italien zurück und brachten neue Lebenselemente in die lateinische, abendländische Kultur. Seit dem 15. Jahrhundert fing man an, sich mehr dem Studium der Alten zuzuwenden, weil die Kirche in dogmatischer Hinsicht zu strenge war. Dadurch gewann die von der Kirche abweichende Gesinnung einen großen Impuls. Die Künste bekamen im 14. und 15. Jahrhundert schon einen Anhauch vom Altertum, sie gingen über die hierarchischen Momente hinaus. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurde ferner die Buchdruckerkunst erfunden, welche der einseitigen Herrschaft über die Gelehrsamkeit, die bisher die geistlichen Korporationen ausgeübt hatten, ein Ende machte und den Geist in einer höheren Idee centralisierte. Eine ähnlich centralisierende Wirkung hatte auch die Erfindung des Geschützes, die in diesen Zeitraum fällt. Hierdurch vornehmlich ward die Unabhängigkeit der Burgherren nach und nach gebrochen und dem Gedanken einer fürstlichen Staatsordnung Raum gemacht; alles Wirkungen, welche über die Grenzen dieser Epoche hinausdeuten.

Das 14. und 15. Jahrhundert sind deshalb von so unendlicher Wichtigkeit, weil alle die Momente, welche die vorausgegangene Zeit beherrscht hatten, in der Auflösung begriffen waren. Das hierarchische Prinzip fängt schon an, seine Unfähigkeit zum Herrschen zu zeigen; auch die höhere weltliche Gewalt vermag die untergeordneten Elemente nicht mehr zu zügeln; die Autonomie tritt an jedem Punkte hervor. Das aber giebt zugleich den Menschen ein großes Gefühl persönlicher Selbständigkeit, und dieses bewirkt dann wieder, daß die Künste und namentlich die Erfindungen in diesen Jahrhunderten ungemeine Fortschritte machen. In keiner Epoche trifft man eine so universale Regsamkeit in allen Zweigen des menschlichen Wissens, einen so unaufhörlichen Fortschritt in den Erfindungen der Gewerbe und der Handelsthätigkeit im kleinen, wie in dieser; wenn man gleich dies Zeitalter nicht das Zeitalter einer ausgebildeten glänzenden Litteratur nennen kann. Von hoher Bedeutung ferner ist es, daß der nicht mehr durch die großen geistlichen Universitäten gefesselte Geist sich am Ende in eigenen Bahnen versucht, und daß zuletzt auch die weltlichen Bildungen wieder zu einer gewissen

Selbständigkeit gelangen, wie wir dies z. B. in Italien sehen, wo die Republiken unter Oberhäuptern, wenn auch nicht in republikanischer, so doch in monarchischer Form einiges Ansehen und eine gewisse Macht erlangten und Centra bildeten, von wo aus neue Strahlen der Kultur hervorgingen[1]). An die Summe dieser Bestrebungen knüpft sich nun die Entstehung einer neuen Zeit.

Fünfzehnter Vortrag.

(Vom 10. Oktober 1854.)

§ 6.

Epoche der Reformation und der Religionskriege.

Vom Ende des 15. bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts.

Inmitten jener allgemeinen Decentralisation, die das 14. und 15. Jahrhundert erfüllt, gab es doch immer etwas, was über dieselbe hinausreichte, eine Tendenz, dem Unwesen, das mit der allgemeinen Auflösung verknüpft war, ein Ende zu machen. Man fand allmählich die Mittel dazu, ohne jedoch ganz auf die früheren Gestaltungen zurückzukommen. Das Papsttum hatte sich zwar behauptet, allein auch der Gegensatz, auf den es gestoßen, war noch nicht aus der Welt verschwunden, und wenn man die Wahrheit sagen soll, so war auch die aus dem Altertum in die neue Zeit hereindringende Kulturerneuerung, die sogenannte Renaissance, dem hierarchischen Prinzipe nicht homogen; sie beruht auf ganz anderen Ideen und Lebensverhältnissen. Auch die Buchdruckerkunst, welche jetzt die Schriften der neueren und alten Zeit, die Ritterbücher, die religiösen Schriften, namentlich die Bibel, unter dem Volke verbreiten half, war recht geeignet, eine Gärung der Geister hervorzurufen; der Horizont, welchen das Papsttum bisher eingenommen hatte, wurde plötzlich erweitert. Die allgemeine Autonomie, welche in politischer Beziehung eingetreten war, beförderte gleichfalls ein gewisses Bestreben, sich geistig autonom zu stellen. Dazu gesellten sich indes noch andere Momente, welche die Zustände der neueren Jahrhunderte entwickeln halfen; es sind vornehmlich folgende:

1. Eines der Hauptereignisse, durch welche die moderne Welt bestimmt wurde, waren die Entdeckungen, welche in genauem Zusammenhang mit demjenigen stehen, was in der Zeit des Mittelalters geschehen war. Der faktische

---

1) Jene Flüchtlinge aus Konstantinopel fanden Aufnahme und Unterstützung bei den Päpsten, bei den Königen von Neapel und bei den Dynasten Mittel- und Oberitaliens (so den Medici).

Gegensatz, der sie hervorgebracht, war der Widerstreit zwischen den abendländischen Nationen und dem Morgenlande. Spanien war noch immer im Streite mit den Mauren begriffen und konnte sie erst im Jahre 1492 vollständig besiegen; das Gleiche war in Portugal der Fall; und indem beide die Mauren weiter bekämpften, stießen sie in Afrika auf ein nicht zu überwältigendes Element. An der Westküste von Afrika, so ging die Sage, hause ein christlicher Fürst, der jenseit der mohammedanischen Welt zu suchen sei; eine mythische Idee, welche sich an die Überbleibsel nestorianischer Christen in Afrika knüpfte. Dazu kam, daß man gerade damals einige Versuche machte, die Mongolen im entferntesten Osten zum Christentum zu bekehren und daß man dort gleichfalls von einem mystischen christlichen Reiche sprach. Die Portugiesen wollten das Reich des Priesters Johann aufsuchen, um mit ihm vereint von da aus den Mauren in den Rücken zu fallen, und während sie diese Versuche machten, umschifften sie das Vorgebirg der guten Hoffnung und entdeckten zwar nicht den Priester Johann, aber Ostindien, wo sie in fortwährenden Kämpfen mit den Mohammedanern das große portugiesisch-ostindische Reich gründeten. Dies war ein unendlich wichtiges Ereignis, indem sich nunmehr die Welt auf eine ganz andere Weise eröffnete, als man bisher im Abendlande gedacht hatte. Etwas ähnliches war es, was Columbus zur Entdeckung von Amerika führte. Auch er glaubte, er würde, wenn er immer nach Westen segelte, nach Asien kommen, nach dem Lande Catai, dem Sina des Marco Polo, von wo aus man die Mohammedaner besser werde bekämpfen können. Übrigens lebte er in lauter geistlichen Ideen und hatte keine Ahnung von einem ungeheuren Kontinent, der gleichsam in der Halbscheid des westlichen Weltmeeres liege.

Indem das Abendland durch das Vordringen der Türken auf den engsten Umkreis von Gebiet beschränkt wurde, den es jemals gehabt hat — freilich einen Umkreis, der voll von Leben war —, wurde ihm durch die abenteuerlichen Unternehmungen von ein paar Seefahrern, die obendrein nicht recht wußten, was sie wollten, die aber gerade durch jene Einschränkung veranlaßt waren, sie zu durchbrechen, eine neue, eine doppelte Welt, im Orient und Occident erschlossen. Columbus, indem er auf den Antillen landete, glaubte, er werde dort Gold und Silber finden, um die Mohammedaner zu bekämpfen und das gelobte Land zu erobern. Niemals hat ein großartiger Irrtum eine großartigere Entdeckung hervorgebracht. Die Spanier und Portugiesen umfuhren nun wetteifernd die ganzen Festlande. Schon im 16. Jahrhundert kam man auf den Gedanken, daß Amerika ein neuer Kontinent sei. Die Portugiesen machten in Brasilien neue Entdeckungen und kamen sogar nach Nordamerika (Labrador), wodurch sie auf die Idee kamen, daß Nord- und Südamerika zusammenhängen, was den Spaniern entgangen war. Indessen setzten sich die Spanier nach und nach in den Besitz der neu entdeckten Länder und fingen zu kolonisieren an, und mit der Zeit, da in Portugal das regierende

Haus ausstarb, bekam Philipp II. auch Portugal und die portugiesischen Kolonien, so daß die damaligen Herrscher in Spanien sagen konnten, in ihrem Lande gehe die Sonne nie unter. Durch alles dieses wurde der Welt ein neuer Schauplatz der Thätigkeit eröffnet, aber nur eröffnet; denn die Spanier legten die Hände auf alle diese Entdeckungen und wollten sie als ihre Domänen bewirtschaften. Die Kolonien der Engländer und Franzosen waren damals noch geringfügig.

Wenn wir nun diese Entdeckungen in dem Lichte der großen europäischen Fragen beurteilen, wozu führten sie: zu einer Schwächung oder zu einer Stärkung des bisher allein herrschenden hierarchischen Prinzips? Sie führten zu einer Stärkung desselben; denn obgleich Handel und Verkehr dadurch emporkamen, so geschah doch die Besitzergreifung der neu entdeckten Länder kraft der Autorität des Papstes, welcher dieselben den Spaniern schenkte, und diese sowie die Portugiesen suchten in erster Reihe ihre kirchlichen Begriffe auszubreiten. —

2. Das zweite, was in jener Zeit in Europa selbst emporkam, war eine Vermehrung der inneren Macht des Fürstentums. Die Verwirrung war zu groß geworden, und es waren schon Elemente vorhanden, um die fürstliche Macht zu vergrößern. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, daß nunmehr bedeutende Reiche entstanden. Am Ausgang des 15. Jahrhunderts konsolidierte sich England, nachdem die blutigen Bürgerkriege der weißen und roten Rose damit geendet, daß Heinrich Richmond (Heinrich VII.) die beiden Häuser Lancaster und York miteinander vereinigte und eine sehr ansehnliche Herrschaft hinterlassen konnte. Es bildete sich in England ein kräftiges Königtum.

Noch entschiedener setzte sich dasselbe Prinzip in Frankreich durch, nachdem es den Franzosen gelungen war, die Engländer auszustoßen. Hier gründete Karl VII. das Königtum auf jene Elemente, welche stets von der größten Wichtigkeit waren, nämlich erstens auf eine stehende, in seinem Solde befindliche Armee, sodann auf eine beständige Auflage. Dieser Gründung bediente sich sein kluger und rücksichtsloser Sohn, Ludwig XI., um allen entgegengesetzten Autoritäten ein Ende zu machen, der Herrschaft Karls des Kühnen von Burgund zuerst, später der aller übrigen Magnaten. Was er nicht selber that, wurde infolge dessen, was er eingeführt hatte, unter seinen Nachfolgern vollendet. Das ganze südliche Frankreich, welches bisher aus einzelnen Herzogtümern bestanden hatte, wurde mit der Krone vereinigt, dazu Burgund, ein Teil der Niederlande, die Bretagne u. s. w.

Auch in Spanien waren untereinander streitende Herrschaften vorhanden gewesen; Aragon, Castilien, aus einer Menge kleiner Königreiche zusammengesetzt, waren in tiefem inneren Verfall, so daß einmal die Großen des Reiches den König absetzten. Aber die thatkräftige Isabella, die Schwester Heinrichs IV. von Castilien, verstand es, Ordnung zu machen, und vermählte sich dem kräftigen König Ferdinand dem Katholischen von Aragonien, so daß diese beiden mächtigen Reiche in ein ganzes zusammenwuchsen. Hierdurch gelang

es auch, Granada zu erobern und den Mauren zu entreißen, ein Umstand, welcher wieder vorteilhaft auf die großen Entdeckungen zurückwirkte.

So bildeten sich die drei Länder England, Frankreich und Spanien zu konsolidierten Mächten aus. Fragt man nun, in welches Verhältnis dieselben zur päpstlichen Gewalt traten, so kann man darauf nicht geradezu antworten, daß ihr Emporkommen dem Papste sehr gefährlich war. Allerdings war die Entstehung selbständiger Mächte ein Verlust für den, welcher die Universalherrschaft anstrebte; aber ein unbedingter Verlust für den Papst war deshalb nicht damit verknüpft, weil diese Könige sich an das Papsttum anschlossen. Frankreich erhielt sich zwar noch bei den Vorrechten der pragmatischen Sanktion, aber in Spanien war das geistliche Prinzip mit den Prinzipien der weltlichen Regierung derart verschmolzen, daß sie nicht von einander getrennt werden konnten. Die geistlichen Ritterorden wurden mit dem Willen des Papstes mit der Krone vereinigt und von den Päpsten wurden den Königen unaufhörlich geistliche Einkünfte, namentlich die Zehenten überlassen, so daß das Königtum nicht im stande war, Opposition gegen das Papsttum zu machen.

3. Ein drittes Moment, welches das neue Jahrhundert in Bewegung setzte und noch heutzutage fortwirkt, ist der Gegensatz der europäischen Mächte in ihren auswärtigen Angelegenheiten. Hiebei kam es in folgender Weise zu einer Bildung von gewissermaßen zwei Parteien.

Das am meisten von allen decentralisierte Land war ohne Zweifel Italien. Die Territorien in Deutschland waren zwar noch kleiner als die italienischen, allein erstere erkannten doch noch den Kaiser über sich an und hatten noch eine gewisse Ehrfurcht vor ihm; auch das jedoch war in Italien nicht mehr der Fall, und die dortigen Staaten waren, obgleich nach innen hoch entwickelt, doch nach außen sehr schwach. Es bildete sich nun daselbst ein kleines Staatensystem in sich ans, dessen Hauptpunkte Neapel, Florenz (unter der mediceischen Herrschaft eine Centralstätte der Kultur), Mailand (unter den Sforzas), Venedig und der Papst waren. Diese waren immer einander entgegengesetzt und gaben dadurch Veranlassung, daß andere große Mächte in ihre Zwistigkeiten eingriffen. Frankreich behauptete, von seiten des Hauses Anjou Ansprüche an Neapel zu haben, und es gelang auch, dieselben durchzusetzen. Allein dem opponierte sich der König von Spanien, Ferdinand der Katholische; er nahm Neapel ein, so daß sich die Franzosen bloß in Oberitalien festsetzen konnten, wo sie ebenfalls ein Erbrecht zu haben behaupteten. Der Erfolg war, daß die Spanier die Oberhand behielten, was nicht geschehen wäre, wenn nicht eine andere große europäische Kombination eingetreten wäre.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund, war besiegt und getötet worden durch eine Verbindung Ludwigs XI. und der Schweizer. Burgund selbst ging nun zwar an Frankreich über, nicht aber die niederländischen Herrschaften Flandern, Brabant, Holland u. s. w., welche eigene Provinzen bildeten und

nach Karls des Kühnen Tode an seine Tochter Maria fielen. Diese war mit Maximilian I. von Österreich vermählt, der in Österreich selbst zwar eine sehr geringe Figur spielte, aber es dahin brachte, daß er von den deutschen Fürsten zum Könige gewählt wurde. Er erlangte dadurch, daß er sich mit der niederländischen Erbin vermählte, eine ganz andere Weltstellung, als seine Vorfahren gehabt hatten. Sein Sohn Philipp vermählte sich mit der Erbin von Spanien, Johanna. Dieser Philipp wurde also König von Spanien, und Spanien, der mächtigste Bestandteil dieser großen Vereinigung, überflügelte dadurch die französische Macht in einem Grade, daß es in den italienischen Kriegen endlich die Oberhand erhielt. Im Verlauf dieser Kämpfe geschah es, daß der ritterliche König Franz I. von Frankreich in die Hände Karls V. von Spanien fiel und endlich auf Italien Verzicht leisten mußte, obgleich er immerhin noch einen starken Anhang in Italien behielt.

Dieser Gegensatz der auswärtigen Angelegenheiten bewirkte, daß sich Europa überhaupt in zwei Parteien schied, von denen die eine die spanische war, die andere die französische. Der Antagonismus der beiden Vormächte ließ übrigens den anderen Staaten allezeit eine gewisse Freiheit, indem beide so stark waren, daß weder Spanien zuließ, daß ein Land von Frankreich verschlungen würde, noch umgekehrt. Auch dem Papsttum war dies Verhältnis nicht durchaus schädlich. Erst in diesem Konflikte der weltlichen Gewalten haben die Päpste ihren Kirchenstaat wirklich erobert (besonders unter Julius II.); seine geistliche Autorität aber wurde dem Papste allerdings einigermaßen dadurch geschmälert, daß er fortan immer entweder auf die eine oder auf die andere Seite sich schlagen mußte und aufhörte, als Friedensstifter über dem Abendlande zu walten. Das hierarchische Prinzip bestand indessen noch; die Päpste hatten sich mit der Kultur vereinigt, litten aber nicht die geringste Abweichung vom kirchlichen Dogma, wie dies unter anderen Savonarola erfuhr, der im Jahre 1498 den Feuertod erlitt. —

Wenn man nach alledem fragt, von welcher Seite in dieser Lage der Dinge eine universale Veränderung ausgehen konnte, so ist die Antwort hierauf: von der geistlichen allein; denn von seiten des Staates vermochte man dem Papsttum nicht gut beizukommen, dazu war es noch zu mächtig. Dagegen regte sich gerade im Angesicht der Verweltlichung des Papsttums und seiner Tendenzen in den tieferen Geistern Europas eine Opposition, die schon oft versucht, jedoch bisher noch immer niedergeschlagen worden war (Arnold von Brescia, die Albigenser, die Waldenser, Wiklef, die Hussiten, Savonarola). Namentlich in Deutschland, wo ein tieferer mystischer Begriff von Religion sich geltend gemacht hatte, zeigte sich jetzt eine Abweichung in den gelehrten Schulen, indem die Dominicaner, welche übrigens strenge am Papsttum hielten, den Forderungen der neu aufkommenden Gelehrsamkeit nicht genügten. Daß irgendwo sonst eine Opposition hätte zum Leben kommen sollen, daran wäre damals gar nicht zu denken gewesen. In Spanien war es unmöglich, denn der König war eben durch die Kirche zu stark; in England war der

König zu politisch dazu; der König von Frankreich war nach außen zu eng mit dem Papste verbündet und durfte es nicht wagen, seine Kräfte gegen ihn zu gebrauchen. Einzig in Deutschland konnte das geschehen.

In Deutschland war, wie bereits oben berührt wurde, die Decentralisation in Bezug auf die Ausbildung der inneren Staatenverhältnisse vielleicht nicht geringer als in Italien; aber die Idee des Reiches wurde festgehalten, von ihr ging noch immer alle politische Gewalt aus[1]), man konnte den Kaiser noch immer nicht entbehren. An Maximilian hatte das Reich einen höchst geistvollen, beweglichen und unternehmenden Fürsten; sein Haus war das vornehmste, er machte Ansprüche fast auf alle Länder der Welt; es giebt wenige Menschen, bei denen so viel Phantasie und Wunderlichkeit sich mit so viel Energie und Talent vereinigt. Maximilian hatte den Gedanken, in Deutschland eine bessere Ordnung zu machen; da aber traten einander zwei Prinzipien entgegen. Der Kaiser hatte Vorrechte, die er sich nicht wollte nehmen lassen, er war der oberste Richter; aber das Hofgericht, das er einrichtete, zeigte sich käuflich, es hing ganz von ihm ab. Die Stände verlangten daher ein anderes Gericht und zwar ein ständisches, wohin jeder Reichsstand seinen Assessor schicken sollte. Darauf wollte sich indes der Kaiser nicht einlassen, und nur mit äußerster Mühe geschah es, daß Maximilian, der in den italienischen Händeln notwendig Geld brauchte und hiezu die Bewilligung der Reichsstände nötig hatte, 1495 dem reichsständischen Begehren nachgab. Damit waren aber die Fürsten noch nicht zufrieden; sie verlangten vielmehr, daß der Kaiser auch ein ständisches Regiment einrichten sollte. Auch dies kam mit vieler Mühe zustande; allein die Fürsten konnten sich nicht recht miteinander verstehen, und Maximilian sprengte das Reichsregiment wieder. Es konnte also in Deutschland keine rechte Gesamtordnung zustande kommen, wie sie in den übrigen Ländern gegründet worden war; sondern es bestand hier fortwährend ein starker Zwiespalt zwischen dem Kaiser und den Reichsfürsten. Unter diesen Umständen glaubte Maximilian, nur durch Hülfe des Papstes zu größerer Bedeutung gelangen zu können, und vereinigte sich deshalb auf das engste mit Rom. Die Stände zeigten dazu keine Neigung. Überhaupt herrschte in Deutschland damals ein großer Widerwille gegen den Papst, der noch halb Herr im Reiche war und unter der Form des Ablasses eine Art Auflage eingeführt hatte, welche großenteils zu weltlichen Zwecken in Rom benützt wurde. Die Opposition gegen den Kaiser richtete sich demnach auch gegen den Papst.

In dem ständischen Interesse gegen Kaiser und Papst lag also ein Moment, in welchem eine Neuerung Wurzel fassen konnte. Es führt das in die innersten Verhältnisse von Deutschland, und eine Menge von kleinen Interessen und Streitigkeiten kam hinzu, um eine Entwickelung, wie sie nachher erfolgte, möglich zu machen. Die erste dieser Streitigkeiten entspann sich zwischen dem

---

1) Als die Hohenzollern Brandenburg bekamen, gab es ihnen der Kaiser.

Kurfürsten Friedrich von Sachsen und dem Erzbischof von Magdeburg, welcher das Recht hatte, in den kursächsischen Ländern den Ablaß predigen zu lassen. Der Kurfürst empfand es mit Mißvergnügen, daß das Geld seiner Unterthanen nach Magdeburg wanderte. Und in diesen Moment nun trifft die Entstehung derjenigen Opposition in Europa gegen den Papst, welche sich behauptet hat. Es war wohl die merkwürdigste und vielleicht tollste Koincidenz der weltlichen Interessen des Papstes und seiner geistlichen Ansprüche, daß er den Ablaß zu einer geistlichen Auflage machte. Offenbar war diese Verwendung geistlicher Gaben zu weltlichen Zwecken ein großer Mißbrauch; einzelne Fürsten hoben die päpstlichen Exekutoren auf und nahmen ihnen das gesammelte Geld ab.

Der Kaiser und seine Partei associierten sich nichtsdestoweniger mit den Bestrebungen des Papstes. Da setzte sich Luther, ein Predigermönch aus dem Augustinerorden, dem Ablaßmißbrauch entgegen. Die Hauptsache bei ihm war der vollkommen geistliche Impuls. In ihm vereinigten sich die merkwürdigsten Eigenschaften: die Hartnäckigkeit des thüringischen Bauern, der Tiefsinn des germanischen Mystikers, die Kapacität eines großen Professors, eine Festigkeit ohne gleichen und eine Klugheit, wie sie vielleicht in Deutschland nicht wieder vorkam. Dieser unbedeutende Mönch, Professor an der kleinsten Universität der Welt, Unterthan eines der kleinsten Fürsten von Deutschland, wagte es, begünstigt von seinem Fürsten, sich dem Kaiser und Papst entgegenzusetzen. Dies erregte das größte Aufsehen, denn sein Angriff traf das Herz des Papsttums. Doch hätte man die Sache noch beschwichtigen können, wenn man es zu Rom klüger angefangen hätte. Das geschah aber nicht. Luther ward in den Bann gethan und später von Kaiser und Reich in die Reichsacht erklärt.

Damit aber, daß sowohl die geistliche als die weltliche Gewalt sich gegen ihn erklärten, war die ungeheure Aufregung, welche Luther in Deutschland hervorgerufen hatte, nicht gedämpft; weder die geistliche noch die weltliche Gewalt war geeignet, diese Aufgabe zu erfüllen. Alle Verhältnisse waren unbestimmt; Kaiser Karl V. mußte vor seiner Abreise ein ständisches Regiment im Reich einsetzen, in welchem Leute von Luthers Meinung saßen. Die Regentschaft konnte aber auch ihre Ideen von Wiederherstellung der Reichsordnung, allgemeiner Zolleinigung u. s. w. nicht durchsetzen. Da entbrannte die Empörung der Bauern. Diese hatte ihren Grund darin, daß durch die Versuche zu stärkerer Zusammenfassung des Reiches auch die Auflagen stärker wurden, und geistliche und weltliche Fürsten die Bauern bedrückten. Mystische Ideen waren schon längst in diesen Kreisen verbreitet, und so war es kein Wunder, wenn die Flamme der Empörung bei diesem Anlasse hoch emporloderte. Der Bauernaufruhr schloß die äußersten Konsequenzen in sich und drohte, alles in Deutschland Bestehende umzustürzen. Man stürmte nicht bloß mehr die Bilder, sondern Thomas Münzer, der Anführer der Bauern, wollte alle Fürsten umbringen und eine ganz neue Welt einrichten. Drei Vierteile von Deutschland waren bereits vom Bauernaufruhr ergriffen. Was

Luthers Verhältnis zu dem Bauernaufstande betrifft, so muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er schon vom ersten Anfang an mit dieser Sache nichts zu thun haben wollte, sondern durch die radikale Bewegung in die äußerste Gefahr geriet, getötet zu werden, weil er, obgleich noch in der Reichsacht, sich nach Wittenberg begab, wo der Tumult ebenfalls ausgebrochen war, und acht Tage lang gegen dieses Unwesen predigte. Hätte Luther sich diesen Bewegungen hingegeben, so wäre er und seine Lehre verloren gewesen.

Die neu aufgetretene Lehre wurde durch ein großes Talent, nämlich das Melanchthons, auch dogmatisch fixiert; sie erschien dem Volke im Lichte der Rettung, da man einsah, daß nicht alles wieder in den vorigen Zustand zurückgeführt werden könne, und insbesondere die Wiederherstellung der kirchlichen Autorität in ihrem vollen Umfange unmöglich sei. Das Reich, welches jetzt den abwesenden Kaiser repräsentierte, wußte anfangs in dieser Verlegenheit keinen Rat; später aber billigte es, daß die Abweichung in der Religion in einzelnen Ländern eingeführt wurde, so daß die Sache eine legale Bedeutung bekam. Darauf wurde nun in den Jahren 1529 und 1530 reformiert, d. h. vieles abgestellt, was früher bestanden hatte, und der protestantische Geist fing an, sich besonders im Norden Deutschlands auszubreiten. —

Wohin ging nun die Tendenz Luthers? Sie umfaßte hauptsächlich zwei Punkte: 1. sie trat der Lehre entgegen, auf welcher die katholische Hierarchie beruht, daß nämlich die Entwickelung der göttlichen Ideen unmittelbar in der Entscheidung der Päpste und in der Festsetzung der Konzilien liege. Hiegegen behauptete Luther, die Hierarchie sei von der heiligen Urkunde abgefallen. 2. Luther wollte alles bestehen lassen, was mit der Bibel vereinbar ist, setzte sich nicht einmal der Tradition unbedingt entgegen; geschweige denn, daß er eine neue Religion hätte aufstellen wollen, die er kraft des eigenen Verstandes sich aus der göttlichen Urkunde selbst zusammengesetzt hätte. Luthers Wesen war überhaupt seiner Natur nach reformierend[1]); er war weit entfernt, dem republikanischen Prinzipe in der Kirche Geltung zu verschaffen; er wollte nicht die Bibel realisieren, sondern nur den Widerspruch gegen die Bibel vernichten.

Er und Melanchthon bildeten zusammen eine neue Doktrin, welche so ziemlich an den Katholicismus sich anschloß. Der Moment, in welchem der Katholicismus und Protestantismus koincidierten, war die Abfassung der augsburgischen Konfession, in welcher sich die beiden Parteien so nahe kamen, wie niemals später wieder; nur in Bezug auf die Eucharistie war man verschiedener Meinung. Ja, Papst Clemens VII. war im Jahre 1532 sogar sehr geneigt, die augsburgische Konfession anzunehmen; er legte sie den römischen

1) Es fiel Luther nicht ein, eine Kirche von vornherein zu gründen; dieser Unterstellung widersetzte er sich immer. Er sagte auch, er möchte wohl eine Kirche aus allen Gläubigen zusammensetzen, er finde aber keine Christen. So blieb er dabei, daß die Kirche ein von oben hereinwirkendes religiöses Institut sei.

Theologen vor, welche erklärten, einiges darin sei richtig, anderes sei zu vereinbaren, wieder anderes stünde zwar im Widerspruch mit der katholischen Doktrin, aber es lasse sich darüber reden. In dieser ursprünglichen Aufstellung lag also nicht die absolute Notwendigkeit eines Zwistes. Ich will nun gerade nicht behaupten, daß die Forderungen der Protestanten vollkommen gewesen wären; allein die Sache selbst, nämlich die Aufstellung eines entgegengesetzten Dogmas und einer entgegengesetzten, tief christlichen religiösen Überzeugung war höchst notwendig, und sie wurde auch so gemäßigt und vernünftig vorgetragen, daß von dieser Zeit an nichts so plausibel und dem Katholicismus so nahe stehend war, wie die augsburgische Konfession.

Luthers Lehre war also, in Kürze resümiert: 1. Ein Widerspruch gegen das hierarchische System; 2. ein Widerspruch gegen alle in den letzten Jahrhunderten entwickelten Formen und Dienste, welche nach Luthers Meinung der heiligen Schrift widersprachen.

Es war ein ungeheures Ereignis, daß diese Lehre nicht allein aufgestellt wurde, sondern auch mit dem Prinzipe der Staaten in Deutschland gleich in ihrem Entstehen sich so verschmolzen hat, daß eine Trennung nicht mehr möglich war. Sie setzte sich gleich anfangs den Mönchsgelübden entgegen; die kleineren Klöster wurden eingezogen, und die deutschen Territorialfürsten erhielten eine gewisse Kraft, indem sie sich mit der neuen Lehre vereinigten.

Eine Ausartung der lutherischen Lehre, der weltlichen Gewalt feindlich, war die Wiedertäuferei. Dieser aber opponierte sich Luther auf das kräftigste und infolge dessen beruhte gewissermaßen der Staat auf ihm; denn bisher war noch kein Gelehrter erschienen, der den Begriff der Obrigkeit so scharf und so frei von jedem geistlichen Beisatz aufgefaßt hat, wie Luther. Dadurch gab er für die weltliche Entwickelung eine neue Grundlage.

Den ersten großen Kampf hatte die neue Lehre zu bestehen mit dem größten und geistvollsten Fürsten der damaligen Zeit, nämlich mit Kaiser Karl V., der übrigens auch den Gedanken hatte, von seiten des Staates aus zu reformieren und mit Hülfe der Protestanten das Kaisertum zu restaurieren; aber weil der Protestantismus das ständische Prinzip repräsentierte, so geriet Karl mit den Fürsten Deutschlands in Streit und es kam zum Kampfe zwischen beiden, in welchem er zuletzt beinahe gefangen genommen worden wäre. Der Gedanke des Kaisers ging auf die Herstellung eines universalen kirchlichen Kaisertums, allein dazu war er nicht stark genug. Die neue Lehre, welche diesem Plane abhold war, hatte bereits zu tiefe Wurzeln gefaßt und eine zu starke Repräsentation, namentlich in Norddeutschland gefunden, als daß Karl der Bewegung hätte Meister werden können.

Dadurch, daß Karl V. Indien beherrschte und dessen Gold und Silber ihm zu Diensten war, vermochte er zwar vieles, allein er hatte auch einen mächtigen Widersacher an dem König Franz I. von Frankreich und dessen Nachfolger Heinrich II. Diese wollten nicht, daß der Kaiser Herr in Deutschland werde. Ebensowenig wollte das der Papst, denn dem graute vor einer

Kombination der kaiserlichen und kirchlichen Idee; ja der eifrige Papst Paul III., der das Concilium von Trient vereinigte, war dafür, daß die Protestanten vom Kaiser Karl nicht unterdrückt würden; ebenso Papst Julius III. Alle diese Elemente wirkten zusammen, um dem Protestantismus einen festeren Halt zu geben. Karl V. mußte aus Deutschland weichen und sein Bruder Ferdinand bequemte sich dazu, mit den protestantischen Ständen einen Religionsfrieden zu schließen (1555). Dieser hatte den Sinn, daß nunmehr der Protestantismus, wie er war, als Glied des deutschen Reiches aufgenommen wurde, und die protestantischen Fürsten mit denselben Rechten in das Reich eintraten wie die katholischen.

So kam es, daß gegen Ende des 16. Jahrhunderts ungefähr neun Zehnteile von Deutschland protestantisch waren, und der Protestantismus selbst in Bayern und Österreich Eingang fand. In Österreich war Maximilian II., einer der größten neueren deutschen Kaiser, ein Mann von scharfem Verstand und großer Milde, im Herzen protestantisch gesinnt, und die österreichischen Erblande waren total protestantisch. Selbst in den Gebieten der geistlichen Fürsten waren bei weitem die meisten dem lutherischen Bekenntnis zugethan. Der Adel hielt aber noch fest am Katholicismus, denn er war im Besitz der Kapitel und Stifter. —

Nun ergriff das protestantische Element auch die übrigen Länder. Dänemark und Schweden wurden vollkommen protestantisch; das deutsche Ordensland Preußen war merkwürdigerweise eines der ersten, welche zur neuen Lehre übertraten, auch in Polen und Ungarn gewann das Luthertum Boden. Mittlerweile war noch eine zweite Form des Protestantismus emporgekommen, nämlich der Calvinismus, welcher von der Tradition viel mehr abweicht, als das Luthertum, und auch mehr republikanische Prinzipien in sich aufnahm, da in Genf sein Hauptsitz war; er hatte die Absicht, ein den ersten Jahrhunderten unserer Ära entsprechendes Christentum zu gründen. Diese französische Form des Protestantismus breitete sich insbesondere in den Niederlanden, in England und Frankreich aus.

In England wuchs die neue Lehre ganz zusammen mit der Idee des Royalismus und des Staates. Der Calvinismus trat dann als ein Moment des Dogmas ein, und gab dem in England bereits durchgegangenen kirchlichen Schisma einen gewissen Halt. In Schottland drang der Calvinismus mit seinen republikanischen Sympathien am meisten vor, und auch in Frankreich bildeten die Hugenotten bald eine mächtige Partei. Wäre der Protestantismus in diesem letzteren Lande Herr geworden, so hätte er die Welt beherrscht. Deswegen sind die Kämpfe, welche Katharina von Medici und ihr Anhang mit den Häuptern der Hugenotten zu bestehen hatte, von so hohem Interesse. Überdies war der Protestantismus um jene Zeit auch in Italien und Spanien vielfach verbreitet, so daß nunmehr die Frage aufgeworfen werden kann, ob es für Europa wünschenswert gewesen, wenn der Protestantismus vollkommen Herr geworden wäre.

Ich möchte diese Frage nicht unbedingt bejahen. Für Deutschland wäre es allerdings das beste gewesen, wenn eine einzige Religion alle deutschen Staaten umfaßt hätte und die Einheit des Reiches erhalten worden wäre, wohin die Tendenz ging. Das merkwürdige im 16. Jahrhundert war, daß die Protestanten die Hierarchie nicht abschaffen wollten, sondern dieselbe in der Form von weltlichen Wahlfürstentümern bestehen zu lassen beabsichtigten, nur unter Entziehung der geistlichen Befugnisse. Diese Art der Säkularisation hätte die Einheit des Reiches aufrecht erhalten, wenn der Protestantismus, wie in England, so auch in Deutschland, vollständig durchgedrungen wäre. Dadurch wäre der dreißigjährige Krieg und unendliches Blutvergießen vermieden worden.

Sechzehnter Vortrag.

(Vom 11. Oktober 1854.)

Wenn man fragt, warum der Protestantismus nicht zum vollständigen Siege gelangte, so ist zunächst darauf zu erwidern, daß schon in der dogmatischen Aufstellung desselben ein Moment liegt, das dies unmöglich machte; denn das Dogma trennte sich sogleich in verschiedene Parteien, welche einander widerstrebten. Dazu kommt, daß durch die vollkommene Beseitigung des phantasievollen Teiles des Gottesdienstes etwas aus dem Ritus hinweggefallen war, was vielleicht der Erhaltung würdig war. Endlich kann man sagen, daß der Protestantismus, als in der Schweiz und in Deutschland entstanden, sich für die südlichen Nationen, überhaupt für minder kultivierte Länder, weniger zu eignen scheint. Eine andere Frage, die wir aber mit der größten Bestimmtheit beantworten können, ist die: wenn so schon in dem Protestantismus selbst Momente lagen, die seinen vollständigen Sieg vielleicht unmöglich, ja nicht einmal ganz wünschenswert machten, trugen nicht doch auch äußere Umstände dazu bei, ihn nicht vollständig zur Herrschaft gelangen zu lassen? Diese Frage muß dahin entschieden werden, daß die äußeren Elemente, die er zu bekämpfen hatte, so stark waren, daß sein Sieg fast unmöglich war. Die Elemente, die sich ihm widersetzten, waren erstens weltliche. Den größten Widerstand fand der Protestantismus an den Königen von Spanien. Dort beruhte das Königtum auf der innigsten Verbindung mit der Hierarchie, ja alle Lebensverhältnisse waren von hierarchischen Prinzipien durchdrungen; dieselben Gesinnungen hatten Neapel und Sicilien. Dieses waren aber die Weltmächte, welche damals im Besitz des meisten Geldes waren; die Bergwerke von Potosi waren unter Philipp II. höchst einträglich. Da nun zur damaligen Zeit das Werbesystem herrschte und es

darauf ankam, wer die meisten Soldaten bezahlen konnte, so bekam Spanien durch seine Soldateska (Infanterie) das Übergewicht über jede andere Miliz der Welt. Sie wurde hauptsächlich in den spanischen Kriegen gegen Frankreich ausgebildet, und ihre berühmtesten Führer waren Gonzalvo de Cordova, Leyva, Alba, Farnese, Spinola[1]). Dies war also ein dem Protestantismus höchst gefährlicher Umstand, daß hier ein seiner Überzeugung und seinen Tendenzen nach katholischer Fürst herrschte, welcher allein von allen europäischen Fürsten eine mächtige Armee zu erhalten und Subsidien zu zahlen imstande war.

Die zweite feindliche Macht, die sich dem Protestantismus opponierte, hatte ihren Sitz in der Stadt Paris. Indem diese Stadt durch die Entwickelung der französischen Monarchie unendlich mächtig und einflußreich geworden war, gelangte auch die Sorbonne, eine Universität, welche alle geistlichen Stellen besetzte und am strengsten am katholischen Dogma festhielt, zu großem Ansehen. Diese sah in dem andringen wollenden Protestantismus einen natürlichen Gegner und strebte mit allen Mitteln danach, ihn zu vernichten.

Das dritte feindliche Element fand der Protestantismus in der Bildungsfähigkeit des katholischen Dogmas selbst. Luther hatte einen Pnnkt der Lehre angegriffen, der noch nicht ganz entschieden war, der aber das ganze Jahrhundert in Bewegung setzte, nämlich die Lehre von der Rechtfertigung. Katholischerseits hielt man dafür, daß dieser Streitpunkt durch ein Concilium entschieden werden müsse, und so kam das Tridentinische Konzil zustande, welches die von dem Protestantismus angeregten Fragen in einem Sinne entschied, daß das System der katholischen Kirche wieder mit den heiligen Urkunden vereinbart wurde, und der spätere Katholicismus von dem protestantischen Dogma bedeutend influenziert ward, indem er sich ihm zwar entgegensetzte, aber auf dieselbe Art und Weise verfuhr, wie der Protestantismus selbst[2]).

Hatte so das katholische Dogma eine große Bildsamkeit gezeigt und sich in die von der Zeit geforderten Formen geworfen, so bewies nun andererseits die Hierarchie eine ungemeine Haltbarkeit; ja sie fand eine neue Stütze an den Jesuiten, die man als die vierte den Protestanten feindliche Macht betrachten kann. Es schloß sich in jenen Tagen an den Papst eine alte hierarchische Verehrung an, welche damals weit stärker war, als jetzt, und zum Ausdruck dieser Verehrung machten sich neue Orden geltend. Als das Papsttum angegriffen wurde, bildete sich zu seinem Schutze eine mönchische Ver-

---

1) Die Spanier waren berühmt durch ihre Geschicklichkeit bei Erstürmung von Festungen, die Deutschen als die besten Fußtruppen und die Italiener als die besten Anführer.

2) Der berühmte katholische Theolog Möhler begeht in dieser Beziehung ein großes Unrecht gegen den Protestantismus, indem er in seiner Verteidigung des katholischen Dogmas die Feststellung der Glaubenssätze, wie sie durch das Tridentinische Concilium sich gestaltet hat, als bereits früher vorhanden annimmt, was durchaus nicht der Fall ist.

einigung im Gegensatz zu dem Protestantismus; jedoch bediente sich dieselbe zur Ausbreitung ihrer Grundsätze der nämlichen Mittel, wie die Protestanten, der Predigt und des Unterrrichts. Diese Jesuiten leisteten auch im Fache der Gelehrsamkeit bedeutendes, wenn sie auch an wirklicher Freiheit der Forschung und an wirklicher Genialität zurückstanden.

Auch die Päpste selber nahmen sich in ihrem Privat- und öffentlichen Leben mehr zusammen; sie lebten einfacher und strenger und verwendeten die Einkünfte, die sie aus katholischen Ländern bezogen, nicht mehr zu Privatzwecken, sondern zu den Kriegen, welche zur Aufrechterhaltung der katholischen Religion geführt wurden. Auf solche Weise war eine sehr starke Opposition gegen den vordringenden Protestantismus herangereift, so daß die der Reformation feindliche Partei daran denken konnte, der ganzen Sache ein Ende zu machen; ein Kampf, welcher die zweite Hälfte des 16. und die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts vollständig beherrscht. So kam es zu den blutigen Religionskriegen dieser Periode, und es sind deren hauptsächlich zwei geführt worden: 1. der niederländisch-französische, 2. der dreißigjährige Krieg.

Der niederländisch-französische Krieg nahm seinen Ursprung von dem Aufstande der Niederlande gegen Philipp II. von Spanien. Was den Widerstand dieser Provinzen hauptsächlich anfeuerte, waren nicht die Streitigkeiten um den zehnten Pfennig oder um einige Auflagen, sondern die Religion. Die Niederländer wurden bei ihrer Empörung von Frankreich und England unterstützt, denen die überall sich ausbreitende Macht Spaniens schon längst ein Dorn im Auge war. Da faßte nun Philipp II. den Entschluß, diese seine drei Widersacher auf einmal anzugreifen. Er schickte zu diesem Zweck Alexander Farnese nach den Niederlanden ab, um mit voller Macht die wallonischen Provinzen festzuhalten und von dort aus weiter gegen die Feinde vorzudringen. Nachdem der Prinz von Oranien ermordet worden war, gewann das katholische Prinzip wieder die Oberhand, und das neu begründete spanische Element drang nun mit Gewalt in die belgischen Provinzen vor.

Jetzt, glaubte Philipp, sei der rechte Zeitpunkt gekommen, um Frankreich anzugreifen, wo die mächtige Partei der Guisen dem Könige feindlich gesinnt war, weil der König nicht so streng katholisch war, wie die Guisen es forderten. Dadurch kam Frankreich in große Gefahr. Desgleichen wollte Philipp von Spanien es mit dem mächtigen England aufnehmen, wobei er sich auf die Hülfe der englischen Katholiken und der stuartischen Partei verließ. Zu diesem Zwecke machte er im Jahre 1588 jenen berühmten Versuch mit der Armada, der aber unglücklich ablief.

Der Widerstand, den Philipp bei seinem Plane, die drei Länder sich zu unterwerfen, fand, lag weniger in den Bemühungen deutscher Fürsten, als 1. in der großartigen Haltung der Königin Elisabeth von England, 2. in dem Emporkommen Heinrichs IV. von Navarra, 3. in der Entwickelung der englischen Seemacht.

Heinrich IV. war ein Hugenotte, wie man die Protestanten in Frankreich nannte; seine Mutter und Großmutter waren entschieden protestantisch; sein Land Navarra war halb französisch und halb spanisch; seine Mutter Johanna hatte ihr Land protestantisiert und ihr Sohn Heinrich hatte an der Spitze der französischen Hugenotten gefochten. Später aber wurde er gezwungen, katholisch zu werden, um auf den französischen Thron zu gelangen. Die eifrig katholisch Gesinnten mochten aber dessenungeachtet nichts von ihm wissen und brachten eine Ständeversammlung zustande, auf welcher sie ziemlich geneigt waren, eine spanische Prinzessin zur Königin zu ernennen. Neben dieser streng katholischen Partei und den Hugenotten bestand jedoch auch eine gemäßigte katholische Partei. Heinrich IV. trat, wie schon oben erwähnt, zum Katholicismus über, war aber dabei sehr gemäßigt und stets geneigt, seinen ehemaligen Glaubensgenossen Schutz angedeihen zu lassen. Sein geborener Gegner, Philipp II. von Spanien, ward durch die Engländer, welche Cadiz wegnahmen, genötigt, auch mit Heinrich Frieden zu schließen. Zuletzt mußte sein Nachfolger die Unabhängigkeit der Niederlande anerkennen.

Der zweite große Krieg war der deutsche dreißigjährige. In Deutschland war, wie wir gesehen haben, der Protestantismus weit vorgedrungen; nachdem aber das Tridentinische Concilium abgehalten worden war, und die Spanier in den Niederlanden Erfolge errungen hatten, so faßten besonders die geistlichen Fürsten in Deutschland den Entschluß, den Protestantismus in ihren Gebieten zu unterdrücken. — Darauf drang auch der Papst Sixtus V., und überall fingen auch die geistlichen Herren an, die Antireformation durchzuführen. Der erste war, daß sie keinen Edelmann von protestantischem Glauben bei sich anstellten, wodurch viele Protestanten bewogen wurden, sich dem katholischen Glauben wieder zuzuwenden; ferner duldeten sie keinen Protestanten in dem Rat ihrer Stadt. Dieselben antireformatorischen Bestrebungen zeigten sich in Österreich, welches großenteils protestantisch geworden war, und wo die katholische Religion jetzt mit der größten Energie und Gewaltsamkeit wieder eingeführt wurde. Nun stand die Reichsverfassung in Frage, nachdem durch den Religionsfrieden eine gewisse Parität zwischen den beiden Konfessionen in gesetzlicher Weise eingeführt worden war. Dagegen erhoben sich die Jesuiten und erklärten, daß der Religionsfriede nicht binde. Die kaiserliche und Reichsgewalt waren so gut wie annulliert, und die Stände suchten sich daher durch Bündnisse ihr Recht zu verschaffen (Union und Liga). Jeden Augenblick konnte man den Ausbruch des Krieges in Deutschland erwarten.

Der erste Anlaß ergab sich in Böhmen, wo Kaiser Matthias die durch Majestätsbriefe und in anderer Weise dokumentierten Konzessionen an die protestantischen Stände wieder zurücknehmen wollte. Die Böhmen aber erinnerten sich nun, daß sie vor nicht gar langer Zeit ein unabhängiges Reich gebildet hatten, und daß das Haus Österreich noch nicht gar lange Zeit über sie herrsche. Sie erklärten, daß der Vertrag zwischen ihnen und Kaiser

Ferdinand gebrochen sei, und hielten sich für vollkommen berechtigt, einen anderen Fürsten zu wählen. Sie warfen ihre Augen nebst den übrigen protestantischen Fürsten auf Friedrich von der Pfalz, der mit einer Tochter des Königs Jacob von England vermählt war. Alles war in der größten Aufregung, als die Böhmen die Krone Friedrich anboten. Nach längerer Zögerung nahm er sie an, denn er glaubte, es sei eine europäische große Kombination, an die er sich halten könne.

Dies war aber nicht der Fall; selbst die Protestanten unterstützten ihn nicht energisch, und so gelang es dem Kurfürsten Maximilian I. von Bayern, der alle seine Gedanken durchzuführen wußte, nach der Schlacht am Weißen Berge den neu gewählten König über den Haufen zu werfen und ihn zur Flucht zu zwingen. Darauf fing Österreich an, aus allen Kräften in Böhmen zu antireformieren, und so begann der Katholicismus die Oberhand in Deutschland zu erhalten und von Stunde zu Stunde sich mehr auszubreiten. Der Kaiser übertrug die pfälzische Kur an Bayern und wußte es dadurch ganz an sich zu fesseln. Die Macht Bayerns beruhte damals darauf, daß Maximilian von mehreren geistlichen Fürsten umgeben war, die ihm gehorchten. So wurde zuerst Oberdeutschland vollkommen unterworfen, dann die Pfalz, hierauf der Krieg nach Niederdeutschland hinübergespielt, der König von Dänemark, der den Protestanten zu Hülfe gekommen war, geschlagen, von den Österreichern unter Wallenstein ein Heer zusammengebracht, der Herzog von Mecklenburg zur Flucht genötigt und nun ernstlich Anstalt gemacht, den Katholicismus auch in Norddeutschland wiederherzustellen. Zu diesem Behufe ward der Gedanke gefaßt, die ehemaligen geistlichen Güter sämtlich der Kirche wiederzugeben. Deshalb wurde das Restitutionsedikt erlassen, welches eine Jahrhunderte lang dauernde Entzweiung zwischen Nord- und Süddeutschland hervorbrachte. Die Norddeutschen sahen ein, daß ihre Religion dem Untergange geweiht sei, und es stand zu erwarten, daß die katholische Restauration gesiegt hätte, wenn nicht eine andere europäische Kombination dazwischen getreten wäre.

Österreich war nämlich zugleich mit Spanien verbunden, und nun wollten die Franzosen diese spanisch-österreichische Macht nicht so weit gedeihen lassen. Der Kardinal Richelieu, welcher die Hugenotten in Frankreich bekämpfte, suchte den Protestantismus in Deutschland aufrecht zu erhalten, setzte sich mit dem König von Schweden in Verbindung und forderte ihn auf, nach Deutschland zu kommen, indem er ihn mit Geld unterstützte. Der König von Schweden, Gustav Adolf, der in seinem Reiche selbst durch eine starke katholische Partei bedroht war, kam nach Deutschland herüber, schlug Tilly aus dem Felde, nachdem Wallenstein den deutschen Fürsten widerwärtig geworden war, und machte nun alles, was in Norddeutschland im antireformatorischen Sinne geschehen war, wieder rückgängig. Übrigens hatten selbst die norddeutschen Fürsten keine Lust, Gustav Adolf anzunehmen, was aber den großen Fürsten nicht hinderte, bis nach München vorzudringen. Wallenstein

wurde zwar von Österreich wieder ins Feld gebracht und Gustav Adolf wurde getötet; allein weder die eine noch die andere Partei war den Gegnern so sehr überlegen, daß sie ein entscheidendes Übergewicht über dieselben errungen hätte.

Auf diese Weise war das Blutvergießen in Deutschland schrecklich geworden, und über die Frage, ob die römische Hierarchie in Deutschland Einfluß haben sollte, über einige dogmatische kleine Streitigkeiten wurde Deutschland mit der Verwüstung einer weit vorgeschrittenen Kultur heimgesucht; denn die Kultur des 14. und 15. Jahrhunderts hatte sich im 16. und 17. Jahrhundert fortgesetzt. Erst im Jahre 1648 wurde dieser verheerende Krieg beendigt, dessen Erfolg nur der war, daß Deutschland blühende Provinzen verlor und dagegen verödete Landstriche zurückbehielt. Das beste aus diesem langwierigen Kriege trug Frankreich davon, welches das Elsaß, Breisach, Philippsburg u. s. w. erhielt, während die Schweden an der Ostsee sich festsetzten. Der eigentliche Grund des Unglücks lag darin, daß der Religionsfriede vom Kaiser nicht anerkannt wurde, und Fanatismus die Geister so beherrschte, daß sie glaubten, Gott einen Dienst zu thun, wenn sie sich gegenseitig zerfleischten. Auf diese Weise war das große Nationalunglück über uns gekommen, aus dem wir uns seit 1648 ziemlich wieder erhoben haben. Die Schweden haben wir glücklich aus Deutschland hinausgebracht; das Elsaß freilich befindet sich noch in den Händen der Franzosen.

Der Erfolg dieser Kämpfe im allgemeinen war nun aber der, daß der Protestantismus nicht unterworfen werden konnte. Die abendländische Welt teilte sich seitdem in zwei verschiedene Parteien. Nichtsdestoweniger blieb sie immer noch eine Einheit, wie ein Baum, der in zwei Äste sich spaltet; nur beruhte diese Einheit nicht mehr auf dem Papsttum, sondern auf der Gemeinschaftlichkeit der Institutionen und der Kultur und auf dem Ineinanderwirken der romanisch-germanischen Nationen. Das Gebiet der letzteren erhielt überdies einen gewissen Zuwachs, insofern die abendländische Kultur einen großen Einfluß auf Rußland gewann. In neuester Zeit trennt aber den abendländischen Völkerkomplex auch die Verschiedenheit des Bekenntnisses nicht mehr, und namentlich war in Deutschland das Bestreben, den Gegensatz der Bekenntnisse unwirksamer zu machen, vom glücklichsten Erfolg gekrönt.

Aus dem anschließenden Gespräch.

Urteil über Kurfürst Maximilian I.: Der Hauptgesichtspunkt dieses Fürsten war ein falscher, ja nicht einmal ein bayrischer. Seine Mission war nicht, wie er meinte, den Katholicismus zu verbreiten. Seine Nebenabsicht, die Nebenlinie zu schwächen, war eine höchst kleinliche. Hätte Maximilian sich mit Friedrich von der Pfalz vereinigt, so wäre wahrscheinlich das Haus Wittelsbach groß geworden. Aber er folgte zu sehr den Jesuiten und hatte den Kopf voll Abenteuerlichkeiten. Was half es ihm,

daß er die Oberpfalz erwarb, die ja ohnehin schon seinem Hause gehörte? Die Rheinpfalz bekam er doch nicht. Hätte er sich an Friedrich von der Pfalz angeschlossen, was er wohl thun konnte, ohne Protestant zu werden, so wäre Österreich nicht so übermächtig geworden.

Siebzehnter Vortrag.

(Vom 12. Oktober 1854.)

§ 7.

Zeitalter der Entstehung und Entwickelung der Großmächte.

17. und 18. Jahrhundert.

Die Litteratur des 16. und noch am Anfang des 17. Jahrhunderts hatte eine sehr theologische Färbung. Es gab kein Zeitalter, in welchem das Dogma und überhaupt die kirchlichen Institutionen so enge mit dem Staate verknüpft waren, wie damals. Das Prinzip der Kirche wurde das vorwaltende in jedem Staate; denn obwohl eine große Anzahl derselben sich vom römischen Stuhle losriß, so ergriffen sie doch ihre besonderen Konfessionen mit dem größten Eifer, und diese wurden ihr Gesetz. Also bekam das Leben und die Litteratur einen vollkommen geistlichen Anstrich.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts änderte sich das. Man kam mehr zurück auf die Tendenz, welche das 15. Jahrhundert ergriffen hatte, nämlich auf die Philosophie und die Naturwissenschaften, welche durch die theologischen Streitigkeiten in den Hintergrund gedrängt worden waren [1]). Mit einem Wort, der menschliche Geist nahm wieder eine von der theologischen mehr abweichende Wendung, eine freiere und unbedingtere Richtung auf das Wesen der Dinge.

Ähnliches geschah im Innern der Staaten, welche sich, nachdem man gesehen hatte, daß es unmöglich sei, die Protestanten zu unterdrücken, in den großen religiösen Konflikten wieder aus ihrem eigenen Wesen herausgestalteten. Überhaupt fingen die menschlichen Kräfte an, nachdem die religiöse Seite gewissermaßen ausgebildet war, sich mehr in der Richtung auf den Staat zu bewegen, im Zusammenhang mit der weltlichen Wendung, welche die Wissenschaften im allgemeinen nahmen.

Von den Staaten, die früher miteinander gekämpft hatten, war Spanien

---

1) Noch im 17. Jahrhundert wurde Galilei vom Papste verurteilt, weil er das System des Kopernicus lehrte.

der vornehmste. Dieses Land hatte sich die Entwickelung und Förderung des Katholicismus zum Hauptziele seiner Bestrebungen gesetzt, und es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie das alte Spanien, nachdem diese Absicht gescheitert war, allmählich in sich selbst zusammenfällt. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vermochte es gar nichts mehr, und jener Bruchteil der großen spanischen Monarchie, welcher sich mit so vielen Anstrengungen vom herrschenden Lande losgerissen hatte, nämlich Holland, wurde dadurch mächtiger, als das alte Reich, daß es zuerst die merkantilen und kommerziellen Bestrebungen zu einem Momente des Staatslebens machte. Wir sahen freilich, wie auch in Spanien viel darauf ankam, daß es Amerika besaß; aber die Industrie wie der Handel waren nicht so sehr Sache der Spanier; sie überließen das anderen.

Eben hierin setzten sich jetzt die Holländer an ihre Stelle. Dieses kleine Land, aus wenigen Provinzen bestehend, erträglich gelegen, aber nicht gerade herausfordernd für den Handel, nahm nun sofort eine glänzende und bedeutende Stellung in dem europäischen Rate ein. Die Vorsehung hatte es gewollt, daß hier der ganze Welthandel sich konzentrierte. Die Holländer nahmen die Reederei der ganzen Welt in Besitz; sie setzten sich an die Stelle der Portugiesen in Ostindien, fuhren in den äußersten Norden zum Herings- und Walfischfang; sie sind es, welche Neuholland entdeckt haben. Früher waren die indischen Spezereien über Ägypten gegangen; jetzt führten die Holländer dieselben um Afrika herum, durch die Meerenge von Gibraltar in das Mittelmeer und nach Ägypten. Das immense Geld, welches sie durch ihren Handel gewannen, verwendeten sie zur Befestigung ihres Landes und zur Verfolgung ihrer politischen Zwecke. Doch ist es einleuchtend, daß Holland nicht auf die Dauer zu einer leitenden Weltrolle berufen sein konnte, weil ihm eine wesentliche Bedingung hiezu, nämlich ein großes Territorium, fehlte.

Der Wechsel der allgemeinen Tendenz zeigte sich also, wie gesagt, darin, daß die spanische Monarchie, so ausgebreitet sie war, doch vor der kleinen Provinz, die von ihr abgefallen war, zurücktreten mußte. Alle Kräfte Spaniens, insbesondere die Litteratur in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, hatten sich nach der theologischen Seite hin bewegt; als sie ihr Ziel nicht erreichten, hörten sie auf, wirksam zu sein. Holland dagegen, welches die modernen Tendenzen zuerst in sich darstellte, kam auf dem Schauplatz der Welt zur größten Bedeutung. Schon aus dieser Gegenüberstellung ersehen wir demnach, daß eben andere Regungen emporkamen, welche dahin zielten, die Macht in den einzelnen Reichen auf der gegebenen historischen Grundlage zu entwickeln. Und hier tritt denn zunächst — in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts — diejenige große Macht hervor, welcher Spanien unterlegen ist, nämlich Frankreich.

Frankreich entwickelte die Monarchie auf eine Weise, wie es in Europa noch niemals dagewesen war. Zwar nahmen die Capetinger bereits einen Anlauf dazu, aber erst in diesem Jahrhundert gelangte die Macht des König-

tums zu ihrer höchsten Blüte. Der Religion nach blieb Frankreich katholisch; der Unterschied aber zwischen dem französischen und spanischen Katholicismus ist der, daß Frankreich nur nach innen katholisch war und auch da die Protestanten vor der Hand duldete, während in seiner äußeren Politik der Protestantismus sogar vielfach unterstützt wurde. Jene schon in den früheren Jahrhunderten zur Erscheinung gekommene Idee des französischen Staates wurde nun während des dreißigjährigen Krieges mächtig realisiert, dadurch daß ein Mann an die Spitze des Staates kam, welcher als der vornehmste Begründer der Monarchie, wenn auch nicht in Europa, so doch in Frankreich, angesehen werden kann. Damals regierte Ludwig XIII., ein Fürst, der sich mehr den mechanischen militärischen Übungen hingab und zwar einen hohen Begriff von der ihm gebührenden Macht hatte, jedoch nicht fähig war, dieselbe persönlich zu erwerben und festzuhalten, sondern sie seinem ersten Minister, dem Kardinal Richelieu überließ. Richelieu bildete die Idee des Königtums aus, in welchem er ein göttliches Institut erblickte. Er wendete den Begriff „von Gottes Gnaden" mit einer gewissen theologischen Schärfe im weitesten Umfang an, und alles was der königlichen Macht zu nahe trat oder sich ihr entgegensetzte, wurde vernichtet.

Als der dreißigjährige Krieg entbrannte, richtete Richelieu seine Angriffe, wie die früheren Könige, auf Österreich; und um dies bewirken zu können, vereinigte er sich mit den Protestanten in Deutschland, ja nicht bloß mit diesen, sondern auch mit den Engländern. In Frankreich selbst gelang es ihm hingegen, den Protestantismus als politische Macht zu vernichten, womit die Protestanten der übrigen Welt, auch in England und Holland, sich zufrieden gaben, weil, wenn das Königtum in Frankreich nicht stark geworden wäre — und dies war nicht möglich, so lange die Hugenotten noch ihre eigenen Festungen im Lande hatten — es ihnen auch keine Hülfe leisten konnte. Hier sieht man den Wechsel der Zeiten, da die Protestanten aus politischen Rücksichten zugaben, daß ihre Glaubensgenossen unterdrückt wurden, weil die protestantische Welt in diesem Augenblick eines starken Frankreichs gegenüber der spanisch-katholischen Übermacht bedurfte.

Richelieu hatte das Glück, welches alle großen Männer gehabt haben, daß er durch eine Art unbedingten Gefühles in einer bedeutungsvollen Epoche diejenigen Momente ergriff, welche zur Durchführung seines Planes notwendig waren. Er war es auch, der die französische Litteratur in ihrer charakteristischen Gestalt begründete, er hat die Académie française gestiftet, welche ursprünglich aus Protestanten und Katholiken bestand. Einige Privatleute kamen nämlich zusammen, beschäftigten sich in ihren Kreisen mit der Litteratur, lasen einander ihre Arbeiten vor, suchten ihre Sprache, die in der Bildung begriffen war, korrekt zu schreiben und zu sprechen u. s. w. Richelieu, der selbst vortrefflich französisch schrieb, hörte davon und gestaltete dasjenige, was bisher bloß zufälligen Bestand gehabt hatte, zu einem nationalen Institut. Richelieu versammelte auch Dichter um sich; Corneille sagt in einem seiner

Stücke, wenn auch mit einiger Übertreibung, er verdanke jenem alles, was er sei. Dadurch, daß der Kardinal ein eigenes Theater in seinem Palais hielt, zu welchem ein erweitertes Hofpublikum zugelassen wurde, trug er zur Ausbildung der französischen Bühne wesentlich bei.

Die Gewalt, welche Richelieu in Frankreich geschaffen, bildete Mazarin fort, den Richelieu herangezogen hatte, ein Mensch von hohen diplomatischen Talenten, ein Dogmatiker der Gewalt, der durch seine Geschicklichkeit Ludwig XIV. zum wirklichen König von Frankreich machte. Für Deutschland aber war er im höchsten Grade gefährlich und verderblich, denn er brachte den westfälischen Frieden zu stande, durch den Deutschland mehrere Provinzen verlor. Auch der pyrenäische Friede ist sein Werk, in welchem die Spanier ihre feste Stellung am Niederrhein aufgeben mußten. Von Richelieu ist zweifelhaft, ob er daran dachte, die Grenzen Frankreichs auszudehnen, aber daß Mazarin und die durch ihn geleitete Königin von Frankreich diesen Gedanken verfolgten, wie sie ihn denn auch ausführten, ist gewiß.

Durch den pyrenäischen Frieden wurde außer der Erweiterung der französischen Macht auch noch etwas anderes bewirkt. In diesem Frieden verstand sich nämlich Philipp IV., König von Spanien, dazu, seine Tochter Therese an den König von Frankreich zu verheiraten; eine welthistorische Vermählung, denn er selbst hatte zwar einen Sohn, Namens Karl, der indes ein höchst armseliges Geschöpf war, vor seinen Jahren hinstarb und keine Nachkommen hinterließ. Alsdann nahm der König von Frankreich Spanien als Erbteil in Anspruch, und daher rührt es, daß die Könige von Spanien noch bis auf den heutigen Tag Bourbonen sind, indem Ludwig XIV. seinen Enkel dort einsetzte, dessen Kinder nicht allein Spanien, sondern auch Neapel behaupteten.

Als nun Mazarin starb, kam Ludwig XIV. zur vollkommenen Selbstregierung. Denn früher war der Minister König, und der König war nur der Hofmann des Ministers; so zwar, daß der König jedesmal, ehe er zu Mazarin kam, ihn fragen ließ, ob er nicht zu sehr beschäftigt sei; wenn die Antwort bejahend ausfiel, so wurde der Besuch verschoben. Mazarin begleitete auch den König niemals über die Treppe hinunter.

Ludwig XIV., so groß er ist, erscheint doch nur als der Fortsetzer der Ideen der beiden Minister Richelieu und Mazarin. Das erste, was Ludwig auf dem von ihm nunmehr selbständig betretenen Wege that, war, daß er eine Verwaltung einrichtete, die von Grund aus der früheren entgegengesetzt war. Ludwig nahm vor allem die Leute, die mit Mazarin gearbeitet hatten, in das Ministerium auf; unter ihnen war der bedeutendste Colbert. Durch diesen wurde zuerst der Gedanke gefaßt, die Entwickelung des Handels und Verkehrs nicht dem Zufall zu überlassen, oder solchen Umständen, denen die Holländer dieselbe zu verdanken hatten, sondern sie von Staatswegen in die Hand zu nehmen und zu fördern. Colbert ward nun der Urheber des Prohibitiv- oder Merkantilsystems, welches auf dem Gedanken beruht, von dem Inlande die Fabrikation und Produktion aller fremden Völker auszuschließen,

dagegen die Außenwelt mit den eigenen Produkten zu überfluten. Die Gewerbe selbst, die in Frankreich nicht ganz darniederlagen, gedachte Colbert von oben herab so hoch zu heben, daß alle Industrie von Europa in Frankreich centralisiert würde[1]). Merkwürdigerweise gelang das Unternehmen, vielleicht, weil die Franzosen gerade in den Gewerben das Talent besitzen, das zu erfinden, was allgemein gefällt; sie warfen in die Handwerke damals schon den Geist, der bis auf den heutigen Tag die Mode beherrscht.

Gerade so machte es Colbert mit den Handelscompagnien, die früher dadurch entstanden waren, daß sich Handelsleute zu einer freiwilligen Vereinigung zusammenthaten; er aber nahm auch diese Sache von Staatswegen in die Hand; er befahl den Beamten des Landes, Aktien zu nehmen, und legte sie dem Könige als Beweis ihrer Huldigung vor. Wo dies Verfahren der Natur der Sache nicht geradezu entgegenlief, hatte es einen guten Erfolg, so z. B. in Ostindien, wo die Franzosen große Kolonien besaßen, ebenso in der Levante, wo die Franzosen den ganzen Handel der Italiener in ihre Hände brachten.

In ähnlicher Weise wurde nach und nach der ganze Staat umgeformt, das Justizwesen, das Militärwesen[2]) wurde reformiert, eine Verwaltung wurde geschaffen, die geradezu durchfuhr. Kurz, alles resumierte sich in einer Person, so daß das berühmte Wort „l'état c'est moi", hier allerdings von Bedeutung war, indem von dem Staatsoberhaupt wirklich die Entwickelung des Staates ausging. Durch seine Organisation der Finanzverwaltung setzte Ludwig XIV. auch durch, daß er immer Geld zur Verfügung hatte, was bei seinen Vorgängern nicht der Fall gewesen war; dies setzte ihn unter anderem in den Stand, seine großen Bauten durchzuführen, welche durchaus keine Bedrückung des Volkes veranlaßten. Genug, seine Regierungszeit ist eine der grandiosesten Erscheinungen. Seine Verfügungen waren nicht eine Sache bloßer Gewalt; das Volk war damit sehr zufrieden, es wünschte, einen starken König zu haben, und hätte Ludwig XIV. sich nicht übernommen, so würde er als einer der größten Männer aller Zeiten erscheinen.

Nun dachte er aber, es sei Zeit, seine Prätensionen gegen Spanien durchzusetzen und zwar nicht allein insofern, als er dadurch spanische Provinzen erwerben könnte, sondern hauptsächlich aus dem Gesichtspunkte, Frankreich mit den Grenzen zu versehen, welche er für nötig hielt. Paris schien ihm zu nahe an Holland zu liegen; deshalb suchte er einige Festungen zu erwerben, um den Norden zu fortifizieren. Dann wollte er Lothringen haben und bekam es auch. Endlich gedachte er auch die Franchecomté zu erwerben, welche die Spanier bisher besessen hatten. Er war mithin nicht Eroberer à tort et

1) Die systematische Ausbildung solcher Manipulationen ward ebendaher später als Colbertismus bezeichnet.

2) Unsere ganzen militärischen Einrichtungen beziehen sich auf Ludwig XIV. zurück; er hat die Uniformen erfunden, von ihm stammen die Benennungen der militärischen Grade her u. s. w.

à travers, sondern wollte, wie gesagt, seinem Reiche kräftige Grenzen verschaffen und um Frankreich hat er sich auch in dieser Beziehung unermeßliche Verdienste erworben. Das übrige Europa erschien ihm jedoch nur als Objekt, dem er seine Siege abzugewinnen habe. Ludwig wollte so mächtig werden, daß jeder sich gefallen lassen müsse, was er that, und dieses Ziel hat er wirklich geraume Zeit hindurch erreicht.

Er nahm den Spaniern die Provinzen ab, die er wollte, er verringerte die Bedeutung Hollands, und als der Kaiser und das Reich — im Vereine mit Spanien — sich der Holländer annahmen, wendet er sich auch gegen diese, indem er sich mit den Schweden verbündete. Dadurch bekam er in den vorderen Reichskreisen freie Hand und überrumpelte Straßburg mitten im vollen Frieden. Dann schritt er auf Grund des imaginären Staatsrechtes, das er sich ausgebildet hatte, wonach er auch die Rheinpfalz für ein Lehen von Frankreich erklärte, zu jenen famosen Reunionen, welche seinen Namen in der Geschichte für immer brandmarken.

So griff Ludwig XIV. in dem gesamten Europa gewaltig um sich. Denn dies ist eben die ungeheuere Gefahr, welche in einer rein persönlichen Machtstellung liegt, der kein anderer widerstehen kann: man verliert die Fähigkeit, sich selbst im Zaum zu halten. Auch Ludwig XIV. vermochte das nicht, sondern er ging soweit, als ihn seine Interessen führten. Daraus ging jene schreckliche Handlung hervor, daß er das Edikt von Nantes, auf welchem die Religionsfreiheit der französischen Protestanten beruhte, aufhob, wodurch er dieselben aus dem Reiche vertrieb. Die Protestanten hatten nämlich noch immer eine große Bedeutung in Frankreich; auch Richelieu hatte sie, obwohl er ihnen ihre politischen Sonderrechte nahm, dennoch religiös toleriert; — Ludwig XIV. aber glaubte, er müsse ein vollkommen katholischer König sein. Seinen Katholicismus verstand er freilich so, daß er zwar das Dogma vollständig annahm, die Geistlichen aber thun müßten, was er wollte. Darüber geriet er in Streit mit dem Papste und stellte die auf dem Baseler Konzil beruhenden gallikanischen Artikel auf, welche die vollständige Unabhängigkeit des Staates vom römischen Stuhl erklärten. Übrigens suchte der König, wie gesagt, das katholische Dogma in ganz Frankreich zum alleinherrschenden zu machen, und als ein Versuch, die Protestanten in Güte zu bekehren, nicht gelang, so fing Ludwig an, Gewalt zu gebrauchen, und es wurden nun die Dragonaden im vollsten Maße angewendet. Viele Protestanten aber fanden Mittel zu entfliehen, was ganz gegen des Königs Absicht war; diese breiteten die französische Industrie auch in anderen Ländern aus und verschafften ihrem Bedränger überall, wo sie hinkamen, den schlechtesten Ruf.

Nach verschiedenen Kriegen gelang es Ludwig, seine zweite Hauptabsicht zu erreichen, nämlich seinen Enkel Philipp V. von Anjou als König in Spanien einzuführen, dessen Descendenten — der Graf von Montemolin — noch heutzutage Prätensionen auf den spanischen Thron machen. Von Lud-

wigs XIV. Bruder stammen dagegen die Herzöge von Orleans ab; dessen Sohn war der berüchtigte Regent, der auf Ludwig XIV. folgte.

Philipp V. war mit einer italienischen Dame, Elisabeth Farnese, vermählt, deren Sohn Herzog von Parma und später Herr von Neapel und Sicilien wurde. In derselben Zeit wurde Lothringen eine Sekundogenitur von Österreich, später aber gegen Toscana ausgetauscht, und da auch Mailand aus der spanischen Erbschaft an Österreich kam, so kann man sagen, daß sich Österreich und die Bourbonen gewissermaßen in die Herrschaft Italiens teilten. Die bourbonische Herrschaft in Südeuropa war überhaupt ein mächtiges Element in der allgemeinen Geschichte. Die Bourbonen suchten die spanische Marine in Gang zu bringen, und die spanisch-französische Seemacht setzte sich im 18. Jahrhundert England mit Anstrengung entgegen. Dies war in jener Periode sogar der vorzüglichste Gegenstand des universalen Streites, dessen Ausgang freilich war, daß die ganze spanisch-französische Marine zerstört wurde.

Auf die geschilderte Weise ist also durch Ludwig XIV. Frankreich zu einem merkwürdigen Ensemble geworden; es ist der alte romano-germanische Staat, aber in vollkommen monarchischer Form.

Aus dem anschließenden Gespräch.

Ludwig XIV. war ein ausgezeichneter Geschäftsmann; er arbeitete alle Tage in seinen Conseils, deren er eines für die Finanzen, eines für die kirchlichen Angelegenheiten, eines für die Justiz u. s. w. hatte. Hauptsächlich waren es drei Minister, mit denen er alle Tage zusammen arbeitete: Colbert, Lyonne, Letellier; der berühmte Kriegsminister Louvois war ein Sohn Letelliers. Diese alle waren dem König vollkommen ergeben und überhaupt die für ihr Fach ausgesuchtesten Männer. Wenn aber der König in irgend einer Branche, z. B. im Justiz- oder im Finanzfache arbeitete, so wurden häufig andere hohe Staatsbeamte beigezogen. Anfangs glaubte man, daß er nicht gern arbeiten werde; aber bald, als er sah, daß ihm die Dinge von statten gingen, fing er an, Geschmack an den Geschäften zu finden und sie zu seinen Vergnügungen zu rechnen. Mit der Geschichte, überhaupt mit der Litteratur befaßte er sich nicht viel; aber von der Selbstregierung und von der Applikation zu den Geschäften hatte er einen Begriff, der ungeheuer war. Seine Minister haderten beständig miteinander, und die ganze Gesellschaft spaltete sich in zwei Parteien, die der Letelliers und Colberts. Der König sah dabei nur immer darauf, daß er selbst das Übergewicht behielt, und verteilte sein Vertrauen gleichmäßig auf alle. Was sein Verhältnis zur Maintenon betrifft, so war dasselbe vielleicht nicht unmoralisch. Seine Devise war: „Mein Ruhm und das Wohl Frankreichs." Darin liegt zwar etwas Egoistisches; aber Ludwig XIV. war doch ein großer Mensch.

Achtzehnter Vortrag.

(Vom 13. Oktober 1854 morgens.)

Wir wollen nunmehr die Entstehung, das gegenseitige Verhältnis und die politische Eigentümlichkeit auch der übrigen großen Mächte betrachten, deren Bildung in die zweite Hälfte des 17. und in die ersten drei Vierteile des 18. Jahrhunderts fällt. Die Tendenz dieser Epoche ist eine sehr bestimmte, sie unterscheidet sich von den früheren durch eine militärisch-monarchische Richtung.

An Ludwigs XIV. System schloß sich die Entwickelung der übrigen Großmächte an. Die erste, die im Widerstreit mit Ludwigs prätendierter Universalmonarchie zu einem festen Bestande kam, war England. Und zwar geschah dies dort von einem dem französischen entgegengesetzten Standpunkte aus. Der französische war der der Monarchie[1]); dagegen war in England das Prinzip der Selbstregierung von jeher viel kräftiger gewesen, als auf dem Kontinente. Das parlamentarische System hatte sich im 13. und 14. Jahrhundert viel stärker festgesetzt, als in irgend einem anderen Lande. Das Parlament konnte zwar in den verschiedenen Streitigkeiten, welche über die Krone zwischen den Prätendenten und den ihnen anhängenden Parteien ausgebrochen, nicht entscheiden; aber es schloß sich allezeit der siegreichen Partei an, so daß z. B. auch Heinrich VII. aus dem Hause Tudor mit Hülfe des Parlaments sich auf dem Throne befestigte.

So war auch die Reform der Kirche wesentlich mit zu stande gebracht worden durch die Aktion des Parlaments, nicht etwa durch Predigten oder durch eine universal volkstümliche Bewegung wie in Deutschland. Diese wurde vielmehr in England geradezu niedergedrückt, und es wurde den Predigern vorgeschrieben, wie sie predigen sollten, weil es dem Volke nicht zukomme, von einer bestimmten Religion abzuweichen, so lange der König und das Parlament sie behaupteten. Diese beiden Faktoren im Verein mit der konstituierten Geistlichkeit machten schrittweise die Reform. Das Parlament wollte keine außerhalb England befindliche, auf England einwirkende Macht mehr anerkennen und erklärte im Einverständnis mit dem Klerus, welcher durch die Drohungen und Verheißungen Heinrichs VIII. großenteils auf dessen Seite gebracht worden war, den König für das Oberhaupt der Kirche. So ereignete es sich, daß im übrigen die ganze kirchliche Ordnung der Dinge trotz dieser Veränderung bestehen blieb; denn anfangs kam es nur zu einem Schisma und später zu einer Protestantisierung der anglikanischen

1) Ludwig XIV. hatte ungefähr dieselbe Idee von der Monarchie, wie Schelling, wonach der Fürst den Staat zu führen hat. Er ging aber bei der Ausführung der Idee so einseitig zu Werke, daß er der Sache der Monarchie großen Schaden zufügte.

Kirche, wobei diese alle ihre Einrichtungen, mit Ausnahme der Klöster, beibehielt. Dieser Umstand war für England von unendlicher Wichtigkeit; denn dadurch wurden alle inneren Streitigkeiten von vornherein abgeschnitten; es wurde nichts geduldet, als was dieser unaufhörlich sich reformierende Klerus selber anordnete. Unter Eduard VI. wurde er protestantisch; unter Marie Tudor wendete er sich wieder zum Katholicismus; unter Elisabeth, die ihr Successionsrecht durch den Papst bedroht sah, trat die Geistlichkeit wieder zur anglikanischen Kirche über, und nun setzte diese Königin jene beiden Hauptgesetze fest, auf welchen die Kirche von England beruht: den Suprematseid, durch welchen der König als Haupt der Kirche anerkannt wird, und die Act of uniformity, infolge deren sich jeder der Staatsreligion zu unterwerfen hatte. Ganz entgegengesetzt entwickelten sich die Dinge in Deutschland, wo es der Natur der Sache nach nicht möglich gewesen wäre, daß Ein Fürst sich an die Spitze der geistlichen Angelegenheiten gestellt hätte. Von England aber kann man sagen, daß es, politisch genommen, die besten Früchte des Protestantismus davon getragen hat; denn erstens wurde es von dem Papste frei, und zweitens näherte es sich dem protestantischen Prinzip, ohne sich in die Streitigkeiten einzulassen, welche den Kontinent so lange in Bewegung setzten. Krone, Parlament und Geistlichkeit wirkten in dieser Richtung immer zusammen.

Elisabeth verteidigte England siegreich gegen Philipp von Spanien durch ihren Widerstand gegen die Armada, und nun kam das königliche Haus von Schottland, die Stuarts, auf den Thron. Dieses war auch protestantisch geworden, indem Jacob I., der Sohn der Maria Stuart, ungeachtet gewisser katholischer Sympathien doch im allgemeinen als Anhänger jener Kirche betrachtet werden muß. In Schottland, wo der Protestantismus in streng calvinistischer Gestalt gegründet worden war, wollte Jacob eine Form einführen, ähnlich der, wie sie in England herrschte. Dies wollten sich aber die Schotten nicht gefallen lassen, und er geriet dadurch in vielfache Streitigkeiten mit denselben. Auf der anderen Seite zog er sich das Mißfallen seiner englischen Unterthanen dadurch zu, daß er mit Spanien in gutem Einvernehmen zu leben wünschte, mit welchem Staate Elisabeth immer Krieg geführt hatte. Dies führte ihn zu Zwistigkeiten mit dem Parlamente, so daß er überhaupt weder in England noch in Schottland so vollkommen Meister des Landes war, wie Elisabeth. Übrigens wußte er den Widerstand noch zu unterdrücken.

Ihm folgte sein Sohn Karl I., ein Mann von größerer Ehrlichkeit als Jacob, der aber nicht minder im Widerspruch mit dem Parlament seine eigene Politik verfolgen wollte. Er hatte verschiedene Günstlinge und nahm eine katholische Gemahlin, wodurch er mit dem Parlament ebenfalls in Streitigkeiten geriet, so daß er im Jahre 1630 den Entschluß faßte, ohne Parlament zu regieren, indem er sagte, die Berufung des Parlaments beruhe auf einem bloßen Gebrauch und hänge von seiner Gnade ab. Damit war also ein Streit zwischen den Prärogativen des Königtums und den Ansprüchen

des Parlaments gegeben. Außerdem befand sich Karl in einem gewissen inneren Widerspruch, wenn auch nicht in einem eigentlichen Widerstreit zwischen den Ansprüchen, die der König als Oberhaupt der Kirche zu erheben, und denen, welche die Kirche im Namen ihrer Selbständigkeit zu machen hatte; da ja in der Kirche immer etwas liegt, was sich nicht regieren läßt. Dazu kam noch der Zwist zwischen England und Schottland, welche beide verschiedene Kirchenverfassungen hatten, — die schottische mehr im demokratischen Sinne von unten auf konstruiert — und doch unter Einem Könige leben sollten. Karl I. wünschte nun die royalistische Prärogative gegen das Parlament geltend zu machen, während er in der Kirchenverwaltung diejenige Richtung begünstigte, welche sich mehr der alten katholischen Hierarchie näherte, obwohl er selbst nicht katholisch war. In diesen Zwistigkeiten stellte das Parlament die theoretische Behauptung auf, welche der König nicht anerkennen wollte, daß die parlamentarischen Ansprüche ebenso rechtlich begründet seien, wie die des Königs. Wenn man bedenkt, welch tiefe Wurzeln diese Institution im Volke gefaßt hatte, und wie schwer es überhaupt ist, althergebrachte Rechte zu beschränken, so wird man die Größe des Kampfes begreifen, den Karl I. durchzumachen hatte, um so mehr, da Richelieu die Gegner des Königs in England aufreizte. Darüber kam es zu jenem schrecklichen Konflikte, welchen man in England die Rebellion nennt.

Die englische Revolution besteht aus vier Abschnitten: 1. der Rebellion, 2. der Einführung einer Republik und der Herrschaft Cromwells, 3. der Restauration und den darüber entstehenden Kämpfen, 4. der endgültigen Umwälzung des Jahres 1688.

Im Jahre 1637 machte Karl I. einen Versuch, in Schottland die englische Liturgie einzuführen, was der schottischen Kirchenverfassung entgegenlief. Hierauf rebellierten die Schotten, welche insgeheim von den Franzosen unterstützt wurden. Der König mußte nun zuerst die Engländer zu gewinnen suchen, um ihrer Unterstützung gegen die Schotten gewiß zu sein. Er brachte auch wirklich ein Heer gegen Schottland zusammen und machte mit demselben einige Fortschritte; allein ehe es zum Schlagen kam, wurde die Versöhnung zustande gebracht, infolge deren die Schotten nach Hause gingen und dem Könige Vergleichsvorschläge machten. Die Engländer sahen in diesen Wirren ihrerseits eine Gelegenheit, wieder zu ihrem Parlamente zu kommen, und Karl I. berief dasselbe in der That im Jahre 1640. — Als er es wegen seiner Opposition wieder aufgelöst hatte, mußte er noch im nämlichen Jahre ein zweites um sich versammeln, welches nachmals das lange Parlament genannt wurde. Kaum war dieses beisammen, so fanden alle weitreichenden protestantischen Ideen dort ihre zahlreichen Vertreter. Neben solchen, die zwar mit der englischen Kirche, nicht aber mit dem Vorgehen des Königs zufrieden waren, standen andere, die eine freiere Entwickelung des Protestantismus forderten, insbesondere Anhänger der protestantischen Reform, welche sich mit den Schotten eingelassen hatten. Alles dieses fermentierte das eng-

lische Parlament dergestalt, daß es noch im Jahre 1641 zu einem nicht auszugleichenden Hader zwischen dem König und dem Parlament und hierauf zum Bürgerkriege kam.

Erst hatte der König die alten Rechte des Parlaments, und zwar auf eine nicht ganz gesetzliche Weise, einzuschränken gesucht. Ich will nicht sagen, daß er hierin vollkommen ungerecht gethan, daß er geradezu die englischen Gesetze gebrochen habe, denn darin war noch vieles unbestimmt; aber soviel ist klar, daß er seine Prärogative so zu entwickeln suchte, daß die royalistische Form das Übergewicht gewonnen hätte. Das Parlament aber ging alsdann so weit vorwärts, daß die alte Verfassung nicht mehr bestehen konnte; es wollte das Königtum aller seiner herkömmlichen Rechte berauben, zuletzt auch des unbedingten Oberbefehls über die Miliz. Der König hat bis auf einen gewissen Punkt nachgegeben; auf der einen Seite ging er zu weit in seinen Forderungen, auf der anderen Seite zu weit in seiner Nachgiebigkeit. Beide Teile sammelten Truppen und schlugen zu verschiedenen malen. Der König hatte den Adel und einen Teil derjenigen auf seiner Seite, welche für die bisherige Form der Verfassung waren; das Parlament hatte für sich alle demokratisch Gesinnten. Der Krieg konnte jedoch auf diese Weise nicht entschieden werden; weder der König noch das Parlament bekamen die Oberhand.

Da entwickelte sich in der parlamentarischen Armee eine neue Partei, die der Independenten, welche selbst die presbyterianische Kirchenform nicht mehr anerkennen und vom Könige überhaupt nichts mehr wissen wollte. Das Parlament und der König stritten sich darüber, welche Rechte der König haben solle; auch das Parlament wollte bisher doch nur der englischen Konstitution eine mehr demokratische Richtung geben; die independentische Partei dagegen wollte den kirchlichen und weltlichen König von allen Rechten ausschließen und geradezu eine Republik einführen. Eben diese Partei gab der parlamentarischen Armee einen neuen Aufschwung, und was durch diese an und für sich nicht hatte geschehen können, so lange die Presbyterianer herrschten, das geschah, als die Independenten die Oberhand gewannen. Der Unterschied zwischen der Kriegführung der Presbyterianer und der der Independenten ist dieser, daß unter jenen die Prediger bei den Feldzügen sehr wirksam waren und manchmal angaben, wie der Feldzug geführt werden solle, während unter den Independenten die Offiziere selbst Prediger waren und geradezu vor den versammelten Bataillonen predigten.

An ihre Spitze trat Oliver Cromwell, von welchem noch nicht ausgemacht ist, ob er ein Heuchler gewesen, oder ob es ihm mit seiner Religion Ernst war. Diesem gelang es, nicht nur das Parlament über den Haufen zu werfen, sondern auch den König zum Tode zu bringen. Ein unerhörtes Ereignis, das in der europäischen Geschichte bisher nicht dagewesen war. Einzelne Fürsten waren zwar bei verschiedenen Anlässen ermordet worden, aber das Königtum stand noch in seiner vollen Heiligkeit und Würde da;

daß eine Korporation es wagte, einen König zu verurteilen und enthaupten zu lassen, war ohne Beispiel. Cromwell wird daher mit Recht der Vater der Illoyalität genannt. Übrigens warf er sich als Protektor Englands ganz in die merkantilen und maritimen Interessen der Nation, besiegte die Holländer, eroberte Jamaica, nahm den Krieg gegen Spanien wieder auf und befolgte überhaupt eine außerordentliche Politik, welche den Engländern Vorteil brachte. Im Innern aber konnte auch er niemals fertig werden; auch er machte die Erfahrung, daß er mit dem Parlament nicht regieren könne, und nachdem er es viermal berufen und ebenso oft wieder aufgelöst hatte, sah er sich zuletzt genötigt, rein militärisch zu regieren. Dessen wurde die Nation bald müde, und da Cromwells Sohn der Regierung gar nicht gewachsen war, so regte sich allenthalben die Sehnsucht nach der Wiederkehr des legitimen Herrschertums. Wie wenig der Sinn für Loyalität im englischen Volke erloschen war, zeigt namentlich der Umstand, daß die Meinung derer durchdrang, welche den König uneingeschränkt durch Bedingungen aus der Verbannung auf den Thron zurückrufen wollten.

Die englische Königswürde wurde also hergestellt in derselben Form, in der sie früher bestanden hatte; ein wahres Unglück für Karl II., weil noch so vieles in der englischen Verfassung unbestimmt war. Fassen wir die Umstände zusammen, durch welche Karl II. nach und nach in eine unerträgliche Lage versetzt wurde, so sind es hauptsächlich folgende: 1. seine Absicht, katholisch zu werden; da er nämlich einsah, daß er das Königtum in England nicht zu voller Macht würde bringen können, weil die englische Kirche nicht gewohnt war, ihrem Oberhaupte durch Dick und Dünn zu folgen, so faßte er den Entschluß, gleich Ludwig XIV. mit Hülfe des Katholicismus zu regieren; 2. die Absicht, das Königtum unabhängig vom Parlament zu machen; 3. sein schlechter Lebenswandel und die an seinem Hofe herrschende Mätressenwirtschaft; 4. der unaufhörliche Geldmangel; 5. die Notwendigkeit, von auswärtigen Mächten Geld zu nehmen. Unter allen diesen Verhältnissen konnte er nicht verhindern, daß das Parlament die exklusive Geltung des Protestantismus ihm zum Trotz zu dem bedeutendsten Staatsgesetze erhob — in der Testakte, wonach niemand ein Staatsamt bekleiden durfte, welcher nicht die Lehre der Transsubstantiation abschwor.

Nun aber trat noch bei Lebzeiten Karls II. die Frage ein, ob dieses Gesetz auch auf den König angewendet werden dürfe; und so bildeten sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts die zwei Parteien der Whigs und Tories, von denen die ersteren mehr auf seiten des Parlaments, die letzteren mehr auf seiten des Königs und einer mächtigen Kirchengewalt standen, obwohl beide Parteien darin einig waren, daß sie die Verfassung wollten. Die Whigpartei, welche durchsetzen wollte, daß der Thronfolger protestantisch sein müsse, unterlag im ersten Augenblick, und es kam der Bruder Karls II. als Jacob II. zur Regierung, obwohl er katholisch war und seinen Katholicismus nicht verheimlichte.

Jetzt erst wurden die politischen Fragen recht prägnant. Während die Einen der Ansicht waren, der Katholicismus Jacobs müsse Privatsache bleiben und dürfe auf Staatsangelegenheiten nicht den mindesten Einfluß üben, setzte Jacob II. seine Lebensaufgabe darein, den Katholicismus in England wiederherzustellen, und meinte, auf diese Weise am besten mit dem Parlamente fertig zu werden.

Vorläufig suchte Jacob der Testakte gegenüber eine Toleranzakte durchzusetzen; an und für sich ein sehr vernünftiges Bestreben, aber geradezu im Widerspruche mit den englischen Gesetzen; und da er bezweifelte, daß er bei dem Parlamente damit durchdringen werde, so erklärte er: das Recht, von den Gesetzen zu dispensieren, inhäriere der königlichen Gewalt, und es komme nur auf ihn an, seine Umgebung, die Offiziere der Armee und auch die Staatsbeamten, welche katholisch sein wollten, von jenem Testeide loszusprechen. Die Erörterung dieser Frage, ob der König hiezu berechtigt sei, brachte die Geistlichkeit, das Parlament und überhaupt das ganze Land in große Gärung. Indessen würde der Sturm wahrscheinlich nicht so zum Ausbruche gekommen sein, wenn nicht die auswärtigen Angelegenheiten sich dazu gesellt hätten.

Damals war Ludwig XIV. so mächtig, daß das ganze übrige Europa sein Joch trug. Zwischen ihm und Karl II. hatte bereits eine Allianz bestanden, oder besser gesagt, England mußte, in innere Streitigkeiten verwickelt, die Übergriffe Frankreichs auf dem Kontinente geschehen lassen. Auch Jacob II. war mit Ludwig XIV. verbündet, unter der höchsten Mißbilligung des Parlaments. Unter allen Gegnern Ludwigs XIV. war aber keiner von Bedeutung, als Wilhelm III., Statthalter in Holland. Dieser hatte in ganz Europa eine Oppositionspartei zusammengebracht, um dem König von Frankreich zu widerstehen. Auch in England besaß er einen Anhang, der nicht bloß aus demokratischen Elementen bestand. Alle vernünftigen Leute in England befürchteten, daß der König durch sein Vorschreiten die revolutionären Massen wieder emporbringen möchte, welche die Herrschaft Cromwells an die Oberfläche gehoben hatte; darum hatte Jacob II. hauptsächlich auch die Aristokratie gegen sich. Was man in Frankreich und England die Revolution nennt, sind also zwei einander entgegengesetzte Dinge. Die französische Revolution war durchaus populär, die englische war ihrer Natur nach aristokratisch; sie hatte einen von den Ideen der modernen Revolution grundverschiedenen Sinn, indem sie die Absicht hatte, eine allgemeine Bewegung, wie sie in Frankreich zutage kam, zu verhindern. Dies ist denn auch der Hauptgrund, welcher diese Revolution entschuldigt.

Zwischen dem Statthalter von Holland, Prinz Wilhelm III. von Oranien, und den englischen Magnaten waren Unterhandlungen angesponnen worden, welche die Absetzung des Königs und die Berufung dieses Prinzen zum Zwecke hatten und endlich dahin führten, daß Wilhelm III. eingeladen wurde, nach England zu kommen. Er selbst hatte dort keine Ansprüche zu verfolgen, aber seine Gemahlin war eine Tochter des Königs Jacobs II., und da letzterer

keine Söhne hatte, so war sie nach den englischen Gesetzen zur Thronfolge berechtigt. Wilhelm sah also ein, daß er, wenn er nach England ginge und sich mit der Aristokratie in Verbindung setzte, alle Aussicht habe, König zu werden und dadurch die Macht zu bekommen, sich seinem Hauptfeinde Ludwig XIV. auf das kräftigste zu widersetzen. Man sieht also, daß nicht der protestantische Gesichtspunkt der vorherrschende war, sondern der der auswärtigen Politik, sowie der Gefahr, in welche Wilhelm und seine Gemahlin geraten mußten, wäre der König in England durch das Volk verjagt worden.

Wilhelm III. wollte also keine populäre Rebellion hervorbringen, sondern umgekehrt das Staatswesen, wie es durch die Restauration begründet war, gegen alle widerstrebenden Elemente sicherstellen. Von Ludwig XIV. war es eine unbegreifliche Fahrlässigkeit, daß er von dieser Kombination, die zu seinem Verderben geschlossen war, erst dann Kenntnis erhielt, als es für ihn bereits zu spät war. Das merkwürdige bei der Sache ist außerdem noch, daß Papst Innocenz XI. damit einverstanden war, daß der große Protestant nach England ging. Auch die deutschen Fürsten, namentlich die norddeutschen, sahen diese Veränderung nicht ungern; brandenburgische Truppen zogen sogar in die Niederlande ein, um Holland gegen etwaige Angriffe von seiten Frankreichs zu schützen.

Wilhelm ging im Jahre 1688 nach England hinüber, zu derselben Zeit, da Ludwigs XIV. Truppen sich nach der Pfalz wälzten und dort schreckliche Verheerungen anrichteten. Jacob II. hatte den Mut nicht, zu widerstehen; er floh, als er sah, daß alles von ihm abfiel. Man legte seiner Flucht nichts in den Weg; seine Gegner sahen nichts lieber, als daß er diesen Schritt that. Als Wilhelm in England angekommen war, wurde sofort ein Parlament zusammenberufen, und dieses setzte fest, daß es keinen anderen König in England geben dürfe, als einen protestantischen. Was die Succession betraf, so bestand anfangs die Absicht, Wilhelms Gemahlin zur Königin zu machen; da aber Wilhelm erklärte, in diesem Falle würde er nach Hause gehen, so wurde er als König anerkannt. Der ganze Vorgang war ein ungeheuer wichtiges Ereignis. Der Tod Karls I. war die Sache einer fanatischen Faktion gewesen; diese Empörung aber war eine Sache des ganzen englischen Staates, wie er leibte und lebte, und darum behauptete sie sich auch in ihren Folgen.

In England nahm die eine Partei an, der König habe durch seine Flucht implicite seine Abdankung erklärt; das ist die toryistische Auffassung. Die whigistische Partei dagegen behauptete, der König habe durch sein ganzes Vorschreiten den Pakt mit der Nation gebrochen und dadurch sich die Absetzung zugezogen. Diese beiden Gesichtspunkte widersprachen einander, aber da man sie nicht vereinigen konnte, so nahm man beide Ansichten in den Akt auf; es findet demnach sowohl die eine wie die andere Partei sich in dieser Handlung repräsentiert.

So gelangte in England ein ganz anderes Prinzip zur Macht als in Frankreich. Dort die absolute Monarchie; hier ein König, der durch das

Parlament gewählt worden war und ohne dasselbe keinen Schritt thun konnte.

Sogleich begann nun der Krieg mit Ludwig XIV., welcher Jacob II. wieder in England einführen wollte. Die Franzosen aber wurden geschlagen, und von diesem Augenblick an bekam die Macht Englands einen gewaltigen Aufschwung. Ludwig XIV. mußte im Ryswyker Frieden 1697 die Rechtmäßigkeit Wilhelms anerkennen. Auf diese Weise wurde eine zweite Weltmacht in ihrem besonderen Charakter gegründet.

Die Engländer sahen sich nun nach einem Erben um, der zugleich protestanisch sein mußte. Auf Wilhelm III. und Maria folgt Anna, eine Tochter Jacobs II., die von ihrem Vater abgefallen war. Als diese im Jahre 1714 mit Tode abging, folgte das Haus Hannover auf dem englischen Throne nach und zwar wegen seines Zusammenhanges mit der Pfalz, indem Sophie, die Tochter Friedrichs V. von der Pfalz und der Elisabeth Stuart an den Kurfürsten von Hannover vermählt war und dadurch ihre pfälzischen Erbfolgerechte auf das Haus Hannover übertrug, nachdem der direkte Mannsstamm ausgestorben war. Das war die whigistische Partei, welche das Haus Hannover auf den englischen Thron brachte, während die Tories immer mehr sich mit der jacobitischen Sache eingelassen hatten.

Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß unter Georg I. und II., d. h. bis zum Jahre 1760, die whigistischen Grundsätze die Oberhand behielten. Während dieser Epoche war es eigentlich eine Oligarchie, welche in Großbritannien, Irland und in Amerika die Regierung führte, unter fortwährenden Kämpfen mit dem Anhang der Prätendenten. Endlich gelang es aber der Staatsregierung, der Jocobiten völlig Meister zu werden, und als Georg III. an die Regierung kam, wurde dann auch die toryistische Richtung wieder zur Geltung gebracht[1]).

Je mehr das französische Königtum unter der Regentschaft und unter Ludwig XV. geschwächt wurde, zu desto größerem Ansehen gelangten die parlamentarischen Prinzipien, die in England herrschten, in der Welt.

Gespräch.

König Max: Kann man sagen, daß die Stuarts solche Fehler begangen haben, daß man ihr Schicksal als ein verschuldetes ansehen kann?

Ranke: Karl I. war besser, als man ihn gewöhnlich darstellt; er hatte wenigstens noch einen Begriff vom Königtum; sein Hauptfehler war aber der, daß er zu schwankend war. Von Jacob II. hingegen muß man sagen, daß er seine ganze Stellung verkannt und sein Unglück provoziert hat. Hätte er den Katholicismus nicht allgemein in England einführen wollen,

---

1) Seine Enkelin ist die jetzige Königin Victoria von England, auf deren Regierung man das Wortspiel machte, schon ihr Name deute darauf hin, daß sie beides sein wolle: „Whig-Tory“.

was gar nicht seine Aufgabe war, hätte er die englischen Gesetze bestehen lassen, bis die rechte Zeit gekommen wäre, um die Testakte abzuschaffen, so hätte er vielleicht den Thron bewahrt. Karl II. war bei weitem weniger moralisch und zuverlässig und hatte nicht im entferntesten den Begriff vom Königtum, wie Karl I.; doch ist er nicht ganz so schlecht, wie man ihn schildert. Wenn man ihm vorwirft, daß er sich mit Leib und Seele Ludwig XIV. verschrieben und von ihm Geld genommen habe, so trifft dieser letztere Vorwurf ebenso sehr das Parlament, ja die ärgsten Demokraten in England. Genußsucht war der hervorragendste Fehler Karls II.

K. M.: Kann man auch das Ziel tadeln, welches sich Karl I. gesteckt hatte?

R.: Ja, auch sein Ziel war falsch: er hätte nicht ohne das Parlament regieren, den legalen Zustand nicht umgehen sollen: Übrigens ging er nicht soweit, wie Jacob II.; er wollte nicht die Religion seines Landes ändern, wollte auch das Parlament nicht geradezu abschaffen, sondern nur dessen Berufung für eine Gnadensache erklären. In der späteren Zeit war er sogar, freilich aber zu spät, geneigt, auf die Rechte des Parlaments einzugehen. Übrigens hat sich Karl I. in seinen letzten Stunden und vor seinen Richtern mit viel mehr Festigkeit benommen, als Ludwig XVI. von Frankreich. Karl I. fragte seine Richter: in wessen Namen seid ihr hier? Und als sie ihm antworteten: im Namen der Nation, so erwiderte er: beweist mir, gebt mir ein Präcedens, daß die Kommunen die Nation sind! Ludwig XVI. dagegen erkannte seine Richter an; er hatte nicht das volle Bewußtsein von der Würde des Königtums und war kein so tiefer Mensch, wie Karl I.

Die zweite Macht, die in Opposition gegen Frankreich emporkam, ist Rußland. Es war von Skandinavien her begründet, dann von den Mongolen überflutet worden; im 16. Jahrhundert hatten die Großfürsten viel dazu beigetragen, Rußland von dem Joche der Tartaren zu befreien. Iwan Wassiljewitsch, übrigens ein höchst grausamer Fürst, besiegte die Tartaren und eroberte Kiew. Die russische Macht war dergestalt emporgekommen, aber das Haus Nurik war zu Anfang des 17. Jahrhunderts untergegangen. Ihm folgte das Haus Romanow, welches priesterlichen Ursprunges war und das Patriarchat in Besitz hatte. Rußland war schon ziemlich früh in Beziehung zum Abendlande getreten; so lange aber das Papsttum dort alles beherrschte, war jeder Einfluß des Occidentes auf Rußland mit der Idee verknüpft, daß die Russen von der griechischen Kirche zur lateinischen übergehen müßten. Deshalb war es von der größten Wichtigkeit, daß zur Zeit Peters des Großen das Papsttum nicht mehr so vollkommen Europa beherrschte; denn nun konnte ein Fürst, wie der Zar Peter, die Elemente der materiellen Kultur aus Europa herübernehmen, ohne im mindesten den religiösen Überzeugungen seines Volkes durch Bekehrung zu einer anderen Religion zu nahe zu treten.

Peter I. war eine der energischesten Naturen, welche jemals existiert haben, zwar ein vollkommener Barbar, aber doch kultivierbar. An Schweden fand er bei seinen Bestrebungen, Rußlands Macht zu heben, einen bedeutenden Gegner. Schweden war durch die Verbindung mit Frankreich zu großem Einfluß im Norden gelangt; später hatte es sich auch in Polen einen bedeuten- Einfluß erworben, und nun wollte sich auch Frankreich hier festsetzen und dem Lande einen König geben. Dem widersetzten sich aber die übrigen Mächte und setzten die Erhebung des Kurfürsten August von Sachsen auf den polnischen Königsthron durch, der den unglücklichen Gedanken faßte, seine Religion zu wechseln, und in stetem Streit mit dem König von Schweden begriffen war. Da erschien Karl XII., der an und für sich nicht geneigt war, Krieg anzufangen, allein nach und nach dazu gedrängt wurde, da die übrigen ihn angreifen wollten. Zu diesem Zwecke hatten sich Zar Peter, der Schwedens Übermacht nicht länger dulden wollte, und die Könige von Dänemark und Polen mit einander vereinigt. Hieraus entsprang der sogenannte nordische Krieg, in welchem es im Jahre 1709 dem Zaren gelang, durch den Sieg bei Pultawa die vollkommene Unabhängigkeit und Machtstellung Rußlands zu begründen[1]). Als Peter der Große mit Schweden fertig geworden war, geriet er mit Polen in Konflikt. Der Kurfürst August war verjagt und Stanislaus Leszczynski an seine Stelle gesetzt worden. Die Russen setzten nun den sächsischen Kurfürsten wieder ein, und erlangten dadurch das vollständige Übergewicht über Polen. Endlich gelang es dem Zaren, in Verbindung mit Preußen, den König von Schweden, der aus der Türkei zurückgekommen war, zu besiegen, sodaß Rußland durch diesen entscheidenden Sieg über Schweden und durch einige weniger bedeutende Vorteile über die Türkei, eine höchst imponierende Stellung im Norden behauptete.

Wenn wir die Elemente der russischen Macht auseinandersetzen wollen, so sind es: 1. die slavische Nationalität, welche einen bei weitem monarchischeren und hingebenderen Charakter hat, als die germanische; 2. die griechische Kirche, welche durch eine Art von Tradition monarchischer gesinnt war, als irgend eine andere der Welt; 3. die moderne Kultur, welche Peter der Große bloß insofern in Rußland einführte, als sie das materielle Wohl seiner Unterthanen befördern konnte. Ihm lag einzig daran, eine Flotte und eine disciplinierte Armee zu gründen; hingegen von dem, was in das Reich der Ideen fiel, war bei ihm keine Rede; dazu wären auch die Russen gar nicht fähig gewesen; und so blieb denn die Nation von dem inneren moralischen Fortschritt unberührt. 4. Dazu kam als 4. Moment der Sieg Peters über die Schweden in dem nordischen Kriege, in welchem Schwedens Absicht, die junge Bildung der Russen zu besiegen, vollkommen scheiterte. 5. Der Sieg über Polen war ein weiteres Element der Entwickelung Rußlands, indem dort

---

1) Als die Schlacht bei Pultawa geschlagen war, rief Peter aus: heute wollen wir den Grundstein von Petersburg legen!

Rußland den französischen Prätendenten Stanislaus Leszczynski ausstieß, und den durch die antifranzösische Partei gesetzten Kurfürsten von Sachsen behaupten half. 6. Schließlich ist das siegreiche Fortschreiten Rußlands gegen die Türkei hier zu erwähnen. Wenn auch Peter der Große im ganzen nicht so glücklich gegen die Türken war, und sogar am Pruth eine Niederlage durch sie erlitten hatte, so erwachten doch die den Türken bisher unterworfenen Populationen zu einem Gefühle von der Macht des Zaren, der bisher eine sehr unbedeutende Figur gespielt hatte. Besonders war es die Kaiserin Anna Iwanowna, deren General, ein Deutscher, Namens Münnich, den Türken in der Moldau und Walachei zuerst Niederlagen beibrachte. In dieser Zeit fingen denn die Christen in der Türkei an, ihre Macht mehr zu fühlen. Übrigens schlug sich Peter der Große auch sehr glücklich mit den Persern und erlangte bereits bedeutenden Einfluß in Asien. Was die späteren Kaiser hinzufügten, ist mehr eine Konsequenz der Bestrebungen Peters des Großen gewesen. —

Nun haben wir noch die Erhebung der beiden deutschen Großmächte zu schildern; und zwar zunächst die der österreichischen Monarchie. Während Frankreich durch die Bourbonen eine das ganze südliche Europa umfassende Gewalt entwickelte, in welcher sich die romanische Monarchie darstellte, während England dem gegenüber eine ungeheure maritime Macht aufstellte, in der das protestantische Prinzip zur Geltung gelangte, so war nun auch in Rußland eine große, ihrer Natur nach slavische, auf sich selbst beruhende, durch ihre nationale Kraft unüberwindliche Macht emporgekommen, auf welche man seit Peter dem Großen in Europa unaufhörlich Rücksicht zu nehmen hat. Zwischen diesen beiden mächtigen kontinentalen Staaten lag das deutsche Reich, und es fragt sich nun: wie verhielt sich Deutschland zu jenen drei Mächten, welche damals in einer gewissen Opposition gegen einander standen?

Das wichtigste ist, daß sich Österreich, auf dessen Entwickelungsmomente wir nunmehr einen kurzen Rückblick werfen müssen, bereits damals ausgebildet hatte. Österreich war zwar früher, zur Zeit der Reformation, auch nicht unbedeutend gewesen; aber das Kaisertum war schwach und die Erblande waren nicht sicher, indem die Protestanten dort eindrangen, als das Haus Österreich seine katholisierenden Tendenzen durchführen wollte. Es läßt sich zwar denken, daß unter Maximilian II. Österreich sich auch als ständisch-protestantische Macht hätte entwickeln können: da jedoch seine Nachfolger entschieden katholisch waren, so war der später ausbrechende Kampf unvermeidlich. Dadurch geriet freilich Österreich in die größte Gefahr; wäre es Friedrich von der Pfalz gelungen, sich in Böhmen zu behaupten, so wäre es um die Macht Österreichs geschehen gewesen. Eben deshalb erschien es als wichtigste Aufgabe, des protestantischen Elements in Österreich Herr und Meister zu werden. Dies gelang dem Hause Habsburg in der That; im dreißigjährigen Kriege bekam es bereits die Erblande in seine volle Gewalt; die Protestanten wurden daraus verjagt. Diese Macht Österreichs wurde dadurch gesteigert, daß es auch

in militärischer Beziehung große Kraft erlangte, während anfangs an eine militärische Wichtigkeit Österreichs so wenig zu denken gewesen war, wie an eine politische. Erstere verdankte es hauptsächlich dem Wallensteinischen Heere, aus dessen Elementen sich nachher die kaiserliche Armee bildete.

Ein weiterer Grund, warum das Haus Österreich zu höherer Bedeutung kam, waren die Übergriffe und Kriege Ludwigs XIV., infolge deren sich die deutschen Fürsten viel enger an Österreich als Schutzmacht gegen Frankreich anschlossen, sodaß das Kaisertum in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts viel stärker wurde, als früher, obwohl es seine Haupttendenz, nämlich die katholisierende, nicht durchzusetzen vermochte.

Zu alledem kamen noch die Türkenkriege; die Gefahr von dieser Seite her war immer noch sehr bedeutend, umsomehr, da die Ungarn fortwährend in Rebellion begriffen waren. Leopold I. führte beständig Krieg gegen die Türken und wollte seine monarchischen Ideen auch in Ungarn geltend machen, welches von der Türkei und von Frankreich gegen ihn unterstützt wurde. So kam es, daß noch im Jahre 1683 die Türken bis nach Österreich vordringen konnten, in Verbindung mit Tököly und den ungarischen Malkontenten. Österreich wäre beinahe verloren gewesen, wenn ihm nicht die Deutschen zu Hülfe gekommen wären. Nun aber bildete sich um Österreich ein Bund gegen die Türken, an welchem auch viele deutsche Fürsten, namentlich Bayern, teilnahmen. Diese Deutschen leisteten im österreichischen Heere am meisten, und so wurden nach und nach Ofen, Pest, Gran den Türken abgenommen, und der Kaiser über diese Barbaren, seine Erbfeinde, und die mit ihnen verbündeten Ungarn Herr. Auch die Polen, Russen und Venezianer griffen nun die Türkei an, sodaß die Österreicher schon der Meinung waren, in kurzem vor Konstantinopel erscheinen zu können. Dies gelang ihnen zwar nicht, allein im Carlowitzer Frieden im Jahre 1699 mußten die Türken Ungarn aufgeben, wodurch die Monarchie auch nach jener Richtung einen bedeutenden Aplomb erhielt. Die Umwandlung Ungarns in eine Erbmonarchie gelang freilich dem Kaiser nicht, sondern er mußte den Ungarn ihre Privilegien gewährleisten, damit sie gegen die Türken in den Krieg zögen.

Da brach der spanische Erbfolgekrieg aus. Es wäre Österreich vielleicht gelungen, seine gerechten Ansprüche durchzusetzen, wenn die Monarchie unter zwei Häupter hätte geteilt werden können; allein Kaiser Joseph I. starb, und Karl VI. kam allein zur Regierung. Immerhin erwarb Österreich aus der französischen Erbschaft einen bedeutenden Teil, anfangs Neapel und Sicilien, dann Mailand und die früher spanischen Niederlande (1713). Erst dadurch wurde Österreichs Macht vollkommen ausgebildet. Ich behaupte, daß es für Österreich ein Glück war, die spanische Monarchie nicht ganz geerbt zu haben; denn in diesem Falle hätte es sich als Monarchie nicht einheitlich konstituieren können. Auch der Verlust Neapels und Siciliens ist kein Schade für Österreich gewesen, weil sonst eine zu große Ausdehnung der Tendenzen stattgefunden hätte. Dagegen war der Besitz von Mailand für Österreich ungemein

wichtig, weil es dem Centrum der Monarchie nahe liegt, und die Beibehaltung der Niederlande[1]) gab Österreich auf einer anderen Seite ein Übergewicht über die übrigen Mächte.

In dieser allmählichen Machtentwickelung ist ein gewisser Geist, der sich stets von Stufe zu Stufe nach einem bestimmten Prinzip katholisch und monarchisch fortarbeitet, sowie die Begünstigung des Glückes nicht zu verkennen. Österreich hängt mit Deutschland zusammen, aber Deutschland hat Österreich weit mehr Dienste geleistet, als umgekehrt. Wegen der Niederlande lag Österreich allerdings immer in Streit mit Frankreich; da es aber dieses Land nicht mehr besitzt, so fällt auch dieser Zankapfel hinweg, und eine Allianz zwischen beiden Mächten ist jetzt möglicher als früher, da es mit Frankreich nur mehr einen Punkt zusammenstoßender Interessen, nämlich Italien, gemein hat.

Noch aber hatte Österreich die ungeheure Gefahr des österreichischen Erbfolgekrieges zu bestehen. Es lief zwar gegen alles deutsche Recht, daß eine Prinzessin erbte; da aber die Macht Österreichs so stark war, so wollte man die Monarchie nicht mehr auseinander gehen lassen. Maria Theresia bestieg den Thron, und auf das Haus Habsburg folgte, nachdem der österreichische Erbfolgekrieg glücklich beendigt worden war, das weit unternehmendere Haus Lothringen[2]).

Auf solche Weise entwickelte sich jene ungemeine Stellung Österreichs, die sich über Italien, Deutschland und den Orient erstreckt. Seine geographische Position hat etwas Ungeheures an sich, und Österreich besteht noch dazu aus verschiedenen Nationalitäten, sodaß nur von Macht, nicht aber von Nationalität des Ganzen die Rede sein kann. Im Jahre 1848 schien Österreich verloren zu sein, aber jetzt steht es mächtiger da, als je.

Gespräch.

König Max: Ich habe öfters behaupten hören, daß es Rußland keinen Vorteil brachte, daß Peter der Große Rußland als europäische Macht gestaltet hat; manche glauben, es hätte mehr im Interesse Rußlands gelegen, als asiatische Macht dazustehen.

Ranke: Da es darauf ankam, die Kultur nach Rußland zu verpflanzen, so wäre ein solches Bestreben ein Unsinn gewesen. Oder hätte sich Peter von Karl XII. schlagen lassen, hätte er Polen in die Hände der Schweden gelangen lassen sollen? Ganz Rußland wie es jetzt besteht, beruht auf den oben

1) Später wollte Österreich die Niederlande nicht mehr haben, und in dem Revolutionskriege war es ein Lieblingsplan des Ministers Thugut, die Niederlande aufzugeben und Bayern dafür einzutauschen; denn Österreichs Bestreben ging von jeher dahin, sich zu arrondieren und zu centralisieren.

2) Lothringen war indirekt auch kein übler Erwerb; denn dadurch wurde Toscana als Sekundogenitur Österreich einverleibt.

von mir angegebenen Momenten. Peter der Große hatte keine andere Wahl; um Rußland groß zu machen, mußte er das thun, was er gethan hat. Hätte er sein Hauptaugenmerk auf Asien gerichtet, so wäre Rußland eben ein Barbarenreich geworden.

K. M.: War Peter dieser Konzeptionen fähig?

R.: Peter war ein Barbar, aber zugleich ein Genie, voll Energie und von großen Gedanken, wie wir zum Teil aus seinem Tagebuche sehen. Er war sich seines Zieles, daß Rußland eine Weltmacht werden müsse, vollkommen bewußt. Die Ostsee gehörte früher Deutschland, Holland und Schweden; Rußland war davon ausgeschlossen; Peter der Große setzte es mit diesem Meere in Verbindung. Aber auch auf das Schwarze und Kaspische Meer und auf die Bewältigung Polens und der Türkei war sein Augenmerk mit voller Berücksichtigung der künftigen Stellung Rußlands gerichtet. Der jetzige Kaiser sorgt dafür, Rußland auf seiner gegenwärtigen Höhe zu erhalten.

Neunzehnter Vortrag.

(Vom 13. Oktober 1854 abends.)

Wenn man die oben geschilderten Monarchien kurz charakterisieren wollte, so müßte man sagen, daß sie zumeist auf dem uralten historischen Grunde beruhen, welchen die romanisch-germanischen Nationen eingenommen hatten; man müßte hinzusetzen, daß diese abendländische Christenheit sich gewissermaßen dadurch ausbreitete, daß sie Rußland in ihren Kreis zog, indem die Tendenz der abendländischen Völker eine ungeheure Wirkung auf die materielle Kultur hatte. Da stand auf einer Seite im südlichen Europa die große bourbonische Monarchie, auf der anderen England als Beherrscherin der Meere; ihnen gegenüber Rußland, in der Mitte der alten Welt, den großen europäisch-asiatischen Kontinent einnehmend; alle diese Mächte gewaltig aufeinander wirkend und sich gegeneinander bewegend. Das hatte nun natürlich nicht bloß auf Österreich, sondern auch auf das übrige Deutschland eine bedeutende Rückwirkung. Dort war das monarchisch-katholische Element eben in Österreich wieder sehr stark geworden; es schien, als ob der Kaiser wieder der mächtigste Fürst von Deutschland sei. Da geschah es nun, daß dem österreichischen Prinzip gegenüber das preußische erschien.

Ursprünglich war Brandenburg, auf welches die preußische Macht gegründet worden ist, überaus schwach; so schwach, daß die fränkischen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth für besser gehalten und Brandenburg vorgezogen wurden, wenn die Fürsten zu wählen hatten. Wodurch gelangte

nun Brandenburg zuerst zu einer gewissen materiellen Konsistenz in sich selbst? Hierauf haben wir zu antworten: durch die Reformation. Brandenburg war ungemein zersetzt durch eine Menge Bistümer und andere geistliche Gerechtsame, welche durch die Reformation zwar nicht vernichtet, aber doch unterworfen wurden. Es gelang den Kurfürsten von Brandenburg — in dieser Beziehung stehen sie den Engländern näher als den Deutschen —, die Reformation ohne viele Anstregung in ihrem Lande im Verein mit den Bischöfen einzuführen. Dadurch gelangte also Brandenburg zwar zu einer größeren Konsistenz, aber es spielte selbst im Norden Deutschlands noch immer nicht die erste Rolle, sondern stand an politischer Bedeutung ohngefähr Sachsen gleich, mit dessen Politik es auch häufig Hand in Hand ging.

Was Brandenburg dann zunächst eine größere Ausbreitung gab, das war seine Verbindung mit Preußen im Osten und mit Cleve und Zubehör im Westen, begründet am Ende des 16. Jahrhunderts durch eine Familienverbindung. In Preußen, diesem alten Ordenslande, war zur Zeit der Reformation Albrecht Ordensmeister der Deutschherren. Dieser wollte zum lutherischen Bekenntnis übertreten, konnte das aber nur thun, indem er das Land unter den Schutz Polens stellte. Albrechts Familie — der fränkische Zweig der Hohenzollern — erwarb ein gewisses Erbrecht auf Cleve und stand andererseits in der engsten Verbindung mit den hohenzollernschen Vettern in Brandenburg. Dadurch bekamen die letzteren, als die Herzöge von Preußen ausstarben, nicht nur das Herzogtum Preußen, sondern auch Cleve in ihre Hand, so daß das Kurhaus Brandenburg einerseits nach Osten, andererseits sich nach Westen erstreckte, einerseits mit Polen, Rußland und Schweden, andererseits mit dem westlichen Deutschland und Frankreich in Berührung kam. Der Kaiser hatte zwar keine Lust, dieses zuzugestehen, sondern hätte gerne Preußen wieder zu einem Ordenslande umgewandelt; allein er hatte nicht die Macht dazu.

Nach solchen Vorbereitungen trat Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, auf. Dieser schwebte in der größten Gefahr zwischen den Schweden, welche Pommern besetzt hatten, auf das Brandenburg alte Ansprüche hatte, und zwischen den Franzosen, dem Kaiser und den übrigen Reichsständen. Er war aber tapfer und geschickt und hatte unter anderem den Grundsatz, nie neutral zu sein, sondern sich immer auf die eine oder andere Partei zu schlagen. Er wußte sich, freilich unter Abtretung Vorpommerns an Schweden, einige große Reichsbistümer zu erwerben, nämlich Magdeburg, Minden und einige andere Bistümer, so daß er von der Markgrafschaft Brandenburg aus sich nach dem mittleren Deutschland ausdehnen und zugleich Cleve fester halten konnte. Dadurch, daß er sich mit Pfalz-Neuburg, welches mit ihm zugleich Ansprüche auf Cleve hatte, auseinandersetzte, gelangte er zu bedeutender Macht auch in Mitteldeutschland, und Brandenburg dehnte sich nunmehr in außerordentlicher Länge aus, indem es in drei Gruppen, Ostpreußen, Brandenburg mit Magdeburg ꝛc.

und Cleve mit einigen Landstrichen in Westfalen, von der Ostsee bis gegen Frankreich reichte. Dies gab der brandenburgischen Macht eine solche Bedeutung, daß dieselbe neben Österreich den mächtigsten Staat in Deutschland darstellte. Seinen Einfluß zeigte der Große Kurfürst zunächst in dem Konflikt im Osten. Dort gab es unaufhörliche Streitigkeiten zwischen Polen und Schweden. Karl X. Gustav drang im Jahre 1656 erobernd in Polen vor, und Friedrich Wilhelm erlangte durch jenen Grundsatz, sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite zu schlagen, erst von Schweden und hierauf von Polen die Anerkennung der Souveränetät seines Herzogtums Preußen, wo er eine ansehnliche Macht aufgestellt hatte. Dieser Umstand war von größter Bedeutung für einen Fürsten von Brandenburg; denn alle übrigen deutschen Fürsten waren nicht souverän, sondern standen unter dem Kaiser. Später schlug er die Schweden aus Pommern und Preußen hinaus und erfocht mit seiner gut organisierten brandenburgischen Miliz die glänzendsten Siege. Freilich mußte er das den Schweden abgenommene Land im Frieden zu Nimwegen wieder herausgeben, was er dem Kaiser, auf dessen Verlangen es geschehen, nie vergeben konnte; aber sein Ruhm und die militärische Bedeutung, die er seiner Armee gegeben hatte, wogen jene Eroberung bei weitem auf.

Auf den großen Kurfürsten folgte sein Sohn Friedrich I., ein Fürst, der mehr das Ceremonielle liebte, aber doch ein geschickter Politiker war. Sein Ehrgeiz ging dahin, nicht bloß Herzog zu sein, sondern unter den höchsten Häuptern Europas als König zu rangieren. Dazu bot sich ihm bald eine Gelegenheit dar, die er geschickt benützte. Der Kaiser Leopold bedurfte, um seine Ansprüche auf die spanische Erbschaft durchzusetzen, einer kräftigen Unterstützung, und diese gewährte ihm, noch ehe England oder irgend eine andere Macht sich für den Kaiser erklärt hatte, Friedrich gegen das Zugeständnis, sich als König von Preußen krönen lassen zu dürfen, was zwar Brandenburg in keine größere Unabhängigkeit versetzte, als früher, aber doch Preußen in den Augen des gesamten Europas eine erhöhte Bedeutung verlieh. Durch seine Teilnahme an dem spanischen Erbfolgekriege erwarb er auch ein Stück aus der spanischen Erbschaft, nämlich Obergeldern, wodurch er seine Macht im Westen von Deutschland mehr konsolidierte. Die Politik der brandenburgischen Fürsten um diese Zeit stand nicht in absolutem Gegensatz zu Österreich, sondern zuweilen benützten sie die kaiserliche Autorität, um sich etwas gewähren zu lassen, zuweilen setzten sie sich ihr entgegen.

Auf Friedrich folgte Friedrich Wilhelm I., ein Fürst, der von all der Bildung, die sein Vater hatte, nichts wissen wollte, sondern mit einer gewissen Roheit die Macht als Macht ins Auge faßte, unbekümmert um äußeres Gepränge. Er schaffte alles ab, was sein Vater eingerichtet, und wendete jeden Groschen Geld auf die Armee. Um diese zu vergrößern, wurde das Hoflager auf ein Minimum von Kosten reduziert und eine Armee ins Feld gebracht, die für dieses Land eine ungeheure zu nennen war. Sein Vater

hatte ihm höchstens 30 000 Mann hinterlassen, die er während der siebenundzwanzig Jahre seiner Regierung auf mehr als 80 000 Mann vermehrte, während das große Österreich eine Armee von kaum mehr als 100 000 Mann unterhielt. Um diesen Anstrengungen gewachsen zu sein, mußte er dem Lande eine gute Organisation geben, und dies that er auch. Außerdem gelang es ihm, den Schweden den größten Teil von Pommern abzunehmen, hauptsächlich deshalb, weil Rußland Karl XII. von Schweden besiegt hatte. Was Preußen an Rußland knüpfte, war der gemeinschaftliche Gegensatz gegen Schweden und Polen; denn wenn diese beiden Staaten in ihren früheren Machtverhältnissen geblieben wären, so würde Preußen nie zu der Bedeutung gelangt sein, die es schon damals hatte. Dem Prinzipe nach stehen sich aber Preußen und Rußland entgegen; denn Preußen ist ein germanischer, Rußland aber ein slavischer Staat.

In diesem Verhältnis stand man bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Da ereignete es sich, daß König Friedrich Wilhelm I., obwohl seine Gemahlin aus dem Hause Hannover war, sich in dem zwischen Österreich und England ausgebrochenen Hader für den Kaiser erklärte, der von seiten Preußens einen Angriff auf Schlesien fürchtete, und daher alles aufbot, um Friedrich Wilhelm für sich zu gewinnen. Deshalb versprach er ihm bei der zunächst bevorstehenden Erledigung von Jülich und Berg, worauf Preußen aus jener clevischen Erbschaft Ansprüche besaß, seinen kaiserlichen Beistand in einem geheimen Traktate. Dies bewirkte, daß Friedrich Wilhelm plötzlich sehr kaiserlich gesinnt wurde und, als es zum Kriege zwischen dem Kaiser und den Franzosen kam, sogar seinen Kronprinzen abschickte, um dem Kaiser Hülfe zu leisten. Infolge des Konfliktes zwischen England und Österreich geriet er sogar in Zwist mit seinem eigenen Sohne. Die Absicht der Königin und der älteren Kinder war eine Doppelvermählung zwischen dem Kronprinzen von Preußen, dem nachmaligen Friedrich II., und einer englischen Prinzessin einerseits und der ältesten Schwester Friedrichs mit einem englischen Prinzen andererseits.

Der König war gegen diese Verbindung, weil er den englischen Einfluß fürchtete, und da der Sohn einige Bewegungen nach dieser Seite hin machte, ließ er ihn festnehmen, ja hätte ihn beinah hinrichten lassen, alles aus Rücksicht auf Österreich. Nachdem Friedrich Wilhelm soviel für Österreich gethan hatte und von seinem früheren Bündnis abgewichen war, hielt es der Kaiser doch für angemessen, bei späteren Begebenheiten auf Preußen gar keine Rücksicht zu nehmen; die bergische Angelegenheit nahm eine ganz andere Wendung. Das erfüllte den alten König mit heftigem Zorn, namentlich gegen den Kaiser; als er die erlitene Unbill völlig durchschaute, sagte er, auf seinen Sohn Friedrich deutend: hier steht einer, der mich rächen wird[1])!

---

1) Obwohl Friedrich Wilhelm mit dem Kronprinzen nicht in gutem Einvernehmen stand, so blieb es ihm doch nicht verborgen, daß in Friedrich ein gewaltiges Talent liege; nur wollte er ihn absolut zum Soldaten machen, ließ ihn Conduitelisten schreiben und die

Nun trafen zwei Ereignisse von der größten Wichtigkeit zusammen, nämlich der Tod Friedrich Wilhelms, der im Mai, und der Tod Kaiser Karls VI., der im Oktober 1740 eintrat. Friedrich hatte soeben seine Regierung angetreten und bereits von seinen monarchischen Gaben Beweise geliefert. Als er nun diese ungeheure Armee vor sich sah und nicht wußte, was er damit anfangen sollte, so eröffnete ihm der Tod des Kaisers eine willkommene Bahn für seine Thätigkeit. Die Succession in Österreich war streitig; der Kaiser hatte zwar seine pragmatische Sanktion durchgesetzt, vermöge deren seine Tochter mit ihrem Gemahl von Lothringen erben sollte; aber obgleich die meisten Fürsten Europas diese Sanktion garantiert hatten, so waren doch unmittelbar nach dem Tode Karls VI. mehrere Prätendenten aufgetreten, von denen allerdings Karl Albrecht von Bayern nach altem deutschen Rechte die nächsten Ansprüche hatte.

Dies hatte Friedrich II. vorausgesehen, und weiter, daß Frankreich ebenfalls große Neigung verspüren würde, in dem bevorstehenden Konflikte eine Rolle zu spielen und den Krieg entweder direkt für die Bourbonen oder auf andere Weise zu benützen. Preußen hatte selbst einige Ansprüche an Österreich zu machen. Ein früherer brandenburgischer Fürst hatte auch in Jägerndorf regiert, war aber im dreißigjährigen Kriege durch Österreich daraus verjagt worden. Schon der große Kurfürst hatte hiefür, sowie für einige andere Besitzungen, Liegnitz, Brieg und Wohlau in Schlesien, die noch mit der alten piastischen Verlassenschaft zusammenhingen, Entschädiguug verlangt, war aber damit durchgefallen, und so war es eine Art Tradition im hohenzollernschen Hause geworden, daß Österreich Preußen an seinen rechtlichen Ansprüchen verkürzt habe. Nun ging Friedrich mit seinem Minister von Podewils und seinem General Schwerin zu Rate, ob er mit seinem Heere noch im Winter 1740 auf 1741 in Schlesien einrücken oder noch länger zuwarten solle. Die erstere Ansicht gewann die Oberhand; er rückte noch im Dezember in Schlesien ein und nahm es unter dem ungeheuren Aufsehen Europas, in Besitz, wobei ihm namentlich der Umstand zu Statten kam, daß die Städte, wo die protestantische Bevölkerung die überwiegende war, ihn als ihren Retter begrüßten. Freilich war das Land leichter zu erobern, als zu behaupten. Friedrich II. betrieb nun auch, daß der Kurfürst von Bayern gegen Österreich ins Feld ging, und daß ihn die Franzosen hiebei unterstützten; er erkannte ihn als König von Böhmen an, und bewirkte, daß er zum deutschen Kaiser gewählt wurde[1]).

---

geringsten Dienste leisten; auch wollte er ihn bei den religiösen Lehrbegriffen erhalten, die er selbst hatte, während Friedrich der calvinistischen Lehre in ihrer vollen Strenge anhing. Obwohl der Prinz von seinem Vater hart behandelt wurde, so darf man doch behaupten, daß dies ein Glück für ihn war; denn sonst hätte er sich wahrscheinlich nicht durch jene militärischen und andere Tugenden ausgezeichnet, durch die er nachher berühmt wurde.

1) Bayern litt damals an der größten Finanznot und war gar nicht militärisch organisiert.

Sollte er nun aber zugeben, daß die Bayern ganz Österreich eroberten? Das wollte er nicht, sondern verlangte in einer Zusammenkunft mit dem österreichischen General Neipperg, daß ihm Schlesien abgetreten würde, wogegen er versprach, die Franzosen in Deutschland ihrem Schicksal zu überlassen. Dabei wollte er aber doch Karl Albrecht nicht fallen lassen, sondern bewirken, daß er Kaiser blieb; denn Friedrichs Plan ging dahinaus, ein deutsches Kaisertum auf die Gemeinschaft der deutschen Fürsten zu gründen, von denen der Kaiser gewissermaßen abhängen solle; Österreich sollte dabei so viel vermögen, wie die anderen Fürsten, aber nicht mehr. Diese Idee konnte er aber nicht durchführen; es kam sogleich zu neuen Kriegen, als sich Österreich wieder stärker fühlte, und Friedrich geriet namentlich durch die Kräfte, welche Maria Theresia aus Ungarn herbeizog, und durch die Fortschritte, welche die englische, sogenannte pragmatische Armee unter Georg II. machte, in große Bedrängnis. Er mußte einwilligen, daß Franz I., der Gemahl Marias Theresias, deutscher Kaiser wurde und Österreich sein altes Übergewicht wieder erhielt.

Übrigens hatte Friedrich durch die Erwerbung Schlesiens seine Länder fast um ein Drittel vergrößert und konnte, gestützt auf seine tüchtige, ruhmgekrönte Armee, als ein ganz unabhängiger europäischer Fürst auftreten. Das ganze übrige Europa wollte dies aber nicht dulden, und so kam es zum siebenjährigen Kriege, in welchem Frankreich sich mit Österreich und Rußland gegen Preußen vereinigte. Es war ein verzweifelter, aber heroischer Kampf, in welchem Friedrich ein paarmal nahe daran war, sich selbst das Leben zu nehmen. Diese mächtige Koalition gegen Preußen kam auf folgende Weise zu stande: Frankreich wollte Preußen wie einen Vasallen behandeln und zum Kriege gegen England zwingen, und als Friedrich sich nicht dazu verstehen wollte, reizte er Ludwig XV. zum höchsten Zorn, der ihn fortan einen Rebellen nannte und, trotz seines schlechten Lebenswandels, die Religion vorschützte, um ihn zu bekämpfen. Einen ähnlichen Vorwand gebrauchte Elisabeth von Rußland, die zugleich wie eine Messalina lebte. Maria Theresia, übrigens fromm und brav, benützte die Antipathien der katholischen Geistlichkeit gegen Friedrich zu ihren Gunsten, so daß sich alles vereinigte, Friedrich auf die entgegengesetzte Seite zu werfen.

Friedrich konnte jedoch auch nicht streng protestantisch auftreten, weil er viele Katholiken zu Unterthanen hatte, und so bildete er seine Toleranz zu einem von den damals herrschenden Begriffen ziemlich abweichenden System aus, wobei er vom Christentum ganz abstrahierte; jedoch glaubte er an einen Gott und leugnete nicht die Unsterblichkeit der Seele[1]). Er war unstreitig der größte Politiker, den Preußen jemals hatte, ja ich halte ihn für den größten Politiker, den Deutschland hervorgebracht hat, indem er in der Mitte

---

1) Beim Tode seiner Schwester rief er aus: welches Glück, wenn ich sie wiedersehen werde!

der Dinge lebte, die Stürme herankommen sah und immer die richtigen Maßregeln ergriff.

Da brach im Jahre 1768 der Krieg zwischen Rußland und der Türkei aus, wozu sich die gesteigerten Verwickelungen in Polen gesellten, welche endlich dazu führten, daß Rußland, Österreich und Preußen sich dahin miteinander vereinigten, daß jede dieser Mächte ein Stück von Polen in Besitz nahm. Dadurch bekam die preußische Monarchie eine noch größere Bedeutung; immer aber hatte sie ihren Schwerpunkt im Osten, besonders in Brandenburg, und die Kriege Friedrichs waren immer nur darauf gerichtet, diese seine Stammprovinzen zu behaupten; das entlegene Preußen ließ er sich im siebenjährigen Kriege von Rußland wegnehmen und auch zur Verteidigung seiner rheinischen Gebiete that er nichts; mit einem Worte, er konzentrierte seine Operationen auf einem kleineren Terrain.

Auf diese Weise kam Preußen empor; es war zwar oft mit Österreich verbündet und hat, wie oben erwähnt, Österreich sogar die Königswürde zu verdanken, allein dennoch sind seine Haupterwerbungen eher im Widerspruche mit Österreich geschehen. Das Grundprinzip, auf dem Preußen beruht, ist ein ganz verschiedenes von dem Österreichs. Die Hauptschöpfungen Friedrichs, welche Preußen hauptsächlich ihm zu verdanken hat, sind die europäische Unabhängigkeit, ein vortrefflich ausgebildetes Militärwesen, eine sehr kräftige, energische Administration, die ihresgleichen in der Welt nicht hat. Dazu kommt noch die gute geographische Position, bei welcher hauptsächlich hervorzuheben ist, daß Österreich dem Schwerpunkt der Monarchie nicht zu nahe stand. In Deutschland wirkten sie notwendig gegeneinander: Österreich wollte immer das Kaisertum stärken und um sich greifen, Friedrich dagegen wollte unaufhörlich das Kaisertum schwächen und die Fürsten stärken. So kam es, als Kaiser Joseph II. Bayern an sich ziehen wollte, zu jenem Fürstenbunde, in welchem Friedrich die Einheit Deutschlands auf ein Bündnis von Fürsten mit einem von ihnen abhängigen Kaiser an der Spitze, gründen wollte, wie es von jeher sein Plan gewesen war. —

So hatten sich nach und nach diese fünf unabhängigen Mächte gebildet, welche alle auf etwas verschiedenen Prinzipien beruhen: 1. Frankreich auf dem katholischen und monarchischen Prinzip, welches aber noch mit hierarchischen Tendenzen vereinigt ist, ein Prinzip, welches zugleich romanisch war; 2. England auf dem germanisch-maritimen und parlamentarischen Prinzip; 3. Rußland auf dem slavisch-griechischen Prinzip, verbunden mit der Tendenz, in materieller Beziehung sich die Kultur des Abendlandes anzueignen; 4. Österreich auf dem katholisch-monarchisch-deutschen Prinzip; 5. Preußen auf dem deutsch-protestantisch-militärisch-administrativen Prinzip. So sind sie alle gleichsam auf dem Baume von Europa gewachsen. Österreich ist mehr nach und nach durch eine fortwährend konsequente Politik emporgekommen, als durch große Fürsten; Rußland sozusagen auf einmal durch ein einziges großes Genie; Preußen durch die vorhergehende Leistung einiger sehr bedeutender

Fürsten und durch die Talente und Anstrengungen eines großen Königs; England durch das Parlament; Frankreich durch Ludwig XIV. und die Nachwirkung seiner Staatsverwaltung.

So hatten sich in der Mitte des 18. Jahrhunderts diese großen Mächte gestaltet, zu vergleichen mit ebenso vielen Himmelskörpern, welche sich unaufhörlich mit- und nebeneinander bewegen, bald in einer gewissen Konjunktion, bald in einer gewissen Abweichung voneinander. In dieser Epoche waren sie niemals einig gewesen, sie bewegten sich stets autonom nach ihren eigenen inneren Trieben, was überhaupt das Grundprinzip einer großen Macht ist, — momentan kann sie sich mit einer anderen verbinden, was in jener Zeit auch häufig geschah, wo jede dieser Mächte eine Verbindung suchte[1]), aber den Tendenzen einer anderen darf sich eine Großmacht nie unterwerfen. Die hier geschilderten Ereignisse waren indessen noch nicht das letzte Wort, welches die Weltgeschichte gesprochen hat, und so kommen wir abermals zu einem neuen Zeitalter, zu dem der Revolution.

§ 8.

Das Zeitalter der Revolution.

Um dieses Zeitalter, wo die revolutionäre Tendenz zur Herrschaft kam, zu charakterisieren, will ich verschiedene Momente desselben auseinanderhalten: 1. die Ausbildung der monarchischen Tendenz; 2. die nordamerikanische Revolution; 3. die französische Revolution; 4. die Weltmacht Napoleons; 5. die konstitutionelle Zeit nach Napoleon.

1. Die Ausbildung der monarchischen Tendenz.

Man kann sagen, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die monarchischen Tendenzen durchaus in Europa vorwalteten. Es bestand ja wesentlich aus den genannten Großmächten, in denen an sich eine beträchtliche monarchische Kraft lag; je entschiedener sich die Monarchie durchgesetzt hatte, um so größer war ihre Autorität und Macht geworden. Namentlich hatte die Aufstellung der Monarchie Friedrichs II. den Anstoß gegeben für alle anderen Staaten, sich etwas mehr im monarchischen Sinne zu konsolidieren. Die monarchische Tendenz, die in Preußen am entschiedensten zu Tage gekommen war, wirkte alsbald auch auf Österreich zurück, wo Maria Theresia ihre administrativen Einrichtungen den preußischen nachbildete. Ihr folgte Joseph II., der mit der größten Energie die monarchischen Prinzipien durchzuführen suchte und darüber mit allen seinen Landschaften in Hader

1) Friedrich II. sagte, er könne nie ohne ein Bündnis sein, und hiezu fand er nach dem siebenjährigen Kriege keine geeignetere Macht, als Rußland.

geriet. Joseph II. hatte nie die Geduld gehabt, sich gründlich zu unterrichten, und ohne eine feste Grundlage war er kopfüber auf die Ideen der Philosophie des Jahrhunderts eingegangen, in denen er das Ideal der Welt erblickte. Die Folge davon war, daß sich seine Provinzen nach und nach gegen ihn empörten.

Dieselbe monarchische Tendenz zeigte sich in Dänemark, wo sie Struensee durchführte, in Schweden, wo Gustav III. eine Revolution machte, um die Aristokratie zu stürzen. Die nämliche Tendenz wirkte im südlichen Europa. Sie war zugleich verbündet mit dem Geiste der damaligen Litteratur. Die philosophische Richtung der französischen Litteratur hat nämlich verschiedene Phasen durchgemacht. Von Haus aus war sie in Opposition mit den hierarchisch-aristokratischen Prinzipien geraten; aber sie blieb zunächst dabei monarchisch; sie glaubte an eine allgemeine Verbesserung der Dinge durch die Monarchie; sie war anfangs nicht atheistisch, sondern theistisch; Voltaire behauptete, die Priester seien die Gegner der Monarchie, die Philosophen aber seien ihre Freunde. Dies war die Richtung der Litteratur, welcher sich Friedrich II., Gustav III., Katharina II. anschlossen. Aber auch nach dem westlichen und romanischen Europa erstreckten sich die Wirkungen dieser sogenannten Philosophie, in deren Folge namentlich die Jesuiten auf das heftigste angefeindet wurden.

Es suchten sich nämlich, wie berührt, auch die bourbonischen Höfe mehr zu konsolidieren und wollten deshalb jenen innigen Zusammenhang mit Rom nicht mehr dulden, welchen die Jesuiten hauptsächlich vermittelten. Nur kam es in Frankreich, wo schlecht regiert wurde und die Parteien sich geltend machten, nicht zu einer so energischen Aktion der Gewalt, wie anderswo; sondern die Sache ging, da sich die Faktion ihrer bemächtigt hatte, stoßweise vor sich. Es standen sich zwei Parteien, die philosophische und die katholisch-religiöse einander gegenüber. Die erstere formulierte ihre Anklagen gegen die Jesuiten. Dieser Orden hatte sich auch in Frankreich ungemein ausgebreitet, und da er sein eigentliches Ziel, die Bekämpfung des Protestantismus, nicht mehr mit der früheren Kraft verfolgen konnte, so hatte er sich des Unterichtswesens bemächtigt. Ein Hauptanklagepunkt gegen die Jesuiten waren auch der blühende Handel, den sie in alle Weltgegenden trieben, und da wollte es der Zufall, daß ein Bankrutt ausbrach, für welchen man den ganzen Orden haftbar machen wollte. Die Sache kam vor das Parlament, und die Jesuiten wurden nach und nach von der öffentlichen Meinung verurteilt. Dasselbe Schicksal hatten sie in Spanien und Portugal, wo der große Minister Pombal, der die Ideen des Jahrhunderts teilte, zuerst den Kampf gegen die Jesuiten eröffnete. Die bourbonischen Höfe in Spanien, Frankreich und Italien folgten nach, und endlich sah sich sogar der Papst Clemens XIV. mehr oder weniger genötigt, im Jahre 1773 den Jesuitenorden aufzuheben. Der Orden fiel als Opfer des in ganz Europa sich erhebenden monarchischen Geistes, dem auch der Papst endlich nachgeben mußte.

Gespräch.

König Max. War es eigentlich die freigeisterische Tendenz, welcher dieser Orden weichen mußte, abgesehen von der monarchischen?

Ranke. Freigeisterisch ist zu viel gesagt; es war die philosophische Tendenz, der die Jesuiten zum Opfer fielen, welche sich übrigens der Monarchie anschloß. Die Monarchie hatte aber auch ein Interesse, die Macht der Jesuiten zu dämpfen, denn sie waren so stark geworden, daß sie sich zuweilen sogar der Regierung widersetzten; z. B. in folgendem Falle: als Portugal und Spanien einen Vertrag über den Austausch gewisser Territorien in Südamerika geschlossen hatten, widersetzten sie sich dieser Übereinkunft. Überhaupt widersetzten sie sich gewissen Männern, welche das monarchische Prinzip repräsentierten. Als Choiseul alle Kräfte des Landes vereinigen wollte, um sie gegen England zu führen, so opponierten sie sich. Auch die Tendenz der Monarchie, vollkommen Herr im Lande zu sein und nicht einen General in Rom sehen zu müssen, von welchem eine zahlreiche, im Lande wohnende Körperschaft ihren Impuls gewinnne, wirkte mit.

K. M. Widersetzten sich die Jesuiten auch im Inneren des Landes?

R. Auf den König Joseph von Portugal wurde einst geschossen, und Pombal hat mit Recht oder Unrecht dieses Attentat den Jesuiten in die Schuhe geschoben. Als in Spanien eine Verordnung erschien, welche das Tragen breitkrämpiger Hüte und der sogenannten spanischen Mäntel beschränkte, und die Population sich dagegen erhob, behauptete man, die Jesuiten hätten Anteil an der Empörung gehabt. Kurz sie schlossen sich dem Staatsprinzipe nirgends an und widersetzten sich auch den Neuerungen in politischer Hinsicht. Die meisten der Verbrechen, die man ihnen zur Last legte, sind aber nicht erwiesen worden.

K. M. Kam es nicht auch vor, daß die Jesuiten sich in Verbindungen mit auswärtigen Mächten einließen, die ihrem eigenem Vaterlande Nachteil und Gefahr brachten?

R. Früher geschah dies, später aber nicht mehr. Die Jesuiten waren sehr fügsam. Anfangs schlossen sie sich an die Spanier an, später aber wurden sie von den französischen Königen gewonnen. Sie verstanden eben ihren Vorteil auf das beste.

Wir haben soeben gesehen, daß in den Zeiten der sogenannten Aufklärung von Republik und Liberalismus nicht die Rede war, sondern daß man den Kampf gegen die Aristokratie und die Herrschaft der Geistlichkeit fortsetzte. Natürlich geriet indes dadurch ganz Europa in die größte Aufregung; denn die hierarchische und aristokratische Richtung war damals noch unendlich stark in Europa repräsentiert; Deutschland beruhte größtenteils darauf, insbesondere die österreichische Autorität im Reich beruhte eigentlich auf dem Bistum.

2. Die nordamerikanische Revolution.

Wie ist es nun gekommen, daß noch eine andere Macht in dieser neueren Welt erschienen ist, und wo ist dies zuerst geschehen? Es geschah in Amerika, durch den Abfall der nordamerikanischen Provinzen von England. Die weitere Frage ist die, welches ist die vorwaltende Idee bei diesem Abfalle gewesen? Welches war die Abstraktion hievon, die auf Europa überging?

Wir müssen uns hiebei erinnern, daß, nachdem das germanisch-maritime und parlamentarische Prinzip in England zu so großer Macht gekommen war, dieses Land den früheren spanischen Kolonien andere entgegensetzte, und zwar in Nordamerika. Die meisten dieser Kolonien wurden aber in Opposition gegen die frühere englische Tendenz gegründet, meistens durch kirchliche Parteien, Katholiken und Protestanten, die von der anglikanischen, herrschenden Kirche ausgeschlossen waren. Diese Einwanderer wuchsen aber bedeutend an, und mit ihrer Hülfe eroberten im 18. Jahrhundert die Engländer Canada, welches bis dahin eine französische Besitzung war[1]). Dadurch wurde das germanisch-protestantische Prinzip auch im nördlichen Amerika überwiegend und gewann eine unermeßliche Bedeutung. Es war eine englisch-protestantische Kolonisation, gewissermaßen im Gegensatz gegen den Mutterstaat gegründet, vor welcher alle Ureinwohner zurückwichen. So lange die whigistischen Prinzipien in England die herrschenden waren, ging die Sache in Nordamerika gut; da aber kam Georg III. zur Regierung, der die Whigs stürzte und ein neues toryistisches Ministerium einsetzte, welches die Geschäfte nicht so gut verstand und mit den obersten Behörden der amerikanischen Provinzen nicht in einem so engen Zusammenhange war, wie die früheren Minister.

Dieses neue Ministerium suchte die zerrütteten Finanzen Englands wiederherzustellen und hielt es für das beste, zu diesem Zwecke die nordamerikanischen Kolonien, welche immer blühender heranwuchsen, zu besteuern. Die nordamerikanischen Kolonien hätten sich diesem Begehren auch fügen müssen, wenn Georg III. als König nicht in einem ganz anderen Verhältnisse sich befunden hätte, als alle übrigen damaligen Fürsten. Er aber war an sein Parlament gebunden, und alle Steuern mußten vorerst durch das Parlament bewilligt werden. Die Nordamerikaner stellten nun folgenden Satz auf: das Parlament könne nur im Namen derer Steuern bewilligen, welche durch dasselbe repräsentiert seien; die Provinzen seien aber im Parlamente nicht vertreten, also könne dieses auch nicht für sie Steuern bewilligen. Der Widerspruch also, welcher sich gegen die neue Auflage in Nordamerika erhob, ging nicht sowohl gegen das Königtum, als gegen diese parlamentarische Verfassung, in-

1) Mit Recht sagten die Franzosen damals: wir haben Amerika in Deutschland verloren; indem die Franzosen den Krieg gegen Friedrich II. von Preußen erklärten. Wären sie statt dessen nach Amerika hinübergegangen, so hätten sie die Engländer eher abwehren können.

dem die Nordamerikaner behaupteten, das parlamentarische Recht beruhe auf dem Grundsatze, daß niemand genötigt werden könne, sein Eigentum ohne weiteres hinzugeben. Daraus entspann sich nun ein Streit über die Grundlagen der Verfassung, inwiefern dieselbe repräsentativ sei oder nicht. Die Amerikaner blieben auf ihrem Sinn, und der König mit seinem Parlamente vereinigte sich zu der Behauptung, die amerikanischen Provinzen seien rechtlich verbunden, wenigstens die äußeren Auflagen zu bezahlen, auf Thee, Glas u. s. w., die mit dem Handel in Verbindung stünden. Auch dem jedoch setzten sich die Nordamerikaner entgegen, die ihre Kraft zu fühlen anfingen. Sie schlossen sich fest aneinander an und wollten nun auch schon die Handelsbeschränkungen abwerfen, welche ihnen die Engländer bisher auferlegt hatten.

Um diese Zeit hatten die Engländer bereis einen großen Teil von Ostindien erobert, und es war ihnen durch die ostindische Compagnie leicht geworden, wohlfeilen Thee zu bekommen. Auf diesen legten sie nun eine Taxe, durch die er aber nicht teuerer wurde, als früher, und verschifften ihn nach Nordamerika, wobei sie verlangten, daß die Nordamerikaner diesen Thee mit der darauf gelegten Taxe kaufen sollten. Diese hatten aber bereits Feuer gefangen und es erfolgte nun durch jenen berühmten Bostoner Theesturm der erste Akt offener Rebellion. Das erregte natürlich in England den größten Unwillen, und der König beschloß, den Hafen von Boston zu sperren und die Nordamerikaner mit Gewalt zur Botmäßigkeit zurückzubringen. Da der König und das Parlament sich mehr miteinander koalisierten, so richtete sich die amerikanische Bewegung nunmehr auch gegen den König, und die Nordamerikaner neigten sich immer mehr zu den populären Prinzipien der englischen Verfassung hin.

Im Jahre 1775 brach der Krieg aus, konnte aber nicht geführt werden, wenn die Nordamerikaner noch unter der englischen Herrschaft geblieben wären, und da geschah das denkwürdige, für die Weltgeschichte höchst bedeutende Ereignis, daß die Nordamerikaner republikanische Tendenzen hervorkehrten, und zwar nicht wie einst die Holländer, wo Holland eine aristokratische Regierungsform beibehielt; die Nordamerikaner glaubten vielmehr, daß sie individuell durch die in England gemachten Gesetze nicht mehr gebunden seien. Sie ergriffen daher die Momente der englischen Verfassung, in denen dieselbe rein repräsentativ erscheint, und jeder meinte, dazu ein Recht zu haben, einer Regierung zu widerstehen, in welcher nicht auch er repräsentiert sei. Von dieser Idee der Repräsentation bis zur Republik war nur noch ein Schritt und dieser erfolgte auch. Dadurch kam es zum Kampfe zwischen diesen beiden Körpern der englischen Nation, einem Kampfe zwischen der mehr royalistischen Tendenz und der demokratischen, die beide in der englischen Verfassung wurzelten.

Wenn man sieht, wie die Dinge sich entwickelten, so kann man nicht sagen, daß der König von England und sein Parlament unrecht hatten, so wenig ich dieses von Karl I. von England behaupte. Die Sache hätte recht gut geschlichtet werden können, wenn nicht beide Teile in leidenschaftlicher

Weise an ihren Rechten festgehalten hätten. Ob aber die Amerikaner an sich fähig gewesen wären, sich zu behaupten, ist sehr zweifelhaft; allein sie fanden Unterstützung in Europa und zwar bei den bourbonischen Mächten, namentlich bei Frankreich und Spanien. Diese standen in Bezug auf die Seemacht in einem prinzipiellen Gegensatz zu England, von dem sie im siebenjährigen Kriege unendlich viel gelitten hatten. Sie wollten sich daher des englischen Übergewichtes entledigen und hiezu ergriffen sie den Augenblick, wo innerhalb der großen anglo-sächsischen Nationalität dieser Streit ausbrach, um für die nordamerikanische Rebellion Partei zu ergreifen, ohne in der Leidenschaft des Momentes zu bedenken, daß alle Regierungen auf demselben Prinzipe fußen, das jetzt von den Nordamerikanern angegriffen wurde. In den Jahren 1776, 1777 und 1778 waren die Nordamerikaner ihrem Verderben überaus nahe gekommen. Nur durch die Unterstützung Frankreichs zur See und zu Land, durch Geld und durch freiwilligen Zuzug aus Haß gegen England, gelang es den Nordamerikanern, sich endlich zu behaupten, und im Frieden zu Versailles die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit zu erringen.

Dadurch, daß die Nordamerikaner, abfallend von dem in England gültigen konstitutionellen Prinzip, eine neue Republik schufen, welche auf dem individuellen Rechte jedes Einzelnen beruht, trat eine neue Macht in die Welt; denn die Ideen greifen alsdann am schnellsten um sich, wenn sie eine bestimmte, ihnen entsprechende Repräsentation gefunden haben. So kam in diese romanisch-germanische Welt die republikanische Tendenz. Die Monarchie hat das der Verkehrtheit der Minister Georgs III. zu verdanken.

Gespräch.

König Max. Liegt dieses republikanische Prinzip schon in der englischen Verfassung?

Ranke. Das kann man nicht geradezu behaupten; angebahnt war es allerdings darin, aber die Monarchie war auch ihrerseits in der Konstitution begründet.

K. M. Hat die englische Verfassung wirklich das Prinzip ausgesprochen, daß alle Unterthanen in einer gewissen Weise repräsentiert sein müssen?

R. Das ist in der englischen Verfassung nicht klar ausgesprochen. Übrigens hätte, wenn es allgemein anerkannt worden wäre, das Mutterland selbst mit der Reform seiner parlamentarischen Verfassung vorangehen müssen; denn in England selbst waren manche große Städte im Parlamente garnicht vertreten, während kleine Flecken (die rotten boroughs) ihre Vertreter nach London sandten. Diese Repräsentation war daher mehr eine juristische Fiktion. Eine Art von Vertretung hätten die Amerikaner mit Recht in Anspruch nehmen können. Es war auch einmal die Absicht, wie der Streit schon in

Gang gekommen war, von England aus den Amerikanern eine Gesamtverfassung zu geben; allein die Amerikaner nahmen dieselbe nicht an.

Worin bestand nun diese nordamerikanische Republik? 1. darin, daß die monarchischen Influenzen, welche bisher dagewesen waren, beseitigt wurden. Im Inneren hatte man keinen Kampf zu bestehen: die ganze Gesellschaft blieb, wie sie war, und nur die koniglichen Gouverneure und Untergouverneure wurden abgesetzt und andere gewählt. 2. Die zweite Veränderung bestand darin, daß diese Provinzen sich zu einem einzigen Körper vereinigten. Daß dies geschehen konnte, daß sich sogar ein gewisser Ruhm an die Männer knüpfte, die zu diesen Veränderungen hauptsächlich beigetragen hatten, daß dieses neu begründete Gemeinwesen einen guten Fortgang nahm, waren Umstände, die auf Europa die größte Rückwirkung hatten.

Es tauchte die Meinung auf, daß dieses die wohlfeilste Regierungsform sei; und während die Unterthanen in Europa unbedingt gehorchen müßten, so habe dort allein der Mensch seinen Wert. Bisher hatte man in Europa gemeint, daß die Monarchie den Vorteil der Nation am besten verstehe, jetzt kam die Theorie auf, die Nation müsse sich selbst regieren. Jetzt erst bekam die Repräsentationstheorie ihre volle Bedeutung, nachdem sie einen Staat gebildet hatte; dahin zielten nun alle revolutionären Bestrebungen der späteren Zeit. Die junge Republik nahm durch die eigene Propagationsfähigkeit jener Generation und durch den fortwährenden Zuzug aus Europa einen allgemein raschen Aufschwung, sodaß jetzt die Nordamerikaner eine der größten Nationen der Welt geworden sind, die unaufhörlich auf Europa einwirkt. Dies war eine größere Revolution, als früher je eine in der Welt gewesen war, es war eine völlige Umkehr des Prinzipes. Früher war es der König von Gottes Gnaden, um den sich alles gruppierte; jetzt tauchte die Idee auf, daß die Gewalt von unten aufsteigen müsse. Darin beruht der Unterschied zwischen den alten Ständen und den jetzigen konstitutionellen Ständen. Jene waren dem Königtum analog, sie beruhen auf einem gewissen Erbrecht; allein die modernen Stände gehen aus der Menge hervor. Diese beiden Prinzipien stehen einander gegenüber wie zwei Welten, und die moderne Welt bewegt sich in nichts anderem, als in dem Konflikt zwischen diesen beiden. In Europa war der Gegensatz dieser Prinzipien bisher noch nicht eingetreten; er kam aber zum Ausbruch in der französischen Revolution.

3. Die französische Revolution.

In Frankreich war ebenfalls ein Streit ausgebrochen zwischen der Monarchie und den bisherigen ständischen und aristokratischen Berechtigungen, zunächst ohne irgend einen Bezug auf die eben geschilderten Repräsentations-

theorien zu haben. Die Monarchie Ludwigs XIV. war mitten auf ihrem Wege besiegt worden. Die auf Ludwig XIV. folgenden Fürsten hatten durch ihre Schwäche ein gewaltiges Faktionswesen im Lande hervorgerufen, wobei aber immer das monarchische Prinzip festgehalten wurde. Ludwig XV. that sogar am Ende seiner Regierung noch einen großen Schritt auf der monarchischen Bahn. Das System privilegierter Stände war im 18. Jahrhundert im Kampf mit den Monarchen entschieden stärker geworden. Geistliche und Adel waren alles geworden, die Bürger waren unterdrückt; die Regierung selbst war in ewigen Geldnöten. Da entschloß sich Ludwig XV., eine Veränderung mit den Parlamenten vorzunehmen, Gerichtshöfen mit einigen politischen Rechten ausgestattet, welche sich gleichsam als die Repräsentanten aller Vorrechte gerierten. Ludwig XV. exilierte diese Parlamente aus den Städten und setzte eine neue Gerichtsverfassung durch, in welcher die Parlamente aller ihrer politischen Rechte entkleidet und als bloße Gerichtshöfe neu konstituiert werden sollten.

In diesem Augenblicke jedoch starb Ludwig XV. und sein Enkel Ludwig XVI. folgte ihm nach. Ludwig XV. hatte zwar einiges im monarchischen Sinne durchgesetzt; aber es war durch gehässige Mittel geschehen, und man sah darin nicht die Aktion des monarchischen Prinzipes, sondern die Thätigkeit gewisser Parteien. Ludwig XVI. glaubte, er müsse den Anfang seiner Regierung durch einen Akt der Güte bezeichnen, und glaubte, die Nation, welche für die Parlamente war, dadurch zu gewinnen, daß er dieselben mit ihren früheren Rechten wiederherstellte, wonach sie unter anderem die Befugnis hatten, sich den Edikten des Königs zu opponieren und überhaupt die Privilegien, welche noch immer im Lande galten, aufrecht zu erhalten. Dadurch aber schürzte er den Knoten seines ganzen Schicksals. Durch seine Gutmütigkeit und seine Neigung zu Verbesserungen wurde er veranlaßt, manche Reformen in Angriff zu nehmen; aber so wie er dieses that, widersetzten sich ihm die Parlamente; so erging es dem Minister Turgot mit seinen Verbesserungen und anderen ebenso.

Nun ließ sich der König in den amerikanischen Krieg ein, in der Hoffnung, den Engländern eine Niederlage beizubringen, und eine große Menge Franzosen gingen nach Amerika. Dadurch wurde zweierlei bewirkt. 1. Diese Franzosen, welche gesehen hatten, wie schlecht es in ihrem Vaterlande zuging, gerieten nun auf die Idee, daß die Amerikaner allein das Rechte getroffen hätten. 2. Die französische Litteratur nahm jetzt eine andere Richtung. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gewann die materialistische Richtung in der Philosophie die Oberhand (Diderot u. s. w.) Diese Philosophen glaubten nicht an Gott und wollten auch von dem Könige nichts mehr hören. Das war denn eine ganz andere Republik, welche diese Männer im Sinne hatten; die nordamerikanische Republik hatte immer noch etwas Ideales, aber diese materialistischen Ansichten gingen aus dem Streben nach ungebundenem Genusse hervor.

Also auf einer Seite unterstützte Ludwig XVI. teilweise eine dem Königtum entgegenlaufende Bewegung, auf der anderen Seite war die Regierung in die Notwendigkeit versetzt, stets neue Geldmittel aufzubringen und die hiezu nötigen Veränderungen in den Finanzen Frankreichs vorzunehmen. So ging Frankreich aus dem amerikanischen Kriege hervor, zwar mächtiger zur See, aber in einer ungeheueren Geldverlegenheit und im Inneren zersetzt durch zwei mächtige Faktionen, die Parlamente und die Privilegierten auf der einen, die Philosophen auf der anderen Seite, die unaufhörlich gegen Aristokratie und Hierarchie ankämpften. Die Regierung fand sich in der Unmöglichkeit, die Sachen so fortgehen zu lassen, sie mußte Veränderungen vornehmen. Was that sie nun? Calonne, von philosophischen Ideen durchdrungen, berief im Jahre 1787 eine Anzahl von angesehenen Männern aus dem Reiche, um die Steuerverfassung abzuändern, während das legale Verfahren erfordert hätte, die Reichsstände zu berufen[1]), wozu sich indessen Calonne nicht verstehen wollte. Kaum war dieser Minister mit seinen weitreichenden physiokratischen Vorschlägen[2]) hervorgetreten, so stieß er auf die heftigste Opposition bei den Notablen. Sie erklärten, daß sie nicht das Recht hätten, Steuern zu bewilligen, und so wurde Calonne alsbald gestürzt. Sein Nachfolger als Premierminister, der Erzbischof von Brienne, machte zwar einige vernünftige Vorschläge, die auch von den Notablen zum Teil angenommen wurden, allein dies geschah immer unter dem Vorbehalt, daß sie später dem Parlament vorgelegt werden würden.

Das Verfahren, welches in Frankreich zu beobachten war, war folgendes: wenn die Regierung neue Finanzedikte erließ, so mußten sie vorher dem Parlamente vorgelegt werden, um sie zu verifizieren, und dann erst wurden die Steuern bezahlt. Das Parlament war aber prinzipiell gegen jede Veränderung, und die Aristokratie nahm mit Vergnügen diesen Zeitpunkt wahr, das Königtum zu beschränken. Endlich trat die Opposition mit der Erklärung hervor, das Parlament sei gar nicht befugt, Steuern zu bewilligen, hiezu müßten die Generalstände berufen werden. Die Regierung, die durch dieses Verlangen in die größte Verlegenheit geriet, nahm zu verschiedenen Ausflüchten ihre Zuflucht; denn, wenn diese altaristokratischen Elemente berufen wurden, so war das Königtum in jeder Weise beschränkt, und es würde eine beschränkte Monarchie im alten Sinne des Wortes zustande gekommen sein. Die Regierung erklärte sich bereit, die Stände erst nach vier Jahren zu berufen; aber daran war

---

1) Seit 1614 waren keine Stände mehr berufen worden und die Notablen hatte bereits Richelieu versammelt, aber Calonne war eben kein Richelieu.

2) Nach Calonnes Vorschlägen sollten die Auflagen auf den Ertrag des Landes gegründet und alle Jahre im Frühling Leute auf das Land geschickt werden, um die Aussaat und demnach auch den Ertrag der Ernte zu bemessen. Dieses war eine Konsequenz des physokratischen Systems, welchem schon Du Quesnay anhing, den Ludwig XV. seinen Penseur nannte.

nicht zu denken, denn die Aristokratie glaubte, jetzt oder nimmer sei die Zeit gekommen, um sich neben der Regierung aufzustellen.

Wenn man nun die alten Stände nicht haben wollte, wie konnte man überhaupt die Stände berufen? Die Stände bestanden aus Adel, Geistlichkeit und Bürgern. An der Geistlichkeit ließ sich nichts ändern, am Adel ebensowenig; also meinte die Regierung, sie müsse dem dritten Stande eine stärkere Repräsentation geben, als früher, und müsse ihn so stark machen, wie die beiden anderen zusammengenommen: denn nur dadurch könnte sie sich der beiden anderen Stände erwehren. Dies war aber auf der anderen Seite höchst gefährlich, denn im dritten Stande hatte die republikanische Idee Wurzel gefaßt. Die Bürger waren voll von Unwillen gegen die beiden anderen Stände, und so kam die größte Gärung zum Vorschein.

Der Minister Necker ließ nun bekannt machen, daß im nächsten Mai 1789 die Stände zusammentreten sollten, wobei der dritte Stand so viele Mitglieder haben würde, wie die beiden anderen Stände zusammen (doublement du Tiers). Die Regierung verbündete sich also gewissermaßen mit den neuen amerikanischen Ideen, sodaß Necker selbst darüber erschrak. Aber nicht genug; das Publikum wurde öffentlich von der Regierung aufgefordert, seine Ansichten darüber auszusprechen, wie die Verfassung Frankreichs am besten geordnet werden könne. Diese Maßregel trug vollends das ihrige dazu bei, das Land in die größte Agitation zu versetzen[1]). Unter diesen Verhältnissen kamen die Stände im Jahre 1789 zusammen, ohne daß man wußte, was daraus werden und wie in dieser Versammlung die Abstimmung erfolgen sollte: ob nach Köpfen — par tête —, in welchem Fall der dritte Stand die Oberhand gehabt hätte, oder nach Ständen, — par ordre —, wo Adel und Geistlichkeit im Vorteil gewesen wären. Necker hatte nicht den Mut, dieses zu entscheiden.

Gleich anfangs schon, bei der Verifikation der Vollmachten, konnte man sich nicht darüber einigen, ob die Prüfung gemeinschaftlich, oder in jedem Stande gesondert geschehen solle. Der König meinte, die Stände sollten sich vorläufig miteinander vereinigen, dann aber eine Verfassung vorlegen, die auf dem Zweikammersystem beruhte. Selbst diese vorläufige Vereinigung war aber nicht mehr durchzusetzen. Mirabeau erklärte im Namen des dritten Standes: wir sind Repräsentanten des Volkes; niemand kann uns befehlen; wir wollen aber einen Pakt mit dem Könige machen. Die Summe aller dieser Verwickelungen war, daß der König, der den dritten Stand verdoppelt hatte, um an ihm eine Stütze zu finden, vor seiner eigenen Schöpfung erschrak und durch die Haltung des dritten Standes bewogen wurde, sich auf die Seite der privilegierten Stände zu schlagen. Der dritte Stand erklärte sich nun, wie in Nordamerika, nicht nur gegen die Stände, sondern auch gegen

---

1) Der Abbé Siéyès antwortet in seiner Broschüre: Qu'est ce que le tiers-état? auf die Frage, was das Bürgertum sein wolle: quelque chose; aber freilich wollte später der dritte Stand nicht bloß etwas sein, sondern alles.

den König, und es kam nun zu jenem berühmten Auftritte, wo die Bevölkerung von Paris, für den dritten Stand begeistert, nach Versailles zog, den König nötigte, nach Paris zu gehen, und ihn dort gewissermaßen zum Gefangenen machte. Der König ließ nun den Adel wissen, er solle sich mit dem dritten Stande vereinigen und dieser setzte seine Absicht durch, daß über jede einzelne Frage par tête abgestimmt werden sollte.

Dadurch wurde nun alles zum Umsturze reif. Nunmehr bekam die Theorie der Repräsentation und die Ansicht, daß die Gewalt von unten aufsteige, die Oberhand, und die Männer, die hier vereinigt waren, gingen daran, die Verfassung Frankreichs auf dieser Grundlage aufzubauen, welche allem widersprach, was da bestand. Sie mußten aber hierin viel weiter gehen, als die Nordamerikaner. Dort hatte es genügt, einige wenige Beamte zu beseitigen und Gewählte an ihre Stelle zu setzen; hier war der alte romano-germanische Staat eingewurzelt, dessen Einrichtungen sämtlich hinweggeräumt werden mußten. Es war die Abstraktion der amerikanischen Idee und nicht die Realität. Dieses fiel gerade in den Moment, wo der Kampf zwischen den beiden Mächten der Monarchie und Aristokratie auf das wütendste entbrannt war. Man darf behaupten, daß die Nachgiebigkeit des Königs in dieser Beziehung eine höchst verkehrte und unheilvolle war; aber das ist eben das Unglück der Menschen, daß sie ihre Maßregeln von Minute zu Minute ergreifen. Diese Konzession von seiten des Königs führte nun zu der konstituierenden Versammlung.

Ich habe gezeigt, wie diese Idee des von unten her zu gründenden Staates aus Amerika nach Europa hinübergewandert war, und wie diese Abstraktion der amerikanischen Republik in Europa Wurzel schlug, und zwar gerade in dem Lande, das in allen Dingen immer den Ton angegeben hatte. So nun trat jene konstituierende Versammlung zusammen, welche eine Verfassung machen wollte, in der das Königtum neben den anderen Faktoren der Gewalt bestehen sollte. Dies konnte aber von keiner Dauer sein; denn das monarchische Prinzip war untergraben, und ein anderes Prinzip, als das republikanische, existierte nicht. Bald entwickelte sich aus der konstitutionellen Partei die jacobinische, welche die Idee der Volkssouveränetät und der von unten aufsteigenden Gewalt in ihren äußersten Konsequenzen geltend machte, bis die ganze Nation, von einem fanatischen Schwindel ergriffen, an nichts anderes mehr dachte, als an Verwirklichung ihres politischen Ideals von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Schritt für Schritt gelangte man zur Absetzung Ludwigs XVI., zu seiner Hinrichtung und endlich zur Proklamierung der Republik. Mittlerweile wurde der Krieg gegen Deutschland unternommen, der daraus entsprang, daß die Franzosen ihre politischen Neuerungen auch ins Elsaß einführen wollten, denen sich die deutschen Fürsten, die im Elsaß ihre Berechtigungen hatten, unter Berufung an das Reich widersetzten. Anfangs richteten die deutschen Alliierten mit ihren geringen aufgebotenen Kräften nichts aus;

später aber verstärkten sie sich und bedrohten Frankreich ernstlich, und es entwickelte sich nun dort infolge dessen die Partei des Schreckens, welche alles nivellierte und die Religion der Vernunft dekretierte. Das Abenteuerlichste wurde als Gottheit des Tages begrüßt; wer im mindesten den herrschenden Doktrinen abhold schien, ward verdächtig und der bloße Verdacht führte zur Guillotine. Die größten Phantasten, die den Staat durch den Gang dieser Dinge erobert hatten, diejenigen, welche die herrschenden Ideen am stärksten und wildesten repräsentierten, wurden die Meister. Der Schrecken aber hatte wenigstens die Folge, daß alles, was der Herrschaft des wilden Haufens entfliehen konnte, an die Grenze eilte und sich dort wütend mit den auswärtigen Feinden Frankreichs herumschlug, so daß an eine Restauration der Bourbonen nicht zu denken war.

Gespräch.

König Max. Worin hat wohl Ludwig XVI. hauptsächlich gefehlt?

Ranke. Die Fehler Ludwigs XVI. waren keine Fehler des Herzens, seine Intention war rein, er wollte keine Freiheit schwächen, er wollte vielmehr der Nation Rechte geben. Seine politischen Fehler aber waren ungeheuer: 1. daß er die Parlamente wieder herstellte; 2. daß er sich in den amerikanischen Krieg stürzte; 3. daß er seiner Gemahlin einen so großen Einfluß, namentlich auf Besetzung der Ministerstellen, ließ; 4. daß er so weit ging, den dritten Stand zu verdoppeln, und als diese Macht da war und ihm über den Kopf zu wachsen schien, davor erschrak und sich gegen sie wendete.

K. M. Mußte denn nicht Ludwig XVI. wegen der im Lande herrschenden Finanznot eine Repräsentation des Volkes einführen?

R. Er war nicht sowohl darin zu tadeln, daß er die Parlamente berief, als daß er sogleich anfangen wollte, zu reformieren. Ferner hätte er nicht das Publikum auffordern sollen, seine Meinung über die Verfassungsrevision abzugeben. Endlich hätte er das doublement du tiers-etat gehörig organisieren sollen, ehe er mit dieser Maßregel vor die Generalstände trat. Etwas mußte allerdings geschehen, aber von einem monarchischen Gesichtspunkte aus in mehr geschäftsmännischer Weise.

K. M. Wäre es Ludwig XVI. möglich gewesen, fortzuregieren, wenn er eine monarchische Verfassung gegeben hätte?

R. Dann hätte er die Stände niemals berufen und wenigstens die Verdoppelung des dritten Standes beruhen lassen müssen; sein Hauptfehler aber liegt darin, daß er sich des verdoppelten dritten Standes, als er einmal da war, gar nicht bediente.

K. M. Ist es wahr, daß Ludwig XVI. die Geschichte Karls I. von England las und Tag für Tag gerade das Gegenteil von den Maßregeln ergriff, welche Karl I. genommen hatte?

R. Dies ist unrichtig; erst im Gefängnis hat er die Geschichte Karls I. gelesen.

K. M. Auf welche Rechtsprinzipien wurde Ludwig XVI. verurteilt?

R. Der Hauptanklagepunkt war, daß er ein Verräter an der Nation sei und mit auswärtigen Mächten gegen dieselbe konspiriert habe. Karl I. hingegen wurde mehr einer Verletzung der Interessen der Nation angeklagt.

4. Die Napoleonische Zeit.

Nachdem die Sache bis auf diesen Höhepunkt gediehen war, so konnten die Republikaner nicht länger mehr regieren. Das System des Schreckens wurde von einigen Gemäßigten gestürzt, die aber immer noch ziemlich weit in ihren politischen Ansichten gingen. Hierauf wurde das Direktorium gegründet. Aber auch dieses konnte sich nicht halten; denn die Nationalvertretung, die ihm zur Seite stand, war in ewigem Schwanken begriffen, da verfassungsgemäß immer ein Dritteil der Repräsentanten austreten und nach einer gewissen Periode durch Neugewählte ersetzt werden mußte. Weder im Inneren noch nach außen hatte das Direktorium Glück; die neue Koalition des Jahres 1798, gebildet von Österreich, Rußland und England, verbündet mit der starken royalistischen Partei in Frankreich, die besonders in Paris und anderen Städten mächtig war, machte siegreiche Fortschritte. Wäre damals ein General, wie Monk, für das Königtum aufgetreten, so wären wahrscheinlich damals schon die Bourbonen auf den französischen Thron wieder eingesetzt worden; allein es geschah das gerade Gegenteil von dem. Ein ausgezeichneter General war zwar da, der in den früheren Kriegen bereits das beste gethan, Italien erobert und in Ägypten großen Ruhm davongetragen hatte; aber den legitimen König wiederherzustellen, das lag ihm ferne; er selbst wollte Meister von Frankreich sein. Bonaparte setzte sich nach seiner Rückkunft aus Ägypten im Jahre 1799 in den Besitz der Macht als Konsul.

Nun fing er an, den ganzen Staat umzubilden und den größten Teil von dem rückgängig zu machen, was die Republikaner eingeführt hatten. Er zeigte unendliches Talent, der Finanzverwirrung zu steuern; als Konsul bereits ließ er den Code Napoléon verfassen und restaurierte dadurch die Justiz; er schloß das Konkordat mit dem Papste ab und restaurierte die Religion; er setzte die ganze Administration auf einen neuen Fuß und restaurierte das Militär. Kurz er war eines der größten Genies für Staatsverwaltung. Er machte der Koalition ein Ende und trat nun auf als der große Mann der Welt. Er ließ zwar keine Spur von Anarchie übrig, aber er nahm die Revolution in allen ihren Resultaten an. Er restaurierte z. B. zwar die Kirche, ließ aber die geistlichen Güter in den Händen derer, die sie während der Revolution erworben hatten; er erkannte die Vernichtung aller früheren Privilegien an, wollte aber auf sie die Monarchie gründen. Er versuchte es, mit einer Verfassung zu regieren, aber es gelang ihm ebensowenig wie Cromwell.

Mit einem Worte, er wollte Meister der Welt werden und eine Dynastie gründen, vor der alle anderen sich beugen mußten. Napoleon war nicht

Kaiser von Frankreich allein, wie Thiers sagt, sondern ging von der Ansicht aus, daß er der Nachfolger Karls des Großen sei, wie er selbst oft sich äußerte.

Der vornehmste Gegensatz, mit dem er zu kämpfen hatte, waren die Engländer, und da Österreich sich der Engländer annahm, so stürzte er sich auf dieses und vernichtete es (im Preßburger Frieden 1805). Preußen, welches sich nicht zur rechten Zeit mit Österreich alliiert hatte und ihm in sein Geschäft dreinredete, vernichtete er ebenfalls. Spanien nahm er durch eine Intrigue ohnegleichen, durch welche er den König von Spanien dahin brachte, zu Gunsten seines Bruders Joseph zu abdizieren.

Auf diese Weise kam die Revolution auch nach Deutschland, aber sie kam dahin nicht in der Gestalt des Schreckens[1]), sondern mehr in monarchischer Form. Napoleon hatte endlich das deutsche Reich zur Abtretung des linken Rheinufers gezwungen, und um die dadurch in Schaden geratenen deutschen Fürsten zu entschädigen, bewilligte er die Aufhebung der ganzen hierarchischen Verfassung und die Mediatisierung einer großen Anzahl von Reichsstädten. Einige deutsche Territorien wurden hiebei von Napoleon vergrößert, was man ein Glück für Deutschland nennen darf, da infolgedessen wenigstens noch einige der altgermanischen Ideen aufrecht erhalten werden konnten.

In dieses neugestaltete Deutschland trat nun die Revolution als Umsturz der früheren Verfassung und zugleich als Herrschaft des französischen Kaisers ein, der nach Besiegung Österreichs und Preußens den Herrn in Deutschland spielte, den Rheinbund gründete und der Herrschaft der deutschen Fürsten wohl bald ein Ende gemacht hätte, wenn er Meister geblieben wäre. Da kam denn in Deutschland die Manie der Volksverbesserung und des Vernichtenwollens alles Bestehenden an die Tagesordnung. Diese Ideen haben indessen hier aus sich selbst nichts vermocht; alles geschah im Nachtrieb von Frankreich. Das gedehmütigte Österreich mußte Napoleon seine Tochter geben, denn er wollte eine große neue Dynastie gründen und dazu mußte er einen legitimen Erben haben. Wer kann sagen, was aus Europa geworden sein würde, wenn ihm dieser Plan gelungen wäre?

Mit Rußland hatte Napoleon anfangs in gutem Einvernehmen gestanden, ja es war eine Zusammenkunft der beiden Monarchen gehalten worden, bei welcher Rußland und Frankreich gleichsam die Welt unter sich teilten. Allein diese Freundschaft konnte keinen Bestand halten. Es entstanden Differenzen zwischen beiden Mächten und die führten endlich zu dem ungeheuren Zuge Napoleons nach Moskau, der in der Weltgeschichte ohne Beispiel gewesen ist. Wer kann wohl sagen, was aus der Welt geworden wäre, wenn nicht die Russen als Halbbarbaren ihre Hauptstadt angezündet hätten, und wenn Napoleon in Moskau Winterquartier hätte nehmen können?

---

1) Einzelne Erscheinungen terroristischer Natur kamen am Rheine vor; in Mainz z. B. war eine Guillotine aufgerichtet.

Nach diesem unglücklichen Feldzug erwachte in Deutschland neuer Mut, namentlich in Preußen, obwohl es damals zu völliger politischer Unbedeutendheit herabgesunken war. Der Eintracht der Alliierten gelang es dann, der Napoleonischen Herrschaft ein Ende zu machen[1]). Dieser Weltkampf und der Sturz Napoleons bewirkten nunmehr, daß die europäischen Mächte sich so auseinandersetzten, wie es — im ganzen genommen — noch heutzutage geblieben ist. Auf den damals 1814 und 1815 geschlossenen Verträgen beruht die ganze Gestaltung von Europa.

5. Die konstitutionelle Zeit.

Die ganze Aufmerksamkeit, die bisher den auswärtigen Angelegenheiten zugewendet gewesen war, richtete sich nun auf die inneren Verhältnisse. Da war kein Land, wo nicht die beiden Prinzipien der Monarchie und der Volkssouveränetät miteinander in Widerstreit geraten wären.

In dem südlichen Europa, in Spanien, im römischen und in einigen anderen italienischen Staaten versuchte man das Königtum pure zu restaurieren. In den übrigen Staaten aber war man nicht dieser Ansicht; man wollte das konstitutionelle Wesen, welches in dem Napoleonischen Zeitalter, wo es bestanden hatte, bloße Formel gewesen war, in seiner Wirklichkeit herstellen. Man wollte die beiden Prinzipien — Nationalsouveränetät und Monarchie, Erblichkeit von oben, Selbstregierung von unten — miteinander vereinigen. Dies war das Losungswort in Europa. Sogar der Selbstherrscher aller Reußen, Kaiser Alexander, glaubte, durch eine Konstitution in Polen regieren zu können; und die Bourbonen gaben eine Konstitution, die gar nicht schlecht war. Auch in Deutschland, welches der Lage der Dinge gemäß statt zu einem Kaisertum zu einem Staatenbunde vereinigt worden war, wurden die konstitutionellen Prinzipien eingeführt, ausgenommen in Preußen, wo die Provinzialstände blieben, und in Österreich, wo man zwar auch Provinzialstände hatte, aber am meisten hinter den konstitutionellen Ideen zurückgeblieben war. So wurde der Kampf, der bisher in den großen Regionen der Welt sich gewegt hatte, in das Innere der Staaten versetzt und die konstitutionelle Tendenz, die man als einen Fortschritt der Zeit betrachtete, wurde überwiegend, nachdem durch den langen Kriegszustand das monarchische Prinzip verstärkt worden war.

Da traten die Ereignisse des Jahres 1830 ein. Die Konstitution der älteren Bourbonen war nicht fähig, die Ordnung zu erhalten. Bei der ersten Bewegung der Bourbons, welche sich gegen die Konstitution und die darin garantierte Preßfreiheit richtete, entflammten die populären Gefühle, welche in den letzten Jahren an Intensität gewonnen hatten und nicht vergessen

---

1) Bayern war so glücklich, noch im rechten Augenblick sich den gegen Napoleon verbündeten Mächten anzuschließen.

konnten, daß die Bourbons die Erneuerung ihrer Herrschaft fremden Nationen verdankten. Die alte Charte und die alte Dynastie wurden gestürzt und das Haus Orleans kam auf den Thron. Aber auch dieses neue System genügte den Franzosen nicht. Es herrschten unaufhörliche Streitigkeiten über Fragen der Verfassung, und die Erhitzung zu Gunsten der konstitutionellen Prinzipien wirkte sogar auf England zurück und veranlaßte dort jene Parlamentsreform im liberalen Sinne. Infolge dieser Bewegungen wurde das neue Königreich Belgien gegründet und ganz Europa geriet in Gärung. Dazu kam, daß Preußen im Jahre 1840 sich ebenfalls veranlaßt sah, von der bisher beschrittenen Bahn der reinen Administration mit Provinzialständen abzuweichen und einen Versuch zu machen, das Ständewesen zu restaurieren. Doch führte dieses nicht zum rechten Ziele, und endlich kam man im Jahre 1847 zu dem vereinigten Landtag, welcher, nachdem er berufen war, eine entschiedene Richtung nach der liberalen Seite nahm. Das äußerte den größten Einfluß nicht nur auf Deutschland, sondern auf ganz Europa.

Die Ideen des Umsturzes entwickelten sich in jedem Augenblicke mit größerer Stärke, ohne daß ihnen die Regierungen die gehörige Kraft entgegensetzten, bis sich aus der Tiefe der Dinge die Revolution vom Jahre 1848 bildete, in welcher auch der quasilegitime König verjagt wurde, und die förmliche Republik zu Tage kam, zwar nicht als Schreckensherrschaft, aber doch als eine Darstellung der Nationalsouveränetät. Dies hatte eine ungeheure Rückwirkung auf Deutschland, so daß die großen Mächte Österreich und Preußen selbst von ihrer Basis herabgeworfen wurden und die Neigung aufkam, alle Autorität in Zweifel zu setzen und die öffentliche Gewalt bloß anf die Nationalsouveränetät zu gründen. An der Unmöglichkeit der Durchführung und an dem militärischen Prinzipe fanden diese Umsturztendenzen endlich ihren unübersteiglichen Widerstand. Indem alles sich rekorrigierte, stand auch in Frankreich ein Machthaber auf, welcher die Nationalsouveränetät mit der höchsten Gewalt in Verbindung setzte. Louis Napoleon hat insofern eine gewisse Beziehung zu den übrigen europäischen Fürsten, als er ein Monarch und zwar ein absoluter Monarch ist; aber im Prinzip ist er ihnen entgegengesetzt, indem er durch Wahl Kaiser geworden ist und so gewissermaßen das Prinzip der neueren Zeit repräsentiert.

Die Entwickelung der Dinge hat also, in Kürze resümiert, zu folgenden Erscheinungen geführt. Es besteht 1. die Republik in Nordamerika; 2. die modifizierte und mit liberalen Ideen erfüllte ständische Verfassung in England; 3. die Nationalsouveränetät der nordamerikanischen Prinzipien, monarchisch gestaltet, in Frankreich; 4. die alten auf dem Geburtsrecht beruhenden Fürsten in Deutschland; 5. von diesen gewaltigen Elementen unaufhörlich gefährdet, in Rußland das Prinzip der rein slavischen Autokratie.

Es versteht sich von selbst, daß durch alles das eine ungeheure Gärung in die Welt kam, indem diese Prinzipien aufeinander agieren und reagieren. Was die jetzige Weltgestaltung noch näher bestimmt, ist der Umstand, daß

diese Fragen sich auch auf das Gebiet der auswärtigen Politik warfen, und zwar auf die Auseinandersetzung der Grenzen, indem der Gewalthaber in Frankreich nicht gemeint scheint, die alten Grenzen anzuerkennen, und nun der Krieg zwischen Rußland und den Westmächten ausgebrochen ist, von dem man nicht weiß, wohin er führen wird. Die Mächte haben ihre wahre Position noch nicht gefunden, und wir haben deshalb gefährliche innere und äußere Kämpfe zu erwarten. Die mehr liberalen Potenzen haben sich mehr auf die Seite der Türkei geschlagen; die mehr konservativen, mit Ausnahme Österreichs, auf die Seite Rußlands. Durch die Unbesonnenheit des russischen Kabinetts ist der Talismann, welcher die Geister in Ruhe fesselte, gelöst worden, und alle diese gewaltigen Regungen, welche in der jüngsten Zeit gebannt worden waren, tendieren nun wieder gegeneinander.

Auch das aber ist noch nicht das letzte Wort der heutigen Geschichte. Weil alles auf dem tiefen Boden der europäischen Geschichte beruht, so erweckt der Rückblick auf die Erfahrungen der Vergangenheit die Hoffnung, daß aus den größten Gärungen und Gefahren, in denen zu leben, geschweige denn zu regieren, einen hohen Grad von Energie und Umsicht erheischt, wieder vernünftige Zustände hervorgehen werden; umsomehr, als die materiellen Entwickelungen der Dinge in der größten Ausbreitung begriffen sind.

Und so will ich hiemit schließen mit den Worten, mit denen Macchiavell seinen „Fürsten" eröffnet: „Was ich in langer Zeit gelernt habe, biete ich Dir in wenigen kurzen Sätzen dar." Mein Ziel ist aber das entgegengesetzte. Während von Macchiavell der Fürst zur Ruchlosigkeit aufgefordert wird, ist mein Streben vielmehr, Ew. Majestät in Ihren Tugenden zu befördern.

Schlußgespräch.

König Max. Was kann man als die leitenden Tendenzen unseres Jahrhunderts bezeichnen?

Ranke. Ich würde als leitende Tendenzen unserer Zeit aufstellen: die Auseinandersetzung beider Prinzipien, der Monarchie und der Volkssouveränetät, mit welcher alle anderen Gegensätze zusammenhängen; ferner die unendliche Entfaltung der materiellen Kräfte und die überaus vielseitige Entwickelung der Naturwissenschaften. Jenseit der Streitigkeiten, die den Staat berühren, treten auch noch immer geistliche Tendenzen hervor.

Der menschliche Geist ist in einer unermeßlichen Fortentwickelung begriffen und gerade der Kampf der Gegensätze trägt dazu bei, diese Entwickelung zu fördern. Gerade wie der Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt sehr dazu beitrug, die europäische Christenheit zu entwickeln, so ist dies auch bei dem gegenwärtigen Kampfe zwischen Monarchie und Volkssouveränetät der Fall. Welche ungeheure Kraft hat nicht z. B. das revolutionäre Wesen in Frankreich geäußert, um sich Europa zu unterwerfen, und umgekehrt, welche Fülle von Kraft hat nicht das übrige Europa

gezeigt, um das revolutionäre Frankreich zu bändigen! Von all diesen Dingen hatte die frühere Welt keine Idee. Diese Überwältigung aller anderen Elemente, die in der Welt sind, durch den Geist der abendländischen Christenheit, namentlich durch die germanischen Ideen ist ganz beispiellos.

Eine solche Macht, wie sie England aufgestellt hat, verdoppelt durch die verwandten anglo-amerikanischen Ideen, ist noch nie vorhanden gewesen. Die Engländer beherrschen die ganze Welt mit ihrem Handel; sie haben Ostindien, sie haben China Europa geöffnet; alle diese Reiche unterwerfen sich gleichsam dem europäischen Geiste. Darin liegt eben diese ungeheure Übermacht des konstitutionellen und des republikanischen Prinzipes, weil die Völker, bei denen diese Staatsform herrscht, das meiste in der Welt ausrichten. Sie schreiten immer vor; sie kommen jetzt der Türkei zu Hülfe, aber ihr Zweck ist, sie zu unterwerfen und abhängig zu machen, und das wird auch der Erfolg sein.

Die Ausbreitung des romano-germanischen Geistes ist eine ganz ungeheure, umsomehr, da sie nicht mehr durch die kirchliche Form gefesselt ist. Der romano-germanische Geist geht über die Form der Kirche hinaus und dehnt sich frei und ungebunden als Kultur durch die ganze Welt aus. Eine ungeheure Teilnahme des großen Publikums am geistigen Leben, eine immense Expansion der Kenntnisse, eine lebendige Teilnahme an öffentlichen Dingen charakterisiert unser Zeitalter. Man muß diese Zeit nicht verkennen. Es ist ein Glück, in derselben zu leben, aber schwer ist es für jeden, inmitten dieser beiden einander entgegengesetzten Tendenzen, welche alle Kräfte ergreifen und in jedem Augenblicke uns nahe treten, und inmitten dieser unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens, die sich über die Erde ausbreitet, sich zu bewegen. Da ist kein Beamter, kein Lehrer, kurz niemand, der sich in einer öffentlichen Stellung befindet, bis zu den untersten Sphären hinab, der sich nicht in ein bestimmtes Verhältnis zu jenen beiden Prinzipien setzen müßte.

Darin liegt allerdings etwas für den Geist ungemein anregendes; wer aber darauf ausgeht, bloß darin eine Tendenz der Weltgeschichte zu sehen, daß die Nationalsouveränetät über alles herrschend werde, der weiß nicht, was die Glocke geschlagen hat. Denn mit diesen Bestrebungen haben sich so viele destruktive Tendenzen vereinigt, daß die Kultur und die Christenheit bedroht wären, wenn sie die Oberhand gewinnen würden. Dadurch bekommt also auch die Monarchie wieder eine Wurzel in der Welt, indem sie nötig wird, um die destruktiven Tendenzen auszurotten, welche von den populären Prinzipien, wie von einer großen Flut, mit hereingeschwemmt werden. In dieser Aktion und Reaktion der Geister liegt eine ungeheure Bewegung und zugleich ein großes Lebenselement.

K. M. Ist die Ausprägung der Nationalitäten auch ein Zug unserer Zeit?

R. Allerdings tendiert die Nationalsouveränetät dahin. Frankreich z. B. hat sich als Nation gegen die Fremdherrschaft erhoben; ebenso Rußland und Deutschland gegen die Franzosen. Diese Nationalitäten haben also eine größere Bedeutung gewonnen. Eine ganz andere Frage ist aber die Kon-

stituierung der Nationalitäten als Staaten, welche auch zu den Lieblingsideen unserer Zeit gehört. Deutschland aber hat sich wie ein Mann gegen Frankreich erhoben, ohne als Staat konstituiert gewesen zu sein; also hängen diese beiden Begriffe, Ausprägung der Nationalitäten und Konstituierung derselben zu Staaten, nicht mit Notwendigkeit zusammen. Die Abschließung der Nationalitäten aber gegeneinander ist jetzt nicht mehr durchführbar; sie alle gehören mit zum großen europäischen Konzert.

K. M. Wenn man in seiner Zeit etwas Bedeutendes wirken will, soll und kann, so muß man also seine Zeit verstehen, die Aufgabe derselben sich klar machen und eine gewisse Zeitrichtung ergreifen, um die besondere Aufgabe, die man sich hiernach gestellt hat, zu realisieren?

R. Vor allem muß man die Welt verstehen und dann das Gute wollen. Es ist beim Privatmann dasselbe wie beim Fürsten; nur in der Potenz ist die Aufgabe verschieden. In seiner Zeit stehend, muß er dasjenige thun, was ihm notwendig scheint und was ihm sein Gewissen diktiert. Er darf seine Feinde nicht für gering achten und sich nicht eine Vorstellung von den Dingen machen, wie sie nicht sind. Glaubt er nach seinem besten Wissen und Gewissen mit den Strömungen der Zeit gehen zu können, so soll er es thun; ist er nicht dieser Meinung, so darf er sich ihnen nicht hingeben.

K. M. Was ist die Aufgabe des deutschen Regenten in dieser Zeit?

R. Es wird sehr schwer sein, die vorwaltende Tendenz der jetzigen Zeit ganz zu verwerfen; sie zu ignorieren, ist auch nicht möglich. Das Wahre liegt wohl in der Mitte. Der Fürst muß sein Prinzip der Erblichkeit, der Regierung von oben her, festhalten, so lange er kann, demungeachtet aber alles das thun, was in der Richtung der Zeit liegt, und was auch eine aus der Nationalsouveränetät entsprungene Macht thun würde. Ich glaube nicht, daß man die Kammern abschaffen kann, aber modifizieren muß man sie. Auch das ist die Aufgabe des Regenten, die Nationalität zu entwickeln, was gleichfalls mit der Idee der Zeit zusammenhängt. Die Erfüllung dieser Aufgabe im einzelnen unterliegt freilich großen Schwierigkeiten; jede Frage muß nach ihrem inneren Werte behandelt werden.

K. M. Wie nun das Prinzip der Kirche wieder aufgetaucht ist, und dieselbe ihre Stärke in der demokratischen Richtung der Zeit sucht, so scheint sie wohl die Furcht vor derselben zu benützen, um uns einseitig ihre Tendenz aufzunötigen?

R. In der Demokratie liegt auch ein starkes Element gegen die Kirche; die Demokratie hat doch mit der weltlichen Autorität dasselbe Interesse; sie wird sich nie einer Theokratie unterwerfen wollen.

K. M. Kann man annehmen, daß es jetzt eine größere Menge von ausgezeichnet gesitteten Menschen gebe, als früher?

R. Das läßt sich kaum behaupten. In der Sittlichkeit kann ein Fortschritt nicht angenommen werden, denn die Sittlichkeit ist zu sehr mit der Persönlichkeit verbunden. In der Humanität aber ist ein Fortschritt wahr-

nehmbar, d. h. das Volk betrinkt sich jetzt weniger als früher; es prügelt sich weniger u. s. w. Daß aber in jedem nachfolgenden Jahrhundert eine größere Anzahl von sittlich höher potenzierten Menschen existiere, läßt sich nicht annehmen. Auch glaube ich nicht, daß in diesem Jahrhundert eine größere Anzahl intelligenter Leute sich vorfinde, als in dem vorigen Jahrhundert.

K. M. Was ist wohl von der Nemesis in der Geschichte dann zu halten, wenn nicht bloß die leitenden Persönlichkeiten, sondern das ganze Volk ein Nationalverbrechen begangen hat und sich auf einer unrechten Basis bewegt?

R. Das ganze Volk wird darunter leiden müssen. Frankreich z. B. hat für die Verbrechen der Revolution ungeheuer gelitten. Die Franzosen sind jetzt ärger gefesselt, als je zuvor.

K. M. Ludwig Napoleons Herrschaft beruht auf der Volkssouveränetät; aber wird nicht das Volk eben darin die Berechtigung finden, ihn wieder abzusetzen?

R. Darin liegt die Gefahr, die bei dem stabileren Prinzip der Legitimität weniger zu befürchten ist.

Anhang.

I.

Aufsätze zur eigenen Lebensbeschreibung.

II.

Tagebuchblätter.

Als eine Ergänzung zur Weltgeschichte folgen hier Leopold von Rankes „Aufsätze zur eigenen Lebensbeschreibung“ und die „Tagebuchblätter“, welche zuerst in Band 53 und 54 der Sämtlichen Werke (Leipzig 1891) veröffentlicht worden sind. Leopold von Rankes besonderer Wunsch war es, eine Geschichte des 19. Jahrhunderts zu schreiben. Ist ihm dies auch nicht vergönnt gewesen, so bilden diese Ansätze zu einer Autobiographie wie auch die Tagebuchblätter doch bedeutungsvolle Beiträge zur historischen Beurteilung unseres Jahrhunderts, so daß ihre Aufnahme an dieser Stelle gerechtfertigt erscheinen wird.

I.

Aufsätze zur eigenen Lebensbeschreibung.

1. Diktat vom Oktober 1863.

Vorwort.

Hier in Venedig werde ich ganz besonders an die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens erinnert. Wie viele Freunde und Gönner, die mir bei meinem ersten und zweiten Aufenthalt freundschaftliche Dienste erwiesen, konnte ich jetzt nur an ihren Gräbern besuchen; andere, die mir nahe standen, sehe ich in eisgrauer Gebrechlichkeit wieder, kaum zu erkennen gegen damals. Wie oft hat uns in den letzten Jahren zu Haus die Nachricht von dem Abscheiden bald des einen, bald des anderen Freundes erschreckt, auf dessen längeres Leben wir mit Sicherheit rechneten. Dann aber ist auch das meiste von dem verschwunden, was das Gedächtnis eines jeden über ihn selber aufbewahrt, wie wir soeben bei Jacob Grimm erlebten, von dessen Beziehungen und Motiven ich gleich nach seinem Tode die wichtigsten Momente nicht in Erfahrung bringen konnte, die er selber ohne langes Besinnen mit aller Bestimmtheit mitgeteilt hätte. Entschuldigung genug, wenn ich ein paar freie Stunden dazu anwende, um einen Abriß meines Lebenslaufes, wobei mir mein Sohn Otto die Feder leiht, zu Papier zu bringen.

Jahre der Kindheit.

Schubert hat in seinem Leben den Eindruck geschildert, den ihm der Anblick der Gegend Thüringens, in der ich geboren wurde, bei dem Besuch meines väterlichen Hauses gemacht hat. Es ist ein Thal, das sich der gül-denen Aue anschließt und häufig zu ihr gerechnet wird, zwischen dem Kyff-

häuser und dem Orlas, auf den beiden längeren Seiten von waldbedeckten Anhöhen umgeben, von der Unstrut durchströmt, die sich — denn einst war wohl alles mit Wasser bedeckt — am Fuße des Orlas einen Ausgang gebrochen hat. Seit langen Jahrhunderten aber ist es mit menschlichen Ansiedelungen bedeckt. Die historische Erinnerung reicht — denn das alte thüringische Königreich ist so gut wie vergessen, in die glänzendsten Zeiten der deutschen Geschichte unter dem sächsischen Hause zurück. Einige populäre Erinnerungen, die sich an die Ortsnamen knüpfen, halten Heinrich I. im Gedächtnis. Da ist vor allem das Kloster Memleben, Schöpfung und Sterbestätte der Kaiser, an jenem Durchbruch der Unstrut; die alte Burg Wendelstein, Kloster Roßleben, Kloster Donndorf und die kleine Stadt Wiehe, welche in der Urkunde des 11. Jahrhunderts als eine kaiserliche Feste bezeichnet wird. Hier in Wiehe, in einem von den Vorfahren ererbten Hause, wurde ich am 21. Dezember 1795 geboren. Der Vater gehörte einer Familie an, die wir doch nur bis in die Hälfte des 17. Jahrhunderts genau verfolgen können. Die Vorfahren, die uns bekannt sind, waren alle Geistliche, meist in der Grafschaft Mansfeld.

Unser Stammvater war Israel Ranke, Pfarrer in Bornstedt, einem ansehnlichen Dorf unfern Eisleben, das von Bauern und Bergleuten bewohnt wird, nahe den Ruinen einer Burg der alten Grafen von Mansfeld, von der ein stattlicher Turm erhalten ist. Israel Ranke hatte einen Bruder mit Namen Andreas [1]), welcher Pfarrer im Städtchen Hettstedt war, wo man in der Kirche ein Bild von ihm gefunden hat. Andreas war ein Gelehrter, der auf der Universität Leipzig einige Dissertationen verfaßt hat, die etwas Scholastisches in sich tragen, aber in die Fragen jener Zeit eingreifen. Eine Reliquie von ihm ist eine sehr ausgearbeitete Predigt, gehalten nach einem Brandunglück, von dem die kleine Stadt heimgesucht worden war. Sie ist mit einigen historischen Erläuterungen versehen, die ihr in den Augen der Einwohner noch immer einen gewissen Wert geben; sie hat einige Züge, die von Geist zeugen. Auch von Israel sind einige schriftliche Denkmale übrig, die aber nicht gedruckt worden sind. Er lebte ganz seiner Pfarre, welche er von 1671—1694 verwaltete. Das Kirchenbuch zeigt seine Züge in einer festen Handschrift. In seine Zeit fiel eine pestartige Krankheit, so daß er in die Lage kam, eine große Menge Todesfälle in dem Buche aufzuzeichnen; doch wurde das Pfarrhaus davon wie gar nicht berührt. Er hatte eine zahlreiche Familie, wie denn ein Denkmal in der Kirche einem seiner Kinder gewidmet ist, welches ihm starb. Den Stamm setzte sein Sohn Israel Ranke fort, der in dem benachbarten Wolferode das Pfarramt bekleidet hat. Von ihm ist ein Gebet übrig, worin er Gott um Segen für sein Wirken auch in den

---

1) Ranke hat in sein Notizbuch noch die Thatsache eingetragen, daß sowohl Israel wie Andreas R. in Vierings Clerus Mansfeldicus (von 1742), der Hauptquelle für die obigen Angaben, als aus Wettin gebürtig bezeichnet werden.

freien Künsten bittet, damit er den Menschen könne Nutzen schaffen; Worte von Einfachheit und Tiefe, wie sie nicht besser gedacht werden können.

Dessen Sohn war ein Johann Heinrich Israel Ranke, geboren 1719. Er war erst sechs Jahre alt, als sein Vater starb, der kaum so viel hinterließ, daß seine Witwe leben konnte. Der Knabe wuchs in dem Hause des benachbarten Geistlichen, Dekan in Dederstedt, auf, bis er in die Jahre kam, wo ein Lebensberuf ergriffen werden mußte. Da es an allem Vermögen fehlte, so geriet man auf den Gedanken, den anschlägigen Knaben ein Handwerk lernen zu lassen. Es giebt dort in der Gegend manche Handwerker, welche sich bis nahe zur Kunst erheben; auch damals mag es solche gegeben haben. Der junge Ranke aber wollte nichts davon hören; er wollte werden, was sein Vater und sein Großvater gewesen waren, nämlich Geistlicher. Er entschloß sich kurz und gut, nach Halle zu wandern, um dort Aufnahme in die lateinische Schule des Waisenhauses nachzusuchen. Wir finden seinen Namen in dem Register der Schule 1733. Er wußte es zu erreichen, daß er in Halle und Leipzig studieren konnte, und gelangte zuletzt in die Pfarre des kleinen Dorfes Ritteburg, wo die Unstrut unmittelbar an dem Garten vorüberfließt. Dort hat er mehr als ein Menschenalter gepredigt. Er verheiratete sich mit einem Fräulein Eberhardi in Hechendorf, von welcher das kleine Besitztum der Familie an uns übergegangen ist. Auch er selbst wußte sehr gut Haus zu halten und hatte einige Kapitalien erübrigt. Vielen Kummer machte es ihm, daß er seine Pfarre als Emeritus verlassen mußte. Er that das nur, indem er sein Studierzimmer als sein Eigentum reservierte. Er ist 1799 in Wiehe gestorben, wohin er sich, den Achtzigen nahe, zu seinem Sohn begeben hatte. Er war ein gelehrter Mann und hatte eine Menge Bücher hinterlassen, fast ausschließlich theologischen Inhalts, die mehr noch der ersten als der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehörten. Sie lagen auf unserem Boden zusammengehäuft; Klassiker fanden sich beinahe keine darunter. Er scheint der orthodoxen Schule von Halle angehört zu haben. Der merkwürdigste Überrest von ihm war eine hebräische Bibel und ein Exemplar der Septuaginta mit dem neuen Testament; sie waren mit einer lateinischen Interlinearversion versehen, die der Großvater mit kleiner, aber sehr leserlicher und sauberer Handschrift zwischen die Zeilen geschrieben hatte.

Mein Vater, Gottlob Israel Ranke, war, nicht ganz zur Zufriedenheit des Großvaters, auf der Universität Leipzig von der theologischen zur juridischen Fakultät übergegangen, hatte in einigen kleinen Stellen am Harz gestanden und sich dann als praktischer Jurist in Wiehe niedergelassen, wo ihm von seiner frühverstorbenen Mutter ein Haus und ein kleines Landgut zufiel. Seine Thätigkeit war zwischen Bewirtschaftung dieses Besitzes und juristischen Geschäften geteilt. Er machte keinen Anspruch auf Gelehrsamkeit, war schlicht und einfach in seinen Sitten, von unerschütterlicher gläubiger Religiosität, wie er es denn zuweilen bereute, nicht auch Pfarrer geworden zu

sein; dabei jedoch ein Mann, der in seiner Bildung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehörte, der Aufklärung nicht abhold. Auch uns wies er gern über die Schranken der Schule hinaus auf das Leben an; er forderte uns auf, fremde Sprachen zu lernen, auch die neueren, von denen jedoch ihm selbst keine Kunde beiwohnte. Er ließ die alten Stämme in dem Berge, der unser bestes Erbteil war, ausroden und nutzbare Obstbäume an ihre Stelle setzen, den Garten, den er erwarb, der aber mehr aus ein paar Teichen bestand, ließ er wirklich zu einem Garten umschaffen, die Untiefen verschütten und Bäume pflanzen, die er dann mit eigener Hand pfropfte. Seine vornehmste, unermüdliche Sorgfalt aber war der Familie gewidmet, die ihm allmählich aus einer gesegneten Ehe erwuchs.

Seine Frau, meine Mutter, Tochter des Rittergutsbesitzers Lehmike in Weidenthal bei Querfurt, war ihm in erster voller Jugendblüte zugeführt worden. Sie bildeten ein unschuldiges, in allen körperlichen und geistigen Beziehungen gesundes Menschenpaar. Die Mutter war sinnvoll, geistig angeregt, nicht ohne einen gewissen poetischen Anflug, der dem Vater fremd war, jedoch minder glaubensfest als dieser, sehr gutherzig und überaus fleißig, unermüdlich thätig für die wachsende Familie. Die Besorgung der Küche, die Beköstigung der Tagelöhner, namentlich im Sommer, lag ihr ob. Später ging sie wenig aus. In ihren früheren Jahren hat sie wohl selbst ihren kleinen Erstgeborenen getragen, wenn sie mit dem Vater oder einer Freundin nach dem Berge spazieren ging; so im Frühjahr 1796, das, wie sie erzählte, besonders schön war. Noch lebte der Großvater im Haus, dessen letzte Jahre sie durch Fürsorge und jugendlich schöne Erscheinung erheiterte. Er war der Meinung, daß Gott sie eigentlich für ihn ausgesucht und ihm zugeschickt habe, mehr noch als für den Sohn. Er war mein Taufpate; und es ist fast meine erste dunkle Erinnerung, wie er einst, aus seinem Bette aufstehend, mir an dem nahen Tisch ein kleines Geschenk reichte. Er hat mir seinen Segen gegeben.

Von eigentümlicher Merkwürdigkeit war der Zustand der kleinen kursächsischen Stadt, der wir angehörten. Sie war der Accise wegen vollkommen mit drei Thoren geschlossen, sehr klein, auch auf eine kleine Flur beschränkt. Bei weitem der größte Teil der Flur gehörte den beiden Rittergütern Ober- und Unterhaus an, welche die Freiherren v. Werthern besaßen, eine in diesen Gegenden seit dem 15. Jahrhundert angesessene alte Familie, die damals einige gelehrte Mitglieder zählte. Der Oberhofrichter Friedemann v. Werthern besaß eine große Bibliothek und ist zuweilen von den Professoren von Jena besucht worden. Er hat bei seinem Tode einige gute Stiftungen gemacht. Ich besinne mich noch auf das Geläute der Glocken bei seinem Tode und den Einzug seines Nachfolgers, des Domherrn v. Werthern, der ebenfalls als ein ausgezeichneter Mann betrachtet wurde und als sächsischer Minister in Dresden gestorben ist. Seine Mutter, seine Schwester und sein jüngerer Bruder, der aber nichts als ein bloßer Landjunker wurde, lebten im

Schloß. Wir hatten wenig Verbindung mit ihnen, ausgenommen, daß die jungen Damen bisweilen die Mutter besuchten. Doch sind wir wohl auch zuweilen die alte Wendeltreppe hinaufgestiegen, um die verwitwete gnädige Frau — denn das war ihr Titel — zu begrüßen. Sie genoß die allgemeine Verehrung und machte den Eindruck einer würdigen und vornehmen, dabei jedoch anspruchslosen Persönlichkeit. Das Schloß hatte seine besondere Jurisdiktion, deren Verwaltung ein Amtsschösser führte, welcher jedoch ein geschulter Jurist sein mußte.

Die Stadt bildete, hiervon abgesondert, ihr eigenes Gemeinwesen. Den Kern derselben bildeten einige alte Familien, die von den Ratmannen, welche aus früheren Zeiten erwähnt werden, stammen mochten. Damals trieben sie hauptsächlich Ackerbau, den sie mit kleinem bürgerlichen Gewerbe verbanden. Sie hießen Bremer, Köhler u. s. w. und schieden sich nach der Lage ihrer Häuser; so gab es „Köhler hinter dem Rathause", „Köhler in der Straße", diese uns gegenüber. Sie hatten beide kleine Kramläden; der erste besuchte die Leipziger Messe, natürlich zu Fuß, und holte seinen Bedarf von daher. Besonders machten mir die ältesten Mitglieder dieser Familie vielen Eindruck; namentlich war da der alte Vater „Bremer an der Kirche", welcher den Ruf hatte, in sonst unheilbaren Krankheiten helfen zu können. Mir hat man versichert, daß er mich selber durch eine Art Besprechung einst vom Tode gerettet habe. Die Frau Köhler, von der ich häufig ein Lot Kaffee herüberüberholte, soll eine besondere Zuneigung zu mir gehabt haben. Einst fand man mich in ihren Armen beinahe erdrückt und riß das schreiende Kind mit Mühe von ihr los. Sie war bereits halb wahnsinnig und hat sich die Nacht darauf die Kehle abgeschnitten. Manches Dunkle und Geheimnisvolle hatten überhaupt diese alten Familien; in ihnen lebte neben jenen Erinnerungen an das sächsische Kaiserhaus auch das Andenken der Grafen von Rabenswald, einer Burg, von der sich mitten im Holz auf dem Berge noch Ruinen finden. Da sollte die alte Gräfin umgehen, den Kopf unter dem Arme, einen Schlüsselbund an der Seite; denn sie sei sehr haushälterisch gewesen. Auf diesem dunklen Hintergrund erhob sich jedoch ein sehr heiteres Leben und Treiben in der kleinen Stadt. Ein eigentümliches Gepräge giebt ihr ein munterer Bach, der mitten hindurchläuft, dann, aus dem Schloßteich verstärkt, Mühlen treibt und durch das Rieth nach der Unstrut rinnt. Um den Bach bei seinen Übergängen sammelten sich an Sommermonaten die Menschen; das Vieh, das eine jede Haushaltung hielt, wurde hereingetrieben, die Pferde, die vom Acker kamen, in die Schwemme am Teich geritten. Es gab vier Jahrmärkte — denn das Städtchen bildete zugleich einen Mittelpunkt für die umliegende Landschaft — wo sich fremde Handelsleute und zugleich die Bauern von den Dörfern her einfanden, die Familien aus der Nachbarschaft ihren Besuch machten, um die nötigen Bedürfnisse für die nächste Zeit einzukaufen. Dem Vater waren sie wegen der Ausgaben, die sie veranlaßten, nicht sehr angenehm; desto mehr den Kindern, die etwas neues sahen und einen Festtag hatten.

Zu der Bürgerschaft gehörten der Oberpfarrer, der Diakonus, der Rektor der Schule, der Kantor. Es waren die drei ersten nicht ganz unbedeutende Männer. Der Oberpfarrer Schneider war der Vater des namhaften Philologen Karl Ernst Christoph Schneider, welcher, damals ein junger Mann, sich auf den Schulen hervorthat und, etwa zwölf Jahre älter als ich, mir zum Muster vorgestellt wurde. Von den jüngeren Söhnen desselben, die jedoch nicht so solid waren, hat einer, Wilhelm Schneider, ein Mensch von großem angeborenen Talent, später viel mit mir verkehrt. Es war viel Leben in dem Haus, mehr noch als bei uns. Der Vater Schneider war ein aufgeklärter Prediger jener Zeit, ohne jedoch im mindesten vom Dogma abzuweichen. Großen Einfluß aber auf die Gemeinde oder ihre einzelnen Mitglieder hatte er nicht. Als Diakonus hatten wir lange Zeit den jungen Rosenmüller aus einer bekannten Gelehrtenfamlie aus Leipzig, der auch selbst litterarische Velleitäten hegte, die er aber nicht zur Ausführung brachte. Er hielt die Beziehungen zu Leipzig aufrecht, die überhaupt die vornehmsten aus der Ferne waren; ein Mann von einer gewissen Feinheit im Umgang, den wir viel sahen. Eine andere Klasse bildeteten die Juristen, alles herangezogene Fremde. Sie verwalteten die Patrimonialgerichte in der Nachbarschaft – wie mein Vater Gehofen und Nausitz, später Schönewerda verwaltete — oder widmeten sich auch der Advokatur. Der Advokat schlechthin so genannt, hieß Ockart, wahrscheinlich der beste Kopf in der Stadt, ich will nicht sagen, ob in der Theorie, aber in der Praxis; streng und abstoßend, den Kindern flößte er eher eine gewisse Furcht ein, und wacker durch und durch. Das Gericht in der Stadt wurde von dem Stadtschreiber, einem kleinen verwachsenen Mann, der überdies immer an der Brust litt, verwaltet. Er war der allgemeine Hausfreund, ein guter Ratgeber, gewiegter Jurist. Noch mehrere andere kamen hinzu, die dann mit dem Amtsschösser einen kleinen Kreis von Gelehrten bildeten; sie hatten alle studiert und erzählten gern von ihren Erlebnissen auf den Universitäten. Nicht immer zwischen den Männern, aber zwischen den Frauen war ein vertrauliches Verhältnis, das sich dann weiter auf die Häuser der Ärzte erstreckte, von denen einer ein Eingeborner war und zugleich die Apotheke des Ortes besaß. Er hatte sein Doktordiplom in voller Pracht unter dem kleinen Spiegel der Wohnstube aufgehängt; es war von der Universität Erfurt. Für einen besonderen Arzt galt er nicht. Man hat mir erzählt, daß er mir in einer meiner Krankheiten — denn ich war schwächlich von Natur — eine Arzenei gegeben hat, die immer schlechter wirkte, bis endlich der Vater in der Meinung, ich müsse ja doch sterben, mir die Qual ersparte, sie mir einzugeben. Hierauf sei ich besser geworden; der gute Mann aber habe bei seinem nächsten Besuche den Schrank vertraulich geöffnet und wahrgenommen, daß seine Medizin unberührt geblieben sei; er habe sich hierauf in heftiger Entrüstung entfernt. Es gab auch noch einen zweiten Arzt im Orte, der höher geschätzt wurde und in seine Stelle eintrat. So hatten wir denn in dem kleinen Städtchen

die drei Fakultäten mehr oder minder gut vertreten; immer ein Gewinn für die Einwohner, die sonst ganz in ihrem Ackerbau aufgegangen wären und auf diese Weise mit den allgemeinen Ideen und Interessen in Verbindung gehalten wurden.

Was nun aber das meiste Leben in den Ort brachte, das war das Militär. Es waren ein paar Schwadronen Husaren in Wiehe eingelagert unter einem Oberstlieutenant, vor dessen Thüren oben am Bach, nicht weit von der Oberpfarre, drei Trompeter alle Abend bliesen. Mehrere Offiziere, von denen einer eben in unserem Hause Wohnung nahm, Wachtmeister und Korporale waren uns allen namentlich bekannt. Die Husaren sahen wir mit Vergnügen durch die Straßen sprengen; ihre Übungen, die Pferde, die sie ritten, ihre Anstelligkeit und Vorzüge bildeten den Gegenstand des Tagesgesprächs. Die Offiziere hielten sich am meisten zum Schloß, doch lebten sie auch viel mit den Honoratioren der Stadt, die denn eine Klasse für sich bildeten, zusammen. Ihre Verdienste oder auch der Mangel derselben, ihre Unregelmäßigkeiten, wie wenn sie abends in bürgerlicher Kleidung, ohne Urlaub wegritten, um etwa einem Ball in der Nachbarschaft beizuwohnen, die Vermutungen über ihre Tapferkeit oder Feigheit, zu denen sie Anlaß gaben, der größere oder geringere Aufwand, den sie machten, die Aufschneidereien der jüngeren in den Gesellschaften, ihre Streitigkeiten unter einander: alles das gab Leben und beschäftigte die Menschen. Eigentlich nahe kam uns jedoch in unserer Familie keiner, einen ausgenommen, und das war ein Bürgerlicher: mit dem machte der Vater Freundschaft. Vor den übrigen zog er den Hut tief, tief ab; sonst vermied er ihren Umgang. Die vornehmste Figur unter allen war Thielmann, der später so namhaft geworden ist; damals das Ideal eines militärischen Mannes, von Energie und Willenskraft; er machte sich gewaltig geltend. Später hat in unserem Hause der ältere Sohn Schillers gewohnt; doch war es lange, nachdem ich es verlassen hatte. Aus der früheren Zeit erinnere ich mich nur, daß einer der Offiziere — ich denke, es war ein Planitz — mir das Bild Schillers, das er unter seinem Spiegel hatte, zeigte, mit der Bemerkung, daß dieser treffliche Mann vor kurzem gestorben sei; es muß im Jahre 1805 gewesen sein. Die Gedichte Schillers aber kannten wir nicht etwa, sie sind erst durch den Sohn importiert worden.

Überhaupt beschränkten sich die litterarischen Beschäftigungen für die Älteren auf einige juridische Handbücher, zuweilen auch ein geographisches, wie mir denn Engelhardts sächsische Geographie als ein neues Buch erinnerlich ist, für die Jüngeren auf Bibel, Gesangbuch und einige Schulbücher, z. B. Gedikes Lateinisches Lesebuch. Denn bei dem Rektor lernten wir Lateinisch, wenn wir wollten. Der Mann hieß Seyffert. Ich werde ihn nie vergessen. Er hatte eine volle Klasse von wilden Buben zu regieren, was denn nicht gut ohne den Stock abging. Doch hielt er sie so in Zucht, daß ich ihn noch in späten Jahren von denen, welche er damals hart behandelte, höchlichst habe rühmen hören. Wir saßen auf dem Chor der Kirche

nach den Klassen auf den beiden Seiten langhin vor ihm; er hatte seinen Sitz vor dem Chor, wo er uns alle übersah. Er sah es gerne, wenn man etwas nicht verstand und ihn dann noch während des Gesanges danach fragte; wie ich ihn denn einmal wegen des Wortes Polizei, das in irgend einem Liede vorkommt und mir ganz neu war, behelligt habe. Dann erschien er Montag morgens in der Klasse; seine reinen, glänzend gewichsten Stiefel machten unter der schmutzigen Brut einen gewissen Eindruck. Sie gehörten dazu. Mit großer Inbrunst erhob er seine Stimme zum Gebet. Er war durch und durch gläubig; zuweilen ließ er sogar hindurchblicken, daß er mit der einen oder der anderen Auffassung des Herrn Oberpfarrers nicht übereinstimmte, und tadelte mich, daß ich bei dem Examen den Einwendungen, die er gegen mein Aufsagen vorbrachte, zu geschwind nachgegeben hätte. Die Kinder der Honoratioren nahm er an seinen Tisch in der Schule, was nicht immer von Vorteil war, denn er schonte sie nicht im mindesten. Die übrigen nannte er „Du", die hübscheren Kinder hatten den Vorzug, von ihm mit „Er" angeredet zu werden, allein das hinderte nicht, auch denen bei Gelegenheit einen tüchtigen Stoß zu geben, wenngleich er sie mit Schlägen verschonte. Er besuchte uns abends häufig und versäumte nicht, wenn er etwas, was ihm mißfiel, bemerkt hatte, was im Hause durchging, uns dies nachträglich vorzuhalten. Ich bin viel mit ihm spazieren gegangen. An den abschüssigen Stellen warnte er mich wohl, obgleich zu spät, mit strengem „Er!". Man konnte ihn nicht eigentlich lieben, man hatte mehr Furcht vor ihm; aber diese war mit Ehrfurcht gemischt, und wenn er auch bisweilen das Ehrgefühl verletzte, so versöhnte er doch wieder, und man blieb ihm anhänglich. Was er etwa versäumte, das holte des Abends der Vater nach, der einst bei dem seinen die Elemente des Lateins auf das gründlichste gelernt hatte, so daß er sie noch vollkommen besaß. Namentlich im Winter gab er uns am Abend einigen Unterricht, und wir mußten ihm unsere Bücher vorweisen. Bei mir war nicht viel Zwang nötig. Ich that eher zu viel, als zu wenig. Ich zog mich nicht von den Spielen zurück, war gern in Garten und Feld, erkletterte so gut wie ein anderer die Bäume, um Kirschen und Pflaumen zu pflücken, war aber doch gern allein. In der Gasse neben dem Haus lagen Bauhölzer; auf denen bin ich oft stundenlang auf- und abgegangen. Alles das, was ich gelesen hatte, arbeitete dann in meinem Gehirn. Ich brütete über Gott und Welt. Geschrieben wurde nichts, kein Mensch fragte mich, was ich dachte; ich selbst vergaß es wieder.

So war die erste Epoche meines Lebens vor Ausbruch des Krieges von 1806. Die Offiziere, die wir beherbergt, die stracken Husaren, deren Reiten wir sonst bewundert, sammelten sich zu ihren Standarten und Fahnen. Ein preußisches Regiment zu Pferd zog vor der Stadt vorüber; alles strömte hinaus, um es zu sehen. Bald darauf aber hörten wir den Donner der Kanonen von der Auerstädter Schlacht. Wir Knaben liefen auf den Berg und machten Gruben in den Boden, um desto besser zu hören. Gleich darauf

berührte der Rückzug auch unser Städtchen. Ich sehe sie noch vor mir, die lange Reihe von Wagen, die zum Hofe gehören mochten, wie sie in unserer Straße hielten. Einige Truppen folgten; der Vater, der bei der Einquartierungsliste übergangen war, holte selbst eine Anzahl Gemeiner heran, die sich um den runden Tisch der Stube setzten, wo ihnen die Mutter ein Abendessen bereiten ließ. Kaum waren sie weg, so erschienen französische Chasseurs, Versprengte, welche Brandschatzung forderten. Der einzige Mann im Ort, welcher ein wenig Französisch wußte, der Schwiegersohn des Oberpfarrers, der eine Leihbibliothek eingerichtet hatte, begab sich zu ihnen hinaus. Man beschwerte sich hernach, daß er sich zu mehr verstanden habe, als nötig gewesen wäre. Dann erschienen die stattlichen Männer in fremdartiger Tracht, die der Jugend gewaltig imponierten. Der gute Rektor mußte anfangen, aus seinem Dolmetscher Französisch zu lehren, das er selbst nicht verstand.

Aufenthalt auf zwei Klosterschulen.

Bei der Reformation der Kirche im 16. Jahrhundert ist ein großer Teil der in dem Thal befindlichen Klostergüter in Privatbesitz übergegangen, andere sind zur Errichtung und Erhaltung von Erziehungsinstituten verwendet worden. Viele Grundstücke, auch die vornehmsten von denen, die wir selbst besaßen, zinsten nach Pforte, wohin freilich ein weiter Weg über den Orlas hinüberführte, und von dem wir bloß durch Hörensagen wußten. Alle Tage dagegen sahen wir Roßleben jenseit des Riethes über der Unstrut vor uns liegen. Es war vor kurzem vollkommen umgebaut worden und nahm sich aus, wie ein schönes Schloß. Da hat uns zuweilen der Weg nach Querfurt vorbeigeführt, wenn wir das großelterliche Gut besuchten. Jenseit dem Holz waren wir dann immer ausgestiegen, um den Weg zu Fuß zu machen; der Vater liebte, das Thal auch von dieser Seite zu betrachten. Bekanntschaft hatten wir in Roßleben nicht; der Vater schien es nicht zu lieben. Sein Augenmerk war für seine Kinder nach Pforte gerichtet, weil er in seiner Jugend mit manchem Zögling dieses Klosters Bekanntschaft gemacht hatte, der in den alten Sprachen eine vollkommene Festigkeit besaß. Diesen größeren Klosterschulen zur Seite gab es aber noch eine dritte in unmittelbarster Nähe, eine Stunde Weges von Wiehe, die für jüngere Knaben zur Vorbereitung für die beiden anderen bestimmt war: Kloster Donndorf, unmittelbar am Gehölze auf einer Höhe, welche das ganze Thal überschaut. Dahin gingen zunächst unsere Wünsche. Doch hatte es bei den nicht immer ganz guten Beziehungen zwischen den Honoratioren der Stadt und dem Schloß, von welchem die Besetzung der Freistellen abhing, einige Schwierigkeit, eine solche zu erlangen, wie doch der Vater wünschte. Ich erfuhr zufällig selbst dort am Bach von einer durch den Abgang eines Bürgersohnes entstandenen Vakanz, und dem Vater gelang es, indem er die Gelegenheit unmittelbar ergriff, die Stelle für mich zu erhalten.

Kurz darauf — es war im Frühjahr 1807 — wanderten wir denn, Vater und Sohn, während die kleinen Habseligkeiten des Knaben auf einem anderen Wege herbeigeführt wurden, über das grünende Feld dem Kloster zu. Wir traten ein durch die alte kleine Pforte, durch die einst die Nonnen — denn es war ein Frauenkloster gewesen — nach dem Brunnen tief unten im Thale geschritten waren, und fanden daselbst freundliche Aufnahme. Der Rektor prüfte mich ein wenig; ich war sehr empört, als er mir bei der Gelegenheit einiges Zuckerwerk präsentierte; wohl nur nach alter Sitte, denn sonst war das seine Art gar nicht. Nach bestandenem Examen lief ich unter die Schüler, die auf dem Schulplatz Ball schlugen. Hier verließ mich der Vater nach ein paar Stunden Aufenthalt. Ich bin dann nie wieder außer den Ferienzeiten in das väterliche Haus zurückgekommen, das ich jedoch dort mit scharfen, jungen Augen von einem Schulfenster unterscheiden konnte.

Wir waren etwa unser dreißig Schüler von 11—14 Jahren, in zwei Klassen verteilt, von denen der Rektor die obere, der Kollaborator die andere unterrichtete. Wir wohnten in größeren oder kleineren, immer geräumigen Zellen; ich bekam meinen Platz in der größten und entferntesten von allen, unmittelbar am Schulgarten. Wie hörten sich die Gewitter droben so prächtig an; nie war ich noch so aufmerksam darauf gewesen; wir zählten die Sekunden zwischen Blitz und Donner. Die Schule hatte ihren Reiz darin, daß sie zugleich Landaufenthalt war. Der Rektor, des Namens Krafft, mochte vierundvierzig Jahre zählen. Uns erschien er schon sehr alt und zwar um so mehr, da er mit der Hand zitterte, wenn er ein Buch oder Papier darin hielt. Er gehörte der rationalistischen, jedoch praktisch-gläubigen Richtung in der Kirche an; denn er war Theolog, war aber ganz geeignet für seinen Platz: wohlwollend, aber doch noch mehr streng, keineswegs sehr eingenommen für die jungen Edelleute, welche man ihm schickte; er wies sie immer sehr ernst in ihre Schranken; überhaupt war er für persönliche Gunst unzugänglich. Aber sein Ernst erlaubte ihm doch, uns zuweilen in schönen Tagen in seiner Gartenlaube die lateinischen Exercitien zu korrigieren. Da in dem Kloster nur alle vierzehn Tage gepredigt wurde, so hielt er einen Sonntag um den andern die Gottesverehrung selbst. Im Sommer versammelte er uns unter ein paar großen Nußbäumen im Garten; ich denke, es waren Salzmannsche Predigten, die er dann vorlas. Sie machten auf uns einen viel tieferen Eindruck, als wenn dann am anderen Sonntag der Pfarrer aus Dorf Donndorf heraufkam und seine Predigt mit donnernder Stimme abhielt. Wir saßen dann hinter der Kanzel, die Emporkirche erzitterte unaufhörlich. Ein noch eindringenderes Gepräge aber trugen die abendlichen Gebete, welche der Rektor an den Sommerabenden, wenn wir vom Spaziergang nach Haus kamen, im Holz auf einem dazu eingerichteten Platz oder auch einem anderen, der sich gerade darbot, mit uns hielt. Wir stellten uns dann um ihn her; er sprach ein Abendlied versweise und intonierte den Gesang desselben, dem wir dann mit hellen Stimmen folgten. In dem Waldesdunkel unter den

glänzenden Sternen, nach ihnen emporschauend, werden wir gehört worden sein, oder wenn nicht, so gingen wir doch mit erhobenem Gefühl von dannen.

Der Kollaborator war noch ein junger Mann, der sich zu seinem theologischen Examen präparierte und zu diesem Zwecke zuweilen auch mit einigen Schülern die Evangelien in der Ursprache las; denn hier hatten wir Griechisch angefangen. Er führte uns weite, weite Spaziergänge. Wir besuchten einmal die Sachsenburg an der Unstrut, wo wir dann die Nacht bei einem unserer Verwandten in Gorsleben zubrachten, die ganze Jugend auf der Streu. Den anderen Morgen wurden die Berge erstiegen und die Überreste der Burg gründlich besichtigt. Ein andermal besuchten wir im Dickicht des Waldes die freilich nur unbedeutenden Reste von Rabenswald, oder einen und den anderen Schwedenhügel. Noch habe ich das Gefühl von den sonnigen zugleich und schattigen Sommertagen, bei den Teichen von Kleinrode, wohin unsere Spaziergänge meistenteils führten, von alle dem Leben in Luft und Wasser, das sich da regte. Wir genossen die Natur, aber wir studierten sie nicht. Der Rektor besaß einige Kunde, war aber nicht mitteilsam; der Kollaborator war ein Kandidat, der davon wenig wußte. Dagegen war ihm eine schöne Gabe der Erzählung eigen; er hatte historischen Sinn und es war ein Fest für uns, wenn nach den schwereren Lehrstunden an den beiden großen Tafeln die Bänke auseinander gerückt wurden und der junge Lehrer zu erzählen oder auch vorzulesen anfing, was in alten Zeiten geschehen war Besonders war es sächsische und thüringische Geschichte, die dann durch die nahen historischen Plätze einen besonderen Reiz für die Jugend bekam.

Das Altertum wurde uns nur etwa durch Beckers Erzählungen aus der alten Welt bekannt. Da bekamen wir zuerst einen Vorgeschmack der Homerischen Gedichte. Wir scharten uns dann sehr bald in Trojaner und Griechen und teilten die Rollen der Helden unter uns aus. Unser Achill war der Sohn des Rektors von Roßleben, Wilhelm, der etwas älter als die meisten anderen war, derselbe, der sich später durch geographische Studien über das alte Germanien, namentlich auch über unsere Gegenden, einen Namen gemacht hat; leider ist er sehr früh gestorben. Nicht wenig Eindruck machten auf uns die Rittergeschichten, die wir zu lesen bekamen, namentlich wenn sie in die thüringische Geschichte einschlugen, so daß sie die Burgen, die wir besuchten, und die umliegenden Gegenden belebten. Zum erstenmal bekamen wir auch ein Schillersches Werk zu hören, uud zwar das Lager. Die Exemplare waren bei der Beschränktheit der Mittel nicht eben häufig; unser Wilhelm hatte aus Roßleben eins mitgebracht und las einmal daraus vor. Ich selbst konnte es nicht in die Hände bekommen, doch blieb mir der Eindruck der Darstellung des unmittelbaren Lebens in der Poesie immer gegenwärtig. Dazwischen lasen auch wir die Napoleonischen Bulletins in der Leipziger Zeitung, welche gehalten wurde. Sie erfüllten zugleich die Phantasie und führten in die Tagesgeschichte, welche nie großartiger war, uns aber in unserem sächsischen Kloster doch nur eben als Weltbegebenheit berührte. Aus den verschiedensten

Zeiten drangen so lebendige Momente in das junge Gemüt, das Vornehmste blieben aber immer die Erinnerungen aus der alten Welt. Zuweilen besuchte mich mein einige Jahre jüngerer Bruder Heinrich, einer der lieblichsten Knaben, welche man sehen konnte, schön und verschämt. Wir gingen dann wohl mit einander nach Wiehe, und auf den Stegen durch das Korn schreitend, dessen Ähren uns beide überragten, erzählte ich ihm von den Heroen der Vorzeit; er lauschte mir mit größtem Interesse und Vergnügen. Die eigentlichen Studien hielten sich innerhalb der Elemente des Wissens, doch fingen sie schon an, einiges Vergnügen zu gewähren, namentlich poetische Stellen, die dann und wann einmal vorkamen. Doch erschien Theologie noch immer als die größte aller Wissenschaften, wie denn bei unseren Lehrern der Oberhofprediger Reinhard in Dresden als der größte Mann in der gelehrten Welt und als ein höchst nachahmenswertes Muster glücklichen Emporstrebens betrachtet wurde.

Mein Aufenthalt auf der Schule war durch mannigfaltige Krankheiten, namentlich ein lang anhaltendes kaltes Fieber, welches in der Gegend und in der Schule grassierte, ungedeihlich geworden; ich sah erbärmlich aus. Oft hat mein Vater, wenn ich ihm davon sprach, daß ich bald nach Pforte zu kommen gedenke, gemeint, er werde mich wohl dahinaus bringen, aber auf den Gottesacker, der am Wege lag, nicht weiter. Gott fügte es aber anders; ich genas, und im Mai 1809, nachdem sich auch in Pforte unerwartet eine Stelle gefunden hatte, machten wir uns in der That dahin auf. Jetzt wurde der Orlas, der bisher den Gesichtskreis beschränkt hatte, wirklich überschritten, die tiefe Thalschlucht von Bibra hinunter zurückgelegt und die andere Höhe von uns zu Fuß neben dem Wagen erstiegen. Nach ein paar Stunden erreichten wir die Höhen über Kösen, nicht auf der Landstraße, sondern zur Linken derselben. Da that sich nun das Thal von Naumburg auf, dessen Dom wir noch eine Stunde weit hinter der Schule erblickten. Der Vater blieb bei dem Anblick stehen, um ihn zu genießen; ich ging voller Erwartungen der nächsten Zukunft hinter dem Wagen her, die Höhen abwärts voran.

Schulpforte ist die namhafteste von allen den Schulen, die in alten Klöstern errichtet worden sind. Es ist rings vollkommen von einer hohen Mauer umschlossen, abgesondert von allen anderen Ortschaften, eine kleine Welt, und zwar eine Schulwelt für sich. Wir hatten einen Freund an dem ersten Geistlichen, John, der früher Diakonus in Wiehe gewesen und durch die Empfehlung Thielmanns befördert worden war. Ein kleiner, wohlhäbiger Mann, der ebenfalls der rationalistischen Richtung der Zeiten, in denen sie mit dem positiven Glauben noch nicht gebrochen hatte, angehörte; voll unendlichen Wohlwollens, nicht ohne Wissen, obwohl ohne eigentliche Wissenschaft. Er nahm uns auf das freundlichste auf. Den anderen Tag bestand ich das Receptionsexamen. Nach demselben bei Tisch bemerkte John als etwas Auffallendes, daß der kleine Bürgerliche den Vorzug vor einem großen Edelmannssohn davongetragen, der zugleich mitgeprüft worden war, aber sich sehr unwissend gezeigt hatte. Mir war es auffallend, daß man das bemerken

konnte; denn es war ja nach meinen Begriffen von Donndorf her ganz in der Ordnung. Was sollte der Standesunterschied bei einer Prüfung?

Die ersten Zeiten in Pforte waren angenehm in Bezug auf die Knaben von gleichem Alter, die mir nahe standen und unter denen ich bald Freunde fand; sehr unangenehm in Bezug auf die älteren, welche einen Vorrang besaßen und sogar kleine Dienste forderten, die an den alten Pennalismus erinnerten. Erträglich wurde es bloß dadurch, daß ein jeder nach einiger Zeit selbst in die mittleren und höheren Klassen zu kommen hoffte. Es waren mehr als anderthalb Hundert junge Leute zusammen, ohne allen weiteren Unterschied, als den der Jahre und der Klassen. Eine Anzahl gab es, welche bei den Lehrern als Kostgänger lebten; sie wurden aber schon als Fremdlinge betrachtet. Der Charakter eines Portensers bestand darin, Alumnus zu sein. Das Eigentümliche war, daß dieser Cötus der Alumnen sich als eine Genossenschaft, als die eigentliche Korporation der Schule betrachtete, über welche die Lehrer die Aufsicht führten, ohne daß man gerade zu unbedingtem Gehorsam gegen sie verpflichtet sei. Die Lehrer bestanden aus zwei Klassen, den ordentlichen, welche den Titel „Professoren“ vor kurzem erhalten hatten, aber noch immer die alten Schultitel führten: Inspektor, Konrektor, Kantor u. s. w., und den Kollaboratoren, welche auch noch nicht lange Zeit in Wirksamkeit waren und die unmittelbare Aufsicht führten. Sie wohnten je einer zwischen zwei Stuben, in denen man arbeitete, um dies um so besser ausführen zu können. Natürlich waren sie verhaßt; man sah ihnen alle ihre kleinen Lächerlichkeiten ab; selbst eigentliche Achtung genossen sie nicht, wenn sie sich nicht ganz besonders gelehrt erwiesen. Die Schule war fortwährend im Zustande geheimer Rebellion gegen diese jungen Zuchtmeister, denn Anfänger waren sie alle. Die ordentlichen Lehrer standen einen Schritt entfernter. Sie waren Männer in Jahren, von ausgeprägter Individualität, in guten Umständen, mit Familie. Ihnen zu gehorchen war man nicht sehr geneigt, doch geschah es.

Als die Gelehrtesten galten der Rektor und der Mathematikus Schmidt; der letztere, ein Mann von kleinster Statur, der Älteste von allen, durch eifrige Religiosität in dem alten Sinne etwa meines Großvaters, mannigfaltige Kenntnisse, auch der Natur, und eine gewisse Gabe der Poesie ausgezeichnet. Er hatte vor dem dreißigsten Jahre keine Stelle annehmen wollen, weil unser Herr und Heiland auch erst im dreißigsten Jahre zu lehren angefangen. Er fühlte einen frommen Abscheu gegen alle Einmischung heidnischen Wesens in die allgemeinen Anschauungen; er erklärte Jupiter für einen weiland König von Kreta. Man sagt ihm nach, er habe sich aus seinem Exemplar von Schillers Gedichten den Bogen, auf welchem „Die Götter Griechenlands“ stehen, herausbinden lassen. Sein Dichter war Klopstock, dessen versteckte Heterodoxien er entweder nicht bemerkte, oder sich gefallen ließ. Er hatte von der Messiade ein kostbares Exemplar mit Kupferstichen, die er zuweilen, etwa nach Tisch, wenn man das Glück hatte, von ihm eingeladen zu

werden, vorzeigte. Sein Hauswesen war auf das beste, sauberste, anständigste eingerichtet. Die Frau und die bereits ältere Tochter teilten seine Gesinnungen. Ein Sohn hatte schon die Stufe der Kollaboratur überstanden und ein besseres Schulamt anderswo erhalten. Er zeigte sich, wenn er erschien, als das Abbild seines Vaters; es ist jener Schmidt, der viel über Missionen geschrieben hat, doch fehlt ihm der Genius des Alten. Von dem Mathematikus stammte das Berglied, das alle Jahre an dem Bergtage gesungen wurde, an welchem die Schüler in einer Art von Prozession die waldumkleidete Anhöhe, an deren Fuße Pforte liegt, erstiegen. Es ist ganz eigens zu diesem Zwecke angethan, voll von Würde und jugendlicher Freudigkeit. In früheren Jahren hatte er gar manche andere kleinere Gedichte, voll Geist und Anmut, jedoch nur für die Alumnen und die Schule verfaßt. Denn in der Schule gingen alle seine Gedanken auf, so wie eigentlich auch die der übrigen Lehrer. Der Mathematikus war voll von heiligem Eifer gegen jede Übertretung; er sagte wohl, wer sich einer solchen schuldig mache, stehe schon mit einem Fuß in der Hölle. Seine mathematischen Lehrstunden waren gründlich, ohne doch eigentlich recht anzuregen. Er gab zur Ergänzung auch noch Privatstunde, etwa für fünf Schüler, die sich dann um seinen runden, aus zwei Hälften zusammengesetzten Tisch versammelten, von dem er zu erzählen liebte, wer alles schon von namhaften Menschen daran gesessen habe. Es war ein enges Stübchen, ringsum mit Büchern bis hoch hinauf besetzt, die er dann, wenn von einem oder dem anderen die Rede war, die Leiter ersteigend herunterholte. Den Titel las er dann vom ersten Wort bis zum Verleger herunter wörtlich ab. Außer dieser hatte er sich noch eine freiwillige Lehrstunde, die er die moralische nannte, vorbehalten, mit der er die Woche zu eröffnen pflegte. Er kam in einer frischen Perücke, sein Bibelbuch vor sich hertragend, feierlichen Angesichts in das nahe Auditorium. Die Stunde war durch historische Beispiele, die er einflocht, der Jugend interessant. Das Eigentümlichste mochte sein, daß er an den Feldzügen Napoleons den größten Anteil nahm und ihn als einen Helden der Menschheit verehrte. Man sagte, er erwarte von ihm die Zurückführung der Israeliten in das gelobte Land. Bis zum Brand von Moskau war er immer sehr wohl unterrichtet, dann nicht mehr. Er hat später, als er in den Ruhestand trat, seine Wohnung über dem Kreuzgange verlassen und eine andere, noch engere bezogen. Aber er war sehr zufrieden damit, denn in der neuen könne er doch die Sonne aufgehen sehen; ein Anblick, dessen er bisher entbehrt habe, und den ihm Gott aus besonderer Gnade in seinem Alter alle Tage gewähre.

Der Rektor der Schule, Carl David Ilgen, eine lange Gestalt von tiefem Ernst, genoß den Ruf tiefer Gelehrsamkeit in den alten Sprachen, namentlich in der hebräischen. Er war der Sohn eines thüringischen Landschulmeisters, der damals noch bei ihm wohnte, und hatte dann als Professor in Jena sich einen gewissen Namen in der Litteratur über das alte Testament gemacht. In der Schule gereichte es ihm zur Vermehrung seines Ansehens, daß er der

Lehrer Gottfried Hermanns gewesen war, des Philologen, der hier als der vornehmste aller Gelehrten betrachtet wurde. Ilgen interpretierte den Horatius, ohne gerade sehr viel auf den Dichter selbst einzugehen. Er beschäftigte sich meistens mit den Altertümern, die er ausführlich erläuterte, und brachte dann Emendationen an, die uns freilich nicht immer recht munden wollten: einmal brachte er usquequaque in eine Ode; aber er wußte immer die Aufmerksamkeit zu erhalten. Er führte alle Schwierigkeiten der Interpretation ausführlich auf und wußte sie dann so zu lösen, daß wir uns alle befriedigt fühlten. Wir müssen ihm noch alle danken, daß er uns mit Exercitien nicht viel plagte; aber er korrigierte sie gründlich und zeigte bei jedem Wort, daß er ein Kenner war. Seine vornehmste Aktion für die Schulübungen bestand in einem Diktat, das er bei dem Examen, welches zweimal des Jahres eine ganze Woche mit Arbeiten erfüllte, niederschreiben ließ, um es dann in lateinischen Versen zu bearbeiten. Dies war die Hauptaufgabe, die sich wohl noch an die Melanchthonischen Zeiten anschloß. So seltsam diese Art von Übungen aussieht, ich möchte sie nicht verurteilen. Der jugendliche Geist brauchte sich nicht zu quälen, um eigene Gedanken, die doch noch unreif sein mußten, in eine andere Form zu kleiden. Man hatte einen gegebenen Stoff, an welchem man nur eben seine Bekanntschaft mit der alten Sprache übte, und zwar in einer freieren Bewegung und mit kleinen Erhebungen über den Boden des Gegebenen, die der Bildungsstufe entsprachen. Das Metrum erschien als eine andere Art von Grammatik; man mußte sie beide beherrschen. Der Rektor wußte Stoffe zu wählen, welche das Interesse fesselten, meistens aus der sächsisch-thüringischen Geschichte, wo wir denn lernten, daß das nahe Zscheiplitz von supplicium herkäme und seinen Ursprung an Ludwig den Springer anknüpfte. Wir erschraken einmal, als er unter der lautlosen Stille, mit welcher die Bezeichnung des Themas erwartet wurde, mit seiner donnerähnlichen Stimme aussprach: De lexicographis. Aber es war ihm vortrefflich gelungen; er flößte für die saure und schwere Arbeit der Lexikographen und ihre berühmten Namen lebhaftes Interesse ein. Alles geschah mit gebieterischer Würde. Ilgen war der König oder vielmehr — denn er bezog sich gern auf die Befehle seiner hohen Oberen, die er jedoch meist selbst hervorrief — der absolute Statthalter in diesem kleinen Reich. An Schwächen fehlte es weder bei ihm selbst, noch in seinem Hauswesen; das verschwand aber alles vor der unbedingten Autorität, die er genoß. Er erschien wie das objektive Gesetz, seine Wissenschaft als die objektive, zu lernende Wissenschaft. Er zog die jungen Leute nicht an sich heran; er fuhr auf und war schrecklich in seinem Ingrimm. Wenn ein Vergehen einer großen Anzahl vorgekommen war, rief er den Cötus zusammen, um seine Entrüstung kundzugeben. Dann brach sein Unwille los, man sah ihn schäumen vor Zorn; ohne Wirkung war das jedoch nicht trotz seiner Übertreibungen, obwohl es nicht ganz die hatte, welche er erwartete.

Eine ganz andere Natur war der Tertius Lange, der später Ilgens

Nachfolger geworden ist. Dieser beschäftigte sich mit den Einzelnen; er sammelte sie in kleinen Kreisen um sich, ließ sie arbeiten und suchte einen jeden seiner Natur gemäß zu fördern. Seine gewöhnlichen Lehrstunden waren weder sehr anziehend, noch sehr unterrichtend. Er lehrte Homerische Grammatik durch Tabellen. Sein lateinischer Ausdruck erschien dem Ilgenschen nicht ebenbürtig. Aber er hatte eine Specialität, durch welche er die Aufmerksamkeit im höchsten Grade fesselte, das war die Archäologie; mit den Überresten der alten Kunst, den Ausgrabungen und den Sammlungen der Antiken war er gut bekannt. Er schilderte die alten Tempel, die Säulenordnungen und die plastischen Kunstwerke eingehend und anschaulich. Man hat ihm später diese Lektion als über die Schule hinausgehend gestrichen; sie war aber das Beste, was er seiner Individualität nach geben konnte und gab. Er hatte Sinn für das Schöne, wie in der Kunst so auch im Leben, und besaß eine sehr ausgebreitete Kenntnis der Litteratur. Seine Vorträge über die alte Litteratur waren ebenfalls für das Bedürfnis der Schule zu ausführlich, aber um so belehrender, je mehr er in die einzelnen Schriften einging. Seine Erklärung dieser oder jener Schrift Ciceros ließ uns kalt; seine litterarischen Erörterungen über den Redner und dessen Werke gewannen unsere lebhafte Teilnahme.

In dem Laufe der fünf Jahre, die ich auf der Schule zubrachte, waren meine Studien vornehmlich auf die Lektüre der klassischen Autoren gerichtet, namentlich der Dichter. Von Ovid, der fast zu viel Modernes hat, um den jugendlichen Geist zu fesseln, gingen wir über zu Virgil, den wir nicht allein lasen, sondern auswendig lernten. Es gab Einen und den Anderen unter uns, welche die Äneide von Anfang bis zu Ende hätten hersagen können, wenigstens rühmten sie sich dessen, und wo man sie fragte, konnten sie fortfahren. Indessen war Homer endlich im Griechischen angefangen worden. Ich glaube, ich habe beide Gedichte, Iliade und Odyssee, dreimal durchgelesen; was während des Aufenthalts in Donndorf doch immer mit einer etwas fremden Färbung gefaßt worden war, ging nun in seiner uralten eigensten Gestalt und Farbe an dem Auge vorüber. Sehr wahr, daß dabei nicht alles auf das genaueste erforscht wurde. Aber der Gesichtskreis der ältesten Welt umfing uns; mit unserer ganzen Seele lebten wir darin. Die Zeit des Abendgottesdienstes, wo ich, wie ich bekennen muß, den kalten und matten Vorträgen wenig folgte, verwandte ich vielmehr dazu, die Bibel so viel als möglich ganz durchzulesen. Es waren die Evangelien bei weitem mehr als die Episteln, die Psalmen mehr als die prophetischen Bücher, hauptsächlich aber waren es die historischen Bücher des Alten Testamentes, die ich immer von neuem las. Es war ein vollkommen abweichender, aber doch naheliegender Horizont, wie der der Homerischen Gedichte. Es ist der Hintergrund oder vielmehr die Grundlage aller Bildung, aller Anschauungen der späteren Welt. Die junge Seele gleitet leicht über das Anstößige und Unverständliche weg; aber sie wird von dem Geheimnisvollen, was etwas ganz anderes und wenig-

stens die Ahnung des Verständnisses in sich schließt, dem Großartigen und der Macht der Erscheinung, dem starken, unmittelbaren Ausdruck derselben, in ihrer Tiefe ergriffen: sie atmet die Luft des Unvergänglichen ein. Die archaistische Farbe der Luther'schen Übersetzung erhebt noch besonders über das Gespräch des Tages und die Schriften gewöhnlicher Art in eine andere Sphäre.

Auf dieser Stufe der Bildung mußte dann Klopstock unter den Modernen, die wir errreichen konnten, unser vornehmster Poet werden. Er war in derselben Schule erzogen; einen nahen Brunnen am Steig, der durch den Wald führte, nannte man mit seinem Namen. Die Versuche, das klassische Metrum in der deutschen Nation einheimisch zu machen, wie auch wir das wohl versuchten, brachten ihn uns besonders nahe. An den langen Reden seiner Engel und Satane und der ersten Menschen konnten wir freilich immer keinen besonderen Anteil nehmen; sie waren dem Klassischen gegenüber bei weitem nicht prägnant genug. Was ihm persönlich ist in seinen Empfindungen, ist überhaupt das Schwächste; aber im ganzen liegt die große christliche Dichtung, an der so viele Jahrhunderte mitgearbeitet haben, zunächst in der protestantischen Auffassung, wie sie bei Milton erscheint, zu Grunde, fast mehr als Klopstock selbst sich dessen bewußt sein mochte. In dieser Dichtung liegt eine unendliche Macht, die ihr gleichsam eingeboren ist; sie ist eine Fortbildung des poetischen Elementes, das über den Apokryphen und zum Teil dem Neuen Testamente schwebt; sie wird nie ihre Wirkung verfehlen. Klopstock hat sich noch eines anderen Stoffes, der ersten Anfänge der deutschen Geschichte, zu bemächtigen gewußt oder doch gesucht; für sich selbst, d. h. in der Form mit noch geringerem Succeß, als in der Messiade. Dennoch welch ein Fortschritt gegen die Rittergeschichten, mit denen wir uns früher beschäftigten! Es ist ein Gefühl von Größe und Nationalität und wilder Natur darin, welchem Wahrheit zukommt. Die Oden, denselben Geist atmend, noch kunstvoller und in dem kleinen Stoff energischer, eröffnen zugleich den Blick in das Privatleben eines guten und braven Mannes aus alter Zeit. Klopstock's Fanny und Cidly, seine zurückgewiesenen oder auch erwiderten zärtlichen Neigungen, sein Aufenthalt in der Schweiz und später in Eutin, die kleinen Abwandelungen seiner Lebensschicksale, sein Schlittschuhlaufen und seine Freundschaften bildeten den Gegenstand unserer Interessen und unserer Gespräche. Unter den jungen Leuten, wie sie beisammen waren, selbst bildeten sich Anziehungen, Abstoßungen, Schließen und Unterbrechen von Freundschaften, wofür man sich gewisse Maximen bildete, an denen festgehalten wurde. Ein eifriger Klopstockianer war mein Freund Haun, später Direktor in Mühlhausen, der in dem letzten Verhältnis von einem seiner Schüler als vir sanctissimus bezeichnet ward und schon in diesem Alter Ernst, Wohlwollen und Würde besaß. Er versuchte sich selbst in der Klopstock'schen Art und Weise, was ihm denn die Ehre verschaffte, einmal am Charfreitag ein langes Gedicht öffentlich vorzutragen. Ähnlichen Sinnes war ein anderer, früh ver-

storbener Freund, des Namens Harzmann. Die Billigung der beiden ernsten und braven Freunde gab mir im allem, was ich that und trieb, größere Zuversicht.

Von allen persönlichen Begegnungen aber bei weitem die werteste und nützlichste war die Freundschaft, welche mir einer der Kollaboratoren, Wiek, später Direktor in Merseburg, damals bewies. Ein Mann von Tiefe der Anschauung, etwas dunkel in seinem Ausdruck, namentlich wenn das Feuer des Gesprächs ihn ergriff; aber zugleich den Einwirkungen des Zeitgeistes sehr offen, für das Neue empfänglich und immer bemüht, das eine mit dem anderen zu kombinieren. Von den dortigen Menschen war er der Einzige, der einen Begriff von Goethe hatte; er hat mir zuerst von Faust gesprochen. Lange liebte Schiller; er gab uns zuweilen einige seiner glücklich ausgesprochenen Sentenzen, an denen er Gefallen fand, selbst zu Übersetzungsversuchen. Wir lasen die Schillerschen Stücke und meinten, indem wir sie bewunderten, sie doch auch beurteilen zu können. Sie sind dem Standpunkt der Jugend durchaus gemäß; denn sie bringen große objektive Gestalten, die man vor sich sieht, vor die Augen; Farbe und Ton der Sprache prägen sich dem Gedächtnis ein. Das ist alles bei Goethe nicht der Fall, dem vielmehr die Welt gleichsam ein persönliches Ereignis geworden ist, das er auf originelle Weise zusammenfaßt und wiedergiebt. Da ist alles mehr subjektiv; ein gereifteres Alter gehört dazu, um daran Wohlgefallen zu finden. So recht eigentlich konnte auch ich mich in Goethe nicht finden. Auch war das alles nur vorübergehend; das ernstliche Studium gehörte ausschließend der alten Welt an. Und da kann ich es nun Wiek nicht genug danken, daß er mich in die Lyriker und besonders die Tragiker des griechischen Altertums einführte. Ich sehe noch die Erfurter Ausgabe der Sophokleischen Stücke vor mir, die er besaß und die er vor sich hatte, wenn wir sie miteinander lasen. Wir gingen zu Äschylus fort, der mir freilich noch fremd blieb. Aber schon genug, wenn man außer dem, was man in der Hauptsache zu fassen meint, noch etwas wahrnimmt, was jenseits steht und für die Zukunft übrig bleibt. Wiek hatte einen vollkommenen Begriff von dem Unterschiede der drei Tragiker. Ich fand an Euripides Gefallen, namentlich den Phönissen, doch geschah es wohl durch Wiek, daß ich mich von Anfang an mehr mit Sophokles beschäftigte. Es versteht sich, daß ich ihn durchlas. Allein für mich, ohne Teilnahme des Freundes, machte ich auch einen Versuch, das eine oder das andere Stück zu übersetzen; Elektra übersetzte ich ganz und machte mit der Reinschrift dem Vater zu seinem Geburtstag ein Geschenk. Die Übersetzung ist freilich in fünffüßigen Jamben, sie scheint mir aber in der freien Bewegung, die dieses Metrum gestattet, nicht mißraten zu sein. Ich übersetzte dann Philoktet in sechsfüßigen Jamben, hatte aber den sonderbaren Einfall, die Chöre freier und nach dem Vorbild von Schillers Braut von Messina sogar in Reimen zu übersetzen. Auch einiger uud zwar nicht der beste Einfluß von Goethe läßt sich an der zweiten Arbeit bemerken; die erste ist un-

schuldiger, anspruchsloser und vielleicht besser. Die Hauptsache aber ist die gründliche und durchgreifende Beschäftigung mit dem wundervollen und unerreichbaren Werk des alten Dichters. An die Übersetzungen schien sich wohl zu Zeiten Nachahmung knüpfen zu können; ich selbst bildete mir das in diesen frühen Jahren dann und wann wohl ein. Aber dazu war doch kein angeborenes Talent in mir; ich habe nicht einmal den Versuch dazu gemacht. Alles blieb Studium, hauptsächlich doch philologisches. Die Prosaiker wurden wenig getrieben, am wenigsten die Historiker, wohl aber Plato in seinen populären Dialogen. Doch genug davon. Ich will nur noch bemerken, daß die Litteratur der Kommentare zu den lateinischen und besonders den griechischen Schriftstellern, namentlich die holländische, die in der Schulbibliothek einigermaßen vertreten war, Ruhnkenius, Valkenarius, die Gronovius und Graevius uns nicht unbekannt blieben. Sie eröffneten einen Blick in die weitschichtige Gelehrsamkeit der späteren Latinität und Gräcität. Es war eine Welt von Citaten aus unbekannt gebliebenen Autoren, die denn doch für die Zukunft die Aufmerksamkeit erregten.

Unter diesen Studien, Ferienreisen nach Hause, manchen angenehmen, anderen unliebsamen Begegnungen und Ereignissen verflossen fünf Jahre in den stillen Mauern von Pforte. Die Klausur war nicht so streng, daß wir nicht vielfach Ausflüge, entweder kleinere in ganzer Menge oder auch größere, jeder allein mit ein paar vertrauten Freunden, unternommen hätten. Da wurden die Wälder und Felder durchstreift, ohne daß wir uns mit Naturstudien im mindesten beschäftigt hätten, die nahen Höhen erstiegen, die uns schon wie Berge vorkamen, benachbarte Burgruinen besucht, unter anderen die Rudelsburg, eine der besterhaltenen, die man findet; wir schrieben unsere latinisierten Namen, Caesarius, Palmitius, so hoch wir konnten, in dem alten ritterlichen Gemäuer an. Die Saale erschien als ein großer Strom, Naumburg als eine große Stadt; für mich war es die größte, die ich noch gesehen. Der Dom mit seinen Türmen und seinem Platz, und wieder das lebhafte Getreibe der Messe machte auf uns vielen Eindruck. Wie angedeutet: das Besondere war die Einheit der Beziehungen, die sich an die Schule knüpfen, welche uns als die vornehmste von allen geschildert wurde und die mit ihrer Geschichte und manchen berühmten Namen aus dem Kreise der scholastischen Beschäftigungen, die man jedoch bald zu überholen gedachte, die Gemüter fesselte.

Während wir aber in diesen Studien der alten Welt lebten und webten, bewegte sich die Gegenwart in den großartigsten Kämpfen, die jemals vorgekommen waren, welche die Welt erschütterten und wiederherstellten. Wir sahen französische Regimenter auf dem Feldzuge nach Rußland die große Landstraße, welche die Mauern berührt, hinziehen. Im Frühjahr 1813 bei dem ersten Vorrücken der Verbündeten erschienen auch bereits Kosaken mit ihren Fähnlein tragenden Lanzen vor unseren Blicken. Dann bedeckten sich die nahen Höhen bei Kösen mit französischen, von der anderen Seite kommenden

neuen Regimentern. Mit vieler Zufriedenheit nahm sie der alte Mathematikus wahr, der sie mit seinem Tubus, seinem kostbarsten Eigentum, aus dem Fenster betrachtete. Bald erfüllten Bataillone von Infanterie, deren Jugend uns auffiel, den Schulhof. Gleich darauf erfolgte die Schlacht von Lützen, unfern von uns, so daß wir den Wechsel der Erwartungen und Erfolge gleichsam mit erlebten. Früher hatten uns wohl die französischen Marschälle interessiert, und wir hatten uns beim Kegelspiel ihre Namen gegeben. Allmählich hörten die Sympathien auf, man begrüßte die Manifeste der Verbündeten mit freudiger Einstimmung. Ich las gerade Tacitus, die Annalen und besonders Agricola; der Gegensatz zwischen Briten und Römern schien sich mir zu erneuern. Wiek bestärkte mich in der Bemerkung dieser Identität; man sieht: so recht unmittelbar lebten wir doch nicht in der Zeit. Endlich erfolgte die Leipziger Schlacht. Das Thielmann'sche Corps streifte bereits länger in unserer Nähe herum; vor dem Thore der Schule hat der Führer den ersten Bericht von der Schlacht denen, die hinausgeströmt waren, vorgelesen. Wir wunderten uns nur, daß die Höhen von Kösen, die uns unüberwindlich schienen, von den Verbündeten nicht besser besetzt worden waren, um den Rückzug des Feindes zu hindern. Von dem Kriegseifer, der die preußische Jugend in dieser Epoche ergriffen hatte, war jedoch bei uns wenig zu spüren. Nur einzelne wurden davon berührt und verließen die Schule; ich war viel zu schwach, um daran denken zu können. Der besondere Impuls, den das Gefühl eines gefallenen großen Staates, der mit aller Macht wieder aufzurichten ist, einflößt, hatte keine Stätte in unseren Mauern. Wir ließen die große Weltbegebenheit, unter deren Vollziehung die Erde erzitterte, sich vollenden, ohne daran Teil zu nehmen. Ich war mit den Arbeiten beschäftigt, welche bei dem Abgang von der Schule erforderlich waren, die ich dann Ostern 1814 verließ. Der Vater, der mich dahin geführt hatte, erschien, um mich wieder abzuholen. Als ich in dem gewohnten Geleit an der Schulpforte anlangte und das Hoch empfing, das man den Abgehenden brachte, traten ihm die Thränen in die Augen. Ich fand dabei nichts Besonderes, denn es war das Herkömmliche. Meine Gedanken waren auf fernere Studien und die Zukunft gerichtet.

Universitätsjahre.

Noch war der Kreis der Heimat eigentlich nicht überschritten worden; als die nächst zu erreichende größere Metropole des Handels und der Studien war auch in diesem immer Leipzig betrachtet worden. Es war ein Ereignis, als nun nach einigen Wochen häuslicher Ruhe der Weg dahin eingeschlagen wurde. Auch dahin wollte der Vater mich führen. Auf dem Wege nach Querfurt durch das wenig wegsame Holz brach uns der Wagen; eine Vorbedeutung hat das aber nicht gehabt, als etwa die, daß meine Verbindung

mit der alten Heimat immer weiter unterbrochen werden sollte. Die Mutter war noch rüstig genug, obwohl noch einmal guter Hoffnung, um den weiten Weg nach Querfurt, das sie als ihre Vaterstadt betrachtete, zu Fuß zu machen. Da lebte ihre Schwester mit einem Kaufmann verheiratet, mit einer wenig zahlreichen, in guten Umständen befindlichen Familie; das Haus wurde seitdem eine Reisestation zwischen Leipzig und Wiehe. Auch ein älterer Halbbruder der Mutter lebte daselbst, in einem altfränkisch wohlgeordneten, kleinbürgerlichen, aber sicheren Hauswesen. An den Hof schloß sich ein Garten mit schönen Blumen; man ging dann weiter, nach dem sogenannten Graben, der mit Obstbäumen erfüllt war. Die bejahrte Hausfrau setzte wohl einen Korb mit Äpfeln in den Laden, von dem sich die Vorübergehenden etwas kauften. Es war ein Haus, in dem nie eine Veränderung vorkam. Eine alte hölzerne, von Bänken umgebene Tafel, die ich von frühester Kindheit an kannte, habe ich noch lange Jahre darauf so stehen sehen; eine Wanduhr in ihrem hölzernen Gehäuse fügte ihr Tiktak Jahr aus Jahr ein zu dem gleichförmigen Leben. Der Onkel trug Jahrzehnte hindurch immer denselben Rock, ausgenommen des Sonntags, wo auch er seine Besuche machte; denn er war ein guter Landwirt und gab den Besitzern des indes verkauften großväterlichen Ritterguts den besten Rat zur Bewirtschaftung. Die Hausfrau verwaltete still, altväterisch, fleißig, einfach ihr Hauswesen. Eine ältere Tochter schloß sich dem allen an; eine jüngere die eben aufblühte, führte mich in den Gärten umher. Alles zusammen bildete eine ganz einzige Erscheinung in dieser Epoche der Welt. Der jüngere Bruder der Mutter, der das Gut geerbt, aber nach der Teilung des Vermögens unter den Anforderungen der Kriegsjahre nicht hatte behaupten können, war in die Stadt gezogen, wo er eine Zeit lang sehr glänzend lebte. Er galt als der Baron Lehmike. Seine Familie — denn er war mit der Tochter eines anderen angesehenen Landwirtes verheiratet — machte einen gewissen Anspruch, gegen den wir anderen zurücktraten. Genug: stille befestigte Häuslichkeit, Glanz und Lärmen, kaufmännische Thätigkeit waren da in der Familie vereinigt. Von Litteratur und Studien war keine Rede, sondern nur von Gelderwerben, Geldhaben, Landwirtschaft und dem Saus und Braus des Lebens, soweit es in einer kleinen Stadt möglich ist. Auf dem Postwagen, der noch mit Kisten und Kästen bis hoch oben angefüllt war, so daß sich kaum ein paar Sitze für die Passagiere fanden oder vielmehr erst eingerichtet wurden, begaben sich nun Vater und Sohn nach Leipzig, wo uns ein alter Bekannter empfing, der Stadtwachtmeister, der ein kleines hübsches Haus an dem Graben, bei den neuen Anlagen, bewohnte. Unfern davon, in der Ritterstraße, nahm ich Wohnung, die erste Stube, die für mich besonders bestimmt war. Der Vater, über den eine Erinnerung seiner eigenen Studienjahre gekommen war — wie denn von den Professoren, die er selbst gehört hatte, einer noch am Leben war, der Philosoph Platner, den er mit mir aufsuchte — schied ungern von mir; er wäre lieber noch eine Weile geblieben. Ich fand einige Freunde aus Pforte und richtete mich ein.

Als ich mich bei dem Rektor inskribieren ließ und in die Thüre eintrat, war er eben beschäftigt, sich ein frisches Oberhemd überzuwerfen. Der Bediente, der die Thür geöffnet, wurde, wie billig, ausgescholten. Ich trat zurück, fand aber dann, als ich mein prächtiges Testimonium aus Pforte auf einem großen pergamentähnlichen Bogen mit den besten Censuren vorwies, sehr gnädige Aufnahme. Der Rektor war der Theolog Tittmann, der wohl in seinem Kollegium über praktische Theologie, bei welchem sich nur die älteren, etwas bemosten Häupter einfanden, von dem oder jenem sich eine Prise Tabak ausbat und dann mit munterer Bonhommie fortfuhr. Eine der ersten Vorlesungen, die ich mit meinen Pförtner Freunden besuchte, war die historische des Professor Wieland; vielleicht weniger aus Eifer für diese Wissenschaft, von der ich noch keinen Begriff hatte, als weil wir durch gedruckte Anmahnung, die uns bei der Inskription eingehändigt worden, dazu aufgefordert wurden. Die Einleitung des Professors, die von der genetischen Behandlung der Historie eine Idee mitteilte, war anregend genug; in der weltgeschichtlichen Entwickelung indes verlor man gar bald den Faden. Was mich von den historischen Büchern bisher abschreckte, war die Menge unverarbeiteter Notizen, überhaupt unverstandener Thatsachen, die sie mitteilten. Unser Professor hatte viel Feuer, allein weit förderte er uns auch nicht in dem Verständnis der Dinge. Sein Auditorium und seine Art war sehr wunderlich. Jenes stieß unmittelbar an seine Studierstube; an der Thüre derselben war sein Katheder. Er ließ uns in der Regel lange warten, ehe er aus der Thür hervorbrach und plötzlich auf dem Katheder erschien. Wehe denen, die unmittelbar vor ihm saßen: er sprudelte, indem er sprach, so lebhaft, daß er das Papier, auf dem man nachschreiben wollte, feucht machte. Es kam wohl vor, daß die Betroffenen einen roten Regenschirm aufspannten, um unter dessen Schutz ruhig schreiben zu können; er ließ sich das gern gefallen. Er gehörte der Schule des 18. Jahrhunderts an. Von dem Altertum hatte er doch nur einen sehr ungefähren Begriff, wie er denn alle Titel modernisierte, die Legaten des römischen Heeres ohne weiteres Generallieutenant titulierte u. s. w. Genug, diese Vorträge gingen ohne alle Wirkung an mir vorüber, und man war froh, aus diesen Räumen wieder zu entkommen; denn Frau Hofrätin Wieland liebte die Katzen, welche, wenn keine Vorlesungen gehalten wurden, in den Räumen herrschten und sie mit einem Geruch anfüllten, der um so unerträglicher hervordrang, je länger man dablieb. Wieland soll einzelne junge Leute, die sich ihm und seiner Frau näherten, gefördert haben, denn die mannigfaltigsten Kenntnisse wohnten ihm bei; ich war jedoch nie versucht, mich ihm zu nähern.

Von bei weitem mehr genugthuendem Inhalt waren die kirchengeschichtlichen Vorträge Tzschirners. Überhaupt ist Kirchengeschichte kompendiarisch und in bändereichen Büchern besser bearbeitet in Deutschland als die allgemeine. Der Gegenstand hat beschränktere Grenzen, ein entschieden dogmatisches Lehrinteresse, einen präcisen, durch große Ereignisse markierten Gang;

der Zusammenhang mit der Litteratur macht das Ganze faßbarer für den Geist. Tzschirner, welcher die Kirchengeschichte von Schröckh vollendet hat, diesem aber bei weitem nicht beikommt, war zu wortreich; aber er hatte ein Gefühl von seinem Gegenstande, und wir zürnten ihm wohl, wenn er, von dem Gegensatz der griechischen und lateinischen Kirche sprechend, wobei er viel Gutes und Einleuchtendes sagte, von seiner Absicht darüber zu schreiben erzählte, die er doch nie ausgeführt habe. Wenn ich dann nach Hause ging, fühlte ich wohl die Anregung, den großen Erscheinungen, den mächtigen Führern der Litteratur in den mittleren und neueren Jahrhunderten nachzuforschen. Man ahnte, welches große Feld der Erkenntnis sich da eröffnet.

Meine Studien waren in den ersten Jahren der Theologie gewidmet; doch waren es mehr die Außenwerke, in denen ich mich bewegte und die mich anzogen: die litterarische Einleitung in die Bücher des Alten und Neuen Testamentes, die Erklärung einiger neutestamentlichen Bücher. Tiefer in das Innere, bis zur Dogmatik selbst, bin ich nicht aufgestiegen. Mich schreckten die ungeheuren Hefte meiner Kommilitonen, zwei dicke Bände, die sie nachgeschrieben hatten. Aber überhaupt fand ich mich mit dem Geiste der dortigen Theologie in offenem Widerspruch. Überall herrschte ein gemäßigter Rationalismus, mit dem man sich vertragen konnte, wenn er praktisch auftrat, nicht aber, wenn es auf theoretische Überzeugung ankam. Es ist das vornehmste Mißverständnis in der Welt, entgegengesetzte Prinzipien vereinen zu wollen: das unbedingt Gültige, das sich als Gotteswort ankündigt und anerkannt worden ist, und das momentane Raisonnement. Durch alle meine Gefühle war ich dem ersten zugewandt; ich weiß selbst nicht, wie es gekommen ist; denn um mich her hatte von jeher alles zum Rationalismus geneigt; aber mir erschien er unbefriedigend, seicht und schal. Ich glaubte unbedingt. Doch wäre es mir schwer gewesen, zu sagen, wie weit das eigentlich reiche; denn das Supranaturalistische, wie man es bezeichnet, ist doch auch nur eine Richtung des Geistes, die von allem System frei und dennoch ihrer Sache sicher sein kann. Ich beschäftigte mich viel mit den Paulinischen Briefen und schrieb wohl selbst einiges nieder, um mir z. B. den Zusammenhang des Briefes an die Galater klar zu machen. Großes Vergnügen machte mir ein Versuch, die Psalmen aus dem Hebräischen zu übersetzen, rhythmisch, aber so eng an den Text anschließend wie möglich. Ich bemühte mich, den Gedankengang aufzufassen, den eigensten Gehalt jedes dieser merkwürdigen Überreste eines hohen Altertums zu ergreifen. Das eine oder das andere meinte ich auf einzelne Momente der Geschichte der Könige beziehen zu können. Erst wenn ich mich selbst versucht hatte mit einigen älteren Hülfsmitteln, las ich De Wette. Ich habe mich seitdem immer mit den Gedanken getragen, in den Psalmen nicht allein religiöse Gefühle persönlicher Art, noch auch objektive Religion überhaupt zu sehen. Als Gesänge Davids hatte man schon aufgehört sie zu betrachten, und so weit reichte meine Orthodoxie nicht, daß ich auf die alte, durch einleuchtende Gründe widerlegte Ansicht zurückgekommen

wäre; aber in der That: meistenteils ist es doch ein König, welcher redet; man sieht ihn kämpfen mit widerstrebenden Elementen; er fühlt sich fast dem Verderben nahe; ihn rettet nur, daß er sein Auge auf den ewigen Polarstern gerichtet hat, der ihm seinen Weg zeigt. Um es voraus zu sagen: als ich später Friedrich Wilhelm IV. näher kennen lernte, ist mir die verwandte Stimmung, die er in einzelnen hervorgestoßenen Worten kundgab, aufgefallen, wie weit er auch sonst von der Haltung jener Heroen des Glaubens und des Thuns noch entfernt blieb. Aber indem der König redet in seiner eigenen Person, seiner besonderen Lage, die sich durchfühlt, wenn man aufmerksam ist, spricht er sich doch zugleich aus wie ein gewöhnlicher Mann; er ist faßlich und ergreifbar für alle; er repräsentiert den Menschen, wie er auch in untergeordneten Stellungen ist. Mich zog nun die Beschäftigung mit diesen herrlichen Denkmalen des grauen, gottinnigen und gottgläubigen Altertums von den theologischen Fragen, die das Katheder beschäftigten, ab, ohne daß ich diese jedoch etwa verachtet hätte; ich fühlte mich nur von ihrer gäng und gäben dreisten Lösung unbefriedigt. Unter den Predigern, unter denen es einige Männer von geübter Kanzelberedsamkeit gab, machte mir doch nur Einer Eindruck, der die Regeln wenig befolgte, des Namens Finke, welcher in der reformierten Kirche auf eine nicht so solenne Art, wie sie sonst in Leipzig üblich war, den Gottesdienst hielt. — . . . . . .

Unter den Professoren die wirksamsten die Philologen: Christian Daniel Beck, von ausgebreitetster Wissenschaft, namentlich in Historie und Litteratur; Gottfried Hermann, der erste Grammatiker, Metriker und grammatische Kritiker seiner Zeit. Er hielt eine vortreffliche Vorlesung über griechische Grammatik. Vornehmlich lehrte er mich Pindar verstehen, den er vortrefflich interpretierte. In seiner Vorlesung über die Theogonie erschien er als großer Etymolog. Ich versuchte mich hauptsächlich an Theokrit, den ich nur zur Hälfte als echt wollte gelten lassen; diese mir einleuchtenden Stücke übersetzte ich dann. Unter den Prosaikern wandte ich mich nun zu Thucydides, den ich mit aller Gründlichkeit durchlas; ich excerpierte seine politischen Lehren: ein mächtiger, großer Geist, vor dem ich mich beugte, ohne ihm mit Übersetzungsversuchen nahe zu kommen, so wenig wie Pindar; der Eindruck des Originals, das möglichste Verständnis desselben war alles, was ich beabsichtigte. Die Studien des Altertums bekamen in mir gewaltige Anregung durch Niebuhrs Römische Geschichte, das erste deutsche historische Buch, welches Eindruck auf mich hervorbrachte; wie vieles kommt darin vor, wovon mir noch keine Ahnung aufgestiegen war! Ich hatte oft im Sinn, auch noch Institutionen bei Haubold zu hören.

Allein diese Studien waren doch entfernt, mich völlig zu beschäftigen; auch philosophische hatten mich inzwischen angezogen, vor allen Fichte. Die Eindrücke der Zeit bewirkten eine Annäherung an die großen Hervorbringungen des Mittelalters. Richtung auf die bildende Kunst, gefördert durch einen Freund, Anton Richter. Fußreise an den Rhein in diesem Sinn im Herbst 1817:

tiefer Eindruck der Boisseree'schen Gemälde in Heidelberg. Interesse an der deutschen Sprache durch das Studium der Schriften Luthers, dessen Gedächtnis im Jahre 1817 allgemein erneuert wurde. Die schwachen populären Darstellungen, die zum Vorschein kamen, veranlaßten mich, indem ich die echten Dokumente studierte, zum Versuch einer Lebensbeschreibung. Ich hatte nur zuviel angefangen, zuviel unternommen; die Mittel fingen an mir auszugehen. Ein Glück, daß mir eine gute, ehrenvolle Stelle in Frankfurt an der Oder angeboten wurde.

Frühzeitiges Schulamt.

Eigentlich eine Fortsetzung der Studentenjahre, nur mit der Pflicht, zu lehren. Ganz vortreffliche Freunde: Stange, geborener Naturforscher; Heydler, Archäolog, philosophierend; Poppo, guter Gräcist, imponierend durch Gelehrsamkeit und frühe Reife. Ein neuer großer Moment: Eintritt in den preußischen Staat, dem meine Heimat indessen zugeschlagen worden war. Mittagsessen mit jungen Staatsbeamten, geistig regsame Bureaukratie. Turner, Erscheinung von Jahn. Innigste Freundschaft und doch Gegensatz mit dem leichter erregbaren Bruder Heinrich. Wir waren uns, als er in Halle studierte, wenn wir einander besuchten, in den Studien allgemeiner Art nahe gekommen. In der Religion war ich damals noch positiver, als er. Nun aber erst begannen die allgemeinen historischen Studien; sie knüpften zunächst an die philologischen an. Die alten Historiker wurden methodisch durchgelesen. Ich glaubte auch Xenophon zu fassen. Ganz neu waren mir die griechischen Historiker über die römische Geschichte. An der Hand der lateinischen ging ich dann auf das Mittelalter über. Alle Kompendien wurden verschmäht. Die Ausgabe der lateinischen Historiker des Mittelalters von Hugo Grotius gab den ersten Begriff von Goten und Langobarden. Die Bibliothek besaß eine Anzahl der Scriptores rerum Germanicarum; da lernte ich das deutsche Kaisertum kennen. Für das spätere Mittelalter fand ich altfranzösische Quellen. Meine ganze Teilnahme erweckten die Zeiten des 15. und angehenden 16. Jahrhunderts: hier nahm ich meinen Standpunkt, um mein erstes Buch zu verfassen. Ich war bereits sechsundzwanzig Jahre geworden. — . . .

---

2. Diktat vom Mai 1869.

Aufenthalt in Frankfurt a. O.

(Herbst 1818 bis Frühjahr 1825.)

Ich war noch ziemlich jung und sah noch jugendlicher aus, als ich die Stelle eines Oberlehrers an dem Gymnasium in Frankfurt a. O. antrat. Ich langte gegen Ende der Sommerferien an und hatte noch Zeit, die Umgegend zu durchstreifen und mehr mit den Bäumen und Höhen als mit den Menschen Bekanntschaft zu machen. Die Lage des Ortes befriedigte mich vollkommen. Ein großer Strom, eine waldbewachsene Hügelkette, welche die Region, in der die Stadt erbaut ist, an dessen linker Seite umgiebt, kleine Thaleinschnitte, von Bächen durchflossen oder zwischen denselben; in einer der Vorstädte ein langer Lindengang mit weitem Platze daran. Ferner einige Denkmale in einem verlassenen Kirchhof, die an alte Zeiten gemahnten, z. B. die des Herzogs Leopold von Braunschweig, der hier einen durch ein prächtiges Stück Poesie gefeierten Tod in den Wellen fand; ein Marktplatz, der die Tage der Hanse, mit welcher Frankfurt in einer entfernten Verbindung stand, vergegenwärtigte; eine prächtige Pfarrkirche, die ebenfalls an die Zeiten städtischer Macht erinnerte; endlich auch eine kleinere, Unterkirche genannt, zu der die Schule gehörte: hier war es, wo ich die erste Bekanntschaft mit einigen meiner künftigen Kollegen machte. Das allerangenehmste jedoch, was ich vorfand, war für mich die Westermannsche Bibliothek. Sie war in den Räumen des alten Universitätsgebäudes aufgestellt; sonst war dies freilich, obwohl es noch mit den Abzeichen seiner religiösen Stiftung prangte, damals in einem sehr verwilderten Zustand; es diente wirtschaftlichen Zwecken. Zwischen Haufen von Stroh und Reliquien von allerlei sonstigen Gewächsen, auf einem durch aufgelegte Bretter ergänzten Gange, gelangte man in einen großen Saal, der, mit Büchern angefüllt, einen um so besseren Eindruck machte. Ein ehemaliger Professor der Universität hatte die Sammlung zu seinem eigenen Gebrauch gemacht und sie dem Gymnasium durch Testament hinterlassen. Da ich, obwohl aus einer gelehrten Stadt kommend, doch niemals freien Zutritt zu einer größeren Bibliothek gehabt hatte, so sah ich mit um so größerem Vergnügen diese, die ganz eigens, wie man mir sagte, den Lehrern der Anstalt gewidmet war. Wieviel Bücher, von denen ich bisher bloß gehört hatte, bekam ich da in die Hände! Unter anderen machte mir ein wohlerhaltenes Exemplar des Dio Cassius von Reimarus viel Eindruck. Aber auch aus allen anderen Zweigen historischer, philologischer und allgemeiner Wissenschaft fand ich die trefflichsten Werke vor, die mir die Aussicht auf künftige Studien gaben, wie ich sie zu machen wünschte. Denn darauf war meine Seele hauptsächlich gerichtet, obwohl ich mein Amt, zu dem ich in Leipzig in dem

philologisch-pädagogischen Seminar schon einigermaßen vorbereitet worden, zugleich wirklich als meinen vornehmsten Beruf ansah.

Die Ferien gingen zu Ende. Der Direktor traf ein. Es war mein alter Bekannter aus diesem Seminar, Ernst Poppo; damals schon ein namhafter Mann durch seine Thucydideischen Studien, eben erst 24 Jahre alt und bereits an die Spitze dieser Schule berufen, aus der er nun etwas Rechtes in seinem Sinne zu machen gedachte. Er war nicht so ausschließend Philolog, wie man ihm wohl nachsagte. Er verstand, was damals nicht gewöhnlich war, Englisch und las es gern. In seiner Jugend hatte er in einem Lesekreis, an dem sich sein Vater, Archidiakonus in Guben, beteiligte, Bekanntschaft mit der laufenden politischen und allgemeinen Litteratur gemacht und seine Richtung, welche im allgemeinen eine liberale war, genommen. Dann an der Universität Leipzig studierend, hatte er sich mit großer Entschiedenheit den philologischen Bestrebungen der Hermannschen Schule hingegeben, weniger jedoch der Beschäftigung mit den Poeten, welche die anderen alle vollkommen einnahm, als mit den Prosaikern, die er zu emendieren suchte. Ich besinne mich noch, wie er damals als junger Magister auf dem Katheder stand, streitfertig und jedem Gegner gewachsen: eine lange hagere Gestalt, den Ehrendegen etwas linkisch an der Seite. Er war ein besserer Grieche, als wir anderen alle; er sprach sogar griechisch. Daß er das auch in der Schule einzuführen suchte, hat ihm an seinem pädagogischen Rufe geschadet; doch war er keineswegs so pedantisch, wie man gesagt hat. Er besaß entschieden Gabe für den Unterricht in dessen essentiellen Zweigen und genoß eine große Autorität in jeder Beziehung. Übrigens ein trefflicher Mann, ohne Falsch; kein fremdartiges Bestreben kam in seine Seele; die Schule emporzubringen, war seine einzige Idee. Daß er mich für geeignet hielt, ihn dabei zu unterstützen, gereichte mir zu großer Genugthuung, und ich war entschlossen, mein Bestes dafür zu thun.

Dem Direktor zunächst stand ebenfalls ein ehrenwerter Mann als Prorektor, der Mathematiker Schmeißer. Er hatte Verdienste um die Methode, und ich besinne mich, daß der Mathematiker Jakobi mir ihn später als einen Mann genannt hat, der eine neue Bahn des Unterrichts eingeschlagen habe. Mein nächster Kollege war Oberlehrer Stange, nicht viel älter als Poppo, der schon länger als Alumnatsinspektor — denn mit der Schule war ein kleines Alumnat verbunden — fungiert hatte, Sohn eines Professors in Halle, ein Mann von ruhiger Außenseite, etwas verlegen und wenig versprechend, der aber die ausgebreitetsten Kenntnisse besaß und besonders nach der Seite hin, die uns anderen immer ein fremdes Land geblieben war, den Naturwissenschaften. Er liebte und pflegte Blumen und pachtete wohl ein kleines Ackerstück um die halbe Stadt, wie man die nächsten Anhöhen nannte, um mit einem Freunde in Gemeinschaft diesen seinen Hang zu befriedigen. Er war eine tiefe, von Ehrgeiz freie, mitteilsame, grundehrliche Natur und keineswegs ohne inneren Schwung. Wie oft sind wir etwa nach einem heiteren

Gelag unter jenen Linden der Vorstadt in der Nacht spazieren gegangen und haben uns nicht allein. wie ein Alter sagt, dieses leuchtenden Dunkels erfreut, sondern zugleich die mannigfaltigsten, von verschiedenen Seiten kommenden Ansichten ausgetauscht und die Welt nach unseren Begriffen vor uns entstehen lassen! Bald überließ er mir einen Teil seiner Wohnung, in die ich neben ihm einzog. Wir vier waren die oberen Lehrer, alle unverheiratet, was denn ein noch ziemlich an das Studentenleben erinnerndes Verhältnis veranlaßte. Eigentlich muß ich sagen, daß ich dort in Frankfurt mehr davon genoß, als in Leipzig; mit einem, wenn auch nicht großen, Gehalt versehen, konnte man sich etwas mehr regen, als dort. Den Einwohnern fiel es auf, wenn wir lebhaft und in vieler Eintracht, unaufhörlich sprechend und disputierend, unsere Spaziergänge machten.

Um von den geselligen Verhältnissen auch einmal zu reden, so war es ein großes Ereignis, nicht allein für mich, sondern besonders auch für Stange, daß mein Bruder Heinrich, ehe ich, wie man sagt, dort noch warm geworden war, bei uns eintraf und bei mir wohnte. Er war erst in seinem zwanzigsten Jahr; man wollte kaum glauben, daß er seine Studien bereits absolviert hatte. Er war, man möchte sagen, vollkommen schön und gewann alle Herzen durch Liebenswürdigkeit und jugendliche Anmut. Er teilte im allgemeinen meine Studien, doch war er mehr geborener Pädagog als ich; wie er denn auch nach kurzer Zeit zum Unterricht herangezogen wurde; er nahm dann selbständig an einer pädagogischen Anstalt in der Stadt Anteil. Der Bewegung, die damals in den Gemütern der Jugend obwaltete, stand er einen Schritt näher als ich; er gesellte sich den Turnern mit Entschiedenheit bei und brachte mich erst dadurch in eine gewisse Verbindung mit dem Thun und Treiben derselben. Wir sahen Jahn in dem goldenen Löwen, einem Gasthof zu Frankfurt, als er von einer Turnerfahrt aus Schlesien zurückkam, mit ansehnlicher Begleitung junger Leute. Auch auf mich machte er durch seine mannhaft zuversichtliche Erscheinung einen gewissen Eindruck; mein jüngerer Bruder schloß sich ihm mit unbedingter Hingebung an. Ebenso war er von den kirchlichen Strömungen lebendiger berührt, als ich; doch neigte er sich ursprünglich, wenn ich dies verraten darf, mehr den vom Positiven abweichenden Gesinnungen zu. Er war von der Friesschen Philosophie mehr berührt worden, als ich; ich war, wenn ich mich nicht irre, gläubiger, als er. Allein gar bald kämpfte sich in ihm die ihm eingepflanzte religiöse Gesinnung unter den gewaltigsten inneren Seelenbewegungen durch; er wurde sogar krank darüber. Nach einiger Zeit sah man ihn fleißig, sein Gesangbuch unter dem Arme, nach der Kirche gehen, obwohl er da nicht viel Nahrung für seine Sinnesweise fand. Ich dagegen war niemals, was man sagte, kirchlich gesinnt, obgleich niemand die Bibel und selbst das Neue Testament höher schätzen und tiefer verehren konnte, als ich.

Ich muß nun wohl auch von meiner Teilnahme an dem Unterrichte, was doch die Hauptsache war, ein Wort sagen. Ich unterrichtete, wie ich denn

auch zu etwas anderem nicht fähig gewesen wäre, in den drei höchsten Klassen, namentlich in der dritten. Ich kann nicht beschreiben, wieviel Vergnügen mir die Empfänglichkeit gerade dieses Alters für die Erzählungen weltgeschichtlichen Inhalts, die ich vortrug, gemacht hat. Eine bloß jugendlich-kindliche Teilnahme, die sich aber dann in schriftlichen Reproduktionen des Gehörten als fruchtbar erwies. An und für sich gereichte mir die Durcharbeitung des universalhistorischen Stoffes, die dazu notwendig war, zum größten Nutzen und Vergnügen. Dann wurde in den höheren Klassen Homer und Horaz traktiert; die Freude der Jugend an den homerischen Darstellungen, sowie nur die ersten Schwierigkeiten überwunden sind, ist unbeschreiblich. Wir lasen einiges sehr genau, anderes rasch und vielleicht flüchtig, was uns jedoch den großen Inhalt um so näher brachte. Die grammatische Erklärung wurde keineswegs versäumt; die Grammatik von Thiersch, die damals erschien, wurde fleißig studiert, da sie sich gerade auf Homer bezieht; übrigens aber hielten wir doch noch mehr und zwar nicht allein in der Formenlehre, sondern auch in der Syntax an Buttmann fest, einem grammatischen Autor von wahrhaftem Talent, der die ältere Berliner Schule philologischer Studien in sich repräsentiert. Er führt zu Bemerkungen, die über das, was er sagt, noch hinausgehen; man tritt dem grammatisch bildenden Genius der alten Hellenen noch näher, als es durch die bloßen Regeln geschehen könnte. Sprache und Gedanken bilden sich an dem Studium der horazischen Oden; da ist jedes Wort an seiner Stelle; jedes Gedicht ein kleines abgeschlossenes Ganze. Es mag sein: viel Nachahmung — aber selbst durch diese anregend, indem sie in weitere Fernen leitet; und zugleich doch tief von dem Hauch des römischen Wesens durchweht. Nichts entzückte uns mehr, als die ersten Oden des dritten Buches, welche über die römische Geschichte große Aussicht gewähren und das Kaisertum in seiner Identität mit dem römischen Namen und in seiner Notwendigkeit darstellen. Dafür, d. h. für den Ursprung aus dem Griechischen und die Darstellung des Römischen, war uns nun auch Virgil von der größten Bedeutung. Man hatte damals aufgehört, diesen Dichter zu schätzen, ausgenommen in dem landwirtschaftlichen Werk. Es fiel unter den Freunden auf, daß ich auch an der Äneide Geschmack fand und sie in der Schule ganz durchlesen ließ. Mein Exemplar ist noch am Rande mit mannigfaltigen, guten und schlechten, Anmerkungen angefüllt. Ich schrieb dem Gedichte universalhistorische Bedeutung zu.

Hier aber kann ich nicht weiter gehen, ohne noch eines Freundes zu gedenken, der sich uns ein paar Jahre später zugesellte; er heißt Ferdinand Heydler. Schon bei meinem Aufenthalte in Pforte war er mir bekannt geworden, und das innigste Verständnis hatte mit mancherlei Streit gewechselt, wobei ich mich von Fehlern keineswegs freisprechen will. Aber ich liebte ihn tief und innig. Er war aus der Nähe von Dresden gebürtig, Sohn eines Pfarrers und nach dessen frühem Tode in ein öffentliches Institut in Dresden aufgenommen. Er hatte da, wie er mir immer sagte, zu viel Romane ge-

lesen; dann aber war er, weil man aus ihm, da er Talent hatte, etwas machen wollte, nach Pforte gebracht worden. Seine Begabung und seine zwanglos einnehmende Natur machte ihn dort populär. Wir vereinigten uns bald zu gemeinschaftlicher Lektüre; er imponierte mir immer durch den Geist des Verständnisses, den er für alles Fremde zeigte. Gegen mich verhielt er sich, wie angedeutet, freundschaftlich ergeben, aber doch nicht in allem einverstanden. In Leipzig stand ich ihm weniger nahe; doch entfremdeten wir uns niemals von einander. Bei jener studentischen Wanderung, die ich im Jahre 1817 nach dem Rheine unternahm, fand ich ihn in Würzburg, wo er bereits eine Stelle angenommen hatte, die er aber, da das Institut, dem er angehörte, sich nicht behaupten konnte, wieder verlassen mußte. Wir sahen damals zusammen den Katholicismus in vollem Ansehen, wir stiegen miteinander die Stufen des Käppele an den Stationen hinauf. Er begleitete mich dann einen großen Strich jener Wanderung hindurch. Seitdem hatte er eine provisorische Stellung in Halle gefunden, von wo er, nicht ohne mein Zuthun, bei der ersten eintretenden Vakanz nach Frankfurt berufen wurde. Eine ganz herrliche und in ihrer Art unvergleichliche Natur, voll von Adel der Gesinnung, freigebig selbst über das ihm gesteckte Maß hinaus — und immer in Geldbedürfnis —, den höchsten Ideen und Anliegen der Menschheit durch und durch zugewandt; in den Studien fest begründet, ein sehr guter Lateiner; er machte treffliche Verse in Pfortischer Art und Weise; einige schöne lateinische Oden sind ihm gelungen, auch in deutschen versuchte er sich mit Glück. Man kann denken, wie uns die Ereignisse der Zeit, das erste Wiederaufflammen des revolutionären Geistes in Spanien und Neapel in Bewegung setzten. Er wohnte, nachdem mich Stange verlassen hatte, in einem Hause mit mir, er unten, ich oben. Zuweilen wurden die neuesten Nachrichten aus dem Fenster von unten nach oben mitgeteilt. Er widmete sich der Schule doch noch mit größerem Eifer, als ich; wenigstens kostete es ihm, da er mehr Schülerarbeiten korrigieren mußte, mehr Zeit, als mir. Er konnte nicht viel ausarbeiten, denn er arbeitete langsam. Er bewegte sich auf den Grenzgebieten der Philosophie und der Theologie. Später wurde er strenggläubig, damals war er das noch nicht. Die Freundschaft, die er mir erwies, die Nachsicht, die er mit meinen Fehlern hatte, macht mir ihn unvergeßlich; noch mehr jedoch der Kern seines Wesens, der mit allem Großen und Guten, was die Geschichte zeigt, verwandt war und anfangs mit idealem Schwung, später mit Unterordnung unter die Heilslehre der Kirche danach strebte. Unter anderen Differenzen, die zwischen unseren Urteilen bestanden, betraf eine den Wert Virgils. Er wollte meine welthistorische Kombination, die Orient und Occident, Rom und Karthago und ein unermeßliches Weltgeschick poetisch ergriffen sah, doch nicht recht begründet finden; dagegen stimmte er mir ganz bei, wenn ich die homerischen Epen in ihre Teile zerlegte und, ohne dem Ursprunge aus mannigfaltigen Gesängen entgegenzutreten, doch auch die Einheit, die Überarbeitung und Komposition

nachzuweisen versuchte, wie denn eine Idee davon auch bei der ursprünglichen Hervorbringung einzelner Gesänge obgewaltet haben müßte. Ich machte den Entwurf davon, den Heydler acceptierte. Seine schriftstellerische Thätigkeit ist nicht über ein paar Programme hinausgegangen, doch habe ich Anfänge einer philosophischen Grammatik bei ihm gesehen, die mir bedeutend schien. An jenen nächtlichen Spaziergängen mit Stange nahm er seiner Zeit immer Anteil. Ich hatte zuweilen Ursache, auf ihre größere Intimität eifersüchtig zu sein; sie haben dann nach meinem Abgang an der Schule zusammengearbeitet, und sie zu immer größerer Blüte bringen helfen unter dem wackeren Direktor, der für den Einfluß Heydlers zugänglich war. Nach einigen Jahren hatten sich Poppo, Schmeißer und Stange verheiratet; Heydler verlobte sich erst, als ich abging. Die Zeiten eines nur den Wissenschaften und Ideen gewidmeten Zusammenwirkens wären damit vorüber gewesen, wenn ich auch nicht abgegangen wäre. Mich aber riefen nun meine Studien notwendig an eine andere Stelle.

Ein unendlich leichter Übergang führt von den philologischen und allgemein-wissenschaftlichen Studien, welche die historischen schon in sich begreifen, zu den eigentlich historischen. Mir wurde derselbe noch besonders dadurch vermittelt, daß ich die Aufgabe bekam, den Primanern Geschichte der alten Litteratur vorzutragen. Dies aus den gewöhnlichen Handbüchern zu thun, widerstrebte aber meinem Sinn und Wesen. Ich glaubte zu bemerken, daß die Verfasser derselben nicht einmal die Vorreden der Autoren genau gelesen, geschweige denn die Werke selbst. Ich konnte diesem Mangel nicht so rasch, als ich gewünscht hätte, abhelfen. Welch eine Aussicht aber eröffnete sich von dieser Stelle auf die Historie und Litteratur im allgemeinen! Dann aber folgten Studien der alten Historiker; gleichfalls in Beziehung zu den mir aufgetragenen Lehrstunden, aber doch in diesen engen Rahmen nicht zu fassen. Die alten Historiker wurden nun systematisch durchgelesen; denn nur im Thucydides war ich einigermaßen bewandert, Herodot las ich nun erst vollständig durch. Die Verbindung des Sagenhaften und Historischen übte ihre volle Wirkung auf mich aus; so die Anmut der Sprache, die Durchsichtigkeit der Darstellung, aber hauptsächlich die unendliche Weltumfassung, die sich in diesem Grundbuch des historischen Wissens ausgeprägt hat. Die Bibliothek bot die Erläuterungen von Larcher, die der Übersetzung ins Französische beigefügt sind, dar; aber wieviel ließen diese zum wirklichen Verständnis noch übrig! Die Erläuterungen Creuzers über das ägyptische Altertum führten um vieles tiefer ein; aber zu rechter Einsicht gelangte man doch nicht. Creuzers übrige Arbeiten, namentlich über Symbolik und Mythologie, eröffnen einen Kreis des Wissens, der mir neu war; doch konnte ich auf diesem Wege nicht folgen, da sie mich zu sehr in Kombinationen zü verwickeln drohten, in denen ich den Boden unter den Füßen zu verlieren fürchtete. Das war selbst der Fall mit Otfried Müllers hellenischen Stämmen und Städten. Unser Direktor war prinzipiell dagegen; er zog die

einschlagenden Abschnitte von Manso oder Göttling bei weitem vor. Für mich war zu viel Mythologie darin; aber die Verbindung derselben mit den Denkmalen aus alter Zeit, die Idee von gesonderten Stammeseigentümlichkeiten, die in allen Vorstellungen über Gott und Welt mitspielen und die Gelehrsamkeit an und für sich, welche aus den abgelegensten Regionen Erläuterungen herbeischaffte, erweckten meine Bewunderung, nicht jedoch Nacheiferung. Denn mein Sinn war von Natur mehr auf das eigentlich Historische, mehr auf das Verständnis der großen Begebenheiten selbst gerichtet, als daß ich mythologischen und municipalen oder lokalen Forschungen, selbst in dem Glanze, in dem sie bei Müller erschienen, volle Aufmerksamkeit hätte widmen mögen. Ich vermißte selbst bei Müller eine nähere Erörterung derselben, und blieb den mehr auf das Faktische bezüglichen Forschungen getreu. Der alte Meursius mit seinen Sammlungen wurde fleißig durchstudiert, obwohl es mir doch nicht gelingen wollte, aus den beigebrachten Notizen eine genügende Einsicht, z. B. in die attischen Zustände zu gewinnen. Und viel zu sehr war ich bereits von Thucydides und seinen weit über das Besondere hinausreichenden, große Ansichten eröffnenden Darstellungen selbst des höchst Speciellen erfüllt, als daß ich ihn nicht wie mit seinem Vorgänger, so mit seinem Nachfolger zu verbinden getrachtet hätte. Für die theosophischen Momente der griechischen Geschichte Xenophons, die doch an homerische und herodoteische Weltauffassung anknüpfen, war ich ganz besonders zugänglich. Neben alle dem Heidentum webte doch gleichsam etwas, was der alttestamentlichen Auffassung historischer Zustände entspricht. Ich fühlte mich dadurch in einer positiv-religiösen Anschauungsweise bestärkt. Wer das so nacheinander studiert, empfindet den ungeheuren Abstand der späteren Historiographie, die gleichsam aus der Mitte weicht, welche alles erläutert und verständlich macht. Xenophon ist seinen Vorgängern bei weitem nicht gleich, doch erhebt er sich unendlich weit über die späteren. Ich konnte nicht begreifen, warum Niebuhr ihm so abhold war.

Erst unter den Römern erscheinen wieder ebenbürtige Genien. Ich brauche kaum zu sagen, wie sehr die ersten Bücher von Livius mich hinrissen. Die Vorrede wurde auch in der Schule mit Bewunderung, man möchte fast sagen Andacht gelesen. Die Mischung von Sage und Geschichte im ersten Buche hat, Herodot ausgenommen, ihres gleichen nicht und selbst mit Herodot verglichen, den größeren historischen Inhalt voraus, der die Grundlage eines Lebens enthält, welches die Welt übermeistert hat. Der erste Blick lehrte, daß Dionysius von Halicarnaß hierin nicht zu vergleichen ist. Er hatte das Mitgefühl mit dem werdenden Rom nur, insoweit es einem Griechen möglich. Jedoch ich komme auf dieses Verhältnis besser später einmal zurück, wenn ich die Jahre erreiche, in denen ich tiefer eingehende Studien machen konnte. An den damaligen nahm auch mein Bruder Heinrich Anteil. Er hatte gegen Niebuhr noch mehr einzuwenden, als ich. Ich selbst folgte diesem möglichst und war nicht allein von der Tiefe und Vielseitigkeit der Forschung, die

doch immer die Hauptsache im Auge behält, sondern auch von der Größe der Darstellung, wo eine solche versucht wird, imponiert. In die Untersuchungen über die streitigen Momente der Verfassung konnte ich ihm indes nur wenig mehr folgen, als Otfried Müller in Beziehung auf die griechischen. Noch weniger Boeckh über den Staatshaushalt von Athen. Daß diese Männer lebten und ihre große eigentümliche Begabung zur Erforschung der realen Zustände des Altertums verwandten, war eine Erscheinung, die jene Jahre hindurch die mitstrebenden Jüngeren beherrschte und ihnen zugleich Respekt und Mut einflößte. Von Niebuhr wurde nun die Fortsetzung der Römischen Geschichte, die ihn bis in die Bürgerkriege geführt haben würde, aufs schmerzlichste vermißt; nicht allein, weil sich sein System da erst erproben mußte, sondern weil er da erst einen seinem großen Talente entsprechenden Gegenstand gefunden hätte. Hiefür lag auch kein klassisches Muster von weiterer Umfassung vor. Ich muß gestehen, daß mir die Abschnitte der allgemeinen Geschichte Johannes Müllers, welche diese Zeiten berühren, großen Eindruck machten; doch sind sie viel zu fragmentarisch und epigrammatisch, um zu einer genügenden Ansicht zu führen. Die klassischen Autoren, die wir studierten, führen in jedem Momente weiter; ich beschäftigte mich viel und eingehend damit. Die Studien wendeten sich nun auch auf Appian und Dio Cassius, die nichts Hinreißendes haben, aber die merkwürdigsten und bedeutendsten Notizen darbieten.

Bei weitem mehr beschäftigten wir uns mit Sallust und Cäsar. Die catilinarische Verschwörung wird durch Auffassung und Darstellung eines zusammenhängenden Ganzen immer als ein Meisterstück betrachtet werden müssen; für den Charakter der römischen Historiographie ist das Werk in zwiefacher Hinsicht entscheidend. Es ist das erste Produkt der moralischen Geschichtschreibung, die hernach vorgewaltet hat. Es trägt eine Moralität vor sich her, von der es sehr möglich ist, daß der Autor in seinem Leben sie nicht darstellte; aber sie drückt den Genius Roms, wie er sich in diesen Konflikten der mächtigen Oberhäupter untereinander unter Einwirkung des Staates bildete, vollständig aus. Eine Idee, welche in der römischen Gesamtheit wirkte, ohne das Eigentum jedes Einzelnen zu sein. Denn in allen litterarischen Produktionen erscheint zugleich die Gemeinschaft des geistigen und moralischen Wesens. Wer wollte darauf schwören, daß Catilina gerade so gewesen sei, wie er hier geschildert wird? Aber er erscheint, in seiner Abweichung von dem, was Sitte, Herkommen, Verfassung und selbst die Idee gebot, als ein repräsentativer Mensch. Er hätte, wenn er Meister geworden wäre, das römische Wesen von Grund aus zerstört. In Cicero erscheint die Konservation dieser Ideen und Sitten würdig und geschickt. Mag auch Cicero noch andere Eigenschaften gehabt haben, dies waren die vornehmsten. Er wird dadurch unsterblich, inwiefern ein notwendiger Grundzug des allgemeinen Lebens in seiner Person erscheint. Mir lag nahe, mich auch um den Stil des großen Redners zu bekümmern. Ich fand in der Konfiguration der

Sätze, ihrer inneren Struktur etwas, was ich sonst weder bei Lateinern noch Griechen anzutreffen gemeint hatte. Es ist die Verflechtung des Nebensächlichen in den Hauptsatz. Denn was man auch sagen mag, so kann sich Widerspruch erheben, oder wenigstens Zweifel an der Vollgültigkeit des Vorgetragenen. Bei Cicero findet sich nun, daß er die möglichen Einwürfe im voraus kurz und bündig beseitigt, was denn seinem Stil eine ungewohnte Fülle und etwas Mustergültiges für alle Zeit verleiht. Der gesunde Menschenverstand kommt in ihm auf eine glänzende, majestätische Weise zu Worte. Die Briefe sind dann für die Zeitgeschichte unentbehrlich; für die Geschichte einiger Jahre sind wir am meisten auf sie angewiesen. Sie dienen zur Ergänzung der Sallustischen Erzählungen nach allen Seiten hin.

Nun aber erhebt sich die Gestalt, vor welcher alles dieses repubikanische Wesen erblich und zusammensank. Weniger jedoch waren es die Werke Cäsars über die inneren Zustände und den bürgerlichen Krieg, was wir studierten; denn die Kriegshandlungen, welche sie auch da hauptsächlich schildern, sind es doch nicht, worin das Innere des Staatslebens sich entwickelt. Diese sind nur da an ihrer Stelle und verdienen nur da vollkommene Aufmerksamkeit, wo sie zu einem großen Resultat führen. Welches aber könnte größer und welthistorischer sein, als die Eroberung Galliens durch Cäsar, der damit eigentlich das weströmische Reich gegründet hat, und sein Zusammentreffen mit anderen Volkselementen, die er nicht überwand? Die Schilderungen des celtischen Staatswesens in dem Inneren von Gallien und des benachbarten germanischen gehören zu den bedeutendsten Dokumenten aller Zeiten, denn Cäsar schilderte nur, was er sah und erlebte. Diese scharfe Beschränkung auf das genau Bekannte in präciser lichtvoller Sprache giebt seinem Werke seinen eigentümlichen Charakter und seinen Wert. Die gallischen Kriege Caſärs sind der Grundtext der späteren Geschichte von Europa. Die Jugend kann nun wohl nicht an jedem, was er schildert, Teil nehmen; selbst ein gereiftes Alter kann das nicht, es gehört dazu eine mehr kriegsmännische Befähigung; aber mit dem größten Interesse vermag doch ein jeder den allgemeinen Gang der Unternehmungen, die Erfolge der verschiedenen Feldzüge, die Siege, das Aufwogen des altceltischen Volksgeistes dagegen und dessen Überwältigung zu verfolgen. Das Buch ist symbolisch für die Welteroberung und die Gründung des Kaisertums überhaupt.

Als nun aber das Kaisertum gegründet war, was wurde daraus? Tacitus stellt es dar, und zwar nicht als ein Lobredner des Siegers durch und durch, sondern zugleich als ein Gegner desselben im inneren und nach außen. Was sich bei Cäsar nur als ethnographische Notiz über die Germanen findet, wird bei Tacitus eine mit Bewunderung durchdrungene Schilderung ihrer Sitte. Der moralische Ton der alten Historiographie, wie ihn Sallust angeschlagen, erscheint bei Tacitus in höherer Potenz. Wofür sich in Rom kein Platz mehr fand, das moralische Ideal, erschien in den barbarischen Völkern

germanischen Ursprungs in vollem Dasein. Kultur und Moral trennen sich gleichsam; jene macht mit der Verderbtheit, diese mit uranfänglichen Zuständen, die man als roh bezeichnen kann, gemeinschaftliche Sache: in diesem Gegensatz, der die folgenden Jahrhunderte beherrscht hat, erscheint Tacitus fast als Prophet und zwar als ein vorwärts gewandter. Ganz in diesem Gefühl ist der Agricola geschrieben, es ist der Gegensatz des ungrochenen altrepublikanischen Geistes, inwiefern er damals noch existierte; und hätte er nicht existiert, wie hätte Tacitus schreiben können gegen den Despotismus der Julier? So sind aber auch Annalen und Historien geschrieben; grade in diesen Gegensätzen liegt ihr Leben. Die Kultur mit Verderbtheit, mit Despotismus im Bunde führt zu den tragischen Ereignissen, in deren Schilderungen Tacitus unübertrefflich ist. Keine Zeit hat etwas hervorgebracht, was dem gleich wäre, was Tacitus über den Tod der Agrippina geschrieben hat. Er ist zugleich höchst gegenständlich, von allen Historikern, die jemals gelebt, der am meisten malerische; auch keine spätere Zeit wird etwas dem Gleiches hervorbringen. Die Dinge begegnen in der Welt nur einmal in voller Prägnanz ihres Daseins; so mögen sie denn auch, wenn das Glück der Zeiten es will, nur einmal dargestellt werden.

Ich war mitten in diesen Studien begriffen, als mein Bruder Ferdinand, der damals in Halle studierte, mich besuchte; ein jugendlich emporkommender, prächtiger, liebenswürdiger junger Mann, der in seinen philologischen Studien lebte und webte und sich mir mit vollem Herzen anschloß. Wie oft haben wir bei einer Tasse Kaffee schwierige Stellen des Tacitus einander zu erklären versucht; wie oft, im Grase liegend, einen alten oder neuen Klassiker gelesen und uns seiner erfreut. Tacitus wurde durch und durch excerpiert.

---

3. Diktat vom Dezember 1875.

Ich bin nun nahe daran, mein achtzigstes Jahr zu vollenden. Welch eine Periode von großen Wechselfällen, entscheidenden Ereignissen, die zwischen 1795 und 1875! So unbedeutend das einzelne Leben auch ist, so erfährt es doch in jedem Augenblick die Rückwirkung der allgemeinen Angelegenheiten. Was sonst eine Anmaßung wäre, die großen Begebenheiten mit seinem Leben in Verbindung zu bringen, ist doch andererseits wieder unerläßlich und gleichsam eine Pflicht der Reminiscenz.

Meine Geburt fiel noch in das Jahr 1795, in welchem sich die allgemeinen und deutschen Angelegenheiten insofern fester gestalteten, als die Idee, die Revolution zu überwältigen, aufgegeben wurde und das System der preußischen Neutralität sich bildete. Unter diesen Eindrücken wuchs ich auf,

da auch das Kurfürstentum Sachsen, dem ich angehörte, die preußische Politik vollkommen teilte. Auch in das Städtchen, das wir bewohnten, und das, wie oben berührt, viel inneres Leben hatte, drangen die Beziehungen der öffentlichen Angelegenheiten ein: der Name Napoleon blieb uns nicht unbekannt. Die Kinder empfingen den Eindruck einer außerhalb unserer Beziehungen emporgekommenen ungeheueren Gewalt, die jedoch nicht als feindselig betrachtet wurde, sondern nur durch ihre Großartigkeit imponierte. Ich erinnere mich der Mittagstafel auf dem großväterlichen Gute bei Querfurt, wo ein gelehrter Kandidat es versuchte, den Namen zu erklären. In unmittelbarster Nähe berührten uns die Ereignisse von 1806. Zum erstenmal erschienen die preußischen Regimenter vor dem Ort; unsere Husaren brachen auf, um ihnen zur Seite den Kampf gegen Napoleon zu bestehen. Am 14. Oktober waren wir in größter Aufregung, die älteren Knaben, denen ich mich zugesellte, glaubten Kanonendonner zu hören, wenn sie Löcher in die Erde gruben; ich vernahm nichts davon. Aber baldigst erschienen Wagenreihen, die den Rückzug ankündigten. Nach einigen Tagen erschienen die französischen Chasseurs; sie wurden als fremde Soldaten, die sich aber hervorgethan hatten, aufgenommen, mit Furcht, aber ohne Haß. Für uns hatte es nun die größte Bedeutung, daß zwischen Sachsen und Frankreich Friede geschlossen wurde; dem Kurfürstentum gesellten sich die thüringischen Fürstentümer bei. Ich besinne mich wohl auf den gothaischen Offizier, ich denke einen Seebach, der uns auf dem Marktplatz in Wiehe, noch zu Pferd, dies Ereignis erzählte. Eine Anzahl übelwollender Flugschriften und Gedichte gegen den König von Preußen trugen dazu bei, die Population Preußen zu entfremden. Ich erinnere mich, daß ich doch vielen Ärger darüber empfand. Die Erhebung des Kurfürstentums zum Königreich machte dagegen doch einen guten Eindruck. Das Einverständnis mit Frankreich erhielt die Schulen, die ich zu besuchen anfing, in der Ruhe, die für die Studien notwendig war, in lebendiger, aber doch sehr unparteiischer Teilnahme. Auf mich machte fast mehr der Ton der Bulletins, als ihr Inhalt, Eindruck. Mit der Bewegung des Kampfes aber stieg auch die allgemeine Teilnahme für oder wider; wobei denn mehr von den französischen Marschällen und ihrem Kaiser als von den Schicksalen von Europa die Rede war. Aber in kurzem vernahmen wir auch andere Stimmen; ich las gerade den Agricola des Tacitus und war sehr in meiner Seele bewegt, als ich die Gedanken einer britischen Königin in den Proklamationen der Alliierten wiederfand. Mein besonderer Patron, der Mathematikus Schmidt, war sehr französisch gesinnt; denn er schrieb Napoleon eine universalhistorische Mission zu; aber in der Jugend regte sich doch das lebendigste Mitgefühl für die deutsche Sache. Mein Freund und Gönner, der Kollaborater Wiek, billigte sehr meine Vergleichung des Widerstandes der Briten gegen die Römer und der Alliierten gegen die Franzosen. Dort an der großen Landstraße stießen dann die großen Gegensätze sehr nahe aufeinander. Wir sahen Napoleon auf seinem Marsch nach Lützen, hörten aber

nach einigen Monaten den Bericht mit an, welchen General Thielmann, der mit den Sachsen zu den Verbündeten übergegangen, über die Erfolge der Schlacht von Leipzig vor der Pforte laut verlas.

Meine ersten Universitätsjahre wurden dann von lebendigster Teilnahme an dem Fortgang dieser Begebenheiten und ihrer Entscheidung bei Belle-Alliance erfüllt, die dann jedem einzelnen mehr galten, als seine persönlichen Erlebnisse. Man begreift nun wohl, daß bei allem Fleiß, bei aller Hingebung an die Studien des Altertums, doch auch die großen Ereignisse, die sich vollzogen, den Geist ergriffen und dazu beitrugen, ich will nicht gerade sagen, ihn durchzubilden, noch weniger zu retardieren, aber ihm eine Richtung auf das öffentliche Leben zu geben. Von besonderer Bedeutung war es nun für uns, daß die thüringisch-sächsischen Lande durch den Frieden an Preußen fielen. Wenn man an der Universität Leipzig das auf das bitterste empfand, so war mein Vater doch dafür. Er hatte alle die Unannehmlichkeiten, die mit der sächsischen Justizverwaltung, der er angehörte, verknüpft waren, persönlich empfunden und zog das Landrecht den sächsischen Gesetzen, die preußische Prozeßordnung, in die er sich nur mit Mühe fand, der sächsischen Justizverfassung vor. Es war ihm sehr erwünscht, daß ich meine erste frühe Anstellung in Preußen fand; für mich selbst hörte jede weitere Rücksicht auf abweichende Verhältnisse auf. Die Erzählungen, die ich von denen, die an den Feldzügen Teil genommen, also aus erster Quelle vernahm, waren sehr geeignet, meine junge Seele mit deutsch-patriotischem Eifer zu erfüllen. Eine Gefahr trat hiebei ein, von dem excentrischen Eifer, den diese Gefühle hervorbrachten, fortgerissen zu werden. Vater Jahn erschien auch in Frankfurt; mein jüngerer Bruder wurde von den Ideen, die sich in ihm verkörperten, unwiderstehlich fortgerissen und folgte ihm auf eine kurze Zeit nach Berlin. Ich war empfänglich dafür, aber doch nicht in so hohem Grade; doch war auch dafür gesorgt, daß ich nicht etwa der entgegengesetzten Partei beifiel. Durch die gewaltsamen Repressionen, von denen ein Teil meiner Freunde betroffen wurde, wurde ich notwendig abgestoßen.

Von dem größten Einfluß war es aber auf Gesinnung, Leben und selbst die Studien, daß die Restauration eine Reihe von Jahren die Oberhand behielt. Die historischen Studien haben sich eigentlich in dem Widerspruch gegen die Alleinherrschaft der napoleonischen Ideen entwickelt. Auf diesem Grunde beruht die große Wirkung, welche Niebuhrs römische Geschichte innerhalb und außerhalb der gelehrten Kreise hervorbrachte. Das besondere Leben im Gegensatz gegen eine allgemeine Herrschaft und die inneren Bedingungen einer großartigen Staatsentwickelung riefen einen allgemeinen Wetteifer selbst in der gelehrten Litteratur hervor. Otfried Müllers Arbeiten sind aus demselben Grunde hervorgegangen; die Vorlesungen, welche Steffens in Breslau hielt, sind auf Müller nicht ohne Einfluß geblieben. Die abstruse Gelehrsamkeit verband sich mehr oder minder mit einem politischen Zuge. Der Gegensatz wurde durch Philosophie und Theologie nicht etwa geschlichtet,

sondern tiefer angeregt. Man befand sich in der Mitte lebendiger Bewegung nach allen Seiten hin. Als junger Professor in Berlin lebte ich in der Mitte derselben, ich ergriff die Studien der neueren Geschichte mit wissenschaftlichen Tendenzen, die ich in denselben noch vermißte, Studien, die mich nach Wien und dann nach Italien führten.

In Wien war die litterarische Bewegung bei weitem gebundener, als in Berlin; das legitimistische System beherrschte die Geister oder suchte sie zu beherrschen. Ich hatte das Glück, mit Friedrich Gentz in eine ziemlich nahe Beziehung zu kommen; er galt als eines der Oberhäupter der sogenannten Ultras und hielt an den antirevolutionären Doktrinen eifrig fest; aber er war ein Mann von Geist, der ganz in seiner Weltstellung lebte und sie jeden Augenblick überschaute. Ich besuchte ihn alle Woche einmal, in einer Abendstunde. Politische Unterhaltung war ihm eine Art von Bedürfnis, und, wie man weiß, er sprach sehr gut. Die allgemeine Situation war keineswegs mehr so beschaffen, wie sie infolge des sogenannten heiligen Bundes in Aussicht genommen war; die Erhebung der Griechen unter der Unterstützung von England hatte alle Gemüter in neue Richtungen getrieben. Mit den Griechen und ihren Protektoren kam ich nicht in Verbindung; wohl aber mit den Serben, die demselben System, aber auf eine andere Weise, angehörten. Es war mir ebenso anziehend, wie belehrend, den Ursprung der serbischen Bewegung aus unmittelbarer Mitteilung kennen zu lernen, unbekümmert, was man in Wien darüber dachte. Meine italienischen Studien, die ich in Berlin begonnen, setzte ich mit immer wachsendem Eifer fort; denn noch war das venezianische Archiv großenteils in Wien: es bot mir die nächste Ausbeute. Aber zugleich vertiefte ich mich in das Element der slavischen Bewegung in der Türkei; ich fing an Serbisch zu lernen, wiewohl nicht mit großem Succeß, da die Information, die ich bekam, in deutscher Sprache gewährt wurde. Aus dem Gespräche von Gentz nahm ich ab, daß das Verhältnis der großen Mächte keineswegs ein sehr einmütiges war. Die Notizen, welche einige Jahre später das Portefolio publizierte, und die dann das allgemeine Erstaunen hervorriefen, waren mir bereits damals durch Gentz nicht vorenthalten worden. Er sprach oft unter dem Eindruck der letzten Depeschen aus St. Petersburg, deren Inhalt und Ton er gleichmäßig perhorreszierte. In diesem Zustand der großen Angelegenheiten, der mir wenigstens nicht fremd war, reiste ich nach Italien.

Die Zustände in Venedig repräsentierten noch ganz das alte System; meine Wirtin hatte noch den letzten Dogen gesehen. Die Erinnerungen an San-Marco waren noch nicht verloschen, und ich lebte und webte, wie sich denken läßt, in dem Mitgefühl mit der alten Republik. In diesen Direktionen war es keine Störung, daß der Kronprinz von Preußen eintraf, mit jugendlicher Lebendigkeit für Altertum und Kunst eingenommen und die Hoffnung, daß er das Alte aufrecht erhalten und neu beleben werde, nährend. Man konnte an den Idealen der Restaurationsepoche festhalten, der es gelungen war,

über die griechischen Zerwürfnisse hinwegzukommen. Mir wurden die Griechen erst in Venedig lebendig, bei denen es nicht geringen Eindruck machte, daß Professor Reisig, der eben angekommen war, leider um daselbst zu sterben, das Altgriechische so gut sprach oder noch besser, als sie selber. Ich werde mir die Mühe nehmen müssen, diesen Aufenthalt einmal ausführlicher zu schildern. Hier will ich nur den politischen Horizont bezeichnen, unter dem ich dann nach Florenz und Rom ging. Wir waren im Jahr 1829, und alles war mit den großen Gegensätzen der Restauration und der Revolution beschäftigt, die damals Frankreich agitierten und durch die französischen Zeitungen aller Welt mitgeteilt wurden. In der Gesellschaft, die ich zu Rom sah, regte sich die Meinung, daß es mit der älteren Linie der Bourbonen doch nicht gehe und daß sich unter der Hand die Herrschaft der Orleans in Frankreich vorbereite, von denen man annahm, daß sie etwa die Politik Wilhelms III. in England einschlagen würden. Einen positiven Anhalt hatte das nicht, und das System der Restauration erschien in aller Welt zu gut befestigt, als daß man einen baldigen Umsturz hätte erwarten können. Aber er vollzog sich in dem folgenden Jahre, plötzlich, gewaltsam, durchgreifend. Karl X. mußte die Flucht ergreifen; Louis Philipp von Orleans trat wirklich an seine Stelle. Es lag nun nicht so sehr an der inneren Schwäche der Restaurationsideen, als an dem veränderten Zustand von Europa überhaupt, den Mißverständnissen, die zwischen Österreich, Rußland und England eingetreten waren, daß man wohl einen Augenblick daran denken konnte, einen konservativen Kreuzzug gegen die neue französische Regierung zu unternehmen, ihn in der That aber nimmermehr auszuführen imstande gewesen wäre. Bei meinem zweiten Aufenthalt in Venedig im Jahre 1830 waren die Beamten des dortigen Archives und viele andere in der Stadt der Meinung, daß dies dennoch geschehen müsse, weil nur so die Kontinuation des Alten und Neuen aufrecht erhalten werden könne. Aber ganz anders war der Lauf der Dinge: die revolutionären Sympathien breiteten sich jeden Augenblick weiter aus und behaupteten sich auch außerhalb der französischen Grenzen in Belgien; ihre Analogien triumphierten in England, sie bedrohten die deutschen Fürstentümer und Regierungen. Anders war es nicht, als daß der Gegensatz der beiden Systeme, welche die Welt umfaßten, nochmals durchgekämpft werden mußte; nicht jedoch in der früheren Weise, durch einen weltumfassenden Krieg aller Mächte, sondern durch innere Bewegung.

Dies war die Signatur der Periode, die mit dem Jahre 1830 eintrat. Kein lebender Mensch konnte sich diesem großen Streite entziehen; auf eine oder die andere Weise mußte ein jeder Partei nehmen. Bei meiner Rückkehr nach Berlin, im Frühjahr 1831, wo ich nun wieder das Katheder bestieg, wurde ich mitten in diesen Streit gezogen und hielt mich sogar für verpflichtet, durch eine historisch-politische Zeitschrift an demselben Teil zu nehmen. Die Richtung, die ich einschlug, war nun aber weder Revolution noch Reaktion. Ich hatte das kühne Unterfangen, zwischen den beiden einander in jeder öffent-

lichen oder privaten Äußerung widerstrebenden Tendenzen eine dritte zu Worte bringen zu wollen, welche an das Bestehende anknüpfte, das, auf dem Vorangegangenen beruhend, eine Zukunft eröffnete, in der man auch den neuen Ideen, insofern sie Wahrheit enthielten, gerecht werden konnte. Das Unternehmen ging eigentlich über meine Kräfte; wie sehr sah ich mich getäuscht, wenn ich gemeint hatte, eigentlich müsse mir jedermann beistimmen! Ganz das Gegenteil geschah: meine früheren Freunde, wie Varnhagen und Alexander von Humboldt, die das Heil der Welt in dem Fortschritt der Revolution sahen, bezeigten mir Ungunst und Entfremdung. Meine damaligen Freunde, Radowitz und Gerlach, die sich soeben ein Organ in dem politischen Wochenblatte erschaffen hatten, duldeten mich nur eben, weil ich der Revolution nicht ganz beifiel. Einen Trost und eine Stütze fand ich in dem Beifall von Männern wie Eichhorn[1]), Savigny, Schleiermacher, die mich möglichst unterstützten. Die beiden ersten bildeten meine tägliche Gesellschaft. Fast noch eine größere Rolle aber spielte die Bekanntschaft mit Ancillon, den ich in Venedig kennen gelernt hatte, und um den sich dann wieder eine konservative Gesellschaft gruppierte. In Ancillon repräsentierte sich noch einmal Sinn und Art der französischen Kolonie in Berlin: in allgemeiner Bildung, einer immer gegenwärtigen Kunde der Ereignisse der Geschichte, sowie der Dogmengeschichte der Philosophie suchte er seinesgleichen. In seinen Gesprächen war er bei weitem konservativer, als in seinen Schriften, doch hielt er auch an denen fest. Nicht selten sah er den König, beinahe täglich seinen Zögling, den Kronprinzen, der dann fortfuhr, an allen Produktionen der Litteratur und Kunst unter Ancillons Mitwirkung, der alle Abende vorlas, den lebendigsten Anteil zu nehmen.

Mir konnte nun nicht entgehen, daß eine vorzugsweise politische Schriftstellerei meinen Beruf doch nicht erfülle. Das Beste, was in der Zeitschrift vorkam, war doch eigentlich historisch. Meine ganze Seele trieb mich, die historischen Arbeiten, zu denen ich das reichste Material mit nach Hause gebracht hatte, nun auch an den Tag zu fördern. Ich schrieb die Geschichte der Päpste, noch unter dem Eindruck meines Aufenthaltes in Italien, namentlich in Rom. Auffallend war es mir, daß Bunsen, der sonst meine Stellung teilte und auch meine politischen Arbeiten billigte, mit dem ersten Band der Papstgeschichte nicht zufrieden war. Er meinte, nicht der romanischen, sondern der germanischen historischen Entwickelung müsse sich die Arbeit des Historikers widmen. In dem zweiten Teil der Päpste war ich genötigt, nur zu viel auch von der deutschen Geschichte zu sprechen. Die Arbeit hatte das Gute, daß sie mich in voller Anschauung der allgemeinen Verhältnisse erhielt. Der Beifall, den sie im allgemeinen fand, und selbst die Widerrede, die sie hervorrief, waren für mich dadurch bedeutend, daß sie auch mir eine Stellung

1) d. h. Joh. Albr. Eichhorn, der spätere Minister, nicht der Rechtshistoriker Karl Friedr. E., wie S. W. XLIX/L Vorrede S. X Anm. 1 irrig angenommen worden.

in den allgemeinen Bestrebungen und Streitigkeiten der Welt verschafften. Ich hatte mich der äußersten Unparteilichkeit beflissen, ohne doch das Positive aufzugeben; ein Sinn, in welchem ich nun auch meine Vorlesungen hielt, die jetzt mehr Anklang fanden als früher. Die Zustände von Berlin in den letzten Jahren Friedrich Wilhelms III. beruhten darauf, daß die revolutionären Tendenzen litterarisch einwirkten, aber auch litterarisch bekämpft wurden. Doch ging die Bedeutung der Männer, die an der Universität zusammenwirkten, nicht ohne stetes Widerstreben gegen einander, weit über diesen Gegensatz hinaus. Es waren Männer vom ersten Rang, die Universität stand in ihrer vollsten Blüte; denn die Wissenschaft wird von den Gegensätzen der Politik zwar berührt, aber geht nicht in derselben auf. Das eigene Leben der historischen Wissenschaft war ich bemüht, durch die historischen Übungen zu fördern, die dann den glücklichsten Erfolg hatten.

Als der dritte Band der Päpste erschienen war, ging ich einst mit Savigny in seinem Garten auf und ab, und er fragte mich, was ich nun zuerst unternehmen wollte. Mein Entschluß war bereits gefaßt. Ich hatte das innere Bedürfnis, der Geschichte des Katholicismus die der Ursprünge des Protestantismus zur Seite zu setzen, und wie denn nach meiner Sinnesweise die gründlichsten Studien allem anderen vorangehen mußten, so hatte ich bereits Materialien gefunden, welche zu einer neuen Arbeit eine sichere, weitreichende Grundlage bilden konnten. Es waren die Reichstagsakten der Stadt Frankfurt a. M.; denn nur aus der Koincidenz der religiösen und politischen Bestrebungen ließ sich das große Ereigniß der Reformation der Kirche einigermaßen begreifen. Andere Informationen lieferten die Archive von Berlin, Weimar, Dresden, wozu dann die voluminösen theologischen Werke hinzukamen. Ich fühlte mich oft nicht ganz behaglich in der Komposition von Reichstagsakten und Theologumenen; auf der anderen Seite war wieder mein ganzes Interesse dabei. Doch ich halte inne. Ich will nur noch mit einem Worte berühren, daß, während ich arbeitete, in Berlin der Horizont sich dadurch vollkommen veränderte, daß Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg. Er war ganz der Mann der Zeit, d. h. er lebte und atmete in den großen Gegensätzen; aber er hatte zugleich Partei genommen für das Positive und das Historische. Er meinte seinem Staat und der protestantischen Kirche eine Stellung auf immer sichern zu können, indem er doch den Formen, welche die Epoche forderte, näher trat. Allein nicht die Formen allein begehrte die revolutionäre Tendenz, sondern zugleich das Wesen. Eine neue Epoche trat durch die Revolution von 1848 ein: die Impulse, die sich im Jahre 1830 erhoben hatten, bekamen jetzt die Oberhand; und nicht auf immer konnte der ausgebrochene Kampf durch friedliche Mittel geführt werden. Wer hätte daran nicht in seiner ganzen Seele Teil nehmen sollen? Jeder Anmutung, das Wort noch einmal zu ergreifen, wich ich beharrlich aus. Es lag mir mehr daran, die großen historischen Erscheinungen, die auf denselben Gegensätzen beruhen, zur Anschauung zu bringen: die Entwickelung des preußischen

Staates, die Bildung der französischen Macht, endlich die Geschichte des 17. Jahrhunderts in England.

Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. trat der Gegensatz der konstitutionellen und ständischen Tendenzen in Evidenz. Auf den Geist der Zeit aber hatte der Unterschied, den der König mit Recht machte, doch keine eigentliche Rückwirkung; vielmehr wurden die Zeitgenossen von einem neuen großen Gedanken erfüllt, der an die frühere Epoche anknüpfte und dessen Realisation man vom König erwartete: dem Gedanken der deutschen Einheit. Der König lebte und webte in demselben; aber bei jedem Schritt wurde er durch Rücksicht auf Österreich verhindert vorzuschreiten, was denn die Agitation notwendig vermehrte. Meinerseits war auch ich von diesem Gedanken nicht unberührt geblieben; ich glaubte vielmehr in der Geschichte der Reformation den Akt des deutschen Geistes zum Bewußtsein gebracht zu haben, durch welchen die Nation ihre innere Einheit am meisten dokumentiert hatte; denn der Protestantismus galt eine ganze Periode hindurch als die deutsche Religion. Aber die deutsche Idee war in den folgenden Zeiten durch die großartigsten Anstrengungen von der anderen Seite her zurückgedrängt, selbst in sich gebrochen worden, so daß sich die historische Aufmerksamkeit, selbst ohne persönliche Beziehung, dem Staate zuwandte, in welchem der protestantische Gedanke die größte politische Energie entwickelt hatte. Ich hatte Freunde, welche in der preußischen Geschichte gleichsam den zweiten Teil der Reformationsgeschichte erblickten. Indem ich mich diesem Stoff zuwandte, mußte ich jedoch inne werden, daß er auch noch ganz andere Lebenskräfte in sich trug, die ihn wieder beschränkten. Ich mußte vor allem das partikularistische Leben des preußischen Staates zu begreifen und darzustellen suchen, wodurch denn die Persönlichkeit des großen Königs, in der es sich in der Welt geltend machte, in den Vordergrund trat. König Friedrich Wilhelm IV. war, so viel ich bemerkte, wenn ich ihn dann und wann einmal sah, was doch nur selten geschah, mit diesem Vorhaben nicht ganz einverstanden. Seinen Beifall gab er mir erst zu erkennen, als ich in dem dritten Bande die deutschen Fragen näher berührte: er meinte, das Buch werde nun eben ganz deutsch. Er faßte die Deutschheit jedoch anders, als die Zeitgenossen, lediglich von konservativer Seite: Aufrechterhaltung des Bundes, Erneuerung der ständischen Rechte, die zwar die Bureaukratie, aber nicht die Monarchie beschränken sollten, eine Ordnung der Dinge, welche schlechterdings nicht französisch sein sollte — darin sah er die Deutschheit. Durch die Revolution von 1848 wurde er aber inne, daß die entgegengesetzten Elemente stärker waren, als er gedacht hatte; er hatte die Welt seinen Ideen zu unterwerfen gemeint, sah sich aber bald in die Verteidigung zurückgeworfen.

Dann aber gewannen die allgemeinen Ereignisse noch eine andere Direktion. Aus der Julimonarchie entstand die Republik, aus der Republik ging die Autorität des dritten Napoleon hervor; und nochmals schien dann ein Kampf mit Frankreich bevorzustehen. Ich hatte diese Idee dem König schon im Mai

1848 angedeutet; daß sie sich im Dezember realisierte, erwarb mir seine Gunst. Erst seitdem habe ich ihn öfter gesehen. Ich hatte indessen, nicht so sehr von den Ereignissen angeregt, als infolge der Gesamtheit meiner historischen Studien, die französische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts zu schreiben unternommen. Ich hatte sie dem König Friedrich Wilhelm IV. in den Abendstunden größtenteils vorgelesen; ich fand in ihm den aufmerksamsten und einsichtsvollsten Zuhörer. Seine Bemerkungen machten mich zuweilen bedauern, daß das Buch schon gedruckt war; ich hätte sie sonst hier und da verwerten können. Er war vollkommen einverstanden damit, als ich ihm endlich anvertraute, daß ich nunmehr an die englische Geschichte zu gehen gedächte. Er sprach die Hoffnung aus, daß ich damit vielleicht durchdringen könne, und gab mir, als ich im Jahre 1857 nach England reiste, einen Empfehlungsbrief an Prinz Albert, der mir dann meinen Weg einigermaßen erleichtert hat.

Schon aber waren seine Tage gezählt. Seine letzten Lebensjahre waren durch die Verwickelungen des Krimkrieges getrübt, die er nur immer aus dem Gesichtspunkt des allgemeinen Kampfes gegen die Revolution und das neue Napoleonische Reich betrachtete. Aber alle diese Fragen, die deutsche und die allgemeine sowie die konstitutionelle, ließ er seinem Nachfolger zurück, der dann, auf dem einmal gelegten Grunde fortbauend, doch eine mehr, wenn wir so sagen dürfen, nach der Linken hingewandte Richtung nahm, d. h. der öffentlichen Meinung einen größeren Einfluß gestattete. Auf dieser leichten Wendung, die zugleich eine Abweichung in der religiösen Ansicht, eben auch nur eine Modifikation, zur Grundlage hatte, beruht dann die weitere Entwickelung der Welt. Wir sind zur Entscheidung in den beiden Hauptfragen gelangt, der deutschen und der europäischen. Noch einmal ist es zum Kampf zwischen Österreich und Preußen gekommen: die Schlacht von Sadowa hat zwischen ihnen entschieden und dann zugleich Zustände herbeigeführt, in denen es möglich wurde, den von Frankreich angebotenen Kampf aufzunehmen und auf das glücklichste auszuführen. Was Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1792 unternommen, wovon er aber im Jahre 1795 abstand, das wurde im Jahre 1870 von seinem Enkel ausgeführt. Zwischen diesen Momenten hat sich mein Leben bewegt. So großartig sie sind, so denke ich doch, daß es von denselben nicht beherrscht worden ist; es hat auch seine eigene innere, von allen äußeren Ereignissen unabhängige Bewegung gehabt und sein eigenes Ziel verfolgt. Der allgemeinen Strömung, welche gegen die nächste Vergangenheit wieder ungerecht wurde, setzte ich den Briefwechsel des Königs Friedrich Wilhelm IV. mit Bunsen entgegen.

4. Diktat vom November 1885.

Ich bin in dem Jahre geboren, in welchem der Friede von Basel geschlossen worden ist, der erste Versuch einer Abkunft zwischen dem durch die Revolution umgestalteten Frankreich und dem preußischen Staate, der die konservativen Prinzipien der europäischen Welt in sich trug; mehr ein Versuch der Verständigung, als ein Friede, bei dem die beiden entgegengesetzten Elemente ein Jahrzehnt einander gegenüber bestanden. Man verzeihe mir, wenn ich meine geringfügige Existenz mit den großen Angelegenheiten der Welt in Verbindung bringe; aber anders ist es einmal nicht: jedermann lebt unter dem Einfluß der Gestirne, welche die Welt beherrschen. Das erste Jahrzehnt meines Lebens brachte ich in dem Frieden zu, den das Kurfürstentum Sachsen, welchem der Ort meiner Geburt angehörte, damals nach innen und außen genoß; es war mit Preußen in engen Bund getreten. Es war ein Stillleben einziger Art, in welches jedoch die Beziehungen zu der litterarischen Bewegung jener für Deutschland klassischen Epoche zuweilen hereinspielten. Ich besinne mich, daß eines Tages ein Hausgenosse, den ich gern besuchte, mich vor ein Bild, das unter dem Spiegel hing, führte, um mir zu sagen, der Mann, den es darstellte — es war Schiller —, sei eben gestorben. Er bezeichnete ihn als den größten Mann in Deutschland. Das Jahr 1806 erlebte ich in voller Besinnung des Geistes. Ich erinnere mich sehr wohl, wie zuerst ein preußisches Reiterregiment vor dem Städtchen vorüberzog, denn der eigentliche Durchzug wurde vermieden. Auch die Husaren, die am Orte lagen, rüsteten sich, ins Feld zu rücken; alles erwartete eine allgemeine Entscheidung. Am 14. Oktober hatte man eine Ahnung von der Schlacht von Auerstädt. Wir Knaben liefen auf das Hohenroth, eine benachbarte Anhöhe; einige von uns gruben sich in die Erde und meinten da wirklich Kanonendonner zu vernehmen. Ich bekenne: ich habe nichts gehört. Aber nur zu bald bekamen wir die Entscheidung zu erfahren. Das erste Zeichen davon gab eine lange Reihe von Wagen, besonders mit Damen besetzt, die den Rückzug angetreten hatten; dann trafen Flüchtlinge ein, die mein Vater in das Wohnhaus aufnahm und an unserer runden Tafel bewirtete. Gleich darauf aber erschienen die ersten Franzosen. Wie man an den preußischen Reitern die Totenköpfe bewundert hatte, so erregten nun die französischen Chasseurs die Aufmerksamkeit der Jugend. Man fing an, Preußen und Sachsen zu unterscheiden und die Niederlage als eine eigentlich preußische anzusehen. Wovon man keine Ahnung haben konnte, das war nun doch geschehen: die Entscheidung zwischen den beiden großen Elementen der Welt war erfolgt. Sachsen wurde im ersten Augenblick doch nur mäßig davon betroffen.

Für mich waren die Jahre gekommen, in denen ich meine Studien über den Horizont des Rektors und Kantors von Wiehe erhob. Ich besuchte nach-

einander die beiden Klosterschulen Donndorf und Pforte, die noch ganz den alten Stil des Unterrichts an sich trugen, aber mir eine neue Welt öffneten, in der ich atmete und lebte. Die Weltereignisse fanden auch hier einen gewissen Widerhall. Während wir uns in Donndorf mit den Sagen der homerischen Welt beschäftigten, machten doch auch die Napoleonischen Proklamationen, die wir zu lesen bekamen und die wir zuweilen auf den Schiefertafeln nachkritzelten oder nachahmten, den größten Eindruck. Was dann dort begonnen war, setzte sich in Pforte in höherem Tone fort. Ich kann nicht beschreiben, wie viel ich der Schulpforte zu danken habe; nicht gerade dem Unterrichte selbst, aber dem Geiste, der über der Anstalt schwebte und in die Tiefe der klassischen Studien versetzte. Ich habe da den größten Teil der Dichter des Altertums in beiden Sprachen durchgelesen, unter der Führung eines jungen Lehrers auch die Tragiker; selbst Pindar habe ich berührt. Virgil wußten mehrere von uns in ganzen Büchern herzusagen. Unter den Historikern war der vornehmste von allen auch der erste, mit dem wir Bekanntschaft machen konnten. Darauf folgte dann der große Umschlag des Napoleonischen Gestirns im Jahre 1812. Ich studierte eben den Agricola des Tacitus, als die populären Bewegungen, welche die Niederlage der Franzosen herbeirief, bekannt wurden. Ich wurde frappiert von der Identität der Gesichtspunkte, welche Tacitus der Königin Boadicea zuschreibt. Der innere Bezug des Entferntesten zu dem Nächsten und die Gleichförmigkeit zwischen der Ausübung der Gewalt und der Empörung dagegen traten mir vor die Augen. Der erwähnte Freund und Lehrer stimmte mir mit der Bemerkung zu: so ist es auch. Wir erhoben uns zu allgemein historischen Anschauungen, jenseit der Motive, die den Tag bisher beherrschten. Vor unseren Augen, in unserer Nähe sollte nun der große Kampf ausgefochten werden, der über die Welt entschieden hat. Wir sahen Napoleon in der Mitte seiner Generale und Marschälle vor dem Klosterthore vorüberziehen. Bald darauf wurde die Schlacht von Lützen geschlagen; noch einmal triumphierte das revolutionäre und imperialistische Prinzip. Aber mit welchem Eifer wurden zugleich die Nachrichten von den Rüstungen der Verbündeten bewillkommt! Wir begrüßten die ersten Kosaken, die sich auf der Straße blicken ließen, als Verkündiger einer nahenden Erlösung von dem Drucke, den jetzt alle empfanden. Nur zu lange zögerte auch uns die Entscheidung, bis dann die Schlacht von Leipzig erfolgte, von der wir die erste Kunde aus dem Munde des Generals Thielmann vernahmen, der dort vor den jungen Leuten, die sich am Thore versammelten, den unvergleichlichen Sieg mit den Ziffern der Verluste von Toten und Gefangenen verkündigte, die uns in Staunen versetzten und die Sympathien um so mehr erweckten, da ja Thielmann selbst zu den Verbündeten übergetreten war. Nach einigen Tagen sahen wir nun auch das französische Heer, das bisher immer nach dem Osten vorgerückt war, jetzt nach Westen zurückfliehen. Es bedeckte die Höhen wieder, wie zuvor. Bei dem Paß von Kösen kam es zu einem Zusammentreffen beiderseitiger Geschütze.

Mit welchem Staunen sah der Mathematikus der Schule, der liebenswürdige alte Professor Schmidt, der in Napoleon den Mann einer göttlichen Mission erblickte, die rückgängige Bewegung des Heeres, wiewohl er ihn darum nicht aufgab! Dadurch war nun das Weltgeschick entschieden. Die Macht der alten Zustände, wie sie durch die Jahrhunderte hervorgebracht worden, kam wieder zu Tage und jedermann empfand, daß die Zukunft der Welt darauf beruhte, wie weit die Reaktion vordringen, wo sie ihre Grenze finden würde. Bei der Abkunft von Paris kam es zu Tage, daß die revolutionäre Invasion abgewendet sei, aber die konstitutionelle Reform, die doch auch revolutionäre Elemente in sich trug, bestehen würde.

In dieser Zeit bezog ich die Universität Leipzig. Es machte mir doch Eindruck, wissenschaftliche Vorträge im Zusammenhang zu vernehmen; philosophische und hierauf historische Studien kamen erst jetzt an die Reihe. Es ist wahr, was man öfter gesagt hat, daß ich die Universität früher als gewöhnlich bezog, um mehr Zeit und Raum für meine eigentümlichen Studien zu finden. Selbst die Vorlesungen Gottfried Hermanns konnten mich doch nicht vollkommen befriedigen, da er auf die Metrik einen Wert legte, den ich niemals recht begriffen habe. Unvergeßlich aber sind mir seine Vorlesungen über Pindar, den ich nun erst verstehen lernte, über Hesiod und die griechische Mythologie und beinahe am meisten die Vorlesung über die griechische Grammatik, welche ein volles Verständnis der Gesamtheit der Sprache atmete, eine logische Begründung der grammtischen Regeln enthielt, die den Geist befriedigt. Die Vorlesungen Krugs waren mir durch dialektische Bestimmtheit nützlich, aber mich dürstete, von dem Kantianer zu Kant selbst und dessen berühmteren Nachfolgern überzugehen; ich schaffte mir Kants Kritik der reinen Vernunft an und studierte viel bei meiner Lampe. Den größten Eindruck machte mir Fichte, freilich am meisten dessen populäre Schriften, die mit Religion und Politik in Verbindung stehen. Den Reden an die deutsche Nation widmete ich eine unbegrenze Bewunderung. Noch immer aber stand ich der Historie ziemlich fremd gegenüber. In den Handbüchern sah ich nur eine Unzahl von Notizen, deren Unverständlichkeit und Dürre mich abschreckte. Den größten Einfluß auf meine historischen Studien hatte dann Niebuhrs römische Geschichte. Die Nachahmungen und Wiederholungen aus Livius und Dionysius und die Darstellungen Niebuhrs selbst, die an manchen Stellen einen echt klassischen Geist atmen, flößten mir die Überzeugung ein, daß es auch in neuerer Zeit Historiker geben könne. Über allem schwebte in jener Epoche der Name Goethe, der auch selbst eine moderne Klassicität in das Leben und die Studien eingeführt und zur Bildung des nationalen Sinnes in dieser Beziehung unendlich viel beigetragen hat; er stand damals im Zenith seines Ruhmes. Ich war unter meinen Kommilitonen sein größter Bewunderer, aber ihn nachzuahmen hätte ich schon damals nicht den Mut, noch auch den rechten Impuls gehabt: er war mir wirklich zu modern. Schon damals suchte ich nach älterer, noch mehr in der Tiefe der Nation liegender

sprachlicher Form. Ich ergriff Luther, zuerst nur, um von ihm Deutsch zu lernen und das Fundament der neudeutschen Schriftsprache mir zu eigen zu machen; aber zugleich wurde ich dann doch von dem großen Stoff und seiner historischen Erscheinung selbst ergriffen. Im Jahre 1817 habe ich wirklich den Versuch gemacht, Luthers Geschichte in seiner Sprache zusammenfassend darzustellen. Man begreift, daß mich da auch die theologischen Fragen in tiefer Seele beschäftigten. Die theologischen Studien hatte ich nie aufgegeben. Die kirchenhistorischen Vorlesungen von Tzschirner gehörten zu denen, denen ich das meiste verdankte. Und wenn ich fortfuhr, griechische Autoren zu übersetzen, so fügte ich dem auch Verdeutschungen des hebräischen Textes hinzu.

Aus diesen inkohärenten, aber in jedem Fache eifrigen Studien riß mich dann eine Berufung an das Gymnasium von Frankfurt a. O., die ich einem trefflichen Philologen, der mit mir im philologischen Seminare unter Christian Daniel Beck gearbeitet hatte und sehr früh zum Direktor des Frankfurter Gymnasiums erkoren worden war, verdankte. In dieser Hinsicht war zwischen Preußen und Sachsen kein Unterschied; aber in jeder anderen Beziehung ist es doch die größte Veränderung, die ich überhaupt erlebt habe, daß ich aus dem gesellschaftlichen Leben in Leipzig in eine ansehnliche preußische Stadt überging; wie denn auch Thüringen und meine Vaterstadt mit Preußen vereinigt worden waren. Das öffentliche Leben war ein durchaus verschiedenartiges. In Frankfurt herrschten noch die Erinnerungen an die letzten Kriege vor, welche selbst die Tischgespräche beherrschten. Eine andere geistige Atmosphäre, die nicht verfehlen konnte, mich anzuziehen und zu fesseln. Ich komme hier auf meine Unterscheidung der verschiedenen Richtungen des europäischen Geistes zurück. Preußen gehörte der monarchischen und konservativen Richtung an, die aber durch die großartigen Neuerungen, welche die Siege vorbereitet hatten, doch wieder gemäßigt und in sich selbst mit heterogenen Elementen erfüllt war. Jedermann weiß, wie lebendig die Wogen der Gegensätze in den Jahren 1819, 1820, 1821 aufeinanderstießen. Mein jüngerer Bruder, der mir bald nach Frankfurt folgte, schloß sich an Jahn und die Gesinnungen an, welche mit dem Turnwesen vereinigt waren. Auch ich kam ihnen sehr nahe, bin aber ihnen nie beigetreten. Meine Studien hatten indessen eine positive Richtung genommen; ich war nun ganz Historiker geworden, wozu mein Amt mir den nächsten Anlaß gab. Aber vom ersten Augenblick an verband ich die historischen Studien mit eigentümlicher Forschung und Aneignung. Ich habe damals zuerst die griechischen und lateinischen Historiker durchgelesen, und zwar im größten Umfang, und fügte sie nun in meine Erzählungen ein, was diesen dann eine ungewohnte Farbe gab und mir einen gewissen Beifall erwarb.

Aber bei dem Altertum konnte ich nicht stehen bleiben. Die öffentlichen Zustände selbst veranlaßten mich, in die neuere Zeit fortzuschreiten. Niemand könnte sich einen Begriff davon machen, wie sehr mich eben die Zeiten des

Überganges aus dem römischen Weltalter in das germanische ergriffen und festhielten. Mit einer Art von Entzücken las ich die von Hugo Grotius zusammengestellten Berichte über die Zeit, die man die der Völkerwanderung genannt hat, und die folgende. Ich hatte das Glück, eine große Bibliothek benutzen zu dürfen, die von einem Bibliothekar der Frankfurter Universität zusammengebracht war und damals nicht mehr benutzt wurde. Ich konnte in ihr die authentischen Denkmäler aller Jahrhunderte nach und nach benutzen, so daß ich von den Streitigkeiten des Momentes unabhängiger wurde, als andere. Und noch ein anderes Moment kann ich nicht versäumen zu erwähnen. In den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts machte sich die Überzeugung Bahn, daß nur ein tieferes Eingehen in die Grundlagen der Staaten und Reiche der Zukunft genügen könne. Die romantisch-historischen Arbeiten Walter Scotts, die in alle Nationen und Sprachen Eingang fanden, trugen hauptsächlich dazu bei, die Teilnahme an dem Thun und Lassen der vergangenen Zeiten zu erwecken. Auch für mich hatten sie Anziehendes genug und ich las mehr als eins dieser Werke mit lebendiger Teilnahme; aber ich nahm auch Anstoß an denselben. Unter anderem verletzte es mich, wie er in Quentin Durward Karl den Kühnen und Ludwig XI. behandelt, ganz im Widerspruch mit der historischen Überlieferung, selbst im einzelnen. Ich studierte Commines und die gleichzeitigen Berichte, die den neuen Ausgaben dieses Autors beigefügt sind, und überzeugte mich, daß ein Karl der Kühne, ein Ludwig XI., wie sie bei Scott geschildert wurden, niemals existiert hatten. Das wußte der würdige und gelehrte Autor wohl auch selbst; aber ich konnte ihm nicht verzeihen, daß er in seine Darstellungen Züge aufgenommen hatte, die vollkommen unhistorisch waren, und sie doch so vortrug, als glaube er daran. Bei der Vergleichung überzeugte ich mich, daß das historisch Überlieferte selbst schöner und jedenfalls interessanter sei, als die romantische Fiktion. Ich wandte mich hierauf überhaupt von ihr ab und faßte den Gedanken, bei meinen Arbeiten alles Ersonnene und Erdichtete zu vermeiden und mich streng an die Thatsachen zu halten.

War ich nun hiebei auf die gleichzeitigen Autoren und ihre Autorität angewiesen, so zeigte sich auch da eine analoge Schwierigkeit. Zunächst bei einer Vergleichung zwischen den beiden vornehmsten Autoren über die Anfänge der neueren Geschichte, denen ich mich nunmehr zuwandte, Guicciardini und Jovius, fand ich soviel Abweichungen, die sich nicht mehr ausgleichen ließen, daß ich nicht wußte, welchem ich mich am meisten anschließen sollte. Jovius ist bei weitem gegenständlicher und verrät im einzelnen mannigfaltige gute Informationen; dagegen ist Guicciardini über die Politik der Zeit bei weitem unterrichteter und unterrichtender. Es war aber ebensowenig möglich, zwischen ihnen zu wählen, als sie zu vereinigen, wenn man auf die Wahrheit selbst Bedacht nehmen wollte. Nun wurden aber noch viele andere Autoren dieser Epoche genannt, bei denen sich eine eigentümliche Kunde voraussetzen ließ, so daß sie notwendig herbeigezogen werden mußten, um festen

Grund und Boden zu gewinnen. Wenn sich dann herausstellte, daß Guicciardini, bei weitem der talentvollste von allen, doch wieder auch mit denen nicht übereinstimmte, auf der anderen Seite sie geradezu ausgeschrieben hatte, so ergab sich, daß eine Kritik der Geschichtschreiber dieser Epoche unumgänglich notwendig war. Selbst auf einige deutsche Autoren desselben Zeitraums mußte ein ähnlicher Versuch erstreckt werden; er ergab, daß der berühmte Bericht des Sleidanus über die Kaiserwahl Karls V. doch nur einer einseitigen, großenteils erdichteten Erzählung entnommen war, daß dieser Schriftsteller die echten Urkunden, aus denen sich eine gründliche Kenntnis der Begebenheiten gewinnen läßt, gar nicht einmal gekannt hat. Ich habe hier weder auf Niebuhr, der eigentlich mehr der Tradition einen Sinn verschaffen will, noch vollends auf Gottfried Hermann, der die Autoren im einzelnen kritisiert, Rücksicht genommen, obwohl ich mir bei großen Männern dieser Art Beifall versprach. Das Verfahren ist auf einem eigenen Wege ohne alle Anmaßung, durch eine Art Notwendigkeit entstanden; und für die Epoche, die ich zunächst behandelte, genügte es auch ziemlich. Die Briefe Ludwigs XII., die vorlängst bekannt geworden, gaben einen sicheren Faden für die Beurteilung der wichtigsten politischen Entscheidungen. Eben da aber, wo diese aufhören, mußte auch ich abbrechen.

Ich trat im Jahre 1824 mit meinem ersten Buche, „Geschichten romanischer und germanischer Völker", hervor, die in ihrer eigenartigen Schreibart mancherlei Anstoß erregten; wie ich denn auch bekennen muß, daß die Ausdrucksweise französischer und deutscher Chronisten sich darin wiederfand, während die aus den klassischen Studien herübergenommenen schwierigen Konstruktionen nicht selten die Wortfügung beherrschten. Aber auf der anderen Seite fand doch die Methode der Forschung, der Inhalt der Darstellung soviel Anerkennung, daß ich diesem Buche meine Berufung an die Universität Berlin im Frühjahr 1825 verdanke. Ich spreche hier nicht von meinen ersten Versuchen auf dem Katheder, aus denen man nur zu bald abnahm, daß ich den Boden, auf dem ich mich bewegen sollte, nicht kannte. Doch sind sie keineswegs unglücklich abgelaufen; ich gewann damit Freunde genug und auch ziemliche Auditorien. Ich bleibe nur bei dem Fortgang der Studien stehen. Da sich mir schon für die Fortsetzung des begonnenen Werkes ergeben hatte, daß ich ohne handschriftliche Quellen nicht weiter vorschreiten könne, so hielt ich es für geboten, eine große Sammlung handschriftlicher Reliquien aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die sich in der Bibliothek von Berlin fanden, zu durchforschen. Eine eigentliche Fortsetzung des begonnenen Buches ließ sich auch damit nicht bewerkstelligen; aber sie eröffneten mir eine neue Welt. Eine so reiche Kunde über die Staaten und Fürsten des 16. Jahrhunderts, als die hier dargebotene, hatte ich niemals erwartet. Ich fand es ratsam, einige Kapitel der Geschichte des 16. Jahrhunderts nach diesen Kundgebungen zu bearbeiten. So erschien im Jahre 1827 das Buch: Fürsten und Völker von Südeuropa. Ich muß bekennen, daß der Umgang mit Männern und, ich

darf es nicht verschweigen, auch mit Frauen von universaler Bildung formell großen Einfluß auf mich ausgeübt hat. Die Atmosphäre der Hauptstadt wirkte in dieser Hinsicht noch mehr auf mich, als der Aufenthalt in einer Provinzialstadt. So kam es denn, daß in dem neuen Buche vieles von dem vermieden wurde, was in dem ersten beschwerlich gefallen war. Es fand in den höchsten Kreisen in Deutschland die beste Aufnahme und selbst den Beifall der gelesensten französischen Autoren.

Nun aber konnte ich dabei nicht stehen bleiben; denn leicht ließ sich ermessen, daß jene Berliner Sammlung, so voluminös sie ist, doch gegen den Stoff, welchen italienische Bibliotheken und Archive liefern mußten, nur sehr unbedeutend sein konnte. Ich fand die notwendige Unterstützung, um mich zur Hebung dieses Schatzes selbst auf den Weg zu machen. Wenn ich mich dabei zunächst nach Wien wandte, so geschah das, weil ein guter Teil des Archivs von Venedig infolge der Occupation dieser Stadt nach Wien übergeführt worden war und sich in dem dortigen Archiv in der That befand. In der heutigen Zeit hat man keine Idee mehr davon, wie schwer es damals war und wurde, Zutritt in die Archive zu finden. Fürst Metternich hat sich ein unsterbliches Verdienst erworben, daß er mir auf den Rat des geistvollen Gentz die Erlaubnis zur Benutzung des Archives gab, die ich dann nicht verfehlte gründlich auszubeuten. Ich fand daselbst einen reichen Schatz venezianischer Relationen und das große Tagebuch des Marino Sanudo im Original. Doch war ich auf das Archiv nicht beschränkt. In der Bibliothek des Hofes fand sich eine ansehnliche Anzahl venezianischer Relationen, bezüglich auf die Türkei und auf Deutschland. Ich durchsuchte sie mit dem einmal angeregten Fleiße — denn ich stieß von Tag zu Tag auf Neues, Unerwartetes, Belehrendes — auf das emsigste. Zugleich aber war der Aufenthalt in Wien, der sich vom Oktober 1827 bis zum Oktober 1828 erstreckte, in jeder anderen Weise ergiebig. Den schriftlichen Informationen reihten sich mündliche an. An Wuk Stepanowitsch, dem gelehrtesten aller Serben, die damals lebten, fand ich einen Freund, der mir seine Sammlung zu der serbischen Geschichte mitteilte. Sie ergriff mich durch die lebendige Information über ein Ereignis von allgemeinster historischer und politischer Bedeutung in der Tiefe des Geistes und Herzens. Im Sommer 1828 habe ich daraus die Geschichte der Revolution in Serbien zusammengestellt, bei der mir die Beihülfe unvergeßlich ist, die mir der damalige Mittelsmann deutscher und slavischer Gelehrsamkeit, Kopitar, geleistet hat.

Wie sich versteht, verlor ich dabei meinen Hauptzweck nicht aus den Augen. Im Oktober 1828 reiste ich nach Venedig ab. Mein erster venezianischer Aufenthalt dauerte bis Februar 1829. Ich ging dann nach Florenz. Am 22. März sah ich den ersten grünen Strauch in der römischen Campagna. In Rom blieb ich, nicht jedoch ohne einen Ausflug nach Neapel zu machen, bis zum April 1830. Nochmals führten mich dann meine Studien nach Florenz zurück, wo ich noch die letzten Zeitungen über die Bewegung, die der

Julirevolution voranging, zu lesen bekam. Ich ließ mich dadurch in meinem Vorhaben nicht irren, welches gerade jetzt die größte Wichtigkeit bekam; denn erst nach der Hand hatte ich die Erlaubnis erhalten, das venezianische Archiv in Venedig selbst zu benutzen; hier erst bekam ich die ganze Reihe der venezianischen Relationen, die ganz unbemerkt dalagen, zu Gesicht und konnte sie nach Herzenslust benutzen. Niemals habe ich mehr gelernt und gedacht, niemals mehr eingeheimst, als in der zweiten Hälfte des Jahres 1830 und in der ersten des Jahres 1831. Ich will mich jedoch jetzt diesen Erinnerungen nicht hingeben, in der Hoffnung, über meinen italienischen Aufenthalt künftig einen näheren Bericht zu erstatten. Hier will ich nur von meiner Berührung mit dem großen Zwiespalt, der die Welt erfüllte, sprechen.

Über meinen Aufenthalt in Frankfurt a. O. brauche ich in dieser Hinsicht nicht ausführlich zu sein. Es waren das die Zeiten, in welchen das Resultat der vorangegangenen Jahrzehnte, der Sieg der Verbündeten und des Prinzips der Legitimität über die autonomen Gewalten, den größten Widerspruch fand, von dem nun auch ein Gymnasiallehrer nicht unberührt bleiben konnte. Gerade die Körperschaft, der ich angehörte, wurde in denselben hineingezogen. Ich war nie Mitglied der Burschenschaft gewesen. Durch meinen Bruder, der in Jena studiert hatte, kamen mir aber doch die Unabhängigkeitsgedanken der Jugend und die germanische Tendenz derselben unendlich nahe. Der Ausbruch revolutionärer Bewegungen, die in Italien und Spanien her-hervorbrachen, erweckte ein lebhaftes Für und Wider in der damaligen Gesellschaft. Was hätte aber mehr die Geister erfüllen und anregen können, als die Erhebung der Griechen gegen das Joch der Türken? Ich will nicht leugnen, daß die Studien über das osmanische Reich, die dann im ersten Bande der Fürsten und Völker mitgeteilt wurden, auf diesen Anregungen beruhen; hauptsächlich liegen sie in einigen Anmerkungen über das Fortleben der griechischen Welt unter dem türkischen Joche zu Tage. Ebenso ging es mir in Berlin mit der Geschichte der Revolution überhaupt; ich wurde von der Gesellschaft, der ich nahe stand, in der man die kommunistische Zeitschrift Globe und alle Denkwürdigkeiten, die auf die Revolution Bezug hatten, eifrig studierte, entschieden nach dieser Seite hin gedrängt. Das Ergebnis war, daß ich im Jahre 1827 die vornehmsten echten Denkwürdigkeiten dieser Epoche selbst in die Hand nahm. Aber nicht genug; ich vertiefte mich in den Moniteur, so daß ich mit den Urhebern der revolutionären Bewegung gleichsam persönlich bekannt wurde. Ich lernte nicht allein die Motive, die sie kundgaben, sondern auch die Tendenzen, die ihnen vorschwebten, besser kennen, als wenn ich mich erst an Autoritäten zweiter Hand gewandt hätte. In mir selbst kam ich über das Problem — ob die Revolution ein allgemeines, Geist und Gemüt mit Notwendigkeit bestimmendes und eine unbedingte Teilnahme erforderndes Interesse in sich habe, oder ob es ein Ereignis sei, das, wie andere, seine eigentümlichen Wurzeln in den Thatsachen hatte und aus Verflechtungen hervorging, die auch andere hätten sein können — zur Entscheidung. Ich

erkannte die unendliche Bedeutung für die Welt und für jeden Einzelnen, die darin liegt, lebendig an, versöhnte mich aber doch mit den entgegengesetzten Bestrebungen der von der Bewegung nicht ergriffenen europäischen Welt. In meinen Papieren befinden sich noch Versuche der Kritik über die wichtigsten biographischen Denkmale der Epoche. Genug, ich gelangte unter den eifrigsten Studien zu einer beide Seiten in sich begreifenden Auffassung, die mir eine gewisse innere Ruhe gab, welche von den Tagesbegebenheiten nicht erschüttert werden konnte.

Ich gehörte nun meiner persönlichen Stellung nach dem System an, welches noch im Besitze der Gewalt war. Aber daß es erschüttert sei, konnte ich mir nicht verbergen. Bei meinem ersten, leider auch letzten Besuche in Prag hörte ich das Brausen der nationalen Bewegung gegen die Wiener Hofburg; ich hörte sogar die Frage, ob es nicht besser wäre, wenn Böhmen sich an Preußen anschlösse. Das meiste aber erfuhr ich in dieser Hofburg selbst oder wenigstens in ihrer unmittelbaren Nähe. Der Hofrat Gentz leitete noch, wie man damals wohl sagte, vom Klepperstalle aus die Politik von Österreich und von Europa. Gentz hatte die große Güte, mir sein Vertrauen zu schenken. Ich besuchte ihn alle acht Tage einmal. Er war bekanntlich kein Mann, der sich in Dunkel verhüllte: er sprach ohne Zurückhaltung und eben darum gut und überhaupt so, daß er sich selbst genügte. Ich wurde nach und nach einer der bestunterrichteten Männer in Wien, was die Tagesbegebenheiten anlangte; aber noch viel tiefer ging der Eindruck, den mir die Mitteilungen von Gentz machten. Er war nicht allein der heftigste Gegner der englischen und französischen Politik, die für Griechenland Partei nahm; bei Cannings Tod fühlte man sich in Wien wie von einem Alp befreit. Davon aber befürchtete man nicht soviel, wie von dem alle Tage anwachsenden Mißverständnis mit Rußland. Gentz wiederholte mir die Eindrücke, die ihm die englischen, hauptsächlich aber die russischen Depeschen machten. Er hat mir damals geradezu gesagt: von Rußland bekomme man Erlasse, wie sie schlimmer von Napoleon nicht ausgegangen wären. Ich habe davon nichts zu Papier gebracht, obwohl ich es vielleicht hätte thun sollen: aber ich würde damit in meine Studien ein falsches Element gebracht haben. Einmal nur habe ich mich in der Mitte derselben zu einem Aufsatze ermannt, in welchem ich die Unvermeidlichkeit einer neuen Revolution betonte, die auf denselben politischen Verflechtungen fußen müsse, wie die erste, obgleich sie die Tiefe der Impulse von damals nicht wiederholen könnte. Als ich nun nach Italien kam, bemerkte ich wohl selbst in Venedig ähnliche Bewegungen, wie dort in Prag; sie waren jedoch nicht eben stark. Im allgemeinen fühlte man sich wohl unter einer gerechten Regierung. Wie hätten sich auch Manifestationen anderer Art selbst einem Prussiano gegenüber, der aber den Tedeschi sehr nahe stand, kundgeben sollen? Viel ungescheuter äußerte man sich in dem übrigen Italien, namentlich in Rom, wo die heftigste Opposition gegen die damalige Regierung unter Leow XII. und Pius VIII., überhaupt aber gegen das Übergewicht

des Klerus und der Kardinäle ausgesprochen wurde. Noch unmittelbarer aber berührte mich die öffentliche Meinung in den Salons. Es war die glänzendste Zeit unseres Bunsen, der, in wichtigen Unterhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl begriffen, die doch zugleich im Interesse Preußens fußten, Männer der verschiedensten Nationen und Parteien um sich sammelte, so daß ein freier Austausch der Befürchtungen und Hoffnungen zustande kam. Der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit war nun aber die Bewegung in Frankreich, die immer schärfer und drohender wurde. Man hat schon damals die Meinung geäußert, daß es mit den Bourbons in Frankreich ein Ende haben, daß Karl X. nicht vermögen würde sich zu behaupten. War doch Chateaubriand, damals französischer Botschafter in Rom, mit seinem Hofe nicht einverstanden. Aber an eine Modifikation der französischen Regierung, wie er sie beabsichtigte, glaubten die wenigsten. Man zog das Beispiel von England heran. Man glaubte den Sturz Karls X. vorauszusehen, an dessen Stelle der Herzog von Orleans treten werde, wie Wilhelm III. an die Stelle Jacobs II.

Das war mir alles lebendig, als die Revolution in Frankreich wirklich nochmals ausbrach. Ich bekam die Nachricht davon auf der Höhe des Appennin durch ein Zeitungsblatt. Als ich nach Venedig gelangte, war alles vollendet: Karl X. auf der Flucht, der Herzog von Orleans wirklich auf dem Throne.

Auch im Archiv von Venedig, das ich nun besuchte, teilte man den allgemeinen Jubel nicht, mit welchem dieses große Ereignis aufgenommen wurde. Die Archivare fühlten sich dem Kaiser Franz, der das Archiv — denn unter der Republik gab es kein solches — zuerst vereinigt und in einem stattlichen Neubau hatte aufstellen lassen, zu Dank verpflichtet. Man fürchtete einen allgemeinen Umsturz und auch da ist wohl die Frage erörtert worden, ob die verbündeten Mächte nicht nochmals nach Frankreich ziehen und das bourbonische Regiment wieder herstellen würden. Ich wußte besser, daß ein allgemeiner Umsturz auf der einen Seite nicht zu befürchten, auf der anderen Seite aber auch nicht zu erwarten sei, daß die Mächte zu einer nochmaligen Bekämpfung der Revolution in dieser Gestalt sich vereinigen würden.

König Friedrich Wilhelm III. war der entschiedenste Gegner eines solchen Vorhabens; er wollte das Schicksal der Welt nicht wieder auf der Spitze des Schwertes schwanken sehen: dem Grafen Nostitz, den er damals dem Prinzen Wilhelm zur Seite in die Rheinlande schickte, machte er es zur Pflicht, den Ausbruch eines Krieges zu vermeiden. So stand es nun aber doch, daß die revolutionären Antriebe, welche, keineswegs erstickt, noch immer lebendigen Anklang in den Populationen fanden, durch das französische Ereignis zum vollkommenen Bewußtsein ihrer Macht gelangten und allenthalben hervorbrachen, während sich die konservativen Prinzipien schon im Gegensatz stark und gewaltig regten.

Es war in diesem Widerstreit, daß ich am 22. März 1831 nach Berlin zurückkam. Die Geister waren in dem lebendigsten Antagonismus begriffen. Man meinte wohl, ich würde nun nichts zu thun haben, als die Schätze mitzuteilen und zu verwerten, die ich auf der Reise gesammelt hatte. Auch geschah das sogleich durch die Veröffentlichung einer Abhandlung über die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618, aber freilich an einem einzelnen, beinahe vergessenen Punkte, der sogleich zu bewältigen war. Aber größere Unternehmungen erfordern eine größere Sammlung, die sich namentlich unter den Einflüssen der Berliner Gesellschaft, in die ich nun wieder zurücktrat, nicht erreichen ließ. Die Sympathien mit dem Ereignis in Frankreich waren so stark und überwältigend, daß ich mich selbst dazu fortreißen ließ, mein Wort hineinzuwerfen.

In Berlin regten sich wie die Sympathien, so auch die Antipathien gegen die Revolution von 1830; aber viele gab es auch, die den äußersten Konsequenzen sowohl der revolutionären als auch der antirevolutionären Ideen entgegentraten. Es waren großenteils meine besten Freunde, Männer von intaktem Rufe und ungetrübter Intelligenz; an diesen fand ich einen Rückhalt, ohne daß jedoch von einem oder dem anderen ein unmittelbarer Einfluß ausgeübt worden wäre. So wurde ich politischer Striftsteller, aber auf der Grundlage der Ideen, die sich mir aus Studien der Historie und der Teilnahme am Leben gebildet hatten. Eine Haltung dieser Art konnte aber nicht verstanden werden. Ich hielt mich in einiger Ferne von den Ideen, welche in dem politischen Wochenblatt zu Tage traten und die doch von vielen als rechtgläubig betrachtet wurden. Auf der anderen Seite fühlte man aber auch mehr den Widerstand, den ich der allgemeinen Gültigkeit der revolutionären Idee entgegensetzte. Den ersten galt ich als Ultra, die anderen wollten einen jacobinischen Anflug bei mir bemerken. Mein Sinn war nur, die inmitten der beiden Systeme bereits ausgebildete Haltung des preußischen Staats zu verfechten. Daß ich dem Positiven und Bestehenden mehr zuneigte, als dem wilden Treiben der revolutionären Tendenzen, liegt am Tage, und ich selbst wurde gar bald inne, daß auf diesem Wege doch nichts zur Entscheidung gebracht werden könne, und griff nun wieder zu den Arbeiten, die ich bisher bei Seite gelegt hatte.

Das letzte Jahrzehnt der Regierung Friedrich Wilhelms III. war für die Bewegung der Geister von unendlicher Wichtigkeit. Auf der Universität Berlin trafen die beiden Tendenzen aufeinander, jedoch hätte keine sich eines definitiven Sieges zu erfreuen hoffen dürfen. Mir stiegen nun aus dem Studium der mitgebrachten Papiere Arbeiten hervor, die diesem Geiste entsprachen. Zuerst die Geschichte der Päpste, von der niemand sagen konnte, ob sie mehr für oder gegen das Papsttum geschrieben sei; sie war weder für noch wider gedacht; sie war nur eben das Resultat grundlegender und unparteiischer Studien. So ist sie auch aufgenommen worden. Doch schien es mir selbst, als ob dem protestantischen Element nicht vollkommene Gerechtig-

keit darin widerfahren sei. Nach Vollendung des ersten Werkes ging ich einst mit Savigny in seinem Garten spaziern; er fragte mich mit herzlicher Teilnahme, was ich nun demnächst unternehmen würde. Ich sprach ihm von der Aufgabe, die ich mir vorlängst gesetzt hatte und die bei einem Besuch in Frankfurt a. M., bei Ansicht der Reichstagsakten in mir mit doppelter Stärke erwachsen war, der Entwickelung des deutschen Reichs zur Zeit der Entstehung des Protestantismus meine Kräfte zu widmen, was denn seinen vollen Beifall hatte. Denn an und für sich mußte ich den Studien aus italienischen Archiven noch andere in den deutschen hinzufügen, in welchen auch diese Seite lebendiger zur Darstellung kam. So voluminös die Sammlungen der Reichstagsberichte, die sich mir in Frankfurt darboten, auch waren, so betrafen sie doch nur das städtische Interesse, was für mein Vorhaben erst in der zweiten oder dritten Stelle stand; bei weitem wichtiger waren die Nachrichten und Reliquien, die ich an den fürstlichen Höfen gesammelt hatte, namentlich die sächsischen, die für die frühere Zeit in Weimar, für die spätere Zeit in Dresden zu suchen waren. Für mich bot ein Besuch in diesen Städten den doppelten Vorteil dar, zugleich die Vergangenheit studieren und auch der Gegenwart an wichtigen Punkten näher treten zu können. Der Besuch in Weimar führte mich an den großherzoglichen Hof, wo damals eine Frau waltete, die zugleich der europäischen Welt angehörte und in die deutsche auf das engste eingriff. Sympathien für Luther fand ich in Weimar nicht; man gab ihm den Verlust des Kurfürstentums und die Unterordnung unter die albertinische Linie, die doch die jüngere war, noch immer mit einer gewissen Lebhaftigkeit schuld. Unendlich wichtig aber waren die Sammlungen, unschätzbar für die Reichstage unter Maximilian I. Mit dem Studium der alten Zeit verknüpften sich die Beziehungen der neuesten. Und noch weiter sollte mich die Beschäftigung mit der Reformationsepoche führen. Im Jahre 1839 fand ich, daß mir doch neben den reichsständischen Erläuterungen der damaligen Welt nun auch noch eine zuverlässige Kunde über den Mittelpunkt von allem, den kaiserlichen Hof, abging. Ich kann das Vergnügen nicht beschreiben, mit welchem ich in Brüssel die wohlgeordneten Bände in die Hand nahm, in denen die Reliquien des Hauses Österreich in den Niederlanden, namentlich Karls V. behandelt waren. Mein Erstaunen aber und zugleich meine Befriedigung stieg noch in höherem Grade, als mir die noch ungeordneten Materialien aus den letzten Zeiten dieses Herrschers, die man noch besaß, zu Gesichte kamen und zugänglich wurden. Das war es eben, was ich zur Vollendung meines Werkes noch bedurfte. Sie sind später als Korrespondenz Karls V. gedruckt, aber erst, nachdem ich sie bereits benutzt hatte. Die Entdeckung des Neuen giebt auch der Bearbeitung einen besonderen Reiz, selbst wenn man sich bescheidet, dabei nicht stehen bleiben zu können. Der Arbeit gab es nun vollauf, zumal da auch die theologischen Streitigkeiten doch immer ein lebendiges Interesse darboten. Man hat später selbst von befreundeter Seite das Werk über die Epoche der Reformation der Geschichte

des Papsttums weit nachstehend gefunden. Ich empfand das selbst: es schien mir unmöglich, aus Reichstagsakten und theologischen Ausführungen ein lesbares Buch zusammenzustellen; aber der Stoff brachte die Form mit sich, und der Zweck war ein ganz anderer. Über die grundlegende Begebenheit der neueren Zeit meinte ich ein grundlegendes Werk abfassen zu sollen. Es kam mir nicht auf Leser aus der großen Welt, sondern auf eine Befriedigung der deutschen Gelehrsamkeit und der deutschen religiösen Überzeugung an. Möge das Werk auch fortan die Beachtung finden, deren es gleich damals würdig gehalten wurde!

Indem ich damit beschäftigt war, war nun aber in Preußen, in Deutschland alles dadurch verändert worden, daß Friedrich Wilhelm III. starb. Mit ihm ging der einzige der großen Fürsten zu Grabe, welche noch die Kriege der Restaurationsepoche geführt hatten. Friedrich Wilhelm III. hatte es, wie berührt, hauptsächlich verhindert, daß ein neuer Krieg gegen die Julirevolution unternommen wurde; aber diese hatte auch dadurch festen Boden gewonnen, daß sie einen solchen Gegensatz nicht fand, noch zu fürchten brauchte. Und wie nun das Julikönigtum selbst auf einer Vereinbarung der beiden Prinzipien beruhte, die jedoch nur eben eine persönliche war, so daß zwar eine Quasilegitimität zustande kam, die aber nur auf einer Wiederbelebung der revolutionären Ideen und einem Siege derselben beruhte, so waren diese zu einem unendlichen Übergewicht in Europa gelangt. Durch die Presse hatten sie auch Eingang in Deutschland gefunden. Den Gegenstand der Kontroverse bildete hauptsächlich die Forderung einer Verfassung, kraft welcher die fürstliche Allgewalt durch populäre Kammern beschränkt werden sollte. Man begleitete in Berlin diese Bewegung mit der größten Aufmerksamkeit; sie wurde in allen gesellschaftlichen Gesprächen ventiliert, zumal da die Regierung durch eine frühere Ankündigung für verpflichtet erachtet wurde, zu einem ähnlichen Werke zu schreiten. Friedrich Wilhelm III. hatte sich jedoch gescheut, eine so große Veränderung vorzunehmen, und die persönliche Autorität, die er genoß, hatte selbst alle nachhaltigen Demonstrationen in diesem Sinne verhindert. Von dem neuen Fürsten aber erwartete man eine durchgreifende Entscheidung. Friedrich Wilhelm IV., der die Ideen der Restaurationskriege noch immer aufs lebendigste in sich trug, perhorreszierte alles, was an die Revolution anlautete; selbst das Wort Konstitution, das damals mit revolutionären Elementen durchdrungen zur Erscheinung kam, war ihm zuwider. Aber ebensowenig billigte er das Thun und Treiben einer absoluten Bureaukratie. Seine Idee war, eine ständische Verfassung durchzuführen auf den alten Grundlagen der historischen Entwickelung, aber zugleich einheitlich zusammengefaßt unter dem König selbst.

Ich hatte mit Friedrich Wilhelm IV. in Venedig, wenn ich so sagen darf, Bekanntschaft gemacht; zuerst habe ich ihn auf der Markusbibliothek — es war im Jahre 1828 — gesehen, dann mehr als einmal in dem Hotel Danieli. Er empfing mich als seinen alten Bekannten mit dem Ausdruck der Aner-

kennung, die für mich so schmeichelhaft war, daß ich sie nicht wiederholen mag, in Bezug auf meine Fürsten und Völker. Er ist seitdem mein gnädiger Herr und Gönner geblieben. Schon zur Seite seines Vaters nahm er eine Stellung ein, die seinem Geist entsprach: ich habe ihn damals von Zeit zu Zeit gesehen, ohne jedoch eigentlich zu seiner intimen Bekanntschaft zu gehören, die mir aber durch Radowitz, Voß und Gerlach sehr wohl bekannt war. Der erste war ein Mann von glänzendem Geist und umfassenden Kenntnissen; der zweite ein Sprößling aus einer alten ministeriellen märkischen Familie, doktrinär, der Landesverhältnisse überaus kundig, brav durch und durch, von ständischen Doktrinen seiner ganzen Stellung nach druchdrungen. Dessen Freund war Gerlach; sie waren einander einmal auf der Universität Heidelberg begegnet, von jenen Gesinnungen, die nach der rechten Seite hin gravitierten, damals durchdrungen, orthodox im religiösen und politischen Bekenntnis; Gerlach hatte die Doktrinen Hallers in sich aufgenommen. Damals waren nun Radowitz und Gerlach nicht am Hofe. Für die Regierung pflog Friedrich Wilhelm IV. besonders mit seinem Generaladjutanten Thiele Beratungen. Von Thiele habe ich nun zu meinem Erstaunen die Anfrage erhalten, ob ich geneigt sei, dem König in seinen ständischen Bestrebungen Rat zu geben und ihm zu dienen. Es gehört wohl zu den wichtigsten Momenten meines Lebens, daß ich darauf mit aller Bescheidenheit doch nur negativ antworten konnte. Denn so genau kannte ich die inneren Zustände der preußischen Provinzen doch nicht, um bei dem Ausbau einer ständischen Verfassung Rat zu geben, der dann auch schwerlich befolgt worden wäre. Ich war noch mit den letzten Teilen der deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation beschäftigt und lebte so vollkommen in dem 16. Jahrhundert, daß ich in die neue Aufgabe mich schwerlich hätte finden können.

Und als ich nun das Werk abgeschlossen hatte, war ich doch wieder in andere Studien geraten, die mir selbst am nächsten lagen. Einmal fühlte ich selbst den Mangel in meiner allgemeinen historischen Ausbildung, welcher darin lag, daß ich den großen Nationen, die durch Kultur und Macht die größte Rolle auf der Schaubühne der Welt spielten, nicht durch persönlichen Umgang im Kreise derselben näher getreten war. Denn nur so ließ sich der Gedanke einer allgemeinen Umfassung, mit dem ich mich von jeher trug, realisieren. Auf der anderen Seite stand es mir für diese allgemeine Umfassung im Wege, daß ich die Stellung von Preußen selbst nicht gehörig zu würdigen vermochte. Der wichtigste Moment dafür lag darin, daß das doch ziemlich beschränkte Kurfürstentum Brandenburg zu einer europäischen Macht ersten Ranges geworden sei. Man wußte das wohl im allgemeinen; ich wünschte es mit einer Gründlichkeit und Anschaulichkeit zu entwickeln, wie ich sie überhaupt zu erreichen suchte. Den nächsten Anlaß dazu gab mir aber der erste längere Aufenthalt, den ich im Jahre 1843 in Paris nehmen konnte.

Den Weg dazu hatte mir mein Buch über die Päpste gebahnt, dem ich die Bekanntschaft mit Thiers verdankte; er hatte mir nicht lange vorher die

Ehre erwiesen, mir hier in Berlin in der Luisenstraße einen Besuch zu machen, und mir die lebendigste Anerkennung dieser Arbeit ausgesprochen. Ich sah ihn dann in Paris wieder und er trat zu mir in ein freundschaftliches Verhältnis intimster Art, inwiefern ein solches stattfinden konnte zwischen einem Manne, der in den revolutionären Anschauungen erwachsen war und zu ihrer Ausbildung in einer bestimmten Rücksicht das meiste beigetragen hatte, und einem deutschen Gelehrten, der doch mehr der entgegengesetzten Seite angehörte und in dem revolutionären Elemente nur ein Element der Welt erkannte, welches nicht wieder beseitigt werden kann. Thiers war weit entfernt, sich der revolutionären Bewegung hinzugeben; er hatte sich den kommunistischen Tendenzen mit der öffentlichen Gewalt, die ihm ein paar Jahre lang zufiel, lebhaft und eifrig widersetzt. Auch mit seinem König freilich, der die demokratischen Bestrebungen verabscheute, war er zerfallen. Er lebte in der Mitte von Zuständen, welche die Begründung einer stabilen Regierung auf einer der Revolution entsprechenden Grundlage herbeizuführen suchten. Aber überdies war er ein Mann von Geist; er hatte Sinn dafür, wenn ich das doch für unmöglich erklärte. Er erwartete alles von der Durchführung einer Konstitution; ich sagte ihm wohl, man werde nie einen geborenen Fürsten finden, wie das doch bei den Konstitutionen vorausgesetzt wurde, der sich diesen Bedingungen vollkommen unterwerfen würde.

Als ich nun zuerst nach Paris kam, hatte ich anfangs die Absicht, die Geschichte der Revolution selbst, für die ich früher mit vorgearbeitet hatte, zum Gegenstand meines Studiums zu machen. Auch fand ich in dem Nationalarchiv mancherlei vor, was unbekannt war, aber zu einer durchgreifenden Bearbeitung des Gegenstandes reichte es bei weitem nicht hin. Und indem ich davon abstand, bot sich mir eine Relation von größtem Werte dar, die sich auf Preußen selbst bezog.

Es waren die Briefe des französischen Gesandten bei Friedrich dem Großen, Valori, aus denen mancherlei bekannt geworden war, was aber den Reichtum des Inhalts der Briefe selbst kaum ahnen ließ. Der Vorsteher des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten, Mignet, der mir ebenfalls viele Freundschaft widmete, nahm keinen Anstand, mir den unbeschränkten Gebrauch derselben zuzugestehen, und ich habe gar manchen Tag von 10—3 Uhr Auszüge daraus gemacht bis zur Ermüdung meiner Hand; denn einer fremden mich zu bedienen, verhinderte damals die strenge Hausordnung des Archivs. Mit einem Reichtum originaler Mitteilungen über Preußen kehrte ich nach Berlin zurück. Und ich hätte vielleicht gut gethan, sie, wie sie waren, der Welt vorzulegen; aber es würde doch nicht von Grund aus belehrend gewesen sein. Wollte ich etwas leisten, so war es unerläßlich, in den preußischen Archiven selbst Aufklärung und Belehrung zu suchen. Diese, die bisher strenge verschlossen gehalten waren, wurden mir bereitwillig geöffnet; nur war ich auch hier auf meine eigene Hand angewiesen. Man hat keinen Begriff davon, wieviel Zeit ein solches Durchforschen einzelner Papiere in Anspruch

nimmt. Allein der Gegenstand war eben der, der hauptsächlich meine Wißbegierde reizte und mir auch sonst sehr nahe lag. Herr von Thiele sagte mir wohl, ich würde nun wohl die Kräfte, deren Ursprung ich im 16. Jahrhundert nachgewiesen, hier ins Gefecht führen. Mich belebte noch ein anderer Gesichtspunkt, der schon angedeutete, die Erhebung des Kurfürstentums Brandenburg zu einer europäischen Macht begreifen zu lernen. Dazu aber war erst der Mann zu schildern, der die militärischen Kräfte gesammelt und den Staat geordnet hatte. Ich wandte mich zu dem Studium der Geschichte Friedrich Wilhelms I. Der erste Band meiner Neun Bücher preußischer Geschichte ist diesem administrativen Schöpfer und Ordner des Staates gewidmet. Er war übel berufen in der preußischen Geschichte; es machte großes Aufsehen, daß ich ihn von einer würdigen und bewunderungswerten Seite zeigte. Hierauf wandte ich mich zu Friedrich II. und, wie sich versteht, zunächst zu seinem Kampfe mit Österreich. In seinem eigenen historischen Werke ist dieser doch nicht mit der Evidenz geschildert, die sich aus den Aktenstücken ergab. Zu großem Vorteil gereichte mir, daß ich schon vorher den Briefwechsel Valoris studiert und mir angeeignet hatte.

Meine Arbeit fand zwar vielen Beifall bei den einen, aber auch mannigfaltigen Widerspruch bei den anderen. Indem der König sie zu Gesicht bekam, war er selbst von einem Sturme überfallen, von dem niemand eine Ahnung hatte. Die Stürme des Jahres 1848 gingen noch tiefer als die Revolution von 1830; sie waren zugleich socialer Art. Zunächst warfen sie die von der Julimonarchie eingerichtete, aber nicht fest begründete Ordnung der Dinge auseinander. Dadurch aber, daß ganz Europa in ähnlichen Schwankungen begriffen war, wie die Julimonarchie selbst, wurde der Umsturz derselben unheilvoll für alle übrigen. Es trat ein Moment ein, in dem ein allgemeiner Umsturz vor der Thür zu stehen schien. Friedrich Wilhelm IV. hatte soeben sein Verfassungswerk durch die Berufung des vereinigten Landtags zustande gebracht; allein dem allgemeinen Umsturz gegenüber konnte er sich keinen Augenblick behaupten. Er wurde genötigt, zu einer zweiten Verfassung zu schreiten, welche den revolutionären Elementen einen breiten Spielraum ließ. Zuweilen bin ich in ziemlich verzweifelten Augenblicken indirekt zu Rate gezogen worden; der damalige Flügeladjudant, spätere Feldmarschall Edwin v. Manteuffel bot sich zum Vermittler dar. Und wenigstens soviel habe ich vernommen, daß der König auf seinen Vortrag Rücksicht nahm und sich zu einer festen Haltung ermannte. Er faßte Vertrauen zu mir, weil sich eine oder die andere Voraussagung, zu der ich aber nur durch die vorliegenden Momente bestimmt wurde, z. B. über die Präsidentschaft des jungen Napoleon, bewahrheitete. Seitdem habe ich den König öfter gesehen, als früher, um mich an der Genialität seines Wesens und der Tiefe seiner inneren Impulse, dem niemals getrübten Blick, der sich über die Welt erstreckte, zu erfreuen und zu erbauen. Aber an dem Werke der preußischen Geschichte fortzuarbeiten, wäre mir doch unmöglich gewesen. Die Unruhen, die ich vor mir

sah, veranlaßten mich, auf die Studien des Altertums zurückzugreifen, woraus dann meine Vorlesungen über die Geschichte des Altertums überhaupt, namentlich von Rom hervorgegangen sind. In Bezug auf unmittelbare schriftstellerische Thätigkeit konnte ich nun erst auf die Sammlungen zurückgreifen, die ich in Italien gemacht hatte. In dem Konflikt der urkundlichen Nachrichten mit den angenommenen Meinungen ist meine Geschichte von Frankreich entstanden, die ich dem König noch vorzulesen in stand kam; er liebte die Franzosen im allgemeinen und verstand sie auch. Zuweilen habe ich gewünscht, einen oder den anderen Abschnitt ihm noch früher vorgelegt zu haben, so treffend waren seine Bemerkungen. Das muß ich überhaupt sagen: er war ein Mann, von dem man besser wegging, als man gekommen war. Eines Tages trug ich ihm einige Ideen über die englische Geschichte, namentlich die große Katastrophe, die man die Revolution von 1688 nennt, mit einer gewissen Ausführlichkeit vor. Niemals habe ich ihn aufmerksamer gefunden; als ich ihm sagte, diese Begebenheit werde den Gegenstand meines nächsten Werkes ausmachen, rief er mir ein freudig beifälliges Wort zu: „Thun Sie das, vielleicht bringen Sie durch!"

Zwei Jahrzehnte früher hatte ich dem Kronprinzen Maximilian von Bayern, der damals an der Universität Berlin studierte, einige Vorlesungen gehalten, nicht gerade viele, die mir aber seinen Beifall und seine Gunst für das Leben gewannen. Als er in den Verwirrungen der Revolution von 1848, die auch Bayern ergriff, den Thron bestieg und sich einigermaßen befestigt auf demselben fühlte, hatte er die Güte, sich meiner zu erinnern, und bot mir eine sehr ehrenvolle Stellung an. In Genialität des Wesens und Umfang der Vorbildung ließ sich Maximilian II. nicht mit Friedrich Wilhelm IV. vergleichen; aber er war ruhig, still nachdenkend und dann sehr fest. Alle seine Bestrebungen waren auf die Erhebung Bayerns zu einer hohen Kulturstufe gerichtet; er liebte die Wissenschaft an sich und in Beziehung auf sein Land. Ich bin ihm nun Dank schuldig, daß er mich auf seinen Reisen im Gebirg, die er im Herbst von Berchtesgaden aus unternahm, heranzog; er eröffnete mir dabei eine Seite der deutschen Natur und Nation, die ich bisher nicht kannte. Seine Gespräche waren immer auf das Allgemeine gerichtet. Auf den Spaziergängen von Berchtesgaden aus ist dann auch der Entwurf zu der akademischen Gesellschaft entstanden, die als Kommission bei der bayrischen Akademie der Wissenschaften großes litterarisch-historisches Verdienst erworben hat. Hätte Maximilian nur länger gelebt! Politisch kam nichts vor, worüber wir nicht lange Gespräche gepflogen hätten. Er war wohlgesinnt durch und durch; kein Falsch war in ihm. Der mächtigste von den Mittelstaaten zwischen Österreich und Preußen war Bayern. Der König war keineswegs mit der Politik der Staatengruppe, die damals eingeschlagen wurde, einverstanden; aber sein unerwarteter Tod war wohl das erste Moment, das dieses System überhaupt vernichtete. Als der Kampf ausbrach, hätte der König von Bayern wohl niemals sich entschlossen, auf die Seite von Österreich zu treten; es ge-

schah in der Verwirrung, die eben zu jener Zeit ausbrach, als er mit dem Tode abging. Er hatte noch manches im Sinne, was er wohl durchgeführt hätte, wenn er gelebt; namentlich eine Gesamtakademie für Deutschland für Sprache und Schrift. Aber der Krieg, der dann ausbrach, machte der damaligen Lage überhaupt und jedem Entwurf, der sich daran knüpfen konnte, ein Ende.

Es folgten dann die beiden großen Kriege, welche das Geschick der Welt verändert haben, der österreichisch-preußische und der preußisch-französische, deren vornehmstes Resultat darin liegt, daß die politischen Verhältnisse sich auf einem einheitlich ebenen Boden entwickelt haben. Die universale Aussicht für Deutschland und die Welt hat mich dann veranlaßt, meine letzten Kräfte einem Werk über die Weltgeschichte zu widmen, in dem ich noch begriffen bin.

II.

Tagebuchblätter.

Allgemeine Bemerkungen 1831—49.

Die Historie wird immer umgeschrieben, was schon bemerkt worden. Jede Zeit und ihre hauptsächliche Richtung macht sie sich zu eigen und trägt ihre Gedanken darauf über. Danach wird Lob und Tadel ausgeteilt. Das schleppt sich dann alles so fort, bis man die Sache selbst gar nicht mehr erkennt. Es kann dann nichts helfen, als Rückkehr zu der ursprünglichsten Mitteilung. Würde man sie aber ohne den Impuls der Gegenwart überhaupt studieren? Wie dem auch sei, es bleibt immer die Aufgabe, sich zu reiner Anschauung zu erheben. Diesen erhabenen Zweck teilen dann Philosophie und Menschenhistorie. — Sollte man sie nicht lieber garnicht lehren? Man weiß sie doch einmal nicht. Nur in der reinsten Darstellung kann sie erscheinen. —

Überhaupt: historische Forschung.

Man muß von der Erzählung gleichsam ihre Phraseologie abstreifen; man muß sie auf ihren Kern und Inhalt zurückbringen. Ob eine völlig wahre Geschichte möglich ist? 1. Exakte Kenntnis der einzelnen Momente; 2. ihrer persönlichen Motive; 3. ihres Zusammenwirkens, des ganzen Getriebes der Persönlichkeiten und wechselseitigen Einwirkungen; 4. des universalen Zusammenhanges. — Das letzte Resultat ist Mitgefühl, Mitwissenschaft des Alls.

Philosophie der Geschichte.

Die Forderung ist unabweisbar, natürlich, menschlich; erhaben, schwer. Wer die inneren Fäden des Getriebes der Menschheit, diesen in ihr selber sich entwickelnden und zum Vorschein kommenden Geist zu erkennen vermöchte, würde einen Teil der göttlichen Wissenschaft besitzen. Allein ist das so geschwind möglich? Aus der Tiefe der eingehendsten Kenntnis allein ist es

möglich, seine geheimen Spuren zu entnehmen. Der Unterschied der philosophischen und historischen Schule ist ganz allein, daß jene aus einer geringfügigen, oberflächlichen Kenntnis, die alles vermengt, mit keckem Finger erzwungene Resultate ableitet, diese dagegen die Dinge in ihrer Wesenheit zu begreifen sucht, ihrem Zuge nachgeht und, eingedenk der Unvollkommenheit der Überlieferungen, die höchsten Ergebnisse ahnen läßt. Das ganze Vergnügen ihres Studiums ist, die geistige Ader der Dinge zu verfolgen. Wenn Plato die höchsten Resultate seines Nachdenkens darstellen wollte, so verhüllte er sie in den Mythus. Mit dem distinguierenden, sozusagen dickhäutigen Worte angepackt, gehen sie der inneren Wahrnehmung zu Grunde. Eben dies ist der Grund, warum Musik und Kunst erfunden sind. Ließe sich alles durch das Wort in reiner Prosa wiedergeben, so bedürfte man keiner anderen Art des Ausdrucks. —

Jedes Jahrhundert hat die Tendenz, sich als das fortgeschrittene zu betrachten und alle anderen nur nach seiner Idee abzumessen. —

Die Dinge der Welt gehen langsam. Ginge die Entwickelung zu rasch, so würde das Individuum gar keinen Raum haben, zu leben. —

Man glaubt an die Menschen. In den Menschen ist die Manifestation Gottes. Das Sein ist an dem Menschen alles; aus diesem quillt die Lehre. Die Wahrheit, die ein anderer ausgesprochen, ergreift uns um so tiefer, je origineller sie in diesem selber war. Sie redet uns an wie Liebe. Das ist unsere Konviktion. Keine Lehre bekehrt die Welt, sondern eine große Persönlichkeit. Es treten Zeiten ein, wo nur die Lehren übrig bleiben und man sich mit den Schlacken der vergangenen Menschen — erbaut oder bekämpft.

Wie rührt uns oft ein Wort, das an sich keinen Wert hätte, weil es ein Mensch sagt, der dahintersteht, der es belebt! —

Der Welt der Wahrheit steht eine Welt des Scheins gegenüber, die auch in die Tiefe geht und immer tieferen Schein entwickelt, bis sie in die Wesenlosigkeit ausgeht; jene endet in dem Wesen. —

Die Wahrheit ist nie trostlos.

Der allgemeine Consensus: das ist die Wahrheit.

An die Wahrheit der geistigen Welt glauben: das ist Religion.

O höchstes Glück: Liebe, Studien! Sie sind beide Selbstvergessenheit der Persönlichkeit. —

Das Gewissen ist nicht allein moralisch. Ein Schriftsteller z. B. weiß es, wo er die Wahrheit sagt und wo noch nicht, obwohl er hier die Wahrheit noch nicht sieht. Es ist die Gewißheit des Ewigen, Bewußtsein der Regel. Wie sollte die Kunst ausgeübt werden können ohne diesen inneren Canon? Wer sagt uns, was wahr und schön ist? Aber dann, dürfte man

sagen, müßte es ein jeder besitzen. Es giebt nur den Unterschied zwischen Gesundheit und Krankheit, Stärke und Schwäche, welcher eine ursprüngliche Produktion der Natur ist. Hier entspringt die Idealität des Moralischen und Geistigen. Es ist eine Art von Gewissenhaftigkeit, welche die vortrefflichen Werke hervorbringt; es gehört dazu moralische Anstrengung. —

Etwas zu machen, dazu gehört dreierlei: gesunder Menschenverstand, Mut und Redlichkeit. Der erste, um eine Sache einzusehen; der zweite, um vor den Resultaten nicht zu erschrecken; die dritte, um sich nicht selber etwas vorzumachen. Sodaß die einfachsten moralischen Eigenschaften auch die Wissenschaft und Kunst beherrschen. —

Beifall.

In wiefern ist deine Zeit in dir, oder bist du selber? Ist die Produktion so recht eine Produktion des Allgemeinen, so wird die Beistimmung ungeheuer, unermeßlich sein; je weniger jenes, desto minder kann dies der Fall sein. Ich meine nun, daß der Geist der Zeit, dem man sich unterwirft, wie das Fatum, wie das Schicksal ist; es ist die Gewalt der Universalität. Er würde aber immer derselbe bleiben, wenn keine neue Spontaneität in ihn eintrete. Auch ist er nie universal; es giebt immer Gegensätze in ihm, die er nicht überwunden hat. Er ist daher die Konviktion der Majorität, der Macht. Aus dem Boden müssen sich neue Triebe entwickeln. Auf dem Leben der Gemeinschaft und dem Verhältnis des Einzelnen zu ihm beruht das Geheimnis der jedesmaligen Welt. —

Die Gedanken gehen auf, wie die Saat, wie die Blumen. Viele gehen vorüber; man muß sich nicht beklagen. Wie so viele Blüten keine Frucht bringen; wie so viele Kinder im ersten Jahr sterben. Andere wachsen, werden Ideen, Werke; Entschlüsse, Thaten.

In der Welt befindet sich immer ein idealer Schwung der Mehrzahl, der Mittelmäßigkeit, wenn man will, der sich zuweilen litterarisch, zuweilen politisch äußert. Für den Staat kommt außerordentlich viel darauf an, daß diese Macht ihm angehöre, wenigstens nicht wider ihn sei; die beschränkte Idealität der Mittelmäßigen. Sie hat zugleich häufig durch ihren moralischen Inhalt etwas Respektables. —

Die Einsamkeit ist zugleich der Genuß des Allgemeinen.

Divina commedia.

Man sollte den ganzen Gesichtskreis des Poeten auffassen, der sich von Toscana und Mittelitalien her, die er eigentlich umfaßt, nach der Lombardei und Neapel erstreckt, alles übrige nur berührt. Seine Hölle ist eine eigentlich

toscanische, florentinische. Seine Erinnerungen gelten nur der nächsten Epoche; alte Historie und Mythologie und Erlebtes fallen ineinander.

Was mir auffällt, das ist die Geringfügigkeit der Beziehungen zu dem Orient; daß der Mohemmedanismus, der doch die Welt beherrschte oder mit dem Christentum teilte, hier nicht als der vornehmste Gegenstand der Weltbewegung erscheint noch auch der poetischen Betrachtung; der Gesichtspunkt ist auf die inneren Angelegenheiten der Christenheit gerichtet, bei denen er fast ausschließend verweilt. Der Umkreis ihrer philosophisch-religiösen Vorstellungen wird von italienisch-toscanischem Standpunkt aus umschrieben, aber zugleich durchbrochen.

In diesem grotesken Poem, in dem das Wildeste und Unschönste durcheinander wirrt, wird doch die Aufmerksamkeit unaufhörlich durch echte Poesie, wiewohl sie zuweilen nur in kleinen Zügen erscheint, und durch ein moralisches Gefühl angezogen, das in eine erhabene Stimmung versetzt und weit über den Stoff hinausträgt. Klassisch ist nur wenig. Reinheit, Größe und Fülle der Gedanken erscheint hie und da, aber selten und zerstreut. In den Alten spricht die Menschheit selbst, ein Moment des Bewußtseins, das ihr da und nur da zuteil wurde. Hier aber ist nur Scholastik, Kirche, kirchliche Mythe, beschränkter Horizont.

Doch ist auch ein hohes weltgeschichtliches Moment vorhanden. Ich finde es vor allem in dem 26. und 27. Gesang der Hölle. Dort ist eine Vorstellung, welche zum Entdeckungseifer führen mußte: die Ermahnung des Ulysses hätte Columbus an seine Gefährten richten können. Hier ist die stärkste Opposition gegen die Absolution durch das Papsttum, die man erwarten kann. Assolver non si può chi non si pente, wie einer der schwarzen Cherubim sagt, sind die Worte, die den Kern des Protestantismus enthalten.

Goethe.

Goethes spätere Sachen leiden, wie mir scheint, sämtlich daran, daß sie die Litteratur als Litteratur, als selbständig, gemacht, zu machen, ins Auge fassen. Eine gewisse Beschränktheit entsteht durch das früher Geleistete; es ist niemals eine Überzeugung da, die sich erst bildet, sondern immer eine schon erzeugte, vielleicht zurückgehaltene, die denn erst jetzt hervortritt. Frischen Genius, der erfrischt, auffaßt, nicht wiederholt, finde ich doch so recht nicht; aber alles große Gedanken. — Es ist, als gäbe es in der Welt weiter nichts als Litteratur und ein wenig Kunst. Selbst die Spaziergänge werden nur in der Intuition gemacht. —

Von Goethe ließe sich nicht sagen, daß er prägnant klassisch-heidnisch sei. Winckelmann ist darin weiter. Goethe hat eine Abweichung von dem protestantischen Element, von dem er auf seine Weise ausgegangen ist, nach dem Allgemeingültigen und Klassischen; aber es ist immer mit lauter Modernem und Modernstem vermengt. —

An unseren Arbeiten macht es, wie in unseren Briefen, oft mehr aus, wie etwas gesagt wird. Man kann z. B. die Wahlverwandtschaften ihrem positiven Inhalt nach am Ende rechtfertigen; aber in der Schonung, mit der die Dinge umkleidet sind, die soviel Zauber ausübt, liegt etwas, was unbefangene Gemüter ewig zurückstoßen wird. „Denn es schwebt ein Geist über den Wassern." Mein Einwurf gegen diese Art der Auffassung, gegen diese Anwendung der Naturgesetze auf die geistige Liebe bleibt, daß diese wieder ihre eigenen Gesetze im Reiche des Geistes habe. Das Verletzende liegt in der reinen Anwendung der einen auf die anderen. — —

Was den heutigen Zustand der Litteratur unterscheidet ist, daß sie so wenig auf dem allgemeinen Interesse für Wahrheit und Einsicht beruht. Früher waren große Überzeugungen allgemein; auf deren Grund strebte man weiter. Jetzt ist alles sozusagen Pronunciamento, und damit gut. Kommt das von der allgemeinen religiösen Toleranz? Involviert sie politische Gleichgültigkeit? Nichts dringt mehr durch, alles verhallt. Wer es weit bringt, der spricht die Stimmung einer Partei aus und findet Anklang bei ihr. So wird selbst nicht mehr gestritten, wie es sein sollte. Historische Urteile schwanken herüber und hinüber. —

Das deutsche Parlament erscheint wie ein litterarischer Versuch; — sie kamen alle zusammen, brachten nichts zustande und zerfleischten sich nur; — das Talent der gegenseitigen Kritik, das sich nur an den Büchern übte, hat sich nun auf die Personen geworfen; doch ist es dasselbe Cotteriewesen. —

Der Hof zu Weimar, September 1837.

Das Haus Wettin, dessen Besitzungen sich schon im 15. Jahrhundert von der Pflege Koburg bis in die böhmischen Gebirge erstreckten, würde die große Rolle in Norddeutschland haben spielen können, hätte es sich nicht gleich damals und dann ferner unaufhörlich getrennt; und zwar dergestalt, daß die großen Direktionen der Weltgeschichte unmittelbare Entgegensetzungen hervorbrachten.

Das albertinische Haus hielt sich immer an die präponderierenden Gewalten: das Papsttum früher wie zuletzt, oder wenigstens den Kaiser; an das strenge Luthertum; — zuletzt an Bonaparte. Das ernestinische Haus war immer in der Opposition: wie gegen das Papsttum, so gegen den Kaiser; es hat die Reformation geführt, seinen Helden an Gustav Adolfs Seite gesetzt; sich später an Preußen gehalten.

Dadurch daß Preußen unter die großen Mächte eingetreten ist und seine opponierende Stellung aufgegeben hat, ist der Gegensatz zwischen den beiden

Linien verwischt worden; jedoch in der ernestinischen haben sich dann weitere verschiedene Richtungen hervorgethan.

Das Haus Koburg sucht sein Glück, das Fortkommen seiner Mitglieder in der Verbindung mit dem konstitutionellen, auch dem durch die Revolution gebildeten oder modifizierten Königtum. Das Haus Weimar steht in den engsten Banden der Verwandtschaft mit den großen Kontinentalmächten. Die Großherzogin ist die Schwester des Kaisers von Rußland; eine weimarische Prinzessin hat den für einstmals präsumtiven Thronerben in Preußen geboren. Der jetzige Bestand des Landes schreibt sich von den Erfolgen des letzten Befreiungskrieges ausschließend her, so daß an eine Trennung von diesen Interessen nicht mehr zu denken ist. Koburg hat den Belgiern einen König gegeben; ein weimarischer Prinz ist Generallieutenant in Diensten des Königs von Holland.

Die politische Stellung von Weimar, sowie dessen ganzer innerer Zustand ist von dem vorigen Großherzog gegründet, der sich in dem Lande trotz der mancherlei Lasten, welche sich von seiner Zeit herschreiben, doch ein sehr gesegnetes Andenken gestiftet hat. In allen Geschäften zeigte er Wohlwollen und gesunden Menschenverstand. Er war großartig und gutmütig, unternehmend, witzig und populär. Sein Verhältnis mit der Jagemann entschuldigte man damit, daß er eines Umganges außerhalb der Grenzen der Etikette bedurfte, der ihn wieder dem Volke näher brachte. Die Kräfte seines Landes waren bei weitem zu schwach, als daß er eine Rolle unter den Mächten von Europa hätte spielen können. Aus dieser Unterordnung aber erhob er sich gewissermaßen durch die Begünstigung der Litteratur, durch das Glück, welches durch sein Genie gleichsam forciert ward, die ausgezeichnetsten Geister um sich zu versammeln und festzuhalten, so daß er sogar auf ihre Ausbildung einen persönlichen Einfluß hatte. Er erhob das kleine, dorfartige, schlechtgebaute und in mancherlei Hinsicht gar nicht einmal besonders bildungsfähige Weimar zu einer litterarischen Hauptstadt der Welt. Wenigstens insofern wirkt das noch heute nach, daß alle Jahr im Winter eine Anzahl junger Engländer nach Weimar kommen, um daselbst Deutsch zu lernen, wozu dies sonst, schon der Aussprache und des Dialektes halber, nicht der Platz wäre.

Der jetzige Großherzog hat, wie alle Söhne berühmter Männer, das Unglück, durch das Andenken seines Vaters in Schatten gestellt zu werden. Auch ist seine Konversation nicht geeignet, von seinem Geist einen besonderen Begriff zu erwecken. Alles, was er hört, berührt ihn gleichsam persönlich und weckt in ihm Erinnerungen, Sympathien, Antipathien auf, welche er sogleich ausspricht. Er macht den Eindruck eines Instrumentes, von dem man immer nur eine Taste berühren könnte, so daß die Saite, welche dadurch angeschlagen wird, so lange tönt, bis man eine andere berührt, mit einem Wort: eines Instrumentes, das man stimmt. Seine ganze Konversation hat daher etwas Flüchtiges, Zerfahrendes, von dem Augenblick Beherrschtes, Unstetes. Näher betrachtet, dürfte man jedoch nicht sagen, daß er ohne Geist,

Inhalt oder Willen wäre. Während meiner Anwesenheit hatten die ehrsamen Bürger von Weimar den Einfall, ihre garstigen Straßen und Gassen dadurch zu nobilitieren, daß sie ihnen die Namen der litterarischen Heroen beilegten. Z. B. sollte die Esplanade, die durch einige ganz unförmliche Gebäude verunstaltet wird, Schillerstraße heißen, weil Schiller da gewohnt. Ich sah, wie das bei einigen hochgestellten Leuten doch Eindruck machte; der Großherzog hatte den Takt, dies auf immer zurückzuweisen: tant que je vive, sagte er. Er ist kein Freund der Reformation; denn die, meint er, und besonders Luther, habe den Ruin seines Hauses herbeigeführt. Dabei hat er aber doch eine sehr feste, protestantisch-christliche und positive Überzeugung. Den Meinungen seines Generalsuperintendenten Röhr hängt er keineswegs an. Wir sprachen von dem Buche von Strauß: es indignierte ihn, daß man auf diese Weise die Gottheit Christi bestreite. Sie wollen nur zugeben, sagte er, daß es ein höchst vollkommener, göttlicher Mensch gewesen — das ist ja aber gar kein Unterschied! Er ist ein Mann von Gesinnung und Gedanken, aber ohne alle Form und Stetigkeit.

Das Formelle und Nachhaltige besitzt dagegen die Frau Großherzogin in hohem Grade. Wenn sie größere Gesellschaft hat und reicher gekleidet darin erscheint, muß man sagen, daß sie Kaiserin sein könnte. Ihre Haltung ist majestätisch und von einer ihr sehr wohlstehenden fürstlichen Herablassung, die der Entferntere beobachten kann, derjenige aber niemals fühlen wird, mit dem sie spricht. Gewöhnlich aber erscheint sie ganz einfach, hausmütterlich, auch bei Tafel. Das erste, was an ihr auffällt, ist, daß sich eine russische Prinzessin so ganz zu dem Begriff einer deutschen Landesmutter erhoben hat. Eben ihrer Herkunft aber verdankt sie die Möglichkeit, daß sie das sei, wenigstens insofern, als sie noch von Rußland eine nicht unbedeutende Revenue bezieht, welche dem Lande zu gute kommt. Die Weinstöcke, die man an den Häusern in den Dörfern sieht, hat sie großenteils den Besitzern geschickt; sie schenkt junge Stämme, um zu Anpflanzungen zu ermuntern; auf dem Ettersberg hat sie weitläufigere Baumpflanzungen veranlaßt. Wir wollen, sagte sie mir, das ganze Land zu einem Park machen. Auch diejenigen werden unterstützt, welche in Weimar auf eine ihr gefällige Weise, z. B. mit einem Erker, bauen wollen. Aber am meisten wendet sich ihre Fürsorge den Kranken und Dürftigen zu. Die Pfarrer schreiben ihr, wenn ein Gemeindeglied krank ist, oder wenn sie glauben, daß ihm mit zehn Thalern geholfen wäre. Sie ist die große Almosenspenderin des Landes, die gütige Madame auf dem Schloß, wie eine Bauersfrau sie mir nannte.

Hierdurch bekommt das ganze Wesen etwas sehr Patriarchalisches, das immer auch in die Staatsinstitute eingreift. Wenn die Bibliothek ein Buch braucht, zu dem ihr Fonds nicht hinreicht, so wendet man sich an sie, und sie verfehlt nicht, es anzuschaffen. Wenn die Kunstschule Büsten oder Vorlegeblätter braucht, so wird erst angefragt, ob der Großherzog bei Geld ist, und wo nicht, wendet man sich persönlich an sie. Während meiner Anwesenheit ward ein

kleines Museum eröffnet, das immer eine Zierde für Weimar sein wird, zu welchem sie die Zimmer eingeräumt und auf ihre Kosten hat einrichten lassen. So sehr sie einsieht, daß sich Männer, wie sie Weimar früher berühmt machten, jetzt nicht daselbst finden — sie tröstet sich damit, daß sie sich auch nicht finden lassen würden —, so sucht sie doch den litterarischen Ruf von Weimar aufrecht zu erhalten. Im Winter halten bald die Natabilitäten von Weimar, bald auch die Professoren von Jena Vorlesungen, die denn oft sehr gelehrt ausfallen. Dem Großherzog machen sie eher Langeweile; die Großherzogin, welche schwer hört, versteht sie wohl nicht immer. Es ist nicht litterarischer Enthusiasmus, aber man wünscht etwas dem alten Ruhm entsprechendes zu haben, man will den Kredit aufrecht erhalten.

Für die Fremden ist das nun höchst erwünscht. Man wünscht, daß es ihnen dort gefalle, daß man gut davon rede — wie man das auch nicht anders kann —; man thut alles, um dazu beizutragen. Die Fürstin ist davon voll, daß sie ein historisches Land habe, mit Denkmälern und Erinnerungen; diese wünscht sie vor allem aufrechterhalten zu sehen, zu erfrischen: sie ist gerührt, wenn man ihr einen schönen Zug von einem der alten Fürsten erzählt. Die Katastrophe des Hauses im schmalkaldischen Krieg hat sie vollkommen gegenwärtig. Auch für die Erinnerung an die letztverflossene Periode des Glanzes wünscht sie viel zu thun. Große Marmordenkmäler zu errichten, trägt sie doch der bedeutenden Kosten halber, die auch außer Landes aufzuwenden sein würden, Bedenken; aber soeben läßt sie in dem Schloß vier Säle al fresco ausmalen, zum Andenken an Goethe, Schiller, Herder und Wieland. Die Entwürfe sind großenteils gemacht, die Kartons zu dem Schillerzimmer fertig; sie besucht häufig die in demselben bereits angefangene und fortgehende Arbeit; an jeder Figur, die zum Vorschein kommt, nimmt sie Anteil. Das ist ein leidlicherer Aufwand, der einige Jahre wenig merkbar fortgeht und einen talentvollen Maler, den sie zu besitzen sich freut, bei ihr festhält.

Zu diesem Charakter gehört es, daß sie offizielle Teilnahme an den Staatsgeschäften eigentlich ablehnt. Aber zugleich liegt es in der Natur der Sache und dem Übergewicht ihrer Stetigkeit, daß nichts ohne sie geschieht. Als die Rede vom Zollverein war, war sie eine Zeitlang dagegen, weil man ihr gesagt hatte, das Übergewicht von Preußen werde am Ende die Souveränetät gefährden. Ein Geheimerat machte ihr . . . .[1])

---

1) Hier bricht das gleichzeitige Mskpt. leider mitten im Satze ab. In der Handschrift seiner letzten Jahre hat Ranke die Note beigefügt: „Die allgemeine Idee würde sein, indem der Faden der Studien immer die Hauptsache bleibt, doch zugleich den einzelnen Kreisen gerecht zu werden, in welche das Leben mich geführt hat; sie sondern sich immer voneinander ab."

Friedrich Wilhelm III., 19. Januar 1840.

Ich sah den König eigentlich zum erstenmal genau. Sehr gebeugt, dahinschleifend auf der Erde, von höchst ehrenwertem Ausdruck. Er ist klug — mehr negativ, so daß er in allem, was ihm vorgetragen, das Falsche erkennt, als positiv, so daß er selbst das Richtige ergriffe. Es macht einen guten Eindruck: dieser sitzende Hof, der König in der Mitte. —

Als im Jahre 1799 Duroc zum erstenmal nach Berlin kam, nahmen einige preußische Offiziere Anstoß an der Einfachheit des hiesigen Hofes. Rüchel faßte das Herz, dem König eines Tages davon zu sagen, nach dem Diner, in einer Fensterembrasure. Der König antwortete lange Zeit nicht, stocherte in den Zähnen, und Rüchel, der sich schmeichelte, er mache Eindruck, ward immer eifriger. Endlich antwortete Friedrich Wilhelm, er habe noch immer gesehen, daß es mit den Theaterkönigen ein schlechtes Ende nehme. —

Friedrich Wilhelms III. Wert leuchtet ein, wenn man betrachtet, daß er 1811 sich nicht für Rußland erklärte, wohl aber 1813. Damals ward alles gerettet, früher wäre alles zu Grunde gegangen. Dieselben Leute empfahlen beides. —

Unterhaltung mit Thiers, 1841.

17. August 1841 war Herr Thiers bei Brisson. — Er schien die Absicht zu haben, den Eindruck, den seine schlechten Rodomontaden vom vorigen Jahre gemacht hatten, wieder zu verwischen. Er behauptete, daß zwischen Frankreich und Deutschland, namentlich dem nördlichen, Allianz sein müsse — wie das auch immer gewesen: der Krieg mit Friedrich sei nur die Sache einer Kabale; der Krieg mit Napoleon hätte vermieden werden können. Er meinte, davon datiere das preußische und das französische Unglück. Preußen habe sich wieder ermannt und sei siegreich hervorgegangen; daher datiere aber das Unglück Napoleons: seine Absicht, Herr der Welt zu werden, sei ihm eben damals gekommen, als er Preußen betrat. Nichts sei populärer, als die Erinnerung an Napoleon. Gloire heureuse hafte in den Gemütern, aber noch viel mehr la gloire malheureuse! Besonders scheint er England zu fürchten. Man glaube in Frankreich, das übrige Europa wolle es nicht anerkennen, wodurch orgueil national beleidigt werde. Doch habe Frankreich die größte Sympathie für Deutschland; seine Kammer gebe immer die Gesinnung des Landes zu erkennen: man fühle das auf der Tribüne, wenn man sie vor sich habe. Als in der Kammer von der Allianz mit England die Rede gewesen, habe sich eher Widerstand gezeigt; als aber jetzt von einer Allianz mit Deutschland, habe sich Sympathie kundgegeben.

19. August machte ich Herrn Thiers im Hotel de Russie einen Gegenbesuch. Er hatte den König gesehen, der ihn freundlich empfangen hat, wie

alle Könige zu thun wissen: „besonders auch der seine, der ein Mann von Geist ist“. Wir kamen sehr bald auf die große Politik zu sprechen. Er fing wieder damit an, daß man Frankreich von dem europäischen Rat habe ausschließen wollen, daß aber Frankreich das nicht zu dulden gemeint sei. „Neunzehn Zwanzigstel der Nation denken wie ich.“ Einige haben sich abgesondert, wie Herr Guizot, „der doch gegen Molé in der Koalition ebendasselbe gesagt hat, wie ich“. Und warum hat man Frankreich ausschließen wollen? Unsere Vorschläge waren die besten. Mehemed war viel geeigneter, Syrien zu regieren, als die Türken u. s. w. Der einzige Grund ist, weil wir eine Revolution gemacht. Man hat auf den Augenblick gewartet, wo wir uns mit England entzweiten: dann hat man alle Formen verletzt und uns ausgeschlossen. „Ich bin überzeugt, daß die Koalition noch existiert, nicht geschrieben, aber sie existiert noch!“ In der Feindseligkeit giebt es Grade: obenan stehen England und Rußland, dann Österreich, dann Preußen. Preußen hat das Schicksal des Kontinents in den Händen. Die Traktate von 1815 sind zur Zeit unseres Unglücks geschlossen; aber wir werden sie halten, so lange der Status quo gehalten wird. Aber sollte man Reiche verteilen, sollte England davon nehmen, Rußland etwas, Österreich etwas, das übrige Deutschland aber (d. i. Preußen) sagen: die Sache kümmert mich nicht, wir sind zu weit davon entfernt — dann stehe ich für nichts. Deutschland und Frankreich sollten sich verbünden gegen die Seeherrschaft von England, die erdrückende Übermacht von Rußland zu Lande.

Ich sagte ihm: Deutschland fürchtet nur immer, daß ihr an den Rhein wollt. Sei es etwa nicht wahr, daß die Julirevolution aus einem Gedanken über die auswärtigen Angelegenheiten entsprungen? Eure Absicht ist gleichsam noch nicht erfüllt, wofern ihr nicht auch die Traktate brecht. — Haben wir, antwortete er, nicht einen Beweis gegeben, daß wir den Frieden wollen, im Jahre 31, als wir die stärkeren waren? Keine Regierung wäre stark genug gewesen, uns zu widerstehen. Wir werden die Traktate halten, so lange alles beim Alten bleibt. Aber das türkische Reich kann nicht bestehen: wir werden nicht dulden, daß es ohne uns geteilt wird. Der Teilungsvertrag ist schon gemacht. Wahrhaftig, der große Friedrich hätte nicht gelitten, daß es geteilt worden wäre ohne ihn! —

Kleiner Mann, aber nicht unansehnlich; nicht so beweglich, wie man ihn schildert; in allem, was er sagt, von großer Präcision. Einige Gemeinplätze, aber im ganzen doch immer präsente Wahrheit. Es ist das Unglück der Revolution, daß sie nicht zugleich legitim ist. Sie ist doch nicht gleich ebenbürtig; so wird sie angesehen, so sieht sie sich auch selbst an. Darin ist sie unterschieden von der englischen, einer Umwälzung, die größtenteils von Europa ausgeführt ward. Ich bezweifle gar nicht, daß die Zeit kommen wird, wo man noch einmal die Waffen versucht. —

Zum Schluß Protestation, daß er nur „mit mir“ Politik geredet. —

Paris, 1843.

Schon längst war hier der Sitz der guten Lebensart; sie ist durch den Begriff der Gleichheit erweitert, verfeinert worden. Früher gab es Klassen, die sie unter einander ausbildeten; dadurch aber, daß der Unterschied der Klassen weggefallen ist, ist sie allgemein geworden.

Doch ist mir unter ihnen zu Mute wie bei bedecktem Himmel. Die geistige Atmosphäre ist durch eine Menge konventioneller Meinungen eingenommen. Die Politik kann nicht anders gefaßt werden, als unter dem Begriff des konstitutionellen Regiments, oder einer mehr oder minder centralisierten Administration. Die Religion zerrinnt sogleich in die Gegensätze zwischen Katholicismus und Protestantismus; die Frage über die kirchliche Freiheit erdrückt die wesentlicheren unbeengten Beziehungen zwischen Gott und Mensch; (Philosophie: Cartesius und Jesuiten). Was ist das für eine Poesie in den Theatern! Sie erhebt sich kaum zum echten Dialog; Sinnenreiz, matte Anspielung ist alles.

Und doch sind es nicht starke Meinungen, die sich sammeln, aus denen Blitze hervorgehen könnten. — Sie bedecken den Horizont, wie an einem kühlen Sommertag.

Das Ursprünglichste, Echteste ist vielleicht eine gewisse Liebenswürdigkeit, welche etwas rein Menschliches in sich enthält. Halte dich aber hübsch im Zaum! Gingest du einen Schritt weiter, so würden alle möglichen Interessen daraus hervorbrechen.

Der Mensch soll nie leben in den abgemachten Gedanken, die er hinnimmt wie etwas fertiges. Das Edelste, Beste verdirbt ihm unter der Hand. Mich widert schon der nationale Enthusiasmus an, der so nobel war.

Audienz in Laeken, 23. September 1853.

König Leopold war nicht übel der Meinung, daß er, wenn er Griechenland angenommen hätte, jetzt in Konstantinopel sein würde. Denn er sei der russische Kandidat gewesen; Rußland würde ihn geduldet, England befördert haben. Alles sei an dem Widerstande Metternichs, seinen kleinlichen Rücksichten, der elenden Aufstellung, die man dem Königreich gegeben, gescheitert. Denn damals würden sich alle Griechen demselben angeschlossen haben. Er stimmte ein, daß die Einsetzung des Königs Otto besonders auch durch seine Minderjährigkeit nicht habe zu demselben Ziele führen können, und gab zu verstehen, daß sein protestantisches Bekenntnis ihm bei den Griechen nützlich gewesen sein würde.

Was aber nun? Rußland könne nicht wünschen, Konstantinopel zu erobern, denn es würde seine Einheit dadurch zerreißen. Der Kaiser könne auch keine Sekundogenitur wünschen, weil das neue Reich für Rußland ge-

fährlich sein würde; es würde das Schwarze Meer beherrschen. Jetzt, durch die Annahme der Vorschläge, die ihm Europa gemacht habe, sei er in den größten Vorteil gekommen: jeder müsse mit ihm und gegen die Türken sein.

Es ward nicht geleugnet, daß sich der türkische Fanatismus regen könne. Der König bemerkt, daß Omer Paschas Absicht sei, den Rüstungen Raum zu machen, Lärm in Europa zu erregen. Aber wie wollten die Türken den Russen widerstehen, sie, die den Ägyptern unterlegen, welche von den europäischen Kanonen im ersten Augenblick zu Grunde gerichtet worden seien?

Er gab zu, daß eine weitere Ablösung der verschiedenen Teile nach und nach erfolgen werde: man müsse die Türkei wie einen alten Baum von außen her absterben lassen.

Die Schwierigkeit ist Konstantinopel. Zunächst wird da wohl niemand sonst geduldet werden, als der Sultan selbst unter der Obhut der europäischen Mächte. Englands Pflicht wäre, ihn auf eine vernünftige Weise zu erhalten. —

Von Frankreich: er stimmte gleich ein, daß Napoleon eine Dynastie, ein Weltreich gründen wollte, daß er alles, was gegen ihn war, vernichtet haben würde, wenn es so fortgegangen wäre. Er fand einen großen Moment darin, daß Napoleon Polen nicht erneuert, organisiert habe; Rußland sei damals sehr schwach gewesen. Ich vergaß nicht zu bemerken, daß Napoleon dies wohl nicht thun konnte, um nicht mit Österreich zu brechen.

Dasselbe sei der Fall mit Louis Napoleon. Er meinte doch nicht, daß es hinreichen werde, ihn nur in enge Schranken einzuschließen, damit er stürze.

Die Hauptsache sei, sich in Deutschland nicht wieder zu entzweien, wie 1805 und 1806. Er verdammte die Gegner der Politik von Radowitz, weiter ebenso die jetzige Haltung von Prokesch; er stimmte ganz überein, daß die Rechthaberei der Diplomaten die Sachen in Deutschland verderbe, daß man sie sämtlich und auf Einen Tag entfernen müsse, um andere einzusetzen.

Besonders war er von der großen militärischen Stellung durchdrungen, welche Antwerpen in einem großen Kriege von Frankreich einnehmen werde. In den deutschen Bund könne er nicht treten, da es Frankreich nicht dulden würde. Die garantierte Neutralität sei die Stellung von Belgien. —

In allen Zweigen, woran der Mensch arbeite, sei dies Land seit zwanzig Jahren im besten Fortschritt. Ganz einverstanden mit dem Kommunalwesen war er übrigens nicht; die Macht der Regierung setzt er in die Kontrolle.

Die Geistlichkeit sei durch und durch national. Ihr jetziges Mißvergnügen sei daher entstanden, daß einer der Minister das von Nothomb eingerichtete Primärunterrichtsgesetz, das ganz gut sei, habe ändern wollen. Lieber unter Louis Napoleon, als unter diesem Minister! sei ihr Geschrei gewesen. —

Er kam auf Proudhon zu reden, der doch nie angebe, wie die von ihm gepredigten Lehren zu realisieren seien. —

Ein sehr gebildeter, sehr verständiger Mann voll von Umsicht, mit einem gewissen Bedürfnis von Gründlichkeit; denn er nahm die Fragen ordentlich vor. In einem Kongreß europäischer Fürsten würde er durch Erfahrung und Umsicht eine große Wirksamkeit ausüben. —

Hätte er, so meint er, der Republik 1848 nicht widerstanden, so würde Preußen vielleicht noch tiefer gefallen sein. —

Alexander von Humboldt.

10. Mai 1859. Wir begruben Humboldt. Ein Mensch, der sich so recht vollkommen ausgelebt hat. Er folgte der Natur, er war ein Kind der Natur, er studierte nichts als die Natur: sie hat ihn dankbarlich begünstigt. Alle geistigen und physischen Fähigkeiten hat sie ihm gelassen und ihn ohne Schmerz dahingenommen. Ist nicht auch in diesem Dienst der Natur eine Art von Religion? Es ist der Deismus des 18. Jahrhunderts. Es war das Leben seines Lebens, dieses Erkennen, dieser Trieb der Umfassung des Naturganzen.

Sein Leben ging in der sichtbaren Welt auf. Dieser Richtung entsprach sein Talent: Festhaltung aller großen Probleme und ein Gedächtnis von unvergleichlicher Präcision und Umfassung. Wie da ihm das große Objektive der unsichtbaren Welt fern lag, so war er durch und durch liberal — mit den Anschauungen des 18. Jahrhunderts. An einem antirevolutionären, durchaus geistlichen Hofe lebte er in liberalen und deistischen Tendenzen.

Der Geistliche, der ihm die Leichenrede hielt, pries seine Liebe. Sie war wie die der Natur, die das Emporkommende pflegt, dann aber die Dinge sich selbst überläßt.

Vollkommen ausgelebt hat er sich. Er hat seinen Papagei, welchem man auch viele Jahrzehnte nachrechnet, zuletzt einmal gefragt, wer von ihnen beiden am längsten leben werde. —

März 1860. Briefe von Humboldt. „Der Mann zweier Welten, der Sklave seines Bedienten, seinem König eine Schlange am Busen." Er beging einen posthumen Selbstmord. Denn daß er so ganz in den Ideen von 89 lebte, hätte doch niemand geahnt.

Aber so ist's am preußischen Hofe herkömmlich. So schrieb Voltaire gegen Friedrich; so schleuderte Cölln die „Feuerbrände" in die damalige Gesellschaft. Das beschäftigt dann die Menschen eine Weile und scheint ihnen Wahrheit. —

Audienz beim Prinzregenten, 1860.

13. Juni 1860 ließ mich der Prinzregent rufen. Er hatte sich das Memoire vorlesen lassen und wünschte zu hören, ob ich nicht etwas hinzuzufügen hätte. Ich befand mich eine halbe Stunde in der Region historisch-politischer Anschauungen, einem Manne gegenüber, welcher versteht und vermag.

Einer meiner Sätze: es gäbe drei Stadien in revolutionärer Bewegung: 1. die Fürsten werden gestürzt, wenn sie keine Armee haben oder sie vernachlässigen — 2. darauf die Wildheit revolutionärer Wirren — 3. dann ein Usurpator, der die Waffen zu führen weiß. — Der Fürst glaubte, daß er sehr wahr und konsequent gebildet sei.

Die Summe seiner Entschlüsse war: 1. jede, auch die leiseste Kontestation mit Frankreich zu vermeiden, aber um kein Haarbreit nachzugeben in politischen Fragen; 2. die deutschen Fürsten in ihrer Souveränetät zu schonen, aber in militärischen Dingen eine Einheit hervorzubringen, welche eine große gemeinschaftliche Wirksamkeit ermögliche.

Einen vollkommenen Begriff hatte er davon, daß die militärische Macht die Souveränetät in sich schließe.

Unsere Lage beruht eben darauf, daß die Militärgewalt des Fürsten und eine liberale Tendenz der Regierung kombiniert werden sollen.

Begegnung mit Thiers in Wien, 1870.

1. Zum Ereignis von 1870; geschrieben 8. November.

Als Louis Napoleon zum Präsidenten der Republik erhoben worden war, erklärte sich Kaiser Nikolaus damit einverstanden; er warnte ihn jedoch davor, sich zum Kaiser zu erklären, denn dadurch werde er alle imperialistischen Erinnerungen der Armee wachrufen. Louis Napoleon wies das unbedingt zurück; denn in ihm sei die Unabhängigkeit Frankreichs repräsentiert; er könne und werde sich nicht einreden lassen.

Jedermann weiß, wie nun ein Kriegsereignis nach dem andern gefolgt und nicht allein in der Armee der imperialistische Geist erwachte und genährt worden ist, sondern auch die Nation, was freilich sehr leicht war, wieder ergriffen hat. Nachdem nun Rußland und Österreich gedemütigt waren, empfand man es in Frankreich umsomehr, daß dagegen Preußen Siege errang und selbst in den allgemeinen europäischen Angelegenheiten neben Frankreich auftreten wollte. Die imperialistische Faktion war mit ihrem Führer, der das nicht verhindert hatte, nicht mehr vollkommen einverstanden. Diese Faktion aber bekam durch die Ereignisse des Jahres 1869, in welchem es ihr gelang, das Corps législatif, dem größere Freiheiten gestattet waren, mit einer Mehrheit, die unbedingt herrschte, zu erfüllen, auch in den

wichtigsten Angelegenheiten eine selbständige Haltung. Der Kaiser ließ das einerseits mit Vergnügen geschehen, anderseits wurde aber doch seine imperialistische Machtvollkommenheit dadurch beschränkt; er hat wohl gesagt: er könne nicht Kaiser sein, wenn er nicht führen solle. Diese Führung aber hing nicht mehr geradezu von ihm ab; denn eine starke Partei pflegt ihren Führer selbst zu führen.

Die Geister waren schon bis zu hohem Grad der Feindseligkeit erregt, einer Feindseligkeit, die doch noch mehr von Eifersucht in sich trug, als von wirklich begründeten Interessen, als das Gerücht entstand, daß ein Hohenzoller zur spanischen Krone bestimmt wäre. Im preußischen Staate als solchem war man nicht dafür. Der König, der zu diesem Zweige des hohenzollernschen Hauses nur die Stellung eines Oberhauptes der Familie hat, war nur nicht geradezu dagegen. Er sagte, er rate nicht dazu, wolle es aber auch nicht verbieten.

Indem trat nun ein neuer Minister, der Popularität bedürftig und nichts mehr wünschend, als in der Kammer festen Fuß zu gewinnen, in das französische Ministerium; er kam eben von Wien. Hier hatte er unter den Eindrücken gelebt, welche die starke Animosität gegen Preußen hervorrief. Er hatte besonders den Lärm ultramontaner oder republikanischer Tendenz, der sich in den Kammern deutscher Mittelstaaten erhob, vernommen. Er langte mit der Überzeugung an, daß er in der einen seiner „Hosentaschen" Österreich, in der anderen den Süden habe und ihrer Beihülfe gewiß sei. Zugleich hielt er dafür, daß die französische Armee zu einem Unternehmen gegen Preußen vollkommen vorbereitet sei. Unter diesen Umständen trat er in der französischeu Kammer mit einer Erklärung auf, die den Krieg in Aussicht stellte. Es gelang ihm dadurch, die beinahe einmütige Zustimmung der Versammlung davonzutragen. Die Eifersucht setzte in entschiedene Kriegslust über.

Noch zögerten beide, der Kaiser und der König. Der König war sehr zufrieden damit, daß die Hohenzollern ihren Anspruch zurückzogen; der Kaiser ebenfalls: er hat wenigstens vernehmen lassen, er sei glücklich, daß die widrige Sache beigelegt sei; aber entschieden trat er doch nicht mit dieser Meinung hervor. Auch in seiner Umgebung gab es Personen, welche Preußen bei dieser Gelegenheit zu demütigen wünschten; man hätte dasselbe in Wien gern gesehen, und die imperialistische Partei im Lande wünschte nichts mehr. Aber der König selbst, ohne Minister, nur in seinem natürlichen gesunden Menschenverstand, weist den Antrag, den man ihm machte, auch für künftige Zeiten ähnliche Eventualitäten in Bezug auf die Hohenzollern zu verhindern, in dem Gefühl, daß er damit zugleich sein Recht in der Familie überschreiten und sich fast eine Beleidigung gefallen lassen würde, mit Entrüstung und Stolz in Formen, die auch ihrerseits etwas Verletzendes hatten, von sich. Hierauf war der Krieg so gut wie erklärt. Aber soweit wollte Österreich nicht folgen. In Süddeutschland erwachten alle antifranzösischen Gefühle

von ehedem. Ohne viele politische Erwägungen stellte sich der junge König von Bayern auf diese Seite.

2. Erste Unterredung mit Thiers; 9. November.

Indem das Vorstehende geschrieben wurde, hörte ich, daß Mr. Thiers von Petersburg kommend in dem Hotel Österreichischer Hof eingetroffen sei. Abends nach vollbrachter Tagesarbeit in dem Archiv und der Spazierfahrt nach Schönbrunn mit Johannes Ranke und Professor Lorenz, bei welcher viel vom Verhalten Österreichs die Rede war, dessen Partei ich einigermaßen nahm, besuchte ich Thiers, den ich mit Mad. Thiers in der altgewohnten persönlich freundlichen Stimmung fand. Ich bekenne, es war mir angenehm, „mein lieber Mr. Ranke“ mit der gewohnten, etwas gedämpften, halbheiseren Stimme aus seinem Munde zu vernehmen. „Wohin aber sind wir gekommen,“ sagte er, „wir sind sehr unglücklich!“ Er entwickelte dann die Vorfälle, die zum Krieg geführt haben, insofern abweichend von dem gestern Geschriebenen, als er die imperialistische Partei schwächer vorstellte und die Kriegserklärung noch mehr von Zufälligkeiten ableitete. Auch die Minister hielt er nicht für so schuldig; er legte noch mehr Wert auf den Einfluß der Kaiserin. Ihm zufolge würde jedermann zufrieden gewesen sein, wenn es bei der ersten Ablehnung der hohenzollernschen Ansprüche geblieben wäre. Daß er dann in der Kammer überstimmt worden war, schrieb er einer zufälligen Aufwallung zu; den anderen Tag hätte sich jedermann zu seiner Meinung bekannt. Sollte es sich nun auch so verhalten, so würde es doch der obigen Auffassung keinen wesentlichen Eintrag thun. Denn woher kam diese Aufwallung? Es war doch immer der Imperialismus in konstitutioneller Form. Thiers scheint eine Vereinbarung des Unvereinbaren für möglich gehalten zu haben, wie das seine Stellung mit sich brachte. Mir sagte er öfter: „Sie sind ein Philosoph“, was ich mir so ausdeutete, daß der momentane Impuls noch eine besondere Meinung jenseit der obwaltenden Zerwürfnisse wenigstens für den Abwesenden nicht ausschließt; eine Meinung, die jetzt vielleicht auch die seine ist. Das Kriegsunglück schrieb er den persönlichen Fehlern des Kaisers zu, der immer etwas Chimärisches in sich gehabt habe. Darauf wollte er weniger eingehen, wenn ich ihm sagte, daß eine moralische Schwäche, wenn nicht Verworfenheit den Widerstand gelähmt habe. Was ich ihm von dem Verhältnis des Königs zu Bismarck und Moltke sagte, war ihm doch großenteils neu. Von Moltke und dessen Stellung — ich erklärte ihn für eine Personifikation des Generalstabes — hatte er keinen Begriff. In Bismarck sieht er den Staatsmann von größtem Geist, von größter Begabung. Er bewundert ihn vollständig, er sagte kein Wort des Tadels. Er dachte nicht daran, ihm oder uns überhaupt die Schuld an dem Kriege beizumessen.

Nun aber, was ist nun zu thun? Ich gewann sein Herz aufs neue — so schien es wenigstens —, wenn ich ihm sagte: Paris habe bei allen deutschen

Litteraten die größte Sympathie. Das Wort, das mir in den Sinn kam: wir hätten da Gastfreundschaft des Geistes genossen, that ihm wohl. — Von dem, was er auf seinen Missionen erfahren und ausgerichtet hatte, sagte er kein Wort, und ich vermied, ihn danach zu fragen. Ich suchte nur, ihn zu überzeugen, daß auf unserer Seite keine Nationalfeindschaft obwalte, wenn sie nur nicht etwa bei den jetzt in Paris bevorstehenden Ereignissen aufgeweckt werde: um Gotteswillen, bequemt Euch zum Frieden, so lange Ihr Paris habt und wir davorstehen! . . Die Meinung Bismarcks, als werde man in der französischen Hauptstadt selbst Entzweiungen und den Bürgerkrieg ausbrechen sehen, muß nach diesem Gespräch aufgegeben werden.

Thiers nahm es an, wenn ich ihm die Versöhnung der Partei des Bürgertums und der Republik zuschrieb. Seine Umgebung bestätigte das ausdrücklich. Ich sagte ihm, man könne nicht anders, als in ihm den Repräsentanten von Frankreich sehen, soweit es noch Widerstand leisten könne. Er erwiderte das mit einigen freundlichen Worten, sah aber alle Zeit die imperialistische Partei als vernichtet an, was ich doch nicht zugeben konnte. Sie ist vernichtet, sagte er, durch Eure Waffen. — Gut, sagte ich, laßt uns nun Frieden miteinander machen; denn wir denken nicht daran, Frankreich herabzuwürdigen. Wir wollen Euch Euren Einfluß auf Italien und die südliche Welt überhaupt nicht nehmen; aber Ihr müßt Euch immer erinnern, daß Frankreich und Deutschland als Teile des alten karolingischen Weltreichs emporgekommen sind. Ein mittleres Reich zwischen ihnen wurde beabsichtigt, ist aber nie zu stande gekommen. Über diese Gebiete sind die beiden Nationen miteinander handgemein geworden, hatten sich aber auseinander gesetzt. Als wir sehr schwach waren, habt Ihr uns eine und die andere unserer westlichen Provinzen entrissen, und Ihr könnt Euch nicht wundern, wenn wir sie, nachdem wir Euch von dem vermeintlichen Kaisertum befreit haben, zurückfordern.

Diese Auseinandersetzung suchte einer der Begleiter hauptsächlich dadurch zu entkräften, daß alsdann ein ewiger Krieg zwischen beiden Nationen entstehen würde. Ich sagte ihm, anders sei es doch einmal nicht. Das Ereignis von Sedan werde man uns in Frankreich niemals vergeben, und bei ihrem dortigen unzuverlässigen Zustand verlange die deutsche Nation, die dafür geblutet habe, eine Sicherheit für die Zukunft. Derselbe Mr. Rémusat behauptete, das republikanische Gouvernement werde sich halten. Ich stellte es in Abrede und blieb bei meinem Satze. „Wenn aber der Krieg Euch so viele Opfer auferlegt hat, so solltet Ihr Frieden machen. Ihr habt 200 000 Mann vernichtet, nicht die Nation.“ — Aber, sagte ich, die 200 000 Mann waren die bewaffnete Nation, nicht in dem deutschen Sinn, aber in dem französischen. Die deutsche Nation wird es unerträglich finden, ihre alten Provinzen in französischen Händen zu lassen. Wenn der König auch wollte, Euer ganzes altes Territorium kann er Euch nicht wieder zurückgeben. Straßburg und Metz müssen wir haben.

Er antwortete: „verlangt Ihr Metz als Festung zu behalten, oder wollt Ihr es schleifen?“ Ich sagte ihm: ich kann darüber nicht urteilen, ob eine Modifikation angenommen werden könnte; ich für mich würde aber dann Luxemburg fordern, was wir niemals hätten aufgeben sollen.

So verliefen diese Gespräche, bei denen noch tausend andere persönliche Erinnerungen und Mitteilungen zur Sprache kamen und das Gefühl herrschend wurde, man könne zugleich Freund und Feind sein. Mein Eindruck im allgemeinen war, daß die beiden vereinigten französischen Parteien, Bürgertum und Republik, um sich zu behaupten, doch wohl zu einer ansehnlichen Abtretung in dem angedeuteten Sinne zu bringen wären. Etwas weiteres wird das nächste Gespräch mit Mr. Thiers ergeben. Wollte Gott, ich wäre glücklich genug, zu dem Frieden etwas beizutragen, so wenig es auch immer sein mag.

Zweites und drittes Gespräch mit Thiers und Genossen; 11. November.

Das zweite Gespräch mit Thiers am folgenden Tag stimmte meine Hoffnungen sehr herab. Er lebt und webt in der Idee, daß es nur eben eine Erhebung von Preußen sei, welche Frankreich bekämpfe. Vor einem Jahrhundert habe Preußen 10 Millionen gezählt; durch Annexionen und durch den Nordbund, den er auch als eine Annexion betrachtet, sei es bis auf 30 Millionen angewachsen; durch die Überschreitung der Mainlinie werde es über eine Population von 40 Millionen gebieten. Eine Vergrößerung dieser Art sei unerhört; dennoch wolle man Garantien von Frankreich: „es ist absurd!“ rief er aus; denn seine Idee ist immer die des alten europäischen Gleichgewichts. Die preußische Macht werde furchtbar gegen jede andere; sie müsse ganz Eurpa gegen sich haben.

Das werden, scheint mir, die Argumente sein, die er an den europäischen Höfen zur Geltung zu bringen sucht; und noch immer besteht er darauf, daß Frankreich widerstandsfähig sei: „In kurzem wird ein Heer von ein paarmal hunderttausend Mann versammelt sein.“ Ich fragte: „Disciplinierte Truppen?“ „Ah,“ sagte er, „Ihr kennt am besten die Macht des Patriotismus. Auch Ihr stelltet 1813 undisciplinierte Truppen ins Feld und behieltet doch die Oberhand.“

Wenn ich dann berührte, daß die Garantien nicht gegen Frankreich an sich gefordert würden, sondern gegen eventuelle Revolutionen, die abermals einen Eroberer an die Spitze bringen könnten, so erklärte er das für undenkbar: die republikanische Regierung sei der Friede. Ich sagte ihm, das sei immer behauptet worden und habe sich nie bewährt; die deutsche Nation werde sich damit nicht begnügen. Frankreich bekämpfe nicht allein Preußen als Macht, die große Kombination liege in der Verbindung der preußischen Waffen und der deutschen Idee; im Laufe der Jahrhunderte habe sich das

Verhältnis endlich einmal zu Gunsten Deutschlands ohne fremde Mitwirkung geändert. Die Differenz ist immer, daß nach unserer Ansicht die Abtretung den Frieden bedinge, nach französischer den Krieg verewigt. Gegen all und jede Abtretung war nun auch Thiers nicht, obwohl er dabei erklärte, er könne nichts versprechen; er deutete nur an, daß man auf eine Schleifung der Festungen, z. B. auch Straßburgs, wenn es französisch bliebe, eingehen würde und überdies auf die Zahlung der Kriegskosten; weiter aber war er nicht zu bringen. Er wünschte, daß ich das dem König schreiben möchte. Ich bemerkte ihm, daß davon wenig Erfolg zu erwarten sei; denn über ihm liege ebenfalls die Notwendigkeit der Thatsachen. Wir seien provoziert, der unerwartete Sieg habe die alten Ansprüche der deutschen Nation erweckt: denen müsse er Rechnung tragen. —

Thiers erweckte meine ganze Sympathie selbst auch darum, weil er an der Erhebung Napoleons und an der Bildung des chauvinistischen Geistes offenbar nicht ohne Schuld ist. Denn dahin wirkte seine Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs, bei der jene Tendenzen jedoch nur Mittel sind, um den nationalen Geist der Gloire lebendig zu erhalten, während er nun von den faktischen Folgen seiner Doktrin unendlich schwer betroffen wird, zumal da sie der vermeinten Gloire den größten Abbruch thun. Durch und durch ein Franzos, mir einer der liebsten von allen, einer der geistreichsten gewiß; „aber ich könnte," sagte er, „meine grauen Haare nicht mehr entehren, als wenn ich mich zu Konzessionen verstünde im Namen Frankreichs, welche alle dem widersprächen, was ich mein ganzes Leben hindurch gesagt habe." Davon war auch seine Gesellschaft erfüllt, daß kein Minister zu finden sein würde, der die Abtretung des Elsaß unterschriebe. „In dieser Lage aber," sagte ich, „wo der Friede zweier so großer Nationen auf dem Spiele steht und die Existenz von Paris, welches zugleich eine Weltkapitale ist, sollte doch jemand den Mut haben, die rettenden Bedingungen zu unterzeichnen und den Haß auf sich zu nehmen." Man antwortete mir: „Einer von Euch sollte den Mut haben, den deutschen Anforderungen gegenüber den Franzosen einen Frieden zu geben, den sie ertragen können."

Ich komme hiebei schon auf das dritte Gespräch, das ich gestern Abend (den 10.) nicht sowohl mit Thiers — der von seinem Rothschildschen Diner etwas ermüdet war und nach seiner Gewohnheit auf dem Sofa in Schlummer verfiel — als mit der Gesellschaft hatte, die sich des Abends bei ihm einfand, um ihm Lebewohl zu sagen. Alles war eben wie in seinem Salon zu Paris. Mdme. Thiers erhielt das Gespräch mit größerer Lebendigkeit, als ich dort an ihr gemerkt hatte. Von den Herren, welche kamen, kannte ich eigentlich nur einen; doch knüpfte sich bald ein allgemeines Gespräch an. Besonders der italienische Minister, der sich aber erst später zu erkennen gab, fand den Unterschied zwischen den Ansprüchen Preußens und den Ansprüchen Deutschlands gerechtfertigt. Das Gespräch bewegte sich um die früher er-

wähnten Punkte. Einen gewissen Eindruck brachte jedoch die Bemerkung hervor, die ich machte — ein Historiker unter den vielen Politikern —: daß der Krieg nicht mehr gegen Napoleon gerichtet sei, der sich ja in Gefangenschaft befinde, noch auch gegen Frankreich an und für sich, das wir in einer gewissen Größe zu sehen wünschten, als gegen die Politik Ludwigs XIV., der einst einen Zeitmoment der Schwäche des deutschen Reiches benutzte, um nicht allein ohne Recht, sondern selbst ohne Anspruch Straßburg unseren Händen zu entwinden. „Und ist nicht Ludwig XIV. der, welcher in der zweiten Hälfte seiner Regierung Euch die absolute Monarchie aufgelegt hat, die Ihr bekämpft?"

Man erwiderte: wolle man auf Ansprüche dieser Art zurückkommen, was werde übrig bleiben? „Der Moment," sagte ich, „ist dringend. Ihr müßt wissen, daß dieses Unrecht nie vergessen worden ist, daß es die deutsche Nation noch heute, wenn nicht zur Rache, denn das liegt uns fern, doch zu einer Gegenwirkung entflammt. Laßt uns das alte Unrecht gut machen und dann Freunde bleiben."

Es versteht sich, daß niemand davon überzeugt, noch von seiner Meinung zurückgebracht wurde.

Thiers forderte mich beim Abschied auf, dem König zu schreiben, er möge den Franzosen den Frieden geben. Über die Erfolge seiner Mission hat er kein Wort gesagt. Welche aber können sie sein? Er begiebt sich nach Florenz, wo man doch gewiß an der Entstehung einer französischen Republik kein Gefallen haben kann, noch auch an dem Sturze Napoleons, des Mannes, dem man alles verdankt. Was kann da herauskommen? —

Soll ich meinen Gesamteindruck zusammenfassen, so ist es doch der, daß die Abtretung des Elsaß vielleicht möglich wäre, nicht aber die von Metz. Denn für das erste kann die Nationalität ein Motiv abgeben. Metz dagegen war immer französisch von Nationalität und Zunge. Die Wunde, die man schlüge, würde eine doppelte sein[1]). —

Noch ein Moment kam öfter zur Sprache, das nämlich: daß die Erwerbung einer feindselig gesinnten Provinz wie das Elsaß eher eine Schwächung, als eine Stärkung von Deutschland wie von Preußen werden würde. Man kann das aber nicht zugeben. Wie bald ist Landau unter bayrischem Einfluß regermanisiert worden! Ein anderes Moment liegt in der Förderung der Industrie.

---

1) Wenige Wochen vor seiner Begegnung mit Thiers hatte Ranke in einer Unterhaltung mit dem Herausgeber gerade die Abtretung von Metz als eine Forderung der historischen Gerechtigkeit lebhaft befürwortet. Hierauf bezieht sich die in der Allgemeinen Deutschen Biographie XXVII 265 gemachte Bemerkung.

Bunsen, März 1871[1]).

Bunsen war ein Idealist, der durchaus praktisch sein wollte. Er hatte Lebensklugheit genug, um die ihm entsprechenden Elemente zu ergreifen und in denselben sich geltend zu machen, den weitesten Horizont für seine Studien und für seine Phantasie, unvergleichlich ausgebreitete Kenntnisse und die Gabe, sie mitzuteilen, dafür anzuregen, Impulse zu geben. Die ihm eigene theologische Ader hatte einen universalhistorischen und doch zugleich kirchlichen Charakter. Er war zu Hause in Altertum und Kunst. Lege ich noch einmal Hand an, mein eigenes Leben zu schreiben, so würde ich ihn schildern, wie er in Rom war: von einer gewinnenden Persönlichkeit, bei jedermann angesehen; immer auf einer gewissen Höhe, wo sich Studium und Leben, Politik und Religion, persönliche Beziehungen und allgemeine Tendenzen durchdringen und wechselseitig bestimmen; dem Fortschritt zugewandt, aber auch sehr positiv. Nur das ließe sich an ihm vermissen, daß er die objektiven Mächte, die dem, was man will, und was doch immer etwas persönliches bleibt, entgegenstehen, nicht hoch genug anschlug und würdigte. Darüber geriet er zuvörderst mit dem römischen Stuhl in Konflikt; er übernahm da zugleich in Rom die Sache des preußischen Staates zu führen, und, nach Berlin eilend, auch hier Einfluß auf die Entschlüsse, die man faßte, zu erwerben — eine unmöglich zu behauptende Stellung. Denn eben ihm schrieb man dann in Rom die Maßregeln zu, die man mißbilligte. Indem er sich entschuldigen wollte, geriet er in Konflikte, in denen er unterlag.

Eine unendliche Aussicht eröffnete ihm sein Verhältnis zu Friedrich Wilhelm IV., der ihn hochhielt, bewunderte und liebte. So lange dieser Fürst noch Kronprinz war, bestand das innigste Verhältnis; in der Durchführung einiger großer Ideen waren sie beide gleichsam Bundesgenossen. Anders mußte sich das nach der Thronbesteigung des Königs gestalten. Denn dann traten auch für diesen selbst objektive Verhältnisse ein, die sich dem Ideal nicht fügten und seine Entschlüsse bestimmten. Bunsen und Humboldt waren vereinigt, den König auf einer Bahn zu halten, die ihren Wünschen entsprach: Förderung der freien Wissenschaft, der Erforschung der Natur und des Altertums, — politisch abweichend von der Anerkennung des ständischen, aristokratischen und provinzialen Wesens, welche der König in sich nährte. Der König arbeitete nur, die Ergebnisse der Revolution zu bekämpfen. Bunsen faßte das anders auf. Seinem Geist gebrach es an dem Scharfsinn, die Elemente in ihrer Besonderheit zu sehen und von einander zu scheiden. Erst da kam es aber zwischen ihnen zu einem Bewußtsein ihrer Differenz, als im Jahre 1848 Revolutionen ausgebrochen waren, die nicht mehr als geistige Entwickelungen betrachtet werden konnten; wenigstens war der König nicht mehr dahin zu bringen: er schrieb sie der Bosheit und der

1) Nach der Lektüre des Schlußbandes der Nippoldschen Biographie Bunsens.

Berechnung zu, die ihn in die größte Bedrängnis setzten. Seitdem trennten sich ihre Wege, obwohl persönlich ein gutes Verhältnis blieb. Bunsen warf sich in die Bewegung dieser Epoche und sah den Beruf Preußens darin, ihr gerecht zu werden und zu der obersten Stufe der Macht zu gelangen.

In dem Buche zeigt sich, wie er alles, was dem widerstrebte, mit Haß und Verachtung verfolgte; nur in seiner eigenen Idee sah er das Heil. Er verfolgte dies Ziel selbst in seiner amtlichen Stellung. Sehr merkwürdig sind für seinen Standpunkt seine Äußerungen, Ratschläge, Freundschaften und Abneigungen. Endlich begegnete ihm, daß er ein Protokoll unterzeichnen mußte, gegen das seine ganze persönliche Überzeugung anstrebte. Er hätte ohne Zweifel eher abdanken sollen, als sich fügen. Es ist doch kein Zweifel, daß ihn persönliche Rücksichten davon zurückhielten; aber der einmal ausgesprochene Zwiespalt wurde dadurch um so stärker und führte dann nach ein paar Jahren doch zu seinem nun unvermeidlichen Abschied. In seiner Sinnesweise ward dadurch nichts geändert. Was kann auffallender sein, als daß er Garibaldi Washington zur Seite stellt? Mit der unverwüstlichen Arbeitskraft, die ihm eigen war, suchte er dann besonders seinen kirchlichen Begriff litterarisch zur Geltung zu bringen. Er fand dafür eine ihm entgegenkommende Tendenz in der theologischen Welt, die auch sein Andenken sichert. Er starb in lebendiger Vergegenwärtigung seiner kirchlichen und politischen Ideale, die er noch alle für erreichbar hielt. Denn an der Richtigkeit seiner Meinungen stiegen ihm keine Zweifel auf. Die Nachricht von seinen letzten Augenblicken kann man nicht ohne Rührung lesen.

Besuch der Heimat, Juli und August 1872.

Der 12. Juli wurde noch dadurch ein wichtiger Tag, daß das Manuskript für die neue Ausgabe der preußischen Geschichte geordnet und eingepackt wurde, um demnächst zum Druck nach Leipzig abzugehen. Am 13. früh trat ich die Reise an, unterstützt von einem gewandten Bedienten. Gegen Mittag empfing mich Professor Dümmler am Bahnhof zu Halle. Ich hatte ein angenehmes Gespräch mit ihm über alle Dinge der Litteratur und des Tages, angenehm, weil es auf innerem Einverständnis beruht. Seine Frau, eine geborene Oberösterreicherin, wetteiferte mit ihm in verständigem, wohlwollendem Wesen. Ich bemerkte, daß eine Berufung nach Berlin für das Fach der historischen Hülfswissenschaften weder ihm genügen, noch auch ihr angenehm sein werde; und das wären doch ein paar Menschen, die ich hier zu haben wünschen müßte, wenn nicht absolute Einsamkeit nach und nach mein Los werden soll.

Fürs erste schien es nicht so. In Lodersleben fand ich eine ziemlich mannigfaltige und belebte Gesellschaft. Noch am Abend besuchten wir die

Steinbrüche, von denen einer ganz neu überwachsen ist, in heiterster Stimmung. Den Tag darauf die Kirche. Das Evangelium, die Speisung der 4000, giebt viel zu denken. Es ist eben das Wunder, welches immer geschieht, in sehr prägnanter und kindlicher Fassung.

15. Juli. Fahrt nach Wiehe. Das Land gewährt den reichsten Anblick, da überall reifendes Korn, nahe der Ernte, die Felder bedeckt. Wir besuchten, wie vor alters, Garten und Berg. Die Anlagen in dem letzteren sind noch nicht im genügenden Zustand. Ich freute mich besonders des hochragenden Birnbaums, der eine Art von Wahrzeichen ist. Die alten Fußsteige zu beschreiten, zwischen den hohen, sich abwärts neigenden Ähren einherzugehen, gewährt mir ein ausnehmendes Vergnügen, in welchem sich Lebenslust und Erinnerung mit dem Gefühl des eigenen Besitzes und Freude an der blühenden und reichen Landschaft vermischen. Das Thal hat überhaupt etwas, was mit lokalem Patriotismus erfüllen kann und muß. Der Pächter zeigte sich eifrig und gab die besten Versicherungen. Das Denkmal für meinen Vater, von dem so oft die Rede gewesen ist, aufzurichten, bleibe ich entschlossen; doch muß auch der Großvater, der eigentliche Erwerber genannt werden. Ich würde ganz unten, als der dritte, der das Erbteil erhalten hat, erwähnt werden können. Nicht jedoch zugleich, denn es wird allemal halbwegs als ein Denkmal für mich selbst erscheinen. Später mag ein Denkmal der Familie auf der Höhe, am besten doch wohl aus Nebraer Sandstein, errichtet werden. Das Städtchen erfreut mich, wie von jeher; der Name an den Straßenecken ist fast zu viel Aufmerksamkeit. Aus allen Gesprächen aber geht nichts hervor, was ich zum Dank dafür thun könnte. Man ging in dem Augenblick mit der Gründung einer Zuckerfabrik um, was doch dem Orte einen ganz anderen Charakter geben wird. Die Anlagen am Schloß, und besonders die mannigfaltigen Aussichten aus dem Fenster desselben, entzückten mich aufs neue. Der Wunsch stieg in mir auf, den ganzen Sommer da zuzubringen, würde ich nur nicht hier vollkommen einsam sein. Damals begleiteten mich Wilhelm Kotze und Anna Itzenplitz.

Jedoch ich will kein Tagebuch abfassen, ich will nur die Eindrücke, die ich empfing, mit einem Worte festhalten. Die hohe Ebene, zu der Lodersleben gehört, zwischen den salzigen Seen und der Unstrut meilenweit ausgedehnt, wird da angenehm, wo sie sich nach dem Unstrutthale heruntersenkt. Noch sind die Höhen über dem Fluß mit Schlössern und Ruinen geschmückt, die einen prächtigen Anblick gewähren und, indem sie noch heut bewohnt sind, an die entfernte Vergangenheit erinnern.

Burg-Scheidungen, Sitz der alten thüringischen Könige, im 18. Jahrhundert von einem Schulenburg neu aufgebaut. Der Schloßhof zeigt noch einen mittelalterlichen Thurm; dagegen ist die Front in modernem Stil, wenngleich nicht vollständig, aufgebaut. Man konnte nicht sagen, ob der Feldmarschall oder ein anderer Schulenburg in venezianischen Diensten mit dem dort erworbenen Geld und italienischen Baumeistern die Anlage gemacht

hat. Ein prächtiges Treppenhaus, mit Stufen von ungewöhnlicher Breite, macht einen großen Eindruck beim Eintritt. Große Säle folgen, von denen wohl mancher neu ausgebaut ist. Eine Freitreppe, die doch für die Façade mir ein wenig schwer vorkam, führte nach dem Park; ein wahrhaft fürstliches Bauwerk, zu dessen Erhaltung das Vermögen eines reichen Fürsten erforderlich wäre. Der Park senkt sich terrassenartig nach der Unstrut; die schönsten Taxusbäume nach der Tiefe. Wahrscheinlich ist auch diese Anlage die Schöpfung dessen, der das Schloß eingerichtet hat; beides zusammen bildet einen reizenden Aufenthalt, doch war niemand anwesend. Sehr schön ist das Mausoleum, eine Grabkammer ohne allen Modergeruch, ernst, nicht abschreckend. Die Bibliothek in den oberen Gemächern war leider verschlossen.

Nebra, wie aus dem Felsen herausgewachsen; man restauriert die Ruinen nach altertümlichem Sinn. Ein prächtiger Burgwall mit naturwüchsigen Bäumen von ernstem Charakter. Tief unten die helle Zeile der Unstrut von Grün umgeben, weiter Blick in die Bergschlucht, in welcher der Sandstein gebrochen wird. In demselben Stile, aber in alter Schönheit, das Städtchen. Lange suchte ich das Haus des weiland Bürgermeister Rhode; endlich fand ich es, doch kannte es niemand. Wie ist doch diese Welt so von Grund aus verändert, wie leicht erlischt die Erinnerung bis auf die letzte Spur!

Gegenüber auf der anderen Seite die Vitzenburg, wobei wir einen der heißesten Nachmittage erlebten: von einem intelligenten Schulenburg bewohnt, durch und durch wohnliches Schloß, und auch da ein großes kühles Treppenhaus, sorgfältig gehaltene kühle Räume, schöne neue, anmutige Anlagen. Unten die Unstrut in mehreren Armen; aber gegenüber eine kahle Höhe; alles würdig und reich.

Wendelstein. In den alten Ruinen Wirtschaftsgebäude; die Abhänge nach der Unstrut romantisch und mannigfaltig. Da ist eine Linde mit beschränkter, aber reizender Aussicht auf das Thal von Memleben. Von der alten Reitschule aus, die jedoch nur mit Mühe zu erklimmen ist, schweift der Blick in die weiteste Ferne. An der Fahrt dahin nahmen Herr und Frau von Beulwitz teil; sie führte durch einen prächtigen Wald und reiche Gefilde.

Memleben sah ich diesmal nicht, wohl aber Roßleben. Ein zur Schule umgestaltetes Kloster, Bauwerk aus dem 18. Jahrhundert in einem Stil, ähnlich wie Lodersleben. Der Erbadministrator war zugegen und führte uns durch alle Räume der Zöglinge, bis in die oberste Zelle, die des Heptomadars, d. h. dessen, der die Aufsicht über die Zöglinge führt; sie bietet wohl die schönste Aussicht über das ganze Thal dar. Witzleben erzählte mir, König Friedrich Wilhelm IV., der das oberste Geschoß ebenfalls besucht hat, habe dann unten, nochmals das Thal anschauend, gesagt: es erfülle das Herz mit Frieden und Ruhe. So ist es in der That, besonders im Schein der Abendsonne. Die Schule ist einzig in ihrer Art dadurch, daß sie noch in den Händen eines Privatmannes ist.

Sylvesterbetrachtung, 1872.

Die allgemeine Impression bei meinen Freunden ist schmerzlicher Natur; denn eigentlich alles, worauf wir beruhen, gehe zu Grunde: die Religion wird angefochten; man werde bald nicht mehr taufen, nicht mehr trauen lassen; Heiligkeit des Eides gelte nicht mehr. Associationsrecht und Freizügigkeit lösen alle Bande auf; schon finde man keine Schullehrer mehr, selbst nicht die nötigen Beamten, weil sie besser bezahlt sein wollten — alles Industrie, Geld 2c. Die mit dem Herrenhaus vorgenommene gewaltsame Maßregel der Kreisordnung, die bevorstehenden Gesetze über Civilehe u. s. w., alles bedrückt die Gemüter, beugt sie tief, sie sehen kein Heil.

Weit entfernt, dem zu widersprechen, gehe ich auf den Ursprung der Wendung der Dinge nach der liberalen Seite zurück. Er ist ohne Zweifel in unserem Verhältnis zum Deutschen Reiche zu suchen; denn nur durch die liberalen Elemente können wir den Partikularismus schwächen und niederhalten. Um aber diese Elemente zu gewinnen, muß man selbst liberal sein. Man ist dem Herrenhaus zu Leibe gegangen, weil es verhaßt ist, dort noch mehr als hier, wo man es kennt. Aus dieser Verbindung entspringt der Kanzelparagraph, das Schulaufsichtsgesetz 2c.

Wozu aber ist das Reich notwendig? Ich denke doch: es war notwendig; im Kampfe gegen Frankreich hat es sich ohne unser Zuthun gebildet, so muß es behalten werden. Kein Zweifel ist doch: wenn das südliche Deutschland sich auf die französische Seite gestellt hätte, so würde unsere Lage, da noch Österreich und Italien gegen uns gewesen wären, sehr schwierig, vielleicht unhaltbar geworden sein. Einer ähnlichen Gefahr muß man unter allen Umständen zuvorkommen. Man sagt mir: Frankreich sei nicht mehr zu fürchten, es werde sich in einem Bürgerkrieg zernichten. Ich glaube das nicht; denn über all ihren Zerwürfnissen schwebt doch der Wunsch, die Leidenschaft, sich zu rächen. Davor wird alles andere zurückweichen. Man rüstet mit Macht, denn darin wieder liegt ein Moment der Rettung, daß wir einen Feind immer gegen uns haben, den wir zu bekämpfen nicht stark genug sein können.

Soweit also, das ist mein historischer Schluß, kann die Auflösung nicht gehen, um die Gesellschaft zu gefährden; diese aber braucht die Religion, der Staat selbst kann sie nicht entbehren. Es wird also nicht soweit kommen können, wie man fürchtet, die falschen Intentionen werden ein Korrektiv in sich selbst finden.

Friedrich Wilhelm IV. und Napoleon III., 15. April 1873.

Früh den Aufsatz Alfred Doves[1]) über den Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen, abends die kleine Schrift Sybels über Napoleon III. gelesen.

Dem ersten (Dove) fehlt es doch an eindringendem Verständnis. Er wiederholt nicht mehr geradezu seine früheren abschätzenden Urteile; er zeigt selbst einige Empfänglichkeit für die kirchliche Lehre Friedrich Wilhelms IV. und nimmt selbst die politische Begründung seines Thuns und Lassens aus der Nachschrift des Buches an. Aber dabei übergeht er die Hauptsache, namentlich die große Frage über Liberalismus und Radikalismus, das Prinzip der Volkssouveränetät im historischen Staat, die Ablehnung der Krone u. s. w. Ich sehe wohl, wie schwer, ja kaum möglich es sein wird, die Meinung der Liberalen zu rektifizieren.

Vorgestern trat mich auf einem Spaziergange ein hochgewachsener Militär mit weißen Haaren an; er sagte selbst: General Moltke! Er hatte die ganze Bedeutung der Publikation erfaßt und bezeugte, daß man Friedrich Wilhelm IV., den er doch selbst viel gekannt hatte, nun erst kennen lerne. Im Gespräch sagte ich: „Olmütz war eine Rettung.“ Er wiederholte das Wort; denn in schwerer Vernachlässigung habe sich die Landwehr befunden. Der große Strateg meinte doch, daß er damals keinen Krieg hätte führen können. Er war erstaunt über den Gedanken Friedrich Wilhelms IV., Ernst gegen die Schweiz zu machen. Der König hatte Moltke gesagt: er werde thun, was er thun müsse; folge daraus, was da wolle! Sehr unberechtigt ist also der Vorwurf, den auch Dove macht: Friedrich Wilhelm habe nur mit Worten helfen wollen, nicht mit Handlungen. Der General mißbilligte diesen Schluß als unzeitig. Er zeigte ein lebendiges Gefühl für die Schwierigkeiten der Lage Friedrich Wilhelms IV. Wäre er nur zehn Jahre früher auf den Thron gekommen; er würde dann vielleicht mit seiner ständischen Verfassung durchgedrungen sein.

Sybel bringt über das Jahr 1854 eine Notiz bei, die ich unmöglich annehmen kann: daß nämlich der Kaiser dem Prinzen Albert alles Ernstes die Eroberung Belgiens und der Rheinlande als sein Projekt bezeichnet habe. Über Ollivier und Rouher ist er besser unterrichtet und bringt manches Gute bei. Die diplomatischen Verhandlungen, namentlich über Italien, bleiben ziemlich unverständlich. Was der Präsidentenwahl voranging, wird ganz übergangen. Ich vermisse den Konnex mit den allgemeinen Verhältnissen, die aus diesen entspringende Notwendigkeit, die in den Dingen lag. Mit Evidenz geht aber hervor, daß die persönlichen Eigenschaften der großen Lage nicht entsprachen, besonders nicht in den späteren Jahren. Eine schöne Auf-

---

1) Im neuen Reich 1873 I 521 ff.

gabe wäre, dies Leben, das einige tragische Momente hat, ausführlicher und durch grundumfassende Studien darzustellen. Die ganze Geschichte der Epoche umfaßt es jedoch nicht.

Besuch von Minghetti, 26. September 1873.

Er hat in seinem Gesichte eine Ähnlichkeit von Bismarck; mehr intelligent jedoch, als genial. Im vollen Besitz der europäischen Bildung; einer von den Italienern, wie sie Friedrich der Große liebte. Er begann mit alten Erinnerungen an Wien und der Bemerkung, daß die Anwesenheit seines Königs in Berlin ein großes Ereignis sei. Jawohl; und ein mit den letzten Ereignissen sehr zusammenhängendes. Im Jahre 1862, einer Zeit, wo wir noch wenig italienisch waren, sagte mir Bismarck: aber wir haben dasselbe Interesse mit Italien. Jawohl, sagte Minghetti, wir haben gemeinschaftliche Feinde. Die Schwierigkeit der italienischen Regierungen sieht er in zwei Punkten: dem Papsttum und den Finanzen. Was die letzten betrifft, so tadelt er das System der Eisenbahnen, die auf öffentliche Kosten in Gegenden geführt sind, welche keinen Handel noch Verkehr haben. Das Papsttum fürchte er nicht gerade sehr, denn es gebe in Italien keine fanatischen Papisten. In dem Volke viel Superstition; aber die höheren und mittleren Stände sehen die Sache mit Ruhe an. In dem Parlament giebt es noch keine klerikale Partei; der Papst hat, indem er alle Gewalt zu centralisieren suchte, sowohl das Bistum, als selbst den niedrigen Klerus sich entfrembet. Der gegenwärtige Papst ist alt, er wird einen Nachfolger von keiner besonderen Bedeutung haben. Gäbe es einen Papst wie Benedict XIV., so würde er zu einer Transaktion die Hand bieten. Nach allem, was vorgefallen, lasse sich keine weitere Freundschaft erwarten. Minghetti meint, die Gefahr der heutigen Staaten liege in den beiden Strömungen, die zu den Extremen tendieren: der religiösen zur Infallibilität, der liberalen zu einem radikalen Umsturz. In der Mitte zwischen den beiden bewegt sich die Welt. Ich hatte das Vergnügen, in diesen allgemeinsten Beziehungen mich in einem vollkommenen Verständnis mit ihm zu befinden. Ich machte mir auch das Vergnügen, ihm aus meinem Fenster die beiden Siegesdenkmale zu zeigen. Er nahm vielen Anteil an der Doppelbüste von Herodot und Thucydides. Er schied mit einer Einladung nach Rom.

Neujahr 1874.

2. Januar: zum Thee im Palais; nicht bei dem König, welcher durch seine Krankheit abgehalten war, sondern in den Räumen der Großherzogin von Baden, die mich empfing. Sie gab ein recht tochterliches Gefühl für ihren Vater kund; ohne Besorgnis jedoch, vielmehr eher mit der sicheren Erwartung der Genesung. Ich sprach noch mit ihr, als der Großherzog erschien,

der eine ziemlich gute Bekanntschaft mit meinen Schriften darlegte; besonders schien ihm der Ursprung des siebenjährigen Krieges imponiert zu haben. Ich saß neben ihm; er versäumte nichts von den kleinen Pflichten, die ein Wirt gegen den Gast hat. Wir sprachen viel von den Heidelberger Professoren, er schilderte den Eindruck Treitschkes. Dann erschien die Kaiserin, noch ein wenig benommen von der überstandenen Last des Tages. Das Gespräch wandte sich auf den Aufenthalt in Koblenz, wo sie, wie sie sagte, an die Zeiten der Emigration erinnert worden war. Sie habe sich mit der Frage beschäftigt, wie das damalige Verständnis von Preußen und Österreich aufgelöst worden sei. Ich kam nun ganz in mein Fahrwasser. Ich entwickelte meine historische Theorie von dem Zusammenhang des Jahres 1792 mit dem Jahre 1871. Ich referierte manches, und zwar auf Befragen, was ich vor kurzem in Wien erst gelernt hatte. Aber die Hauptsache war die Anschauung des Wechsels der Zeiten. Ich sprach viel, denn ich war in guter Laune und recht in meinem Element; fast zu viel, fürchtete ich; doch schien das nicht der Fall gewesen zu sein. Die Kaiserin sagte mir wohl, sie sehe mich vor sich, wie ich eine Entdeckung in den Archiven mache, und hatte die Güte, mich zu versichern, mein Gespräch habe sie recht erfrischt. Von dem Verlust, den wir alle in der Königinwitwe erlitten, war viel die Rede. So leitete sich das Jahr genugthuend ein. —

Kirchenstreit.

18. August 1874. Ich halte es für einen Irrtum, in dem kirchlichen Streite auf die Infallibilität des Papstes und irgend eine den katholischen Lehrbegriff berührende Frage einzugehen. Es scheint mir selbst irrig, das absolute Recht des Staates diesen Begriffen entgegenzusetzen. Ich weiß nicht, ob das Vorhaben, die Kirche der juridischen Praxis zu unterwerfen, zum Ziele führen kann. Nicht von dem absoluten Staat, sondern von den verschiedenen konkreten Staaten, wie sie existieren, ist die Rede.

Man hat die Tradition des Verhältnisses verloren, in welchem sich das Papsttum von jeher zu den Staaten befand, namentlich auch zu den Institutionen des deutschen Reiches. Das Reich hat unter den alten Kaisern, sowie nach Erhebung des Protestantismus unter der Autorität der Reichstage immer das Recht behauptet, auch über die kirchlichen Einrichtungen zu verfügen; mochte der Papst einwilligen oder nicht. Die Grundlage von allem später Bestehenden ist der Religionsfriede von 1555. Fragen wir, wodurch er zustande gekommen ist, so war es die Einwilligung der deutschen Bischöfe und Erzbischöfe in den Bestand des Protestantismus. Kaiser Karl V., der die neue Kirchenform in der einen oder andern Art der alten unterordnen wollte, war eliminiert. Von den Protestanten, die mit einem Schlage die Oberhand gewonnen, wollten die Entschiedensten, unter anderen jener Albrecht Alcibiades, die ganze kirchliche Verfassung zertrümmern. Um ihrem Ruin zu

entgehn, schlossen sich die katholischen Bischöfe an die andre Partei an, damals die mächtigere, welche nichts wünschte, als daß durch einen Vertrag der Bestand der neuen Kirchenform anerkannt würde. Wir haben es hier nicht mit Dissidenzen des Bekenntnisses zu thun; nur damit, daß die Kirchenfürsten mit den Protestanten einen Vertrag schlossen, der ihre Existenz sicherte; das Reich als solches behauptete das Recht, in kirchlichen Dingen Maß zu geben, den Protestationen des Papstes zum Trotz. Diese waren überaus wirksam. Sie führten zu dem blutigsten aller Kriege. Es war dann abermals die Reichsgenossenschaft, welche den westfälischen Frieden zustande brachte, unter dessen Schutz alsdann Deutschland nicht allein seine Ruhe bewahrte, sondern die großartigste Entwickelung nahm. Ich will nur sagen: der Gewalt des Papsttums trat in Deutschland eine andre gegenüber, die auf den Notwendigkeiten des gemeinschaftlichen Lebens beruhte und sich um die Protestationen des römischen Stuhles nicht kümmerte.

Durch die Ereignisse der Revolution, den Sturz der weltlichen Gewalt der Bischöfe und all die Konflikte der späteren Zeit ist diese traditionelle Selbständigkeit des Reiches abhanden gekommen, aber niemals aufgegeben worden. Das Papsttum hat sich in den Besitz der unbedingten Autorität über den Klerus gesetzt, aber mit welchem Recht? Es befindet sich in dieser Hinsicht in der Lage einer occupierenden Macht. Die Occupation hat in dem vatikanischen Konzil gleichsam ihr Ziel erreicht. Das Konzil ist weit davon entfernt geblieben, zu Ende geführt zu werden. Es hat es nur zu einer einzigen Satzung gebracht, die nicht ohne die schwersten Kämpfe zustande kam und dann mit aller möglichen Feierlichkeit proklamiert wurde. Aber ist sie darum gültig? Muß sie anerkannt werden? Nach den alten Begriffen und ihrer Tradition gewiß nicht. Nachdem das tridentinische Concilium seine Beschlüsse gefaßt hatte, wurde in allen Reichen erst die Frage vorgelegt, ob diese von denselben acceptiert werden sollten oder nicht; was sich trotz des Anteils, den die Staatsgewalten der verschiedenen Länder an dem Konzil genommen hatten, keineswegs von selbst verstand. Denn daran hat überhaupt niemals die Welt gedacht, die Selbständigkeit des Staates den kirchlichen Beschlüssen unterzuordnen; in dem Begriffe des christlichen Staates läge das nicht.

Wenn man auf die Grundfrage zurückgeht, so läßt sich doch die Priorität der bürgerlichen Gewalt vor der kirchlichen nicht in Abrede stellen. Die bürgerliche Ordnung bestand, als die kirchliche eintrat. Die Kirche wurde von dem Kaisertum regiert. Unmöglich kann das Kaisertum oder die bürgerliche Gewalt gemeint sein, der Kirche eine Autorität zu gewähren, durch welche die weltliche Gewalt absorbirt würde. Die weltliche Gewalt nimmt auch ihrerseits die göttliche Autorität in Anspruch. Es muß ihr überlassen bleiben, ob sie neue kirchliche Satzungen annehmen will oder nicht. Dadurch, daß die Infallibilität des Papstes in Rom proklamiert wurde, ist sie noch nicht eine

für den deutschen, oder irgend einen anderen Staat gültige Regel geworden. Ihre Annahme muß nach den Bedürfnissen der verschiedenen Reiche modifiziert werden.

In dem vorliegenden Fall ist es um so notwendiger, da die Staaten von der Beschlußnahme auf dem Konzil, von dessen Beratungen absichtlich ausgeschlossen sind. Es hängt mit dem politischen Antagonismus jener Jahre zusammen, daß das geschah. Napoleon III. wagte nichts dagegen zu thun, weil er den ultramontanen Klerus nicht beleidigen konnte. Wenn sich nun aber auch die Staaten ihre Ausschließung faktisch gefallen ließen, so sind sie doch nicht an die Folgen derselben gebunden. Die unbedingte Unterordnung aller Geistlichkeiten unter den Willen des Pontifex Maximus widerspricht ihrem Begriff und ihrer Tradition. Wenn die Geistlichkeit sich dem päpstlichen Gebot unterwirft, so kann man sie darüber so sehr nicht schelten. Die Staaten hätten Einspruch gegen die Dekrete erheben müssen, ohne Zweifel, noch ehe sie gefaßt waren. Aber auch jetzt ist dazu noch Zeit; aber sie müssen das auf eine großartige und zugleich energische Weise thun.

Nicht vielleicht darin liegt die Aufgabe, die Geistlichkeit durch das eine oder andere Gesetz einzuschränken, sondern darin, ihr überhaupt zum Bewußtsein zu bringen, daß sie einer andern Autorität, die ebenfalls göttlichen Ursprungs ist, Rücksicht und Gehorsam schuldet. In den früheren Jahrhunderten des Mittelalters haben die deutschen Kaiser den Anspruch gemacht, ihrerseits Konzile zu berufen. Diese Versuche sind auch deshalb gescheitert, weil schon damals die Kaiser nicht ganz die Idee der allgemeinen Staatsgewalten repräsentierten; wieviel weniger wäre das jetzt der Fall! Der Kaiser muß die übrigen Staaten aufrufen und gemeinschaftlich mit ihnen das Recht der europäischen Staatsgewalt verteidigen. Die weltlichen Gewalten waren von dem vatikanischen Konzil ausgeschlossen. Sie müssen womöglich sich vereinigen und demselben gegenüber ihre alten Rechte behaupten. Sie haben sämtlich dazu eine natürliche Aufforderung. England hat im Anglikanismus sein Motiv, Österreich in den konstitutionellen Anforderungen, die es nicht mehr beseitigen könnte, Rußland in seinem Verhältnis zu Polen, Frankreich in den alten gallikanischen Grundsätzen, die es niemals aufgegeben hat, unter deren Vorbehalt die Kirche wieder hergestellt worden ist, Italien durch die Idee seiner Einheit. Man weiß, daß auch die amerikanischen Staatsgewalten sich von dem Übergewicht der Kirche bedrängt sehen. Sie würden nicht außer Acht zu lassen sein und später gewiß accedieren.

Der Kampf, der in Preußen einseitig und nicht ohne den Beigeschmack von Härte geführt wird, müßte in die allgemeinen Regionen gehoben werden, in die er gehört. Nicht den Begriff des Staates, wie er in den juridischen Schulen gefaßt wird, müßte man der römischen Kurie entgegensetzen, sondern die verschiedenen Staaten müßten ihre besonderen historischen Rechte wahren und auf diesem Grund eine Beschränkung der absoluten kirchlichen Gewalt zu erreichen versuchen. —

7. März 1875. Der Kirchenstreit nimmt immer größere Dimensionen an. Wie er heute angegriffen wird, so erinnert er fast an den Streit Heinrichs V. und Paschalis' II. Denn auf eine Trennung der weltlichen Begabungen und der Hierarchie käme es an. Aber Heinrich V. wollte das nicht; er hielt das kaiserliche Prinzip für zu schwach dazu. Jetzt wird es unternommen, ohne daß man dieser geistlichen Macht hinreichend Rechnung trüge. Aber unter den Vorlagen giebt es eine, die doch noch größere Beziehung auf den Moment hat. Es ist die, welche einen Testeid vorschlägt, d. i. eine Unterwerfung unter die bereits gefaßten Beschlüsse, welche die Bedingung aller weiteren Teilnahme am Staate wäre. Denn auch die Abgeordneten müßten ihn schwören: der größte Widerspruch gegen das allgemeine Stimmrecht, gegen den Liberalismus überhaupt, der sich denken läßt. Würde man damit zum Ziele kommen, so würde dem Liberalismus selbst Einhalt gethan werden; die kirchliche Idee würde mit der radikalen in noch nähere Verbindung treten. Aber die Verfassung von 1850 wäre das nicht mehr. Dieser Widerstreit der kirchlichen Tendenz und der konstitutionellen ist die wichtigste Erscheinung, die der Kirchenstreit hervorgebracht hat. —

Betrachtung, Sommer 1875.

Alter ist an und für sich Einsamkeit.

Denn der alternde Körper verliert an sinnlicher Reaktionsfähigkeit, die Seele wird auf sich selbst angewiesen. Das Leben der Gemeinschaft zieht sich von uns zurück, so wie wir uns von derselben zurückziehen. Wenn nun die Gebrechlichkeiten des Leibes zunehmen, kann dann wohl die Lebenskraft des Geistes bestehen? Ich finde, daß der Geist einen großen Einfluß auf das allgemeine, selbst das leibliche Leben ausübt. Nichts ist dafür wichtiger, als die Gedanken in den Studien, die zugleich produktiv oder regenerativ sein müssen, zu fixieren. In der Welt der Gedanken wird man selbst durch Einsamkeit gefördert; man wird auch weniger durch die Zufälligkeiten der Lage und des Umgangs gestört. Ich erschrecke fast, wie wenig ich dafür empfänglich bleibe.

Ist das nicht Egoismus? — Doch wohl ein erlaubter, selbst ein gebotener; denn das eigene innere Dasein beruht darauf. —

Erinnerung an den Schwager Schmidt, November 1875.

1. Ein ziemlich geräumiges Zimmer in Erfurt, im Zwielicht des Abends; darin eine Mutter mit zwei Söhnen und einer Tochter. Sie schienen sich wohl zu befinden. Die Mutter strömte von Güte über. Ich besinne mich wohl auf

die Tochter, die mir nach Landessitte ein Glas Bier brachte; sie machte einen angenehmen Eindruck, ist aber früh verstorben.

2. In Berlin, hinter der katholischen Kirche Nr. 2., ich denke: im Jahre 1826. Der ältere jener beiden Söhne suchte mich in meiner Studierstube auf, er kam von Rügen, wo er eine Hauslehrerstelle bekleidet hatte. Wir hatten ein sehr angenehmes Gespräch. Doch mußte ich ablehnen, wie er wünschte, nach dem Theater zu gehen. Er erkundigte sich viel nach meiner Schwester Rosalie, die er indes kennen gelernt hatte.

3. Es war in Rom 1829, als ich hörte, der junge Schmidt sei in Wiehe gewesen, und zwar mehr als einmal. Rosalie war durch die zunehmende Schwäche des Vaters und der Mutter erschreckt; ihre Brüder waren entfernt. Da bot ihr ein junger Prediger, der den Eindruck eines braven Mannes machte, was er war, seine Hand an. Ohne weiter davon geredet zu haben, traten sie Hand in Hand ins Wohnzimmer ein. Vater und Mutter waren zufrieden damit. Ich muß ein Wort von meiner Schwester sagen. Ihr ganzes Wesen hatte einen Reiz der Anmut und der Unschuld. Von Kindheit auf war sie der Liebling des Hauses gewesen, hatte der Mutter auch in den häuslichen Geschäften zur Seite gestanden. Sie genoß die Teilnahme aller ihrer Bekannten. Die Liebe, die man ihr widmete, war mit Bewunderung ihrer blühenden Gestalt, ihres kindlichen und doch würdigen Wesens verbunden. Ich hörte nicht gerade gern von dieser Verlobung; zögerte aber nicht, ein kleines Geschenk aus römischen Perlen für sie herrichten zu lassen, das ich dann einem Freunde, der nach der Heimat reiste, anvertraute. Der Zufall, der zuweilen gute Anwandlungen hat, wollte, daß mein Geschenk am Tage vor der Hochzeit ankam, als zwar alles Nötige herbeigeschafft war, aber zum Schmuck doch noch etwas fehlte. Das kleine Geschenk erregte doppelte Freude, besonders bei der jungen Braut. Die, welche sie sahen — sie haben es mir oft versichert — fanden, sie sei an diesem Tage von engelgleicher Schönheit gewesen.

4. Nach meiner Rückkunft, 1831, besuchte ich das väterliche Haus, das mir doch ohne die Schwester ziemlich einsam vorkam, und wir eilten dann, sie aufzusuchen. Sie hatte schon ein Kind an ihrer Brust. Ich verglich sie mit einem jungen Stamm, der an einer Stütze angebunden ist und bereits eine Frucht trägt; nie hatte ich eine jugendlichere Mutter gesehen.

5. Unser Freund Schmidt hatte eine Pfarrstelle bei St. Thomas zu Erfurt außerhalb der Stadt, allein an einem vorbeifließenden Bach, und besorgte zugleich die Schule der Parochie. Die Stelle war mühselig und wenig einträglich; aber sie konnten leben und waren ganz gut eingerichtet. Schmidt war ein konservativer Theologe, dem es ernst mit seinem Amte war. Er war nicht ohne litterarische Tendenz und hatte wenigstens alle Jahre eine nicht unansehnliche Rechnung des Buchhändlers zu bezahlen. Bei allem, was er that und sagte, zeigte er sich ehrenhaft. Die Poesie seines täglichen Lebens bestand darin, daß er Blumen zog. Er war kein schlechter Kenner dieses

Teiles der Botanik. Er behandelte seine Frau sehr gut und liebreich. Der ganzen Familie zeigte er sich herzlich zugethan.

6. In Wiehe, wo ich von Zeit zu Zeit einsprach — ebenso wie meine Brüder, deren jüngster jetzt die Universität bezog — war es immer einsamer geworden, der Vater immer schwächer; aber was noch mehr in Besorgnis setzte, auch die Mutter. Der Vater, der sonst zu Thränen nicht geneigt war, weinte zuweilen an ihrem Bette. Man fürchtete für das Leben des Vaters, aber fast noch bedenklicher war der Zustand der Mutter, zumal auch er ohne sie nicht länger hätte leben können. Sie faßten den Gedanken, nach Erfurt zu ziehen zur geliebten Tochter. Wir haben dort wohl Wohnungen besehen, welche tauglich erschienen. Der Vater fand sich in den eventuellen Verkauf unseres Hauses; aber der Entschluß, es zu verlassen, wurde ihm unendlich schwer. Es geschah eigentlich mehr durch Veranstaltung der Mutter und des jüngsten Bruders, der eben zugegen war, daß unter dem Vorwand einer Spazierfahrt der Weg nach Erfurt eingeschlagen wurde. Man nahm dann zunächst Wohnung in dem kleinen Pfarrhaus. Allein damit sollte es nicht lange dauern. Gleich nach seiner Ankunft war der Vater nach seiner Weise nicht eben wohl, aber auch nicht krank. Es war am Himmelfahrtstage 1836. Man brachte ihm ein Glas Wein, das er im Bette genoß. Wenige Minuten darauf ist er gestorben. Die Vorlesungen machten es mir leider unmöglich, dem Begräbnis beizuwohnen. Ich habe das Grab erst später besucht und dafür gesorgt, daß es einigermaßen in Stand gehalten wurde.

7. Da nun die Mutter immer noch lebendig und thätig im Hause blieb, so schlug sie ihrer Tochter vor, ihr die Sorge für die Kinder zu überlassen und mit ihrem Manne, welcher immer davon gesprochen, eine Reise nach Rügen zu unternehmen; denn, sagte sie, später werde sie schwerlich dazu imstande sein. Schmidt und seine Frau nahmen den Weg über Berlin. Sie besuchten mich in der Jägerstraße; nachdem ich eine Art von Führer in der Hauptstadt und den nahen Gärten abgegeben hatte, setzten sie ihre Reise fort. Sie selbst waren glücklich. Schmidt lebte und webte in den Erinnerungen an Rügen, in denen sich etwas Geheimnisvolles und Düsteres mit freudigem Andenken mischte. Aber indessen zeigte sich in Erfurt, daß die gute Mutter ihre Kräfte überschätzt hatte. Hier ereilte sie gegen alles Vermuten ein plötzlicher Tod. Die beiden Reisenden kamen zurück, ohne eine Ahnung davon zu haben. Ich hatte die traurige Pflicht, sie von dem Ereignis in Kenntnis zu setzen. Es war das schmerzlichste, das die Familie treffen konnte; denn die Mutter lebte trotz der Entfernung in dem innigsten Verkehr mit uns allen. Ich hatte die Absicht gehabt, ein paar Wochen bei ihr zuzubringen, und mir bereits die beiden ersten Bände der Monumenta Germaniae zurecht gelegt, um sie dort zu studieren. Jetzt begab ich mich mit den Geschwistern dahin; aber ich hielt mich nicht länger auf, sondern begab mich nach Frankfurt am Main, wo die Reichstagsakten im Archiv meiner warteten.

8. In Erfurt wuchs die Familie an, und die Mittel wollten nicht mehr recht ausreichen. Zur größten Genugthuung meines Lebens gehört es, daß ich dazu beitragen konnte, daß mein Schwager die Oberpfarre zu Weißensee erhielt, womit die Superintendentur verknüpft war. Es konnte niemand geben, der dazu geeigneter gewesen wäre. Denn unser Schmidt war auch ein guter Geschäftsmann.

9. Im Jahre 1849 besuchte ich ihn mit meinem Bruder Ferdinand. Wir hatten uns dem Gewirr von Berlin entzogen und zu Fuß eine Reise durch den Harz gemacht. In Sangerhausen schickten wir unser Gepäck nach Weißensee, ohne alle weitere Notiz. Es wurde aber sogleich erkannt, und man erwartete, daß wir ankämen. Wir nahmen unseren Weg über Wiehe. Sie hatten ein wohnliches Pfarrhaus; der Hof war zur Blumenpflege eingerichtet. Außerhalb hatten sie auch einen stattlichen Garten nach der Sitte des Landes. In dem Städtchen fiel mir die unendliche Stille auf, die man daher leitete, daß der Ort kein lebendiges Wasser hat. Ich weiß nicht, ob mit Recht. Denn er hat doch Männer voll von Leben, wie den Philologen Reisig, hervorgebracht. Schon wenn man in der Hauptstraße des Abends einherging, hörte man keinen Tritt noch Laut, es wäre denn der geistliche Gesang, der von einer gottesfürchtigen Gesellschaft in der Wohnung des Diakonus angestimmt wurde. Von Zeit zu Zeit bin ich dann wiedergekommen. Das größte Vergnügen boten uns dann kleine Fahrten nach der Wachsenburg dar, wo wir, mit den Kindern wetteifernd, auf den Höhen umherkletterten.

10. Das letzte mal besuchte ich sie im Jahre 1866. Ich kam von Reinhardsbrunn und Friedrichroda und hatte bei Dreyse in Sömmerda einen Besuch gemacht. Meine Schwester begleitete mich nach Wiehe. Wir wohnten in dem alten Vaterhaus und besahen alle Stätten der alten Erinnerung. Es waren ein paar schöne Tage des Andenkens an das Vergangene und des Genusses der Gegenwart. Meine Schwester war noch sehr rüstig und voll von Energie. Ich begab mich dann nach Lodersleben; nach mir trat auch sie ihre Rückreise an; ich habe sie niemals wiedergesehen. Einige Krankheitsanfälle hatte sie glücklich überstanden; aber eine Winterreise zu einer ihrer Töchter, die sie bei ihrer Niederkunft zu unterstützen für ihre Pflicht hielt, zog ihr eine Erkältung zu, an der sie plötzlich starb. Auch Schmidt war bereits hinfällig geworden; auf der Kanzel empfand er, daß sein Gedächtnis ihn verlasse. Noch bei Lebzeiten seiner Frau und mit ihr unternahm er eine Reise nach München und fand sich dadurch sehr gestärkt. Aber alsdann ist doch eine erneuerte Schwächung eingetreten, die ihn nötigte, abzudanken. In den letzten Jahren war unsere Verbindung nur locker, doch ohne das geringste Mißverständnis. So ehrenwert, wie von Anfang an, hat er sich bis zu seinem Ende gezeigt. Er hatte sein Amt aufgegeben und starb den 5. November 1875.

Tod des Bruders Ferdinand.

Den 1. April 1876. Heute morgen ist mein Bruder Ferdinand begraben worden. Den Abend zuvor hatten wir eine stille Feier in seinem Hause. Otto verlas manche passende Sprüche aus der Heiligen Schrift und sprach ein Gebet; alles weinte. „Kinder, ich will Euch etwas sagen“, sagte ich darauf. „Ihr weint alle über den Verlust, den ihr erleidet. Keiner von Euch hat mehr verloren, als ich. Aber ich bedenke soeben, daß das doch hier so sehr nicht in Betracht kommt. Ich schäme mich fast, daß ich so schmerzlich empfinde, ohne mir den Augenblick, in dem wir sind, ganz zu vergegenwärtigen. In diesem Toten hat sich ein Leben vollendet, das sozusagen in Einem Zuge gelebt worden ist und nun abschließt. Ich habe seine ersten Regungen in den Elementen der Studien beobachtet; er hat bei mir die Elemente des Griechischen gelernt, die er wissen mußte, wenn er nach Pforta kommen sollte. Ich war damals schon auf die Universität gegangen; er begleitete mich viel auf meinen Spaziergängen; er atmete eine mit Hingebung gepaarte Wißbegierde. In Pforta hatte er gleichwohl bei der Mangelhaftigkeit seiner Vorbereitung einen schweren Stand. Denn aller Pennalismus war noch nicht vertrieben. Aber, nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, entwickelte er sich rasch und sicher. Er brachte es zum Primus Omnium; denn er blieb sechs Jahre auf der Schule und erwarb sich eine gründliche Kenntnis der alten Sprachen. Ich muß wohl noch ein oder das andere Gedicht besitzen von den Nachahmungen des Horaz, die er mit Kraft und Anmut schuf. Er kam dann nach Halle, wo der junge Reisig einen großen Einfluß auf ihn ausübte. Er lebte dort in den Resultaten und weiteren Fragen der Philologie. Ich war schon nach Frankfurt gekommen, wo er mich besuchte. Er wanderte, wie sich versteht, zu Fuß. Wir hatten ein paar schöne Wochen des Zusammenlebens. Er studierte viel, namentlich Tacitus; ein Excerpt über die Regierung des Tiberius, das wir damals verfaßten, wird wenigstens stückweise noch vorhanden sein. Aber nichts ging über die frische Empfänglichkeit seines Wesens. Noch sehr jung nahm er dann eine Stelle als Kollaborator in Quedlinburg an. In dem Leben von Schubert ist geschildert, wie wir damals waren, als wir uns bei der Hochzeit des Bruders Heinrich einstellten. Dann aber eilten wir in unsere Stellungen zurück; ich war bereits nach Berlin gekommen. In Quedlinburg faßte nun mein Bruder Fuß in dem Berufe, den er sich ausgewählt hatte, und höchlich kam ihm die in Halle durchgemachte Schule zu statten; sie gab ihm eine Überlegenheit über alle die älteren Lehrer. Es begegnete ihm das Unerwartete, vielleicht Einzige, daß bei der Erledigung des Direktorats, welche eintrat, die übrigen Lehrer zurücktraten und der Behörde den Vorschlag machten, den jüngsten von ihnen zum Direktor der Schule zu setzen. Die mancherlei Ausflüge in den benachbarten Harz und die Fürsorge für eine früh gegründete und wachsende Familie hinderten ihn nicht, auch noch andere Studien, z. B.

die sehr gelehrte und gelungene über Hesychius zu versuchen; aber die tiefe Gelehrsamkeit war immer mit Jugendmut und selbst Kindlichkeit verbunden. Ein großes Ereignis in seinem Leben war, daß er nach Göttingen berufen wurde. In dem Kreis der Gelehrten der Universität entwickelten sich seine Anlagen nach den verschiedensten Seiten hin, aber immer lebte er in der Schule und dem Unterricht. Als nun die Rede davon war, ihn an Spillekes Stelle nach Berlin zu berufen, bat ich ihn, nochmals zu überlegen, auf welcher Seite er seinen eigentlichen Beruf finde: ob in wissenschaftlichen Studien, oder in dem Fache der Didaktik. Er wählte ohne Schwanken das letztere und kam hierher. Aber auch in der neuen Stellung, die mit den mannigfachsten Schwierigkeiten verbunden war, bewährte er sich, wie zuvor. Man konnte ihm vorwerfen, daß er seinem Berufe zu ausschließend lebe. Aber er war keineswegs ein Pedant. Mit seiner Gelehrsamkeit vereinigte er den lebendigsten Sinn für die Jugend; er nahm sich eines jeden an. So hat er nun hier mehr als ein Menschenalter gewirkt; in tausend und abertausend jungen Seelen hat er die Keime des moralischen und intellektuellen Lebens geweckt. Sein fünfzigjähriges Jubiläum, das er vor einem Jahre — 11. April 1875 — feierte, brachte ihm unzählige Beweise der Dankbarkeit, Anhänglichkeit und Liebe. Aber dem Menschen ist es nicht verliehen, ohne Bedrängnis und Qual zu existieren. Auch er hat davon in den letzten Monaten seines Lebens viel zu dulden gehabt. Seine Krankheit war durch Herzeleid erschwert und verdunkelt. Jetzt sehen wir ihn hier mit Zügen des inneren Friedens und allen Merkmalen einer hohen Begabung entschlafen vor uns. Er hat vollendet. Es ist ein vollendetes Leben, das sich mit diesem Momente beschließt."

Pertz, Oktober 1876.

In diesem Jahre habe ich meine beiden Brüder, Ferdinand und Heinrich, und zwei meiner ältesten Freunde, Pertz und Ehrenberg, verloren. Ehrenberg habe ich eigentlich geliebt; aber Pertz sah ich immer als Freund und Mitarbeiter an. Bei all den Umtrieben, die seine letzten Tage trübten, habe ich mich gehütet, in das allgemeine Geschrei einzustimmen, welches über seinen Mängeln seine Tugenden übersah. Seine Wirksamkeit ist doch eine sehr bedeutende gewesen. Sie hat insofern eine gewisse Einheit, als sie auf seiner Bekanntschaft mit Stein beruhte. In dessen Kopfe war die Idee der Monumenta Germaniae entsprungen, in deren Herausgabe das große Verdienst unseres Pertz bestand. Ich erinnere mich sehr wohl, welches angenehme Aufsehen das Erscheinen der beiden ersten Bände hervorrief. Denn sie entsprachen einem nationalen Wunsche; jedermann hieß die Arbeit gut. Gar manches läßt sie heutzutage vermissen; für jene Jahre und den damaligen Stand der Wissenschaft war sie vortrefflich. Pertz war in Hannover angestellt, aber wurde durch die Vorarbeiten zu diesem Werke in die Bibliotheken der drei

großen Nachbarländer, Italien, Frankreich und England, geführt. Ich finde nicht, daß italienisches oder französisches Wesen auf ihn Einfluß gehabt hätte; er war viel zu sehr abgeschlossen, als daß es hätte der Fall sein können. Eine größere Verwandtschaft hatte der Niederdeutsche mit den Engländern. Seine erste Frau war eine Engländerin, seine zweite eine Schottin.

Mein erstes Verhältnis zu Pertz bildete sich daraus, daß ich bei dem Abgang von Waitz von der Universität diesen jungen Mann als einen solchen empfahl, der ihm bei der Herausgabe der Monumenta nützlich werden könne. Waitz erwarb so sehr seinen Beifall, daß er ihn sogleich zu dem angegebenen Zweck bei sich behielt. Persönlich lernte ich Pertz 1839 bei dem Aufenthalt in Paris kennen. Er suchte mich auf, und wir brachten dann manche Stunde mit einander zu. Zuweilen trafen wir in einem Kaffee mit Stuhr zusammen, der, übrigens verständig und wohlgesittet, plötzlich in eine Art von Raptus geriet, wenn von seinen Beziehungen zum königlichen Hofe die Rede war. Er hatte wirklich den tollen Gedanken, daß man ihn mit einer Prinzessin habe verheiraten und dann dem König Friedrich Wilhelm IV. als Ablatus beigeben wollen. Pertz erschien gediegen und ruhig und machte mir einen so guten persönlichen Eindruck, daß ich, nach dem Tode Wilkens nicht selten über die Wahl eines Bibliothekars zu Rate gezogen, die Aufmerksamkeit Eichhorns auf Pertz richtete. Auf einem Spaziergange nach Schöneberg habe ich den guten Eichhorn mit meinen Gründen dafür sehr ernstlich behelligt. Der vornehmste war ein nebensächlicher, der mir aber die Hauptsache zu enthalten schien; die Direktion der Monumenta Germaniae, für welche Berlin ein besserer Platz sei als Hannover. Kluge Freunde fanden es auffallend, daß ich mir einen Nebenbuhler nach Berlin ziehen wolle.

Erst in Berlin machte nun Pertz ernstlich Anstalt zu seinem zweiten bedeutenden Werke, dem Leben Steins. Man war im Archiv, wo ich damals aus- und einging, vertrauensvoll gegen ihn. Das Buch hat durch die Mitteilung unbekannter Thatsachen und Aktenstücke viel Verdienst. Der erste Band schien mir auch ein gewisses biographisches Verdienst zu verraten. Ich empfahl Pertz 1853 für den historischen Preis, den er auch erwartete, fand aber keinen Beifall und bestand nicht darauf, da meine Freunde Giesebrecht vorschlugen. Überhaupt hatte ich kein Glück, wenn ich Pertz empfahl. Auch den Orden pour le mérite konnte ich ihm nicht bringen. Ich erfuhr erst dabei, daß sein persönliches Auftreten, namentlich auch in der Akademie, ihm nicht in so hohem Grade, wie es nötig gewesen wäre, die allgemeine Hochschätzung erworben hatte.

So ging es ihm auch bei der Bibliothek, für welche er insofern eine nicht geringe Befähigung hatte, als er Ordnung zu halten verstand und durch seine auswärtigen Verbindungen in stand gesetzt wurde, bedeutende Ankäufe zu vermitteln. Aber er war zugleich zurückstoßend und herrisch. Ein gutes Verhältnis zu den jungen Beamten wurde dadurch unmöglich, daß er seinem ältesten Sohne die Achtung, die ihm seine Gelehrsamkeit versprach, doch im

persönlichen Verkehr nicht zu sichern wußte. Da bildeten sich Animositäten, die dann wieder auf die Monumenta zurückwirkten. Daher kam denn sein Zwist mit Jaffé, wobei ich ihm aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, nicht zu verschweigen, daß seine Briefe sehr gemäßigt waren, die von Jaffé eiskalt, wie Pertz selbst sagte. Jaffé hatte zu viel persönliches Talent und zugleich Selbstgefühl, als daß er sich dem Direktor, dem er überlegen zu sein meinte, hätte unterwerfen wollen. Jaffé ist dabei früh untergegangen; aber auch der Lebensabend von Pertz wurde dadurch getrübt. Die Monumenta und alsdann die Bibliothek wurden ihm aus den Händen gerissen; nicht ohne Grund, weil er nach und nach schwach wurde, aber doch sehr hart für ihn.

Faßt man das ganze Leben zusammen, so ist es durch die beiden großen litterarischen Leistungen, die Edition der Monumenta und das Leben von Stein, von größter Bedeutung. Durch die erste kam er der germanischen Idee, die sich eben so gewaltig erhoben, und der daran sich knüpfenden Geschichtsforschung mächtig zu Hülfe. Seine Zähigkeit und Unverdrossenheit, selbst der Ehrgeiz, der ihm eigen war, gehörte dazu, um es zu vollführen. Das zweite bildet eine Art von Grundlage für die Auffassung der preußischen Geschichte von dem Standpunkt aus, welchen Stein verfocht. Das Werk hat zur Popularisierung dieses großen Staatsmannes wesentlich beigetragen. Besonders die moralische Seite seines Helden hat Pertz glücklich hervorgehoben. Auch an Niebuhr, den er in Italien kennen gelernt hatte, schloß er sich mit großer Hingebung an. In Berlin trat er besonders mit Eichhorn in eine enge und vertraute Verbindung. Zuletzt ist er, wie man sagt, stumpf geworden. Das kann aber nicht hindern, die große Bedeutung seines Lebens anzuerkennen. Er war nicht genial, aber gediegen.

Betrachtung, Januar 1877.

Poeten werden, wie das Sprichwort sagt, geboren. Nicht allein Künste, sondern auch einige Wissenschaften pflegen in den Jahren der ersten männlichen Entwickelung, jene in voller Blüte, diese in originaler Energie zu erscheinen. Musiker und Mathematiker haben das Vorrecht, in frühen Jahren etwas Vollendetes leisten zu können. Der Historiker muß alt werden, nicht allein wegen des unermeßlichen Umfangs der Studien, welche die Erkenntnis der historischen Entwickelung erforderlich macht, sondern auch wegen des Wechsels der Zeitumstände, die in einem langen Leben eintreten. Die großen Alten lebten in der Bewegung republikanischer Verfassungen; der gelesenste und vielleicht wirksamste aller Historiker auf der Schwelle der Republik und der Monarchie, genährt von den Produktionen der ersten, nicht gehindert von der zweiten, die eben in das Stadium getreten war, in welchem sie die allgemeine Kultur in sich aufnahm. Für einen modernen Historiker ist es nun ein Glück,

wenn er, einem monarchischen Staate angehörig, eben in eine solche Zeit trifft, die seinen Genius nicht beengt. Aber es würde ihm doch nicht zuträglich sein, wenn ihm dabei nur eine kurze Spanne Zeit zugemessen wäre. Zu seiner Entwickelung gehört es, daß große Begebenheiten sich vor seinen Augen vollziehen, Erschütterungen eintreten, Neugestaltungen versucht werden. Was man oft gesagt, der Historiker müsse thätig in den Geschäften sein, das mag wahr sein, wenn von einer Darstellung der Staatsverwaltung im Einzelnen die Rede ist. Aber eine Universalentwickelung des Historikers wird dadurch nicht bedingt. Notwendig ist nur eine lebendige Teilnahme an den Begebenheiten und womöglich genaue Bekanntschaft mit den in denselben thätigen Persönlichkeiten, sodaß ihm der Wechsel der Ereignisse, indem sie geschehen, vor die Augen tritt. Meine Sympathien gehörten von jeher der Monarchie an, welche der Kultur eine sichere Grundlage giebt und in die Weltangelegenheiten selbständig eingreift. Aber einer bestimmt und engbegrenzten Form derselben gehörte ich doch niemals an. —

Thiers, September 1877.

Am 3. September ist Thiers in St. Germain, wo er sich in Angelegenheiten der bevorstehenden Wahlen aufhielt, plötzlich von einem Schlaganfall betroffen worden und verstorben. Sein Tod erinnert mich an den Tod Hardenbergs, der ebenfalls mitten in den Geschäften von einem Schlaganfall betroffen wurde, dem er erlag. Thiers bildet ein Moment in meiner eigenen Lebensgeschichte. Hier will ich nur im allgemeinen andeuten, wie er mir erschienen ist. Ich habe ihn immer für den größten aller Liberalen in Europa gehalten. Für das Emporkommen des Liberalismus zum Anteil an der öffentlichen Gewalt, im erklärten Gegensatz gegen die radikalen Bestrebungen, hat er mehr geleistet als ein anderer Mensch.

Dahin zielte schon der Anfang seiner Geschichte der Revolution. Sie war ein Versuch, die Berechtigung der liberalen Tendenzen den Ideen der Restauration entgegenzusetzen, welche die Welt noch dominierten. Der große Kampf konnte nirgends geführt werden, als eben in Frankreich, wo diese Ideen von außen importiert waren und zu keiner haltbaren Position gelangen konnten. Die vornehmste Opposition dagegen erschien in dem National, welchen Thiers redigierte. Aus dem Redaktionsbureau ist mir von höchst glaubwürdiger Seite folgende Anekdote mitgeteilt worden. Man sprach davon, daß nichts zu erreichen sein werde, wenn die Regierung nicht die Verfassung verletze. Thiers sagte: nous les y poufferons. Man wird nicht glauben, daß der National die Regierung Karls X. zu den Ordonnanzen getrieben habe. Sie hat sich über die zu ergreifenden Maßregeln vorher mit England und Österreich zu verständigen gesucht; aber man war von seiten der Presse auf diesen Schritt vorbereitet und benutzte die allgemeine Effer-

vescenz zu ihrem Umsturz. Hierauf war es Thiers, der den Herzog von Orleans zur Annahme des Thrones bewog; ein großes und unendlich wichtiges Ereignis, da darin die Absetzung der legitimen Dynastie lag, und der Liberalismus, der den Schritt hervorgebracht hatte, dadurch zur Herrschaft gelangte. An dieser Grundlage ist dann in den folgenden Zeiten eigentlich niemals wieder gerüttelt worden; denn die Nation, welche die Dynastie als eine ihr von Europa auferlegte Regierung ansah, hat dieser niemals wieder eigentliche Teilnahme gezeigt. Die Frage war nur, ob der Liberalismus die Regierung werde behaupten können. Auf das gewaltigste regten sich die radikalen Faktionen; allein Thiers, der gar bald in das Ministerium trat, trug durch die Septembergesetze dazu bei, daß ihnen Schranken gezogen wurden. Er dachte aber auch, der Quasilegitimität, wie man sie nannte, keine unabhängigen Befugnisse zuzugestehen. Damals erst stellte er den Satz auf: der König möge herrschen, aber regieren solle er nicht; und durch die Konflikte der orientalischen Frage gelangte er zu einer Position, welche ihm das Ziel erreichbar erscheinen ließ. Unrecht hatte er nun nicht, da er die Sache des Vicekönigs von Ägypten ergriff; denn für den Fortgang der europäischen Ideen in der Levante konnte es kein besseres Werkzeug geben, als Mehemet Ali. Allein man hatte dabei den Gegensatz der europäischen Mächte zu bekämpfen. Louis Philipp war aber nicht geneigt, zugleich einen großen Kampf zu wagen und dabei doch seiner Regierung den Boden, auf dem sie beruhte, erschüttern zu lassen. Innere und äußere Verhältnisse wirkten bei ihm zusammen, sich von Thiers zu trennen.

Thiers verlor das Ministerium und kehrte zur Historiographie zurück. Er fügte seinem früheren Werke die Geschichte Napoleons hinzu, in der sich sein ganzes Talent entwickelt hat. Die Erzählung könnte nicht angenehmer, fortreißender sein. Man liest lange Abschnitte mit ununterbrochenem Vergnügen; doch möchte ich nicht sagen, daß er dem Gegenstande vollkommen gerecht geworden sei. Denn daß Napoleon eine neue Dynastie gründen wollte, war für den Liberalen ein Gedanke, für welchen er keine Sympathie hegen konnte. Er sah die großen Ereignisse immer von dem Gesichtspunkt der reellen Macht an; man hört immer den Ministerpräsidenten von Frankreich sprechen, der sich mit der militärischen Größe des empire identifiziert. Doch hat er Sinn dafür, daß es Grenzen haben mußte. Seine volle Sympathie gehörte aber den gouvernementalen Einrichtungen, auf welchen die innere Macht des empire beruhte. Sie sind eben liberaler Natur.

Aber Louis Philipp war nicht fähig, den radikalen Bewegungen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen, da er sich mit den konstitutionell Gesinnten, die ihn auf den Thron gehoben, doch nicht vollständig verständigen konnte. Der Unterschied zwischen Guizot und Thiers liegt darin, daß der erste ein wirkliches Königtum, wenngleich nur quasilegitim mit der Konstitution vereinigen oder vereinbar machen wollte, der zweite in der Herrschaft der liberalen Ideen auch über das Königtum selbst das Heil erblickte. Im letzten

Augenblick rief der König Thiers zu Hülfe, und dieser strengte sich an, die tumultuarische Bewegung, die sich erhob, zu dämpfen; aber es war vergeblich. Der Umsturz des Julikönigtums erfolgte, und eine Republik trat ein, von der man nicht wußte, welche Elemente, die liberalen oder die radikalen, die Oberhand behalten würden. Die Junitage des Jahres 1848 verschafften dem Liberalismus den Sieg, und Thiers begann dann wieder eine große Rolle zu spielen, in Verbindung mit Grévy. Die Republik wurde auf liberale Grundlage basiert, aber sie vermochte die unteren Volksklassen doch nicht zu befriedigen, noch zu sichern. Eine allgemeine Kundgebung rief den Repräsentanten des napoleonischen Systems, Louis Napoleon, herbei. Die Liberalen schmeichelten sich, ihm gesetzlichen Widerstand leisten zu können; das führte aber nur zu einem neuen Staatsstreich, durch welchen er die Gewalt vollständig in seine Hände nahm.

Man hätte meinen sollen, Thiers würde nicht so ganz hiegegen gewesen sein, da niemand die Erinnerung an das empire lebendiger aufgefrischt hatte, als er. „Wissen Sie", sagte ich ihm einmal, „was man von Ihnen sagt?" „Nun, was denn?" „Man sagt, Sie hätten durch Ihr Buch die Herstellung der Napoleoniden bewirkt." „Gewiß nicht", erwiderte er; „denn die Volksklassen, welche Louis Napoleon zurückberufen haben, haben mein Buch nicht gelesen." „Vielleicht doch", fiel einer der Anwesenden ein, „man hat sich in den Dörfern abonniert, um es in die Hände zu bekommen". Dabei bleibt es aber wohl, daß die Klassen, welche das Buch mit Eifer gelesen, bewundert und populär gemacht hatten, an der Zurückberufung der Napoleoniden wenig teilnahmen.

Thiers, der viel von dem Eintritt der neuen Regierung zu leiden hatte, und eine Zeit lang exiliert war, spielte nach seiner Rückkehr keine hervorstechende Rolle. Aber fortwährend war er doch in Opposition mit dem neuen Kaisertum; weniger, als dasselbe siegreich gegen Rußland focht, aber schon, als es die italienischen Verhältnisse durchgreifend umwandelte — er gehörte zu denen, welche ein unabhängiges Italien für unvereinbar mit der großen europäischen Rolle, welche Frankreich zu spielen berufen sei, erachteten —; auf das entschiedenste aber bei dem Unternehmen gegen Mexico. Ich sehe ihn noch eines Abends, später als er pflegte, in seinen Salon eintreten, sichtlich niedergebeugt, weil er glaubte, die Kraft von Frankreich werde einer unausführbaren Schimäre geopfert. Er war damals wieder in den legislativen Körper getreten, welchen der neue Herrscher der schwersten Beschränkungen, die er ihm anfangs auferlegte, entledigt hatte; Thiers hatte bereits wieder die öffentliche Stimme für sich.

An sich wäre er nun nicht gegen einen deutschen Krieg gewesen, wiewohl er für Preußen mehr Sympathie hatte, als so leicht ein anderer Franzose. Aber in dem Momente, als der Krieg unternommen wurde, verdammte er ihn. Er war der einzige in dem corps législatif, der sich den kriegerischen Tendenzen entgegensetzte. Eben das aber verschaffte ihm, als nun die Kata-

strophe erfolgt war, als dem Manne, der allein die Dinge durchschaut habe, das größte Ansehen. Er machte sich auf, einverstanden mit Männern der défense nationale, um die Sympathie einer oder der anderen Großmacht für Frankreich aufzurufen; ein an sich notwendig vergebliches Bestreben. Er begab sich selbst zu der neuen italienischen Regierung, die doch ihn als einen ihrer größten Gegner kannte. Ich habe ihn damals in Wien gesehen; er machte den Eindruck eines Mannes, der sich mitten im tiefsten Unglück durch das Vertrauen einer ganzen Nation gehoben fühlt. Noch hoffte er damals einen Umschlag des Glückes bei den Rüstungen jenseit der Loire, und einen Verlust von Frankreich anzuerkennen, lag außerhalb seiner Berechnung. Er sagte, es könne keinen französischen Minister geben, der einen solchen Frieden unterzeichne. Dahin kam es aber nun doch durch die erneuerten Erfolge der deutschen und preußischen Waffen, und er selbst wurde von seiner Nation bestimmt, einen Frieden, wie er und sie selbst ihn nicht wünschten, zu schließen.

Nachdem aber dieser Entschluß einmal gefaßt war, hat ihn Thiers mit einer Loyalität gegen Preußen sowohl wie gegen Frankreich vollzogen, die sein Ansehen nach beiden Seiten hin verdoppelte. Von den Franzosen ist er sogar als Befreier der Nation betrachtet worden; die preußische Regierung hat ihm das größte Vertrauen bewiesen. Seine Gedanken waren auf Herstellung der Republik, wie sie vor dem Wiedereintritt der Napoleoniden bestanden hatte, gerichtet. Er ist dann an die Spitze derselben getreten. Die socialdemokratische Faktion, welche die Hauptstadt eine Zeit lang beherrschte, ist hauptsächlich durch ihn zu Paaren getrieben und zu Grunde gerichtet worden. Der Liberalismus blieb noch einmal siegreich; alle untergeordneten Elemente wurden unterworfen. Dann aber erhoben sich ihm andere Feindseligkeiten. In der Nationalversammlung, die in dem Momente der größten Verluste gewählt worden, gab es auch Elemente, welche dem Liberalismus abhold waren und eine andere, eng mit den religiösen Ideen verbundene Regierung gewünscht hätten. Im Mai 1873 mußte Thiers denselben weichen, weil die Versammlung ein von ihm eingesetztes Ministerium mißbilligte. Dennoch kam die verworfene und augenblicklich in die Minderheit herabgedrückte Partei nach und nach wieder empor.

Auch von dem Amte ausgeschlossen, blieb Thiers immer der mächtigste Mann in Frankreich; ihn besuchten die fremden Ambassadeure; sein Wort war eins der maßgebenden in Europa. Endlich drang auch seine Partei wieder in das Ministerium ein; gegen diese, also indirekt gegen Thiers selbst, richteten sich die Schritte des nunmehrigen Präsidenten der Republik, Mac Mahon, unter dem Einfluß derselben Parteien, durch welche Thiers vier Jahre früher verdrängt worden war. Er erhob sich nun wieder, trotz seines hohen Alters, um den Kampf aufzunehmen, über dessen glücklichen Erfolg, d. h. den definitiven Sieg des Liberalismus, er keinen Zweifel hegte. Dahin ging, so weit man aus den öffentlichen Blättern abnehmen kann, die Meinung von Europa. Da ist nun Thiers, indem er für die neuen Wahlen

agitierte, von dem Schicksal der Sterblichen betroffen worden; wie ein kommandierender General bei einem Vorpostengefecht vor der Schlacht. Welches von den beiden Heeren wird nun den Sieg erfechten? Daß auch auf der anderen Seite Ideen von innerer Bedeutung verfochten werden, ist nicht zu leugnen; aber wird die Partei, in sich gespalten, wenn sie noch siegen sollte, nach der Hand fähig sein, sich zu behaupten, ohne die entgegengesetzten radikalen Faktionen zu Hülfe zu rufen? Thiers ist gestorben, wie Mirabeau.

Ich könnte noch vieles hinzufügen, besonders um die persönliche Autorität zu erklären, welche aus seiner Art und Weise, zu leben und sich auszudrücken, hervorging. Das gehört aber, wie angedeutet, in die eigene Lebensgeschichte. —

Nach dem Nobilingschen Mordversuch.

2. Juni 1878. Im Tiergarten begegnet uns gegen 3 Uhr ein Mann aus den mitttleren Klassen, ziemlich erschrocken, der uns fragte, ob wir nicht von Unter den Linden kämen; soeben sage man ihm, daß auf den Kaiser vom Hause Nr. 18 aus geschossen und derselbe verwundet worden sei. Man konnte sich noch mit der Hoffnung schmeicheln, daß das ebenso ein ausgesprengtes Gerücht sei wie vor kurzem das Gerücht von der Verwundung des Kronprinzen in London. Allein in der Stadt hörten wir bald, es sei ganz wahr; zwei Extrablätter erschienen mit einigem Detail; Friedhelm brachte die Nachricht aus dem Palais, daß dem Kaiser 30 Schroten aus der linken Seite seines Körpers herausgezogen; daß er viel Blut verloren, sich aber im ganzen nicht schlecht befinde und eine gewisse Ruhe zeige. Ein junger Mann, dessen Name wahrscheinlich falsch angegeben worden, habe aus der zweiten Etage des Hauses Nr. 18 eine doppelläufige Jagdflinte auf den König abgeschossen, deren eine Ladung den alten Herrn wirklich streifte. Man war dann in das Zimmer, das er erst vor wenigen Tagen gemietet haben soll, und in dem er sich eingeschlossen hatte, eingedrungen; er hat sich zur Wehr gesetzt, sich dann aber selbst eine Kugel vor den Kopf geschossen; doch hat er sich noch nicht getötet.

Dies das schreckliche Ereignis, das zweite binnen drei Wochen von derselben Tendenz, nur noch bedachter und gefährlicher, als das erste. Wollte man unter allen Deutschen, die leben, einen Mann aufsuchen, der sich am meisten eignete, Kaiser zu sein, so würde der alte Held und König wohl allen anderen vorangehen. Und die ganze Nation schien nichts mehr zu wünschen, als eben das Kaisertum. Eigentlich ist niemals Glück bei dem deutschen Kaisertum gewesen. Die großen Häuser — das sächsische, das salische, staufische — sind darüber zu Grunde gegangen. Der erste Österreicher, der es zur Geltung zu bringen dachte, ist darüber getötet worden. Ludwig der Bayer ist mitten im Abfall gestorben; für die Luxemburger war der Besitz des Kaisertums der Anlaß zur Auflösung der großartigen Landesherrschaft,

die sie sich gründeten. Karl V., dem es noch einmal gelang, die Macht des Fürstentums zu brechen, ist demselben doch zuletzt erlegen. Die späteren besaßen die Macht nicht, sie suchten sie neu zu erwerben oder sich ihrer zu den Zwecken ihres Hauses zu bedienen. Glücklich ist eigentlich keiner gewesen; die Sympathie der Nation hat in der That keiner von allen gehabt; eine solche hat sich immer bloß an das territoriale Fürstentum angeschlossen.

Daß nun der König von Preußen, der Fürst der Militärmacht, die doch eigentlich im Gegensatz mit dem Inhaber des Kaisertums gebildet worden, dies selbst in die Hand nahm, lag eigentlich nicht auf seinem Weg. Der nächste Erfolg ist gewesen, daß die kräftige Organisation der Monarchie durch die Rücksicht auf die anderen Territorialmächte, welche sie nehmen mußte, mehr gelockert als gekräftigt worden ist. Bei der ersten Begründung des Norddeutschen Bundes hörte ich Gesandte der kleineren und mittleren Mächte sagen: man werde von ihrer Seite mehr Einfluß ausüben, als erfahren; sie wollten Borussien germanisieren, nicht Germanien borussifizieren. Dem Kaiser Wilhelm muß man nachrühmen, daß er nach seinem Kaisertum niemals getrachtet, sondern es nur gerade angenommen hat, gleichsam als Preis für den Sieg. Er wurde aber dabei noch in einen anderen Widerspruch verwickelt. Zwar war bei seiner Erhebung zum Kaisertum kein populäres Parlament wirksam, wie das, dessen Anerbietungen Friedrich Wilhelm IV. ablehnte; es ward von den Fürsten und Freien Städten dargeboten. Aber die Ideen jenes Parlamentes beherrschten dennoch die Geister. Sie mußten berücksichtigt werden, da in den verschiedenen Territorien fast überall zwei Parteien einander gegenüberstanden, von denen die eine, mehr konservative, für das eingeborene Fürstentum, die andere, mehr liberale, für das Reich Partei nahm. Dieser aber mußte man durch die Reichsgesetzgebung gerecht werden. Man meinte, sie nur festhalten zu können, indem man die liberalen Ideen im populärem Sinne pflegte. Dabei aber ging man über den bisherigen Liberalismus weit hinaus; das allgemeine Stimmrecht wurde proklamiert und dadurch der socialdemokratischen Faktion der Eintritt in den Reichstag und viele untergeordnete Ämter, die durch Wahl besetzt werden, geöffnet. Bei den Wahlen der Hauptstadt hat diese Partei offenbar die Oberhand gewonnen, an Anhang nicht allein, sondern auch in anderer Bedeutung dadurch, daß sie die religiöse Opposition in sich aufnahm, nicht allein, um die Kirche liberaler zu machen und das öffentliche Leben, z. B. die Ehegesetze noch mehr zu säkularisieren; sie negierte die Religion überhaupt und gab auch dadurch der liberalen Tendenz innerhalb der Kirche einen weiteren Rückhalt. Alle die Riegel wurden weggeschoben, welche bisher das Zudrängen einer besitzlosen Menge nach den Hauptstädten verhindert hatten; und zugleich wuchsen die Preise der ersten Lebensbedürfnisse auf eine früher nie gekannte Höhe.

Aus allen diesen Elementen ist eine Gärung hervorgegangen, wie wir sie noch nie gekannt haben. Ein Symptom derselben sind die Attentate auf

den Kaiser. Er war einst an der Spitze der Konservativen und des preußischen Partikularismus. Von dieser Position hat ihn der Gang der Dinge hinweggedrängt. Die Tragödie seines Lebens ist, daß sich nun die allgemeine Verwirrung gerade über ihn ergießt. Bin ich dazu aufgespart, um alles dies und was noch kommen wird, zu erleben? —

16. Juni. Ich machte meinen gewöhnlichen Spaziergang. Als ich in die Nähe des Bellevuegartens kam, sagte mir der Diener: da gehe die Kaiserin; und gleich darauf: sie wende sich nach uns zu. Nur noch das Gitter des Gartens war zwischen uns; sie hatte mehr als je das Ansehen einer Matrone. Ich bemerkte nur, daß ihr eine einfache Kopfbedeckung bis auf die Mitte der Stirne ging; sie reichte mir die Hand. Eine Dame, ihr zur Seite, begrüßte mich ebenfalls; es war die Großherzogin. Von dem Befinden ihres Gemahls sprach die Kaiserin nicht ohne Besorgnis. Meine Frage, ob er bald wieder werde unterzeichnen können, verneinte sie, nicht ohne Schmerz. Ich sagte ihr, daß es mir Anstrengung koste, mich aus dem dumpfen Druck der Tage zu den Studien zu erheben. „Glücklich, daß Sie Studien haben, zu denen Sie sich erheben zum Nutzen der Welt. Sie werden auch über dies Ereignis einmal das Wort ergreifen!" Niemals war sie hingebender und herzlicher gewesen; denn das Unglück bringt die Menschen näher. Beim Abschied fragte die Großherzogin, ob sie den Kaiser von mir grüßen dürfe. Ein Herr, der Kaiserin zunächst, bot mir die Hand, um eine Bekanntschaft zu erneuern; er sagte: „Großherzog von Baden". Auf der anderen Seite neben der Großherzogin stand deren noch junge Tochter; sie hatte sich nicht in das Gespräch gemischt. Sie waren ohne Diener; in der Nähe war auch kein Wagen zu sehen. Man sagt mir: bei dem Herausfahren werde der Weg Unter den Linden, der so gefährlich geworden ist, vermieden.

Berliner Kongreß, 1878.

28. Juni 1878. Es ist eben fünfzig Jahre, daß ich täglich den unvergeßlichen Freund Wuk in Wien meine Treppe heraufsteigen hörte — er hatte einen Stelzfuß —, um mir serbische Geschichten zu erzählen. Heute besuchte mich ein Mann von kräftigem Aussehen, rabenschwarzem Barte, der mir erzählte, er habe im Jahre 1851 Geschichte des Mittelalters bei mir gehört. Es war der serbische Minister Ristitsch und nicht von alten Vorlesungen war die Rede, sondern von der Gegenwart Serbiens. Seiner Erzählung nach war die Bewegung, die von der Herzegowina ausging, nicht ein Werk von Rußland. Die von Urquhart publizierten Depeschen, durch welche dies bewiesen werden soll, schien er nicht zu kennen. Er behauptete, die Bewegung sei durchaus nationalen Ursprungs; junge Leute, die in Wien ihr Studium gemacht, hätten sie angeregt, zunächst bei einer Anwesenheit des

Kaisers Franz Joseph in der Nachbarschaft. Sie hätten die Unterstützung eines christlichen Fürsten gegen die Gewaltthaten der Türken in Anspruch genommen, ohne gerade einen Anschluß an Österreich zu wünschen. Von den Bocchesen bei Cattaro seien die lebhaftesten Äußerungen gefallen. Inmitten der steten Unruhen, die durch die türkische Mißwirtschaft in der Nachbarschaft hervorgerufen worden, durch welche alle Nachbarländer lebhaft berührt worden, sei es auch für Serbien unmöglich gewesen, unbeteiligt zu bleiben.

Der erste Krieg habe sich schlechterdings nicht vermeiden lassen; die öffentliche Stimme trieb mit unwiderstehlichem Impuls vorwärts. Man hoffte auf den Anschluß aller Teile im Orient, namentlich der Bulgaren. Aber niemand regte sich: die Serben mit den stammverwandten Bosniern allein stellten sich gegen die Türken auf. Die nationale Bewegung wurde aber durch das Zuströmen der Russen mehr verfälscht, als unterstützt. Die Russen waren meistens Abenteurer; Tschernajew, auf welchen die Serben ihr Vertrauen richteten, weil er in Rußland in hohem Ansehen stand, war doch nicht besser als die anderen, vielleicht ein guter Oberst, aber unfähig, Oberfeldherr einer komplizierten militärischen Bewegung zu sein. Den Serben fehlte es an Offizieren für die nunmehr weiter entwickelte Kriegsweise. Sie hielten dennoch die überlegene Macht der Türken lange Zeit in Schach, endlich wurden sie geschlagen und mußten Frieden schließen. Die Äußerungen des Zaren Alexander in Moskau leitete er von einem Telegramm Tschernajews her, das der Kaiser in dem Augenblick erhalten habe, als er sich zu der großen Versammlung auf dem Rathause habe begeben wollen; er habe die Hinwürgung russischer Truppen der Herzlosigkeit der Serben zugeschrieben, während sie doch lediglich der Trunkenheit der Russen, denen der serbische Sliwowitz zu Kopfe gestiegen, zuzuschreiben sei.

Die zweite serbische Bewegung unterschied sich dadurch von der ersten, daß man dabei von aller russischen Beihülfe abstrahierte; früher sei jede tapfere Handlung den Russen, jeder Fehler den Serben zugeschrieben; jetzt sei ihre Absicht gewesen, Lob und Tadel allein für sich zu haben und die Sache allein zu führen, das sei denn auch wohl gelungen. Der junge Fürst zeige viel Intelligenz, selbst mehr als Michael; doch flöße er nicht dasselbe Vertrauen ein. Er zähle erst 22 Jahre und sei deshalb nicht von befestigtem Charakter. Daß die Karageorgjewitsch noch Anhänger in Serbien besitzen, stellt er nicht in Abrede; er führt eine Stelle aus einer meiner Schriften an, aus der sich ergebe, daß es ganz natürlich sei; denn Unzufriedene mache jede Regierung, und diesen sei dann nichts erwünschter, als sich an einen Prätendenten lehnen zu können. Er sprach die Hoffnung aus, daß die hier anwesende Gesandtschaft bei dem Kongreß in den Angelegenheiten, welche die ihren seien, Gehör finden werde, ebenso wie die Griechen. Er macht mir den Eindruck eines weltklugen, patriotischen und gebildeten Mannes.

2. Juli. Das größte neue Verhältnis, das der Kongreß gebracht hat, ist die einstweilige Occupation Bosniens durch Österreich. Schon vor mehreren Jahren hatte Kaiser Alexander dem österreichischen Hofe die Erwerbung Bosniens angeboten, man war aber nicht darauf eingegangen. Das slavische Element in Österreich war dafür, das ungarische dagegen; beide jedoch weniger aus Rücksicht auf die Gesamtlage Österreichs, als aus ihrer besonderen Parteistellung. Die Ungarn wollen die Slaven nicht noch mächtiger werden lassen; die Slaven dagegen so mächtig werden, daß sie Ungarn nicht zu fürchten brauchen. Andrassy scheint lange geschwankt zu haben; man glaubt, daß die Sache hauptsächlich durch das, was man die Militärpartei am Hofe nennt, durchgesetzt worden sei. Für Gesamtösterreich müssen daraus mancherlei Schwierigkeiten erwachsen, denn Bosnien ist durchaus verödet und wird mehr kosten, als es einbringt. Die griechisch gläubige Bevölkerung ist prinzipiell gegen Österreich. Welche Stellung werden endlich die Mohammedaner einnehmen? Wie wird man sich mit Italien ausgleichen? Allein auf der anderen Seite war es dringend geboten, den bosnischen Unruhen, die eine Quelle von Unruhen für alle Nachbarländer waren, durch eine geordnete Verwaltung ein Ziel zu setzen. Diese Mission zu übernehmen, hat Österreich sich entschlossen. Einverstanden mit Andrassy hat sie Lord Beaconsfield bei dem Kongreß in Vorschlag gebracht und alle Mitglieder haben sie angenommen, endlich auch die Türken nach langem Sträuben sie nicht geradezu zurückgewiesen. Historisch ist das nun eine größere Neuerung. Denn die Bewegungen der Nationalitäten im Gegensatz gegen die Pforte waren in Österreich niemals angenehm noch gutgeheißen. Jetzt aber muß Österreich sich ihrer annehmen und sie verteidigen. Serbien gerät dadurch in eine durchaus veränderte Lage; nicht allein, weil die Absichten der Serben auch auf Bosnien als altserbisches Gebiet gerichtet waren, sondern auch weil es nunmehr auf drei Seiten von Österreich umklammert wird. Wird Österreich nicht auch noch Serbien annektieren? Man glaubt nicht, weil sonst das slavische Element in Österreich allzustark werden würde.

Politischer Rückblick, Anfang Juli 1878.

In alle dem, was wir erleben, läßt sich eine historische, ich sage nicht Notwendigkeit aber Folgerichtigkeit wahrnehmen. Auf das lebendigste erinnert man sich einer Rede, mit welcher der verstorbene König, der ebensoviel Geist wie Gemüt hatte, den vereinigten Landtag eröffnete. Sein Sinn war, durch eine auf die alten ständischen Elemente gegründete Verfassung die Religion und den Thron zu sichern. Denn niemand sah die Gefahr der socialen Bewegungen, die damals in der Schweiz die Oberhand bekommen hatten und von diesem Mittelpunkt des europäischen Kontinents vordrangen, deutlicher und bestimmter voraus; er schaute sie mit seinen Augen an, die Rede hatte

keinen anderen Sinn, als eben das Ziel der neuen Verfassungsedikte, welches darin lag, Provinzen und Bevölkerungen einer alles negierenden Faktion gegenüber um seinen Thron zu sammeln. Fragt man aber nach dem Erfolg dieser Kundgebung, so ward sie auch von sonst verständigen Männern eher verlacht als verstanden. Die Versammlung selbst hatte nur ihr eigenes Interesse im Auge, das konstitutionelle System mit enger Beschränkung des Königtums zu gründen; sie sah in der Rede des Königs eine phantastische Verteidigung des göttlichen Rechtes, das sie zu bekämpfen für ihr Recht und beinahe für ihre Pflicht hielt. Mit vieler Mühe wurden noch die Bestimmungen über die Verfassung soweit gebracht, daß sie lebensfähig erschien. Aber in diesem Momente brach der Sturm schon aus, den der König vorausgesehen hatte. Die neue Einrichtung war viel zu schwach, um dem allgemeinen Sturm widerstehen zu können. Aber vollkommen gelangte die revolutionär-sociale Bewegung doch auch nicht zum Ziele. Die Verfassung, welche endlich zu stande kam, weit entfernt, den ursprünglichen Ideen zu entsprechen, nahm nun doch auf liberaler Basis einen Anlauf zum Widerstande, der jedoch bei weitem schwächer war, als der früher beabsichtigte, und unter den folgenden inneren Streitigkeiten noch viel schwächer wurde.

Schon in der sogenannten neuen Ära unter dem Prinzregenten, in welcher der Liberalismus dominierte, wurde derselbe doch inne, daß neben ihm noch andere Mächte, die weiter hinaus wollten, vorhanden waren. Jene Zeiten des sogenannten Konfliktes stellen dann bloß die Verlegenheiten dar, in die man geriet, so daß sogar ein großer Krieg unternommen wurde ohne Beistimmung der Versammlung der Abgeordneten. Wären die Kriegsunternehmungen mißlungen, so würden die Inhaber der Regierung vielleicht mit dem Leben dafür haben büßen müssen. Aber sie gelangen — unerwartet rasch und entscheidend. Alles staunte, als dann doch die Regierung, statt ihres Vorteils sich zu bedienen, die Stände nur um Indemnität anging und das liberale System, das offenbar in Nachteil geraten war, wieder adoptierte. Dabei mögen persönliche Gründe mitgewirkt haben, der vornehmste aber war doch ein anderer.

Nach dem errungenen Sieg boten sich zwei verschiedene Systeme dar. Das eine war mit einem Wort: Groß-Preußen. Die Absicht lag vor, die deutschen Staaten noch schwächer zu machen, als bisher, z. B. die fränkischen Fürstentümer von Bayern zurückzufordern, zugleich auch Hannover bestehen zu lassen, aber durch Beschränkungen unschädlich zu machen — genug, ein faktisches Übergewicht des alten preußischen Systems zu gründen. Dieser Gedanke stimmte doch aber nicht mit der herrschend gewordenen liberalen Tendenz. Und man ergriff einen anderen, welcher in Bezug auf die auswärtige Politik dahin ging, Hannover und Hessen einzuziehen und mit den übrigen Mittelstaaten eine enge Verbindung zu schließen, wie es dann mit dem norddeutschen Bunde geschah. Dieser Bund enthielt eigentlich die Idee von Klein-Deutschland, ohne daß man sie gerade ausgesprochen hätte. Er war wesentlich

liberal, inwiefern auch das welfische Königtum von Gottes Gnaden aufgehoben wurde und in den süddeutschen Staaten das liberale Prinzip begünstigt werden mußte, um dem Partikularismus entgegenzutreten.

Man mißverstehe mich nicht; der Untergang Georgs V. war mir unendlich schmerzlich, peinlich auch die Mißgriffe, die bei den ersten Einrichtungen in Hessen vorkamen; aber dabei hätte man sich doch auch die Augen verschließen müssen, wenn man das große Interesse mißkannte, das eine konsolidierte Bundesverfassung dem mächtigen französischen Reiche gegenüber für den deutschen Namen hatte. Daß Napoleon III., nachdem er Österreich und Rußland besiegt hatte, auch Preußen angreifen würde, um die Machtsphäre der alten französischen Politik wiederherzustellen, darüber konnte kein Zweifel sein. Als es 1870 zu diesem Bruche kam, war doch eine allgemeine Erregung über den Ausgang, den die Sache nehmen könne, erkennbar. Allein die Einziehung von Hessen und Hannover und das Bundesverhältnis zu den süddeutschen Staaten wirkten dahin zusammen, daß man Frankreich glücklich bestehen konnte und bestand. Das Napoleonische Regiment stürzte vollkommen zusammen; von dieser Gefahr wurde Europa befreit.

Das Ereignis aber hatte noch eine andere Seite. Die revolutionären und kommunistischen Elemente, welche das Kaisertum gebändigt hatte, gewannen eine freie Bahn; sie gelangten in der großen Kommune eine Zeit lang zu dominierender Gewalt. Es waren dieselben, welche 1848 die Welt in Bewegung gesetzt hatten, und allenthalben traten sie mächtig hervor. Die Niederlage, die sie in Frankreich erlitten, war doch noch weit entfernt, eine vollständige zu sein; überall erhoben sich analoge Bestrebungen. Sie haben zwei hievon unabhängige Ursachen. Die eine: das übermäßige Gewicht, das man auf Industrie und Fabriken legte; und eine Vermehrung der Menschenzahl in starken Proportionen, die ihre Ernährung eben in diesem Fabrikwesen fanden, in der untergeordneten Rolle, die ihnen darin angewiesen war, unzufrieden, unaufhörlich gegen die Besitzer ankämpften, Arbeitnehmer gegen Arbeitgeber und dann auch gegen den Staat, der diese beschützte. Indessen war auch eine Partei aufgekommen, welche nicht allein die Religion leugnete, sondern auch alle Moral, und dies als Fortschritt der Welt betrachtete. Diese Richtung bekam jetzt dadurch eine wirkliche Macht, daß das allgemeine Stimmrecht eingeführt wurde. Wie kam es, daß man auch diese Erfindung der Franzosen in Deutschland annahm? Es beruhte auf der schon angedeuteten Notwendigkeit, den Partikularismus in den verschiedenen Staaten niederzuhalten, was nur dadurch möglich wurde, daß man den liberalen Ideen das Übergewicht verschaffte. Dabei konnte aber zwischen Liberalismus und Socialismus ein Unterschied gemacht werden und manchem mag der Gegensatz, welchen der Liberalismus in dem Socialismus fand, erwünscht gewesen sein.

Genug; diese Direktionen der arbeitenden Klassen, die sich zuerst in all den Strikes, die jahrelang an der Tagesordnung waren, manifestierten und

gegen die Herrschaft des großen Kapitals über die kleine Arbeit reagierten, wurden allgemein, wie in der übrigen civilisierten Welt, so namentlich in Deutschland. Die Freiheit der Presse, der Vereine, welche gesetzlich unantastbar bestand, gab der Agitation ein weites Feld. Das Gegenteil der Religion wurde auf den Dörfern gepredigt. Und da nun alle diese Aufregung doch keine Erleichterung hervorbringt, so erfolgte, daß sie in immer heftigeren Schwingungen pulsierte und zuletzt zu gräßlichen Attentaten geführt hat. Ich glaube bei denselben nicht an ein Komplott aber an ein Miasma, das eben durch die Presse fortgeleitet wird und besonders da, wo eine Prädisposition des Geistes besteht, die abscheulichsten Gewaltthaten hervorruft. Die liberalen Gesetze: Freizügigkeit, Civilehe u. s. w. haben die Bewegung nicht hervorgebracht, aber sie haben die Gesellschaft der Mittel beraubt, ihr zu widerstehen. Gesetzlich zu widerrufen, was gesetzlich eingeführt ist, das Organ des Fortschrittes zum Organ des Rückschrittes zu machen — wenn wir uns dieser Worte ohne Lob oder Tadel bedienen dürfen — ist unendlich schwer. Soll man aber darum verzweifeln? Ich denke nicht. In der Gesellschaft liegt doch ein Selbsterhaltungstrieb, welcher unvermeidlich wirken muß. Wir haben noch immer erlebt, daß der Verkehrtheit, der Immoralität und Gewaltsamkeit auch ein Ziel gesetzt ist. Ormuzd und Ahriman kämpfen immer. Ahriman arbeitet immer an der Erschütterung der Welt, aber sie gelingt ihm nicht. So denkt ein alter Mann.

Roon, 26. Februar 1879.

Roon beerdigt. Ich werde den Moment nie vergessen — es war im Anfange des Jahres 1866 — als ich nach einem Diner an die beiden großen Gestalten, Roon und Bismarck, herantrat und die Gerüchte zur Sprache brachte, die über ein beginnendes Mißverständnis mit Österreich umliefen. „Österreich beträgt sich schlecht", sagte mir Bismarck. Die beiden Männer, von denen der eine die Hand auf die Schulter des anderen legte, waren geeignet, Eindruck zu machen. Kurz vorher hatte sie ein konservativer Freund als die einzigen bezeichnet, auf denen der Staat beruhe. Doch will ich Roon nicht mit Bismarck vergleichen. Roon war ein Gelehrter, ein Schüler Ritters, Verfasser geographischer Handbücher, welche brauchbar waren, Begleiter eines Prinzen auf der Universität; zugleich war er im Dienst, dem er doch nicht völlig angehörte, emporgekommen. Sein Verdienst bei der Militärreorganisation war das der Ausführung, nicht der Erfindung; diese rührte von dem Könige selbst her. Roon trat als Kriegsminister ein, als Bonin abging, welcher darüber stürzte, daß er den Forderungen des Landtages in Bezug auf Dienstzeit und Unterordnung des Ministers unter die Beschlüsse des Landtages nachgab. Roon hatte die Mission, die entgegengesetzten Grundsätze zu verfolgen, und that dies mit einer großen Energie, nicht ohne eine

gewisse Tapferkeit. Ihm ist die Behauptung der dreijährigen Dienstzeit vornehmlich zu verdanken. Er war eine Zeit lang Ministerpräsident, doch schrieb er sich die Gaben, die für diesen gehören, wohl selbst nicht zu. Er zog Bismarck in das Ministerium und beförderte ihn zu seiner Stelle. In manchen Angelegenheiten befriedigte er das öffentliche Urteil nicht. Als ein großer Mann kann er überhaupt nicht gelten. Aber er war brauchbar und dem Könige sehr hülfreich, um seine Ideen durchzuführen; wacker im Streit, in der Konversation nicht ohne Geist. Er gehört zu denen, welche sich durch die Ereignisse von 1866 und 1870 für die Historie unvergeßlich gemacht haben.

Nihilismus, 28. April 1879.

Täglich werden die Nachrichten aus Rußland aufregender und schrecklicher. Wie kann es sein, daß in der orthodoxen Monarchie, die auf uralter Überlieferung ruht, gleichsam eine Gegenregierung entsteht, die nur auf Mord sinnt und die Doktrin predigt, die man den Nihilismus genannt hat?

Ich besinne mich, daß ich von dieser Lehre zuerst — ich denke, es war im Jahre 1839 — in Paris gehört habe als von der Philosophie der Polen. „Vergangenheit ist nichts; Zukunft ist nichts; die Gegenwart ist alles. In dieser hat nur die Revolution die Empfindung der Wahrheit.“. Dort war damals Tobiacky als Prophet berühmt; er wurde selbst als Wunderthäter betrachtet. In diesen Gedanken sehe ich die Wurzel des Nihilismus, der also von den Polen auf die Russen übergegangen sein würde. Die Einwirkung der polnischen Emigrierten, nachdem Polen in den napoleonischen Kämpfen zum zweitenmal erlegen war, ist ungeheuer. Sie erfüllten gleich nach der Thronbesteigung von Louis Philipp Europa mit Drohungen und regten die Empörung an. Louis Philipp konnte sich nicht behaupten; aber schon waren andere Doktrinen entstanden, die noch tiefer griffen, als die eigentlich revolutionären, welche nun auf Europa zerrüttend zurückwirkten. Im Jahre 1848 haben die Polen an den Unruhen in Wien und in Berlin den stärksten Anteil gehabt. Wenn die Unterwerfung Polens eine Gewaltsamkeit gewesen ist, so ist sie durch die Attentate gegen die Mächte gerächt worden. Damals blieb Rußland unerschüttert; schon im Jahre 1863 aber nahmen die revolutionären Bewegungen in Polen einen überaus widerwärtigen und verbrecherischen Charakter an. Es ward schon damals eine Gegenregierung eingerichtet. Der Mord ward organisiert. Man behauptet, die Gebundenen hätten eine Probe bestehen müssen, etwa durch die Ermordung eines russischen Soldaten: dann erst wären die vornehmsten Oberhäupter zum Tode bestimmt und mit persönlichen Attentaten heimgesucht worden. Die Bewegung ist damals durch den Statthalter, General Berg,

unterdrückt worden. Aber hat es nicht in der That den Anschein, als sei Rußland von diesen polnischen Ideen und Versuchen selbst angesteckt worden? Die Unzuverlässigkeit, die in der russischen Beamtenwelt herrschen soll, hat dazu die Mittel, und die Maßregeln der Repression, höchst gewaltsam in ihrer Art, den Anlaß dazu gegeben. Indem die russische Regierung nun, um die Bewegung zu vertilgen, den Belagerungszustand gleichsam über das ganze Land verhängt, tritt sie in die Fußstapfen Bergs in Warschau. Man muß nun erwarten, ob sie eben auch so viel Erfolg haben wird.

Schon bei jener ersten Begegnung mit dem Nihilismus wurde mir gesagt, daß die slavischen Nationalitäten dazu bestimmt seien, diese Doktrin in der Welt zu behaupten und durchzuführen. Wenn man an der eben aufgestellten Kombination festhalten darf, so ist man diesem Ziele doch nicht so ganz fern geblieben, als es damals den Anschein hatte.

Es versteht sich ja, daß Polen, Emigration und Nation, immer auf seiten der Opposition gegen die drei großen Teilungsmächte standen. Zu dem Siege Napoleons über das kontinentale Europa haben sie durch ihren Abfall von Preußen im Spätjahr 1806 wesentlich beigetragen. Auf die Polen gestützt, unternahm Napoleon seine Expedition gegen Rußland. Österreich fühlte sich schon seit dem Kriege von 1809 eben durch das Emporkommen von Polen höchlichst beeinträchtigt. Man muß nun freilich hinzufügen, daß Napoleon das eigentlich polnische Interesse nicht ergriff, sondern nur das französische Interesse mit polnischer Hülfe zur Geltung zu bringen bemüht war. Daraus folgte dann aber auch wieder, daß die drei Mächte gegen Napoleon und die Polen gemeinschaftliche Sache machten. Über die Zerwürfnisse, die auf dem Wiener Kongreß darüber zu entstehen drohten, kamen sie endlich hinweg, und ein neues Königreich Polen, das jedoch in Abhängigkeit von Rußland bleiben sollte, wurde gegründet. Sowie nun aber durch die Revolution von 1830 das alte System erschüttert wurde, erhob sich Polen, zunächst zu dem Versuche, seine nationale Unabhängigkeit selbst unter einem Fürsten aus der russischen Herrscherfamilie wieder zu erobern. Das mißlang nun vollkommen, und seitdem war ihr Bestreben auf Feindseligkeiten anderer Art gegen die beiden anderen Mächte und auf Erhebung gegen Rußland gerichtet. In diesem Konflikt sind die erwähnten Theorien entstanden, wahrscheinlich zusammenhängend mit einem Mißverständnis der deutschen Philosophie, und dann jene Associationen mit der inneren Opposition der beiden deutschen Mächte gebildet worden, die im Jahre 1848 plötzlich emporkamen. Die eigentliche Empörung wurde auch diesmal niedergekämpft; die polnische Agitation aber warf sich besonders auf die türkischen Angelegenheiten. Schon Fürst Metternich glaubte ihren Einfluß in Serbien wahrzunehmen; dann aber übten sie in Konstantinopel unzweifelhaft einen großen Einfluß aus: sie haben dazu beigetragen, die Westmächte mit der Türkei in ein engeres Verhältnis zu bringen. In Napoleon III. haben sich wohl die polnischen

Sympathien mit den Antipathien gegen Rußland und zuletzt auch gegen Preußen vereinigt. Er hatte wenigstens die Absicht, den Krieg gegen Preußen durch eine Insurrektion der Polen zu unterstützen. Doch war er eben nicht der Mann, Dinge dieser Art vorzubereiten und ins Werk zu setzen. —

Die Bonapartes, Juni 1879.

Nachricht von dem Tode des jungen Louis Napoleon bei einem Rekognoszierungsrittte im Kriege gegen die Zulus.

Wenn man sich überlegt, was man Großes erlebt hat, vielleicht nur als Zuschauer vor der Bühne, so tritt Napoleon und sein Geschlecht als alles andere überragend in den Vordergrund. Ich besinne mich noch auf die Höhe seiner Macht. Auf der Schule im Kloster Donndorf als dreizehnjähriger Knabe las ich seine Bulletins aus dem Feldzuge in Spanien, die dann den größten Eindruck machten, durch Form wie durch Inhalt. Alles, was wir auch bei uns geschehen sahen, war das Werk seiner Hände. In Schulpforta wurde der Cötus zusammengerufen, um von der Einziehung der großen Commenden, die er verfügt hatte, zu Gunsten des Schulwesens unterrichtet zu werden. Sachsen, dem wir angehörten, erfreute sich seiner besonderen Protektion. Wir lasen jetzt seine Bulletins in einer französischen Zeitung, obwohl nicht ohne Schwierigkeit. Wir begleiteten ihn auf seinem Feldzuge nach Rußland; der Mathematikus Schmidt, der ihm eine höhere, gleichsam göttliche Mission zuschrieb, dessen Famulus ich damals war, hielt sich von allem auf das genaueste unterrichtet — bis zum Brande von Moskau. Napoleon war der größte Sterbliche, vor dessen Namen sich die Völker in Ehrfurcht beugten. Nach dem Falle von Moskau war der Mathematikus nur schlecht unterrichtet. Auf unseren Schulbänken durchzuckte uns die Nachricht von der Kapitulation Yorks wie ein Blitzstrahl. Man raunte sich in das Ohr, daß es anders werden würde. Die Völkerbewegung, die dann folgte, erlebten wir mit vollbewußtem Anteile. Napoleon zog an der Schule vorüber, als er seine Kräfte zur Schlacht bei Lützen sammelte. Wir glaubten ihn mitten in seinem Gefolge zu unterscheiden; doch nahmen wir nicht eben Partei für ihn. Ich studierte eben Tacitus, als wir die Proklamation der Verbündeten zu lesen bekamen. Sie machte mir den Eindruck, als wenn es ungefähr dieselben Gedanken wären, wie sie im Agricola der Boadicea in den Mund gelegt werden. Endlich, allzuspät für unsere Erwartung, geschah die Schlacht bei Leipzig. Ich höre noch die Stimme Thielmanns, der vor dem Thore der Pforta, wo alles zusammenströmte, hoch zu Roß den Sieg der Verbündeten verkündigte. Bald darauf sahen wir die Überreste der geschlagenen napoleonischen Armee auf der anderen Seite der Saale an den Bergen entlang, auf dem Rückzuge.

Aber diese großen Vorkommenheiten, welche die Jugend gleichsam mit einem allgemeinen Leben erfüllten, vergessen sich nicht. Wer hätte nicht den Fall dieser Größe mit einer Teilnahme, die freudige Bewunderung war, bis zum Ende begleitet? Er verschwand also, aber sein Wort schien sich zu bewähren, daß nach ihm die Revolution die Runde machen würde. Aus den Fluktuationen der Geschicke sahen wir dann einen zweiten Napoleon aufsteigen, der den Ruhm des Kaisertums wiederherzustellen die Bestimmung zu haben schien. Von den kontinentalen Feinden, denen der Oheim unterlegen war, überwand der Neffe die beiden mächtigsten, Rußland und Österreich. Bei dem Kampfe mit dem dritten erlag er selbst. Seine Stellung war nicht eigentlich die alte des ersten Napoleon; denn den Kampf gegen England, welcher fast das wesentlichste Moment in dem Leben des Oheims gewesen war, gab der Neffe, der dort ein Asyl gefunden hatte, vollkommen auf. Aber auf dem Kontinent war er doch eine Zeitlang der mächtigste aller Fürsten. Ihm verdankt Italien seine Regeneration. Frankreich nahm unter ihm eine Zeit lang die erste Stelle unter den Mächten ein. Ich beschreibe wohl noch einmal, wie ich ihn auf dem Gipfel seiner Macht in den Tuilerien gesehen und gesprochen habe. Aber seiner Größe war ein baldiges Ziel gesetzt. Er erlag dem ersten Ansturm der sich wieder fühlenden deutschen Nation.

Eine Restauration seiner Macht schien noch immer vorbehalten zu sein. In England hat man in seinem Sohne, wenn er zur Regierung komme, einen befreundeten Nachbarn zu bekommen gehofft. Da ist nun auch der, und zwar durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit der Engländer, denen er sich anschloß, dem Schicksal verfallen. Die Napoleoniden leben noch als Prätendenten, wie einst die verjagten Stuarts. Ein großes tragisches Geschick hat sich in dieser Familie vor unseren Augen vollzogen. Kann sie aber nicht nochmals aufleben? Mein Gefühl beschränkt sich nur eben auf Vergangenheit und Gegenwart. —

Politischer Umschwung, 3. Juli 1879.

Unmittelbar vor unseren Augen vollzieht sich im Innern ein großes politisches Ereignis. Bismarck ist eine Herrschernatur, vielleicht die erste durch Natur, Eigenschaften und Ehrgeiz dazu befähigte seit Napoleon I. Bisher war er mit der Fraktion der Nationalliberalen gegangen. Ich denke: mehr aus Politik, als aus Überzeugung; denn ihm kam es vor allem darauf an, die Idee der Einheit des deutschen Reiches durchzuführen, was auf eine andere Weise nicht hätte geschehen können. Er nahm den Gedanken der Allgewalt des Staates mit dieser Partei in Verbindung stärker auf, als es seit dem ersten Napoleon irgendwo geschehen ist, um alle reichsfeindlichen Elemente auszustoßen. Dabei aber war man auf den Punkt gekommen, wo alles alte

Herkommen in Religion, Sitte und Zucht gefährdet wurde. Man wird den Liberalismus nicht mit dem Socialismus identifizieren; aber die ungehinderte Bewegung der liberalen Ideen hatte doch diese Ausartung in ihrem Gefolge und brachte einen Rückschlag in den Gedanken hervor. Das liberale System zeigte sich wirtschaftlich ungenügend. Mißstände traten ein, die als Folge desselben angesehen werden mußten. Die unteren Behörden ließen wohl vernehmen, daß sie mit den neuen Gesetzen die Verwaltung nicht zu führen vermöchten. Da hat nun Bismarck den Mut gehabt, mit der bisherigen Politik zu brechen und eine andere einzuschlagen, welche sich dem Altherkömmlichen wieder mehr zuwendet. Und was man nicht hätte erwarten sollen, scheint ihm zu gelingen. Die ministerielle Autonomie spaltet und beherrscht den Reichstag.

Hertha v. Manteuffel, 15. November 1879 mittags.

In diesen Stunden wird die Freundin Hertha von Manteuffel, dort in Topper, wo ich sie im August 1877 und August 1878 besucht habe, bestattet. Ich widme ihr aus der Ferne her ein paar Augenblicke eines bei allem Schmerze doch wieder unbenommenen, herzlichen Andenkens.

Sie war die Tochter eines Mannes, der als der bedeutendste vertraute Gehülfe Friedrich Wilhelms III. in seinen späteren Jahren betrachtet werden kann. Militär von Fach; Politiker in einer Richtung, die damals als die liberale galt; nicht nur in Beziehung zu dem Theater, das der König besuchte; hauptsächlich sein Ratgeber in Sachen der Agende, mit der Absicht, dem Gottesdienst eine würdige Gestalt zu geben. Er galt zuweilen für allmächtig, und genoß allgemeine Verehrung. In seiner Familie war er jedoch nicht so vollkommen Meister, wie vielleicht zu wünschen gewesen wäre. Die aufwachsende Tochter wurde von der Mutter vernachlässigt und selbst mißhandelt. Der Erfolg war, daß die Tochter ihr Gemüt von der Mutter abwandte und mit einer unbedingten Hingebung sich an den Vater anschloß, dessen Andenken ihr nach seinem unerwartet frühen Tode heilig war.

Bei der Vermählung des Prinzen Albrecht mit der Prinzessin Marianne der Niederlande trat die trotz jener Vernachlässigungen wohl unterrichtete und aufblühende junge Dame als Hofdame bei der Prinzessin ein. Alle Jahre wurden Reisen nach den Niederlanden gemacht; der Vater selbst, der König, kam nach Berlin; sodaß der Hofhalt zugleich eine niederländische Färbung bekam. Man sprach nur französisch. Wie sehr Fräulein von Witzleben in diese Beziehungen einging, konnte man später aus ihren Gesprächen sehen; man lernte die Begabung ihres Geistes erst recht kennen, wenn sie französisch sprach. Alle die eigentümlichen Scenen, die aus dem Kontakt der beiden Höfe entsprangen, hatte sie in lebendigem Gedächtnis und wurde unterhaltend, wenn sie davon erzählte. Der stramme Oranier, der dort zum Königtum aufgestiegen, das er dann als absoluter Herrscher und finanziell zu seinem

Vorteil verwaltete, damit aber Gärungen in seinem Lande und in Europa hervorbrachte, die ihn zur Abdankung nötigten — und die prinzliche Hofhaltung in der Wilhelmstraße mit ihren Mängeln, trat in ihrem Gedächtnis und Gespräch auf das lebendigste hervor. Das nicht korrekte Verhältnis, das sich nach einigen Jahren einer glücklichen Ehe zwischen Prinz und Prinzessin herausstellte, war weit entfernt, sie zu verführen, es stieß sie ab. Sie schloß sich um so mehr den sittlichen und religiösen Begriffen an, auf die allein ein Hauswesen gebaut werden kann.

In diesem Zustand lernte sie den Rittmeister Edwin von Manteuffel, der damals als Adjutant bei dem Prinzen fungierte, kennen. Ich besinne mich noch, daß es in den höheren Kreisen Aufsehen machte, als von der Verlobung der blühenden jungen Dame mit dem noch unbekannten Rittmeister, dessen Verdienste niemand ahnte, die Rede war. Niemals aber war eine Ehe glücklicher. Die beiden Persönlichkeiten paßten ganz zueinander, sie bildeten, wenn sie allein waren, eine Welt für sich, ohne fremdartige oder entgegengesetzte Elemente; zu ihrem Glück hatten sie niemand weiter nötig.

In der Zeit hatte ich Manteuffel kennen gelernt. Er hörte meine Vorlesungen über die neueste Geschichte und bewies mir sogleich den Beifall, wie ihn nur ein junger Mann fühlen konnte, der mitten im Leben stand und bereits die Vorboten revolutionärer Bewegungen um sich erscheinen sah. Er vermittelte meine Bekanntschaft mit dem Prinzen Albrecht, die ein paar Jahre eine sehr intime war. Der Prinz hat mich oft besucht; denn er war zwar recht fest in seinen Grundsätzen und seiner Haltung, aber doch von der geistigen Empfänglichkeit, die den Hohenzollern überhaupt eigen ist.

In sich selbst glücklich, hatte doch die Manteuffelsche Ehe manches Ungemach, namentlich durch die körperliche Schwäche der Kinder, die viele Sorge machten; alles Mißliebige, was in den öffentlichen Angelegenheiten vorkam, fand natürlich dort eine Resonanz. Ich hatte Frau von Manteuffel auf Veranlassung ihres Mannes kennen gelernt, beide widmeten meinem eigenen Hauswesen alle mögliche Teilnahme. Die beiden Familien mit Ausschluß der Väter haben manche Badereise zusammen gemacht oder sind im Bade zusammengetroffen.

Es folgten die Tage von 1848; der zweite Sohn Manteuffels ist am 18. März 1848 geboren worden und zwar beim Vernehmen der ersten Kugel, die an diesem Tage abgefeuert worden ist. Das Zusammenleben bekam nun einen ganz anderen Charakter, da Manteuffel Adjutant König Friedrich Wilhelms IV. wurde. Also an der Bewegung jener Tage nahmen wir alle den Anteil von unmittelbar Beteiligten. Die Handlungen Friedrich Wilhelms IV. wurden nicht gerade mit vollem Beifall, aber doch mit eigentümlichem Verständnis für das Wesen des Königs begleitet. Ich habe manchen kleinen Aufsatz geschrieben, oder vielmehr diktiert, den Manteuffel dem Könige vorlegte. Vom ersten derselben (Mai 1848)[1]) hat mein Freund immer behauptet, daß er den

1) S. W. XLIX L 587 ff.

größten Eindruck auf den König gemacht habe und die Zuversicht, die er in sich trug, dem Beschluß der damaligen Nationalversammlung Widerstand zu leisten, belebt hat.

Ich will jedoch hier nicht von meinem Freund, sondern von der Freundin reden, die wir oftmals sahen, und die immer eine unvergleichlich feste Gesinnung bewährte. Die Unordnungen und die Immoralitäten jener Tage erweckten ihre natürlichen Antipathien. Manteuffel stieg von Stelle zu Stelle; seine Frau teilte den Eindruck der großen und kleinen Ereignisse, sie kannte jedermann und bildete sich ein Urteil über ihn. Unerbittlich war sie besonders gegen jede Verletzung der Religion. Sie hatte, so weit es einem weiblichen Geiste möglich, großes Interesse und dabei eine feine tiefe Kapacität. Es machte mich glücklich, daß die Freundschaft sowohl für meine selige Frau, als für mich fortwährend zunahm. Ereignisse in ihrer Familie verfehlte sie nicht, mir freundlichst und motiviert mitzuteilen; einmal, im Jahre 1866, habe ich den Herbst mit ihnen im Thüringer Walde zugebracht: alle Tage sahen wir uns; ich fand sie oft durch neue Schriften angeregt. Leider konnte ich nicht nach Nancy kommen, als Manteuffel daselbst die Occupationsarmee kommandierte. Wie ich aber von allen andern vernahm, füllte sie dort die Stellung, die ihr zufiel, vollkommen aus. Das würde ohne Zweifel in Straßburg wieder der Fall gewesen sein, wäre es ihr vergönnt gewesen.

In Topper hatte ich schon einmal selbst erlebt, daß ihre Gesundheit sehr erschüttert war. Beim Aussteigen aus dem Wagen verlor sie plötzlich die Besinnung. Als sie Anfang 1879 nach Berlin kam, fing ihre Krankheit an, Besorgnisse zu erregen. Sie folgte wohl noch dem Gespräch, leitete es aber nicht mehr, wie sie sonst wohl imstande war. Der Arzt sprach sich über ihren Zustand sehr bedenklich aus. Da trat die Ernennung Manteuffels zum Statthalter im Elsaß ein. Sie hatte immer gemeint, daß ihrem Manne die Achtung nicht gewährt wurde, die er verdiente; und der Ankauf von Topper, eines Gutes, dessen Ertrag hinter den gehegten Erwartungen weit zurückblieb, trug nicht dazu bei, sie heiter zu stimmen. Topper gewährte ihr trotzdem viel Vergnügen, sie fuhr mit Behagen die weiten Strecken dahin, welche ihr gehörten. Die Kirche des Ortes haben sie mit einem neuen Thurm geschmückt, das Haus wohnlich eingerichtet; der eben angelegte Park fing an Schatten zu geben. Auf einer der Bänke saß sie dann wohl neben mir nieder, um mir einen interessanten Artikel einer französischen Zeitung vorzulesen. Ein Schirm mußte uns dabei vor den herabfallenden Topfen schützen. Aber der hohe Preis, den man für Topper gezahlt, machte ihr doch Kummer, oder wenigstens Besorgnis für ihre Familie.

Genug, sie war von den mancherlei Unannehmlichkeiten, welche das Leben begleiten, gedrückt, als jene Erhebung ihr wieder größere Zuversicht gab und ihre Seele erheiterte. Die Krankheit wurde nicht gehoben, aber man konnte sich schmeicheln, daß sie dieselbe überwinden würde. In den Abendgesellschaften, die sie auf den Rat ihres Arztes eingerichtet, bildete sie wieder den

Mittelpunkt. Ich habe sie dann ein paar mal gesehen, zuletzt acht Tage, bevor sie nach Straßburg abreiste. Diesen Abend werde ich nie vergessen. Sie lag auf der Chaiselongue, ihr Gesicht vollkommen blaß, ihr Ausdruck geistig und wohlwollend; wie gewöhnlich, erkundigte sie sich nach meinen Studien, sodaß ich Anlaß hatte, ihr eben von dem, was mich in den letzten Stunden beschäftigt hatte, Mitteilung zu machen: es war der Zug des Kaisers Konstantin gegen Rom; ich hatte eben Eusebius gelesen und konnte ihr mit voller Wahrhaftigkeit versichern, daß der Kaiser dem Bischof von der Erscheinung, die er vor dem Aufbruch gehabt hat, ohne allen Zweifel selbst berichtet hat und zwar mit den teuersten Versicherungen. Sie hatte vor kurzem irgend ein Buch über die religiösen Gesinnungen Konstantins gelesen und nahm vollkommen Anteil. Einige Einwendungen wurden erörtert; aber nach einer halben Stunde war es Zeit, daß ich ging. Ich habe sie nicht wieder gesehen! Schon am 10. November ist sie in Straßburg gestorben, unmittelbar nachdem sie die Hauptsätze des Christenglaubens gläubig ausgesprochen hatte. In diesem Moment wird sie dort in Topper beerdigt; ich habe meinem Sohn Otto, der dahin gegangen ist, aufgetragen, ihr in meinem Namen einen Scheidegruß auszusprechen: auf Wiedersehen!

Gottes Gnade über uns!

Elsaß, 2. Dezember 1879.

Besuch Sybels, jüngeren Bruders des Historikers, der aus Straßburg kam: der Feldmarschall habe nach fünf Tagen tiefster Betrübnis sich wieder zu voller Arbeit aufgerafft. Die Sache im Elsaß scheint mir nun so zu stehen: die frühere Verwaltung war eben durchaus Administration; sie schloß sich der eben dort eingeführten und unter Napoleon III. noch besonders ausgebildeten Departementalverfassung an. Sich von derselben zu entfernen, war um so weniger möglich, da die Idee der Selbstverwaltung dabei ziemlich berücksichtigt war. Zwischen den Eingeborenen und den Deutschen findet noch immer keine Annäherung statt; die Elsässer Damen vermeiden die deutschen Herren. Die französischen Zeitungen, welche durch die polizeiliche Aufsicht und die daran sich knüpfende Furcht, Abonnenten zu verlieren, einigermaßen im Zaum gehalten worden waren, scheinen durch die Aufhebung der bisherigen Aufsicht eher noch ermutigt worden zu sein und üben den alten Einfluß aus. Der Feldmarschall gewinnt durch sein persönliches Auftreten, seine Leutseligkeit und selbst seinen Aufwand. Die mittlere Klasse faßt eine gewisse Vorliebe für ihn; aber in der nächsten Landesversammlung, in die jetzt auch Winterer eingetreten ist, läßt sich doch nichts anderes, als Opposition erwarten. Selbst die neue Anleihe wird schwerlich ihren Beifall finden. Man glaubt, ihrer nicht zu bedürfen, und fürchtet, sie werde die Wiedervereinigung mit Frankreich erschweren: denn diese hat man noch immer im Sinne. Ich

meinte, es würde darauf ankommen, daß das Provinzialinteresse erweckt und in diesem Sinne die Überreste der alten deutschen Einrichtungen gepflegt würden. Denn darauf käme es doch wohl an; einer Einheit, wie die französische Macht sie bildet, läßt sich nichts gleichartiges entgegenstellen. Der Gedanke ist gewesen, das Land noch unbedingter an den Kaiser zu knüpfen, als das bei der jetzigen Verfassung möglich ist. Dazu aber müßte das Land erst preußisch werden. Denn in dem heutigen Reiche ist der Partikularismus gleichsam vorbehalten. Allein ein solches Vorhaben würde in dem Bundesrate auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Es bleibt nichts übrig, als das germanische Element hervorzuheben und zu fördern; die einzige greifbare Handhabe bietet dazu die augsburgische Konfession dar. Ihre Bekenner waren bei dem Ausbruch des letzten Krieges mit einem Verderben bedroht, das unabwendbar gewesen wäre, hätten die preußischen Waffen nicht den Sieg davongetragen. Ich wiederholte meine Ansicht von dem unbedingten Recht, den Wirkungen der gewaltsamen französischen Besitznahme nach zwei Jahrhunderten entgegenzutreten, von dem natürlichen Zuge der Dinge, der dahin führt, seitdem die verschiedenen abgerissenen Provinzen wieder herbeigebracht worden sind; von der natürlichen Zugehörigkeit des erwähnten Bekenntnisses zur deutschen Reichsgenossenschaft. Aber das sind alles Ideen, die für das gegenwärtige Geschlecht keine rechte Bedeutung haben. Näheres wird mir der Freund erzählen, wenn er wiederkommt. —

Gentz, 17. März 1880.

In lebhafter Erinnerung an Gentz las ich die Schrift von Fournier „Gentz und Cobenzl", die einiges Verdienst hat. Der Übergang bei Gentz von der Hinneigung zu den revolutionären Grundsätzen zu der Bekämpfung derselben, der in das Frühjahr 1792 fällt, wird nur ungenügend motiviert. Der Hauptgrund lag ohne Zweifel in der Abweichung der legislativen Versammlung von all den Interessen, welche Frankreich mit Europa verbinden. Von den aus dem Briefwechsel herausgehobenen Stellen ist die bedeutendste aus einem Briefe an Johann v. Müller über Bewegung der Kultur und Widerstand. Er erkennt den Gegensatz der Parteien, von denen die eine, wenn sie die Oberhand erhielte, alles vernichten, die andere, wenn sie herrschen würde, alles versteinern würde, so daß ein Gleichgewicht zwischen beiden das erwünschteste ist. Der Fortschritt der revolutionären Macht ist immer stärker. Man muß sich ihm widersetzen; auf diese Seite stellt sich Gentz. Es ist begreiflich, daß er ursprünglich für das System der preußischen Neutralität war, dann aber, je gewaltiger das entgegengesetzte System sich entwickelte, von demselben unbefriedigt sich erst an England, das in offenem Kriege mit Frankreich war, und dann an Österreich anschloß. Bei Fournier lernt man die Verhandlungen über seinen Übertritt in österreichische Dienste kennen. Das

Motiv für Österreich, Gentz in seinen Dienst zu nehmen, lag in seinem Gegensatze gegen Frankreich nicht allein, sondern gegen Preußen. In dieser schroffen Weise ist der Vertrag nicht zu stande gekommen. Gentz konnte, zumal da von dem österreichischen Ministerium andere Wege eingeschlagen wurden, seinen eigenen Gedanken folgen. Ihm lag an der Aussöhnung zwischen Österreich und Preußen, denen, wenn sie verbündet seien, die anderen Mächte sich anschließen würden, und an der Gründung einer allgemeinen Koalition. In diesen Ideen hat er fortan immer gelebt. Doch hat er sich dann, nachdem das Ziel erreicht worden, in dem Kampf der Ideen auf die Seite des Widerstandes geworfen. Ich habe ihn kennen gelernt, als davon nicht mehr die Rede war. Seine Thätigkeit galt allein der Aufrechterhaltung des politischen Gleichgewichts, das durch den russisch-türkischen Krieg erschüttert war. Mir hat er immer den Eindruck des Ernstes, der Tiefe der vollkommenen Hingebung an seinen Beruf und seine Pflicht gemacht. Von Frivolität habe ich nie eine Spur erblikt. —

Bekenntnis.

11. August 1880; bei Gelegenheit der anthropologischen Versammlung, deren Verhandlungen eine minder materielle Tendenz aufweisen, als die bisher vorherrschende. Aber ich kann nicht leiden, daß man die Gräber der Verstorbenen aufstört, um aus den Gebeinen die Identität des Menschen zu erkennen. Es hat etwas Wahres, wenn man sagt: laßt die Toten ihre Toten begraben.

Ich nehme vor allen Dingen ein individuelles Leben des Geistes an. Der Grad der Verwandtschaft mit der animalischen Natur, die doch unleugbar ist, hat doch ein so großes Interesse nicht für mich. Ich bleibe einfach bei dem Worte, daß Gott dem Erdkloß seinen Geist einhauchte. Das Individuum hat nun sein eigenes geistiges Leben, welches zwar nicht ohne den Körper sein kann, aber doch aus unabhängigen Kräften erwächst. Dieses Leben hat seinen Keim, seine aus dem Inneren emporstrebende Entwickelung, seine Jugendblüte und seine früchtetragende Manneskraft. Es strebt unaufhörlich empor. Es hat Krankheiten, die es zurückhalten, und Förderungen, die ihm zu gute kommen. Man kann wohl von einer Zeit der Reife reden. Minder deutlich ist es, ob auch von einer Zeit der Abnahme, da die eine Kraft und Richtung immer durch eine andere ersetzt wird. Daß es zum Tode führt, ist doch nicht unbedingt gesagt: ebenso wohl zur Unsterblichkeit, wenn die körperlichen Kräfte zu Ende gehen. Aber das ist hier nicht die Frage. Die Behauptung ist nur, daß der Geist einen lebendigen Organismus bildet, der ihm selber angehört.

Ich gehe nun weiter und nehme ein geistiges Leben in der Menschheit überhaupt an, welches sich in nationalen Anfängen manifestiert, durch deren

Vereinigung aber zu einem Ganzen wird, sodaß die gesamte Kultur darauf beruht. Wir leben mitten in der expansiven Tendenz dieser großen Bewegung, welche nicht allein die verschiedenen Teile der Welt ergreift, sondern auch in dem Inneren alle Klassen. Die sociale Bewegung scheint im Widerspruch damit zu stehen, indem sie alle positiven Hervorbringungen negiert; aber insofern hat sie doch eine Analogie, als sie die bisher von dem geistigen Leben Ausgeschlossenen mit demselben in Verbindung bringt. Die positiven Hervorbringungen, welche sie anficht, werden schon die Kraft haben, zu bestehen; indessen wird der Kreis der Teilnahme an dem geistigen Leben selbst erweitert.

Aussicht, Februar 1881.

Am 26. Einzug der Prinzessin Victoria Augusta; an dem vorhergehenden und folgenden Tage heftige Expektorationen Bismarcks gegen Camphausen, Richter, Lasker, die städtische Verwaltung. Ich fühle mich trotz der Agitationen ruhig und arbeitskräftig — wie so? Der Empfang der Gemahlin des künftigen Thronerben zeugt von einem lebendigen monarchischen Gefühl, das durch die ganze Nation geht. Eine Anknüpfung an die Vergangenheit trotz aller Stürme, die etwas ähnliches für die Zukunft hoffen läßt. Die preußische Reichspolitik von glücklichem Succeſſe begleitet; das Verhalten in dem Parlament dadurch außerordentlich, daß es Einem Manne gelingt, die konstitutionellen Versammlungen zu dominieren, jedoch nicht ohne Widerstand zu finden. Die Frage scheint zu sein, ob die Formen der Konstitution und Administration sich, wie sie sind, behaupten, oder ob sie von einem dominierenden Geiste, der große Ziele verfolgt, modifiziert und fortgerissen werden sollen. Das bewegt sich alles auf Bahnen, welche von der Vergangenheit nicht geradezu abweichen, sondern eine Konnexion mit der weltgeschichtlichen Erfahrung gestatten. Die europäische Menschheit beruht noch auf der alten Grundlage. —

Giraud.

12. September 1881. Wir waren soeben mit dem Aufsatz von Charles Giraud in der Revue historique über die römischen Centuriatkomitien beschäftigt, als ich aus dem heute eingegangenen Heft der Académie des sciences morales mit Schrecken erfuhr, daß Giraud plötzlich gestorben sei. Ich erinnerte mich lebhaft und innig der Beweise von Freundschaft, die er mir, seitdem ich ihn im Jahre 1843 gelernt hatte, gegeben hat. Zuerst damals, in einer Gesellschaft, die alle Wochen einmal zusammen speiste. Er kam eben im öffentlichen Dienst empor und präsentierte sich als ein Anhänger der historischen Rechtsgelehrsamkeit; er kannte Savignys Schriften und stand in Opposition mit der rechtswissenschaftlichen Methode in Frankreich. Er ist

nach und nach dort eine große Autorität geworden; an der Spitze der Rechtsschule selbst, an deren Prüfungen er entscheidenden Anteil nahm. Damals besuchte er mit mir und Laboulaye Villemain, welcher derzeit Minister war. Dieser empfing uns mit großer Liebenswürdigkeit und ich erfuhr von ihm etwas mehr von der Regierung Louis Philipps, als sonst verlautete. Auch bei dem alten Kanzler Pasquier gehörte Giraud zu der auserwählten Gesellschaft; ich hatte es ihm wahrscheinlich zu verdanken, daß ich daselbst aufgenommen wurde; denn sonst nahm man keine Fremden auf. Er führte mich eines Abends in das Palais der Tuilerien, wo Napoleon III., dessen Minister er eine kurze Zeit gewesen war, mich mit vieler Güte bewillkommnete. Giraud hat mich auch hier besucht; und wir sind miteinander nach Tegel gefahren. Er gehörte zu den Geistern von eminenter Kapacität, die in Frankreich nicht selten sind. Zugleich hat er lebendigen Sinn für Deutschland; er hat selbst einmal die Idee gehabt, ein Leben des Kaisers Rudolf von Habsburg zu schreiben, und bei einem Aufenthalt am Rhein mancherlei Materialien gesammelt. So wollte er auch einmal meine französische Geschichte ins Französische übersetzen. Aber größere Werke auszuführen, lag doch nicht in seiner Natur. Er war mehr ein Mann für das Journal des Savants, das er, wie ich hörte, zuletzt redigierte; für die Sitzungen der Akademie, die er fleißig besuchte, und wo er dann auch häufig sprach. Die Sitzungsberichte haben überall Artikel von ihm. Für mich war er der beste Gefährte und Führer, den ich finden konnte; immer gleich wohlwollend, zu guten Diensten bereit und voll von Freundschaft. Er ist 79 Jahr alt geworden. Daß er lebensgefährlich erkrankt sei, erkannte man daran, daß er vier Sitzungen hintereinander die Akademie nicht besuchte. Eine politische Rolle spielte er nicht, so daß sein Tod fast unbemerkt vorübergegangen ist. Bei mir hat er sich ein unvergängliches Andenken gestiftet.

Senfft v. Pilsach

starb am 2. November 1882 auf seinem Landgute Sandow. — Wie er oft erzählte, von Herkunft ein Süddeutscher — in der That aber das Ideal eines märkischen Junkers. Mit seinem Bruder zugleich in Pension bei dem Vater Hengstenberg, noch ehe der Sohn desselben herangereift war, war er doch durch und durch von den Grundsätzen des evangelischen Protestantismus durchdrungen. Früh nahm er Dienste und erwarb sich dabei in den Freiheitskriegen das eiserne Kreuz. Dann lebte er zum Teil auf seinem Landgut, das er sehr wohl bewirtschaftete, zum Teil in der Hauptstadt, wo er jedoch nicht höher als bis zum Hauptmann stieg. Er meinte oft, er sei nichts, als „ein Landsknecht Seiner Majestät“. Die zunehmenden Jahre aber vermochten ihn, den Dienst zu verlassen. In dieser Zeit habe ich ihn oft gesehen und manchen Abend, meistens in Gesellschaft von Heinrich Arnim, bei ihm zu-

gebracht. Seine Gattin war einsichtsvoll und teilnehmend; sie starb ihm früh: und seine Wehmut erwachte, so oft die Rede zufällig auf sie kam. Auch die andere Seite der Ehrfurcht, die einen echten märkischen Junker auszeichnet, nämlich vor dem königlichen Hause, dem er in tiefster Seele zugethan war, war ihm eigen. Über die öffentlichen Angelegenheiten sprach er, wie damals alle, mit Voraussetzung der fortwährenden Dauer der bestehenden Zustände. Er war herzlich und ehrlich. Geraume Zeit sah ich ihn dann nicht wieder. Seine Frau war gestorben; er hatte sich nochmals verheiratet und eine blühende Familie. Aber zugleich war die Welt eine andere geworden, und er selbst stand in hohem Ansehen. Jetzt sah man bei ihm die fungierenden Minister, einen nach dem anderen, mehrere zusammen bei opulenten, aber doch nicht lucullischen Gastmahlen — er in der Mitte, zu seinen beiden Seiten einer oder der andere der vornehmen Herren. Er zeigte sich stattlich und wohlgesinnt. In den Versammlungen, welche die Junker in ihren eigenen Angelegenheiten hielten, ist er zuweilen erschienen — wie eine Art Oheim von allen, in langem, anschließendem, grünem Rock, ohne Prätention, um ihnen ihre Pflicht zu Gemüte zu führen. Er soll nicht gerade viel Bedeutendes gesagt haben; aber seine Erscheinung war von Bedeutung. Mir bewies er fortwährend viele Freundlichkeit; er war der erste, der — aus freien Stücken, eben aus Magdeburg kommend, wo er davon gehört hatte — mir zur Verlobung meiner Tochter Glück wünschte. Mich freute es, weil ich daraus sah, daß die Heirat in diesen Kreisen keinen Widerspruch fand. Bei seinen Diners hatte ich das Vergnügen, zu wiederholten Malen Bismarck zu sehen, dem dann treffende Gedanken aufstiegen, wie die Perlen im Champagnerglas. Ich erinnere mich noch, daß ich einst — ich denke im Frühjahr 1866, mich den beiden großen Gestalten, Bismarck und Roon, näherte, um den ersten über das Verhältnis mit Österreich zu befragen. „Österreich beträgt sich schlecht", war seine Antwort. Nicht lange aber dauerte dies Verhältnis: die Wendung nach links, welche Bismarck machte, brachte nicht Entzweiung hervor, aber doch Entfremdung. Dann traten wieder Pausen meines Verkehrs mit Senfft ein, der eine von der meinen entfernte Wohnung beziehen mußte; mußte — denn wäre es auf ihn angekommen, so wäre er dort geblieben; sie lag in der heutigen Roonstraße, dem Königsplatze gegenüber. Mehr jedoch wirkte die entschiedene Haltung, welche der nunmehr alte Herr in dem Herrenhause einnahm, dabei mit. Es begegnete mir wohl, daß ich von dem Tischgespräch, das sogar lebhaft wurde, nichts mehr verstand — naiverweise rief ich aus: die Herren seien wohl zur Fraktionssitzung zusammengekommen. Genug, ein natürliches Einverständnis, wie es sich in der zweiten Periode unserer Bekanntschaft gebildet hatte, konnte sich nicht wieder bilden. Doch hat er mich noch immer von Zeit zu Zeit besucht. Seine Verhältnisse waren wohl geordnet. Auch in dieser Beziehung war er musterhaft. Noch bei einem seiner letzten Besuche hat er mir auseinandergesetzt, welche Anordnungen er in Bezug auf sein recht ansehnliches Vermögen zwischen seinen

Kindern getroffen habe. Noch im vorigen Frühjahr stieg er, nicht ohne große Beschwerde, zu mir herauf; er war dann nur zu sehr mit den laufenden Angelegenheiten beschäftigt; ich hätte gewünscht, er hätte unbesorgt um die Judenfrage ruhig mit sich selbst leben können. Jetzt ist er seiner leiblichen Beschwerden und auch dieser Selbstquälerei überhoben. Selig — wir vertrauen darauf — über das Irdische erhaben, und dennoch er selbst, lebt er nun bei Gott.

Geburtstagsfeier, 21. Dezember 1882.

Dem Geburtstage vorauf gingen zwei Schreiben: von der Kaiserin Augusta, liebenswürdiger als jemals, und von dem Kaiser, der doch einen Begriff von meiner neuesten Publikation (dritten Band der Weltgeschichte), die ich ihm zugesandt hatte, kundgab. Das Verhältnis also der Unterordnung unter eine höchste Gewalt — oder das, was die Älteren die Obrigkeit nannten — besteht, freilich mit lebendigem persönlichen Gefühl durchwoben. Ein Brief aus Portugal brachte die Beziehungen zu den Deutschen im Ausland in Erinnerung; keine anderen könnten zugleich angenehmer sein als diese.

Bald nach zehn waren die Kinder nacheinander eingetroffen. Eine wahre Befriedigung meiner Seele, sie alle in so erwünschtem Wohlsein, der vollen Entwickelung ihrer geistigen Kräfte zu sehen — zugleich mit zwei Enkeln aus Potsdam, die viel Gutes versprechen. Die Familienscene wurde durch den Sanitätsrat unterbrochen, und ich bekannte, daß ich seiner Zurückhaltung, da er mir in dem ganzen Jahre nicht eine einzige Medizin verschrieben, die Erhaltung meiner Gesundheit, soweit ich mich einer solchen erfreue, zu verdanken habe. Gegen zwölf kamen die Nichten, nicht so blühend wie die Kinder; der Entfernten, namentlich der Münchener, wurde doch nicht ohne Besorgnis gedacht; wir erfuhren, daß der junge Heinrich Helferich, der der Stolz der folgenden Generation zu werden verspricht, doch sehr krank ist und sich einer Operation hat unterwerfen müssen, deren Sinn und Zweck der Sanitätsrat näher erörterte, ohne jedoch die Besorgnis zu beschwichtigen.

Nach zwölf erschienen die Freunde: Waitz, Wattenbach, zum erstenmal Weizsäcker, Zeller, Rößler, der junge Delbrück und noch mehrere andere — die eigentlich litterarische Familie; alle im Studium der neuen Publikation begriffen, niemand davon mehr durchdrungen als Rößler. Andere Freunde schlossen sich an: Thile, Meyer, Gräfin Hacke; Frau Drake; wir beschäftigten uns zugleich mit den eingehenden Zuschriften, von denen die eine von dem Rektor in Schulpforta herrührte, in lateinischen Distichen, welche per Telegramm überliefert waren, was dann einige Schwierigkeit der Interpretation verursachte; bei weitem die vornehmste aber eine Visitenkarte des Reichskanzlers, mit ein paar eigenhändigen Zeilen, welche durch die Teilnahme, die er der Weltgeschichte widmet, sehr bezeichnend werden. Es gab also den lebendigsten

Austausch von litterarischen und historischen Ideen, bei denen die momentane Politik kaum mit einem Worte berührt wurde.

Sehr angenehm war, daß sich das Wetter gegen zwei Uhr besserte; ich konnte ausgehen, was mir dann zu großer Erfrischung gereichte; doch kam ich früher als gewöhnlich nach Haus. Ich hatte mich noch nicht der Stiefeln entledigt, als der Kronprinz erschien. Er setzte sich zu mir, er auf das Sofa, ich auf den Rohrstuhl, und es erfolgte ein längeres Zwiegespräch, nicht so desultorisch wie die früheren, sondern ausführlich in Rede und Antwort über sein epitaphisches Unternehmen, und zwar sein Vorhaben, dabei Friedrichs des Großen so gut wie nicht zu gedenken — weil sich davon in wenig Worten nichts sagen lasse. Ich blieb bei meiner Meinung, daß sich das Wesentliche doch auch in kurze Worte fassen lasse und der bedeutendste Mann der Dynastie nicht fehlen dürfe, wo von den Vorfahren, die ihn vorbereiteten, und den Nachkommen, die ihm folgten und sich ihm zum Teil anschlossen, zum Teil aber auch nicht, soviel die Rede sein müsse. Ich sprach überhaupt etwas viel, unter anderem über die allgemeine Lage der heutigen Politik, die Vereinigung der drei Kaiser, die aber nach meinem Dafürhalten nicht so weit gehen müsse, um eine Vereinigung zwischen Frankreich und England aus Gründen, wie sie Lord Derby vor kurzem entwickelt hat, hervorzurufen. Und bei der Vereinigung selbst dürfe man nicht außer Acht lassen, daß der deutsche Kaiser doch die Unterdrückung, welche die Deutschen in Livland von den Russen und in Siebenbürgen von den mit Österreich verbündeten Ungarn erleiden, nicht ganz gleichmütig mit ansehen könne. Ich erwähne das nur, weil Gespräche dieser Art zugleich veranlassen, die Dinge unter einem allgemeinen Horizont anzuschauen. Der Kronprinz zeigte sich einsichtsvoll und kordial.

Jedoch genug. Spät am Abend erschien auch Lepsius, von dem ich die besonderen Schwierigkeiten der Verlegung der Bibliothek erfuhr. Der Tag schloß mit einem Abschiedskuß meiner Tochter. So fortan! —

Graf Chambord.

24. August 1883. Tod des Grafen Chambord, Heinrichs V. Einen großen Augenblick hat der Prätendent in seinem Leben gehabt. Es war der, in welchem nach der Schlacht von Sedan keine anerkannte Regierung mehr bestand. Man könnte wohl sagen: wäre Heinrich V. damals in der Mitte einer Versammlung erschienen, welche eine starke Hinneigung zur Herstellung einer monarchischen Regierung gehabt hätte, so würde er Aussicht gehabt haben, den Thron zu besteigen. Er soll in Paris gewesen, aber durch den Anblick der Lokalitäten, die alle von dem Unglück seines Urgroßvaters ihren Namen empfangen hatten, erschreckt zurückgegangen sein. Es giebt zweierlei Arten von Mut: Mut zu Widerstand und Mut zu Unternehmungen. Nur

den ersten hat Henry cinq gezeigt; er wollte die Trikolore nicht annehmen, unter keiner Bedingung, auch nicht der der Krone. Wenn er den Entschluß nicht faßte, etwas großes zu unternehmen, so rührt das wohl auch daher, daß er keine Nachkommen hatte. Hätte er das Königtum wieder hergestellt, so würde das doch nur zum Vorteil der lebensvollen Linie, die der seinen und der Dynastie zunächst stand, geschehen sein. Ihm fehlte nichts mehr, als ein lebenskräftiger Sohn an seiner Seite. So zog er sich zurück; der Enkel und rechtmäßige Erbe der großen Könige, vor denen Europa gezittert hatte, starb isoliert von aller Welt auf einem erkauften Landsitz. Er ist doch eigentlich an Hunger gestorben oder Atrophie. Nur seine Agonie und sein Tod beschäftigen die Aufmerksamkeit der Welt.

Was aber nun? Können Ansprüche, wie er sie machte, auf eben diese jüngere Linie, den Grafen von Paris übergehen? Sie würden ohne Wirkung bleiben, wenn nur die Republik Frankreich so organisiert wäre, daß sie bestehen könnte. Das aber muß man doch bezweifeln. Ich rede nicht von den Prinzipien, die einander ewig widerstreben, sondern von der aktuellen Lage der Dinge. Für diese aber ist der Streit, der soeben nicht allein durch die Zeitungen geht, sondern Eindruck in Europa macht, sehr bezeichnend. Die deutsche Regierung hat der französischen Vorstellungen über die unerträglichen und unerhörten Schmähungen gemacht, die in den französischen Blättern, besonders seit der Erscheinung des sogenannten Anti-Prussien, gehäuft, und in den Straßen von Paris kolportiert werden. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hat darauf, so viel man hört, geantwortet: er könne das nicht verhindern, da die Presse nicht unter dem Ministerium, sondern unter der Municipalität stehe. Mag sich das so verhalten oder nicht, so ist doch die Thatsache unbestreitbar: die Regierung ist der Presse nicht mächtig. Wie kann aber eine Regierung, welche Frieden mit den Nachbarn zu behaupten die Aufgabe hat und zu haben erklärt, diese erfüllen, wenn sie die Aufwallungen nicht zu zügeln vermag, welche nach dem Kriege hintreiben? Nicht aber allein eine Sache des guten Willen ist das; es hat einen tieferen Grund. Die Republik könnte bestehen, wenn sie sich allein auf die Bourgeoisie gründete, wie Thiers es wollte. Aber sie hat die Partei, welche Thiers verbannte, wieder aufgenommen, und diese übt nun einen großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten aus. Soviel man weiß, hat der Präsident mit den Socialisten bis auf einen gewissen Grad gemeinschaftliche Sache gemacht. Während Gambetta, der in die Amnestie gewilligt hatte, sie durch das Übergewicht seiner Partei niederhielt, ist der Präsident selbst mit einigen seiner Freunde in ein näheres Verhältnis zu ihnen getreten. Man bedarf ihrer Stimmen und diese beherrschen die Municipalität. Das jetzige Ministerium kann sie nicht im Zaum halten. Eben diese nun agitieren die Population im Sinne der Revanche, des Krieges gegen Deutschland. Sie finden damit bei der öffentlichen Meinung die lebendigste Teilnahme. Sie sind es, durch welche der allgemeine Friede besonders bedroht wird. Die inneren und äußeren

Angelegenheiten fallen zusammen. Die Socialisten, das sind doch die alten Jakobiner in moderner Gestalt, bedrohen zugleich die Ruhe von Frankreich und den Frieden von Europa. Die Regierung von Frankreich, wie sie jetzt beschaffen ist, unterliegt einem fremden Einfluß. Wäre nun eben dies nicht der Moment, wo der Graf von Paris, der jetzt keinen Legitimisten und keinen Bonapartisten zu fürchten hat, sich dieser unhaltbaren Lage der Republik entgegensetzen sollte? Ich erwarte das nicht. Eine Möglichkeit liegt dazu vor; aber immer unter einer Bedingung, die schwer zu erfüllen ist: er müßte der Revanche entgegenwirken. Und nicht, meine ich, aus Friedensliebe allein, sondern um den Radikalen und Socialisten den Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten im Innern und Äußern, den sie ausüben, abzuschneiden. Das könnte aber wieder nicht geschehen, ohne daß noch einmal ein Waffengang versucht würde. Dann könnte man auch von der anderen Seite Bedingungen eingehen, welche populären Beifall haben und den Frieden sichern würden. Vor allem muß die Gereiztheit der beiden großen Nationen, der Deutschen und Franzosen, aufhören.

Niederwalddenkmal, 28. September 1883.

Das den Erinnerungen an die Kriege von 1870 und 1871 gewidmete Denkmal, zu dem sechs Jahre früher der Grundstein gelegt worden war, ist vollendet und ward enthüllt. Graf Eulenburg sprach dabei in volltönenden Worten des Jubels die allgemeinen Gefühle aus. Man kann sich aber dabei doch nicht verhehlen, daß es etwas Gewagtes ist, so nahe der fremden Grenze ein Denkmal des Sieges aufzurichten, welches offenbar provozieren muß. Der Kaiser sprach demütiger, mit echtem religiösen Gefühl; er bezeichnet das Geschehene als ein Werk der Vorsehung, die Nation selbst als ihr Werkzeug und wiederholt die Worte, die sein Vater nach den Jahren 1813—15 ausgesprochen hatte. Ich denke: diese Auffassung ist auch, wohlverstanden, die wahrhaft historische. Denn nicht auf einen Kampf der beiden Nationen kommt es an, von denen der Vorsehung die eine so lieb ist, als die andere, sondern auf den Gang der weltgeschichtlichen Begebenheiten überhaupt. Welches aber war eben dieser? Die für die eine unerträgliche Herrschaft der anderen, die französische Übermacht war zugleich die Übermacht über den Kontinent. Eine allgemeine Koalition gehörte dazu, um ihr ein Ende zu machen. Die Deutschen thaten doch nur ihre Pflicht, wenn sie sich vereinigten, was doch nur nach und nach geschah, dieser Herrschaft ein Ende zu machen. Der große Mann, der die Unterdrückung mit populären Ideen belebte, wurde verjagt; aber die Elemente, die er in Frankreich zurückließ, unaufhörlich mit einander ringend, bewirkten doch, daß er einen Nachfolger hatte, mehr als ein Menschenalter nach seinem Abgange. Und der nun nahm die Erinnerung an seinen Oheim auf. Er war nicht allein Fürst

der Franzosen: als er den Kaisertitel annahm, machte ihm Kaiser Nikolaus die gegründete Erinnerung, daß dadurch die imperialistischen Ideen der Armee erweckt werden würden. Er antwortete, daß man sich darum nicht zu bekümmern habe. Aber was vorauszusehen war, geschah. Es war nicht gerade die Wiederherstellung der alten imperialistischen Herrschaft, was man anstrebte. Aber wo die Waffen entscheiden, wer kann da für die Erfolge gut sagen? Napoleon III. kam in den Stand, zuerst Rußland anzugreifen, was wenigstens soviel bewirkte, daß Rußland die Autorität verlor, die es bisher behauptet hatte, und vor den Türken zurücktreten mußte. Dann wandten sich die Waffen gegen Österreich. Der Kaiser selbst erschien in Waffen und hatte den Triumph, Italien dem Hause Habsburg-Lothringen zu entreißen. Nach manchem Zwischenfall, in welchem Frankreich eine sehr eingreifende Rolle spielte, wandte er sein Augenmerk gegen Preußen — mit verdoppelter Feindseligkeit, da es eben in einem inneren Kriege der alten Koalition den Sieg über Österreich davongetragen hatte. Er wollte keinen Nebenbuhler in der obersten Gewalt dulden. Wer will da alle die Beweggründe aufzählen, die den feindlichen Zusammenstoß hervorgebracht haben? Wenn es dann aber geschah, so liegt am Tage, daß Preußen sich eine die äußere Politik betreffende, obwohl auf eine sehr eventuelle Vermutung begründete Anmaßung über seine Entschlüsse nicht gefallen lassen konnte. Der Krieg mußte unternommen werden. Daß es damit glücklich ging, war auf der einen Seite durch die Vernachlässigung der imperatorischen Pflichten, auf der anderen durch die innere Zunahme der Bewaffnung bedingt. Dadurch aber wurde nicht allein das Geschick von Preußen und Deutschland, sondern das der Welt überhaupt erfüllt. Die schwächste Macht der Koalition gewann den Sieg über den Mann, der die stärkeren besiegt hatte. Es war sehr in der Ordnung, daß die Deutschen den vorkämpfenden König zu ihrem Kaiser erhoben. Dieser Erhebung dient das Denkmal. Aber die große Kombination ist doch, daß die eigentliche Vollendung der Siege über den ersten Napoleon darin lag. Das Denkmal ist ebenso ein Denkmal der früheren Konflikte und Siege.

Ich meine nicht, daß der Kaiser diese Ideen hatte; aber seine Ansprache entspricht denselben. Sie bringt die erwünschte Mäßigung in den Jubelruf. —

Die alten Schüler, 6. April 1884.

Ich erinnere mich bei Anwesenheit der einst jungen, jetzt ergrauten Mitglieder, die an den historischen Übungen teilnahmen, der damals begonnenen Studien zur deutschen Geschichte. Eine lange Reihe der Jahrbücher des deutschen Reiches habe ich jetzt wieder durchgesehen; aber eine noch bei weitem größere Aussicht gewähren die auf allen anderen Seiten fortgeführten historisch-diplomatischen Studien. Was wir damals im Stillen begannen, wozu wir die Keime legten, das ist jetzt zum großen Baume geworden, unter dem

die Vögel des Himmels nisten. Ich knüpfte bei meinen historischen Übungen an die älteren Studien an, die ich schon in Frankfurt getrieben hatte. Die alten Sammlungen verschiedener Art mit nicht vollständig korrekten Texten hatte ich schon damals durchzulesen begonnen. Noch weiter aber geht die Erinnerung zurück zu Stenzel, der Hauslehrer bei einem Prediger an der Nikolaikirche in Leipzig war, aber geschulter Historiker von Beruf. Bei ihm habe ich die erste Sammlung von Scriptores gesehen und auf seiner Stube ein Stück davon zu lesen begonnen, unter seiner Anweisung. Das setzte ich in Frankfurt fort, wo ich eine Arbeit über die alten Kaiser behufs meiner Lektionen versuchte. Seitdem waren die ersten Bände von Pertz erschienen. Sie reichten aber nur in die karolingische Zeit, nicht eigentlich in die der deutschen Geschichte. Wir mußten also die alten Editionen wieder hervorholen. Ich bin noch erstaunt über das Talent und die Applikation der jungen Leute, die sich um mich versammelten. Da waren: Giesebrecht, der mich heute besuchte, Köpke, Wilmanns, und auch Waitz trat ein, dem ich damals gesagt habe — denn diesen Eindruck machte er mir —: er sei bestimmt, der Muratori der deutschen Geschichte zu werden. Giesebrecht war poetisch angelegt; er verstand schon damals zu schreiben; Köpke sinnvoll, mit den Gaben eines Gelehrten; Dönniges unternehmend, voll von praktischen Intentionen. In diesem Kreise gedieh die Arbeit. Wir kamen auf das Chronicon Corbejense, dessen Unechtheit ich zuerst erkannte, ohne sie beweisen zu können. Die Mitglieder der Gesellschaft machten die Untersuchung, durch welche die Unechtheit nachgewiesen wurde. Waitz war damals nicht zugegen; er war nach Kopenhagen gegangen und sträubte sich, als er zurückkehrte, unsere These anzunehmen, überzeugte sich aber dann. Mit Hirsch, einem unserer fleißigsten Mitglieder, arbeitete er dann die Schrift aus, die uns alle überzeugte. Hirsch war der jüngste von allen, sehr wohl vorbereitet und eifrig. Da haben wir uns nun vereinigt, die Jahrbücher des sächsischen Hauses auszuarbeiten. Was mich dazu bestimmte, war zunächst das Beispiel von Raumers Hohenstaufen und Stenzels Salischen Kaisern. Auf einer Reise durch den Harz und einem Aufenthalt in Quedlinburg waren mir die Reliquien dieser Zeit zu Gesicht gekommen und hatten großen Eindruck auf mich gemacht. Es mochten mich wohl die ältesten Jugenderinnerungen an Kloster Memleben und das Unstrutthal, das wir bewohnten, bestimmen. Mit den beiden genannten Werken konnten wir nicht rivalisieren, da so viele und verschiedene Geister zusammenarbeiten sollten. Wir entschlossen uns zu partiellen Ausarbeitungen in Publikationen, für die jedoch keinerlei buchhändlerische Remunerationen zu erwarten waren. Meine Vorrede läßt die Stimmung erkennen, in der wir arbeiteten. Ich sollte sie in die Sämtlichen Werke aufnehmen, wie sie war. Über diesen Anfängen hat nun der Segen des Himmels gewaltet. Die genannten Männer haben sich in der Welt Bahn gemacht; doch halten sie noch in alter Freundschaft zusammen — soviel ihrer noch leben — und mit mir. Es ist eine Art von

Familienverbindung in der Litteratur. Möge kein Mißhauch diese Freundschaft trüben!

Manteuffels Tod, 17. Juni 1885 in Karlsbad.

Nimmermehr hätte ich gemeint, daß ich noch in den Fall kommen würde, eine Notiz dieser Art zu diktieren. Manteuffel war in den letzten Jahren nicht selten von einer krankhaften Schwäche heimgesucht, aber er wußte dieselbe durch eine aufmerksame Schonung seiner Kräfte unschädlich zu machen; er flößte Vertrauen zu seiner Zukunft ein und hatte ein solches selbst. Wie die Katastrophe plötzlich ihn überfiel und fortriß, wird aus den verschiedenen Berichten doch nicht recht deutlich. Die Tochter, die dem Vater die Augen geschlossen hat, ist einfach der Meinung, Gott habe ihn zu sich berufen; sie hielt ihn also bis zu seinem Tod für wohlerhalten und findet ihren Trost nur in der religiösen Idee. Etwas näher wird man durch den Sekretär unterrichtet. Auch dieser weiß nichts von vorangegangenen Leiden; wenn angenommen werden könnte, daß der Tod des Prinzen Friedrich Karl Einfluß auf Manteuffel gehabt hätte, so stellt er das in Abrede. Den nächsten Anlaß des verhängnisvollen Unwohlseins sieht er in dem Besuch einer dem Andenken Friedrich Wilhelms III. gewidmeten ziemlich steilen Anhöhe, die Manteuffel nicht einmal, wie früher, sondern zweimal hinangestiegen sei und zwar in drückender Hitze. Das Überspringen des Wetters von Kälte zu Hitze, von Hitze zu Kälte auszuhalten, war er nicht mehr stark genug. Seine Kräfte waren erschöpft; bei dem ersten Anfall der Krankheit fühlte er, daß er sterben werde. Da er einige Anordnungen für diesen Fall traf, namentlich, um seine Tochter nicht in Geldverlegenheiten geraten zu lassen, hat ihm der Sekretär gesagt, er brauche daran nicht zu denken, er möge sich an seinen Freund Ranke erinnern, der um vieles älter sei. Aber, hat er gesagt, Ranke hat eine bessere Gesundheit, der kann noch lange leben; mit mir geht es zu Ende. Daß das eine feste Überzeugung bei ihm war, möchte ich nicht glauben; er würde sonst der religiösen Gesinnung gemäß, die ihm innewohnte, das Sakrament verlangt haben. Alles Nachtwachen in seiner Nähe hat er sich verbeten. Am Morgen stand er auf, um sich seine Hände zu waschen. Das Wasser ist warm, sagte er; hiebei brach er zusammen und war nicht mehr. Von einem Todeskampfe war nicht die Rede. Insofern mag der Tod als eine Heimberufung Gottes erscheinen; aber wenn man das annimmt, so ist es vollends unbegreiflich, denn welch eine Lücke wird durch seinen Tod gerissen! Er war in einem großen schwierigen Werk, der Pacifikation von Elsaß-Lothringen, begriffen, und es schien ihm damit zu gelingen. Das Werk selbst hat einen idealen Grund; es kam darauf an, die Provinz, die durch die Entscheidung der Waffen, also wie die Alten glaubten und die Neueren versichern, durch den Willen Gottes von Frankreich losgerissen, an Deutschland geknüpft worden war, unter dem Vorbehalt der

Unterwerfung unter diese Entscheidung zu regieren. Sein Sinn war, alle Parteilichkeit dabei zu vermeiden. Zwischen den beiden Reichen wollte er keine neuen Feindseligkeiten veranlassen; er wollte deutsch sein ohne die Franzosen zu beleidigen. Jede Härte, die sich nicht auf das oberste Prinzip der Unterwerfung bezog, wollte er vermeiden. Er geriet dadurch mit der bereits eingeführten Beamtenwelt, welche eine strenge Einengung des niedergeworfenen Elementes forderte, in einen gewissen Widerstreit. Ebenso wollte er von dem Zwiste der beiden Konfessionen abstrahieren. Es war ihm genug, die Augsburgische Konfession zu beschützen; auf die Katholiken aber einen unzuträglichen Einfluß sich anzumaßen, war er weit entfernt. Er wollte ein Regiment der Gerechtigkeit aufrichten, frei von allen leidenschaftlichen, politischen und religiösen Voreingenommenheiten. Mancherlei Schwierigkeiten erwuchsen ihm von den beiden Seiten her, in deren Mitte er stand. Der Reichstag versagte, hauptsächlich doch infolge der Reibungen der Faktionen, seine Beistimmung zu Maßregeln, die eine stärkere Befestigung der Militärmacht in der Provinz durch deren eigene Mitwirkung bezweckten; von der anderen Seite wirkten die Zeitungen, an die man dort gewöhnt war, widerwärtig ein. Zwischen allen diesen Gegenwirkungen behauptete er eine freie Stellung; er meinte sie zugleich durch Fürsorge für die unleugbaren Interessen des Landes zu dominieren. Wir haben oft in Betracht gezogen, daß er mit alledem doch nicht zu seinem Ziele gelangen werde. Warum aber nicht? Es ist ja klar, daß sich das Elsaß solange nicht mit Deutschland vereinigen wird, als noch eine Möglichkeit besteht, daß Frankreich wieder einmal die militärische Oberhand davontragen werde; denn dann würden alle verloren sein, welche sich den Deutschen angeschlossen haben würden. Ein solcher Erfolg aber liegt in einem Umschwung der allgemeinen Kombination, die doch niemand berechnen kann. Das Einzige ist, die Dinge zu nehmen, wie sie sind. Und da ist ein Verfahren, wie es Manteuffel einschlug, das einzige, das eingeschlagen werden kann. Es entspricht der Idee der Humanität, in der wir leben und weben. Eben scheint es ihm besser zu gelingen, als bisher, da ist er den menschlichen Dingen entrückt worden.

Unentbehrlich ist er in anderer Weise für seine Familie; immer anderen großen Beschäftigungen hingegeben, hat er für die Erhaltung und Vermehrung seines Vermögens keine Zeit behalten. Zuletzt lag ihm das sehr am Herzen; da ist er aber bei Verwendung einer ansehnlichen Summe, die ihm als öffentliche Belohnung zugewiesen wurde, in ein Kaufgeschäft geraten, welches die schwersten Unzuträglichkeiten mit sich geführt hat. Er hielt es dennoch für seine Pflicht, dabei auszuhalten, und hoffte noch alles zu einem guten Ende zu führen. Auch das schien ihm wohl zu gelingen; auch da aber hat ihn auf der Mitte seines Weges der Tod hinweggenommen.

Und was soll ich sagen von seinen Freunden, von mir selbst? Er hatte mehr Verständnis für meine Schriften, eine größere, geistige Sympathie, als mir sonst in der Welt zuteil geworden ist. Bei meinem weltgeschichtlichen

Unternehmen glaubte ich, wenn es mir gelänge, es soweit zu führen, für den letzten Teil auf seine Teilnahme rechnen zu können; denn er hatte in den schwierigsten Verwickelungen mitgearbeitet und war mit einem vortrefflichen, sehr präcisen Gedächtnis begabt. Er hätte mir da unendlich nützlich werden können. Aber Gottes Wille war das auch nicht. Wie weit bin ich noch selbst von diesen Regionen entfernt! Schwerlich werde ich sie erreichen. Aber auch für den bisher zurückgelegten Weg war mir seine Teilnahme, sein Beifall von unschätzbarem Wert. —

Überreichung des Ehrenbürgerbriefs, 8. August 1885,

eines Briefs, der von drei Männern die Treppe heraufgetragen wurde, durch seine prachtvoll und sorgsam gearbeitete Außenseite mein Erstaunen erregte, und der dann, umrahmt von einer anmutigen künstlerischen Ausstattung, viel Eindruck auf mich machte. Das Bild der Geschichte hat die Wage der Gerechtigkeit in der Hand; vor demselben erscheinen dann historische Heroen und Großwürdenträger der Welt in ihrer Pracht, von Cäsar bis auf Napoleon. Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, kann doch wohl nur heißen: sie in ihrem Wesen erkennen.

Der Oberbürgermeister v. Forkenbeck, ein hochgewachsener stattlicher Mann von einigen sechzig Jahren, den ich ja schon kannte, vollzog sein Geschäft mit Einsicht und Würde und verweilte dann beinahe zwei Stunden. Im Gespräch mit ihm gewann ich einen Einblick in den Gedankenkreis eines Mannes, der in der Abgeordnetenkammer, dann in hohen städtischen Ämtern geübt, jetzt einen Wirkungskreis hat inmitten der laufenden Ereignisse. Er hat eine lebendige Vorstellung von dem Verdienst des Königs, von welchem ich wohl sagte: er verstehe sein Metier, d. h. seine Würde und die Erfordernisse seines Amtes. Forkenbeck wußte viel zu erzählen, woraus sich das noch besonders ergab. Er verweilte bei dem ersten Empfang nach dem Attentat des Nobiling: der König wandte sich eben zuerst an ihn als den Vorsteher der Stadt; er sprach sehr gut und fließend. Forkenbeck hat die Worte auf des Königs Wunsch niedergeschrieben und ihm dann wieder vorgelegt. Der König bemerkte eine kleine Veränderung; nämlich wo er gesagt hatte, „mit Schule und Unterricht sei es schlecht bestellt", hatte Forkenbeck geschrieben „nicht gut" oder so etwas, wovon dann der König gesagt habe: „Forkenbeck hat mich verbessert". In mannigfachem Verkehr hat Forkenbeck mit dem Fürsten Bismarck gestanden, der bei ihm fast noch mehr eigensinnig, in dem Moment befangen erschien, als einfach stolz auf seinem Weg daherschreitend. Die Abwechselung des Regimentes erschien in der Färbung persönlicher Stimmung.

Forkenbeck spricht sehr rasch; ich könnte den Inhalt seiner Mitteilungen nicht wiederholen. Im Gedächtnis geblieben sind mir etwa folgende Momente. Die Bauern wünschen vor allem etwas für sich selbst zu sein; sie

verwerfen die meisten Eingriffe der Regierung; dem Adel sind sie noch immer innerlich entgegengesetzt. Die Bürgerschaft von Berlin ist regsam und fleißig. Forkenbeck bemerkt den Unterschied zwischen der großen Mehrzahl, die unter 1000 Mark Einkommen hat, und den besser Situierten; auf die letzteren wünscht er die Last der Mietsteuer zu wälzen, um die ersteren zu erleichtern; aber er hat sich selbst die Schwierigkeiten nicht verhehlt, die das im inneren Getriebe veranlassen würde. Die städtische Gesetzgebnng erfordert auch die Umsicht des Steuermannes; man muß die Maßregel nach der jedesmaligen Lage abwägen. Die Gesetzgebung des Staates tritt dabei natürlich zurück. Der Gesichtspunkt konzentriert sich in dem städtischen Bedürfnis. In einem Punkte sieht er schwarz. Es ist der Gegensatz der Arbeitgeber und der arbeitenden Klasse. Der Strike der Maurer, der sich in heftigem Haß kundgiebt, bedeutet nicht viel Gutes. Das Unterrichtswesen der Hauptstadt ist überaus umfassend und kostspielig. Würde man aber die Stadt fragen, ob sie desselben entledigt zu sein wünsche, so würde die Antwort verneinend ausfallen. Die Bürger fühlen sich selbständig und wollen es bleiben. Forkenbeck erwähnt die Schwierigkeiten, welche er in den Beratungen des Magistrates findet. Die besoldeten Mitglieder sind in der Opposition nicht nachgiebiger, als die unbesoldeten; er muß oft mit seinem Hammer eingreifen; aber zuletzt, meint er, lasse sich doch alles durchführen, wenn man nur nicht das Selbstgefühl verletze: sie nehmen das, was ihnen vorgeschlagen ist, besonders dann an, wenn sie glauben dürfen, daß der Gedanke von ihnen selbst herrühre. Man sieht wohl: der Herr Oberbürgermeister denkt nicht gering von seiner Stellung. Auf meine Frage, wie sich die Ergebenheit der Bürger gegen die Dynastie verhalte, versicherte er: der Dynastie hänge man unbedingt und ungeteilt an; selbst die sociale Absonderung neuerer Zeit mache darin keinen Unterschied. Auf meine Frage, ob nicht der eigentümliche preußische Ehrgeiz die Bürgerschaft besonders belebe, ging er nicht weiter ein; ebenso nahm er meine, selbst von Monsieur Thiers geteilte Ansicht, daß der niedere Adel unentbehrlich sei, weil er die Pepinière der Armee bilde, nur eben an, ohne das eine oder das andere zu bestreiten. Sein Geist war eben mit den städtischen Angelegenheiten vollkommen in sich selbst beschäftigt. Mehrere hundert verschiedene Sachen kommen ihm Tag für Tag vor. Er hält sich aber nur dann für gesund, wenn er abends noch einige Zeit für die Lektüre verwenden kann, ohne durch die Geschäfte gestört zu werden. Mir war das Gespräch deshalb von großem Interesse, weil mir dieser Gedankenkreis so lebendig noch nicht entgegengetreten war: er reicht bis in die allgemeinsten Angelegenheiten. Ich begreife, daß ein Mann in dieser Stellung an der Reichsverwaltung hauptsächlich tadelt, daß der Kaiser kein Veto besitze. —

Und nun zurück zu dem Kaisertum Ottos III., mit dessen Ende ich eben beschäftigt war, als der Herr Oberbürgermeister kam! 9. August.

Gebet aus den achtziger Jahren.

Wer ist die Kraft,
Die Leben in mir schafft?
Wer giebt Erkenntnis
Und Verständnis?
Wer bewahrt die Seele,
Daß sie nicht fehle?
Allgewaltiger,
Einer und Dreifaltiger,
Du hast mich aus dem Nichts gerufen,
Hier liege ich vor Deines Thrones Stufen!

Gesamtregister.

* Namen, die unter C vermißt werden, sind unter K aufgenommen.

Inhaltsverzeichnis

zum vierten Bande.

II. Zeiten des Übergangs zur modernen Welt. (14. u. 15. Jahrh.)

Herausgegeben von Alfred Dove und Georg Winter.

III. Über die Epochen der neueren Geschichte.

Vorträge dem Könige Maximilian II. von Bayern gehalten. Herausgegeben von Alfred Dove.

Anhang.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg, S.-A.